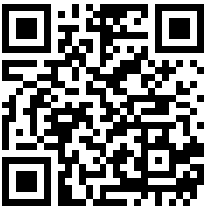
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

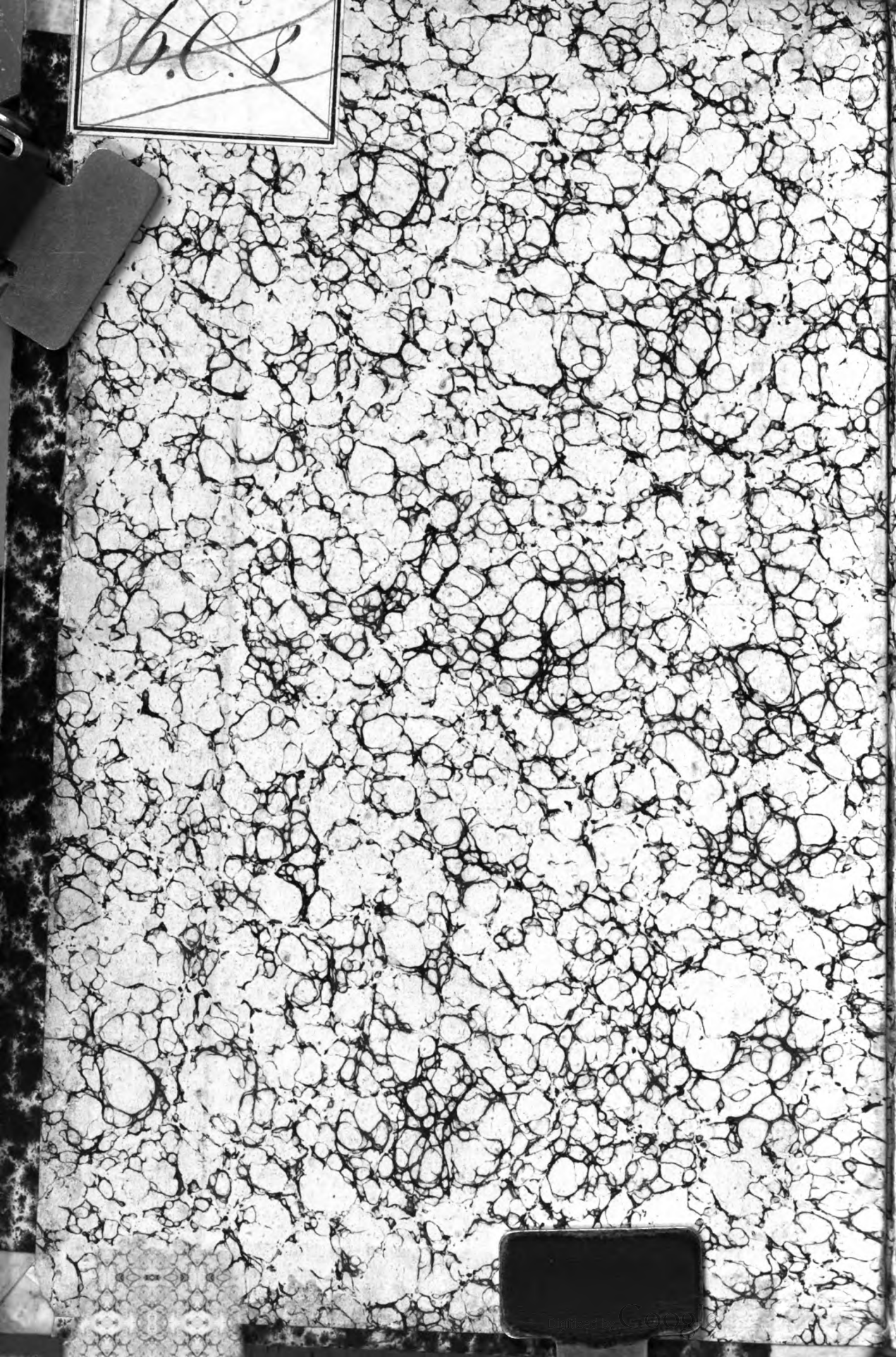
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

KAIS.KÖN.HOF- BIBLIOTHEK
61.945-C
Neue



ÖNB
+Z139702906

Digitized by Google

61945-C.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichische Wochenschrift

für

Wissenschaft und Kunst.

Neue Folge.

Zweiter Band.

(Jahrgang 1872. Heft 28—53.)

Wien.

Druck und Verlag der kaiserlichen Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Allgeyer, J.: Anselm Feuerbach. 641.
A*r.: Eine tirolische Dichterin. 56.
— Karl v. Lutteroti. 190.
— Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte. 289. 328. 363.
Bacmeister, A.: Schloß und Schlüssel. 97.
— Keltische Studien. IV. 439.
B.: Zwei Gothaer 737.
B. B.: Das arme Deutsch. 372.
— Zwei Gothaer. 737.
Chmelarz, E.: Die Jüdin von Toledo. 481. 551.
Conze, A.: Projectirte und begonnene Ausgrabungen. 596.
Cuspinians Lehenhof zu St. Ulrich. 381.
Du Prel, K. Frh. v.: Die Metaphysik der Geschlechtsliebe in ihrem Verhältniß zur Geschichte. 193. 243. 276.
a. d.: Von den österreichischen Universitäten 705. 745. 807.
E.: Die Wahhabiten. 522.
— Aus Moschele's Leben 797.
A. J. E.: Franz Stelzhamer. 689.
Ein Europäer in Patagonien. 129.
Falke, Jac.: Die Kunstprincipien bei Gartenanlagen. 289.
Falke, Joh.: K. Marx' volkswirthsch. Ansichten. II. III. 65. 309.
Frauenfeld, G. v.: Der neueste Nebenfeind 760.
Göhlert, V.: Galizien vor hundert Jahren. 541.
Hartel, Wilh.: Sappho und die Sappho-Sage. 161. 205.
Hartmann, E. v.: Zur Geschichte der Aesthetik. 1. 43.
— Aus einer Dichterwerkstatt. 417.
Heinzel, R.: Ein französischer Roman aus dem 13. Jahrh. 385. 427. 460.
Hellwald, Ferd. v.: Die niederländischen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen. 353.
Horawitz, A.: Aus deutschen Humanistenkreisen 343.
— Ein österreichischer Schulmeister. 592.
H.: Der gegenwärtige Stand der prähistorischen Wissenschaft. 449. 490.
Ilg, A.: Die moderne Ornamentik. 235,
Köchel, L. R. v.: Joseph v. Bergmann. 394.
— König Ludwig I. von Baiern. 769.
Krones, Fr.: Stefan Vitnyédy und seine Briefe. 257. 300.
Kuh, Em.: Schillers Demetrius, fortgef. von Laube. 577.
Lentner, Ferd.: Des Erzstiftes Salzburg letzte diplomatische Action. 218.
— Freih. v. Stein in Oesterreich. 609. 653.
Lippmann, Fr.: Deutsche Renaissance. 586.
Lorenz, O.: Ueber das Wachsthum der engl. Verfassung. 51.
Lubitsch, L. v.: Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs. 633. 683. 754.
F. Lr.: Zwei italienische Kunstausstellungen. 567
Merkel, A.: Der Begriff der Strafe in seinen geschichtl. Beziehungen. 513.
M.: Das vormal. österr. Adelsgericht. 380.
H. M.: Ueber das Alter des Feldmarschallamtes in Deutschland. 126.
— Oesterreichs Waffenfabrication im Mittelalter. 791.
Obermüller, Wilh.: Sind die Ungarn Finnen oder Wogulen? 225. 251.
— Die Herkunft der Sekler I — IV. 788. 813.
Pauli, P. E: Hausmusik. 533.
Peschel, O.: Ueber die ältesten religiösen Erregungen des Menschen. I. Die Abgötter. 673
Pfaundler: Ueber das Verhältniß der Physik. zu den anderen Wissenschaften. 10.
Pichler, Ad.: Alex. v. Humboldt. 710.
Reformen an der k. Akademie der Künste in Wien. 378.
Riehl, A.: Die sieben Todsünden. 620.
— Zwei Rectorsreden 826.
Rokitansky's Portrait von Jacoby.
Rösler, R.: Zur Entstehungsgeschichte der Menschheit. 404.
— Edward v. Buckingham 545.

Digitized by Google

Rösler, R.: Der alte und der neue Glaube. 801.
M-r Allerlei Verse. 788.
Sachau, Ed.: Das Bethnall-Green-Museum. 508.
— Indische Malerei. 629.
Scherer, W.: Ueber Raphaels Schule von Athen. 33. 81.
Schröer, K. J.: Schillers Nachlaß. 103. 138.
Schulte, Fr. R. v.: Das Verhältniß von Kirche und Staat. 118.
F. St.: Eine sociale Krankheit. III. 22.
— Eine sociale Krankheit. IV. 180.
— Zur socialen Frage. 724.
Vernaleken, Th.: Der ewige Jude. 456. 502. 538.

Besprochene Bücher.

Archiv des Vereins f. siebenb. Landeskunde (O. Lorenz). 191.
A. L., Die Arbeitseinstellungen. 729.
Baumann, Gesch des deutschen Volks. 224.
Bericht der n. ö. Handels- u. Gewerbekammer. 735.
Böhmert, Socialismus u. Arbeiterfrage. 725.
Bowitsch, Bilder und Novelletten. 544.
Brachelli, Statist. Skizze d. österr. ung. Monarchie. 640.
Braumüllers Badebibliothek. 159.
Bruhns, A. v. Humboldt (Pichler). 710.
Drayton, Nymphidia 789.
Du Bois-Raymond, Ueber die Grenzen des Naturerkennens (Riehl). 696.
Dühring, Krit. Gesch. d. Principien der Mechanik (Riehl). 605.
Egger, Vorschule der Aesthetik. 96.
Ethé, Die Fahrten des Sajjid Battál (Sachau). 603.
Exner, Aussteller und Ausstellungen. 448.
Faulmann, Gesch. d. Buchstabenschrift und Stenographie. 478.
Fehrs, Krieg und Hütte. 790.
Felder, Die Gemeindeverwaltung v. Wien. 736.
Felicetti, Steiermark im Zeitraume vom 8. bis 12. Jahrh. (M. Pangerl.) 287.
Ficker, Ueber die Datirung einiger Urkunden Kaiser Friedrich II. (K.) 58.
Freemann, the growth of the english constitution. (O. Lorenz.) 51.
Freytag, Karl Mathy. 737.
Friederichs, Kunst und Leben (Conze). 284.
Geiger, Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit (R. Rösler). 404.
Grillparzer, Die Jüdin von Toledo (Ghmelarz). 481. 551.
Grimm, Leben Raphaels (W. Scherer). 33.
Großmann, Geschäftsordn. ꝛc. ꝛc. 799.
Grün, Culturgesch. d. 16. Jahrh. (A. Horawitz.) 156.
Grünhagen, Die Hussiten-Kämpfe der Schlesier. (G. B.) 60.
Habermann, Studien über Agrargesetzgebung. 479.
Hamerling, Die sieben Todsünden (Riehl). 620.
Heigel, Ludwig I. Kögig von Baiern. 769.
Heraclius, von den Farben. 766.
Hermann, Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft. 382.
Hildburghausener Classikerausgaben. 479.
Hlasiwetz, Rede. 826.
Hoppe, Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten (E. v. H.). 574.
Horawitz, Beatus Rhenanus (Rösler). 638.
Hueber, Heribert von Salurn. 700.
Jahrbuch d. volkswirthsch. Vereins in Wien. 607.
Ihering, Der Kampf ums Recht (Wahlberg). 471.
Keller, Legenden. 222.
Knaake, Jahrb. d. d. Reichs (Horawitz). 701.
Krones, die Stellung der Deutsch-Mährer. 413.
Kübeck, Reiseskizzen aus den Verein. Staaten. 412.
Lambel, Erzählungen und Schwänke (J. Rathay). 173.
Langhans, Ein Stück Orient. 350.
Laube, Demetrius (E. Kuh). 577.
Lemcke, Gesch. d. deutschen Dichtung (A°r.). 270.
Liberatore, la chiesa e lo stato (Schulte). 118.
Lübke, Gesch. d. deutschen Renaissance (F. Lippmann). 586.
Ludwig, Shakespeare-Studien (Ed. v. Hartmann). 417.
Marx, Das Capital (Joh. Falke). 65. 309.
Masing, Ueber ein Goethe'sches Lied. 544.
Meißner, Wertnherus (Lambel). 93.
Meyers Handlexikon d. allg. Wissens. 416.
Milow, Auf der Scholle 789.
Meyers Deutsches Jahrbuch. I. 607.
Mittheil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. 95.
Moltke, Deutscher Sprachwart. 384.
Musters, At home with the Patagonians. 129.
Peinlich, Gesch. d. Gymnas. in Graz (Ilwof). 474.

Digitized by Google

Pharus am Meer des Lebens. 826.
Philosophie gegen naturwissensch. Ueberhebung. 255.
Programm des Josephstädter Obergymnasiums. (Horawitz). 592.
Publicationen des Vereins f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens. 663.
Richter, Prinz Eugen von Savoyen (K. W.). 60.
Rollett, Festrede. 826.
Rosegger u. Heuberger, Volkslieder aus Steiermark (A. Zeitteles). 599.
Rozière, Recueil gén. des formules. 415.
Rückert, Kindertodtenlieder. 788.
Saggio delle opere di Leon. da Vinci. 830.
Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. 372.
Schasler, Krit. Geschichte d. Aesthetik (E. v. Hartmann). 1. 43.
Schedo-Ferroti, Die internat. Arbeiterbewegung. 727.
Springer, Dahlmann. II. Bd. 737.
Stamm, Gesch. der Arbeit (F. St.). 253.
Steinhauser, Geographie von Oesterr.-Ungarn. 413.
Strauß, der alte und der neue Glaube. 801.
Tannhäuser, der neue. 790.
Thausing, Dürers Tagebücher. 414.
Traun, Salomon von Ungarn. 790.
Vincenti, Die Tempelstürmer Hoch-Arabiens. 730.
Wickenburg-Almasy, Erlebtes und Erdachtes. 782.
Wirth, Die sociale Frage. 726.
Wurzbach, Laura 791.
Wuttke, Entstehung der Schrift. 476.
Zaleski, Pamiętniki Stanisława Augusta Poniatowskiego (Lubitsch). 633. 683. 754.
Zeißberg, Das älteste Matrikelbuch der Universität Krakau (K.). 286.
Zeit- und Streitfragen. 62.
Pernice, Die Verfassungsrechte ꝛc. (Kürschner). 510.

Kleine Mittheilungen. 32. 128. 224. 320. 384. 448. 480. 512. 576. 702.
Rechts- und Staatswissensch. Wochenblätter 671. 702. 735. 832.
Nekrologie 63. 160. 288. 672. 704.

Digitized by Google

Digitized by Google

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOFBIBLIOTHEK

Zur Geschichte der Aesthetik.

„Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst", lautet der Gesammttitel des auf zwei starke Bände berechneten Werks, von welchem der erste bis jetzt vorliegende Band [1]) nur die „Grundlegung" zu bieten bestimmt ist. Diese Grundlegung zu dem zweiten systematischen Theil hat zunächst die Aufgabe, eine vorläufige Orientirung über die ästhetischen Fragen im Allgemeinen zu bewirken, dann aber auch den Nachweis zu liefern, daß die Geschichte der Aesthetik als Wissenschaft nicht ein zufälliges Durcheinander verschiedener und meist unvereinbarer Ansichten, sondern wie die Geschichte der Philosophie überhaupt, von der sie ja nur ein Theil ist, das stufenweise Fortschreiten eines organischen Entwicklungsprocesses aufweist, daß die Geschichte der Aestethetik zugleich die gesetzmäßige historische Genesis des ästhetischen Bewußtseins der Menschheit ist. Der Versuch einer Durchführung der Idee der historischen Entwickelung auf dem Gebiete der Aesthetik, welche bisher selbst von Hegel nicht versucht, von Vischer sogar als unmöglich angesehen wurde, ist es, welcher dem ersten Bande des Schaslerschen Werks eine eigenartige Bedeutung gegenüber allen bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete verleiht, und dieser Standpunkt ist es zugleich, welcher die Geschichte der Aesthetik in einem ganz anderen Sinne als bisher als „Grundlegung" des Systems der Aesthetik erscheinen läßt. Wer nämlich die Geschichte der Aesthetik als organische Entwicklungsgeschichte des ästhetischen Bewußtseins betrachtet, der wird in der, beziehungsweise in den letzterreichten Stufen dieser Wissenschaft ein empirisch gegebenes Material erkennen, in welchem einerseits die nächste zu erreichende Stufe schon vorgezeichnet sein muß, dem aber auch andererseits Einseitigkeiten und Unzulänglichkeit anhaften müssen, welche eine objective oder immanente Kritik nachzuweisen im Stande sein muß, so daß aus der kritischen Durchdringung der letzterreichten Standpunkte sich zwar nicht der Inhalt der nächsten Stufe, aber doch das Problem, welches derselben zu lösen obliegt, formuliren lassen muß. Mit dieser Formulirung des Problems mit Hülfe der historischen Kritik ist nun zwar

[1]) Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die Gegenwart, als Grundlegung für die Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst, von Dr. Max Schasler. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1872.

Digitized by Google

unmittelbar für die systematische Aesthetik nichts gewonnen, da letztere jedenfalls ganz unbefangen und ohne alle Rücksichten auf Ansichten früherer Denker sachlich ab ovo beginnen und allein aus der Natur der Sache heraus alle Fragen entwickeln und lösen muß; aber es wird doch mittelbar durch diese historische Grundlegung eine Rechnungsprobe gewonnen, indem nach Beendigung des systematischen Aufbaus der Aesthetik aus rein sachlichen Gesichtspunkten sich herausstellen muß, daß dieses System der Aesthetik gerade in der Lösung desjenigen Problems oder derjenigen Probleme gipfelt, welche sich aus der historischen Kritik als nächste Forderungen ergeben hatten, so daß aus dieser Uebereinstimmung erhellt, daß das betreffende System der Aesthetik in der That beanspruchen darf, für die nächsthöhere Stufe in der Genesis des ästhetischen Bewußtseins der Menschheit zu gelten, und alle bisher erreichten Stufen als aufgehobene Momente in sich zu enthalten. — Es wäre ganz verkehrt, zu wähnen, daß man jemals durch historische Kritik die sachliche Behandlung irgend eines Wissensgebiets ersetzen könne; es wäre nicht minder unberechtigt, zu behaupten, daß ein System der Aesthetik nicht ohne alle Rücksichtnahme auf frühere ästhetische Ansichten eine eigenthümliche und berechtigte Stufe im organischen Entwicklungsgange des ästhetischen Bewußtseins begründen könne (wie fast alle früheren Aesthetiker beweisen); demnach wird niemand verkennen, daß eine solche Rechnungsprobe einem neuen ästhetischen Standpunkt eine sehr bedeutende Stütze gewähren muß und daß die Beibringung einer solchen historischen Garantie oder Legitimation von Seiten eines neu auftretenden Aesthetikers für unsere vom historischen Bewußtsein schon so sehr durchdrungene Zeit mindestens sehr erwünscht sein muß.

In wie weit der Verfasser im Stande sein wird, seinen formell correcten Standpunkt schöpferisch zu erfüllen, darüber ist bis jetzt ein Urtheil natürlich nicht möglich. Aber selbst wenn der zweite Band, das System der Aesthetik, niemals erschiene, oder nicht den vom Verfasser erregten Erwartungen entspräche, würde doch das vorliegende Werk eine Arbeit von unschätzbarem Werthe für alle späteren Bearbeiter der Aesthetik sein, so daß man nur wünschen könnte, auch auf anderen Specialgebieten, z. B. dem der Ethik, ähnliche Arbeiten entstehen zu sehen.

Was die Persönlichkeit des Verfassers betrifft, so hat dieselbe zu ihrem Unternehmen insofern günstigere Bedingungen für sich als manche andere, weil sie einerseits auf der Höhe der philosophischen Speculation unserer Zeit steht, und andererseits durch den Beruf eines praktischen Kunstkritikers und Redacteurs der deutschen Kunstzeitung (die Dioskuren) seit zwei Decennien im ununterbrochenem innigen Verkehr mit der ausübenden Kunst gestanden hat. Die jugendliche Frische und Begeisterung für die Sache, welche Schasler sich auch in die Jahre des gereifteren Denkens gerettet hat, macht sich auch in dem vorliegenden Werke vortheilhaft geltend, während die in den wissenschaftlichen Kritiken seiner Kunstzeitung bisweilen zu allzuherber Schärfe sich zuspitzende Schneidigkeit der

Digitized by Google

logischen Präcision seiner Feder hier zu einer sachlichen Objectivät geläutert ist, die nur in der Einleitung gelegentlich den souveränen Humor zwischen den Zeilen durchblitzen läßt, und höchstens im kritischen Anhang mitunter grelle kritische Schlaglichter auf neuere Schriftsteller wirft. Mit großer Klarheit und Geradlinigkeit des Denkens verbindet er das unschätzbare Talent, nicht Unwichtiges oder Ueberflüssiges zu sagen, und einen Ordnungssinn, der den zu behandelnden Stoff mit der trefflichsten und übersichtlichsten Oekonomie vertheilt, so daß man stets den Zusammenhang des Ganzen im Auge behält und nicht leicht etwas doppelt besprochen wird. Nichts Unwichtiges sagen und nichts doppelt sagen, sind aber die beiden Bedingungen der Kürze, und ihnen verdankt es dieses Buch, daß es einen vollständigeren und erschöpfenderen Ueberblick über das geschichtliche Material gewährt, als irgend einer seiner Vorgänger, die es übrigens auch an Umfang übertrifft. Eine klare, kurze und erschöpfende Behandlung eines an sich wichtigen Gegenstandes kann nicht anders als interessant sein, zumal eines Gegenstandes, der wie die Aesthetik auf jenem Grenzgebiete liegt, welchem Laien und Frauen eher als einer reinen Wissenschaft ihr Interesse zuzuwenden pflegen. Die ohnehin schon wohlgegliederte Architektonik prägt sich noch schärfer vermittelst Recapitulationen ein, welche am Schlusse jedes Capitels den Hauptinhalt der einzelnen Paragraphen gedrängt wiederholen. Der Inhalt der allgemeinen philosophischen Standpunkte ist jedesmal in so weit angedeutet, als für das Verständniß des Laien in der Philosophie erforderlich ist, so daß das Werk weiteren Kreisen des gebildeten Publicums anempfohlen werden kann.

Eine interessante Zugabe ist die Einleitung, welche eine „Kritik der allgemeinen ästhetischen Standpunkte“ gibt, um durch eine in systematischer Reihenfolge fortschreitende kritische Beleuchtung aller möglichen Arten, sich dem Schönen und der Kunst gegenüber zu verhalten, zunächst nur einmal die specifisch wissenschaftliche Betrachtungsweise in ihrem Unterschiede von allen andern Standpunkten zu veranschaulichen. Man könnte dies als eine begriffliche Entwickelung der wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Kunst bezeichnen, da einerseits eine wirkliche Genesis hier nicht vorliegt (vielmehr die Standpunkte nebeneinander bestehen), oder doch innerhalb desselben Individuums nur geringe Verschiebungen durchmacht, andererseits aber eine begriffliche Stufenfolge vom Verhalten des völlig rohen Laien bis zu dem des wissenschaftlichen Aesthetikers nicht zu verkennen ist. So wird es verständlich, daß der Verfasser diese Einleitung in demselben Sinne als Grundlegung der kritischen Geschichte der Aesthetik betrachtet, wie er letztere als die des Systems der Aesthetik ansah. Wie es sich bei letzterer darum handelte, sich über die bisherigen Leistungen der Aesthetik im Allgemeinen zu orientiren und insbesondere die Formulirung der nächsten Probleme als Resultat zu gewinnen, so liegt in der Einleitung die Aufgabe vor, sich über alle möglichen Verhaltungsweisen des Subjects einem Kunstwerk gegenüber zu orientiren, und speciell die Eigenthüm-

Digitized by Google

lichkeit der wissenschaftlichen Betrachtungsweise auf diesem Gebiete als Resultat zu erzielen.

Der Verfasser beginnt mit dem naiven Empfindungsurtheil des Laien, der sich der bestimmenden Einflüsse für sein Urtheil noch in keiner Weise bewußt geworden ist, aber auch gerade deßhalb ebensowohl eine geniale Unmittelbarkeit des Blicks in aller Unbefangenheit entfalten kann, wie er andererseits in den wunderlichsten und ungehörigsten praktischen Interessen seiner zufälligen Subjectivität stecken bleiben kann. Dem allgemeinen Begriff des Laien steht der eben so allgemeine des Kenners gegenüber, der sich sogleich wieder in den ausübenden Künstler und den bloßen Kunstfreund scheidet. Ganz vortreffliche und beherzigenswerthe Wahrheiten sagt Schasler über den Standpunkt, den Künstler Kunstwerken ihrer Gattung gegenüber bei der Beurtheilung einnehmen. Nicht die Reflexion macht den Künstler, sondern die geniale Unmittelbarkeit des Schaffens, welche Gefahr läuft, in demselben Grade geschwächt zu werden als der Künstler durch Reflexion zum Bewußtsein über dieselbe gelangt (S. 17). Statt aber dies anzuerkennen, „sind sie, indem sie die innere Selbstgewißheit, daß sie den Inhalt besitzen, mit dem reflexiven Bewußtsein darüber verwechseln, des Glaubens, auch die alleinigen Besitzer der Wissenschaft davon zu sein, und gerathen bei dem Versuch, sich als Denker zu zeigen, oft in die Lage, sich bei dem wirklichen Denker lächerlich zu machen" (S. 18). Am unbefangensten urtheilt der Künstler (die Technik ausgeschlossen) da, wo er als Laie urtheilt, d. h. bei einem nicht von ihm ausgeübten Kunstgebiet. — Der Kunstfreund kann sich zum Kunstliebhaber, Kunstmäcen, selbst zum Kunstkenner im edleren Sinne erheben, aber auch als Kunstsammler zum Kunstnarren herabsinken. Dem Sammler aus Liebhaberei steht derjenige gegenüber, der aus der Kunst, ohne sie auszuüben, ein Geschäft macht. Der Kunsthändler scheidet sich aber bald in den Verleger neuer Kunstwerke, dem der Name des Künstlers und der Geschmack des Publicums maßgebende Gesichtspunkte bleiben müssen, und den Auctionator, der in der Nothwendigkeit einer rationellen Katalogisirung den Antrieb zur geschichtlichen Betrachtung der Kunst gewinnt. Hier beginnt eine zweite Reihe von Standpunkten; während die bisher angeführten nur durch verschiedene praktische Interessen charakterisirt werden, beginnt nun ein selbstständiges theoretisches Interesse sich einzustellen, obwohl dasselbe noch nicht den Namen eines wissenschaftlichen Interesses im strengeren Sinne des Worts beanspruchen darf.

Aus der zunächst rein chronologischen Ordnung des Stoffes entspringt die naivste Stufe des Kunsthistorikers: der Kunstchronist (z. B. Vasaris Kunstgeschichte). Bald gesellt sich zur chronikalischen Berichterstattung eigene Forschung, welche den weitesten Spielraum bietet, von antiquarischer Spielerei und philologischer Pedanterie durch werthvolle Monographien und brauchbare Sammelwerke hindurch bis zur zusammenhängenden und verständnißvollen Kunstgeschichte. Wenn die Kunde der zusammenhängend verarbeiteten Thatsachen bis hierher

Digitized by Google

gediehen ist, so drängt sie nothwendig über sich hinaus zum philosophisch-wissenschaftlichen Verständniß der Kunst als solcher, ohne welches die verschiedenen geschichtlich gegebenen Stufen der Kunst eben nicht begriffen werden können. Der Kunsthistoriker bewegt sich nothgedrungen in lauter ästhetischen Kategorien, welche nur die wissenschaftliche Aesthetik zu erklären und zu begründen vermag. Es beginnt also hier eine dritte Reihe von Standpunkten, welche nunmehr das eigentliche wissenschaftliche Interesse repräsentiren, und somit zugleich die hauptsächlichen Stufen der ästhetischen Betrachtungsweise darstellen.

Wie wir überhaupt mit der naiven Unmittelbarkeit des Laien begannen, so beginnt auch das wissenschaftliche Bewußtsein über das Schöne und die Kunst mit unmittelbarer Anschauung, mit einem naiven Aussprechen des Erlebten, dem das poetische oder rhetorische Bild die angemessene Ausdrucksform ist. Hierin kann sehr Bedeutendes geleistet werden, wie z. B. die oft bewunderungswürdige Tiefe der Intuition eines Jean Paul beweist; aber das Bild bleibt immer ein unwissenschaftliches Surrogat des Gedankens, und die farbenreichen Blüthen der bildlichen Rhetorik werden leicht zur schönrednerischen Phrase, welche unter ihrer bestechenden Form oft nur die völlige Gedankenleere verbirgt und den Gaumen für die herbere Kost echter Wissenschaft verwöhnt. Solches phantastische Aesthetisiren wird dann, wie Schasler sehr gut bemerkt, oft als sporadische decorative Schönrednerei verwendet, um den trockenen stofflichen Inhalt sogenannter populärer Bücher über Kunstgeschichte gefälliger aufzuputzen, aber es wird auch als eigenes Gebiet cultivirt, für das sich sogar Reisende etablirt haben. Das Mittel, um aus der Unbestimmtheit der Gefühlsphrase herauszukommen, kann kein anderes sein als die kühle verständige Reflexion. Diese ist aber ihrer Natur nach abstract, und jede Abstraction ist wieder ihrer Natur nach einseitig. Das instructive Gefühlsurtheil gibt glücklichenfalls eine Totalität der Intuition, in welcher alle Seiten der ästhetischen Beurtheilung enthalten, aber implicite und unbewußt enthalten sind; die abstrahirende Reflexion kann diese nur stückweise zum Bewußtsein bringen und ist daher in jedem einzelnen Moment einseitig. Jede Seite der ästhetischen Wahrheit, welche durch die Reflexion explicirt und zum Bewußtsein gebracht wird, beansprucht nun verzeihlicher Weise in der Freude der Entdeckung eine größere Tragweite als ihr zukommt; jede Abstraction hat die Tendenz, sich an die Stelle des Ganzen zu setzen. Die reproducirende Reflexion sammelt nun diese verschiedenen Seiten abstracter ästhetischer Wahrheiten, die jede für sich durch ihr Hervorgehen aus der Anschauung selbst etwas mehr oder minder Plausibles haben, aber nebeneinandergestellt sich oft genug widersprechen.

Der Kunstgriff des reflectirenden Zusammenstellens ist nun eine solche Art der Gruppirung, welche die einander widersprechenden einseitigen und gleichberechtigten Sätze so weit voneinanderrückt, daß der Leser des Widerspruchs nicht gewahr wird. So entsteht eine im schlimmern Sinne „populäre" Blumenlese „von eben so wahren wie falschen, d. h. begrifflich werthlosen aber

Digitized by Google

dem oberflächlichen Verständniß plausibeln Vorstellungen in kaleidoskopischem Mischmasch" (S. 211). Diese „Eklektiker sind die wahren Parasiten der Wissenschaft, und namentlich der Philosophie; nicht etwa bloß in der Hinsicht, daß ihr bestes Wissen auf Compilation, ihr ganzes Denken auf mehr oder minder geschickter Ausbeutung und Verwerthung der Gedanken Anderer beruht, sondern viel mehr noch darin, daß sie diese Gedanken verstümmeln indem sie sie zugleich trivialisiren" (212).

Aber dieser abstract reflectirende Eklekticismus muß nothwendig über sich selbst hinaustreiben zur philosophischen Durchdringung und Verarbeitung der einseitigen Reflexionsurtheile. Indem eine gesunde Kritik die richtige und die falsche Seite eines jeden anerkennt, und die entgegengesetzten Einseitigkeiten in einem höheren Urtheil vereinigt, überwindet sie den Schein des Widerspruchs, statt ihn zu ignoriren und zu vertuschen. Durch dieses kritische Abwägen des Geltungsmaßes und der Tragweite jedes Reflexionsurtheils und die Zusammenfügung aller zu einem System ästhetischer Wahrheiten, in welchem jedes seine berechtigte Stelle findet, geht die Reflexion in die philosophische Speculation über; so wird die ästhetische Reflexion zur Philosophie der Kunst. Dieser Standpunkt der philosophischen oder speculativen Kunstbetrachtung gewinnt die dem unmittelbaren oder intuitiven Empfindungsurtheil inhärirende und in dem nothwendigen Durchgangsstadium rationalistischer Reflexion verloren gegangene Totalität zurück, — ja noch mehr, sie besitzt genau dieselben Elemente wie die unmittelbare Intuition und genau in demselben Werthverhältniß oder in derselben Ordnung nach der gegenseitigen Bedeutung, es besitzt sie aber bewußt, während sie dort noch unbewußt waren, und nur ihr letztes Facit als Empfindung ins Bewußtsein trat. Weil dieses Bewußtsein nur ein durch Reflexion vermitteltes sein kann, und der wahrhaft speculative Standpunkt ein ideales, immer nur approximativ zu erreichendes Postulat bleibt, darum ist dieser Standpunkt formell mit dem der Reflexion identisch und nur durch die systematische und erschöpfende Durchführung verschieden, wohingegen er inhaltlich dem der Intuition näher steht, ja sogar sich mit ihm immer mehr zu identificiren bemüht sein muß.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese Stufen nur als relative zu nehmen sind, die ihre Bezeichnung nach dem Ueberwiegen des einen oder des andern Elements erhalten. Denn die Empfindung gelangt nur dadurch zum Urtheil, daß sie sich des abstracten Ausdrucks der Sprache bedient; die Reflexion wäre einerseits leer, wenn sie nicht ihren substantiellen Inhalt an der Empfindung hätte, und enthält andererseits ebensowohl ein Moment der verknüpfenden Syntheſe wie der trennenden Analyse in sich; die philosophische Speculation endlich ist substantiell Empfindung, formell Reflexion; auch sie braucht zur Gewinnung jedes neuen höheren Gesichtspunktes behufs positiver Ueberwindung abstracter Gegensätze eines blitzartigen intuitiven Erkennens, und die vollendete Syntheſe der systematischen Totalität bleibt auch ihr

Digitized by Google

immer nur Ideal. Bei dieser Relativität der drei Stufen ist es kein Wunder, wenn dieselben sich auf verschiedenen Stadien des Entwicklungsganges des ästhetischen Bewußtseins wiederholen.

Wenn also die phantastische Aesthetik der schönrednerischen Phrase ebensowohl wie die systemlose populäre Aesthetik des compilirenden Eklekticismus nur als Vorstufen des eigentlich philosophischen ästhetischen Bewußtseins betrachtet werden können, und daher nur das letztere in der Geschichte der Aesthetik berücksichtigt zu werden braucht, so hindert das nicht, daß innerhalb des geschichtlichen Entwicklungsganges sich das Verhältniß dieser drei Standpunkte wiederholt, also relativ genommen die griechische Aesthetik als intuitive, die neuere von Baumgarten bis einschließlich Kant als reflectirende, und die nachkantische Aesthetik als speculative bezeichnet werden kann, ja sogar daß innerhalb dieser geschichtlichen Entwicklungsstadien dasselbe Verhältniß sich wiederholt, also z. B. in der griechischen Aesthetik Plato die intuitive, Aristoteles die reflectirende, Plotin die speculative Stufe, oder in der Aesthetik des 18ten Jahrhunderts Baumgarten die intuitive, Winckelmann und Lessing die reflectirende, Kant die speculative Stufe repräsentirt. Schon im vorigen Jahrhundert ist die Arbeitstheilung in der Aesthetik so bedeutend, daß die genannten Männer ihrer Entwicklungsphase nur die geistige Signatur aufdrücken, während sich um jeden eine Anzahl anderer gruppirt, die in einem gewissen geistigen Abhängigkeitsverhältniß zu ihnen stehen, und mehr oder minder einer popularisirenden Richtung angehören. So gruppiren sich zu Baumgarten: Sulzer, Moses Mendelssohn und Moriz; zu Winckelmann und Lessing: Herder, Hirt und Goethe; zu Kant: Schiller, Jean Paul und Wilhelm v. Humboldt. Bei der nivellirenden Tendenz der Popular-Aesthetik schwächen sich die formellen Unterschiede der Hauptrepräsentanten der verschiedenen Stufen in ihren Trabanten um so mehr ab, je weiter sich diese von einer streng wissenschaftlichen Haltung entfernen, so daß für die Einordnung der letzteren in die Geschichte der Aesthetik mehr nur die materielle, inhaltliche Abhängigkeit von den ersteren der bestimmende Grund sein kann. Schwieriger gestaltet sich die Gliederung in der letzten Periode, der Aesthetik des 19. Jahrhunderts, wo der Stoffreichthum fast überwältigend wirkt. Schasler setzt hier die Aesthetik des Idealismus als die intuitive, die des Realismus als die reflectirende, und die erst zu schaffende des Idealrealismus als die speculative Stufe. So sehr auch in dem von Seiten des objectiven Idealismus neu aufgewärmten ästhetischen Platonismus der intuitive und in der formalistischen Aesthetik Herbarts und seiner Schüler der reflectirende Charakter anzuerkennen ist, so bedenklich scheint doch die Einordnung der Aesthetik des absoluten Idealismus (Weiße, Hegel, Vischer) in die intuitive Stufe, wennschon es die intuitive Stufe der dritten, also speculativen Hauptphase ist. Innerhalb der drei Entwicklungsstufen des Idealismus selbst (des subjectiven, objectiven und absoluten Idealismus) macht Schasler nicht einmal mehr den Versuch, sein Gliederungsprincip wiederum anzuwenden,

Digitized by Google

da er selbst den intuitiven Charakter der zweiten Stufe, des objectiven Idealismus, wiederholt hervorhebt. Im Ganzen müssen wir gleichwohl das Eintheilungsprincip als treffend anerkennen.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick über die Tendenz und Haltung des Buches können wir zu dessen eingehender Würdigung nicht umhin, einen vergleichenden Blick auf die bereits vorhandenen Werke dieser Art zu werfen. Abgesehen von monographischen Behandlungen kommen hier nur drei Arbeiten in Betracht, von denen wiederum nur eine die gesammte Geschichte der Aesthetik umfaßt, während von den anderen beiden die eine nur die antike, die andere nur die deutsche Aesthetik behandelt. Betrachten wir zuerst die beiden letzteren, so ist Ed. Müllers „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten" (Bd. I, 1834, Bd. II, 1837) ein vortreffliches verdienstvolles Werk, dem auch Schasler wiederholentlich die ehrendste Anerkennung zollt. Aber sowohl nach seinem Umfang wie nach seiner gelehrt-philologischen Haltung eignet sich das Buch nicht zur Lectüre für Laien und ist im Einzelnen durch neuere Specialforschungen in vielen Punkten überholt.

Lotze's „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" laborirt formell an dem Uebelstande einer Dreitheilung des Stoffs, in Folge deren der Leser jede Stufe der Aesthetik drei Mal durchlaufen muß, was sowohl die Klarheit des Gesammtbildes jeder Stufe als auch (bei der Unsicherheit, unter welcher Rubrik nach einer bestimmten Frage zu suchen sei) die Auffindbarkeit beeinträchtigt. Dazu kommt noch, daß Lotze sich jener vornehm kühlen Objectivität befleißigt, welche es über ein bloß referirendes Aneinanderreihen des historisch gegebenen Materials wenig hinausbringt und jeder möglichen Polemik mit noch Lebenden ängstlich aus dem Wege geht. Rechnet man hiezu eine Reservirtheit und Gewundenheit des Ausdrucks, welche nicht selten an Unbestimmtheit grenzt, so scheint es fast, als könnte diese völlig reservirte Objectivität nur daraus entsprungen sein, daß Lotze einen *principiellen* Standpunkt überhaupt nicht besitzt, wenn er auch über manche ästhetische Einzelfragen sich ein bestimmtes Urtheil gebildet haben mag. Dies wäre nun zwar in einer Zeit der Verwirrung der Ansichten nichts weniger als ein Vorwurf, vielmehr ein Lob der Unbefangenheit, aber dieses sokratische Nichtwissen qualificirt doch auch nicht zum Geschichtschreiber im modernen Sinne, von dem man nicht bloß einen unparteiischen Bericht, sondern auch einen Aufschluß des Verständnisses für den inneren Entwicklungsgang der Sache verlangt, was ohne eigenen Standpunkt, und zwar einen solchen, der dem Dargestellten *überlegen* ist, nicht möglich ist.

Wenn Lotze gleichsam im Dienste eines objectiv-*interesselosen* Eklekticismus schreibt, so ist Zimmermanns „Geschichte der Aesthetik" im Interesse eines *tendenziösen* Eklekticismus verfaßt. Zimmermann gehört als Herbartianer der formalistischen Richtung der Aesthetik an; man kann daher sein Buch gleichsam als Herbartianische Geschichte der Aesthetik bezeichnen. Ihm

Digitized by Google

ist die Geschichte der Aesthetik ein Sammelsurium von sehr vielen falschen (auf ein inhaltlich Schönes gehenden) Ansichten und einigen richtigen (auf formal Schönes gerichteten) Gedanken, und sein Hauptaugenmerk besteht in dem Hervorkehren der letzteren. Schasler ist hingegen aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen, welche wegen ihrer tiefsinnigen und einzig richtigen Auffassung der Geschichte als einer organischen Entwicklung uns mit den tüchtigsten Geschichtsschreibern im Gebiete der Philosophie beschenkte, bis diese Auffassung in neuerer Zeit auch über die Kreise der Hegel'schen Schule hinaus allgemeinere Verbreitung fand. Hätte Schaslers Buch dem Zimmermanns gegenüber nur die Bedeutung, eine Hegelianische Geschichte der Aesthetik zu sein, so würde dies allein genügen, um sein Auftreten zu rechtfertigen. In der That hat aber Schasler den Hegelschen Ausgangspunkt im Princip entschieden überwunden und zwar ebensowohl in formeller wie materieller Hinsicht. Er erkennt an, daß der absolute Idealismus bei seiner einseitigen Betonung des Denkens dem Sein gegenüber und bei seinem unkritischen Verhalten gegen das Ausdrucksmittel der Sprache doch unwillkürlich im Subjectivismus einer abstracten Idealität stecken geblieben sei, und deßhalb den eben so einseitigen Gegensatz des Schopenhauer'schen und Herbart'schen Realismus hervorgerufen habe, über welche beide Standpunkte zu der höheren Einheit eines wahren Idealrealismus hinauszugehen sei (vgl. S. 940, 943 bis 945, 1042 bis 1043, 1132). Mit dieser principiellen Stellungnahme, die einem reinen Hegelianer unmöglich wäre, beweist Schasler, daß er sich auf der vollen philosophischen Höhe unserer Zeit befindet, und daß er, wenn er in der Durchführung seinem Princip treu bleibt, das Recht hat, sich als Kritiker nicht bloß neben, sondern über die Vertreter der einseitigen Principien des Idealismus und Realismus zu stellen. Außerdem besitzt aber auch sein Werk, wie wir schon oben sahen, erhebliche formelle Vorzüge in der bei jedem Aesthetiker vom Allgemeinen zu den besonderen Problemen systematisch fortschreitenden Gliederung des Stoffes. Einen solchen formellen Fortschritt des Nachfolgers über den Vorgänger ist man übrigens auch berechtigt zu erwarten; bloß gleichkommen hieße hier: weniger leisten. Der Cardinalunterschied zwischen beiden Werken liegt aber in der schon erwähnten Verschiedenheit der Standpunkte: kritische Geschichtsdarstellung im Interesse eines tendenziösen Eklekticismus und Begreifen der Geschichte als einer organisch-genetischen Entwicklung des ästhetischen Bewußtseins der Menschheit.

Daß eine solche Entwicklung vorliegt, ist zwar a priori wahrscheinlich, soll aber doch erst durch dieses Werk bewiesen werden, wird also von den Anhängern der formalistischen Aesthetik stets geläugnet werden. Deßhalb ist es nöthig, noch einen Blick auf den Streit der formalistischen und inhaltlichen Aesthetik im Allgemeinen zu werfen. (Schluß folgt.)

Berlin. E. v. Hartmann.

Digitized by Google

Ueber das Verhältniß der Physik zu den andern Wissenschaften [1]).

Von Prof. Dr. Pfaundler.

Wenn wir die Entwicklung der Wissenschaften näher ins Auge fassen, so finden wir dieselbe durch ein Princip geleitet, welches sich auch anderwärts als ein außerordentlich kräftiges und fruchtbares erwiesen hat. Es ist das Princip der Arbeitstheilung.

Konnten die Griechen unter dem Worte Philosophie noch Alles das zusammenfassen, was von Wissenschaft und Kunst Eigenthum der gebildeten Classen geworden, so waren zur Zeit der Gründung unserer Hochschulen bereits vier deutlich gegliederte Gruppen des menschlichen Wissens entstanden, welchen die vier Facultäten entsprachen.

Schon war es also als unmöglich erkannt worden, mehr als eine der Gruppen Theologie, oder Jurisprudenz, oder Medicin, oder alle jene Wissenschaften zu betreiben, die man speciell die philosophischen nannte.

Bald schieden sich aber auch diese in Unterabtheilungen. Die Naturwissenschaft erstrebte und erreichte eine unabhängige Stellung, welche später auf manchen Universitäten durch Gründung einer eigenen Facultät anerkannt wurde.

Die humanistischen Fächer ihrerseits erfuhren eine gesonderte Entwicklung.

Die Spaltung ging weiter. Die Naturwissenschaft erreichte bald einen solchen Umfang, daß kein Menschengeist mehr im Stande war, sie zu umfassen, zu beherrschen. Es sonderte sich die beschreibende Naturgeschichte von der begründenden Naturlehre. Aber auch hier konnte die Entwicklung nicht stehen bleiben.

Das Princip der Arbeitstheilung forderte stets neue Specialisirungen. So sehen wir denn die Naturbeschreibung auch an kleineren Hochschulen dreien Lehrkräften anvertraut. Die Mineralogie, die Botanik und Zoologie fordern je eine volle Menschenkraft heraus, ja haben deren Leistungsfähigkeit vielfach

[1]) Aus der Festrede, gehalten am 16. Mai 1872 in der Aula der Universität Innsbruck.

Digitized by Google

bereits überschritten. Schon sehen wir die ausgezeichnetsten Vertreter derselben ihre Kräfte auf einzelne Theile ihres Faches concentriren, da es längst nicht mehr möglich ist, das ganze Gebiet zu beherrschen.

In ähnlicher Weise haben sich Astronomie, Chemie und Physik als besondere Gruppen entwickelt. Die letztere bildet als mathematische oder als Experimentalphysik, als Molekularphysik, als Krystallophysik u. s. w. ihre Unterabtheilungen, jede bereits umfangreich genug, um an größern Universitäten einer besondern Lehrkraft zu bedürfen.

In der humanistischen Gruppe verhält es sich ebenso. Die Abänderung unserer Rigorosenordnung für das Doctorat der Philosophie, welches Institut wie eine Ruine aus alten Zeiten in unsere neuen Verhältnisse hereinragte, sie ist nichts anderes als die spät anerkannte Consequenz desselben Princips der Arbeitstheilung und beruht auf der klaren Einsicht der Unmöglichkeit, bei dem enormen Umfange der Wissenschaften etwas Tüchtiges zu leisten, es sei denn auf einem begrenzten Felde, auf welches man seine ganze Kraft concentriren kann.

Da nun dieser Proceß der Specialisirung jedenfalls noch nicht zu Ende gekommen, sondern fortdauern wird, so hat die Frage, wohin das endlich führen soll, zweifelsohne ihre Berechtigung. Wir werden hiedurch angeregt, diesen Proceß auf Gebieten zu beobachten, wo er bereits noch weiter fortgeschritten ist.

So gab es z. B. vor 100 Jahren sicherlich noch Uhrmacher genug, welche eine Taschenuhr anfertigen konnten. Heute dürfte ein solcher nur mehr schwer zu finden sein. Um heute eine Taschenuhr zu machen, müssen viele Arbeiter zusammenhelfen, von denen der eine die Räder, der zweite das Gehäuse, der dritte die Feder u. s. w. fabricirt.

Es fragt sich nun, ob dies ein Fortschritt ist?

Ein Fortschritt sicher für die Uhren, ein Rückschritt ebenso sicher für den Arbeiter, denn ein Rad zu machen ist weniger als eine ganze Uhr zu machen.

Diese Analogie läßt uns also auch die Frage anregen, ob nicht, während zweifelsohne die Wissenschaften fortschreiten, ihre Träger und Förderer in gewisser Hinsicht rückwärts gehen. Es ist die Frage erlaubt, ob nicht den socialen Mißständen, die in Folge der Arbeitstheilung in den Gewerben eingerissen sind, analoge Mißstände in der wissenschaftlichen Welt einzureißen drohen.

Man ist berechtigt zu fragen, ob der Abstufung vom kunstsinnigen Handwerker herab bis zum verkümmerten Fabriksarbeiter nicht vielleicht einst eine analoge Abstufung vom Weltweisen herab zum einseitig gebildeten Fachgelehrten entsprechen werde.

Es fragt sich, ob neben den wenigen allseitig gebildeten Baumeistern der Wissenschaft, welche den ganzen Plan ihres Baues überschauen, nicht allmälig eine Ueberzahl von Mörtelbuben sich ansammeln werden, welche zwar einen vortrefflichen Mörtel zu mischen verstehen, aber doch eben nur einen Mörtel.

Digitized by Google

Es wäre höchst unbescheiden von mir, wollte ich diese Frage an Andere stellen. Sie sind vielmehr längst von Anderen vor mir aufgeworfen worden. Manche Stimme der Warnung hat sich schon erhoben, um auf die Gefahren einer exclusiven Fachbildung aufmerksam zu machen.

Ich mußte es vielmehr als meine Pflicht betrachten, eine Art Gewissenserforschung darüber anzustellen, ob nicht die Pflege meines eigenen Faches ähnliche Gefahren mit sich bringe; ich mußte untersuchen, ob das Studium der Physik den Menschen vielleicht zu sehr isolire, seine Empfänglichkeit für die Früchte anderer Wissenschaften unterdrücke, seinen Gesichtskreis beenge und so, statt ihn auf die lichten Höhen der Erkenntniß zu führen, in die entlegenen Winkel eines vielverzweigten Labyrinths leite.

Das Ergebniß dieser Untersuchung ist aber ein durchaus erfreuliches, und läßt sich, wie ich glaube, nicht allein für die Physik, sondern für alle Wissenschaften aussprechen:

Die Gefahren der einseitigen Fachbildung können behoben werden durch die Erkenntniß des tiefbegründeten Zusammenhangs aller Wissenschaften. Das eingehende Studium dieses Zusammenhangs scheint mir das beste Schutzmittel gegen die Uebelstände der Fachisolirung.

Im Vollbewußtsein dieses Zusammenhanges und bei stets frisch erhaltener Vorstellung über die Beziehungen der selbst gepflegten Fachdisciplin zu dem allgemeinen Wissenschaftsverbande darf man sich, glaube ich, getrost dem intensivsten Detailstudium hingeben, ohne fürchten zu müssen, daß hiedurch Einseitigkeit oder allzugroße Beschränkung des Gesichtskreises eintreten werde.

Es sei mir nun gestattet, an der Physik zu zeigen, wie eng sich diese Wissenschaft an ihre Schwestern schmiegt, wie hülfreich sie oft ihren entfernten Verwandten die Hand reicht, wie sie endlich geeignet scheint, auch Solchen die ihr scheinbar ganz ferne stehen, gerade dort als einzige Stütze zu Hülfe zu kommen, wo diese am allerwenigsten erwartet worden war.

Das Verhältniß der Physik zur Mathematik wird allgemein richtig in der Weise aufgefaßt, daß jene ohne diese nicht existiren könne. Die mathematische Behandlung physikalischer Fragen ist es ja eben, welche allein zum Ziele führte, welche dem rohen Empirismus einerseits und den vagen Speculationen der Naturphilosophie andererseits als einzig richtige Methode gegenübersteht.

Weniger bekannt dürfte sein, daß doch auch umgekehrt die Physik der Mathematik Dienste leistet. Ich meine nicht allein durch Aufstellung instructiver Rechnungsprobleme und die darin liegende Aneiferung zur Ausbildung mathematischer Methoden. Es sind vielmehr geradezu experimentelle Hülfsmittel, welche dem Mathematiker geboten werden, um den mechanischen Theil seiner Denkarbeit zu ersetzen. Ich meine damit die Rechenmaschine von Thomas, welche addirt. subtrahirt, multiplicirt und dividirt, durch deren Einführung in

Digitized by Google

Rechnungskanzleien man bereits dahin gekommen ist das Beamtenpersonale reduciren zu können.

Was nun die Beziehungen der Physik zur Chemie und Astronomie betrifft, so ist es gewiß, daß auch dem Laien die staunenswerthen Resultate nicht entgehen konnten, welche eben durch das Zusammenwirken dieser drei Wissenschaften in den letzten Decennien erzielt wurden. Die Anwendung der Spectralanalyse für das Studium der fernsten Weltkörper, die physikalischen Untersuchungen über die Natur der Kometen, über die Beschaffenheit der Sonnenoberfläche — diese und andere staunenswerthe Leistungen zeigten, daß die Kraft der physikalischen Beobachtungen noch lange kein Ende erreicht hatte mit der Erfindung der raumdurchdringenden Fernröhre, daß die Leistungsfähigkeit ihrer Methode durch keine Entfernung begrenzt wird.

Weniger bekannt als diese Leistungen im Himmelsraum und dem Laien schwieriger zugänglich sind die Dienste, welche die Physik der chemischen Untersuchung im Kleinen geleistet hat und noch zu leisten verspricht.

In dieser Hinsicht müssen wir insbesondere die Untersuchungen über das Fluorescenzlicht erwähnen, welches bestimmt zu sein scheint, uns in das Wesen der Materie einen ganz neuen, tiefen Einblick zu eröffnen.

Auch in Betreff der beschreibenden Naturwissenschaften dürfte es genügen auf die zahlreichen Berührungspunkte derselben mit der Physik hinzuweisen. Der Mineralog kann die Untersuchung der physikalischen Eigenschaften der Mineralien schon deßhalb nicht entbehren, weil er sie zur Bestimmung, ja zur Systemisirung selbst benöthigt.

Der Botaniker sieht sich veranlaßt den Einfluß der physikalischen Verhältnisse auf die Veränderung der Arten und auf ihr Verbreitungsverhältniß zu studiren. Insbesondere hat die Begründung und Ausbildung der darwinischen Theorie diese Rücksichtnahme neuerdings noch wichtiger erscheinen lassen.

Ich erlaube mir ein Beispiel anzuführen. Den Kelchen der meisten Hochalpenpflanzen entsteigen wohlriechende, aromatische Düfte. Es fragt sich: warum?

Die Beantwortung dieser Frage wäre wohl kaum möglich, wenn nicht andererseits die physikalischen Untersuchungen über den Durchgang der Wärmestrahlen ergeben hätten, daß äußerst kleine Beimengungen aromatischer Dämpfe die Durchstrahlbarkeit der Luft außerordentlich vermindern. Nun ist eine Erklärung möglich. Die den Kelchen entsteigenden Düfte schützen die Blüthenorgane der Pflanze vor der Ausstrahlung in die kalte Atmosphäre und damit vor dem Erfrieren. Pflanzen, welche diesen Schutz oder einen andern Ersatz hiefür nicht hatten, konnten sich auf den Höhen nicht ansiedeln.

Digitized by Google

Für den Zoologen lassen sich dieselben Gesichtspunkte geltend machen. Doch halte ich es für überflüssig, auf die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens der exacten und der beschreibenden Naturwissenschaften noch weiter einzugehen, da sie ohnedies von Niemanden ernstlich bestritten wird.

Eine andere Frage freilich ist die, ob auch von der studirenden Jugend auf diesen Zusammenhang die nöthige Rücksicht genommen wird, oder ob nicht hier leider eine zu geringe Beachtung der Nebenfächer neben dem gewählten Hauptfache stattfinde.

Ich wende mich nun zu den humanistischen Fächern. Hier steht die Sache anders, hier trifft man häufig die Meinung, daß sie mit der Physik schlechterdings außer allem Zusammenhange stehen. Insbesondere konnten die Herren Philologen unter den Studirenden nicht verschmerzen, daß sie zur Erlangung des Doctorats gar auch aus der Physik eine Prüfung zu bestehen hatten, die, wie sie meinten, auch nicht den entferntesten Zusammenhang mit ihrem Fache habe.

Weit entfernt, etwa eine Lanze für unsere nun glücklich beseitigte alte Rigorosenordnung brechen zu wollen, will ich doch versuchen, gerade an der Philologie, als einer Vertreterin der humanistischen Fächer, zu zeigen, daß sie mit der Physik nicht allein Berührungspunkte habe — noch mehr — daß sie die Physik als Hülfswissenschaft bald nicht mehr entbehren könne.

Die Sprache ist aus Worten gebildet, deren letzte Elemente selbst wieder die Laute sind. Diese scheiden sich in Selbstlaute und Mitlaute. Da es nun Aufgabe jeder Wissenschaft vor Allem ist, die zu ihr gehörigen Begriffe so weit als möglich zu zerlegen und zu definiren, so ist es wohl eine berechtigte Frage, die wir an den Sprachforscher stellen dürfen:

Was ist denn das A, was ist denn E, was ist O und so weiter? Die Antwort, A ist ein Vocal, kann nicht genügen, denn E und O sind es auch; das wäre ja keine Definition, sondern nur der Anfang einer solchen; es müssen noch die unterscheidenden Merkmale angegeben werden, durch welche eben A von den übrigen Vocalen sich unterscheidet. Die Antwort: A unterscheidet sich von den übrigen Vocalen durch den Klang, genügt ebenfalls nicht; denn E und O unterscheiden sich auch nur durch den Klang. Welcher Klang ist denn der für das A charakteristische?

Die Untersuchung dieser Frage ist durchaus keine überflüssige, denn die Nothwendigkeit derselben tritt sofort hervor, sobald man sich dem höchst interessanten Studium der Veränderung der Sprachen widmet.

Man beobachtet dabei unter Anderem die merkwürdige Erscheinung der Lautverschiebung, und in der That haben die Sprachforscher über dieselben eine Anzahl von „Regeln“ aufgefunden. Man spricht zwar meist von den „Gesetzen“ der Lautverschiebung, allein in den exacten Wissenschaften gebraucht man strenge genommen den Ausdruck Gesetz nur dann, wenn die durch dasselbe ausgedrückte Beziehung nicht allein als Thatsache bekannt, sondern auch ihr Grund aufge-

Digitized by Google

klärt ist. Daß z. B. die Franzosen das lateinische u mit ü aussprechen, ist zunächst nur eine Regel; damit wir dieselbe ein Gesetz nennen könnten, müßte uns erst bekannt sein, warum dies stattfindet. Solange die Sprachforschung nur Regeln kennt, bleibt sie eine empirische Wissenschaft: sie wird zur exacten, sobald sie für die Thatsachen, die sie gesammelt hat, einen innern Grund anzugeben weiß.

Wenn wir also an die Lösung der Frage gehen wollen, warum aus dem u ein ü wurde, so ist offenbar das Erste, was wir zu thun haben werden, die Erledigung der Vorfrage: „Was geschieht denn für eine Veränderung, was ändert sich denn, indem u in ü übergeht"; und dies führt uns auf die zu allererst zu lösende Frage: „Wodurch unterscheidet sich u von ü".

Will man also auf exacte Weise die Entwicklung der Sprachen verfolgen, so kann man dieser Frage nicht ausweichen.

Hier nun reicht die Physik der Sprachforschung die hülfreiche Hand, ohne welche letztere nicht weiter käme.

Die Physik hat in der jüngsten Zeit das Wesen der Vocale ergründet.

Helmholtz, ein Name, dessen Klang durch alle Gebiete der Physik und Physiologie vernehmbar ist, verdanken wir die wichtigsten Forschungen auch über diesen Gegenstand. Auf vielerlei Weisen, durch Analyse wie durch Synthese ist es gelungen, den Beweis zu liefern, daß die Vocale, wie alle Klänge, Zusammensetzungen von einzelnen Tönen sind. Nennen wir, von einem Tone, den wir als Grundton bezeichnen wollen, ausgehend, denjenigen Ton, dem gleichzeitig die doppelte, dreifache, n-fache Anzahl von Schwingungen entsprechen, den 2. 3. . . n-ten Vocalton, so wissen wir daß z. B. a ein Klang ist zusammengesetzt aus dem Grundton und dem 3., 5., 6. und 7. Partialton, wobei überdies das Intensitätsverhältniß der einzelnen Partialtöne zu berücksichtigen ist.

Auf diese Weise erhalten wir also jeden Vocal definirt durch eine Formel, oder besser gesagt, wir erhalten Vocalrecepte, nach denen wir die Vocale künstlich zusammensetzen können, wenn wir ihre reinen, isolirten Bestandtheile, das sind die einfachen Töne, besitzen.

In der That liefern uns zwei Instrumente, nämlich die Stimmgabel und die Orgelpfeife diese reinen Töne, welche nicht weiter in Theiltöne zerlegbar sind.

Das Recept zur Erzeuguug des Vocals „a" lautet demnach folgendermaßen:

„Nimm die Stimmgabel vom Grundton, füge hinzu die Stimmgabeln mit dem 3., 5., 6. und 7. Partialton und lasse sie zusammen erklingen."

Aehnlich verhält es sich mit den andern Vocalen.

Helmholtz hat nun wirklich auf diese Weise künstlich Vocale hervorgebracht und so auf synthetische Weise den Beweis für ihre Zusammensetzung geliefert. Es gibt aber auch einen analytischen Beweis hiefür, den wir ebenfalls Helm-

Digitized by Google

holtz verdanken. Er construirte zu diesem Zwecke die sogenannten Resonatoren, das sind Gefäße von verschiedener Größe mit zwei gegenüberliegenden Oeffnungen, deren eine ins Ohr gesteckt wird. Ein solcher Resonator läßt fast nur einen bestimmten, einfachen Ton hindurch. Alle anderen Töne werden verhindert in das Ohr zu gelangen. Mit einer Reihe solcher Resonatoren, welche den Theiltönen entsprechen, kann man nun einen Klang, z. B. einen Vocal, untersuchen, ich möchte sagen seine Bestandtheile, die einzelnen Theiltöne, sortiren. Hört man z. B. nur durch den ersten, dritten und sechsten Resonator hindurch einen Ton, so ist auch nur der erste, dritte, sechste Theilton in dem Klange vorhanden, die anderen fehlen.

Aehnlich ist die Wirksamkeit des Phonautographen von König, eines Instrumentes, welches die Schwingungsform des Klanges aufzeichnet, der in dasselbe hineingesungen wird, worauf es mit Hülfe mathematischer Principien möglich ist, aus der gezeichneten Curve die Theiltöne abzuleiten. Endlich sei noch erwähnt der König'schen Flammenanalysatoren. Das Leuchtgas, welches einen kleinen Brenner speist, strömt zuvor durch eine Büchse, welche auf einer Seite mit einer Membran bespannt ist. Man spricht einen Vocal gegen diese Membran. Das Leuchtgas hinter derselben geräth in regelmäßige Vibrationen und diese machen die Flammen erzittern. Die Bewegungen der Flamme sind aber zu rasch aufeinanderfolgend, um getrennt wahrgenommen zu werden. Man beobachtet daher ihr Bild in einem rotirenden Planspiegel, wodurch die zeitlich getrennten Formen derselben auch räumlich getrennt erscheinen. Die prächtigen Flammengruppen, die man nun sieht, enthalten in sich die Wirkungen der einzelnen Töne, aus denen der Vocal besteht, und können deßhalb zur Analyse desselben benützt werden. Ja diese Methode ist so empfindlich, daß sogar dieselben Vocale verschiedener Dialecte, z. B. das a des Norddeutschen von dem des Süddeutschen, das offene vom geschlossenen o u. dgl. durch besondere Flammenbilder sich unterscheiden.

Es ist also auf diese Weise möglich, was früher nicht möglich war, einen ausgesprochenen Vocal bestimmt festzuhalten, und wurde deßhalb der König'sche Flammenapparat insbesondere für Taubstumme empfohlen, welche, ohne ihre eigenen Laute zu hören, durch den Anblick der Flammenbilder sich überzeugen können, ob sie den beabsichtigten Laut wirklich richtig hervorgebracht haben.

Wie viele Dialectstudien konnten bisher von demjenigen, der sie angestellt, nicht schriftlich veröffentlicht werden, weil es an einem Mittel fehlte, die von den gewöhnlichen Vocalen abweichenden Aussprachen durch Zeichen unzweifelhaft auszudrücken. Die Resultate solcher Studien konnten nur durch mündlichen Unterricht und da nur unsicher fortgepflanzt, nicht aber wie andere wissenschaftliche Beobachtungen niedergelegt und durch Druck verbreitet werden. Kein Gelehrter konnte daran anknüpfend weiterbauen, jeder mußte selbst von vorne anfangen. Hiedurch war denn freilich ein Fortschritt sehr erschwert oder unmöglich gemacht.

Digitized by Google

Sind nun auch die erwähnten physicalischen Hülfsmittel noch lange nicht auf jene Stufe der Vollkommenheit gebracht, daß sie den Anforderungen der Sprachforschung genügen, so ist doch der erste Anfang gemacht; Ausdauer und unermüdliche Arbeit werden auch hier zum Ziele führen.

Das Eine glaube ich, trotz der Flüchtigkeit, mit der ich das Thema besprechen mußte, als bewiesen betrachten zu dürfen, daß Physik und Sprachforschung keineswegs ohne Berührungspunkte seien.

Die Arbeiten von Helmholtz, Brücke, Merkel, Czermak, Max Müller und Schleicher dürften den Anfang einer naturwissenschaftlichen Sprachforschung bilden, der eine erfolgreiche Zukunft bevorsteht.

Es mangelt mir der Raum, alle übrigen Wissenschaften der humanistischen Gruppe in derselben Weise in ihren Beziehungen zur Physik zu besprechen. Nur Eine möchte ich noch zum Schlusse in den Kreis der Betrachtungen ziehen: die Philosophie.

Die Gelehrten sind über die Stellung, welche dieser Wissenschaft zukommen soll, nicht einig. Während sie die Einen als die höchste aller Wissenschaften an die Spitze stellen, weisen ihr die Anderen eine obscure Stelle in einem Seitenfach der Medicin an; sie soll als Beispielsammlung von Geistesstörungen dienen und von den Medicinern gelegentlich neben einem Collegium über die Behandlung der Irren gehört werden.

Der Physik, wie überhaupt den exacten Wissenschaften gegenüber wird sie als vollständig unverträglich erachtet. In der That steht so viel fest, daß Männer wie Hegel und Schelling in Deutschland grenzenlose Verstandesverwüstungen angerichtet haben, und daß Frankreich, weil es das Glück hatte, vor solchen Männern verschont zu bleiben, der deutschen Naturwissenschaft um ein Vierteljahrhundert vorauseilen konnte.

Doch sehen wir ab von bestimmten philosophischen Systemen und stellen die Frage so:

„Bleibt der Physiker stets nur an der Scholle kleben? Ist es ihm ganz versagt, sich je über die Materie zu erheben? Bleiben für ihn diejenigen Fundamentalfragen, die sich die Menschheit immer wieder und wieder stellt und nie aufhören wird zu stellen, — die Fragen nach dem Wesen des Geistes, nach dem Anfange der Welt, nach dem Ende der Dinge, bleiben ihm diese Fragen stets interesselos und vollständig unzugänglich? Oder ist es auch dem Physiker gestattet, wenigstens zu versuchen, sich nach seiner Methode ihnen zu nähern?“ Darüber sind die Ansichten getheilt.

Ich will versuchen, Einiges hierüber festzustellen.

Zunächst ist es sicher, daß der Physiker in die Lage kommen kann, wenigstens in negativer Weise sich an der Behandlung solcher Fragen zu betheiligen. Wenn z. B. ein Naturforscher die Hypothese aufstellt, die Gedanken seien ein Secret des Gehirns, sowie die Galle der Leber, so ist es Sache des Physikers oder Chemikers, dies zu untersuchen. Er wird sagen: „Gebt mir von diesem

Digitized by Google

Secret, ich will sein specielles Gewicht, ich will seine Löslichkeit ꝛc. bestimmen."

Da es nun nicht gelingen wollte, ein Secret aufzufinden, so wurde diese Hypothese wieder aufgegeben. Weil aber der Versuch, das räthselhafte Wechselverhältniß zwischen Geist und Körper auf eine so einfache Weise zu erklären, volle Beachtung verdiente, so wurde er wiederholt und eine neue weniger voreilige Hypothese aufgestellt.

Die Gedanken seien zwar keine Flüssigkeit wie die Galle, überhaupt kein Körper, sondern eine Kraftäußerung der Materie, eine Bewegungserscheinung, sowie etwa Elektricität, Wärme und Licht.

Diese Erklärungsweise fällt nun vollständig in das Gebiet der Physik, denn die Psychologie ist nichts anderes als die Physik des belebten Körpers. Die Physik ist also jedenfalls berufen, diese Hypothese einer Prüfung zu unterziehen.

Ich muß, um zu zeigen, wie sie das anfangen kann, ein wenig weiter ausholen.

Es war der Mitte unseres Jahrhunderts vorbehalten, ein Naturgesetz zu ergründen und zu beweisen, welches an Wichtigkeit alle bisherigen weit übertrifft, welches einen Fortschritt von welthistorischer Bedeutung in sich schließt. Es ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, wie man es populär zu nennen pflegt.

Außer dem von den Chemikern des vorigen Jahrhunderts bewiesenen Gesetze von der Erhaltung der Materie kannte man in der That bisher kein auch nur annähernd ebenso wichtiges allgemeines Naturgesetz, wie das der Erhaltung der Kraft.

Es ist hier nicht der Ort, die so oft erzählte Geschichte seiner Entdeckung noch einmal zu erzählen, zum so und so vielten Male die Reihenfolge der glänzenden Untersuchungen anzuführen, welche, im Jahre 1842 beginnend, im Laufe von drei Decennien den Riesenbau der mechanischen Wärmetheorie zu Stande brachten.

Es sei mir nur gestattet, ein Bild zu entwerfen, welches geeignet sein könnte, auch jenen, welche mit dem Einzelnen dieses Gegenstandes gar nicht vertraut sind, eine Vorstellung zu verschaffen, wie es gekommen, daß einige Entdeckungen auf dem Gebiete der Wärmelehre nach und nach von so außerordentlichen Erfolgen für alle Gebiete der Naturwissenschaft werden konnten.

Ich vergleiche das Terrain der gesammten Naturlehre mit einem großen Landstriche, der erforscht werden sollte. Weder Umfang noch Inhalt desselben war uns von Anfang bekannt. Von wenigen Punkten mit beschränktem Gesichtskreise ausgehend, durchkreuzten die Entdeckungsreisenden allmälig dasselbe nach verschiedenen Richtungen und fanden große Strecken abgesonderter Gebiete, die wir mit den Namen Optik, Akustik, Hyderstatik ꝛc. bezeichnen. Die Gelehrten erforschten diese Gebiete immer mehr und mehr. Die meisten Forscher

Digitized by Google

mußten sich auf Eine Provinz beschränken; nahmen sie auch Notiz von den Entdeckungen ihrer Collegen, verfolgten sie auch mit Interesse die Erforschung der Nachbargebiete, so fehlte ihnen doch der nöthige Ueberblick über den Zusammenhang des Ganzen.

Da kam ein Mann, Namens Robert Mayer, auf den glücklichen Gedanken, an einer passenden Stelle, wo sich mehrere Gebiete nahe berühren, einen Bau zu errichten, der als gemeinschaftliche Operationsbasis zu dienen bestimmt war und der zur Uebersicht über den Zusammenhang der Nachbargebiete dienen sollte.

Kaum war das Fundament dazu gelegt, durch den Satz von der Aequivalenz der Arbeit und Wärme, als schon die glänzendsten Entdeckungen diese Arbeit lohnten.

Nun wendeten sich die tüchtigsten Kräfte dem Unternehmen zu. Robert Mayers Plan war gut, aber die Steine, die er vorgefunden und verwendet, erwiesen sich als unbrauchbar. Der unermüdliche französische Physiker Régnault schaffte das ausgezeichnete Material für den weiteren Bau. Vorzügliche Gelehrte aus England, Deutschland und Frankreich förderten das Werk.

Unter ihrem Zusammenwirken gedieh der Bau aufs Beste: Von seinen Zinnen eröffnete sich dem staunenden Forscher ein ungeahnter Anblick. Was früher getrenntes Gebiet war, erschien im schönsten Zusammenhang, die scheidenden Grenzen verschwanden unter dem Ueberblick; einige Gebiete lagen ganz deutlich zu Füßen; waren andere entferntere auch noch nicht ganz zu übersehen, so wurde doch das zur Gewißheit, daß sie Ein zusammengehöriges Land bilden, stehend unter Einer Herrschaft und gehorchend einheitlichen Gesetzen.

Dieser glänzende Triumph veranlaßte Nachforschungen nach früheren ähnlichen Versuchen. In der That lagen alle Baureste zahlreich herum, und mancher Arbeiter kam nun herbei und wies auf diese und jene Steingruppe, für welche er als älteren Anfang zu dem nun gelungenen Werke einen Prioritätsanspruch erhob. Ja noch mehr, als Clausius es unternahm, die mathematische Grundlage des Gebäudes zu ordnen, entdeckte er unter dem Schutte vergraben Bestandtheile eines oberen Stockwerkes, aus der Hand des bekannten französischen Mathematikers Cournot, das hinabgestürzt und unbeachtet liegen geblieben, weil es auf eine unhaltbare Grundlage gestellt worden war.

Clausius nahm das noch immer brauchbare Stück, ergänzte und erweiterte dasselbe und fügte es als zweites Stockwerk auf den Bau.

Um physicalisch zu sprechen, er fügte zum ersten Hauptsatze der mechanischen Wärmetheorie, dem Satze von der Aequivalenz der Kräfte von R. Mayer, den zweiten Hauptsatz dieser Theorie, den Satz von Clausius von der Aequivalenz der Verwandlungen.

Digitized by Google

Die Folgen dieses Unternehmens waren außerordentlich glänzend. Hatte schon der erste Bau von R. Mayer und Genossen den Gesichtskreis über Erwarten erweitert, so eröffnete sich nun von der Höhe des Oberbaues von Clausius eine ganz und gar umgekehrte Fernsicht, eine Fernsicht, welche geradezu über die Grenzen des Landes reicht, das man zu erforschen ausgegangen, welche Aufschlüsse verspricht über Räume und Zeiten, in welche einzudringen dem Auge des Physikers auf immer unmöglich geschienen, worüber ich am Schlusse noch einmal sprechen will.

Doch ist es nicht sehr Vielen vergönnt, diese Höhe zu betreten. Gar Manche, denen es leicht erschien, die erste Etage zu ersteigen, vermochten nicht die schlimmen Stufen zu erklimmen, die in das zweite Stockwerk führen.

Ich verlasse die bildliche Sprechweise und will versuchen, mit gewöhnlichen Worten den Inhalt meines Bildes zu erläutern.

Die Entdeckung von Mayer führte zu der Erkenntniß, daß alle Kräfte, heißen sie nun mechanische Kraft, Wärme, Elektricität, Affinität ꝛc. nur verschiedene Formen einunddersel̈ben Kraft seien, daß diese Formen ohne Verlust in einander verwandelt werden können, und daß deßhalb auch der Gesammtvorrath an diesen Kräften, für welche Clausius den Ausdruck Energie in Vorschlag gebracht hat, im Weltall stets gleich groß bleibt; ebenso wie die Gesammtsumme der Materie nicht größer und nicht kleiner werden kann.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem früheren Thema zurück.

Dieses Princip der Erhaltung der Kraft ist es nun, welches wir anwenden, um die Hypothese zu prüfen, daß die Gedanken eine Kraftäußerung, ein Bewegungsvorgang seien, wie etwa Elektricität, Wärme u. s. w.

Wäre dies der Fall, dann müßte es möglich sein, die Gedanken aus Wärme, aus Arbeit, aus Elektricität hervorzubringen, und zwar so, daß für die Entstehung einer gewissen Gedankenmenge das Verschwinden einer äquivalenten Menge von Wärme, Arbeit, Elektricität ꝛc. nachgewiesen werden könnte.

Es müßte auch umgekehrt möglich sein, Gedanken rückwärts in Wärme oder Arbeit zu verwandeln. Bisher ist nichts von dem gelungen und wird auch nichts gelingen, denn es ist im Gegentheile nachgewiesen, daß innerhalb des Körpers eines denkenden Individuums die Kräfte unter sich stets in Bilanz bleiben, daß kein Verlust von Energie eintritt, während gedacht wird. Sicher ist nur, daß während des Denkens der Stoffwechsel im Gehirn beschleunigt und die Umsetzung der Kräfte lebhafter wird.

Die Gedanken entstehen also nicht aus den Kräften, sondern neben der Verwandlung der Kräfte. Aber auch die Umsetzung der Kräfte selbst kann nicht die Gedanken bilden, weil solche Umsetzungen in unzähliger Anzahl stattfinden, ohne daß wir dabei eine Gedankenbildung beobachten.

Digitized by Google

Vom physicalischen Standpunkte muß man daher alle bisherigen Versuche einer materialistischen Erklärung der Denkerscheinung für entschieden gescheitert betrachten.

Ich wende mich am Schlusse zu einem anderen Problem der Philosophie, zu der Frage nach der Welt Anfang und Ende.

Kann die Welt seit jeher existirt haben? Besitzt sie in sich die Bedingungen für eine ewige Dauer? Oder geht sie einem Endzustande entgegen, aus dem sie, wenigstens aus eigenen Kräften, nicht wieder ihren Lauf erneuern kann?

Das sind fürwahr bedeutungsvolle Fragen! Wer hätte noch vor wenigen Jahren gedacht, daß die Physik es wagen dürfte, an eine Beantwortung derselben auch nur zu denken. Heute liegt eine solche Beantwortung vor; sie lautet:

Die Welt kann nicht von Ewigkeit her in Bewegung sein, diese Bewegung hat vielmehr Einmal begonnen. Sie enthält in sich nicht die Bedingungen für eine unendliche Fortdauer ihrer Bewegungen, sondern geht einem Endzustande entgegen, dem jede Bewegung, somit auch jedes Leben fehlt.

Dieser Schluß wurde aus dem zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie von dem englischen Physiker Thomson abgeleitet und von dem deutschen Physiker Clausius auf mathematischem Wege gegen alle bisherigen Einwürfe vertheidigt. Zwar fehlt es nicht an Physikern, die sich seiner Annahme widersetzen, doch wurde derselbe gerade von den ersten Koryphäen der Wissenschaft adoptirt.

Wie aber kam die Physik zu solchen Schlüssen? Ich kann es nur ganz oberflächlich andeuten. Aus dem zweiten Hauptsatze der mech. Wärmetheorie folgt, daß, wennauch bei der Umwandlung von Arbeit in Wärme und von Wärme in Arbeit nie etwas verloren geht, doch stets im Ganzen die eine Verwandlung über die andere vorwaltet. Es kann z. B. stets Arbeit in Wärme verwandelt werden, soll aber Wärme in Arbeit verwandelt werden, so ist es nur möglich durch eine gleichzeitige Verwandlung im entgegengesetzten Sinne.

Dasselbe gilt nun auch für alle anderen Kraftformen. Ihre säumtlichen Verwandlungen können nach der einen Richtung ohne weiteres, in der entgegengesetzten Richtung nur dann stattfinden, wenn daneben eine äquivalente Rückwandlung stattfindet. Dadurch ist aber das Erreichen eines Endzustandes unausbleiblich bevorstehend.

Ich erlanbe mir zur Erleichterung des Verständnisses ein Bild einzuführen.

Man erzählt von einem Pilger, der, um seine Reise nach Jerusalem zu erschweren, stets nach drei Schritten vorwärts zwei Schritte rückwärts gemacht habe. Hat derselbe seine Kraft und Geduld nicht verloren, so ist er endlich sicher nach Jerusalem gekommen. Denn wenn auch je zwei Schritte durch die entgegengesetzten compensirt wurden, so blieb doch stets Ein Schritt, der den Pilger seinem Ziele näherte. Ein anderes Bild:

Wir wollen uns einen Wechsler vorstellen, der sich in den Kopf gesetzt hat, stets Papier gegen eine äquivalente Menge Silbers herzugeben, dagegen

Digitized by Google

den umgekehrten Wechsel nur dann zu gestatten, wenn er gleichzeitig von jemand Anderem eben so viel Silber gegen Kupfer umtauschen konnte.

Hiebei wird an der einmal vorhandenen Papier- und Silbermenge im Ganzen gar nichts geändert, aber es wird ein Endzustand eintreten, darin bestehend, daß in der Wechselstube nur mehr Silber vorhanden ist, und der Tausch hat, so lange die Caprice des Wechslers fortdauert, ein Ende.

Aehnlich muß es nun auch dem Weltall gehen, wenn die mathematischen Schlüsse von Thomson und von Clausius richtig sind. Alle Bewegung muß endlich in Wärme verwandelt und diese ins Temparaturgleichgewicht gekommen sein; dann ist eine Rückbildung von Bewegung aus Wärme unmöglich, und wo keine Bewegung, ist auch kein Leben. Die Gesammtsumme der Verwandlungen oder, wie Clausius sie nennt, die Entrapie hat ihr Maxium erreicht.

Und nun gestatte man mir einen kühnen Gedanken, vor dem ich aber vorausschicke, daß er nicht in die Physik gehört.

Ich habe früher erwähnt, daß während des Denkens die Verwandlungen der Kräfte im Gehirn beschleunigt werden. Die Entstehung der Gedanken ist also von einer Zunahme der Entrapie begleitet. Wie, wenn wir hier ein Aequivalenzgesetz noch höherer Ordnung hätten? Dann würde dem Endzustand der Welt die höchste Entwicklung des Geistes entsprechen! —

Doch genug! Wie immer sich diese Räthsel lösen werden, das scheint mir festzustehen, daß die Physik durch die erwähnten Leistungen sich das Recht erworben hat, auch dort angehört zu werden, wo die fundamentalsten Fragen des Menschengeistes zur Behandlung kommen.

Es ist zu erwarten, daß die Geringschätzung, mit welcher vor Zeiten die Gelehrten, welche in den vielen alten Büchern oft so lange umsonst geblättert haben, auf die Physik blickten, sich in Achtung verwandeln werde vor den Männern, die nur aus wenigen Blättern ihre Kenntnisse schöpfen. Diese Blätter, welche so bedeutende Geheimnisse enthüllen, sind der Gradbogen der Waage und die Scala des Thermometers; sie enthalten nur wenige Zeichen, um so größer die Ehre für den, der sie zu lesen versteht!

Eine sociale Krankheit.

III.

Das ganze Sinnen und Trachten Law's war von seinem ersten Erfolge an darauf gerichtet, sowohl die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, als auch die Handelsmonopole in einem einzigen Bankinstitute zu concentriren. Um diesen Zweck zu erreichen, wollte er nach dem Vorgange Englands und Hollands eine große privilegirte Handelscompagnie gründen, welche den gesammten Verkehr mit den überseeischen Ländern an sich reißen sollte. Zunächst bewarb er sich

Digitized by Google

denn um die Concession zu einer Handelsgesellschaft zur Colonisation der Mississippi-Länder, die von den Franzosen in Besitz genommen worden. Dieser Schritt glückte. Die Gesellschaft erhielt den Namen: „Compagnie d'occident" (Die Westgesellschaft); das Capital derselben wurde auf die für jene Zeit bedeutende Summe von 100 Millionen Livres in 200.000 Actien à 500 Livr. festgesetzt. Das Privilegium lautete auf 25 Jahre.

Das war die Basis für die Schwindelpyramide, die nun aufgeführt werden sollte. Im Frühjahre 1719 sandte die Westcompagnie eine Expedition von 10 Schiffen mit 500 Colonisten, 700 Soldaten und allem Bedarf für die neue Colonie nach Louisiana ab. Law, zum Director der neuen Compagnie ernannt und in dem nicht ungerechtfertigten Glauben, durch das verhältnißmäßig langsame und gemäßigte Vorgehen das Vertrauen des Publicums erlangt zu haben, machte sich nun ans Werk, das Unternehmen mit all den Mitteln in Schwung zu bringen, die ihm seine Phantasie eingab und die gedankenlose Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen ausführbar machte. Der großartigste Reclamenapparat wurde in Bewegung gesetzt. In Schriften und in Abbildungen wurden die Reichthümer der Mississippi-Länder mit den reizendsten Farben geschildert. Auf öffentlich ausgestellten Kupferstichen kamen die Indianer und Indianerinnen von Louisiana den Franzosen mit allen Zeichen der Verehrung und Bewunderung entgegen. Diese Kupferstiche enthielten auch einen erklärenden Text als Ueberschrift: „Man sieht daselbst Berge, gefüllt mit Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber. Da diese Metalle (dort) sehr gemein sind, und die Wilden deren Werth nicht ahnen, vertauschen sie Gold- und Silberklumpen für europäische Waaren, wie Messer, Kessel, Spieße, einen kleinen Spiegel oder auch einen Schluck Branntwein." Den Frommen zeigte der Protestant Law die Wilden, wie sie die Jesuiten fußfällig um die Taufe bitten. „Gab doch", sagt Horn „die Compagnie sich das Ansehen, ernstlich an einen im Arkansas-Flusse gelegenen Smaragdfelsen zu glauben, auf dessen Entdeckung sie einen Preis aussetzte." Ueberdies wurde der Wirkungskreis der „Compagnie d'occident" gleichzeitig durch das ihr (im Mai 1719) trotz ihres Widerspruchs übertragene Privilegium der ostindischen und chinesischen Compagnie (welche das ausschließliche Handelsrecht in den Häfen des stillen Meeres vom Cap der guten Hoffnung bis zur Magellan-Straße besaß) ansehnlich erweitert.

Nach diesen wohlangelegten Vorbereitungen war für Law der Augenblick gekommen, die Agiotage, also das Hauptelement des Börsenspiels, ins Werk zu setzen. In dieser Absicht kaufte der solchergestalt zum eigentlichen Gründer des Börsenspiels gewordene schottische Finanzkünstler z. B. Posten von mehreren 100 Actien auf Zeit mit der Verpflichtung, sie in Münze zu zahlen, obwohl sie am Kauftage zu demselben Preis in Papier zu haben waren, das 5 pCt. verlor. Er kaufte ferner z. B. 200 Actien al pari auf Zeit und machte sich anheischig, die Differenz von 200 Livres per Actie zu verlieren, wenn sie zur Lieferungszeit unter 500 Livres stehen und er

Digitized by Google

sie nicht überuimmt. Die ganze Differenz im Betrage von 40.000 Livres hat er sofort baar hinterlegt. Damit — bemerkt Wirth hiezu — war das Prämiengeschäft etablirt und der Reiz des Spiels verfehlte nicht, bald das Publicum anzustecken.

Einmal auf diesem Wege, gab es für den phantasiereichen Projectenmacher keinen Halt. Er übernahm für die Gesellschaft (auf 9 Jahre, 20. Juli 1719) das Münzregal für den Pachtschilling von 50 Mill., welcher in 15 Monatsraten zu entrichten war. Von diesem Zeitpunkte an begann Law jene Reihe verhängnißvoller Operationen, durch welche er das Eldorado nach Frankreich — natürlich nur in der Phantasie der von Gewinnsucht berauschten Franzosen — verlegt hatte, die aber um so sicherer den jähen Sturz aller seiner „Schöpfungen" veranlassen mußten.

Law hatte mit der Uebernahme des Münzregals die Absicht, vor allem die Noten der königlichen Bank in Credit zu bringen. Dieselbe ward jedoch durch eine Gegenoperation seiner Gegner und Nebenbuhler, der Brüder Paris, nur zu bald vereitelt. Diese letzteren kauften die Banknoten massenhaft auf und warfen sie zur Umwechslung an die Bank. Law säumte nicht, eine Herabsetzung der Louisd'or von 35 auf 34 Livres zu decretiren. Auf einen Gewaltstreich mehr oder weniger kam es ihm nicht an. Das baare Geld strömte wieder an die Bank zurück; der Sturm war für den Augenblick abgeschlagen; allein für die Dauer war damit nichts gewonnen.

Dieser „Erfolg" war eine Ermuthigung mehr, in dem „System" der financiellen Träumereien fortzuschreiten. Um das „Antisystem" seiner Gegner zu durchkreuzen, bot Law nunmehr für die Generalpacht, welche dieselben (Brüder Paris) im Herbst 1718 (auf den Namen eines Kammerdieners Lambert) für 48½ Millionen erstanden hatten, 52 Millionen. Weiter machte sich die Westgesellschaft anheischig, dem Könige ein Darlehen von 1200 Mill. zu 3 pCt. zu machen. Dadurch konnten alle Schulden, Renten und Cautionen von Stellen zurückgezahlt werden. Diese Erwägung genügte, um die alte Generalpacht ohne Umstände aufzuheben.

Bis da ging Alles, so ungeheuerlich die Projecte waren und so gedankenlos die Menge in die Falle hineintaumelte — oder vielleicht gerade deßhalb — ganz prächtig von statten. Im Sommer 1719 wurden die enormen Actienmassen in das Land geworfen und mit Hülfe der Agiotage nicht allein abgesetzt, sondern bald sogar mit Aufgeld (von 10 pCt.) bezahlt.

Mit der Agiotage hatte man es bald so weit gebracht, daß man die neuesten Actien, die „Urenkel", (so nannte man die vierte Generation von Actien nach der Abstufung von „Mütter", „Töchter" u. s. w.) zum Cours von 5000 Livres auf den Markt werfen konnte. Der Andrang war ein so ungeheurer, daß man an immer neue Erleichterungen denken mußte. Die Gesammtsumme wurde in mehrere Emissionen getheilt (deren erste 100.000 Actien umfaßte) und zur Einzahlung wurden wieder 9 Monatfristen bewilligt. Gleich

Digitized by Google

wie in unsern Tagen, strömte Alles herbei, Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Mann und Weib, um sich an den wahnsinnigen Orgien der Gewinnsucht zu betheiligen.

Nach übereinstimmenden Berichten wurde Law in seinem Cabinet förmlich belagert; den Höchstgestellten, die aristokratische Damenwelt inbegriffen, war keine Gemeinheit zu niedrig, um sich die Actien spendende Gunst des gewaltigen Finanzkünstlers zu erwerben. Selbst seine Diener und Lakaien bereicherten sich dadurch, daß sie den Subscribenten zu ihrem Herrn oder in die Bureaux Zutritt verschafften. Der Zudrang des Publicums war so groß, daß das Material der ersten Emission der neuen Actienserie nicht ausreichte; so erfolgreich waren schon die ersten Angriffe der Agiotage auf die Habsucht des großen Publicums; und die französische Regierung war damals wie ein Schlund, der keiner Reductionen bedurfte. Um den Heißhunger des Publicums zu befriedigen, wurde sofort zu einer zweiten Actienemission von gleichem Betrage, und als man sich auch um diese Serie wie besessen riß, zu einer dritten Ausgabe geschritten. So waren in einem Zeitraum von nur drei Wochen 300.000 Actien auf den Markt geworfen. Und so groß war der Rausch des Publicums, daß der Curs dieser ungeheuren Actienmasse, weit entfernt, gedrückt zu werden, noch so furchtbar in die Höhe geschraubt wurde, daß die 300.000 Actien, welche ein Nominalcapital von 150 Mill. Livres repräsentirten, der Compagnie 1500 Mill. eintrugen, in zweiter Hand aber, am Markt, zum Tagescurse schon die fabelhafte Ziffer von 3000 Millionen erreichten. Denn das Publicum, bemerkt hiezu Horn, fragte in seiner blinden Gier so wenig nach dem Ertrage, nach dem wirklichen Werth des Papiers, daß es auf eine Actie, welche schon der indischen Compagnie mit 1000 pCt. Agio bezahlt worden war, noch weiterer 1000 bis 1500 pCt. bewilligte, ja, daß man, nur um „Urenkel" zu erhalten, die gleichberechtigten alten Actien zu verschleudern anfing, so daß deren Curs in wenig Tagen von 8000 auf 4000 Livres fiel, bis schlauere Speculanten sie zu diesem verhältnißmäßig billigen Preis wieder aufkauften, um sie zu treiben und später zu einem Gewinn von 1000 pCt. wieder loszuschlagen. So sah man in jenen Tagen Leute mit dem geringfügigen Capital von 10- bis 20.000 Livres Millionen gewinnen.

Mit der Actienemission hielt eine entsprechende Banknotenemission gleichen Schritt. Binnen sieben Monaten lieferte die Notenpresse 800 Mill. Livres. So wurde der financielle Abgrund, dem Frankreich zueilte, immer tiefer. Der Taumel erreichte seinen Höhepunkt, als Law, nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, zum Generalcontrolor ernannt worden war. Die Actien stiegen in einigen Tagen von 11.000 auf 18.000 Livres. Durch übertriebene Dividenden-Versprechungen steigerte man überdies den Curs, indem man eine Dividende von 40 pCt., d. h. 200 Livr. per Actie, versprach. Wären die Abnehmer inmitten des allgemeinen, sinneberauschenden Taumels noch fähig gewesen, Berechnungen anzustellen, dann hätten sie herausgefunden, daß diese Dividende

Digitized by Google

für das effective Capital einem Procentsatz von nicht mehr denn $1^2/_3$ entsprach. Nachdem einmal die Dinge so auf die Spitze getrieben waren, konnte der Rückfall nicht lange ausbleiben. Diejenigen, die sich aus der tollen Berauschung noch einige Klarheit des Urtheils gerettet, mochten dies längst vorausgesehen haben. Jetzt schien ihnen der Augenblick gekommen, ihren Papierreichthum in effectiven Besitz umzuwandeln. Sie kauften denn rasch nach einander Grundstücke, Paläste, Häuser, kurz Alles, was positiven Werth hatte. Selbst Law blieb nicht zurück, und erwarb liegende Güter. Nur war er als Projectenmacher so unpraktisch, dies in Frankreich und nicht im Auslande zu thun. Man nannte das die (Papier-) Werthe „realisiren". Das war aber ein schlimmes, gefährliches Wort. Sobald der Anfang gemacht worden, nahm die Realisirungswuth reißend, ja erschreckend überhand. Alles, was im Besitze von Papier war, stürzte sich auf die Dinge, welche menschliche Kunst und Fleiß zum Gebrauche und Nutzen der Menschen erzeugt hatten; alles wollte die Dinge, die nicht bloß eingebildeten Werth besaßen, erwerben, und das Papier, über dessen Bedeutung man sich jetzt entsetzte, möglichst rasch los werden. Das Beispiel wirkte ansteckend und verbreitete sich epidemisch. Selbstverständlich schnellten die Preise in demselben Verhältniß in die Höhe, in welchem die Nachfrage sich steigerte. Die Theuerung ward eine ebenso allgemeine wie enorme. Die Illusionen, welche die Colonisation der Mississippi-Gegenden in den schwachen Köpfen erzeugt hatte, zerrannen wie Seifenblasen. Die bislang enragirten Anhänger der Vortrefflichkeit des Papiergeldes, der Basis des Law'schen Systems und seiner Operationen, sind plötzlich Abtrünnige geworden. Kurz und gut, das ganze famose „System", welches Frankreich während der letzten drei Monate geradezu in ein Tollhaus verwandelt hatte, fiel wie ein armselig Kartenhaus bei dem ersten Hauch, mit welchem es der erwachte gesunde Sinn streifte, in sich zusammen. Nachdem sich herausgestellt, daß es eitel Flitter war, der den Franzosen als gediegenes Gold geboten worden, mußte der Mann, der sich kurz vorher noch abgöttischer Verehrung rühmen konnte, bei Nacht und Nebel fliehen. Er, der die (freilich eingebildeten) Milliarden sozusagen aus dem Boden gestampft hatte, er mußte sich wieder durch Spiel und Schuldenmachen fortbringen. In seiner Bedrängniß schrieb er von Venedig, wohin er sich zurückgezogen, an den Herzog-Regenten: „Aesopus war ein Muster von Uneigennützigkeit; gleichwohl beschuldigten ihn die Höflinge, er habe Schätze in einem Koffer, den er häufig zu besichtigen pflegte. Sie fanden darin nichts als das Kleid, das er trug, bevor er bei dem Fürsten in Gunst stand. Hätte ich mein Kleid in Sicherheit gebracht, würde ich mit denen nicht tauschen, die heute in den ersten Aemtern sind. Allein ich bin nackt; man muthet mir zu, ohne Mittel zu bestehen und ohne Fonds Schulden zu zahlen." Er erhielt das alte Kleid, das er zurückverlangte, nicht wieder. Wenige Jahre später starb er (1729) in Venedig arm, unglücklich und vergessen. Was von dem „System" Laws übrig blieb, war nichts als Enttäuschung, Elend und Jammer.

Digitized by Google

So war Law denn gefallen, an dem Paroxismus der Gesellschaft aber, den er einerseits hervorgerufen und dem er andererseits gedient, hat sich deßhalb nichts geändert. Die Krankheit, welcher die französische Gesellschaft verfallen war, hatte mit dem Sturze Laws ihren Culminationspunkt erreicht. Das war die Krisis, welche die Enttäuschung und Verzweiflung nicht so plötzlich zu beseitigen vermochte. Die Krisis mußte ihren natürlichen Verlauf nehmen, das heißt, sie mußte ihre Zeit haben. Die Aufregung der Gemüther suchte nach Befriedigung. Die ganze französische, namentlich die Pariser Gesellschaft hatte sich ohne Unterschied des Standes und Ranges in den Gedanken, schnell und mühelos Reichthum zu erwerben, so hineingelebt, daß ihr jede Albernheit willkommen war, die denselben zu begünstigen schien. Dieser habsüchtigen Wuth war fortan alles recht, nur durfte es nicht das gewöhnliche und natürliche Mittel sein: Arbeit und Sparsamkeit. Im Gegentheil, je toller, desto besser. Da verfiel ein witziger Kopf auf die Wetten. Das war zwar an sich nichts Neues, nichts Originelles. Der Gebrauch aber, der nunmehr von dieser alten Thorheit gemacht werden sollte, hatte gleichwohl etwas Charakteristisches für den pathologischen Zustand der französischen Gesellschaft. Der Pariser Parlamentsadvocat Marais, der ein (in den Dreißiger Jahren gedrucktes) Tagebuch in eben jener Zeit schrieb, erzählt über dieses Thema ganz ergötzliche Geschichten. So fing man u. A. im Jahre 1721, als es am Gervasius-Tag regnete, in Paris an, für oder gegen das Sprüchwort, daß es vierzig Tage lang regnen werde, zu wetten. Ein gewisser Billot, aus der Stadt Uzès, eröffnete seine Wette für die vierzigtägige Dauer des Regens gegen jedermann. Viele Wettlustige fanden sich ein; gegen die Einen wettete er in Geld, gegen die andern in Billets, deren er er mehr als für 200.000 Livres ganz nach Art von Banknoten verfertigte. Den Gegnern gestattete er Uhren, Silberzeug, Tabaksdosen, Spitzen, ja sogar alte Hemden einzusetzen. Es regnete ungefähr fünfzehn Tage lang. Als der Regen aufgehört, sagte ganz Paris: Billot hat seine Wette verloren. In der That hatte der Mann nicht nur seine Wette, sondern auch sein Bischen Verstandes verloren. Wenigstens war sein Benehmen ein solches, daß an dem gänzlichen Bankerott seines Denkvermögens nicht zu zweifeln war, und man betrachtete ihn allgemein als toll. Da zogen Einige ihr Geld zurück, Andere brachten empfangenes wieder. Endlich verschwand der Unternehmer — so wird berichtet — auf den Rath seiner Familie .... ein Law im Kleinen! Nach diesem Schritt zu urtheilen, scheint es, daß ihm mit dem einen Theil seines zurückerworbenen Vermögens mindestens auch ein Bruchrest seines Verstandes zurückgekehrt ist.

Wenn wir nun die Folgen, welche das Law'sche „System" nach sich gezogen, näher ins Auge fassen, so finden wir, daß sie nicht gerade in den großen Verlusten, welche das Fehlschlagen seiner Speculation über Viele gebracht hat, — nicht gerade in der Spielsucht, die es für eine kurze Zeit gesteigert, sondern vielmehr darin zu suchen seien, daß die Sucht, sich schnell und mühelos zu bereichern, eine bis dort nicht dagewesene Verbreitung und Verallgemeinerung

Digitized by Google

genommen, daß sie alle Schichten der Gesellschhft angefressen, zersetzt und verzehrt hat. Und darin, daß die Seuche von da ab von Frankreich aus, wo sie ihren Herd angelegt, den Weg nach allen Richtungen der Windrose genommen, daß sie sich über die ganze civilisirte Gesellschaft ausgebreitet hat, lag die schlimmste und dauerndste Folge der Law'schen Actienunternehmung. Monthion, ein guter Gewährsmann, spricht dies ungefähr in folgender Weise aus: Die Agiotage zu Paris zerstörte und schuf täglich wechselnde Reichthümer, und aus den Provinzen strömte man in die Hauptstadt (wer denkt da nicht an die Börsenzugkraft, welche heute die Wohnungsnoth in großen Städten steigert!), in welcher anwesend zu sein, zum Reichwerden zu genügen schien. Die Emporkömmlinge überließen sich einem übermäßigen Luxus, der zuerst lächerlich gemacht und dann — Mode wurde. Außer den sinnlichen Genüssen suchten sie auch die Ostentation und nöthigten so die im Range über ihnen Stehenden zu erhöhtem Aufwand. Der Adel hörte auf, der Ehre zu dienen; und da überhaupt das Geld anfing, dem Besitzenden Ansehen zu geben, so wurden Ehre und Geld verwechselt, und pecuniäre Belohnungen mußten nun auch denjenigen gegeben werden, welche, den höchsten Classen der Gesellschaft angehörend, bisher für geleistete Dienste nur Ehrenauszeichnungen erhalten hatten. Mit dem französischen Nationalgeiste sei auf solche Weise eine unheilvolle Umwälzung vor sich gegangen. — Man sieht, hält man sich so an das Thatsächliche der Geschichte des socialen Lebens, wie sehr im Unrechte diejenigen sind, welche die Wandlung des französischen Nationalgeistes erst von der „großen Revolution" her datiren, wenngleich es richtig bleibt, das der Eintritt des Bonapartismus in die Geschichte die ursprünglichen Anlagen zur Corruption im französischen Volke nach Möglichkeit erweitert und zu einer bislang nicht gekannten Entfaltung gebracht hat. Im Uebrigen muß man der Law'schen Tollhausepisode das Gute nachsagen, daß sich wenigstens eine andere Wirkung nicht auf Frankreich beschränkte: sein schmähliches Ende discredirte auf lange Zeit hin alle Actiencompagnien in den Augen der großen Menge allerorten.

Diese letztere warf sich zunächst wieder und zwar mit verdoppeltem Eifer auf das genuesische Lotto, das bis dorthin seine Runde durch Europa bereits gemacht hatte. So hat der nimmersatte Geist, der die aufstrebende Gesellschaft von einer Thorheit zur andern peitscht, es fortan zum Lieblingsobject erwählt, um die Lücke auszufüllen, welche durch den verlorenen Glauben an jene neue Art durch Papierzeichen das Glück des Nichtsthuns und maßlosen Genießens an sich zu fesseln, entstanden war. Lag es ja doch im Belieben jedes Einzelnen, wie viel er wagen, wie viel er dem Schicksal für den Hoffnungskauf opfern wollte. Was immer man gegen das Lotto vom wirthschaftlichen und ethischen Standpunkte einwenden kann, die Thatsache, daß es sich in manchen Staaten bis auf den heutigen Tag erhalten hat, spricht deutlicher als Alles, wie sehr es der menschlichen Begierde nach schnell zu erwerbendem Reichthum dient, und wie wenig den Menschen, welche das so vielseittg und heftig bekämpfte

Digitized by Google

Institut durch ihre immerwährende Betheiligung thatsächlich möglich machen, mit ökonomischen Argumenten und moralischen Ermahnungen beizukommen ist. Nur mit Rücksicht auf den geschichtlichen Charakter dieser Skizze sei hier einer das Lotto eigenthümlich illustrirenden Thatsache Erwähnung gethan. Im Jahre 1828 machte Baron Dupin der französischen Deputirtenkammer einige höchst interessante Mittheilungen über die Wirkungen des Lotto in Frankreich, wo es zehn Jahre später (1. Jannar 1838) allerdings — neben allen öffentlichen Spielen — abgeschafft worden ist. In den 21 Departements, wo es besondern Anklang gefunden, gingen im Durchschnitt 2,200.000 Francs jährlich aus den Händen der Armen in die Taschen der Collecteure. Diese Departements waren die mit Handel und Gewerbe vorzugsweise beschäftigten, und welche ungefähr $^1/_3$ des gesammten Grundeinkommens von Frankreich beziehen. Uneheliche und Findelkinder und mancherlei schwere Verbrecher fanden sich in diesen 21 Departements fast in eben so großer Zahl, als in den übrigen 65 zusammengenommen, welche im Durchschnitt nicht mehr als 81.000 Francs jährlich in die Cassen des Lotto fließen ließen. Schon diese Thatsache allein zeigt deutlich die Wahlverwandtschaft, welche zwischen der modernen Industrie und den Glücksspielen, ganz besonders aber dem Lotto besteht, von welchem der Ackerbauer sich ferner hält, als der Fabriksarbeiter, wie sie auch dem Mittelalter fremd waren.

Die drei Formen des Glückspieles, die wir im Verlaufe, des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach einander auftreten sehen, sind nicht etwa der Ersatz einer für die andern, die einander verdrängen und überflüssig machen, sondern sie sind nichts als eine nachfolgende Form desselben Strebens, die den Zweck hat, irgend einen Mangel der früheren für eine bestimmte Zeit oder für eine bestimmte Classe der Gesellschaft „zeitgemäß" zu ergänzen. Da war bei der Classenlotterie die Einlage für Viele zu groß und ging in der Regel verloren. Dem Uebel weiß der menschliche Erfindungsgeist bald abzuhelfen. Die Betheiligung an der Actien-Compagnie macht diesen letzteren Fehler vermeiden. Das Lotto steht auf einer noch höheren Stufe der Entwicklung. Ist nur das erstere Uebel (große Einlage) einmal beseitigt, dann ist das letztere (verlorner Einsatz) bei der zahllosen Menge der Armen und Aermsten, denen so die Rennbahn nach dem goldenen Ziele eröffnet wird, bald verschmerzt und vergessen, und immer wieder verschmerzt und vergessen.

Der vielgerühmte „Fortschritt" im Culturleben der Menschheit nimmt seinen natürlichen Verlauf auch auf den dunklen Pfaden ihrer Verirrungen und Fehler. Die neue Entwickelung der ökonomischen Interessen der Gesellschaft bietet dem hier besprochenen Streben bald einen neuen Anhaltspunkt. Es ist die aus der Consolidirung des modernen zu immer größeren Dimensionen anwachsenden Staates sich ergebende Umgestaltung des Finanzwesens, die nunmehr in Betracht kommt.

Das Finanzwesen des modernen Staates ist bekanntlich nahezu synonym mit Schuldenwesen. Nicht minder innig verwandt mit diesem ist der Staats-

Digitized by Google

papierhandel, da er dessen unmittelbares Geschöpf ist. Dies ist nun die neue Glücksgöttin, welcher alle Glücksjäger, nachdem sie in diesem „Jammerthale" aufgetaucht ist, unverdrossen nachjagen, und mit der auch wir, wenngleich nur für wenige Augenblicke, Bekanntschaft machen müssen.

Es hat eine Zeit gegeben, in welcher die Regenten kleiner Territorien Schulden machten — denn diese waren ja auch lange schon vor dem modernen Staate nicht gut zu entbehren —, indem sie Land und einträgliche Rechte verpfändeten, die mit der Sicherung für das Capital dem Gläubiger durch die ihm gelassene Nutznießung zugleich Ersatz für die Zinsen gaben, welche das kanonische Recht dem Christen zu nehmen verbot; oder indem sie das Geld vom „Juden", dem alleinigen Geldmäkler des Mittelalters, gegen Faustpfand oder auf bloßen Credit nahmen. Der Credit kostete aber zu allen Zeiten viel Geld. Das Risico wurde zur reichlichen Einnahmsquelle für Leute, welche sich demselben berufsmäßig unterzogen. Der erstere Darlehensmodus hatte zur Folge, daß so manche fürstliche Familie ein Stück ihres Territoriums nach dem andern und damit ihre Macht einbüßte, indem sie die verpfändeten Güter, Städte und Rechte nicht mehr einzulösen vermochte. Dafür regressirte man sich, soweit es anging, an den für gute Zinsen seit jeher dienstfertigen Juden, indem man zuweilen weder die Wucherzinsen noch das Capital zurückzahlte. Ja noch mehr! Manche Fürsten dehnten den Schutz gegen Gläubiger zum Theil auch auf ihre Vasallen aus. Dies geschah namentlich in Deutschland, wo der Kaiser, dessen Kammerknechte die Juden waren, den Reichsfürsten nicht selten erließ, Jenen ihre Schulden zu zahlen. Im Uebrigen wird den jüdischen Banquiers des Mittelalters nachgesagt, daß sie trotz alledem es verstanden haben, vorher schon oder bei künftigen Gelegenheiten sich zu entschädigen.

Die idyllisch-patriarchalische Zeit, deren Gewohnheiten den bedrängten Fürsten das Schuldenmachen solchergestalt erleichterten, hatte indeß nur eine beschränkte Dauer. Es kam eine andere, minder gemüthliche. An die Stelle der patrimonialen Auffassung, nach welcher das Land als Eigenthum des Herrschers betrachtet wurde, ist allmälig die Staatsidee als solche und mit dieser der Grundsatz der Untheilbarkeit der Territorien in den Vordergrund und hiemit auch das Schuldenmachen in eine neue Phase getreten. Mit der neuen Ansicht vom Wesen des Staates sind für die Regierungen die Schwierigkeiten hinsichtlich des Schuldenmachens gestiegen, während es doch in Folge der wachsenden Bedürfnisse (stehende Heere u. s. w.) immer mehr zum nothwendigen Uebel geworden ist. Andererseits hörten die Juden auf, die alleinigen Geldverleiher zu sein, und konnten despotische Maßregeln, wie die oben erwähnten, nicht mehr zur Anwendung gebracht werden. Aber darum war die Anlegung von Capitalien bei Staaten nicht sicherer geworden als sonst. Den Schwierigkeiten, die sich an alle ihre finanziellen Unternehmungen wie ein Bleigewicht anhingen, traten die Regierungen allgemach mit dem Gegengewicht beruhigender „Garantien" entgegen. Nun war die Zeit gekommen, wo sich „besonnene Capitalisten" in

Digitized by Google

größerer Anzahl dem Geschäfte mit „Staatspapieren“ vertrauensvoll zuwenden konnten. Das hinderte aber gleichwohl nicht, daß der Staat aus den „Finanzoperationen“ nicht hinauskam und daß er so, ohne es zu wollen, ja vielleicht ohne es nur zu ahnen, ein Geschlecht von geldgierigen Leichtsinnigen großzog, welche eben die ohne Ende wechselnden Bedrängnisse der Staaten zu einer neuen Quelle mühelos und schnell zu erwerbenden Reichthums zu machen wußten. Und da begegnen wir wieder einem Taschenspielerkunstgriff, den wir schon beim Actienhandel haben auftreten sehen. Bekanntlich hängt das Schwanken im Curse eines Staatspapieres ab von der Meinung von seiner (des Staates) Creditfähigkeit. Gehäufte momentane Verlegenheiten drängen ihn, den Gläubigern Bedingungen zu bewilligen, die dem Begehren nach Gewinn nicht geringen Vorschub leisten. Angesichts solcher Umstände ist die Gelegenheit sehr günstig, Schuldscheine eines Staates niedrig zu kaufen, denn diese begründen zugleich die Hoffnung, daß ein glücklicher Wechselfall, sei er auch nur vorübergehend, die Curse zum Steigen und der Wiederverkauf der Papiere Gewinn bringen könne. Solchergestalt ist das Schuldbuch eines Staates ein Anhaltspunkt für die Wetten um die Differenz der Staatspapiercurse.

Die allgemeine politische und ökonomische Zerrüttung Europa's, welche die „große Revolution“ nach sich gezogen, war dieser Art von Gelderwerb besonders günstig. Einmal hat schon vor Anbruch dieser Zerrüttung das europäische Staatsschuldenwesen eine genügende Ausdehnung erreicht, um die Concurrenz sehr vieler Gläubiger möglich zu machen; dann aber, nach der Revolution, hat der häufige Wechsel in den Regierungsformen und den äußeren Verhältnissen vieler Staaten, wie nicht minder die Verschiedenheit der Interessen und politischen Ansichten der in Parteien gespaltenen Welt große Differenzen der Curse nach Zeit und Ort hervorgebracht. Gleichwie im Uebergange vom Mittelalter zu der neueren Zeit die gierige Habsucht zunächst im Waarenhandel und der neuerweckten Lust an edlen Metallen das Object gefunden, um diese Leidenschaft zu befriedigen, so hat die politische Umwälzung der civilisirten Erde nach der Revolution alle anderen Interessen verschlungen, insofern als sich in ihr die große Krise der neuesten Geschichte vollzog und daher auch die geldgierige, dem gefährlichen Glücke vertrauende Gewinnsucht sich vorzugsweise an die politisch-ökonomischen Interessen anknüpfte. Insoweit nun die Consequenzen aus der politischen Revolution von 1789 noch nicht alle oder mindestens nicht in allen Ländern gezogen sind, sehen wir heutigen Tages noch die gefräßige und unersättliche Geldgier in den verschiedenen Staaten Europa's auf dieses leider immer fruchtbare Feld angewiesen. Und wie groß immer die Fortschritte seien, welche der lebenden Generation in wirthschaftlicher und ethischer Beziehung nachgerühmt werden, sehen wir Jahr für Jahr und Tag für Tag, wie sich die Stockbörsen von London und Paris, Frankfurt und Berlin, und endlich seit Jahren auch in Wien mit Männern und selbst Frauen füllen, die, ohne einerseits die erforderlichen Papiere, noch andererseits die Mittel ihrer Deckung zu besitzen, um die Differenz der Curse großer Mengen von Staatsobligationen wetten.

Digitized by Google

Es darf nicht befremden, daß diese Form mit einer früheren in Verbindung gebracht wurde: der Lotterie als Modus der Rückzahlung von Anlehen, indem der Gläubiger für einen gewissen Betrag als Inhaber eines Loses betrachtet wird, welches ihm, gegen Zurücklassung des größten Theils der Zinsen, außer seinem Capital einen größeren oder geringeren Gewinn unter dem Namen einer Prämie früher oder später in Aussicht stellt. Indem diese Gewinnste aus den zurückgehaltenen Zinsen und Zinseszinsen bezahlt werden, der mitspielende Gläubiger aber sein Capital in keinem Falle verliert, ist bei dieser neuen Form der Lotterie der Hauptmangel der alten Lotterie vermieden, und sie nähert sich darin der Einrichtung der Actiengesellschaften, mit dem Unterschiede allerdings, daß, weil der Staat als Unternehmer kein eigentlicher Producent ist, statt der Dividenden nur Prämien ausgezahlt werden können.

Von dem wirthschaftlichen Werthe oder besser Unwerthe dieser Art von Anlehen-Negociirung abgesehen, sei hier nur bemerkt, daß sie noch eine andere Sorte von Stockjobberei ins Leben gerufen hat, die mit dem bekannten „Promessenspiel" ein neues Feld für eine äußerst verderbliche Thätigkeit gewonnen hat. Durch diese Ausartung wird der Vortheil, den man für die Lotterieanlehen dem Lotto gegenüber als Vertheidigungsgrund geltend macht, geradezu illusorisch; denn das Promessenspiel ermöglicht die Betheiligung auch der minder wohlhabenden Classen an den Lotterieanlehen, und somit entfällt der Vortheil, den man in der angestrebten Fernhaltung dieser Classen von solchen Glücksspielen gewonnen zu haben glaubt. Das Promessenspiel befördert aber auch — sagt ein gewiegter Fachmann — in sehr unerfreulicher Weise die Uebertragung von Capital von den wenig bemittelten Käufern der Promessen an die verkaufenden Banquiers u. s. w. Wie durch kaum ein anderes Geschäft wird das kleine Capital im Promessenspiel vom großen Capital ausgebeutet, die Vermögensungleichheit gesteigert. F. St.

---

* Aus dem Nachlasse von Karl Friederichs, dem ausgezeichneten Kunstgelehrten, welchem wir einen Theil der neuen Bearbeitung von Schnaase's Kunstgeschichte und zwei Bände eines Werkes über Berlins antike Bilderwerke verdanken, sind soeben Reisebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien, aus den Jahren 1869 und 1870 stammend, unter dem Titel „Kunst und Leben" erschienen. Die Herausgabe derselben war schon von ihm selbst beabsichtigt, der jetzige Abdruck ist ohne sonstige Aenderungen als Weglassung der Privatbeziehungen erfolgt. Wir behalten uns eine Besprechung des interessanten Buches vor.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber Raphaels Schule von Athen.

Anlaß der folgenden Betrachtungen ist das Leben Raphaels von Hermann Grimm (Band I. Berlin, Dümmler, 1872), das ich soeben mit großem Genuß durchlesen und dem ich in Bezug auf die Schule von Athen eine abweichende Meinung entgegenstellen möchte. Eine Meinung, die nicht neu ist. Schon Springer (Bilder aus der neueren Kunstgeschichte S. 136 bis 146) hat sie im Wesentlichen ebenso vertreten, und Trendelenburg (Kleine Schriften 2, 265) schloß sich ihm zuletzt mit geringen Einschränkungen an. Beide haben die Ansichten Passavants und Aelterer fortgebildet und richtig zu stellen gesucht. Daß wir Philosophen vor uns haben, und zwar bloß Philosophen, das scheint ihnen sicher.

Hermann Grimm behandelte den Gegenstand mehrmals, indem er ihn immer wieder von Neuem vornahm und das Material sowohl wie seine Urtheile vermehrte, erweiterte, vertiefte. Zuerst in der „Vossischen Zeitung", 1861 Nr. 47 und 53. Dann in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. XIII wieder abgedruckt: Neue Essays über Kunst und Litteratur (1865) S. 177 ff. Und nun im Leben Raphaels S. 200 bis 241. An diese letzte und gründlichste Fassung halte ich mich hier ganz allein. Grimm hat darin eine wunderschöne Entdeckung gemacht, die wichtigste Entdeckung geradezu, welche für die Auffassung und Deutung des Einzelnen zu machen war.

Er bespricht alle sonstigen Gruppirungen von Philosophen aus jener Zeit. Er weist nach, daß die Quellen, deren man sich bisher bedient, um die besonderen Gestalten zu benennen, keine malerischen Motive an die Hand gaben — daß dagegen eine Stelle aus dem späten Alterthum allerdings existire, welche, ausgehend von der unmittelbaren Anschauung der in den Gymnasien aufgestellten Philosophenbilder, diese paarweise und antithetisch beschreibt, so daß Raphael sehr wohl danach arbeiten konnte: und daß er wirklich danach gearbeitet hat, ergibt die Vergleichung: mit größerer oder geringerer Sicherheit erkennen wir auf der Schule von Athen alle jene Philosophenpaare wieder. Die Stelle findet sich bei Sidonius Apollinaris, sie ist äußerst lehrreich, und wenn Grimm selbst anführt, daß bereits der Abbé Dubos in seinen Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture dieselbe kannte, so schränkt das sein Verdienst nicht ein; das interessante Buch des geistvollen französischen Aesthetikers wird jetzt

Digitized by Google

wo möglich noch weniger gelesen als der Sidonius Apollinaris. Hermann Grimm aber bleibt dabei nicht stehen. Es ist nicht bloß hier, sondern auch sonst, z. B. in seiner Abhandlung über das Reiterstandbild des Theodorich in Aachen (Berlin 1869) zu bemerken, daß er durchweg, wo zwei Nachrichten über eine und dieselbe Sache vorliegen, geneigt ist, beide neben einander anzuerkennen oder die Kritik auf ein non liquet hinauszuführen, die Entscheidung offen zu lassen und diejenigen zu bekämpfen, welche die Eine Ueberlieferung bevorzugen. Es wird damit nichts Geringeres, als die ganze kritische Methode, wie sie sich in Philologie und Historie herausgebildet hat, in Frage gestellt. Eine Hauptaufgabe der Kritik ist es, die Verschlechterung der Tradition darzulegen, nachzuweisen, wie und aus welchen Motiven theils Unkunde theils Tendenz die glaubhaft überlieferten Thatsachen entstellten. Die von Herman Grimm betonte Subjectivität aller Methode aber führt ihn dazu, wo irgend die Sache nicht gleichsam mit Händen zu greifen ist, sich auf den Standpunkt des Nichtwissens zu stellen und, wo uns anderen eine Entscheidung noch sehr wohl möglich scheint, diese abzulehnen. So setzt er denn auch hier, nachdem er uns tief in die philosophische Deutung hineingeführt, die Vortheile einer geistlichen Auffassung ins Licht, und jeder unbefangene Leser empfängt den (wie ich weiß, unrichtigen) Eindruck, als ob er die letztere für die eigentlich zutreffende hielte.

Geistlich oder weltlich? Paulus oder Aristoteles? Das ist bei der Schule von Athen die Frage. Daß die Hauptperson in der Gesellschaft griechischer Philosophen auftrete, ist nicht zweifelhaft. Gestritten wird im Grunde nur über diese Hauptperson selbst. „Aber es sind ja zwei Hauptpersonen vorhanden!“ wird sofort jeder Beschauer einwerfen. Geduld! Diese Frage wird uns bald beschäftigen. Also: Paulus oder Aristoteles?

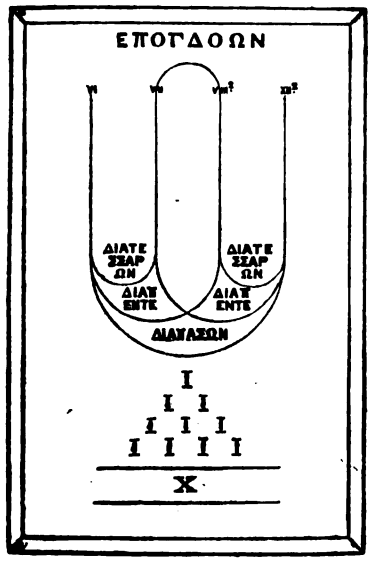
Wie die Tradition sich verschlechtert, scheint ganz klar vorzuliegen. Die geistliche Deutung geht von einem bestimmten Punkte aus und erfaßt von da immer weiter und weiter das ganze Bild. Die geistliche Deutung ist das vorwärtsdringende, die weltliche das zurückweichende Element. Und dieser Gang steht, wie bereits Springer bemerkte, im Einklang mit der Bewegung der Geister in Italien, mit dem zurückweichenden Humanismus, mit der vorwärtsdringenden Bigotterie. Die Deutung „Aristoteles“ konnte 1550 nicht mehr erfunden werden oder neu auftauchen, wenn die Deutung „Paulus in Athen“ von Anfang an da war. Daß diese letztere früh vorhanden, 1523 zuerst, und Vasari bekannt, wie Grimm (S. 225) behauptet, scheint mir nicht richtig. Die Gruppe links im Vordergrund wurde so früh geistlich gedeutet. Daraus folgt aber nichts für das Ganze.

Uns stellt sich die Sache so dar. Alte Tradition ist, was in späterer Zeit nicht mehr neu aufkommen konnte, d. h. die Deutung auf Aristoteles. Also Aristoteles und Plato unter den Philosophen. Das behält Vasari bei, aber die Gruppe links erklärt er geistlich, und dafür hat er schon 1524

Digitized by Google

an dem Kupferstecher Agostino Veneziano einen Vorgänger. Folgendergestalt.

Auf der Tafel, welche der Knabe dem schreibenden Manne vorhält, befinden sich eigenthümlich geschwungene Linien mit bestimmten griechischen Worten, im Wesentlichen gut erhalten und noch heute deutlich erkennbar, ohne Spur einer Uebermalung, von Prof. Louis Jacoby genau nachgezeichnet und mir zur Publication freundlichst überlassen [1]).



Schon Trendelenburg, dem Louis Jacoby alle seine Materialien wie mir zur Verfügung stellte, bemerkt (S. 263), daß die Figur sich ebenso in der **margarita philosophica** von G. Reisch 1504 (zuerst gedruckt 1496, ich habe nur eine spätere Ausgabe von 1517 benutzen können) vorfindet. Nicht ganz ebenso, aber recht ähnlich. Auf die Figur kommt es übrigens nicht so sehr an, sie tritt in verschiedenen Quellen verschieden auf, aber die Bedeutung ist klar. Es muß nur oben in der Mitte nicht VII und VIII, sondern VIII und VIIII heißen; die Entfernung zwischen VIII und VIIII sollte geringer sein als

[1]) Was die Erhaltung des Gemäldes im Ganzen anlangt, so versichert Prof. Jacoby, daß nur der Kopf des Zoroaster von fremder Hand sei. Dahinter befinde sich ein Kamin und dadurch habe die ganze Partie, auch das braune Gewand des Alten links über Zoroaster und die Athene, gelitten. Alles andere, was den Eindruck der Erneuerung machen könne, beruhe theils darauf, daß bei der Frescomalerei überhaupt selbst von dem größten Techniker der Effect nicht genau berechnet werden könne und an eingeschlagenen Stellen mit kleinen Strichen Tempera daraufgemalt werden müsse — theils darauf, daß (wie viele Oblatenreste beweisen) in früherer Zeit häufig einzelne Partien gepaust und zu diesem Behufe durch aufgeschmiertes Oel heller gemacht wurden. Ueber die ebenfalls verdächtigen Buchtitel Timeo und Etica unten.

Digitized by Google

die zwischen VI und VIII, zwischen VIIII und XII; und die obere Schrift sollte nur über dem mittleren Bogen sich befinden, epogdoon ist der griechische Name des ganzen Tones, d. h. das Verhältniß von 8 zu 9. Diatessaron ist die Quart, Diapente die Quint, Diapason die Octave. Also eine Hindeutung auf Musik unverkennbar. Darunter eine einfache Addition: Arithmetik.

Der schreibende Mann wird danach Pythagoras sein, der von ihm abschreibende etwa Boethius, aus welchem das Mittelalter seine Kenntniß von der antiken Musik hauptsächlich schöpfte. In den Büchern selbst ist auf dem Bilde nichts Bestimmtes zu lesen.

Agostino Veneziano nun schreibt auf das Buch des Alten griechische Worte, welche bedeuten: „Zu jener Zeit erhob ein Weib ihre Stimme aus dem Volke und sprach zu ihm: Selig der Leib, der dich getragen und die Brüste, die du gesogen." Lucas XI. 27 mit verändertem Eingang. Danach: „Sei gegrüßet, Begnadigte!" Lucas I. 28 der Gruß des Engels an Maria. Dieser setzt sich auf der Tafel des Jünglings fort: „Der Herr ist mit Dir, gebenedeite unter den Weibern" und daran ist aus dem Gruße Elisabeths Luc. I. 42 gefügt: „und gesegnet die Frucht deines Leibes" und daran aus der Offenbarung Johannis IV. 8: „Heilig, heilig, heilig Gott der Herr."

Die Stellen sind nach ihrer Brauchbarkeit ausgewählt, keineswegs sollte der Schreibende als der Evangelist Lucas bezeichnet werden. Der Kupferstecher wollte etwas Christus- und Marien-Cultus anbringen durch ein Verfahren, das wir heute ohne Weiteres als Fälschung bezeichnen würden.

Die Meinung, welche Vasari vorträgt, kann zum Theil durch diesen Stich veranlaßt sein. Die Gruppe war nun geistlich. Der Jüngling wurde ein Engel, aber auf seiner Tafel sah man vor dem Gemälde selbst nicht Bibelstellen, sondern bestimmte geometrisch construirte Figuren, deren Bedeutung der betreffende Interpret nicht kannte oder nicht kennen wollte. Solche Figuren wurden auch in der Gruppe rechts aufgezeichnet. Daher die Combination: der Engel (Vasari setzt den Plural certi angeli — er schreibt also nicht angesichts des Bildes oder begreift auch die Jünglinge rechts mit darunter) habe diese Charaktere überbracht, sie seien von der Gruppe rechts, von den Astrologen, durch den Engel hinübergeschickt, um dort ihre Deutung und zwar eine heilige Deutung zu empfangen. Wer deutet? Ein Evangelist, und zwar Matthäus, weil zu ihm der Engel, sein gewöhnliches Attribut, paßt. Im Uebrigen sind ja noch drei Männer mit Büchern vorhanden in der Gruppe — das Ganze also eine Zusammenstellung der vier Evangelisten.

Bei dieser Meinung spielt noch ein anderes Moment mit. „An der Seite einer Figur" — sagt Vasari IX. 8 — „welche uns den Rücken dreht und eine Himmelskugel in der Hand hält, ist Zoroaster dargestellt." Trendelenburg, S. 261, Anm. 11 handelt darüber nicht richtig. Die Gestalt, welche uns (rechts unten) den Rücken dreht, hat nicht eine Himmelskugel in der Hand, sondern einen Erdglobus. Sie ist durch die Krone als der Geograph Ptole-

Digitized by Google

mäus charakterisirt, den man für einen Angehörigen der ägyptischen Königsfamilie hielt (s. Passavant Raphael d'Urbin I. 131; Trendelenburg S. 245. 261 Anm. 11). Die Himmelskugel trägt vielmehr Vasari's Zoroaster: eine solche Flüchtigkeit und Verwechslung ist bei ihm nichts Wunderbares. Der Name Zoroaster aber ist ihm ohne Zweifel überliefert — wie wäre er von selbst darauf gekommen? — und der Name ist richtig, nicht weil Zoroaster (wie Springer S. 142. 146 hervorhebt) unter den Philosophen des fünfzehnten Jahrhunderts ein hochverehrter Mann und Repräsentant uralter Weisheit war — sie führten Plato's Lehren durch Pythagoras auf ihn zurück —: sondern nach einer weit populäreren Vorstellung als Repräsentant der Astronomie und Astrologie neben dem Kosmographen Ptolemäus. Zoroaster ist nach dem Glauben des Mittelalters der älteste der Magier, der die Geburt Christi vorhersagte. Beweisstellen für diesen Glauben finden sich bei Schade Liber de infantia Mariæ et Christi Salvatoris (Halle 1869 p. 29. 31. 32.) Hielt jemand an dieser Vorstellung fest und waren links auf Agostino's Stich griechische Worte zu lesen, die sich auf Christi Geburt bezogen, so stellte sich leicht der Zusammenhang ein: Charaktere der Astrologen, gedeutet von den Evangelisten.

Hieraus konnte sich für Vasari IX. 1 als Bezeichnung des Bildes der allgemeine Gedanke ergeben: die Theologen bringen die Philosophie und Astrologie mit der Theologie in Einklang. Und das wiederholt er X. 3 mit einem (in Grimms Uebersetzung S. 283 zufällig weggebliebenen) falschen Zusatz: „die Philosophie und die Astrologie, die Geometrie und die Poesie vereinigen sich mit der Theologie"; die Poesie ist hier wohl nur aus stylistischen Gründen hinzugetreten.

Diesen allgemeinen Gedanken, dessen Entstehung wir dem Anscheine nach verfolgen können, dürfen wir also kaum für sich abtrennen, wie Springer (S. 139. 140) thut. Sowie uns der Bericht Vasari's vorliegt, haftet die allgemeine Bezeichnung an der Deutung der linken Vordergrundsgruppe und wird durch sie verdächtigt. Auf anderem Wege werde ich mich freilich schließlich auch hierüber mit Springer vereinigen können.

Ist nun die Vasari'sche Deutung möglich? Wir sehen ab von den obigen Erwägungen, die es wahrscheinlich machen, daß im Vordergrunde Pythagoras und Boethius zu erkennen seien. Wir wollen einmal annehmen, die vier Männer mit den Büchern seien in der That Evangelisten. Was bedeuten dann die — wie wir mit Sicherheit aussprechen — musikalischen Charaktere der Tafel? Und wenn Raphael eine Verbindung zwischen den beiden Vordergrundsmassen herstellen wollte, wenn er anzudeuten wünschte, daß die Tafel von rechts her überbracht sei, konnte, mußte er das nicht deutlicher sagen? War er in seinen Darstellungsmitteln so arm? Nichts aber deutet darauf. Durchaus jede Gruppe für sich. Ueberhaupt, wenn ein solcher Gedanke vorhanden war: Vereinigung der anderen Wissenschaften mit der Theologie, dann durfte sich das

Digitized by Google

nicht in einer stillen Ecke vollziehen; es mußte den Mittelpunkt und Grundgedanken des Bildes ausmachen. Was uns aber Vasari zumuthet, das ist: Verbindung der beiden Vordergruppen und vollständiges Fürsichsein der Mittel- und wie wir doch glauben sollten: Hauptgruppe.

Nun zu Ghisi's Deutung, die 1550 gleichzeitig mit Vasari's erster Auflage bekannt wurde. Giorgio Ghisi's Stich trägt folgende Erklärung: „Paulus zu Athen von einigen Epikuräern und Stoikern in den Areopag geführt und mitten darauf stehend, erblickt den Altar (mit der Inschrift: „dem unbekannten Gotte") und erklärt, wer dieser unbekannte Gott sei. Er greift den Götzendienst tadelnd an, gibt den Rath in sich zu gehen und verkündigt das jüngste Gericht und die Auferstehung der Todten durch den wiederauferstandenen Christus. Apostelgesch. XVII."

Herman Grimm sagt, nur die Auffassung „Paulus in Athen" gebe das krystallisirende Moment für die Composition, die Handlung, die Bewegung. (S. 227 f. 349.)

Ich begreife nicht, wie das krystallisirende Moment durch die Deutung in ein Gemälde hineinkommen kann, wenn es nicht drin ist, und sich uns aufdrängt, ehe wir das Geringste von der Deutung wissen. Und ich bestreite, daß bei einer anderen Erklärung das krystallisirende Moment fehle. Doch davon später. Bleiben wir bei Ghisi's Bestimmung.

Paulus erblickt — wo erblickt er denn? und was? wo steht der Altar? Hat sich Raphael so unklar ausgedrückt? Dann war er ja ein Stümper.

Diese Ghisi'sche Formulirung ist jedenfalls unmöglich. Aber er hat den Altar vielleicht erblickt und spricht jetzt darüber. „Er greift den Götzendienst an, gibt den Rath in sich zu gehen" u. s. w. Das alles liest Ghisi aus dem Bilde heraus? Doch wohl nicht. Er liest es nur aus der Apostelgeschichte 17 in das Bild hinein. Wenn Raphael an so etwas gedacht hätte — jüngstes Gericht — Paulus würde die Schrecken ausmalen, ein Abglanz dieser Schrecken würde auf seinem Gesichte liegen und sich auf den Gesichtern der Umstehenden reflectiren — oder die Auferstehung der Todten, der wieder auferstandene Christus — Paulus würde leidenschaftlich nach aufwärts deuten, und wir würden Staunen auf den Gesichtern der Zuhörer lesen, Staunen über das Wunder! Von alledem nichts.

Also nehmen wir an, der Maler hielt sich nur im Ganzen an die Situation: Paulus lehrend in Athen, die griechischen Philosophen sein Publicum; Verkündigung des Christenthums ganz allgemein gegenübergestellt der griechischen Wissenschaft.

Aber worin liegt die Gegenüberstellung, worin der Gegensatz? War Raphael so ungeschickt, daß er das nicht auszudrücken wußte? Auszudrücken wußte auch ohne erregte Geberde — falls er deren nicht ganz mächtig — aber er besitzt sie ja im Vordergrund, in der Gruppe rechts, warum hätte er sie nicht auch im Mittelpunkte des Gemäldes angewendet?

Digitized by Google

Doch ich vergesse: es ist ja ein Gegensatz vorhanden, ganz offenbar. Ein Gegensatz zwischen den beiden Männern, auf welche als Hauptpersonen sich unsere größte Aufmerksamkeit nothwendig richtet. Der eine deutet nach aufwärts, der andere scheint mit seiner Geberde die Wirklichkeit festzuhalten. Dieser letztere ist Paulus nach übereinstimmender Behauptung aller Erklärer, Herman Grimm will ihn sogar anderwärts bei Raphael wiedergefunden haben. Also Paulus hält die Wirklichkeit fest und wird von einem andern auf den Himmel, auf Gott, kurz nach oben verwiesen? Und wer ist dieser Andere?

Ghisi sagt darüber nichts. Man meint: Plato. Plato? Nein, sagen wir mit Springer (S. 137), in dieser Weise konnte Raphael unmöglich einen Apostel und einen Philosophen neben einander stellen. Also wer ist es?

Ghisi oder sein Gewährsmann wird doch wohl den aufwärts Deutenden für Paulus gehalten haben. Aber das hilft uns nicht viel weiter. Jedenfalls hat er seinen Nachfolgern nicht genug gethan. Gehen wir tiefer ins siebzehnte Jahrhundert zu de Cavaleriis und Thomasin, welche den beiden Hauptpersonen Heiligenscheine geben, und zu Scanelli, der die beiden Männer für Petrus und Paulus erklärt, welche den griechischen Philosophen das Christenthum predigen.

Grimm scheint auch das für möglich zu halten. Er rechtfertigt das Unhistorische (S. 224 f.). Er nimmt links die Evangelisten an. Er bringt mit großem Scharfsinn auch Dionysius Areopagita und Damaris hinzu.

Aber, dies alles zugegeben sogar, wie viel sich auch im Einzelnen dagegen einwenden ließe, — wie seltsam bleibt immer die Hauptsache. Petrus und Paulus inmitten der Philosophen — und kein Streit, kein Gegensatz zwischen den beiden Männern und ihrem Publicum? Es ist offenbar eine homogene Gesellschaft, die sich im Tone der platonischen Dialoge unterhält. Und was Gegensätze anlangt, so gewahren wir einen einzigen, denjenigen aber gerade, den wir am wenigsten erwarten, zwischen den beiden Männern selbst, die wir hier umgekehrt im Einklang gegenüber allen andern finden sollten! Dieser Gegensatz jedoch ganz bestimmt und unzweideutig, so bestimmt als es die Malerei nur kann.

Und nehmen wir dennoch an, die Beiden wären Petrus und Paulus. Beide tragen Bücher: warum? wieso? Etwa Paulus seine Briefe und Petrus die seinigen?

Und wenn die Beiden Petrus und Paulus sind, wer ist dann ihr Publicum? Wir erkennen Socrates unzweifelhaft, wir erkennen Diogenes, beide nach antiken Typen — wo sind denn die größten? wo sind die Männer, an welche Mittelalter und Renaissance zunächst dachten, wenn von griechischer Philosophie die Rede war? Wo sind Plato und Aristoteles? Sollten sie sich unter der Masse der übrigen verlieren, in keiner Weise gekennzeichnet? Nicht einmal Plato, der jener Zeit als ein Vorläufer Christi galt (Springer S. 141)? Freilich, der

Digitized by Google

Mann, der nun Petrus heißt, erinnert an die antike Büste Plato's: doch davon müssen wir jetzt absehen.

Aber gerade, wenn Plato in so hohem Ansehen stand, wenn es das rechte Zeichen des humanistischen Geistes ist, aus welchem, wie Grimm und Springer übereinstimmend schildern, diese ganze Composition hervorging, wenn es das Zeichen des Humanismus ist, daß für ihn Alterthum und Gegenwart, Platonismus und Christenthum zusammenfließen: — wie vertrug sich damit die ganze Idee? was hat dann Paulus zu predigen?

Wir schließen ab. Entweder verlangen wir den bestimmten historischen Paulus mit der bestimmten Situation gegenüber dem atheniſchen Volke. Ihn stellte Raphael auf den Teppichen dar, aber nicht hier. Oder eine homogene Gesellschaft von Philosophen, dann jedoch ohne Petrus und Paulus, denn niemals ist es den Humanisten eingefallen, diese heiligen Männer für Philosophen zu erklären.

Was also haben wir bis jetzt erkannt?

Erstens ganz deutlich die mit dem bigott werdenden Zeitgeist wachsende fromme Deutung. Mit den Evangelisten fängt sie an, dann kommt Paulus, endlich Petrus, um das neue Testament zu vervollständigen.

Zweitens: innere Unmöglichkeit dieser Deutung in jedem Stadium ihrer Entwickelung.

Der feste Punkt bleibt vorläufig die weltliche Auffassung mit Plato und Aristoteles. Das ist die alte Tradition, die für Vasari noch lebendig war. Von den Aufschriften Timeo und Etica auf ihren Büchern sehe ich überall mit Grimm ab. Sie sind, wie mir Jacoby versichert, so hell und farbenfrisch, daß der Verdacht, sie seien später aufgemalt, kaum abzuwehren ist.

Treten wir aber vor das Bild, als ob auch diese Tradition uns fehlte, als ob wir gar nichts wüßten, als was unsere Augen uns lehren. Zunächst Symbole verschiedener Wissenschaften, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Kosmographie — wir dürfen Gelehrte erwarten. In welchen Beziehungen erblicken wir diese?

Wir unterscheiden einige wenige Hauptmassen und innerhalb deren mehrere Gruppen, die eine geistige Einheit bilden. Ich will die Bezeichnung Gruppe zunächst in diesem Sinne festhalten und nur diejenigen so nennen, welche mit einander durch Gemeinsamkeit des Interesses verknüpft sind. Dazu kommen mehrere einsame Denker, die für sich abgetrennt existiren und die einzelnen Gestalten, welche kunstvoll von einer Gruppe zur andern leiten.

Wir zählen neun Gruppen: im Vordergrund auf jeder Seite eine Doppelgruppe, also vier im Ganzen, eine Gruppe ganz links oben mit dem kommenden Jüngling, eine ganz rechts oben mit dem sich entfernenden Jüngling, oben gegen die Mitte zu links Sokrates und seine Zuhörer, rechts der Nachschreibende mit dem, der ihm zusieht, und endlich die Hauptgruppe, die sich um die beiden Mittelfiguren concentrirt.

Digitized by Google

Gehen wir von links oben in das Bild, wie der Jüngling, der mit Büchern hereineilt in der Richtung nach der Mitte wie es scheint. Er wendet links seine Aufmerksamkeit dem Manne zu, der die Linke vorstreckt im geistigen Austausch mit einem andern, der die Rechte hochgehoben hält und der Sokrates-Gruppe angehört, von der er sich nur augenblicklich abgewendet hat, und zu der er uns überleitet. In derselben Richtung gelangen wir zur Mittelgruppe. Das Gespräch der beiden Hauptpersonen wird von den Umstehenden angehört, von einem Jüngling rechts nachgeschrieben. Die Blicke und Schritte der beiden rechts folgenden Greise richten sich gleichfalls nach der Mitte und der enteilende Jüngling, der sich anschließt, ist rein künstlerisch das Gegenstück des auf der linken Seite herbeieilenden — und dann wird vernünftiger Weise ein Gehen und Kommen in jeder dargestellten Versammlung angedeutet werden, aus demselben Grunde, weßhalb man eine Thüre zeigt, durch welche die Leute eingetreten sein können.

Im Uebrigen also weist uns auf diesen oberen Plane Alles nach den beiden Mittelfiguren hin. Der eine zeigt nach aufwärts, folgen wir der von ihm angegebenen Richtung, so wenden sich unsere Gedanken dem Unsichtbaren zu. Der andere weist gerade vor sich hin. Folgen wir der Bewegung seines Armes so fällt unser Blick auf Diogenes, von ihm weg schreitet ein Jüngling und wird auf die beiden Hauptpersonen dirigirt, offenbar von dem Cyniker weg und nach der Mitte zu. Alles Zeigen und Hinweisen im Bilde aber ist ein starker Hinweis für den Beschauer.

Schwächere Hinweise ergeben sich daraus, daß verwandte Situationen und symmetrische Gruppen sich in der Seele des Betrachtenden gegenseitig aufsuchen, annähern, sich mit einander zu einer Einheit verbinden, und daß der Künstler diesen psychologischen Proceß kennt, verwerthet, hervorruft. So leitet uns Diogenes zu dem etwas weiter unten links ganz ähnlich Gelagerten: und dieser gehört, nicht geistig, aber durch die äußere Anordnung, zu der Vordergruppe links, welche ihrerseits die symmetrisch entsprechende Vordergruppe rechts nachzieht. Diese ist übrigens auch direct, wenngleich schwächer mit dem Centrum und dem oberen Plan verbunden. Wie der die Treppe Hinaufschreitende den linken Vorderplan gleichsam nach oben führt, so gelangen wir mit den Herabkommenden von oben nach unten in den rechten Vorderplan.

Es sind das nicht die einzigen Linien, die nach den psychologischen Gesetzen, denen jede Betrachtung unterliegt, über das Gemälde laufen. Unwillkürlich reihen sich alle Personen, die mit Büchern ausgestattet, mit Aufzeichnungen und Schreiben beschäftigt sind, an einander an. Diese Linie läuft von dem oberen Plan ganz links durch die vordere linke Doppelgruppe zu Diogenes, von da zu den Hauptpersonen und zu dem Nachschreibenden rechts. Was sie an Gruppen übrig läßt, correspondirt unter einander, insofern wir lebendige Demonstration und Lehre, unmittelbares Einwirken auf Lernende sowohl bei Sokrates finden, als bei dem Geometer und das was sich ihm anschließt.

Ich hoffe in Beobachtung solcher Dinge nicht überscharf zu sein. Nur auf diesem Wege, scheint mir, können alle Feinheiten der Composition zu Tage

Digitized by Google

kommen, die nach der architektonischen Seite hin Brunn so wundervoll aufdeckte (in Grimms Künstlern und Kunstwerken 2, 169 bis 188). Es fragt sich, ob ohne die beabsichtigte Leitung des Auges, der gewiß jeder unterliegt, auch wenn er sich dessen nicht bewußt wird, — es fragt sich, ob ohne diese Absicht Diogenes eine Schrift in die Hand bekommen hätte und lesend dargestellt wäre. Von vornherein läge es gewiß näher, dem Mann von der Tonne solchen Schmuck zu ersparen.

Die Bücherlinie, wenn ich so sagen darf, verstärkt nun in ihrem größten Theile die früher gefundene. Sie ist offenbar die Hauptlinie, der unsere Betrachtung folgen muß, und zwar schließen wir uns dem emporsteigenden Jüngling an, wir gehen von links unten aus und nach oben in die Mitte. Wir gelangen dabei von einer kleinen Gruppe zu einer größeren und durch die Einsamen hindurch zur zahlreichsten Gruppe des Bildes, und nehmen zugleich die Richtung nach dem Ausgang, nach der offenen Pforte, ins Freie.

Was bedeutet diese Linie innerlich, geistig? Welche Stimmungen und Gemüthsverfassungen durchlaufen wir in ihr?

Wir beginnen mit einem vergnüglichen, glatten, wohlgenährten Gesicht links unten, Kinderköpfe in der Nähe erwecken eine Ahnung von Lebensfülle. Hierauf schwere, mühsame, aber mechanische Thätigkeit, gelehrte Tradition von Buch zu Buch, Vergleichung von einer Schrift zur andern, ein Turbanträger, der sich heuchlerisch herandrängt, eine Frau, die mit dem tafelhaltenden Jüngling einen Blick tauscht. Dann in schweres Sinnen vertieft und den nächsten Satz bedenkend, den er schreiben will, jener dem Diogenes entsprechend Gelagerte. Hierauf selbstgenügsam der Cyniker. Dann eine Hauptfigur, die durch den Gegensatz als der Mann der Realität dazustehen scheint und endlich Der, der von der Realität hinweg ins Ueberirdische deutet.

Unsere Gedanken nehmen die Richtung von Heiterkeit, von irdischen Neigungen, vom Bösen (es sei mir erlaubt, den Orientalen einstweilen so zu bezeichnen), von Buchgelehrsamkeit, von einsamem Denkerstolz, von Selbstgenügsamkeit, vom Wirklichen zum Himmlischen und dem was daran hängt, zu ernster, demüthiger Verehrung dessen, was über uns ist, und stärker als wir. Und wenn wir den anderen Linien folgen: das gleiche Resultat, die gleiche Steigerung.

Fehlt da nun noch die innere Bewegung, fehlt der krystallisirende Moment? Ein dramatischer, plötzlicher ist es freilich nicht und kann es der Natur der Sache nach nicht sein. Der Geist der Forschung ist über das Ganze gebreitet, nicht plötzliche Erleuchtung, sondern Studium. Aber es geht eine leis anschwellende Gedankenmelodie durch die Massen, welche eben so viel Einheit schafft, als auf der Disputa und dem Parnaß vorhanden. Ueberall eine Hauptaction, deren Gehalt sich aus dem Centrum in die Peripherie fortpflanzt, aber nicht das Ganze ergreift, sondern in den Extremen bald mehr, bald weniger unberührte Elemente übrig läßt.

Digitized by Google

Und damit ist auch das rein menschliche Thema gegeben, das Raphael hier so erschöpfend wie ein ähnliches in der Disputa durcharbeitete. Debatte, Zuhören und Nachschreiben, Belehrung, Demonstration, Beschauen, Lesen, Abschreiben, einsames Sinnen, Studiren, Produciren — es ist Alles vertreten. Und man würde gar nicht fertig werden, wollte man die einzelnen Abstufungen und Schattirungen alle so genau betrachten und analysiren, wie z. B. Platner (in der Beschreibung Roms II. 1. S. 341 f.) und Trendelenburg (S. 243) die Gruppe der Geometrieschüler interpretirten. (Schluß folgt.)

W. Scherer.

Zur Geschichte der Aesthetik.

Schluß.

Gesetzt den Fall, die Alternative stände so, daß die Schönheit nur entweder bloß in der Form oder bloß im Inhalt des Kunstwerkes liegen könne, so schiene die Entscheidung für die Form nicht zweifelhaft. Denn der Inhalt kann abstrahirt von der Form, wohl noch wichtig oder unwichtig, bedeutend oder unbedeutend, interessant oder gleichgültig, anziehend oder abstoßend, aber nicht mehr schön oder häßlich sein. Dagegen kann es ein wohlgefälliges Formenspiel geben, das anscheinend völlig inhaltsleer ist, wenn man auch einem solchen immer nur einen sehr untergeordneten Grad von Schönheit zuerkennen wird. Aber diese Alternative hat niemals bestanden; nur die formalistische Aesthetik hat sich bis zu dem Grade der Einseitigkeit hinreißen lassen, zu behaupten, daß die Schönheit nur in der Form liege, und der Inhalt (z. B. ob ein Landschaftsbild oder Stillleben oder ein historisches Bild) in ästhetischer (nicht etwa bloß in technischer) Hinsicht absolut gleichgiltig sei (Zimmermann S. 716). Die inhaltliche Aesthetik hat hingegen zu allen Zeiten eingeräumt, daß nicht etwa im Inhalt als solchem, sondern in dem in adäquater Erscheinungsform sich darstellenden Inhalt der Maaßstab des ästhetischen Werthes liege. „Die Madonna mit dem Christuskinde" als formloser Gedanke ist ebenso ästhetisch indifferent wie der Gedanke eines Schweinebratens; wenn aber beide in adäquater Erscheinungsform (z. B. gleich meisterhaft gemalt) sich unseren Augen darstellen, so wird ersteres Kunstwerk nicht nur einen größeren geistigen oder ethischen, sondern auch einen größeren ästhetischen Eindruck hervorbringen. Dies zugegeben, ist das Princip der formalistischen Aesthetik bereits widerlegt; es läßt sich aber auch aus dem widerlegen, was Zimmermann selbst zugesteht. Er erkennt nämlich (S. 748) bereitwillig das Verdienst der speculativen Aesthetik um Hervorhebung der Bedeutung der Uebereinstim-

Digitized by Google

mung, Angemessenheit oder Harmonie von Inhalt und Form an, er behauptet aber, daß dies nur *eines* der vielen unbedingt wohlgefälligen Verhältnisse sei. Abgesehen davon, daß diese Uebereinstimmung von Inhalt und Form auch in der speculativen Aesthetik nur Bedingung *jeder* Schönheit, nicht Werthmesser für verschiedenes Schöne ist, kann doch ein Verhältniß zwischen *zwei* Gliedern, deren eines die Form ist, also ein Verhältniß, das bereits *jenseits* der Form liegt, nicht mehr ein *formales* Verhältniß sein und nicht mehr im Gesichtskreise der formalistischen Aesthetik liegen.. Gibt diese aber die Wichtigkeit dieses Verhältnisses zu, so erklärt sie damit zugleich ihre eigene Unzulänglichkeit. Noch weniger reicht dieselbe an die inneren Verhältnisse des Inhalts selbst heran (z. B. in der Poesie), welche sie denn kurzweg sämmtlich für formale Verhältnisse erklärt. Bei einem solchen alle Verhältnisse und Beziehungen als rein formell eliminirenden Verfahren bleibt zuletzt für den Inhalt der ganzen Welt nichts weiter als Hegels, mit dem Nichts identisches, „reines Sein" übrig, und damit hört natürlich jede Möglichkeit inhaltlicher Unterschiede überhaupt nicht nur für die Schönheit sondern für jede Bestimmtheit, gleichviel welcher Art, schlechterdings auf. — Das obige Geständniß von der Wichtigkeit der Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form birgt aber noch schlimmere Todeskeime für die formalistische Aesthetik. Denn da im schönen Gegenstande beide substantiell verschieden sind, so ist eine Uebereinstimmung der Form mit dem Inhalt nur dann möglich, wenn auch der Inhalt selbst schon eine Mannigfaltigkeit innerer Bestimmungen in sich trägt, deren Verhältnisse und Beziehungen untereinander in den Verhältnissen und Beziehungen des Mannigfaltigen in der Form der Erscheinung ihren anschaulichen Ausdruck finden. Da nun ferner der Inhalt (als das Erscheinende) das Prius der Form (als der Erscheinung) bildet, so ist die verlangte Uebereinstimmung nur möglich, wenn die formalen Verhältnisse bedingt und bestimmt werden durch die inneren idealen Beziehungen des Inhalts, den sie zum Ausdruck bringen sollen, — d. h. die formalen Verhältnisse sind nur schön, insofern sie durch nnd durch vom Inhalt bedingt sind, und zu dessen adäquater sinnlicher Darstellung dienen. Alle schöne Form ist *ideebestimmt*; die formale Schönheit der Tonverhältnisse wie die formale Schönheit mathematischer Figuren entspringt daraus, das sie innere logische Verhältnisse des idealen Gehalts zur sinnlichen Darstellung bringen: sie sind nur *scheinbar* inhaltsleer, weil ihr Inhalt nicht als solcher zum Bewußtsein kommt, während sein Reichthum es ist, der das lauschende Ohr und der den sinnenden Blick fesselt, indem er sie in „unbewußter Arithmetik" (Leibniz) schwelgen läßt. Vergeblich ist das Bemühen unbedingt wohlgefällige formale Elementarverhältnisse (z. B. den goldenen Schnitt) aufzufinden, wenn man nicht anerkennt, daß der höhere geistige Inhalt überall diese unorganischen Regeln belebt und organisch modificirt. Die inhaltliche Aesthetik hat niemals die Bedeutung jener sogenannten rein-formalen Schönheit, bei welcher der ideelle Gehalt unbewußt mit aufgenommen wird, *verkannt*, aber sie hat dieselbe in der Blüthezeit der speculativen Aesthetik *unterschätzt*, und

Digitized by Google

aus dieser auch von Schasler noch getheilten (vgl. S. 1098 bis 1099 und 1117) Unterschätzung stammt eben die relative Berechtigung jener Reaction der formalistischen Aesthetik, deren Principien in ihrer prononcirten Einseitigkeit durchaus unzulänglich sind, um das Wesen der Schönheit zu begreifen.

Bei diesem Standpunkte Zimmermanns kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er nicht im Stande ist, den historischen Entwicklungsgang des ästhetischen Bewußtseins richtig zu würdigen. So sagt er z. B. über die griechische Aesthetik (S. 145): „Wenn der echte Plato es noch zweifelhaft ließ, ob das Charakteristische der Schönheit, die er selbst als richtiges Maaß bezeichnete, in dem darin sich offenbarenden Gehalte, wenn der echte Aristoteles keinen Zweifel darüber ließ, daß es nur in der Form (?) zu suchen sei, so kann eben so wenig ein Zweifel darüber obwalten, daß Plotin und seine Schule dasselbe nur in dem sich offenbarenden Was gesucht habe." Ersteres beides ist nicht zutreffend, letzteres sieht Zimmermann natürlich als Rückschritt an. — Schasler stellt die Sache so dar: Plato sucht das Schöne in der subjectiven Naturnachahmung als in dem Schein eines Scheins, und hievon unbefriedigt, wendet er den Blick nach dem Urbegriff eines bestimmungslosen transcendenten Urbildes aller Schönheit; Aristoteles erweitert den Begriff der Nachahmung zur idealisirenden künstlerischen Gestaltung; Plotin erhebt den Begriff der objectiven Gestaltung des Ideellen zum gemeinsamen Princip der Naturschönheit und Kunstschönheit, von welchen beiden er letztere höher stellt, weil sie Ideen gestalten kann, an welche die Natur nicht heranreicht (z. B. Götter). — Hier ist der stetig aufsteigende Entwicklungsgang klar gelegt. — Im kritischen Anhang nimmt Schasler öfters Gelegenheit sich polemisch gegen die Auffassung Zimmermanns zu wenden. Besonders lehrreich und anregend zur Bethätigung selbstständigen Urtheils ist es, entsprechende Abschnitte beider Werke neben einander zu lesen.

Wie wir oben sahen, daß Schasler inhaltlich den Standpunkt Hegels und des absoluten Idealismus überhaupt überwunden hat, so ist dies auch in methodologischer und stylistischer Beziehung der Fall, und es ist nur störend, daß er mit der Sache nicht auch den Namen der dialektischen Methode hat fallen lassen, worunter er wesentlich nur noch die Form wissenschaftlicher Speculation als höhere Einheit von einer sich in jedem Moment des Denkens durchdringenden Intuition und Reflexion versteht (vgl. S. 942). Es geht dieses Festhalten an einem unzutreffend gewordenen Namen einerseits aus einem Mißverständniß der Methode Hegels, dem er unrichtiger Weise seine eigenen Ansichten über die Methode imputirt, andererseits aus einer Unklarheit über die Natur der deductiven und inductiven Methode und aus einem vom Hegelianismus überkommenen Vorurtheil gegen die letztere hervor. Letzteres erhellt am besten aus der Selbstanzeige der ersten Lieferung seines Buchs in der deutschen Kunstzeitung (die Dioskuren) 1871 Nr. 20, wo er sich als realistischen Dialektiker bekennt: „er geht vom Gegebenen, von dem, was sich im gewöhnlichen Bewußtsein

Digitized by Google

findet, aus", unterzieht dasselbe einer Kritik „nur mit Hülfe der logischen Gesetze" und steigt so stufenweise aufwärts zur Wahrheit, von welcher er einräumt, daß das menschliche Denken sie als absolute niemals zu erreichen vermag, schon weil es in die Schranken der Sprache gebannt bleibt. Er verwirft hingegen als einen Mißbrauch der Speculation jene abstracte Dialektik, welche „vom Realen, wenn auch nur scheinbar, abstrahirt" und „die Entwickelung des Realen durch den Fortgang reiner Denkbestimmungen aus dem Absoluten, die Construction des gesammten Weltprocesses allein aus dem Begriff heraus" in einseitig idealistischer Weise abzuleiten, oder zu deduciren versucht. „Die wahre Speculation fängt vielmehr mit dem Gegebenen an, also mit der Induction" (soll heißen: Empirie), „steigt auf der Leiter der inductiven Kritik bis zur höchsten Idee empor, und zeigt bei jedem Schritt dieser aufsteigenden Stufenleiter zugleich in deductiver Weise" (soll heißen: reflectirender rationaler Durcharbeitung) „die Nothwendigkeit einer völligen Uebereinstimmung des Realen mit dem Ideellen auf". Deductiv kann letzterer Nachweis eben deßhalb nicht sein, weil die in jedem Moment erreichte Stufe der Leiter die höchste ist, also nicht von einer höheren her deducirt werden kann, bevor letztere beim Weitersteigen erreicht ist, wo dann wieder die Deduction post festum käme. Der Nachweis der Uebereinstimmung von Realem und Ideellem liegt ja aber auch schon in der Möglichkeit einer solchen rationalen Verarbeitung des realen Stoffs, daß das Ideale als das in demselben zuvor verborgene und nun ans Licht gezogene Wesen desselben sich enthüllt; d. h. die Möglichkeit einer ideale Resultate liefernden vom Gegebenen schrittweis aufwärts steigenden Induction ist selbst schon ohne alle hinzukommende Deduction der Beweis dieser Uebereinstimmung.

Was Schasler also anstrebt und will, ist weiter gar nichts als die inductive Methode selbst, und nur seine oben gerügte irrthümliche Verwechselung derselben mit der Empirie, welche doch nur den Ausgangspunkt für die methodische Arbeit des Aufsteigens bietet, hindert ihn diesen Namen für sich zu acceptiren, denn diese Verwechselung läßt ihn das Plus der Induction gegen die Empirie, d. h. die reflectirende und speculative Bearbeitung des empirischen Materials verkennen, welche allein im Stande ist, von dem Gegebenen aufwärts zu leiten, und läßt ihn ebensosehr verkennen daß in diesem schrittweisen methodischen Aufsteigen zugleich jener pulsirende Rhythmus zwischen Intuition und Reflexion liegt, auf den die Dialektik solchen Werth legt, und den sie doch nur künstlich und unwahr zu erzeugen vermag, weil sie sich des bewußten Aufnehmens des empirisch Gegebenen schämt. Schasler aber stützt sich mit Bewußtsein in dreifachem Sinne auf das empirisch Gegebene: 1. auf die historisch gegebenen Resultate der Geschichte der Aesthetik, 2. auf die anthropologisch gegebene Thatsache eines Schönheitstriebes, Gestaltungstriebes oder allgemeinen Kunsttriebes in menschlichen Geiste (S. 1139 ff.), welche erst die Geschichte der Aesthetik von dem möglichen Vorwurf eines chimärischen Gegenstandes

Digitized by Google

befreit (S. 1137), und 3. auf das stofflich Gegebene des gesammten Gebiets der Aesthetik in dem ganzen realistischen Reichthum seiner fast unerschöpflichen Details, durch ein inniges intuitives Sich-Hineinleben, in welches erst eine wahrhaft concrete Erkenntniß des Wesens der Sache möglich wird (S. 1010, 1132). Durch diese Aufnahme des positiv-Realen in die methodologische Behandlung hat sich nun Schasler eben so entschieden von der dialektischen Methode losgesagt als durch seine relative Anerkennung des Realismus und Anstreben des Idealrealismus vom absoluten Idealismus, und daß er sich dieser Erkenntniß verschließt, daß er noch immer die dialektische Methode Hegels, befreit von ihrer bisherigen unrichtigen Anwendung, für die allein wahrhafte Methode des Philosophirens überhaupt hält (S. 975, 941, 943), das ist um so wunderbarer, als er ihre Resultatlosigkeit und Schädlichkeit in der Aesthetik sämmtlicher bisherigen Dialektiker (Hegel, Weiße, Ruge, Rosenkranz, Vischer) mit beredten Worten anerkennt (vgl. S. 955, 973, 978, 1013 1072, 1078 u. a. m.) und einräumt, daß alle diese ihre tiefen Einblicke in das Wesen der Dinge nur ihrer genialen oder talentvollen Intuition und nicht ihrer dialektischen Sophistik verdanken, welche nur dazu gedient hat, ihre intuitiv gewonnenen Erkenntnisse zu verballhornen und auf das Procrustesbett zu strecken. Dies unglückliche Haften an dem Namen der Dialektik trotz thatsächlicher Lossage von derselben ist nun auch der Grund geworden, daß an Schaslers Schreibweise (wie am Küchlein Stückchen der Eierschale) noch gelegentliche Reste der Hegelschen Terminologie haften, von denen er sich noch nicht völlig befreit hat, wenn schon das ernste Bestreben, aus den Fesseln „barbarischer, aber darum nur um so geheimnißvoller klingender Wortbildungen der Dialektiker loszukommen" und zum „substantiellen Gehalt der Philosophie" durchzudringen, anzuerkennen ist. Solche dialektische Wendungen sind für den Hegelianer, der sie ohnedies hinzudenkt, überflüssig; den Feind der Dialektik nehmen sie gegen das Buch ein, dessen Inhalt sie nicht ein Mal berühren, und dem Laien stören und erschweren sie zum Mindesten die Lectüre. Ich rechne hierher z. B. die Hegelschen Termini Verstand und Vernunft (für die Stufe des reflectirenden resp. des systematisch-philosophischen Urtheils), die Parallelisirung der Hegelschen Trias des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen mit Empfindung, Verstand und Vernunft (S. 8 bis 9), womit sie noch viel weniger etwas zu schaffen hat, als mit der Trias von „Einheit, Differenz und concreter Einheit", ferner den Hegelschen Gebrauch der Worte: Wahrheit, Freiheit, Unendlichkeit, Festigkeit (des Begriffs) u. a. m. Ein Mann, der stets so redlich gegen jede Art der Phrase gekämpft hat, darf nicht müde werden in dem Bestreben, sich von den Reminiscenzen der gefährlichsten, weil mit dem Schein wissenschaftlicher Tiefe prunkenden Art der Phrase, der dialektischen Phrase zu emancipiren, nicht nachlassen in dem Kampf der (um mit seinen Worten zu reden) „unendlichen Selbstbefreiung" des substantiellen Geistes. Ich betone diesen Punkt nur im Hinblick auf den systematischen Theil der Aesthetik so sehr, weil dort viel mehr Versuchung zum

Digitized by Google

Gebrauch der dialektischen Phrase gegeben sein wird als im historischen Theil. Im Ganzen ist anzuerkennen, daß es Schasler schon jetzt gelungen ist, sein Werk in einer populären, d. h. gemeinfaßlichen Sprache, ohne jedes Opfer an sachlicher Tiefe und Gründlichkeit zu gestalten.

Gehen wir zum Schluß noch flüchtig auf einige Einzelheiten ein, so wäre zu bemerken, daß in der griechischen Aesthetik Plato mit einiger Animosität, Plotin dagegen mit sichtlicher Vorliebe gezeichnet ist. Der berechtigte Widerspruch gegen landläufige Ansichten verführt überall nur zu leicht dazu, nach der entgegengesetzten Seite ein wenig über das Ziel hinwegzuschießeu. Was die philologische Seite der griechischen Aesthetik betrifft, so erhebt der Verfasser nicht den Anspruch, mehr zu liefern als die sorgfältige Benützung der besten Vorarbeiten im Einzelnen darbot; neues zu bieten kann und darf auch nicht Aufgabe eines für das größere Publicum bestimmten gedrängten Handbuchs sein, wo die Begründung doch nur mangelhaft ausfallen könnte. Um den Text nicht mit gelehrtem Ballast zu beschweren, sind die eigentlich philologischen Erörterungen soweit sie nicht ganz zu umgehen waren, in den kritischen Anhang am Schluß des ersten Bandes verwiesen, auf welchen Sterne und Nummern im Texte verweisen. Die Darstellung der aristotelischen Katharsis genügt mir hier so wenig wie irgend wo anders; dies ist kein Vorwurf, da die Urkunden für die Darstellung viel zu mangelhaft sind, und Aristoteles selbst diesen Begriff nur aus dem Sprachgebrauch des Volkes [1]) aufgenommen hat, wahrscheinlich ohne seine ästhetischen Consequenzen systematisch zu Ende zu denken; aber ein offenes Geständniß dieses Sachverhalts und der Hoffnungslosigkeit aller Restitutionsversuche, das ist es, was ich überall vermisse. Schasler begnügt sich wesentlich damit, die Katharsis als innere Idealisirung der eigenen Gemüthsbewegungen darzustellen gegenüber der Mimesis als der Idealisirung der künstlerischen Gestaltung. Ein anderer Punkt wäre bei Aristoteles noch zu erwähnen, der antike Begriff der Harmonie in der Musik. Schasler übersetzt ihn durch Tonweise, was in der deutschen Sprache, wo „Weise" Melodie bedeutet, leicht zu dem Irrthum Anlaß geben kann, als läge ein melodisches Element darin. Tonart entspricht dagegen vollständig, sobald man nur darauf aufmerksam macht, daß die Tonart nicht wie gegenwärtig zugleich abhängig von der Tonlage zu denken sei, sondern bloß in der Art der Tonleiter (d. h. der Reihenfolge und Größe der Tonintervalle) bestehe, wie unsere Dur-Tonart, aufsteigende, absteigende und harmonische Moll-Tonart, die mittelalterlichen Kirchen-Tonarten, die schottischen, chinesischen Tonarten u. a. m. Nach einigen Stellen Schaslers scheint es, als würde die antike Tonart durch Melodie und Rhythmus mitbedingt, während nur das Umgekehrte der Fall ist. Daß die Alten die Harmonie im modernen Sinne nicht kannten, sondern höchstens die Instrumente und

[1]) Schon ein alter griechischer Orakelspruch sagt, daß Mäßigung, Tapferkeit, Klugheit, kurz alle Tugend Reinigung sei.

Digitized by Google

Stimmen von verschiedener Tonlage in Octaven gehen ließen, hätte schärfer und an früherer Stelle hervorgehoben werden können.

Von besonderem philosophischen Werthe und auch von hervorragendem Interesse für den Laien sind geschichtsphilosophische Excurse, wie sie z. B. die Erklärung der Thatsache darbietet, daß die Aesthetik einen Sprung von 1½ Jahrtausenden über das Mittelalter hinweg von Plotin bis Baumgarten macht, oder auch die kleineren Excurse über die antikisirende und mittelalterliche Reaction gegen die Kunst des 18. Jahrhunderts und die Stellung von Cornelius oder über die romantische Schule. Man hat hier überall das wohlthuende Gefühl, es mit einem geistvollen und zugleich auf sicherem philosophischen und fachkennerischen Grunde ruhenden in sich geschlossenen Urtheil zu thun zu haben. Mit besonderer Liebe und besonders glücklichem Erfolge hat der Verfasser sich in Winckelmanns Gedankenkreis vertieft, der sich zu einem überraschend schön gerundeten Bilde entfaltet; ebenso ist die Darstellung Schillers als wohlgelungen hervorzuheben. Bei Lessing hingegen, der in ästhetischen Fragen eines größeren Ansehens genießt, als er heute noch verdient, beeinträchtigt die hiedurch hervorgerufene Polemik die Harmonie des Gesammtbildes. In Anbetracht des Umstandes, daß es sich in einer kritischen Geschichte der Aesthetik nur um Darlegung und Kritik der principiellen Grundansichten, nicht um Reproduction und Kritik aller möglichen detaillirten Behauptungen handeln kann, erscheint der Raum, welcher Wilhelm von Humboldt, Solger und Weiße bewilligt ist, schon zu groß, namentlich wenn man ihn mit demjenigen vergleicht, mit welchem Hegel, Vischer, Herbart und Schopenhauer sich begnügen müssen. Bei Hegel, Ruge, Rosenkranz und Vischer erhebt sich Schaslers Kritik zu ihrer ganzen Höhe, und dieselbe gewährt hier in der That eben so viel Belehrung als Genuß. Was Herbart und die Herbartianer betrifft, so dürften dieselben als die nach Schaslers eigner Aufstellung letzterreichte Stufe des geschichtlichen Entwicklungsprocesses und als die thatsächlich allein nennenswerthen Gegner der idealistischen Aesthetik überhaupt eine eingehendere und achtungsvollere Würdigung und eine gründlichere Widerlegung erwarten. Daß Schasler sich hier die Sache so leicht macht, ist weder zeitgemäß noch sachgemäß, wenngleich im Ganzen das resultirende Urtheil zu unterschreiben ist. Den einzigen principiellen Fehler in der Anordnung des Stoffs hat der Verfasser bei der Stellung begangen, welche er Schopenhauer anweist. So richtig er dem Metaphysiker Schopenhauer seinen Platz in der Opposition gegen den metaphysischen Idealismus und neben dem Realisten Herbart zuerkennt, so unmöglich ist es, in dem Aesthetiker Schopenhauer irgend eine Spur realistischer Ansichten oder Tendenzen zu entdecken. Wenn Schopenhauer als Metaphysiker mit Herbart einen gemeinsamen realistischen Gegensatz gegen den absoluten Idealismus bildet, wenn er als Erkenntnißtheoretiker eine Zwischenstellung zwischen den subjectiven Idealisten Kant und Fichte einnimmt, so unterscheidet er sich als Aesthetiker durch kein principielles Merkmal von den objectiven Idealisten Schelling und Krause,

Digitized by Google

und steht einem Hegel tausendmal näher (vgl. S. 1109) als einem Herbart. Wenn er für die ästhetische Anschauung das negative Merkmal eines *willensfreien* Erkennens in Anspruch nimmt, so folgt er darin wie alle Neueren nur der Kant'schen Kategorie des „uninteressirten Wohlgefallens", nur daß er sie durch Uebertreibung ins Unhaltbare verzerrt. In positiver Bedeutung aber unterscheidet sich sein „willensfreies Erkennen" nach der Beschreibung, die er von demselben entwirft, durch gar nichts von der intellectuellen Anschauung Schellings, nur daß dieser in seinem 17. Jahre vor dem Schopenhauer'schen erschienenen berühmten Hauptwerk (System des transcendentalen Idealismus) sie consequenter zu Ende denkt (vgl. meine „Gesammelten philos. Abhandlungen" Nr. III). Daß Schopenhauer dieses Buch gekannt habe, wollen wir zu seiner Ehre annehmen, da er Schelling doch wohl nicht ungelesen so gehässig verdammt haben wird. Hat er ihn aber gelesen, so hat er auch aus dem dritten Abschnitt des „transcendentalen Idealismus" und vielleicht auch dem „Bruno" (vgl. Schasler S. 931) seine ästhetischen Grundideen entlehnt.

Da Schellings Aesthetik selbst nur eine Aufwärmung der schief aufgefaßten platonischen Aesthetik ist, so hatte er das volle Recht dazu, den Mittelsmann zu überspringen und auch seine Aesthetik gleich als erneuerten Platonismus hinzustellen. Was er hinzuthat, war nur die confuse Identificirung der platonischen Idee mit dem völlig heterogenen Kant'schen „Ding an sich", die für seine Aesthetik als solche bedeutungslos ist. Ist somit sein ästhetischer Standpunkt als objectiver Idealismus mit dem Schellings inhaltlich identisch, und kommt hiezu zweitens noch in formeller Hinsicht die Gemeinsamkeit des *intuitiven* Charakters des Erkennens, die nach Schasler ein besonderes Kriterion alles objectiven Idealismus ist (S. 922) und sich wohl nirgends stärker ausgeprägt findet als bei Schopenhauer, so muß jeder Zweifel schwinden, daß der Aesthetiker Schopenhauer nirgends anders als unter der Rubrik des objectiven Idealismus, und zwar unmittelbar hinter Schelling eingeordnet werden kann. Schasler bemüht sich ganz vergebens, irgend etwas Realistisches an Schopenhauers Aesthetik zu entdecken, um seine Anordnung zu rechtfertigen. Daß die ästhetische Intuition vom Willen *unabhängig* sein soll (Schasler S. 1106), reißt sie eben von dem einzigen Elemente los, in dem Schopenhauers metaphysischer Realismus besteht, nämlich dem gegenüber dem bloßen Gedanken positiven Moment des Willens. Daß sie diesen positiv realen Kern der Welt *negirt*, macht sie eben zu einem *rein idealen*, jeder methaphysischen Realität entbehrenden Element, dessen Gegebensein im Bewußtsein ebenso unverständlich ist wie die Möglichkeit seiner Existenz. Wenn Schasler sich beklagt, daß gerade der Stufe des objectiven Idealismus die concrete Erfüllung mit ästhetischem Detail fehle, so hat er eben nur die durch Schopenhauer, als den nächst Schelling bedeutendsten Repräsentanten dieser Stufe gegebene Erfüllung übersehen.

Digitized by Google

Wir schließen unsere Betrachtung mit dem dankbaren Anerkenntniß, daß trotz der allem menschlichen Schaffen anhaftenden Mängel in dem hier Gebotenen eine ausgezeichnete Leistung vorliegt, welche ganz geeignet ist, in das noch gar sehr im Argen liegende Gebiet der Aesthetik klärend und fördernd einzugreifen.

E. v. Hartmann.

Ueber das Wachsthum der englischen Verfassung.

Die Anzahl jener Männer, welche sich in England berufsmäßig mit geschichtlichen Studien beschäftigen, läßt sich nicht entfernt mit der der deutschen Historiker vergleichen. Während bei uns gegenwärtig die Fachgenossen der Geschichte einen großen selbstständigen Stand innerhalb der Gelehrtenrepublik bilden, recrutiren sich die Geschichtsarbeiter Englands aus den verschiedensten Zweigen gelehrter oder öffentlicher Thätigkeit. Während in Deutschland die historische Arbeit vorzugsweise von den Kreisen der Schule und der Lehrerwelt gepflegt wird, geht in England diese Thätigkeit vielmehr von Juristen, Geistlichen und Politikern aus. Insbesondere die Verfassungsgeschichte Englands selbst ist noch immer vorzugsweise als eine Domäne der Juristen betrachtet, etwa wie es bei uns im vorigen Jahrhundert der Fall war.

Diese Combination hat — das darf man mit großer Sicherheit behaupten — gewisse Nachtheile für die unbefangene und rein wissenschaftliche historische Betrachtung der Dinge im Gefolge. So sicher und systematisch auch die juristische Betrachtung in Bezug auf manche Detailfragen des geschichtlichen Verfassungslebens vorgehen mag, so leicht gewinnen doch ihre Ergebnisse einen doctrinären Charakter, welcher dem wahren historischen Gange der Dinge nicht immer entspricht.

Die kleine Schrift von Freeman über das Wachsthum der englischen Verfassung [1]) kann in Bezug auf die englische Verfassung als eine Art von Protest gegen die juristische Methode der Geschichtschreibung und der Verfassungsdarstellung betrachtet werden, und in dieser Richtung hat sie eine weit über ihren sonstigen Inhalt hinausragende Bedeutung. Sie richtet sich mit großer Heftigkeit gegen die gewohnten Auslegungskünste der Gesetzgeber und Gesetzeserklärer, gegen den geistlosen Gebrauch und die schiefe Anwendung der überall aus dem Zusammenhang ihrer Entstehung herausgerissenen Statuten,

[1]) Leipzig. Tauchnitz-Ausgabe. 1872.

Digitized by Google

gegen die Willkür, mit welcher das statutarische Recht auf ein paar Jahrhunderte eingeschränkt zu werden pflegt, gegen die Unzulänglichkeit der Studien, womit die Quellen des Rechtes herangezogen werden. Freemans kleine Schrift erhebt sich ihrer ganzen Tendenz nach zu einer Anklage gegen die herkömmlichen Rechts- und Verfassungsgeschichten, ja sie unterläßt nicht, sogar im Einzelnen gewisse Punkte zu bezeichnen, in denen sich die in England gegenwärtig herrschende Rechtsdoctrin geradezu als ein Resultat juristischer Fälschungen erweisen läßt. Es sind kühne Worte, die hier gegen die berühmte englische Rechtsgelehrsamkeit geschleudert werden, und man muß erstaunen, wenn man erfährt, daß Freeman vor einem großen Publicum bedeutender Städte in dieser Weise sprechen und vortragen konnte. Denn die kleine Schrift unter dem unscheinbaren Titel: the growth of the english constitution ist aus zwei Vorlesungen entstanden, deren letzter Theil in der vorliegenden Fassung zu einem dritten Capitel des Buches erweitert worden ist.

E. A. Freeman nimmt unter den Geschichtschreibern Englands gegenwärtig einen der hervorragendsten Plätze ein. Er gehört nicht zu jener Reihe berühmter Schriftsteller, welche sich durch die glückliche Wahl interessanter Stoffe und durch die pikante Darstellung derselben rasch einen weithin schallenden Namen gemacht, wie Carlyle und Froud; seine Studien liegen auch der Zeit nach zu fern, um eine rasche Popularität gewinnen zu können; aber die Gründlichkeit und der Ernst, mit welchen er an die Bearbeitung der Fundamente englischer Geschichte herangetreten ist, können nicht zweifelhaft lassen, daß er durchgreifen und einen großen Einfluß nicht bloß auf die Schule, sondern auch auf das praktische Leben gewinnen wird. Seine Geschichte der normannischen Eroberung gehört neben den vielen gründlichen Büchern, die über diesen Gegenstand bestehen, zu denen, welche eine fast vollständige Revision der bisherigen Anschauungen herbeiführen. Mit solcher Sorgfalt hat Freeman die Anknüpfungsfäden des neuen normannischen Staates an den alten angelsächsischen nachgewiesen, daß er sich heute mit Recht auf seine Werke berufen darf, wenn er verlangt, die englischen Juristen und Gesetzgeber möchten lieber die Gesetze Eduard des Bekenners studiren und heranziehen, als sich fortwährend mit den unfruchtbaren Controversen der Tudors und Stuarts herumschlagen.

Freeman steht, wenn man es sagen darf, auf einem mehr deutschen Standpunkt der Forschung, er lenkt die Aufmerksamkeit seiner Hörer und Leser mit Vorliebe auf die ältesten Erscheinungen des staatlichen Lebens, weil er den Zusammenhang sehen kann und, was mehr ist, begreiflich zu machen hofft, der zwischen jenen ältesten angelsächsischen Zuständen und dem heutigen englischen Rechte besteht. Ihm sind die Quellen, welche das „ungeschriebene Recht" Englands mehr und mehr in sich aufnehmen und verarbeiten mußten, in der ganzen Geschichte des englischen Volkes gegeben, nicht bloß in dem Theile, den die Statutensammlungen und Rechtsbücher benützen. Seine Hoffnung ist ohne Zweifel, daß die geschichtlichen, die wahren geschichtlichen Studien immer mehr

Digitized by Google

vermögen werden, das englische Volk zu diesen echtesten Quellen seines staatlichen Daseins fortzureißen und daß die Kenntniß derselben einen entscheidenden Einfluß auf den Gang und die Entwicklung des englischen Verfassungswesens nehmen werde. Mit fast jugendlichem Enthusiasmus preist der gewiegte Geschichtsforscher die einfachen Verfassungseinrichtungen von Englands ältester Zeit, und mit allem Ernste mahnt er die politischen Kreise der Gegenwart an die Beachtung dieser ältesten Statuten des englischen Volkes, welche allein vor gewaltsamen Erschütterungen der Verfassung schützen können.

Indem er auf den ursprünglichen Sinn und die ursprüngliche Bedeutung des Königthums zurückgeht, denkt Freeman nicht anders, als daß auch in unsern Tagen ein Rückgang der englischen Krongewalt aus den Zeiten der Plantagenets in die der angelsächsischen Volksfreiheit stattfindet und stattfinden müßte, aber er spricht sich ebenso einfach und unbedingt gegen den Leichtsinn und die Voreiligkeit jener Sorte von Schriftstellern aus, welche die Vorzüge republicanischer Verfassungsformen vor der Monarchie ohne jede praktische Erwägung in Vergleiche bringen und dadurch in unfruchtbare Träumereien verfallen. Ihm ist die constitutionelle Monarchie ein so festes Fundament aller Freiheit und Ordnung Englands, daß alle Gesichtspunkte, die nicht aus der historischen gesetzmäßigen Entwicklung selbst genommen sind, einfach als Frivolität erscheinen. Er weicht im Princip nicht von Jenen ab, die das staatliche Leben Englands einzig auf den großen Bau des von den Jahrhunderten gebildeten statutarischen Rechtes begründet glauben; allein er weist auf die Nothwendigkeit einer auf historisches Quellenstudium begründeten Erweiterung dieser Rechtsauffassung hin. Er hält die Ausdehnung des englischen Rechtsbewußtseins durch die genauere und immer weiter sich verbreitende Kenntniß der Vergangenheit für etwas Unvermeidliches, was gleichsam seinen Eingang in das ungeschriebene Verfassungsrecht, das, wie er trefflich nachweist, immer neben dem statutarischen bestanden hat, finden muß. In der Anerkennung dieser ungeschriebenen aber durch alle Jahrhunderte factisch zu Recht bestehenden Constitution sieht Freeman die eigentliche conservative Gesinnung im Gegensatze zu jenem selfstyled conservative who, by refusing to reform does all he can to bring on destruction.

Freeman beginnt seine Vorlesungen über die älteste Verfassungsgeschichte Englands mit einem sehr concreten Beispiele und einem leicht verständlichen Hinweis. Er erzählt von der „unvordenklichen Demokratie" des Cantons Uri, wo er an jedem Sonntag-Morgen in der versammelten Gemeinde die Verfassungsformen erblickt, welche die alten Angelsachsen beobachtet haben, da sie nach England gekommen. Die Rechtsbeständigkeit dieser demokratischen Einrichtungen für England glaubt denn auch Freeman viel bestimmter behaupten zu können als andere Forscher auf diesem Gebiete. Er macht geltend, daß es keine Epoche und nie eine gesetzliche Bestimmung gegeben habe, durch welche jener früheren Verfassung derogiert worden wäre. Auch von der normannischen

Digitized by Google

Eroberung gesteht er nicht zu, daß sie aus irgendeinem stichhältigen Grunde als ein rechtlich festgestellter Bruch mit der Vergangenheit bezeichnet werden könne. Wenn man in der englischen Geschichte die Erscheinung findet, daß alle Gesetze an die Magna charta anknüpfen, als an den Quell der Rechte und Freiheiten des Landes und die Magna charta selbst für nichts als eine festere Begründung der Gesetze Eduard des Bekenners gehalten wurden, wenn die normannische Eroberung selbst mit dem Anspruch der Wiederherstellung des angelsächsischen Rechtes aufgetreten, so will Freeman hierin nicht bloß eine Form und Fiction, sondern das Bewußtsein der wahren Continuität der englischen Verfassung erblicken: Der ständische Kampf des 14. und 15., der parlamentarische des 17. Jahrhunderts zeigt im Wesen das Bestreben, zu den einfachen Formen der Rechtsgleichheit zurückzugelangen, welche in der ältesten englischen Verfassung schon bestand.

Nun ist aber doch wohl keinem Zweifel unterworfen, daß jene ursprünglichen Elemente der altgermanischen Verfassung — und gerade dies zeigt die Uebersicht, welche die beiden ersten Capitel der Abhandlung geben, deutlich genug — im Laufe der Zeiten sehr verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Prärogative der Krone dehnten sich in unbeschränktester Weise aus; von dem Oberhause meint zwar Freeman, daß es nichts sei, als das alte angelsächsische Witenagemot, aber es hat doch eine ungeheuer veränderte Gestalt angenommen. Die Rechtsgleichheit des Standes der Freien hat einem Uebergewicht bevorrechteter Classen Platz gemacht u. dgl. m.

Der Grund dieser Uebel liegt hauptsächlich in einer falsch verstandenen Jurisprudenz, welche seit sechs Jahrhunderten einen unbegründeten und gemeinschädlichen Einfluß auf die Entwicklung der Verfassung genommen.

„Wir hören auch in den früheren Zeiten", sagt Freeman, „von Männern, welche mehr als die andern in den Gesetzen des Landes bewandert waren, aber von solcher genauen Kenntniß wird gesprochen, als von einem Attribute des Alters oder der Erfahrung in den öffentlichen Geschäften, nicht als einem besonderen Besitz eines zünftigen Standes. Die Classe von zünftigen Juristen erwuchs aus der Zunahme einer complicirteren handwerksmäßigen Rechtswissenschaft unter unsern normannischen und angiovinischen Königen. Nun meine ich nicht einen Stand zu schmähen, welchen wir bei dem gegenwärtigen künstlichen Stande unserer Gesellschaft sicherlich nicht entbehren können, aber es kann kein Zweifel sein, daß die Interpretationen der Juristen und ihre Art, die Dinge zu betrachten, kein geringes Uebel war nicht bloß für das wahre Verständniß unserer Geschichtswissenschaft, sondern auch für den wirklichen Verlauf der Geschichte selbst. Die Tendenz des Juristen ist es, jene englische Vorliebe für Präcedenzfälle zu einer unvernünftigen Ausdehnung zu führen, welche innerhalb vernünftiger Schranken eine unserer kostbarsten Schutzwehren ist. Seine Stärke liegt in der scharfen und logischen Schlußfolgerung aus gegebenen Prämissen, aber die Prämissen selbst begnügt er sich häufig ohne weitere Prüfung von

Digitized by Google

denen hinzunehmen, die ihm vorausgingen. Es ist oft wunderbar, den scharfsinnigen Erfindungsgeist zu beachten, mit welchem die Juristen Schluß auf Schluß zu häufen wissen, welche lediglich auf ihrer arbiträren Voraussetzung stehen. Jedes Glied der Argumentation ist für sich genommen absolut unanfechtbar; aber der Widerspruch muß früher begonnen werden, als die Argumentation beginnt. Die Beweisführung ist vollendet, wenn wir nur die Prämissen zulassen; das einzige Unglück ist, daß die Voraussetzungen immer als historisch werthlos werden gefunden werden."

Es würde uns hier zu weit führen, auch nur so weit, als Freeman in seinem geistreichen Essay thut, den Verdrehungen und Grundlosigkeiten nachzuspüren, welche durch juristische Interpretationskünste im Verlaufe der englischen Geschichte in die Verfassung hineingekommen sind. Man ergötzt sich aber an dem Nachweis Freemans, wie mehrere der heiligst gehaltenen Fundamentalsätze der englischen Verfassung eigentlich oft nichts anderes waren als Spitzfindigkeiten und Erfindungen solcher Männer, welche mit ihrer Jurisprudenz in den verschiedenen Epochen der jeweiligen Macht zu Diensten standen.

Von diesem Standpunkt erscheint denn auch der Gang der englischen Verfassung als ein Reinigungsproceß von erkünstelten Institutionen zu den reineren Formen der alten germanischen Rechtsgleichheit.

Daß man sich auch heute noch in England sehr weit von jener immemorial democracy entfernt weiß, welche Freeman als den Grundzug des germanischen Staatswesens hält, darüber kann wohl kein Zweifel sein, auch sein altgermanisches Königthum hat nicht viel Aehnlichkeit mit dem, welches heute besteht; aber für den Beobachter englischer Entwickelung kann die Abhandlung des gelehrten Historikers in gewissem Sinne selbst als ein Symptom gelten. Unhaltbarkeit eines großen Theils der bestehenden Verhältnisse und zunehmende Reformlust bezeichnen die gegenwärtige Lage der englischen Verfassungskrisen. Allmälig drängt sich einsichtsvollen Beurtheilern die Besorgniß auf, ob die Ziele, welche man sich steckt, auch innerhalb des altenglischen Wesens hinlänglich begründet seien; gerade hier nun ist die Erweiterung des historischen Blickes, man könnte sagen, die Vervollständigung der Präcedenzen für das Rechtsbewußtsein der englischen Politiker von größter Wichtigkeit. Indem Freeman diesem Zwecke dient, steht er doch überall auf dem strengsten Standpunkt einer historischen Betrachtung und eines in seinem Sinne wahrhaft conservativen Politikers. Sein Gegensatz richtet sich nur gegen die Beschränktheit dessen, was die englische Rechts- und Verfassungsgeschichte für die praktischen Fragen bis jetzt leistete.

Man kann nun allerdings in manchen Punkten nicht verkennen, daß die historische Wissenschaft selbst nicht zu jenem sicheren Abschluß gelangt sein möchte, welchen Freeman als wünschenswerth ansieht, allein, daß dieser Autor mit seinem unendlich überlegenen Wissen einen großen Eindruck besonders auf jene üben muß, die unter dem beschränkten Standpunkt der englischen Staatsgelehr-

Digitized by Google

samkeit leiden, unterliegt keinem Zweifel. Ausbreitung des historischen Studiums und weitere Einwirkung desselben auf politische Fragen sind aber zwei Dinge, die sich gegenseitig ergänzen und deren gleichwohl langsame aber desto nachhaltigere Wirkung vielleicht nach der Methode Freemans als gesicherter gelten kann, als nach jener, die sich insbesonders zur Aufgabe gesetzt hatte, die Momente der neueren Entwicklung durch glänzende historische Schilderung und Beredtsamkeit in einem der liberalen Richtung vorzugsweise dienenden Sinne vorzuführen.

Freeman ist auch in seinen großen Werken kein Schriftsteller, der durch die blendende Größe seiner Darstellung Macaulay sich vergleichen ließe, aber indem er seinen Gegenstand tiefer und mehr von der Seite, für welche die englische Nation den ausgebildetsten Sinn hat, von der rechtlichen gerade, ins Auge faßt, wird er eine starke Stütze für Jene werden, welche die „Reform" noch lange nicht für abgeschlossen betrachten.

O. Lorenz.

---

* Eine tirolische Dichterin.

Nördlich von Hall am Fuß des schroffen Salzgebirges liegt das Dörflein Absam. Die Kirche birgt eine Glastafel mit der Madonna, zu welchem zwar nicht der Kunstfreund wohl aber der gläubige Wallfahrer wandert, um für allerlei Noth wunderbare Heilung zu holen. Die Lage des Ortes ist aber so schön, daß ihn nicht bloß fromme Pilger aufsuchen, sondern auch Touristen, um sich des herrlichen Blickes auf das reiche Inn-Thal, auf die Gletscher des Stubai zu erfreuen. Dazu schlürft man in der Gaisblattlaube oder unter den schattigen Obstbäumen des Bognergartens den rothen Wein und der verständige Wirth erzählt allerlei von Land und Leuten. So mancher alte Gast erinnert sich noch der Tochter des Hauses, aber Burgele ist längst mit einem Geometer nach Ungarn gezogen und dort am 30. April im sechsundvierzigsten Jahre verstorben. Die Todesnachricht erneuerte ihr Andenken; wie die zierliche Gestalt mit dem dunklen feurigen Aug, den feingebogenen Näschen leicht und beweglich im Garten ein Sträußchen pflückte oder das Glas voll schenkte und uns gegenüber klug und anmuthig zu plaudern wußte. Im Jahre 1848 kehrte auch die Erzherzogin Sophie ein, es behagte ihr im Garten, sie kam öfters und von Wien aus wurde Burgele plötzlich mit einem Brief überrascht. Wie die Postbeamten und die Leute hin und her riethen, was das kaiserliche Familiensiegel zu bedeuten habe? So flog manches Schreiben zwischen der Hofburg und Absam hin und her, wir können jetzt, wo beide die Erde deckt, verrathen, daß es sich weder um politische noch diplomatische Geheimnisse handelte, sondern daß der Verkehr ein menschlich freier, ein herzlicher war. Aber Burgele correspondirte nicht bloß mit der Mutter des Kaisers, sie erfreute nicht bloß — in allen Ehren! manchen heiteren Junggesellen beim Wein mit einem frohen Scherz, sie dichtete auch hübsche Verse, die freilich nicht jeder Junggesell in Abschrift erhielt. Burgele war die Nichte des Caplans Sebastian Ruf, eines geistig bedeutenden Mannes, der meherere schätzbare Werke, wie die Monographie über den Geigenmacher Jakob Stainer drucken ließ, den Bognergarten besuchten häufig die Professoren aus Innsbruck, auch Alois Flir, der überall das Talent anzuregen und für die Kunst zu begeistern verstand.

Digitized by Google

Wie schön verflossen die Stunden in dieser Gesellschaft. Schulers Tagbuch enthält eine Stelle über unsere Walburga, wie der Name im Kalender lautet. Wir theilen sie mit. „Einen Ausflug gemacht. Wir speisten in Absam, wo mir Sebastian Ruf seine siebzehnjährige Nichte, eine Dichterin und dabei ein naturkräftiges derbes Landmädel vorstellte."

Etliche Poesien Burgele's wurden in einer norddeutschen Wochenschrift veröffentlicht aber nicht durch ihre Schuld; wie erschrack sie, als ihr Fremde mittheilten, sie hätten von ihr Verse gelesen. Um so sorgfältiger bewahrte sie nun ihre Papiere, droben im Stübchen mit den Blumentöpfen vor dem Fenster und verschiedenen Poeten an der Wand. Nun schläft sie in fremder Erde fern von den Alpen, zu deren Spitzen sie oft das leuchtende Aug hob und keine Blüthe von den Rosenstöcken, die sie so sorgfältig gepflegt, fällt auf ihr Grab. Möge man uns dafür gestatten, einige Knospen ihrer Poesie hier für den Leser niederzulegen.

Ritornellen.

Es rief ins Leben
Dein Wunsch die kleinen Blumenritornellen,
Drum will ich auch dem Blumenfreund sie geben!

Ritornelle!
Du bist ein Tropfen Thau am Frühlingsmorgen,
Darin das Herz sich spiegelt licht und helle.

Kleine Anemone!
Du siehst, daß ich die Nachbarblumen pflücke
Und scheinst zu flehen leise: O verschone!

Wilde Reben:
Der Frühling will aus euren dunklen Zweigen
Ein grünes Zelt verborgner Liebe weben.

Thautropfen, klare!
Ihr müßt die Blume nicht zu Boden drücken,
Daß kaum erblüht die arme Schmerz erfahre.

Ihr Tulpenkelche!
Warum so stolz? Es gibt noch schönre Blüthen,
Da fragt ihr spottend: O so künd' uns, welche?

Lilie, du reine!
Die Blumen schauten, als du dich erschlossen,
Ob nicht ein Engel aus dem Kelch erscheine.

Cyane, blaue!
Die Aehren, klagst du, halten mich gefangen,
Daß ich von fern den Himmel nur erschaue.

Sag dunkle Rose,
Bist ob dem Schmetterling so tief erröthet,
Weil einen Kuß dir hat geraubt der lose?

Aglei, du bunter,
Du scheinst den Wellen leise nachzuträumen,
Die sich dort flüchten in das Thal hinunter.

Digitized by Google

Blauer Flieder
Ists dir zu einsam auf den hohen Zweigen,
Daß du dich senkst so tief im Garten nieder.

Epheugewinde!
Zum Wipfel, sagst du, will ich aufwärts streben,
Daß ich vielleicht das Ziel der Sehnsucht finde.

Mohnblume, reiche!
Das braune Bienchen, das von dir gekostet,
Erstaunt, daß es Schlummer schon beschleiche.

Moosgewinde, zartes!
Als grünes Netz schlingst du dich um die Steine
So wie die Hoffnung um ein Loos ein hartes.

Wie sich erheben
Die Blumen leuchtend in der Sonne Strahlen, —
O hätt' so lichte Stunden auch das Leben!

A*r.

---

* Jul. Ficker. Ueber die Datirung einiger Urkunden Kaiser Friedrichs II. Aus dem December-Hefte 1871 der Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften. S. 44.

Unter diesem anspruchslosen Titel veröffentlicht der berühmte Urkundenforscher eine diplomatische Untersuchung, welche einen neuen Beweis liefert, wie trefflich der Verfasser es versteht, ganz specielle Fragen in großem Style zu behandeln. Es kommen hier zunächst drei Urkunden aus demselben Jahre in Betracht, bei welchen erweislich der Aussteller zur angegebenen Zeit nicht an den genannten Orten sein konnte, während sich überdies bei zweien der dringende Verdacht erhebt, daß sie überhaupt nicht zu der in ihnen angegebenen Zeit entstanden sind; und doch ist die Echtheit derselben nicht mit Fug anzuzweifeln. Diese drei Urkunden sind vom J. 1241 datirt, und zwar ist die eine angeblich im April zu Lüttich, die andere im October zu Cremona, und die dritte, erst vor einiger Zeit aufgefunden, am 20. November zu Wien ausgestellt, indeß der Kaiser um diese Zeit nachweislich in Unter-Italien sich befand. Während man nun von einer Seite bemüht war, die Möglichkeit einer Anwesenheit des Kaisers in Deutschland nachzuweisen und so die Urkundendaten zu erklären, gibt Ficker die gezwungenen Erklärungsversuche, gegen welche sich bereits A. Huber ausgesprochen hatte, als unhaltbar auf, und schlägt zur Lösung der offenbaren Widersprüche einen andern Weg ein. Er weist auf die Thatsache hin, daß sich sowohl in späterer als auch in früherer Zeit nicht selten Kaiserurkunden finden, die zweifellos in Abwesenheit der Kaiser ausgestellt wurden, daß überhaupt Fälle vorkamen, wo Bevollmächtigte unter dem Namen und Siegel des Vollmachtgebers Urkunden ausfertigten, und daß sich einzelne Beispiele dieser Art auch unter Friedrich II. nachweisen lassen.

Hiemit ist die Richtung gegeben, welche den Verfasser zur Lösung der Frage führt. Sind nämlich diese Urkunden überhaupt im Namen des Kaisers ausgestellt, so kann hiebei nur König Konrad, beziehungsweise die ihm zur Seite stehende Reichsregierung in Betracht kommen. Aber auch damit sind noch nicht alle Schwierigkeiten behoben, insbesondere stellt sich hier der Umstand störend entgegen, daß bei zweien dieser Urkunden

Digitized by Google

nicht allein Aussteller und Ort, sondern auch Zeit und Inhalt nicht übereinstimmen; überdies ließe sich noch der Einwand erheben, warum die Reichsregierung gerade diese drei Urkunden im Namen des Kaisers und nicht in dem König Konrads ausgestellt hat. Dieser letztere Punkt wird damit erklärt, daß in den drei Urkunden theils eine persönliche Verpflichtung des Kaisers, theils eine dauernde Belastung des Reichsgutes vorliegt, was bei den von Konrad in dieser Zeit ausgestellten nicht in dieser Weise der Fall ist. Für den Umstand nun, daß Zeit- und Ortsangabe der in Rede stehenden Urkunden selbst auch mit dem Itinerar Konrads nicht übereinstimmen, gibt der Verfasser aus dem Inhalte derselben einen treffenden Erklärungsgrund, der nothwendig zu der Annahme führt, daß diese Urkunden erst im Frühjahre 1242 ausgestellt, aber absichtlich und im Interesse der Parteien mit den früheren Daten versehen wurden, wobei es eben auf den Ort nicht wesentlich ankam.

Der Verfasser verhehlt sich keineswegs, daß ein Erklärungsversuch, der darauf ausläuft, daß Urkunden nicht bloß von einer anderen Person, sondern auch von einem andern Ort und aus einer andern Zeit herrühren als in ihnen selbst angegeben ist, immerhin gewagt erscheinen muß, fühlt sich aber gleichwohl durch einen weiteren Grund bestimmt, daran festzuhalten. Aus einer höchst umsichtigen und eindringenden Vergleichung des Formulars der betreffenden Urkunden mit den kaiserlichen und denen König Konrads stellt sich klar heraus, daß die fraglichen Urkunden aus der Kanzlei König Konrads hervorgegangen sind, wie dies übrigens bezüglich der zwei schon früher bekannten Urkunden von Böhmer und Huillard-Bréholles vermuthet wurde, deren Annahme nun durch die mit viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit durchgeführte Untersuchung Fickers zur Evidenz erhoben wird. Da eben hierin der Kernpunkt der Frage liegt, indem Ort und Zeitangabe unter dieser Voraussetzung genügende Erklärung finden, so kann der Verfasser auf allseitige beifällige Zustimmung rechnen; und selbst derjenige, der etwa nicht unbedingt zustimmen sollte, wird ihm wenigstens die Anerkennung nicht versagen können, daß er anläßlich einer speciellen Frage Gesichtspunkte von allgemeinem Werthe eröffnet und die Kenntniß des Urkundenwesens überhaupt wesentlich gefördert hat. Ueberdies wird man nicht leicht eine Schrift finden, welche einen so verworrenen diplomatischen Gegenstand in so klarer Weise darstellt. K.

---

* Nicht ohne einen gewissen inneren Zusammenhang mit dem Entwicklungsgange des heutigen Oesterreich wendet sich in den letzten Jahren das geschichtliche Studium mit Vorliebe jener Epoche zu, in welcher den mächtigsten Einfluß auf die innere und äußere Politik Österreichs Prinz Eugen v. Savoyen nahm. Gab doch dieser Mann inmitten der wechselvollsten Geschicke dem österreichischen Staatsgedanken zuerst kräftigen Ausdruck; — war er es ja, welcher die Grundlagen der Machtstellung des Reiches klar und bestimmt vorzeichnete. Von diesem Gesichtspunkte aus bietet auch das Leben des großen Feldherrn und Staatsmannes, für dessen Beurtheilung das große biographische Werk Alfred v. Arneths so viele neue Momente geliefert hat, einen besonderen Reiz. Zu den Schriftstellern, welche die Litteratur über den „edlen Ritter" durch werthvolle Beiträge bereichert haben, gehört Professor Dr. H. M. Richter. Seine Studie über den Helden und Staatsmann, welche er zur Zeit der Enthüllung des Eugen-Denkmals in Wien in der „Oesterreichischen Revue" veröffentlichte, erweckte lebhaftes Interesse, und zwar gerade durch ihre Beziehungen zu den politischen Zuständen der Gegenwart. Ueber

Digitized by Google

dasselbe Thema hat nun Dr. Richter neuerdings zwei Vorträge erscheinen lassen [1]). Die gewählte Form bedingte, daß sich die Darstellung auf allgemein gehaltene Umrisse beschränkte und die Rücksicht auf den Zuhörerkreis, daß die glänzenden militärischen Erfolge Eugens eingehender behandelt wurden. Dabei ließ aber der Verfasser nicht aus dem Auge, das Bild in einen breiten Rahmen zu stellen und dadurch dasselbe zu einer anregenden zeitgeschichtlichen Studie zu erweitern, worin die vielfach verschlungenen Fäden der österreichischen Politik zur Bekämpfuug der zwei Erzfeinde, Frankreich und Türkei, so wie die Anläufe zur Begründung einer deutsch-nationalen Politik bloßgelegt sind.

Die Lösung einer solchen Aufgabe hat immer Schwierigkeiten. Setzt sie einerseits, wenn sich der Verfasser nicht mit einer bequemen aber werthlosen Compilation begnügen will, die volle Kenntniß und Beherrschung des reichen Quellenstoffes voraus, so erfordert sie anderseits zugleich ein sehr geübtes Auge zur Festhaltung der Erscheinungen der großen Politik — Erfordernisse, denen Dr. Richter in ihrem ganzen Umfange gerecht wurde. Am deutlichsten bekunden sich die Kenntnisse des Verfassers in dem zweiten Theile der Vorträge, wo er die Beziehungen Eugens zu seinen Zeitgenossen, dessen regen Antheil an allen bedeutenden Vorgängen auf den Gebieten der Litteratur und Kunst schildert und eine Zusammenstellung der Urtheile der bedeutendsten Männer des verflossenen Jahrhunderts über Eugen gibt. Sie geben dem Bilde eine lebhafte Färbung, lassen uns erst recht erkennen, über welchen Schatz von Bildung dieser Soldat verfügt und wie richtig die Zeitgenossen dessen Bedeutung für Oesterreich gewürdigt haben. K. W.

---

* Die Hussiten-Kämpfe der Schlesier 1420 bis 1435. Von Colmar Grünhagen. Breslau 1872. 8. XII und 300 S.)

Die hochgespannten Erwartungen, welche die dem geehrten Verfasser näher stehenden Freunde schlesischer Geschichte an das in Aussicht gestellte Buch knüpften, sind in glänzender Weise in Erfüllung gegangen. Grünhagen, der unermüdliche Forscher, der durch seine vielen größeren und kleineren Monographien, durch die Publication zahlreicher Quellenschriften für die Geschichte Schlesiens sich als den gründlichsten Kenner und tüchtigsten Arbeiter auf dem Gebiete der schlesischen Historiographie längst schon erprobte, hat durch das vorliegende Buch die reichhaltige historische Litteratur dieses deutschen Coloniallandes mit einem Werke bereichert, dessen Bedeutung in erster Linie derjenige seinem vollen Umfange nach würdigen wird, welcher selbst, sei es die Geschichte einer schlesischen Stadt, sei es die eines Fürstenthums bearbeitete, und der da aus Erfahrung weiß, wie gerade die Kämpfe der Hussiten auf schlesischem Boden und ihre häufigen Züge in diese Provinz ein unentwirrbares Chaos bislang bildeten. An der Hand der Chronisten, wie eines Martin von Bolkenhain, eines Rosicz, der böhmischen Chronikenschreiber, deren oft dunkle und verwirrte Angaben ihre Correctur durch den Verfasser erhalten, vor allem aber an der Hand zahlreicher Urkunden, die Grünhagen zum größern Theile im VI. Bande der Scriptores rerum silesiacarum als „Geschichtsquellen der Hussiten-Kriege" im Jahre 1871 der Oeffentlichkeit übergab, weiß der Verfasser, ein Meister in der historischen Kritik, das üppig wuchernde Gestrüpp zu beseitigen, Irrthümer zu berichtigen und, voranschreitend mit der Leuchte, den Leser auf den richtigen Weg zu leiten. Aber auch der-

---

[1]) Prinz Eugen v. Savoyen. Zwei Vorträge, gehalten im Wiener Militär-Casino am 19. und 22. Jänner 1872 v. Dr. H. M. Richter, k. k. a. o. Professor. Wien 1872. Hölder.

Digitized by Google

jenige, welcher kein Fachmann ist, vermag reichen Gewinn aus Grünhagens jüngster Arbeit zu ziehen. — In der Einleitung bietet uns der Verfasser ein scharf skizzirtes Bild von den schlesischen Zuständen im 14. Jahrhundert, die Zerbröckelung der Provinz in viele Theilfürstenthümer, ihre sich steigernde Ohnmacht während König Wenzels unseligem Regimente, die divergirenden Interessen ihrer Herzoge, der Mangel an dem Gefühle der Gemeinsamkeit ihrer durch Handel und Gewerbe blühenden Städte, der Stempel des Abgelebten, den die ganze Zeit im Großen und Ganzen betrachtet aufgeprägt hat, ist mit wenigen Strichen in scharfen Umrissen gezeichnet. Unter solchen Umständen mußte die hussitische Bewegung mit ihrem deutschfeindlichen Charakter Schlesien unvorbereitet zu jenem entsetzlichen Kampfe finden, der nicht so sehr als ein religiöser, denn als eine slavische Reaction gegen das Deutschthum zu betrachten ist, die darum für dieses um so gefahrdrohender wurde, weil sie nicht nur Schlesien, sondern das ganze deutsche Reich so kraftlos und zerfahren getroffen hatte. Im ersten Buche schildert der geehrte Verfasser die Angriffskriege gegen Böhmen von 1420 bis 1425, die einerseits bei der Lahmlegung der Kräfte des heil. deutschen Reiches, bei den die Operationen vielfach hemmenden Sympathien der Polen für ihre slavischen Stammgenossen in Böhmen, bei der erbärmlichen Leitung des Kriegs durch den seiner Aufgabe nicht gewachsenen König Siegmund, die andererseits bei der in nationaler, religiöser und socialer Beziehung fanatisch aufgestachelten Menge der Czechen, die bei der energischen Kriegsführung Žižka's, der zugleich einen erheblichen Fortschritt in der Vervollkommnung und ausgedehnteren Anwendung der Artillerie repräsentirt, den kläglichsten Ausgang für die Deutschen nehmen und die Hussiten ihrerseits zur Offensive reizen mußten Im zweiten Buche werden die hussitischen Raubzüge nach Schlesien von 1425 bis 1430 dargestellt, die durch das Vielregiment in Deutschland und Schlesien, durch den Mangel des Bewußtseins für ein einiges Zusammenstehen erzeugte Misère tritt in ihrer vollen Nacktheit zu Tage. Größere und kleinere czechische Heerhaufen durchziehen ohne wesentlichen Widerstand zu finden das Land nach allen Richtungen, Raub und Plünderung, Brand und Mord sind in ihrem Gefolge, selbst die größeren befestigten Orte erwehren sich nicht alle der wilden Horden, so mancher bemächtigen sie sich, die sie besetzen und von denen aus sie das Land in weitem Umkreise in eine Wüste umwandeln. Hat der Verfasser schon im ersten Buche die Theilnahme der Schlesier an den Heerzügen nach Böhmen und das Maß ihrer Hülfeleistungen in das rechte Licht gestellt, so weiß er im zweiten Abschnitte die vielen bislang höchst verworrenen Raubzüge vortrefflich zu sichten und deren Richtungen anzugeben. Das dritte Buch handelt von den Kämpfen um die von den Hussiten in Schlesien besetzt gehaltenen Burgen von 1430 bis 1432, die gleich Pfählen im Fleische die Schlesier auf das ärgste schädigten; diese Kämpfe, sie bieten dem Freunde des Vaterlands eben so wenig erhebende Momente wie der ganze Verlauf des verderblichen Kriegs. Das vierte Buch endlich spricht von den ersten Friedensunterhandlungen bis zum Ausgang des Krieges (1432 bis 1435), der ruhmloser wie kein zweiter für Schlesien und das deutsche Reich war. Dieser furchtbare Krieg in seinen entsetzlichen Verwüstungen nur von dem zwei Jahrhunderte vordem geschehenen Mongolen-Einfalle und dem zwei Jahrhunderte späteren dreißigjährigen Kriege überboten, erzeugte schlimme Nachwehen, zu denen die dauernde Entfremdung zwischen Schlesiern und Böhmen besonders in die Augen springt. Die Nachwirkungen dieses nationalen Gegensatzes hatte schon Georg Podiebrad bitter zu fühlen, er erkaltet nicht in dem kritischen Augenblick vor dem schmalkaldischen Krieg, er wirkt in den Zeiten des Majestätsbriefes bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges weiter und kommt in unabläßigen Streitigkeiten immer aufs Neue zum Ausdruck. — Daß Grünhagen auf die universelle Bedeutung der Hussiten-Kämpfe wiederholt hinweist, den innigen Zusammenhang der Kriegsereignisse mit denen der deutschen Kreuzheere zeigt, die vielfach verschlungenen Fäden der damaligen Politik darlegt, daß er aber dabei

Digitized by Google

seine eigentliche Aufgabe nicht einen Moment aus dem Auge verliert, versteht sich bei einem so gewiegten Historiker von selbst. Wir scheiden von dem Buche mit dem innigen Wunsch, der geehrte Verfasser möge an seinem „aus langjährigen Studien erwachsenen Werke" viele Freude erleben, dasselbe möge nicht nur in seiner engeren Heimat, sondern auch über die Grenzen Schlesiens hinaus warme Freunde finden. G. B.

---

* „Zeit- und Streitfragen".

Unter diesem Titel kommt in Berlin (bei Karl Habel) eine neue Sammlung von Flugschriften heraus, deren Gegenstand „die großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der inneren und der auswärtigen Politik" bilden sollen. Herausgeber sind die Proff. Dr. v. Holtzendorff in Berlin und Dr. W. Oncken in Heidelberg. Ersterer hat die Redaction für das politische, Letzterer für das historische Fach übernommen.

Bis jetzt sind erschienen: Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform, von Prof. Roscher in Leipzig; Deutsche Eisenbahnpolitik, von Perrot in Rostock (Doppelheft). Von allgemeinstem Interesse ist die (als Heft 1 erschienene, 58 Großoctavseiten enthaltende) Abhandlung: „Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft", von Dr. Heinrich Lang, Pfarrer in Zürich. Es wird hier mit der objectivsten Ruhe und in würdigster Sprache an der Hand der Evangelien und der geschichtlichen Forschung über die ersten christlichen Zeiten auf die historische Erscheinung Christi und das ursprüngliche Wesen der Lehre zurückgegangen und hierin zugleich die Grundlage für die Kirchenreform der Gegenwart erblickt. Bei aller Freiheit in der kritischen Forschung wird der Göttlichkeit der christlichen Lehre sowohl als der erhabenen Person des Stifters die religiöse Ehrfurcht so vollständig bewahrt, daß die Lecture Jedem aufs Wärmste empfohlen werden kann.

Eins der neuesten Hefte (ö.) enthält eine an vielseitigstem Interesse reiche Schrift von Prof. v. Schulte in Prag: „Die neueren kath. Orden und Congregationen besonders in Deutschland". Es wird hier (59 Seiten) das Klosterwesen nicht nur in einer sehr fleißigen Zusammenstellung sämmtlicher Orden und Ordensglieder statistisch dargestellt, sondern auch kirchengeschichtlich und kirchenrechtlich beleuchtet und nach verschiedenen Richtungen hin sowohl in allgemein socieller als in staatlicher Beziehung betrachtet. Besonders in den letzteren Beziehungen legt v. Schulte reiche Erfahrungen und geistreiche Aperçus nieder. Hervorheben müssen wir, daß der kampfmuthige und vielbekämpfte Verfasser sein Urtheil über das Klosterwesen nicht nur mit großer Ruhe und Billigkeit, sondern sogar mit warmem Wohlwollen abgibt, auch da, wo er mit Anschauungen der liberalen Parteien keineswegs übereinstimmt. So redet er allen weiblichen Orden überhaupt, wennauch im Allgemeinen zunächst aus socialen Gründen, das Wort, und spendet ihnen nicht nur was die Krankenpflege betrifft das höchste Lob, sondern hält sie auch in Bezug auf Unterricht und Erziehung von Mädchen für vorzüglich. Wenn der Verfasser sodann auch kein Bedürfniß für irgendwelche Mannsorden anerkennen kann, so räth er doch keineswegs dem Staate, hier gewaltsam einzugreifen und so eine Aufhebung oder dergleichen durchzusetzen, obwohl er freilich die Staatsaufsicht nach mehreren Seiten hin für dringend geboten erklärt und aufrechterhalten wissen will. Eine einzige Ausnahme von solchem passiven Geschehenlassen macht er bezüglich der Jesui-

Digitized by Google

ten. Mit Rücksicht auf den ihnen vorgeschriebenen unbedingten „Gehorsam" und auf ihre Moraltheorie im Zusammenhalte mit dem neuen Dogma wird dem Staate „zur baldigen Gesetzgebung das Videant Consules! bevor die Verschwörer ihr Werk vollenden", zugerufen. Dr. E. B.

---

* Das zweite Heft der von Holtzendorff und Oncken herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen" enthält eine Abhandlung von Professor Dr. Wilhelm Roscher: „Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform".

Mit der ungemein vorsichtigen Methode Roschers in Aufstellung nationalökonomischer Theorien verbindet sich auch in der vorliegenden Abhandlung eine eminente Beherrschung des historischen Stoffes, und man wird selten über eine wichtige wirthschaftliche Frage in so anregender und zugleich belehrender Weise sich unterrichten können, wie hier. Wer aber etwa in der vorliegenden Schrift eine Entscheidung darüber suchte, ob sich für Goldwährung oder Silberwährung oder gemischte Währung praktisch die durchschlagendsten Gründe ergeben, der würde sich bei der Lecture des trefflichen Essays enttäuscht finden. Roscher weiß eigentlich auf die große und eingreifende Frage des Augenblicks nichts anderes zu antworten, als damit, daß es ein wissenschaftlich beobachtetes Gesetz ist, daß die Nationen von der Kupfer- zur Silber-, und nach einem gewissen Zeitraum zur Goldwährung übergehen, und daß die gesteigerte Cultur und der gesteigerte Verkehr und Wohlstand den Eintritt der Goldwährung in gewissen Zeiträumen mit Nothwendigkeit herbeiführen. Dagegen sind auch die zeitlichen Nachtheile des Uebergangs von der Silberwährung zur Goldwährung, welche unter allen Umständen sich einfinden werden, von Roscher mit echt wissenschaftlicher Genauigkeit angegeben, und er ist weit entfernt, einer oberflächlichen, oft sogar gewissenlosen Anpreisung der einen Richtung und Anschauung zu Liebe eine Apologie der Goldwährung zu liefern. Praktisch vermag er nur zur Vorsicht und zu zweckmäßiger Gesetzgebung anzueifern und vor allen Uebereilungen zu warnen. In einer dauernden Annahme der gemischten Währung vermöchte er jedoch nicht mit Wolowski einen richtigen Schritt zur Ordnung der deutschen Münzverhältnisse zu erblicken, aber er glaubt allerdings, daß nach dem Münzgesetze vom 4. December 1871 durch den § 8 Mischwährung für die Uebergangszeiten bestehe, und hält es für räthlich, daß die Erleichterungen für den Verkehr in Silberwährung nicht zu schroff abgebrochen werden.

Nekrologie.

Otto Bernhard Freiherr v. Hingenau, Ministerialrath im k. k. Finanzministerium, † am 23. Mai im Alter von 54 Jahren in Wien. Hingenau veröffentlichte in seiner Jugend unter dem Pseudonym G. Neuhain verschiedene lyrische und novellistische Arbeiten. Später beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Bergwesen, trug auch als Professor an der Wiener Universität Bergrecht vor. Im Jahre 1853 begründete

Digitized by Google

er die „Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen" und publicirte noch zahlreiche wissenschaftliche und schöngeistige Werke. — Julius Schnorr v. Carolsfeld, Maler, Director der Gemäldegalerie und Professor an der Dresdener Akademie, 78 Jahre alt, am 23. Mai in Dresden. Seine bekanntesten Arbeiten sind die Fresken aus dem Nibelungen-Liede in der Münchner Residenz, seine Bibel in Bildern und sein großes Oelgemälde Luther auf dem Reichstage zu Worms. — Dr. Hans Pfaff, Professor der Mathematik, am 26. Mai in Erlangen. — Robert Kretschmer, Thiermaler, in Leipzig. — Alexandre Gouin, Minister der öffentlichen Arbeiten im Jahre 1840, in Tours. — Hugo Ulrich, Componist am 23. Mai in Berlin. — Joan Heliade Radulescu, der Begründer rumänischer Sprachwissenschaft und Litteratur, in Bukarest. — Dr. Spinola, Professor an der Thierarzneischule in Berlin. — Dr. Robert Wight, einer der bedeutendsten Botaniker Englands. — Thomas Buchanan Reed, Dichter und Maler in New-York. — William Ellis, naturwissenschaftlicher und historischer Schriftsteller in England. — Dr. v. Solbrig, Professor und Irrenarzt in München. — Graf Vaillant, gewesener Minister der schönen Künste und Marschall von Frankreich, in Paris. — Fürst Georg Lubomirski, Curator des Ossolinski'schen Institutes und einer der Gründer der neuen Akademie der Wissenschaften zu Krakau. — Charles Lever, englischer Consul in Triest, fruchtbarer Romanschriftsteller, am 1. Juni in Triest, 63 Jahre alt. — Frau Mila Heidelberg-Zabrobilek, Pianistin zu Zizkow bei Prag am 2. Juni. — Karl Bernhard Hundeshagen, Kirchenrath, Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte, im Alter von 62 Jahren am 2. in Bonn. — Heinrich Esser, gewesener k. k. Hofcapellmeister, bedeutender Componist, am 3. in Salzburg. — Dr. Johann Friedrich Hessel, Senior der philosophischen Facultät an der Universität in Marburg, Professor der Mineralogie und Technologie, am 3. — Franz Rit. v. Dreer, Primararzt der Landesirrenanstalt für Triest und das Küstenland, am 7. in Triest. — Dr. Grunert, Professor der Mathematik, am 7. in Greifswald. — Rainer Graf, Gymnasialprofessor in Klagenfurt, bedeutender Botaniker und Numismatiker, am 8 in Villach. — Dr. Franz Cyrill Kampelik, böhmischer Schriftsteller am 8. in Königgrätz. — Georg Scheurlin, Ministerialsecretär, Dichter, am 11. in München. — Ignaz Beise, landwirthschaftlicher Schriftsteller, am 12. in Pest. — Friedrich Gerstäcker, Reisender und Romanschriftsteller, am 11. in Braunschweig. — Heinrich Tank, Marinemaler am 15. in München, 65 Jahre alt. — Dr. Wilhelm Kießelbach, Schriftsteller, zu St. Gilgenberg bei Bayreuth am 19. — Joseph Böhm Kalligraph und dramatischer Schriftsteller am 19. in Wien. — Karl Sengel gewesener Director der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Erzherzogs Albrecht am 21. Juni in Wien. — Robert Prutz, Dichter und Litterarhistoriker, 56 Jahre alt, am 21. in seiner Geburtsstadt Stettin.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Karl Marx' volkswirthschaftliche Ansichten.

2. Geld und Capital.

In dem ersten Abschnitt dieser Abhandlung folgten wir der Darstellung des Herrn Marx bis zu der Erklärung des Geldes, welches durch die gesellschaftliche Action aller anderen Waaren selbst als Waare ausgeschlossen wird, um als allgemeines Aequivalent seine specifisch gesellschaftliche Function zu übernehmen. Dieses Geld, fährt Marx S. 53 fort, kann wie jede Waare seine eigene Werthgröße relativ nur in andern Waaren ausdrücken. Sein eigener Werth ist bestimmt durch die zu seiner Production erheischte Arbeitszeit und drückt sich in dem Quantum jeder anderen Waare aus, worin gleich viel Arbeitszeit gewonnen ist. Den Waaren gegenüber functionirt es als Maß der Werthe, doch werden die Waaren nicht erst durch das Geld commensurabel, sondern sie sind es schon an und für sich als vergegenständlichte menschliche Arbeit, und werden als solche durch eine dritte Waare, Geld oder Gold (Marx setzt letzteres gern für ersteres) gemessen. Dieses ist als das gemeinsame Werthmaß aller Waaren die „nothwendige Erscheinungsform des immanenten Werthmaßes der Waaren, der Arbeitszeit". — Der einfache relative Werthausdruck der Waaren in Geld (x Waare a = y Geldwaare) ist ihr Preis. In ihren Preisen erscheinen die Waaren erstens als qualitativ gleiche Werthe, als dieselbe Materiatur der Arbeit (Geld), zweitens als quantitativ bestimmte Werthgrößen. Andererseits aber wird der entfaltete relative Werthausdruck oder die in den Waarenpreisen gegebene endlose Reihe relativer Werthausdrücke zu der specifisch relativen Werthform der Geldwaare. Geld aber hat keinen Preis, denn es müßte sonst auf sich selbst als sein eigenes Aequivalent bezogen werden. „Der Preis ist der Geldname der in der Waare vergegenständlichten Arbeitszeit". — Die Werthgröße der Waare drückt das nothwendige, ihrem Bildungsproceß immanente Verhältniß zur gesellschaftlichen Arbeitszeit aus, der Preis aber kann ebensowohl dieses nothwendige wie auch ein zufälliges Verhältniß ausdrücken, worin die Waare unter gegebenen Umständen veräußerlich ist, mithin ist eine Abweichung des Preises von der Werthgröße in der Preisform selbst gegeben. Ein Ding kann Preis haben, ohne Werth zu haben, und der Preisausdruck wird dann imaginär, z. B. bei Grund und Boden, weil keine menschliche Arbeit darin vergegenständlicht ist. —

Digitized by Google

Die Arbeit, entgegneten wir schon im ersten Abschnitt dem Verfasser, ist zwar unentbehrlich, um das Wirthschaftsmittel zu erzeugen, und beginnt damit dessen Werthbildung, um diese aber zu vollenden, bedarf es noch der Wirthschaft, welche gebrauchen will und kann. Ohne diese wird das Verhältniß, für welche die Arbeit das Wirthschaftsmittel erzeugt, nicht in Vollzug gesetzt, und der Werth ist nichts anderes als Grad und Ausdruck dieses Verhältnisses des Wirthschaftsmittels zur Wirthschaft. Nehmen wir das Gold als Beispiel. Zwei Männer beschäftigen sich mit gleicher Arbeitskraft und zu gleicher Zeit mit Goldwaschen. A. kam zuerst und traf auf einen günstigen reichhaltigen Fundort. B., der später kam, auf einen äußerst ungünstigen, so daß A. mit weniger Anstrengung in einer Woche eine doppelt so große Ausbeute findet wie B. Wird nun jemand geneigt sein, diesem für seine Ausbeute dasselbe zu zahlen wie jenem, das Gold also um die darauf verwendete Mehrarbeit theurer zu kaufen? Eben so wenig wird A. sein Gold, weil es mit geringerer Mühe ausgewaschen wurde, deßhalb billiger verkaufen; er verlangt den Preis, der dem Werthe des Goldes, nicht aber der darauf verwendeten Arbeit entspricht. Der Werth des Goldes aber ist da, bevor durch neue Arbeit neues Gold gewonnen wurde, und sobald dieses an den Tag gebracht ist, tritt es in einen schon festgestellten Werth ein, mag nun viel oder wenig Arbeitskraft darauf verwendet sein. Mithin ist der Werth, der schon vor dem neuen Product da ist und dem sich dieses nicht entziehen kann, etwas ganz anderes als die Arbeit, die darauf verwendet wurde. Ist aber der Werth des Goldes, des „reellen Geldmaterials“ nicht die in demselben vergegenständlichte Arbeitszeit, so ist auch nicht das Geld als gemeinsames Werthmaß der Waaren „die nothwendige Erscheinungsform des immanenten Werthmaßes der Waaren, der Arbeitszeit“. Commensurabel werden die Waaren freilich nicht durch das Geld, denn keinerlei Dinge werden commensurabel durch das Maß, womit sie gemessen werden, sondern durch gemeinsame Eigenschaften, welche sich mit demselben Maß messen lassen. Eisen und Wasser sind commensurabel durch ein Pfundgewicht nur, weil sie beide dieselbe Eigenschaft der Schwere haben und diese durch das Pfundgewicht gemessen wird. Diese allen Waaren immanente, durch das Geld meßbare Eigenschaft ist aber nicht die Arbeit, denn Arbeiten sind an und für sich nur commensurabel dadurch, daß sie gleichartig sind und Gleichartiges enthalten. Nur das Verhältniß, in welchem Waaren und Arbeiten zu der Wirthschaft, zu der sie gebrauchenden Gesellschaft stehen und in welchem sie ihre Zweckbestimmung und Zweckerfüllung erhalten, macht alle ohne Unterschied gegen einander commensurabel, und das gemeinsame Maß dieses Werthes, d. i. der Gradmesser ihres Verhältnisses zur Wirthschaft ist das Geld nur, weil sein Verhältniß zur Wirthschaft am allgemeinsten anerkannt und — wenigstens verhältnißmäßig — feststehend ist.

Ist der Werth nicht „vergegenständlichte Arbeitszeit“, so ist der Preis auch nicht der „Geldname der in der Waare vergegenständlichten Arbeitszeit!“

Digitized by Google

Der relative Werthausdruck der Waare in Geld ist nicht ihr Preis, sondern ihr Geldpreis. Weil bei ausgebildeter Wirthschaft das Geld seine gesellschaftliche Function bereits vollständig übernommen hat, und die Wirthschaftenden sich gewöhnt haben, alle Preise in Geld auszudrücken, so darf deßhalb noch nicht bei einer wissenschaftlichen Erklärung des Preises Ursprung und Wesen desselben bei Seite gesetzt werden. Der Geldpreis ist nur eine bestimmte Erscheinungsform des Preises, es ist der Preis in Geld dargestellt, damit aber sind Preis und Geldpreis noch nicht unterschiedslos einunddasselbe. Der Tauschwerth der Waaren ist das Verhältniß derselben zu einander auf Grundlage des Verhältnisses einer jeden zur Wirthschaft, der Preis ist der thatsächliche Ausdruck dieses Verhältnisses der einen Waare durch die andere. Als die bestimmte Thatsache, durch welche der Werth seinen faßbaren und gegenständlichen Ausdruck erhält, ist der Preis stets gebunden an bestimmt gegebene Umstände und Bedingungen. Geld hat so gut einen Preis wie Getreide und Wein, denn was für das Geld an Getreide, Wein oder anderem gegeben wird, ist sein Preis, der gegenständliche Ausdruck seines Verhältnisses zu der Wirthschaft. Nur einen Geldpreis hat das Geld nicht, denn die gleiche Waare für die gleiche Waare gegeben, ist kein Preis, doch erhält das Geld einen Geldpreis, sobald es als Capital erscheint.

Weil aber der Preis als bestimmte Thatsache stets von gegebenen Umständen und Bedingungen abhängig ist, so ist damit auch die Möglichkeit seines Abweichens vom Werthe überall und bei allen Waaren gegeben, dennoch aber gibt es nicht ein einziges Ding, das Preis haben könnte, ohne Werth zu haben. Auch widerspricht sich Marx selbst, wenn er dieses behauptet. Der Preis ist nach ihm der Geldname der in der Waare vergegenständlichten Arbeitszeit, letztere aber ist der Werth der Waare, wenn nun aber dieser fehlt, wie ist ein Geldname dafür möglich? Der Geldname, sagt Marx, ist in diesem Falle imaginär, — der Preis also erschwindelt, die auf die Waare verwendete Arbeitszeit fälschlich vorgegeben. Wenn nun aber diese Schwindelei so offen zu Tage liegt, wie — nach Marx — beim Grund und Boden, warum finden sich denn immer noch Thoren, die für ein allgemein als werthlos erkanntes Ding einen Preis und nicht selten einen fabelhaft hohen zahlen? Und wird dieser bezahlt und wird er überall und gern bezahlt, so ist es auch in diesem Falle wieder etwas ganz anderes, was den Werth bildet, als Arbeitskraft und Arbeitszeit. Nehmen wir irgendeine von unseren großen Städten! Bei jeder derselben gibt es kleinere oder größere Strecken Landes, auf welche wenig oder gar keine Arbeit verwendet wurde, weil der Boden zu schlecht ist, um eine solche Arbeit zu lohnen. Im Laufe der Zeit wächst diese Stadt in Verhältnissen, deren Möglichkeit früher niemand ahnte, und gerade nach jener dürftigen Gegend hin breitet sie sich am schnellsten aus. Die Folge ist, daß derselbe Grund und Boden, an welchem sich noch keine oder nur sehr wenig Arbeitszeit vergegenständlicht hat, für den früher kaum jemand einen Preis zu zahlen

Digitized by Google

geneigt war, zu Anfang des Jahres 1870 schon um eine hohe und zu Anfang des Jahres 1871, ohne daß nur eine Hand unterdessen denselben berührte, wieder um eine doppelt so hohe Summe Geldes verkauft wurde. Auch der gegenwärtige Besitzer denkt nicht daran, Arbeit auf dieses Grundstück zu verwenden, und ist dennoch überzeugt, daß dasselbe bis Ende des Jahres 1872 sich im Werthe abermals um ein Beträchtliches wird gehoben haben. Sind dies Preise, denen kein Werth entspricht? Oder ist hier ein Werth, d. i. eine vergegenständlichte Arbeitszeit fälschlich vorgegeben? Die Sache ist doch einfach die, daß der Werth dieses Grundstücks mit der Arbeitszeit und Kraft eines Producenten gar nichts zu schaffen hat, daß aber der Wirthschaftskörper, der dieses Grundstück vor zehn Jahren nicht gebrauchte, jetzt aber nothwendig gebrauchen muß, in ein ganz anderes Verhältniß zu dem Grundstück — und dieses zu ihm — gekommen ist als vorher. Gerade dieses veränderte Verhältniß bildet den veränderten Werth des betreffenden Grundstücks, und sein erhöhter Preis ist nichts anderes als der in Geld dargestellte Ausdruck dieses steigenden Verhältnisses. Gerade hier, meine ich, sehen wir am klarsten, daß zur Vollbildung des Werthes die beiden Factoren nothwendig und wirksam sind, auf der einen Seite das durch die Arbeit erzeugte Wirthschaftsmittel, auf der anderen Seite die begehrende und gebrauchende Wirthschaft.

Das Austauschverhältniß der Waaren, fährt Marx S. 63 u. folg. fort, insofern es, was in der einen Hand nicht Gebrauchswerth ist, in eine andere als Gebrauchswerth überträgt, ist gesellschaftlicher Stoffwechsel, der sich vollzieht in zwei entgegengesetzten und einander ergänzenden Metamorphosen, Verwandlung der Waare in Geld und Rückverwandlung aus Geld in Waare. Indem sich der Kreislauf, den die Metamorphose jeder einzelnen Waare bildet, mit den Kreisläufen der andern Waaren unentwirrbar verschlingt, stellt sich der Gesammtproceß als Waarencirculation dar, die sich von dem unmittelbaren Productenaustausch durch den Gebrauch des Geldes als Circulationsmittels unterscheidet. In der ersten Circulationshälfte wechselt die Waare ihren Platz mit dem Geld, fällt in ihrer Gebrauchsgestalt aus der Circulation heraus in die Consumtion und ihre Werthgestalt oder Goldlarve tritt an ihre Stelle. Während aber die Waare bei ihrem ersten Formwechsel aus der Circulation heraustritt und stets neue Waaren in die Circulation wieder eintreten, „haust" und treibt sich das Geld als Circulationsmittel in der Circulationssphäre beständig um. Fragen wir, wie viel Geld diese Späre absorbirt, so finden wir, daß das Geld überall nur die in der Preissumme der Waaren bereits ideell ausgedrückte Preissumme darstellt. Die Gleichheit dieser Summen versteht sich also von selbst. Für einen gegebenen Zeitabschnitt ist die Quantität der Circulationsmittel bestimmt durch die Preissumme der circulirenden Waaren und die Durchschnittsgeschwindigkeit des Geldumlaufs.

$$\text{G. (Geldbedarf)} = \frac{\text{S. (Preissumme der Waaren).}}{\text{U. (Umlauf des Geldes).}}$$

Digitized by Google

Also, meine ich, versteht sich die Gleichheit dieser Summen nicht von selbst, vielmehr ihre Ungleichheit. Wenn der Verkäufer der einen Waare Käufer einer zweiten Waare wird, und er hat für jene die zwei Thaler eingenommen, die er für diese hingibt, so ist die Preissumme der Waaren 4 Thlr., die Quantität der Circulationsmittel 2 Thlr. Auf jedem Markt aber findet dieses Verhältniß in soundsovielen ähnlichen oder gleichen Fällen statt. Und diese Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes ist noch nicht das Einzige, was bei der Berechnung einer solchen Geldsumme in Ansatz zu bringen ist, denn auch der Credit kauft und verkauft. Manche auf dem einen Markte verkaufte Waare wird erst bezahlt, wenn sie auf einem andern Markt wieder verkauft ist, so daß der Geldbedarf des einen Marktes auf einen folgenden übertragen wird. Und nun erst ein Weltmarkt wie Hamburg oder London! Wie oft und in welchen Beträgen tritt hier wieder Waare gegen Waare, und Geld, d. i. baares Geld kommt kaum zum Vorschein. Es ist ganz unmöglich und darum auch ganz zwecklos, eine zutreffende Formel für die nothwendige Quantität der Circulationsmittel, den Geldbedarf eines Marktes zu finden, denn derselbe hängt nicht allein von der Preissumme der Waare und der Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes, sondern zugleich von den gesammten wirthschaftlichen Verhältnissen und Bedingungen des betreffenden Marktes ab. Je ausgedehnter und ausgebildeter die Waarencirculation eines Marktes ist, um so weniger Geld wird derselbe bedürfen, denn der Credit übernimmt hier zum größten Theil die Vermittlung, und wieder, je weniger ausgebildet die Verhältnisse eines Marktes sind, um so mehr findet ein unmittelbarer Productenaustausch statt. Die Behauptung einer Gleichheit zwischen dem Geldbedarf eines Marktes mit der Preissumme der in die Circulation dieses Marktes eintretenden Waaren gehört dem ältesten Mercantilismus an und wurde schon von späteren Mercantilisten z. B. von James Stewart mit Grund und Fug bekämpft ist auch überhaupt nur möglich, wenn dem Gelde eine so vorragende Rolle wie dort vom Mercantilismus und hier — freilich aus ganz anderen Gründen und mit ganz anderen Absichten — von Marx zugewiesen wird.

Beim Umlauf der Münzen, fährt Marx S. 86 folg. fort, beginnen Titel und Substanz, Nominalgehalt und Realgehalt ihren Scheidungsproceß. Die naturwüchsige Tendenz des Circulationsprocesses, das Goldsein der Münze in Goldschein oder die Münze in ein Symbol ihres officiellen Geldgehaltes zu verwandeln, ist selbst anerkannt durch die modernsten Gesetze über den Grad des Metallverlustes, der ein Goldstück cursunfähig macht oder demonetisirt. Wenn aber der Geldumlauf selbst den Realgehalt vom Nominalgehalt der Münze scheidet, so enthält er dadurch in sich die Möglichkeit, das Metallgeld in seiner Münzfunction durch Marken aus anderem Metall oder Symbole zu ersetzen. Indem der Metallgehalt der Münzen im Umlauf verschleißt, wird die Münzfunction factisch unabhängig von ihrem Gewicht, d. i. von allem Werth. So scheidet sich das Münzdasein des Geldes völlig von seiner Werthsubstanz und

Digitized by Google

relativ werthlose Dinge, Papierzettel, können als Münze functioniren. In dem Papiergeld, d. i. dem Staatspapiergeld, tritt der symbolische Charakter des Geldes augenscheinlich hervor. Ein Gesetz der Papiercirculation kann deßhalb auch nur aus ihrem Repräsentationsverhältniß zum Geld entspringen, und nach diesem Gesetz ist die Ausgabe des Papiergeldes auf die Quantität zu beschränken, worin das von ihm symbolisch dargestellte Geld wirklich circuliren müßte. Nur insofern das Papiergeld Goldquanta repräsentirt, die wie alle Waarenquanta auch Werthquanta sind, ist es Werthzeichen. Als Zeichen des Geldes bedarf es aber seiner eigenen, objectiv gesellschaftlichen Gültigkeit und erhält dieselbe durch den Zwangscurs, der aber nur innerhalb der Grenzen eines Gemeinwesens volle Geltung hat. Deßhalb aber geht auch nur hier das Geld völlig auf in seine Function als Circulationsmittel oder Münze, und kann daher im Papiergeld eine von seiner Metallsubstanz äußerlich getrennte und bloß functionelle Existenzweise erhalten.

Daß jede Münze, auch die Goldmünze, im Umlaufe sich abführt, — gebe ich zu — ist gewiß. Daß sie dadurch an Werth verlieren muß, ist eben so gewiß. Daß deßhalb die Gesetzgebung bestimmt, wann eine im Umlauf abgeführte Goldmünze aufhört das zu sein, was sie zu sein bestimmt ist, ist eben so gewiß verständig und nothwendig. Aber seltsam ist doch, wenn man aus solchem Gesetze die Ersetzbarkeit des Edelmetallgeldes durch Marken und Symbole zu erklären sucht. Folgt nicht daraus gerade das Gegentheil? Das Gesetz verbietet jedem Geldstück den Curs, dessen Realgehalt geringer ist als sein Nominalgehalt, es setzt also und verlangt die Uebereinstimmung zwischen beiden, bei Marken aber und Symbolen ist der Unterschied zwischen beiden auf die Spitze getrieben, denn gerade um den Realgehalt zu ersparen, nimmt man zu Symbolen seine Zuflucht. Folgerichtiger Weise müßte der Gesetzgeber, wenn er keine anderen Gründe hätte, gerade diese Symbole am strengsten verbieten. Aber auch der Verkehr läßt sich in Geldsachen ein solches x für u nicht machen und nimmt Goldschein für Goldsein. Von Goldmünzen verlangt Jeder, bevor er sie nimmt, daß sie vollwichtig sind, sonst bringt er den Unterschied zwischen Realgehalt und Nominalgehalt in Abzug. Und wenn im Kleinverkehr abgeführte Scheidemünzen im Umlauf bleiben, so liegt es theils an einer gewissen Bequemlichkeit der Verkehrenden, von denen Jeder meint, der Andere werde ihm wieder abnehmen, was er angenommen habe, theils in den besonderen Bedingungen, welche die Scheidemünze von der Vollmünze unterscheiden. Um aber die Möglichkeit eines Ersatzes des Gold- und Silbergeldes durch Papiergeld zu erklären, bedarf es nicht allein der Berücksichtigung des Geldes in seinem Verhältniß zu Metallgehalt, sondern vor allem in seinem Verhältniß als Wirthschaftsmittel zur Wirthschaft, zu der wirthschaftenden Gesellschaft, welche durch ihre „gemeinsame That“ die Geldwaaren zu einem allgemeinen Aequivalent gemacht hat. Das fühlt auch Marx, wenn er bei diesem Papiergeld ganz absieht von der Werth bildenden Arbeit und das Gesetz der Papier-

Digitized by Google

geldcirculation nicht aus dieser, sondern aus einem Verhältniß desselben zu der Quantität des dadurch dargestellten Metallgeldes ableitet, diese Quantität aber wieder abhängig macht von den Verhältnissen des Marktes, d. i. der Preissumme der Waaren und der Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes. Gesetzt nun, es ist mehr Metallgeld vorhanden als „wirklich circuliren müßte", was wird aus dem Ueberschuß? Oder es ist mehr Papiergeld da als diese Summe beträgt? oder es tritt nun zu dieser schon vorhandenen Summe von Metallgeld eine eben so große Summe von Papiergeld — was dann? Und woher kommt es überhaupt, daß nur eine bestimmte Summe unter gegebenen Verhältnissen circuliren kann? Einfach daher, weil der Werth des Geldes wie jedes anderen Wirthschaftsmittels nicht allein von seinem „Realgehalt" oder „Realwerth" oder der „in demselben vergegenständlichten Arbeitszeit" abhängt, sondern auch von dem Bedarf der gebrauchenden Wirthschaft, der sich in der Nachfrage, und von den Bedingungen der Production, die sich im Angebot äußert, abhängt und sich mit der Veränderung dieser selbst verändert. Und trifft eine Werthveränderung das Papiergeld, so ist auch der strengste Zwangscurs nicht im Stande, denselben willkürlich festzuhalten. Durch Steigerung der Papiergeldpreise der Waaren setzt der Verkehr unerbittlich den Waarenpreis des Papiergeldes herab. Mit und ohne Metallsubstanz bleibt auch das Geld stets und überall in seiner Werthbildung von seinem Verhältniß zu der betreffenden Wirthschaft abhängig.

Mit der ersten Entwicklung der Waarencirculation, führt Marx S. 91 folg. weiter aus, entwickelt sich die Nothwendigkeit und die Leidenschaft, das Product der ersten Metamorphose, die Werthgestalt der Waare oder ihre „Goldpuppe" festzuhalten. Waare wird erkauft, um Waarenform in Geldform umzusetzen. Aus der Vermittlung des Stoffwechsels entwickelt sich dieser Formenwechsel zum Selbstzweck. Dadurch versteinert das Geld zum Schatz, und der Waarenverkäufer wird Schatzbildner. Da sich in den Anfängen der Waarencirculation nur der Ueberschuß an Gebrauchswerthen in Geld verwandelt, werden Gold und Silber von selbst zu gesellschaftlichen Ausdrücken des Ueberflusses und des Reichthums. Bei entwickelter Waarencirculation muß jeder Waarenproducent sich das „gesellschaftliche Faustpfand" Geld sichern; er muß zuvor verkauft haben ohne zu kaufen, wenn er kaufen will, ohne zu verkaufen. Mit der Möglichkeit aber, die Waare als Tauschwerth festzuhalten, erwacht die Goldgier. Mit der Ausdehnung der Waarencirculation wächst die Macht des Geldes, der stets schlagfertigen, absolut gesellschaftlichen Form des Reichthums. Da aber dieses Geld selbst Waare ist und das Privateigenthum eines Jeden werden kann, so wird die gesellschaftliche Macht zur Privatmacht der Privatperson. Um das Geld als Element der Schatzbildung festzuhalten, muß es der Circulation entzogen werden, doch kann dies der Schatzbildner nur in dem Maße thun, als er Waare dafür gibt. Je mehr er producirt, desto mehr kann er verkaufen, desto mehr Geld also der Circulation entziehen. Arbeit-

Digitized by Google

samkeit, Sparsamkeit und Geiz sind des Schatzbildners Cardinaltugenden; viel verkaufen und wenig kaufen, ist die Summe seiner politischen Oekonomie.

Aus der Waarencirculation entwickelt sich die Nothwendigkeit, das Geld als Circulationsmittel festzuhalten, — nun wohl! Aber die Leidenschaft? Die, meine ich, entwickelt sich stets in und aus der menschlichen Natur. Das Geld muß freilich zuerst da sein und zu menschlichen Zwecken brauchbar sein, wenn es Gegenstand des menschlichen Begehrens werden soll. Daß aber das Begehren in Leidenschaft, der Gelderwerb in Geldgier ausartet, ist das die Schuld des Geldes oder des betreffenden Menschen? Wenn sich jemand durch Trunksucht das Leben kürzt, verdient der Wein oder der Mensch, der sich ihm ergeben hat, den Tadel? Tausend Anderen verlängert derselbe Wein das Leben. Wein und Geld — beide sind wirthschaftliche Güter, Mittel, um Bedürfnisse zu befriedigen, und der Gebrauch ist es, der dieselben zu Heil- oder Giftmitteln macht. Hier, in dem Gebrauch der Güter, dem consumtiven wie dem productiven, ist der Punkt gegeben, in dem sich die Gesetze der Wirthschaft mit den Sittengesetzen, die Nationalökonomie mit der Ethik innig berühren und beide in einander übergehen. Die Möglichkeit des Mißbrauchs zu einer in dem Gute selbst liegenden Nothwendigkeit machen, heißt die Verantwortung von dem mit Willen begabten Menschen auf das nur vom fremden Willen bewegte Hülfsmittel überwälzen und den Menschen schließlich ganz von „Naturgesetzen" abhängig machen, denen die moderne Wissenschaft auch in der Volkswirthschaft viel zu viel Absolutismus zugestanden hat. Das Bestreben von Marx hat wenigstens seine klare Absicht; Geldbesitz und Geldgebrauch sollen in möglich unliebenswürdigem Lichte erscheinen, um ein Verlangen nach etwaigem Rollenwechsel rechtfertigen zu können. Deßhalb wird als eine im Geld begründete Nothwendigkeit dargestellt, wozu dieses doch nur die Möglichkeit und Gelegenheit bietet. Geld sammeln, um nur „Goldpuppen" zu haben, bleibt immer eine Ausnahme und kann auch nach Marx' eigenen Ansichten in allzu häufiger und gefährlicher Weise gar nicht stattfinden. Wenn der Circulation nur so viel Geld entzogen werden kann, als Waare hineingeworfen wird, so wird auch das Geld von selbst dorthin wieder zurückkehren, dem Verkehr also höchstens ein Ueberschuß entzogen werden, der mit seinem Gebrauchswerth die Grundlage der Einzelwirthschaft bildet. Danach zu streben, ist allerdings Nothwendigkeit für jeden Menschen, — aber ist das Goldgier? Geld ist Macht, aber nur dadurch, daß für Geld zu jeder Zeit alle anderen Wirthschaftsmittel eingetauscht werden können. Soll also Geld wirklich Macht üben, so muß es stets wieder in die Circulation zurückkehren; außerhalb der Circulation ist es ein todter Schatz, der auf Hebung wartet. „Stets schlagfertiger Reichthum", „gesellschaftliche Macht" wird das Geld erst, wenn es aufhört, Element der Schatzbildung zu sein und sich in Capital verwandelt. Hier, in dem Capital, dem belebten und lebenskräftigen Träger der Waarencirculation, nicht in dem Schatz, der aus der Waarencirculation ausgestoßenen todten Metallmasse, liegt

Digitized by Google

die Werth schaffende, Gesellschaft beherrschende Macht des Reichthums, und wie nun Marx uns dieses Capital darstellt, wollen wir im Folgenden sehen.

Die Waarencirculation, sagt er (S. 107 ff.), ist der Ausgangspunkt des Capitals, dieses das letzte Product von jener. Historisch tritt dasselbe dem Grundeigenthum überall zunächst in der Form von Geld gegenüber, als Geldvermögen, Kaufmanns- und Wuchercapital, das sich vom Geld als Geld unterscheidet zunächst durch eine verschiedene Circulationsform. Geld—Waare—Geld—, in dieser Circulationsform ist und wird Geld Capital. Waare-Geld—Waare—, in dieser Circulationsform bleibt es Geld, bestimmt von einer Hand in die andere überzugehen, während es dort stets wieder in dieselbe Hand zurückfließt. Die einfache Waarencirculation hat im Gebrauchswerth eine ihr von außen gesetzte Schranke, die Bewegung des Capitals aber ist maßlos, indem sie in ihrem Abschlusse das Princip und den Trieb der Wiedererneuerung findet und ihr Ziel, die Verwerthung des Werthes, am Ende des Processes eben so wenig erreicht ist als ihr Anfang. Als bewußter Träger dieses Processes wird der Geldbesitzer Capitalist, mit Willen und Bewußtsein begabtes Capital, dessen unmittelbarer Zweck niemals der Gebrauchswerth ist noch der einzelne Gewinn, denn nur die rastlose Bewegung des Gewinnes, „die unauslöschliche Leidenschaft für den Gewinn, die auri sacra fames bestimmt stets den Capitalisten“ (Mac Culloch). Als das übergreifende Subject eines solchen Processes, worin es Geldform und Waarenform bald annimmt, bald abstößt, sich aber in diesem Wechsel erhält und ausreckt, bedarf der Werth einer selbständigen Form, wodurch seine Identität mit sich selbst constatirt werden kann, und diese Form erhält er nur im Gelde. „Geld heckendes Geld“ ist die unmittelbare Erscheinungsform des Werth setzenden, sich selbst verwerthenden Werthes. Der Werth wird processirendes Geld und als solches Capital, das aus der Circulation kommt, um stets dahin wieder zurückzukehren, das sich hier erhält und vervielfältigt und stets den Kreislauf von Neuem beginnt. „Capital, permanenter sich vervielfältigender Werth.“ (Sismondi.)

Historisch unrichtig ist die Behauptung von Marx, daß das Capital dem Grundeigenthum überall zuerst als Geldvermögen gegenübertritt; das geschieht überall erst bei ausgebildeter Geldwirthschaft. Zuerst tritt das Capital dem Grundeigenthum gegenüber als bewegliche Habe jeder Art, als Viehheerden, als Waarenvorräthe, als Schiff und Geschirr u. a. m. Nur der Ausdruck „Capital“, in deutscher Uebersetzung „Hauptsumme“, wird zuerst für das Geldcapital gebraucht, während Capital als Sache längst vor einer Geldwirthschaft vorhanden war. Als z. B. die Hansen im 13. und 14. Jahrhundert mit den Völkern des Nordens Waare gegen Waare tauschten und sogar Geld in diesem Handel zu geben und zu nehmen verboten, was war da der hansischen Kaufleute Capital? Waare. Ihre Formel für den sich verwerthenden Werth hieß: Waare—Waare und dann erst Geld oder auch wieder Waare. Die Form „Geld—Waare—Geld“ mag vielleicht als eine allgemeine Formel für die Production, Waare—Geld—

Digitized by Google

Waare als Formel für die Consumtion gelten. Im letzteren Falle tritt die Waare aus der Circulation in den Gebrauch, doch das dafür erlöste Geld setzt den Weg fort und tauscht sich aufs Neue gegen Waare. Das Geld aber, das die erste Formel abschließt, tauscht sich gleichfalls wieder gegen Waare und auch hier bleibt die Reihe in ihrer Fortsetzung vollständig dieselbe. Der Zweck der Waare ist eben die Consumtion, der Zweck des Geldes die Vermittlung des Austausches, das Wandern von einem Tausch zum andern, und grade deßhalb, weil es nicht wie Fleisch und Brod verzehrt werden kann, dient es diesem Zwecke. Mit Geld aber die Reihe der Verwandlungen zu eröffnen, ist auch nach Marx eigener Theorie unstatthaft, denn dem Gelde geht stets eine Waare oder eine in derselben vergegenständlichte Arbeitszeit vorauf. Die beiden aus der Reihe der Verwandlungen entnommenen Formeln lehren nur, daß die Consumtion stets das Ende der Production, diese aber stets der Anfang von jener ist. — Ist aber Geld in einer nachfolgenden Stelle Capital so ist es auch Capital in der vorhergehenden und wird es nicht erst durch ein- oder mehrmalige Verwandlung. Und ist Geld zu Anfang und Ende der Formel Capital, so hört auch das Capital nicht auf, wenn Geld sich zwischen beiden Stellen in Waare verwandelt. Also ist nicht das Geld als solches die kennzeichnende Eigenschaft das Capitals, denn auch Waare kann Capital sein, sondern die Zweckbestimmung des Geldes wie der Waare gibt beiden Capitalseigenschaft. Wenn dasselbe Capital heute Geld ist und morgen Waare und so fort, und wiederum heute diese Waare und übermorgen eine Waare ganz anderer Art, so kann das Kennzeichen des Capitals unmöglich an der einen bestimmten Form desselben gebunden sein; diese kann täglich wechseln und in jeder Form bleibt es dasselbe Capital. Aber auch die Zweckbestimmung, die eine Summe Geldes oder einen Waarenvorrath zum Capital macht, kann durchaus verschieden sein, und es ist keineswegs die Bestimmung, unausgesetzt sich zu mehren, das, was das nothwendige Kennzeichen des Capitals ausmacht. Auch nicht einmal „das Princip und der Trieb der Wiedererneuerung“ sind nothwendig zum Capital, denn es gibt Capitale, die nur erhalten werden und unverändert ihre wirthschaftliche Zweckbestimmung vollkommen erfüllen. Bestimme ich z. B. ein Capital von 10.000 Thlr., daß ich von den Zinsen desselben die Kosten meiner Wohnung bestreite, muß sich dieses Capital, sei es in meiner, sei es in eines Andern Hand nicht nur erneuern sondern auch „permanenter verwerthen“, damit ich die 500 Thlr. jährlich davon ziehen kann, ohne das Capital aufzuzehren. Kaufe und richte ich mit demselben Capital ein Familienhaus zu meiner Wohnung ein, so bleibt das Capital auch in dieser Verwandlung unvermindert und ich habe nun dasselbe nur in der neuen Form zu erhalten, um die Zinsen in anderer Form, d. i. als Wohnung zu genießen. Verwandle ich dasselbe Capital zurück in das Geldcapital und will, daß dieses sich unausgesetzt vermehre, so unterstelle ich nun dasselbe Capital einer ganz anderen Zweckbestimmung, die wiederum ein ganz anderes Handeln verlangt. Daß

Digitized by Google

jede solche Zweckbestimmung einen menschlichen Willen voraussetzt, versteht sich von selbst. Doch Zweck und Wahl des Zweckes liegen nicht in dem Capital sondern in dem Willen des Menschen. Wenn ich einen Capitalbesitzer, weil er sein Capital zu verwerthen weiß, ein mit Willen und Bewußtsein begabtes Capital nenne, so kann ich mit demselben Recht einen Reiter, der sein Pferd ohne Tadel zu reiten versteht ein beseeltes Pferd nennen. Roß und Reiter sind freilich in Bezug auf eine bestimmte Willensrichtung eins, aber der Reiter ist der Bestimmende, das Roß das Bestimmte. — Ohne Capital ist die Einzelwirthschaft so wenig denkbar wie die Volkswirthschaft. Es ist das Material, durch welches sich der wirthschaftende Wille bethätigt, und jedes Material wird Capital, sobald der Wille demselben einen wirthschaftlichen Zweck gibt und es nach demselben in Bewegung setzt. Marx spottet über Torrens, der die Steinwaffe des Indianers ein Capital nennt. Wenn aber diese Steinwaffe dient, dem Indianer die Befriedigungsmittel seines Bedürfnisses zu schaffen so ist auch in ihr der Anfang seines Capitals gegeben. Wenn es vollständig gleichgültig ist, mit einer wie großen Geldsumme ein Händler seinen Hausirkram beginnt, um weiteres Geld damit zu „hecken", so ist auch der kleinste Vorrath von Wirthschaftsmitteln, sobald er durch den Willen eines Wirthschafters zu einem zweckbestimmten Ganzen verbunden ist, so gut Capital wie jener Hausirkram. „Die unauslöschliche Leidenschaft für den Gewinn, die auri sacra fames" ist also mit dem Capital als solchem ganz und gar nicht nothwendig verbunden und ein für allemal gegeben, und auch nur mit dem Capitalisten, der eben diese Leidenschaft besitzt und sich von ihr beherrschen läßt. Bekämpft Marx diesen — warum nicht? darin sind wir einverstanden. Aber, um ja recht sicher ins Schwarze zu treffen, malt er die ganze Scheibe schwarz! —

Mit Bezug auf den Gebrauchswerth, heißt es nun (S. 116 ff.) weiter, kann der Austausch als eine Transaction bezeichnet werden, worin beide Seiten gewinnen. Dieser Austausch aber ist keine Vermehrung des Tauschwerths, denn schon vor dem Tausch besaß jeder der Tauschenden einen Werth gleich dem, den er sich mittels dieser Handlung verschaffte. Der Werth der Waaren ist in ihren Preisen dargestellt, bevor sie in die Circulation treten, und also ihre Voraussetzung, nicht ihr Resultat. Derselbe Tauschwerth bleibt in der Hand desselben Waarenbesitzers, jetzt als Waare dann als Geld und wieder als Waare, worin sich das Geld rückverwandelt. Der Austausch von Aequivalenten ist mithin kein Mittel, sich an Werth zu bereichern, denn wo Aequivalente ausgetauscht werden, zieht keiner mehr Werth aus der Circulation, als er hineinwirft. Eine Bildung von Mehrwerth findet hier nicht statt. Nehmen wir aber einen Austausch von Nichtäquivalenten, so ist es, wenn Alle die Waaren über oder unter ihrem Werth kaufen oder verkaufen, ganz dasselbe, als ob sie die Waaren zu ihrem Werth kaufen oder verkaufen, denn der Preisaufschlag ist in diesem Fall nur nominell. Mithin ist, sobald Aequivalente ausgetauscht werden, eine Bildung von Mehrwerth durch das Handelscapital unmöglich,

Digitized by Google

also nur ableitbar aus einer doppelten Uebervortheilung der kaufenden und verkaufenden Waarenproducenten durch den sich parasitisch zwischen sie schiebenden Kaufmann. „Krieg ist Raub, Handel ist Prellerei“ (Franklin). Mehr noch gilt dies vom Wuchercapital. — Der Waarenbesitzer (S. 128) bildet durch seine Arbeit Werthe, erhöht den Werth der Waaren durch Zusetzung von neuer Arbeit, doch außerhalb dieser Circulationssphäre kann er diesen Werth nicht verwerthen, sein Geld oder seine Waare nicht in Capital verwandeln. Capital entspringt also weder in, noch aus der Circulation, muß also in ihr und zugleich nicht in ihr entspringen. Die Verwandlung des Geldes in Capital ist demnach auf Grundlage von, dem Waarenaustausch immanenten Gesetzen zu entwickeln, wobei der Austausch von Aequivalenten als Ausgangspunkt gilt. —

Wir haben auch hier einmal wieder die oft aufgeworfene, nicht immer glücklich beantwortete Frage, wer denn in einem Tausch und wodurch er gewinnt? Beim Tausch von zwei Waaren wird die eine als Aequivalent für die andere gegeben und genommen. Was heißt hier Aequivalent? Heißt das: die Waare A ist der Waare B in allem und jedem ohne Unterschied gleich? Das ist kaum der Fall, wenn auch Waaren von einerlei Gattung z. B. ein Scheffel Weizen gegen einen zweiten Scheffel Weizen, getauscht werden? Aequivalent ist die eine Waare für die andere nur, weil beide im Augenblick des Tausches in demselben Verhältniß zur Wirthschaft — wirklich oder wenigstens nach der Schätzung der Tauschenden — stehen. Zwei Waaren, die heute in durchaus gleichem Werthe gegen einander vertauscht werden, können übermorgen ein ganz anderes Werthverhältniß zu einander haben. Was hier um 10 Thlr. verkauft wird, verkauft man 10 Meilen weiter vielleicht für 12 Thlr. Was in einem Dorfe fast werthlos ist, kann in der nächsten Stadt gesucht werden, und umgekehrt, was Städter nicht mehr kaufen wollen, kann bei Dörflern neuen Werth erhalten. Beim Tausch wird von der einen wie von der andern Partei gewonnen — oder verloren — am Gebrauchswerth so gut wie am Tauschwerth, je nachdem die Absicht des Eintauschenden eine consumtive oder productive ist. Habe ich Hunger und einen Gulden in der Tasche, so ist mir ein gutes Mittagsessen mehr werth als der Gulden, und kaufe ich für den Gulden eine Mahlzeit, so liegt mein Gewinn in der Befriedigung des Bedürfnisses, also im Gebrauchswerth des Eingetauschten. Der Gastwirth nimmt den Gulden für das von ihm bereitete Essen, weil er damit am Tauschwerth gewinnt, und nur in Hoffnung darauf hat er das Essen bereitet. Ein Aequivalent bleibt Aequivalent nie ein für allemal, sondern nur unter bestimmten Bedingungen; ändern sich diese, so hört auch die Aequivalenz auf. Mit Raum und Zeit wechselt der Preis und ebenso der Werth, dessen vergegenständlichter Ausdruck der Preis ist. — Der Werth, der Gebrauchswerth wie der Tauschwerth, ist der Grad des Verhältnisses der Wirthschaftsmittel zur Wirthschaft, dies Verhältniß aber ist flüssig und beweglich nach allen Seiten, denn die Träger der Wirthschaft sind bewegliche und stets bewegte Menschen, und die Wirthschaftsmittel

Digitized by Google

werden erzeugt und verzehrt, mindern sich und mehren sich, werden von der Wirthschaft bald angezogen bald abgestoßen. Jede Veränderung hier und jede Veränderung dort ändert auch das Werthverhältniß der Wirthschaftsmittel. Ob jemand bei einem Tausch aus der Waarencirculation mehr an sich zieht, als er hineinwirft, kann bei jedem einzelnen Fall zweifelhaft sein, unzweifelhaft aber ist, daß er jedesmal etwas anderes herauszieht, als er hineinwirft. Und seine Sache ist nun, richtig zu beurtheilen, wie das Verhältniß des herausgezogenen Aequivalents zu der Wirthschaft steht, zu seiner Einzelwirthschaft, wenn er den Gebrauchswerth, zu der Volkswirthschaft, wenn er den Tauschwerth sucht.

Was ist Handel? Das Werthverhältniß der Wirthschaftsmittel durch Veränderung in Raum und Zeit steigern. Eine Waare da wegführen, wo sie geringeren Werth hat, und dahin führen, wo sie in höherem Werthe steht. Wenn ein Kaufmann am Rhein Wein einkauft, in Moskau gegen Pelzwaaren vertauscht, diese wieder in Leipzig und Berlin verkauft und bei diesem Handel 0.5 gewinnt, ist damit irgend jemand übervortheilt? Weder der Kaufmann noch die Arbeiter haben den Werth des Weines am Rhein und in Moskau, den Werth der Pelzwaaren hier und in Berlin und Leipzig gemacht. Weil die Werthverhältnisse so standen, hat der Kaufmann diese Handlung unternommen. Wo ist da Raub und Prellerei? Daß Prellerei im Handel vorkommt, — wer wird das leugnen? Aber — weil jeder Mensch einen andern todtschlagen kann, einzelne Menschen auch andere wirklich todtgeschlagen haben, sind deßwegen alle Menschen Todtschläger? — Was ist Handwerk? Die Steigerung des Werthes eines Wirthschaftsmittels durch Veränderung der Form. Ohne Arbeit ist diese Formveränderung so wenig möglich wie die Raumveränderung, und nur die Zeit bewegt sich, ohne daß der Mensch in ihre Speichen greift. Aber was den Werth steigert oder sonst verändert, ist noch nicht der Werth selbst ganz und allein. Die „freien Güter" der Natur, Grund und Boden, Geld, die Arbeit und ihre Producte, der Mensch mit allen seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten, alles was nur der Wirthschaft zu dienen Zweck und Fähigkeit hat, wechselt in der mannigfachsten Weise mit der Veränderung in Raum, Zeit und Form seinen Werth, und diese Veränderungen haben dieselbe Wirkung, mögen sie nun auf der Seite des Wirthschaftsmittels oder der diesem gegenübergestellten Wirthschaft stattfinden. — Jeder, der ein Capital bilden will, beginnt mit dem Austausch von Aequivalenten, wer aber so beginnt, wird alsbald erfahren, daß diese Aequivalente nicht starr und steif gefrorene Arbeitskräfte sind, die nie mehr Leben gewinnen, welche Tagessonne sie auch bescheinen mag, sondern daß sie stets in lebensvoller Wechselbeziehung zu der wirthschaftenden Gesellschaft stehen und ihren Werth mindern oder mehren, je nachdem sie zu diesen oder diese zu ihnen gestellt sind. Die Waare, der Träger des Werthes, wird freilich nicht innerhalb der Circulationssphäre, wenn wir darunter den offenen Waarenmarkt verstehen, erzeugt, sondern in der neben diesem Markt gelegenen Werkstatt, ihr Werth aber wird erst vollgebildet, wenn sie

Digitized by Google

die Werkstatt verläßt und den offenen Markt betritt. Werth und Capital entspringen in der That nicht innerhalb und nicht außerhalb der Circulationssphäre, der Ausgleichung zwischen Production und Consumtion, Angebot und Nachfrage, sondern in ihr und zugleich nicht in ihr; wie aber Marx sich das vorstellt, müssen wir näher prüfen.

Die Veränderung, so ist (S. 133 ff.) seine Ansicht, entsteht nur aus dem Gebrauchswerth der Waare, d. i. aus ihrem Verbrauch. Um Gebrauchswerthe irgend welcher Art zu produciren, bedarf es der Arbeitskraft des Menschen. Um also Geld in Capital verwandeln zu können, muß der Geldbesitzer Arbeitskraft, die sich selbst als Waare feilbietet, oder den freien Arbeiter auf dem freien Waarenmarkte vorfinden. Nur wo dieses stattfindet, wo der Besitzer von Productions- und Lebensmitteln den freien Arbeiter als Verkäufer seiner Arbeitskraft auf dem Markt antrifft, kann das Capital entstehen, und diese eine historische Bedingung umschließt eine Weltgeschichte. Das Capital kündigt sich von vornherein als eine Epoche des gesellschaftlichen Productionsprocesses an. So weit die Arbeitskraft Tauschwerth besitzt, repräsentirt sie selbst ein bestimmtes Quantum in ihr vergegenständlichter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit. Da sie nur als Anlage des lebendigen Individuum es existirt, besteht ihre Production auch nur in der Erhaltung, und dazu bedarf das Individuum einer bestimmten Summe von Lebensmitteln. Die zur Erhaltung der Arbeitskraft nothwendige Arbeitszeit löst sich also auf in die zur Production dieser Lebensmittel nothwendigen Arbeitszeit; der Werth der Arbeitskraft ist demnach der Werth der zu ihrer Erhaltung nothwendigen Lebensmittel. Der Werth der Arbeit wechselt also auch mit dem Werth der Lebensmittel, doch ist der Umfang dieser, so weit sie zur Erhaltung der Arbeitskraft nothwendig sind, verschieden nach der Natur und Culturstufe des Landes, für ein bestimmtes Land aber und eine bestimmte Periode ist der Durchschnittsumkreis derselben gegeben. „Die Minimalgrenze des Werthes der Arbeitszeit wird gebildet durch den Werth einer Waarenmasse, ohne deren tägliche Zufuhr, der Träger der Arbeitskraft, der Mensch, seinen Lebensproceß nicht erneuern kann, also durch den Werth der physisch unentbehrlichen Lebensmittel“ (S. 136.) — In allen Ländern capitalistischer Productionsweise bezahlt man die Arbeit, nachdem sie bereits während einer contractlich festgesetzten Zeit functionirt hat, z. B. am Ende der Woche, der Arbeiter creditirt also dem Capitalisten den Gebrauchswerth der Arbeit. Dieser zeigt sich aber erst im wirklichen Verbrauch, im Consumtionsproceß der Arbeitskraft, der zugleich der Productionsproceß von Waare und Mehrwerth ist. Hier, wo die Arbeitskraft gleich jeder andern Waare außerhalb der Circulationssphäre consumirt wird, hier producirt das Capital und wird producirt, hier endlich muß sich das Geheimniß der Plusmacherei enthüllen! —

Um einen Gebrauchswerth, d. i. ein Wirthschaftsmittel zu erzeugen, bedarf es freilich stets und überall der Arbeit. Ohne Arbeit kann der Einzelne nicht

Digitized by Google

leben, geschweige denn die Gesellschaft, ohne Arbeit gibt es keine Wirthschaft und kein Wirthschaftsmittel, ohne Arbeit also auch kein Capital. Aber Arbeit allein schafft nicht das Capital, sondern nur das Material, aus dem das Capital sich bildet.

Zu der Arbeit muß sich eine Willenskraft gesellen, die außer einem nie aussetzenden Sporn für die Arbeitskraft auch noch den stets straff gespannten Zügel für die Befriedigung der Bedürfnisse, für den Genuß in sich faßt, und ein solcher Wille ist eine allgemein menschliche Kraft, die auch der Arbeiter haben und aus sich entwickeln kann. Daß sich eine freie Arbeitskraft auf dem Markte anbietet und hier Capital vorhanden ist um ihre Dienstleistungen zu bezahlen, bezeichnet freilich einen Wendepunkt in der Geschichte der menschlichen Gesammtwirthschaft wie einer jeden Volkswirthschaft. Die absolute Herrschaft des Grundbesitzes ist — wenigstens für das gebildete Europa — eine überwundene historische Thatsache, wer anders aber hat die Arbeitskraft aus dieser Herrschaft gelöst, als das Capital? Und wer anders gibt der befreiten Arbeitskraft die Fähigkeit, solche Freiheit zu behaupten? Gesetzt, es sei wahr, daß der jetzige Stand der „freien Arbeiter" Nachfolger und Erbe des früheren Standes der Sclaven und Leibeigenen ist, verdient das Capital deßhalb, weil es aus Sclaven und Leibeigenen freie Arbeiter gemacht hat, Vorwurf und Verfolgung? Ja, lautet die Antwort, denn es hat eine schlimmere Herrschaft wieder aufgerichtet, als es zerstörte. Wäre diese Herrschaft schlimmer, wie könnte man denn von „freien" Arbeitern reden, von Arbeitern, die dem Capital mit freiem Willen und Angebot gegenüber stehen? Und was ist denn das Capital selbst und seine Herrschaft? Ist es eine unbewegliche, fest geronnene Masse, wie die Erdrinde, die sich nicht vermindert noch vermehrt, deren Besitz mit Zwang und Macht erworben und behauptet, von deren Erwerbung andere also mit Zwang und Gewalt ausgeschlossen werden können? Wie viele von den Capitalbesitzern der Gegenwart gibt es, — ich rede nicht vom Grundbesitz — deren Capitalbesitz über ein Jahrhundert hinauf in ihrer Familie vererbt wurde? Und wie viele von diesen Capitalien werden auf Enkel und Enkelkinder übergehen? Wer Capitalreichthum in seiner Familie wurzelfest machen will, verwandelt ihn in Bodenreichthum; das thaten die Capitalisten aller Zeiten und aller Länder. Und ferner — wie viele von diesen Capitalisten sind es nicht, die selbst oder deren Eltern ihre Wirthschaft mit dem Angebot ihrer Arbeitskraft begonnen haben? Das Capital — ich rede wie Marx nicht vom Grundbesitz — ist eben nichts als ein Vorrath beweglicher, verzehrbarer, wandelbarer Güter und das beweglichste aller dieser Güter ist das Geld! Das aber, was diesem Vorrath Capitalkraft und gesellschaftliche Macht gibt, ist der Wille, die Arbeits- und Geisteskraft des Menschen. Wo diese fehlt oder aussetzt, löst sich die Bindung des Capitals, und sei es das mächtigste der Erde, um durch sein Auseinanderfallen die Bildung neuer Capitalien in Anderer und meist in freier Arbeiter

Digitized by Google

Händen zu veranlassen. Die Herrschaft des Capitals ist von der Herrschaft des Grundbesitzes dadurch wesentlich unterschieden, daß an jener jeder Theil nehmen kann durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, — statt des Geizes braucht er Verstand und Willenskraft —, diese aber, die Herrschaft des Grundbesitzes nur einer bevorrechteten Classe zufällt und jedem Andern durch Gesetzeskraft und Gewalt verschlossen werden kann. Bezeichnet die Umwandlung des Standes der Leibeigenen in einen Stand der freien Arbeiter eine Epoche in der Geschichte der Gesellschaft, die in jedem Volke höchstens einmal vorkommt, doch sich langsam vollzieht und dauernd nachwirkt, so ist die Umwandlung des freien Arbeiters in einen Capitalisten eine Epoche in dem Leben der Einzelmenschen, die sich immer und immer wieder erneuert. Wie jene von weltgeschichtlicher, so ist diese Epoche von lebensgeschichtlicher Bedeutung.

In allen Ländern capitalistischer Productionsweise, meint Marx, bezahlt man die Arbeit, nachdem sie eine contractlich bestimmte Zeit functionirt hat, demnach creditirt der Arbeiter dem Capitalisten den Gebrauchswerth seiner Arbeit während dieser Zeit. Wie sollte das auch anders sein? Bei jedem Kaufe kauft und zahlt man die Waare nach der Fertigung und nur ausnahmsweise vor derselben, die Arbeit aber vollzieht sich nur in der Zeit. Am Morgen habe ich nur ein Arbeitsversprechen, am Abend erst die vollzogene Arbeit, und diese nur wird bezahlt. Jeder Producent hat in der Regel bis zur Vollendung seines Productes Vorschüsse zu machen, creditirt Arbeit und Kosten dem künftigen Käufer des Products, den er in vielen Fällen erst suchen muß, während der Arbeiter weiß, wenn er arbeitet, wer ihm am Ende der Woche die Vorschüsse ersetzt. Ich gestehe, es ist mir ein Geheimniß, welcher andere Unterschied zwischen diesem Creditiren des Arbeiters und den Vorschüssen des Producenten für einen bekannten oder unbekannten Abnehmer stattfindet. Und mehr noch ist mir Geheimniß, wie in dem Verbrauch dieser vorgeschossenen sechs Arbeitstage das nimmersatte Ungeheuer „Capital“ geboren werden soll, — doch dies Geheimniß wird Marx uns enthüllen.

Dresden. Johannes Falke.

Digitized by Google

Ueber Raphaels Schule von Athen.

(Schluß.)

Ich habe bisher die sämmtlichen Figuren als anonym behandelt und mir nur für Sokrates und Diogenes, der Bequemlichkeit wegen, eine Ausnahme gestattet. Es ist auch lange noch nicht alles geltend gemacht, was das Gemälde selbst zur Erklärung darbietet. Die Ueberschrift ist noch unberücksichtigt, welche Raphael seinem eigenen Werke aufsetzte. Und man könnte sehr wohl wie bisher, allmälig fortschreitend, in der Betrachtung des Bildes fortfahren, Erkenntniß an Erkenntniß reihend und die äußeren Behelfe erst nachträglich herbeirufend.

Aber das, was für Raphael das künstlerische Hauptinteresse ausmachte, möchte nun wohl erschöpft sein. Das Uebrige war ihm selbst von außen gegeben. Und so schlage ich von hier an einen etwas kürzeren Weg ein.

Cognitio causarum nennt Raphael die allegorische Gestalt über der Schule von Athen: „Erkenntniß der Ursachen": daß so, und nicht „Erkenntniß der Dinge" zu übersetzen, wird unten klar werden. Sie hält zwei Bücher. Das eine ist mit der Bezeichnung naturalis versehen und niedergelegt; das andere trägt die Bezeichnung moralis und ist über jenem aufgestellt. Das kann nur heißen, wenn wir es möglichst allgemein ausdrücken: Moralphilosophie über Naturphilosophie!

Suchen wir das im Bilde wieder zu finden. Der kleine Genius mit der Kugel, der den Schlußstein des großen Bogens ausmacht, unter welchem das Gemälde sich befindet, hilft uns nicht viel weiter. Wohl aber die medaillonartig angebrachten allegorischen Figuren oben in der Rotunde, in die wir hinausblicken. Rechts eine Gestalt mit der Erd- oder Himmelskugel, die gerade vor sich hin oder abwärts blickt: ihr entspricht im Mittelgrunde der Mann, den die zu Vasari's Zeiten noch lebendige Tradition Aristoteles nennt. Links eine Gestalt mit Buch oder Rolle und dem Blick nach aufwärts: ihr entspricht der gleichfalls nach oben deutende Plato.

Auf Aristoteles Seite ferner die Wissenschaft durch Athene repräsentirt, unter ihr ein Relief: sitzende Frau mit Knaben, an die Cognitio causarum erinnernd, durch Erde und Thierkreis als Erd- und Himmelskunde charakterisirt. Darunter ein anderes undeutlich gewordenes Relief: sitzender Mann, der uns den Rücken zeigt, mit der Rechten etwas abwehrend, dem auch sein Gesicht zu-

Digitized by Google

gewendet: „vielleicht Prometheus?“ meint Jacoby. Endlich unten die Gelehrten, außer den Künstlern Raphael und Perugino und Bramante-Archimedes, wie die Tradition ihn tauft, die uns schon bekannten: Zoroaster und Ptolemäus. Alle der Natur und den natürlichen Erscheinungen ergeben, die Künstler gleichsam nur heimlich betheiligt, nicht als solche kenntlich gemacht. Außer ihnen stehen hauptsächlich die beiden Greise rechts im oberen Plan bedeutsam da. Es ist mir eingefallen, ob es nicht Aerzte sein könnten, die man zunächst hier erwarten würde.

Conze, an den ich mich wandte, stimmt bei: die Individualität der Figur mit dem Stabe und dem Kopftuche scheine sehr glücklich zu einem Arzte zu passen, der etwa über Land geht, um Kranke zu besuchen. Der Stab und das bärtige Gesicht erinnert zugleich an Aeskulap, sonst aber nichts. Und auch für andere Deutungen gewährt das, was Conze gerade zur Hand hatte und mir freundlich mittheilte, noch keine Sicherheit. Visconti in der Iconografia greca I. bringt unter Hippokrates aus dessen Lebensbeschreibung eine Stelle bei, wonach er mit verhülltem Kopfe dargestellt wurde, entweder mit einem Hute wie Odysseus oder mit dem Gewande bedeckt. Die Bilder, die früh im 16. Jahrhundert für Hippokrates galten, sind kahlköpfig wie der Greis links (so der in der Iconographie van der Aa aus Illustrium imagines quæ exstant Romæ, maior pars apud Fulvium Ursinum Nr. 71 mitgetheilte). Dagegen scheint der Galenus des Wiener Dioscurides-Codex bei van der Aa das Gewand über den Kopf zu haben. Einen umhüllten, übrigens bartlosen Kopf, der einen Arzt des Alterthums, einen „olden und werdigen Medicinmeister“ (genannt werden Plinius Galenus, Dioscurides, Avicenna, Paulus) vorstellen soll, finde ich auch auf dem Titelblatte eines niederdeutschen populär-mediciniſchen Büchleins „Krudtlade“ (Hamborch o. J.).

Für Galen und Hippokrates würde man sich natürlich am liebsten entscheiden.

Hiemit wäre die rechte Seite, die naturalis, erledigt. Die linke ist lange nicht so klar. Doch kommt uns hier Hermann Grimms Sidonius-Entdeckung zu Hülfe, und wir empfangen zugleich die merkwürdigsten Aufschlüsse über Raphaels Verhältniß zu seinen Quellen oder vielmehr zu den ihm gegebenen Anweisungen.

Wir nehmen die Philosophenpaare durch nach dem Grade der Sicherheit, sie im Bilde wiederzuerkennen, und bedienen uns dabei zum Theil der Worte Grimms.

Zenon fronte contracta, sagt Sidonius, Epicurus cute distenta. „Zeno mit gefalteter Stirn, Epikur mit glatter Haut.“ Beide erblicken wir dicht neben einander im Vordergrunde links am Rande. Zeno im Profil sichtbar, mit langem Barte. Epikur mit Weinlaub bekränzt und ein Buch haltend, das auf dem Piedestal einer noch unaufgerichteten Säule ruht.

Digitized by Google

Zeno's gerunzelte Stirn findet sich auch auf der antiken Büste in den Imagines et elogia virorum illustrium ex bibliotheca Fulvii Ursini (1570. Romæ) p. 65. Was den Epikur anlangt, so hat schon an Trendelenburg (S. 260 Anm.) Louis Jacoby die Bemerkung mitgetheilt, daß er die Züge des Boccaccio trägt. Trendelenburg aber will diesen Mann nicht für Epikur gelten lassen. Er argumentirt hier wie öfters von einem gewissen Idealbilde raphaelischer Bildung und Kenntnisse aus. Er meint die Gruppen, welche Raphael als eins darstellt, müßten auch innerlich und der Historie gemäß zusammenhängen. Das innere Wesen der Philosophie soll in der künstlerischen Auffassung ausgedrückt sein, und dieses Wesen wird nach einer geläuterten Kenntniß der griechischen Philosophie bestimmt. Demgemäß sei hier Raphael eine so grobsinnliche Auffassung Epikurs mit Weinlaub als Genußmensch nicht zuzutrauen; und wenn überdies die Aehnlichkeit mit Boccaccio sich bestätige, so falle Epikur von selbst weg. Gerade dann nicht, meine ich. Das Boccaccio-Gesicht, l'amoroso Boccaccio, wie ihn Vasari nennt, und der Kranz von Weinlaub erläutern sich gegenseitig. Gerade die populäre Auffassung ist Raphael am meisten zuzutrauen. Selbst wenn er es besser wüßte. So machte er sich am leichtesten verständlich.

Gehen wir also weiter: „Diogenes mit wallendem Bart, Sokrates mit spärlicher werdendem Haar." Die Beiden sind ohnedies unzweifelhaft, und wir brauchen Sidonius nicht dazu, dessen Bezeichnung aber zutrifft.

„Zeusippus (soll heißen: Speusippus) mit gekrümmtem Nacken, Aratus mit aufgerichtetem." Sie stehen in der Sokrates-Gruppe dicht bei einander, der eine als alter gebeugter Mann, der andere den Kopf an den auf die Architektur mit dem Ellenbogen aufgestützten Arm gelehnt.

Aratus ist auch auf der antiken Denkmünze bei Fulvius Ursinus (a. a. O. p. 35) aufwärtsblickend dargestellt, aber bärtig und kahlköpfig, während Raphael einen schönen Jüngling daraus macht. Hieraus folgt zweierlei: erstens Raphael arbeitete hier wirklich nur nach der Angabe bei Sidonius; und zweitens auch daß dem Künstler contrastirende Paare aufgegeben waren, bestätigt sich, er denkt zu dem gebeugten Nacken folgerichtig einen Greis, zu dem aufgerichteten einen Jüngling hinzu, und den Altersunterschied führt er bei allen seinen Paaren durch. Den aufgerichteten Nacken aber nahm er als Ausdruck der Begeisterung. So mußte das Gegenbild zu träger Stumpfheit werden (s. Trendelenburg S. 237 unten).

„Heraklit weinend mit geschlossenen Augen; Demokrit lächelnd mit geöffneten Lippen." Bramante hatte, wie Grimm (S. 210) aus Crowe und Cavalcaselle anführt, auf eine Façade in Mailand Demokrit lachend und Heraklit in Thränen gemalt. Wir sehen, nicht bloß Raphael standen die Schilderungen des Sidonius zu Gebote. Um so mehr sind wir berechtigt, sie bei seinem Werke zu gebrauchen. Heraklit als Greis mit geschlossenen Augen steht rechts neben Sokrates. Wo Demokrit ist, läßt sich weder nach den bisherigen Stichen

Digitized by Google

noch auf Photographien erkennen. In Jacoby's Zeichnung jedoch — die Urkunde, auf welche sich sein Stich gründen wird — sieht man den lächelnden Mund eines jüngeren Mannes hinter Heraklit, zwischen ihm und Sokrates.

„Chrysippus mit angezogenen Fingern der Zahlenangabe wegen, Euklides mit auseinandergestreckten der Maßangabe wegen, Kleanthes des einen wie des andern wegen mit zernagten (corrosis) Fingern." Die drei stehen am Schlusse der Aufzählung des Apollinaris Sidonius, er fügt der Thesis und Antithesis gleichsam die Syntheſis hinzu. Raphael begnügt sich auch hier mit dem gegensätzlichen Paare. Wir finden es gerade unter der Statue des Apollo. Aber daß der eine mit den Fingern zählen, der andere messen soll, das war Raphael offenbar nicht gesagt. Sondern nur die äußerliche Unterscheidung „zusammengenommen und ausgespreitet" war ihm an die Hand gegeben. Und um diese zu motiviren, bringt er beide Personen in eine Situation, die er frei erfand. Der Mann rechts macht, wie Jacoby versichert (vgl. Trendelenburg Anm. 13, auch Grimm Neue Essays S. 216), die italienische Geberde des Winkens. Er winkt hiebei zum Sokrates. Der Mann links antwortet achselzuckend: „Was soll ich da?" Und Raphael gesellt diesem Widerwilligen als Folie den eifrigen Jüngling bei, der so eilig herankommt. Also ganz einfache Contraste, die hier so nahe lagen und auf der Stufenleiter dargestellter Charaktere und Stimmungen nicht fehlen durften.

Endlich das letzte Paar (es ist das vierte bei Sidonius): „Aristoteles mit vorgestrecktem Arme, Xenokrates mit angezogenem Beine."

Raphael hat bisher die Paare als solche hingestellt, nur bei Diogenes und Sokrates, die er auf andere Weise kenntlich zu machen wußte und für die er nicht auf Sidonius angewiesen war, gestattete er sich eine Ausnahme. Es mochten noch andere Rücksichten obwalten: die für den Cyniker passende Lage, die historische Stellung des Sokrates, auf welche wir zurückkommen. Aus sachlicher Rücksicht durfte auch Aristoteles nicht mit Xenokrates zusammengestellt werden. Raphael braucht ihn als Nebenmann eines Größeren, als Gegensatz des Plato. Aber den vorgestreckten Arm behielt er bei, das Antlitz frei erfindend. Und nun das Merkmal zutrifft, nun wir den Sidonius Apollinaris in der Hand Gestalt für Gestalt nachweisen können und durch diese auf das Bestimmteste bezeichnet finden: kann noch der leiseste Zweifel zurückbleiben, ob die Tradition aus der Vasari schöpft, richtig und authentisch war? ist nicht Paulus für immer abgethan?

Aber wo finden wir Xenokrates? Grimm sucht ihn links vorn, am Fuße der Treppe sitzend als Gegenstück des Diogenes. Aber in der Weise hat Diogenes selbst auch das Bein angezogen, für einen niedrig Sitzenden ist es die natürliche Stellung und hat nichts Bezeichnendes. Auch wurde diese Figur als die allerletzte hinzugefügt, auf der Mailänder Zeichnung ist sie noch nicht vorhanden. Sie hat eine rein künstlerische Bedeutung wie der sogenannte Herzog

Digitized by Google

von Urbino, der auf der Handzeichnung in der Albertina noch fehlt und nicht (wie Trendelenburg S. 243 meint) theilnehmend in die Pythagoras-Gruppe hineinschaut: er hat keine andere Function als dazustehen und die Gruppe zu füllen, im Uebrigen paßt er als ein junger, schöner Mensch recht gut zu einigen anderen Gestalten seiner Nachbarschaft. Ebenso hat Grimms vermeintlicher Xenokrates nur die Function, die Pythagoras-Gruppe im Halbkreis abzuschließen und — wie wir sehen — den Beschauer nach dem Gesetze der Analogie zum Diogenes überzuleiten.

Ich halte einen andern, ganz in der Nähe, für Xenokrates, den Mann, der seinen linken Fuß auf einen würfelförmigen Marmorblock aufgestellt hat, und so das verlangte crus collectum, das angezogene Bein, liefert. Motivirt ist die Haltung — denn Raphael braucht hier eine menschlich verständliche Motivirung wie oben bei den gegensätzlichen Händen des Chrysipp und Euklides — motivirt ist die Haltung durch das aufgestützte Buch und die geistige Verbindung mit Pythagoras: „Text gegen Text" (Vergleichung oder Entgegenstellung) scheint er zu sagen. Zugleich ist eine unverkennbare Analogie der Haltung mit Aristoteles hergestellt und die durch Raphael auseinandergenommenen Paare des Sidonius — Sokrates, Diogenes; Aristoteles, Xenokrates — finden sich in den Endpunkten der Diagonalen eines dem Quadrate nahen Vierecks wieder zusammen. Blick und Fußhaltung war für den Xenokrates das Entscheidende: Beides hat Raphael nach der Natur gezeichnet, wie wir an der (von Grimm S. 239 f. besprochenen) Studie in der Albertina deutlich beobachten können.

Die Studie bietet zu mehrfachen Betrachtungen Anlaß [1]). Grimm behauptet, der Orientale des Bildes sei hier ein altes Weib. Das ist er gewiß nicht. Ich habe die Originalstudie selbst genau geprüft: es ist ein Mann ohne Bart (und der Bart fehlt Allen auf der Studie), dessen umwundener Kopf den späteren Turban vorbildet, übrigens nach der sonstigen Tracht offenbar einer von Raphaels Leuten im Atelier. Derselbe Mensch nun mit seiner Kopfbinde — das ist ganz unzweifelhaft — steht nachher auch als Xenokrates Modell. Raphael hat ihm einen Stock in die Hand gegeben, damit er in der unbequemen Stellung nicht ermüde. Blick und Beine sind da, wie sie der Künstler brauchte. Das Uebrige, die Arme, die das Buch halten, und das Gewand hat er aus der Phantasie frei gestaltet und gleich daneben gezeichnet.

So viel trägt Apollinaris Sidonius zur Erklärung bei. Grimm fügt noch (S. 208 Anm. vgl. S. 358) aus Lomazzo's Trattato die Vorschrift

---

[1]) Der abschreibende Alte, den ich (ohne darauf irgend Gewicht zu legen) Boethius nenne, blickt auf den unteren Rand des Buches, in welches Pythagoras schreibt, noch nicht auf die Stelle, welche Pythagoras gerade aufzeichnet, wie dies auf der Mailänder Zeichnung und im Gemälde selbst der Fall ist. Die Frau hinter ihm wird in einer späteren Anmerkung zur Sprache kommen.

Digitized by Google

hinzu, daß Xenophon als Soldat zu malen sei, wodurch sich der vorderste Schüler des Sokrates mit Wahrscheinlichkeit bestimmt.

Daß von durchgängiger historischer Richtigkeit keine Rede sein könne, ist wohl schon klar. Speusippus und Aratus als Schüler des Sokrates, Heraklit zwischen Sokrates und Plato — das redet deutlich genug. Daß man eine innere Beziehung zwischen Xenokrates und Pythagoras herausrechnen könnte, schlage ich daher gar nicht an. Xenokrates steht einfach dort, wo für den Mann mit dem angezogenen Beine künstlerisch genommen der beste Platz war. Man bemerke, wie das Motiv der Baumaterialien, behauener Marmorstücke, in der ganzen Vordergruppe links (und nur in dieser) durchgeführt erscheint. Gerade wie in der musikalischen Composition tritt jedes bedeutsamere Motiv nicht vereinzelt und einmal auf, sondern es wird fortgebildet und eine Zeitlang festgehalten: das eine länger, das andere kürzer, je nach seinem Werthe für das Ganze.

Und doch, trotz den rein künstlerischen Rücksichten, welche hier maßgebend waren: etwas historische Absicht möchte ich gleichwohl Raphael und seinem Gewährsmann zutrauen. Sokrates, der unbekümmert um Plato — sagen wir: unabhängig von Plato und vor Plato — seine Schüler belehrt, darunter Xenophon und Euklides (letzterer durch die Anekdote bekannt, die ihn Nachts in Weiberkleidern nach Athen zu Sokrates schleichen läßt); dann Plato als Greis; hierauf Aristoteles als jüngerer Mann — hierin könnte Chronologie liegen sollen. Und wenn Sokrates und Heraklit neben einander stehen, so darf man sich der von Trendelenburg (S. 258) angeführten Stelle des Justinus Martyr erinnern, welche Sokrates und Heraklit als Christen vor Christi Geburt unter den Griechen hervorhebt. In diesem Sinne möchten sie zugleich im Einklange stehen mit dem, was Plato im Zusammenhange des Gemäldes bedeutet.

Die Anordnung der Paare wird nun verständlich. Euklides zog den Chrysippus mit sich, Heraklit den Demokrit. Der begeisterte Aratus war hier als Vorbereitung auf Plato am besten zu brauchen, ihm mußte sich Speusippus anschließen. Wie Epikur und sein Gegensatz in den linken Vordergrund kamen, wird sich bald zeigen.

Es fragt sich hier überall nicht so sehr um das, was die griechischen Philosophen an sich waren und dachten, sondern um das, was die Zeitgenossen, was insbesondere die Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts von ihnen glaubten und lehrten [1]). Diese Humanisten ihrerseits aber pflanzen die Tradition der Kirchenväter fort.

---

[1]) Portraits solcher Humanisten befinden sich gewiß auf dem Gemälde. Danach zu suchen, besonders in der Aristoteles- und Plato-Gruppe, überlasse ich Anderen. Um Marsilius Ficinus und den Cardinal Bessarion möchte man sich zunächst umsehen.

Digitized by Google

Die Wiedererweckung Plato's erfolgte sehr allmälig, und verhältnißmäßig spät wurden die Originalquellen wieder gelesen. Die französischen Platoniker des zwölften Jahrhunderts waren lange verschollen. Petrarca, der den Plato vor Aristoteles bevorzugte, wußte wenig von ihm aus eigener Anschauung. Mehr aus dem Augustinus. Im Augustinus aber finden wir gleich etwas an die Schule von Athen Anklingendes. Er schreibt Plato die Eintheilung der Philosophie in die philosophia moralis, naturalis und rationalis zu. Die beiden letzteren werden als contemplativa zusammengefaßt und der moralis als activa entgegengestellt. Das eigentlich Zutreffende ist es aber noch nicht.

Schlagen wir ein Compendium der damaligen Zeit auf, eine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, wie die Margarita philosophica von Reisch, so kommen wir der Sache schon näher.

Die Philosophie ist die Kenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, verbunden mit dem Bestreben, das Gute zu thun. Glücklich, wer ihr Ziel erreicht, die Ursachen der Dinge zu kennen, rerum cognoscere causas. So sagt auch der Grieche Plathon, der den Plato-Cultus in Italien recht eigentlich geweckt hat, die Wissenschaft von den Gründen sei die vorzüglichste [1]).

Hierauf nimmt Reisch die sieben freien Künste durch, die schon Grimm mit der Schule von Athen in Zusammenhang bringt (S. 228 f.): zuerst das Trivium, das ich im Gemälde nicht wiederzufinden wüßte, dann das Quadrivium: Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie (daran Kosmographie und Astrologie gereiht), wie es Raphael im Vordergrunde hat. Diese sieben freien Künste aber haben keinen selbstständigen Werth, sondern sollen uns nur behülflich sein, um zu der Natur der Dinge und den höheren Disciplinen der Philosophie aufzusteigen. Hiervon wird aber gehandelt, de naturis rerum zuerst, hierauf de moralibus et theologicis. Die Wissenschaft öffnet den Pfad der Tugend und verschließt den Weg des Lasters. Die Moral beginnt mit der Lehre von den Leidenschaften und läuft aus in eine Verherrlichung der drei christlichen Tugenden.

Die Leidenschaft geht entweder aus Zorn oder aus Begehrlichkeit hervor, sie ist irascibilis oder concupiscibilis. Ich darf daran erinnern, daß von den Reliefs unter der Apollo-Statue das obere eine Schlägerei, das untere ein Liebesattentat darstellt. Der Apollo darüber bedeutete etwa das, was diese Leidenschaften bändigt: und die philosophia moralis wäre mithin symbolisirt.

Aber damit sind noch lange nicht alle Räthsel gelöst, und an den inneren Zusammenhang des Gemäldes fühlen wir uns mehr von ferne erinnert, als daß er uns recht gedankenmäßig klar entgegenträte.

---

[1]) Gaß, Gennadius und Platho 1, 41. 2, 74 § 122. 123. Uebrigens scheint die Stelle verderbt, und ich weiß nicht gleich zu emendiren. — Auf dem Titelholzschnitt bei Reisch die Eintheilung in „philosophia rationalis, naturalis, moralis" ohne erkennbare Rangordnung.

Digitized by Google

Es handelt sich offenbar um eine Verherrlichung Plato's. Der Streit zwischen ihm und Aristoteles ist nicht so heftig wie der zwischen den Platonikern und Aristotelikern des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Beiden sind coordinirte Potenzen, aber der einen wird offenbar höherer Werth zugestanden. Die italienischen Platoniker der Zeit vor Raphael müssen uns den Aufschluß gewähren.

Da ist Marsilius Ficinus, der Uebersetzer Plato's, die Leuchte der florentinischen Akademie, der Liebling der Mediceer. Seine Auszüge und Commentare waren für jene Epoche der Leitfaden zu Plato. Nicht Plato selbst, sondern der Plato des Marsilius Ficinus wird uns die Schule von Athen erklären. Und nicht diese allein.

Es gibt eine herrliche Stelle in Plato's Jon über die dichterische Begeisterung, die mit dem Magnet verglichen wird. „Die Dichter sagen uns, daß sie wie Bienen herumfliegen und von den Blumen saugen und aus gewissen Gärten und Thälern der Musen von honigströmenden Quellen uns ihre Lieder bringen." In dem Auszuge des Marsilius nimmt Alles etwas greifbarere Gestalt an. Um den Homer als Hauptdichter dreht sich der ganze Dialog. Er tritt von selbst bedeutsam hervor. Zu ihm gesellt sich bei Marsilius Apollo, dem selbst die Begeisterung von seinem göttlichen Vater zuströmt [1]). Und er erleuchtet die Musen und diese erwecken die Dichter. Den Orpheus befeuert Kalliope, den Musäus Urania, den Homer Klio, Polyhymnia den Pindar, Erato die Sappho, Melpomene den Thamyras, Terpsichore den Hesiod, Thalia den Virgil, den Ovid Euterpe.

Es ist nicht genau dasselbe, aber etwas sehr Aehnliches wie Raphaels Parnaß. Wenigstens empfangen wir hier das entscheidende Wort der Auffassung. Die dichterische Inspiration wird dargestellt. Homers und Apollo's Emporblicken, es ist dasselbe, wie Plato's Fingerzeig nach oben, wie die Offenbarung der Trinität auf der Disputa. Ueberall das Göttliche verherrlicht, als Quelle dichterischer Begeisterung, als Ziel des Lebens und der Erkenntniß, als Mittelpunkt der Theologie und Kirche. Platonische Anlegung des „Parnasses" wäre demnach wahrscheinlich. Bei der Schule von Athen ist sie gewiß nach den Auszügen des Marsilius aus den sieben ersten Büchern der Republik, welche für sich ein Ganzes bilden.

Der Zweck des platonischen Staates ist die Gerechtigkeit. Sie macht den Bürger geschickt zur Erforschung des Wahren und zur Verehrung Gottes. Das dritte Buch handelt ausführlich von der Musik: Neun Stufen der Consonanz werden unterschieden, alle moralisch gedeutet. Die besten aller Harmonien aber sei die Enthaltsamkeit und Mäßigung der Seele. Liebesleidenschaft ist

---

[1]) Hiedurch erledigt sich die tristige Bemerkung von Platner, S. 332, daß der begeisterte Blick Apollo's zum Himmel auf Raphaels Parnaß einem Gotte nach den Begriffen der Alten, den wir uns in vollkommener Selbstbefriedigung zu denken haben, ganz unentsprechend sei.

Digitized by Google

Dissonanz. Die Gesetze der Religion sind vom Apollo zu nehmen, d. i. vom göttlichen Licht. Plato heißt der apollinische Arzt des menschlichen Geschlechts (Phœbeus humani generis medicus). Streit und Zwietracht will er stillen und die Leidenschaft besänftigen.

Zum Philosophen gehört zweierlei: eine Natur zur Betrachtung geneigt und zum Handeln geschickt. Sein Geist muß die Stufen aller Disciplinen durchlaufen. Die Hauptsache aber ist die Kenntniß des Guten. Und wenn dieser Kenntniß des göttlichen Guten einem Aristoteliker überflüssig scheinen kann, bei Plato ist sie unerläßlich, um die Bürger Gott ähnlich zu machen. Gott aber ist die Dreifaltigkeit, die Heraklit und Plato geahnt.

Alle Dinge sind sichtbar oder unsichtbar. Und demgemäß ist auch unsere Wahrnehmung eine zweifache. Die mit göttlichem Geiste begabten Weisen werden alles Studium vom Irdischen zum Himmlischen, vom Beweglichen zum Unbeweglichen, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen leiten.

Im siebenten Buch — sagt Marsilius — führt Plato die Seele zum höchsten Gut, d. i. zu Gott. Er macht von der Naturkunde dabei keinen Gebrauch, aber einige mathematische Stufen macht er namhaft, die zum Göttlichen führen: Arithmetik, Geometrie, Musik, Stereometrie, Astronomie. Plato verwendet die Naturkunde (naturalis peritia) mehr beim Herabsteigen als beim Hinaufsteigen. Im Herabsteigen will er die göttlichen Ursachen des Natürlichen (divinas naturalium causas) aufzeigen. Im Hinaufsteigen will er den Geist vom Natürlichen abwenden. Das ganze Studium der Philosophie soll sich vom Sinnlichen zum Intelligiblen wenden und zu dem Guten selbst, welches das höchste Licht des Intelligiblen ist, emporstreben. Bei jeder Wissenschaft, bei Zahlen, Sternen, Tönen, weist Plato auf das Jenseitige und Geistige, was daran haftet. Endlich zieht er die Dialektik, d. i. die Metaphysik oder Theologie allen anderen Wissenschaften vor. Sie führt sie alle an, sie verwendet eine jede zu ihrem Dienste. Durch die ganze Breite des Seienden führt er sie hin zu dem Guten, d. h. zur Ursache alles Seins. —

Wenn ein Künstler quer über sein ganzes Bild eine Treppe legt, so wird es ihm natürlich sein, ihren Begriff durch Auf- und Niedersteigende zur Anschauung zu bringen. Aber merkwürdig doch, daß dies bei Raphael genau in demselben Sinne geschieht, in welchem Marsilius Ficinus von dem ascensus und descensus spricht. Bis zu solchen — man möchte fast sagen: lächerlichen — Details geht die Uebereinstimmung.

Wir werden nun gerechtfertigt sein, wenn wir cognitio causarum mit „Erkenntniß der Ursachen" übersetzen und geradezu als „Erkenntniß des höchsten Gutes, d. h. Gottes und der Ursache alles Seins" umschreiben. Hinweis vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, Vorzug der Moral vor der Naturkunde,

Digitized by Google

das meinten wir schon früher im Bilde zu finden. Und die rechte Hälfte, die aristotelische, erkannten wir als die des Naturwissens. Wir dürfen jetzt mit großem Vertrauen links die Moral suchen.

Da ist auf Plato's Seite Sokrates, der Held der platonischen Dialoge; da ist Heraklit, der die christliche Dreieinigkeit geahnt. Da sehen wir ferner Apollo mit der Leier, das göttliche Licht der Religion und zugleich der Gott der Musik, der Harmonie, die die Leidenschaften bändigt. Und unten Pythagoras, auf den Marsilius in seiner „platonischen Theologie" die Weisheit des Plato zurückführt, und auch er zugleich Repräsentant der Musik.

Aber wie in jenen Reliefs unter Apollo die Leidenschaft selbst dargestellt war, so ist sie auch in jener Philosophengruppe nicht unvertreten. Hier Boccaccio-Epikur, der Philosoph des Sinnengenusses nach populärer Auffassung. Dort der heuchlerische Orientale: es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Averroes gemeint ist. Wo auf Philosophenbildern ein entschiedener Saracene vorkommt und gar noch entschieden als böse charakterisirt, da kann es nur Averroes sein: schon Springer hat das festgestellt. Das Moment des Ungläubigen in der damals üblichen Auffassung ist viel stärker, als das des Aristoteles-Commentators, an welchen Platner (S. 341 f.) und Trendelenburg (S. 242) ausschließlich denken wollen. Marsilius polemisirt in seiner platonischen Theologie ausdrücklich gegen die Averroisten und ihre Läugnung der individuellen Unsterblichkeit. Die Secte war sehr stark in dem Italien des fünfzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1512, noch unter Raphaels Auftraggeber Julius II., wurden sie in einem römischen Concil feierlich verdammt. Es wäre seltsam, wenn der Repräsentant der ungläubigen Theologie und Philosophie hier fehlte. Auch auf dem oberen Plan steht ein Widerwilliger, der sich spröde und ablehnend verhält gegen die Weisheit des Sokrates, wir kennen ihn als Chrysipp, auf dessen Bedeutung als Stoiker natürlich nicht die geringste Rücksicht genommen ist.

Bleibt nur noch die Frau hinter dem von Pythagoras abschreibenden Alten (Boethius?), die durch ihren Blick den Jüngling fesselt und abzieht, der die Tafel mit den musikalischen und arithmetischen Charakteren hält. Sie macht ihm ein Zeichen mit der linken Hand: Daumen und Zeigefinger. Bedeutet das: zwei? Es gibt eine Geschichte, die Boethius erzählt in seinem Buch de musica gleich zu Anfang. Die Gewalt der Musik über die Leidenschaft soll damit bewiesen werden. Pythagoras geht des Nachts aus, wie er pflegt, um die Sterne zu betrachten. Da trifft er einen Jüngling, wüthend, außer sich, vor dem Hause eines Nebenbuhlers, bei dem sich seine Geliebte befindet, er will es stürmen, anzünden, verbrennen. Pythagoras läßt die Musik in eine ernste Tonart übergehen, und der erregte Jüngling wird besänftigt. Nicht diese Geschichte hat Raphael darstellen wollen, das versteht sich, vielleicht aber

Digitized by Google

die Perſonen, die darin auftreten, Liebesleidenſchaft mit einem Worte, weniger brutal und draſtiſch als auf dem Relief [1]).

Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Das Einzelne wie das Ganze, in allem Weſentlichen ſcheint es verſtändlich. Die unbefangene Betrachtung des Gemäldes, die Deutung der eigenen raphaeliſchen Ueberſchriften und Sinnbilder die nächſtverwandten philoſophiſchen Schriften: alles führt uns auf denſelben Zuſammenhang. Welcher an Marſilius Ficinus geſchulte Mann dem Maler den Stoff überlieferte, das wiſſen wir nicht. Unter den Perſönlichkeiten, die überhaupt in Betracht kämen, befindet ſich auch der gelehrte Fabius Calvus aus Ravenna, der erſte Ueberſetzer des Hippokrates, ein ehrwürdiger Greis von diogeniſcher Einfachheit des äußeren Lebens, für den Raphael ſorgte, den er

---

[1]) Die Erzählung lautet: Vulgatum quippe est, quam sæpe iracundias cantilena repressrit, quam multa vel in corporum vel in animorum affectionibus miranda perfecerit. Cui enim est illud ignotum, quod Pythagoras ebrium adolescen'em Taurominitanum sub Phrygii modi sono incitatum, spondeo succinente reddiderit mitiorem et sui compotem. Nam eum scortum in rivalis domo esset clausum atque ille furens domum vellet amburere, cumque Pythagoras stellarum cursus (ut ei mos nocturnus erat) inspiceret, ubi intellexit sono Phrygii modi incitatum, multis amicorum admonitionibus a facinore noluisse desistere, mutari modum præcepit atque ita furentis animum adolescentis ad statum mentis pacatissime temperavit. Wie feſt die Erinnerung an dieſe Anekdote im 16. Jahrhundert mit dem Namen des Pythagoras verknüpft war, ergibt ſich u. A. aus den Diſtichen des Georg Fabricius auf berühmte Muſiker, worin der Verf. von Pythagoras nichts anderes zu ſagen weiß, als:

Pythagoras iuvenis furias sedavit amantis
Si vitum emendat Musica, numen habet.

Wenn meine Combination richtig, ſo bedeutet das Zeichen mit den Fingern die Stunde der Beſtellung. Die Geberde fehlt noch auf der Studie der Albertina und, wenn ich dem unſicheren Zeugniſſe der mir zugänglichen Photographien trauen darf, auch auf dem Mailänder Carton. Dieſe Damen waren im Mittelalter bekanntlich nach den meiſten Stadtgeſetzen durch beſondere Tracht ausgezeichnet. Die Päpſte Julius III., Paulus IV. und Pius V. verboten ihnen unter ſchweren Strafen vestibus matronarum seu honestarum feminarum uti (Labbé-Coſſart sacrosancta concilia, Paris 1671, Bd. I, S. 1265). Ein Mailänder Concil unter Paul IV. 1565 c. 65 beſtimmte: ut meretrices ab honestis mulieribus omnino internoscantur, curent episcopi, ut aliquem amictum palam indutae sint, quo earum turpem conditionem et vitam omnes notam habeant (ibid. XV. 309) Von dem fraglichen Frauenzimmer erblickt man auf der Studie nur den Umriß des Kopfes, auf dem Mailänder Carton iſt ſie unbedeckt, auf dem Gemälde ſelbſt trägt ſie eine grüne Kappe mit Goldverzierung. Es liegt nahe, darin ein Standesabzeichen zu vermuthen. Die Bilder der cortigiane bei Cesare Vecellio habiti antichi e moderni (Venetia 1598) Bl. 26, 111, 114, 406, beſonders 25, 107, 203, geben Einiges an die Hand, was man allenfalls dafür geltend machen könnte, aber doch nichts Entſcheidendes. In einer neueren Compilation (Die Sinnenluſt und ihre Opfer, Berlin 1870), deren Quellen ich hier nicht gleich nachzukommen weiß, finde ich die Notiz, daß grün die gewöhnliche Tracht der „fahrenden Frauen" geweſen ſei (S. 112). Für den ſtädtiſchen Zoll, den ſie erlegen müſſen, wird der Name Kappengeld angeführt (S. 107 Anm.). Einige andere Bücher, die vielleicht Aufſchluß gewähren würden, ſtanden mir nicht zu Gebote.

Digitized by Google

liebte und ehrte wie einen Lehrer und Vater, dessen Rath er suchte und befolgte [1]).

Nur eins noch zum Schluß. Wie nennt doch Marsilius die Wissenschaft, der alle anderen dienen? Dialektik, Methaphysik oder Theologie. Fällt uns da nicht unser Vasari ein und kommt er nicht zu Ehren, wie es Grimm und Springer gewollt? „Philosophie, Astronomie, Geometrie mit der Theologie im Einklang." Der Satz den wir oben verwerfen mußten, stellt sich jetzt als echte alte Tradition heraus.

Und nun erst wird uns ganz deutlich, wie die Verschlechterung der Ueberlieferung zu denken ist. Der Hauptinhalt war in dieser Vasarischen Formulirung bekannt. Aber stumpfsinnige Beschränktheit wußte sich die Theologie nicht mit den heidnischen Philosophen zu reimen, und so mußten die Vordergruppen herhalten und direct christlichen Inhalt empfangen. Die geistliche Infection begann, die nach und nach das ganze Bild bigott verdreht.

Hierdurch erst kamen Räthsel und Schwierigkeiten hinein. Verwischt wurde, was den Stempel der genialen Erfindung ausmacht: die Harmonie zwischen dem gegebenen Stoff und seiner Ausführung, der ungesuchte Einklang zwischen den gedankenmäßigen, den rein menschlichen und den künstlerischen Motiven.

Wien, 15. Juni 1872. W. Scherer.

---

* Werinherus [2]).

Die ältere deutsche Litteraturgeschichte kennt mehrere Werinher. Einen derselben von Tegernsee, den Verfasser mehrerer lateinischer Schriften, hat man eine Zeitlang auch für den Dichter eines im J. 1172 entstandenen Marienlebens gehalten, ja Kugler wollte ihm auch den Bilderschmuck zuschreiben, der die in einer Berliner Handschrift enthaltene Ueberarbeitung dieses Gedichtes ziert. Die ungefähre Gleichzeitigkeit (der Tegernseer starb 1197) gab Anlaß zur Verwechselung. Dafür hat er uns am Schlusse eines seiner lateinisch geschriebenen Briefe ein paar deutsche Reime überliefert, die also lauten:

Dû bist min, ich bin dîn:
des solt dû gewis sin.
dû bist besclozzen (eingeschlossen)

---

[1]) Auf die Beziehung Raphaels zu Fabius Calvus macht mich Theodor Gomperz aufmerksam, der die betreffende Notiz aus Littré, Oeuvres d'Hippocrate I 542 entnimmt. Hunc (Fabium) alit et quasi educat vir prædives et pontifici gratissimus, Raphael Urbinas, iuvenis summæ bonitatis sed admirabilis ingenii. Hic magnis excellit virtutibus, facile pictorum omnium princeps seu in theoriam seu praxin inspicias. Hic Fabium quasi præceptorem et patrem colit ac fovet, ad hunc omnia refert, huius consilio acquiescit. (Epistola Cœlii Calcagnini ad Jacobum Zieglerum, p. 233 des Werkes Clarorum virorum epistolæ singulares, collectore Paulo Colomesio in: S. Clementis epistolae duae ad Corinthios, Londini 1687.) Die Notiz stammt allerdings aus der Zeit Leo's X., als Fabius bereits achtzigjährig war. Aber Raphaels Verhältniß zu ihm wird nicht erst in dieser Zeit begründet sein.

[2]) Gedicht in zwölf Gesängen von Alfred Meißner. Leipzig 1872.

Digitized by Google

in minem Herzen:
verlorn ist daz slüzzelin:
dû muost immer drinne sin.

Wenn diese schlichten herzlichen Zeilen ein Lied sind[1]), so ist der Tegernseer Mönch eben so wenig der Dichter dieses wie eines andern namenlosen Liedchens, in welchem „wohl noch in den fünfzigern des 12. Jhrh." die „schöne und leichtfertige Alienor von Poitou, die 1124 geboren, auf dem Kreuzzuge von 1147 und 1148 manchem Deutschen bekannt geworden und als Gemahlin Heinrichs II. von 1154 bis 1204 Königin von England war", also besungen wird:

Wær diu werlt alliu (ganz) min
von dem mere unz (bis) an den Rin,
des wolte ich mich darben (Verzicht leisten).
daz die Künegin von Engellant
læge an minen armen.

Von dem Tegernseer Werinher nach Ort und Zeit gänzlich verschieden ist aber der Werinher der Gartenacre, wahrscheinlich ein Ranshofener Pater Gärtner, der zwischen 1234 bis 50 die schöne ergreifende Erzählung von Meier Helmbrecht dichtete, mit der im selben Ambraser-coder enthaltenen neuerdings von Moriz Haupt sauber hergestellten Erzählung „Von dem übelen Weibe" aber ganz und gar nichts zu thun hat.

Von jenem Tegernseer Mönche aber wird erzählt, daß er wegen eines Vergehens im Kloster St. Peter zu Salzburg gefangen gehalten worden sei, bis ihn sein Convent zu Tegernsee befreit habe.

Dies die Elemente, „die historische Unterlage", aus welchen das anmuthige Gedicht geformt ist, womit uns A. Meißner zuletzt beschenkt hat. Daß es ihm dabei begegnet ist, wie sonst die unbewußt schaffende Sage thut, Züge verschiedener Helden auf einen zu vereinigen, darüber will ich so wenig wie über einige in den Anmerkungen vorgetragene Irrthümer, die ich im Obigen stillschweigend berichtigte, mit dem Dichter rechten, um so weniger, wenn etwas daran gar seinem Gedichte zugute gekommen ist.

Werinher — dies der Inhalt des Gedichtes — „der Musiker, der Maler, der Gelehrte", der beste Kopf des Tegernseer Conventes, begleitet den edlen Grafen von der Wolfratsburg, die reizende Gräfin und Maria, des Grafen Schwesterkind, nach Salzburg, wo diese den Schleier nehmen soll. Er wird von den Frauen, die ihn um seiner höfisch feinen Sitten willen werth halten, um manche Kunde aus dem alten Griechenlande befragt und erzählt vom Ovid nnd seinem Buche der Metamorphosen. Die Gräfin fragt ihn, ob er nie geliebt, sie könne ihn im Beichtstuhl sich nicht denken „denn wer sich gern ergeht in Hellas Hain, was hielte der vom Fasten und Kastein?" Werinher aber erwiedert mit Erzählung der Sage vom Kruge der Cypria, in den jeder so viel Thränen hinein weine, als süße Tropfen ihn daraus letzten, und schließt mit den zuversichtlichen Worten:

„Und kauft ich nichts mir ein mit diesem Kleide,
Ists, daß ich so viel bittre Luft vermeide!"

Aber diese Sicherheit, wenn überhaupt noch ganz aufrichtig, soll nicht lange mehr dauern. Man kommt nach Salzburg, und mit dem Abschied überkommt den Mönch „ein nie gekannt Gefühl." Schon will er zum Convent, da sieht er eine aufgeregte Menge sich um Trümmerhaufen drängen. Man hat eine herrliche Marmorstatue der Cythere ausgegraben und streitet in frommem Eifer darüber, wie man das Teufelswerk vernichten

[1]) Daß dies nicht sicher ist, hat schon M. Haupt bemerkt: auch ein anderer Brief schließt mit deutschen Reimen, die aber unter lateinische Zeilen gemengt, sicher nicht als ein Lied gemeint sein können.

Digitized by Google

solle. Um es zu retten, erklärt er das Bild für eine Maria Magdalena, die Büßerin, den Krug in ihrer Linken für das Gefäß, aus welchem sie die Füße des Heilands salbte. Die Menge stutzt und überläßt unter dem Eindruck seiner Worte, mehr aber noch seines Kleides, ihm das Bild, mit dem er in sein Kloster einzieht.

Dort dichtet und malt er, die Brüder bewundern ihn, aber sie verstehen ihn nicht. Eines Abends ist er, „unwissend daß er eine Satzung bricht" in das Klostergärtchen des Nonnbergs eingetreten. Er trifft des Grafen Schwesterkind Maria, die einen Kranz von weißen Rosen pflückt. Jedes Wort, wie sie sich müht „ein Herz wie sie es braucht zu gewinnen" und sich einredet, daß es für sie eine Nothwendigkeit sei, Gottes Magd zu werden, klingt in seinem Herzen wieder. Er bittet sie um den Kranz, den sie dem Heiland zugedacht. Sie geht, der Kranz aber ist ihm geblieben.

Ein Traum, worin das Bild Cytherens ihm gedankt für seine Rettung und ihm versprochen „Auch du sollst leben, schauen und glücklich sein" hat ihn wieder an dieses gemahnt und er macht sich daran, dem Postament den Namen „Maria Magdalena" einzumeißeln. Von diesem Geschäfte ruft ihn der unheimliche Bruder Cyprian, sein Thun ironisch lobend, ab zur Gräfin, deren Gatte ins heilige Land gezogen ist. Sie will von ihm einen Brief schreiben lassen, der einen zudringlichen Verehrer in seine Schranken weisen soll aber nicht mit Hinweisung auf ihre Pflicht, wie Werinher will, sondern weil „längst ihr Herz für einem Andern schlage" — er versteht sie, aber widersteht auch der Versuchung, zur Einkehr und Gebet mahnend.

In ihm aber singts und klingts: „Du bist mein, ich bin dein" und „Wär die Welt ꝛc." [1]). Sie haben sich nicht bestellt, aber als hätten sie's, so treffen sie sich wieder im Klostergärtchen. Der Gedanke an den Nonnenschleier erfüllt sie mit Angst: es ist klar, sie liebt ihn ohne es zu wissen. Soll er schweigen oder ihr das Räthsel kund thun? Er wagt es: ihr Geschick ist entschieden.

Und wieder sendet die Gräfin nach ihm: er soll sie malen. In griechischer Tracht, schneeweiß, wie er sich Cypris oder Danae träumte, tritt sie ihm entgegen, ihm schwindelt; aber seine Liebe gibt ihm Fassung und Kraft zum zweiten Male zu widerstehen.

Aber sie gibt ihm auch erhöhte Lust zu dichten. In solcher Stunde stört ihn Bruder Cyprian, der unter dem Schein des freundschaftlichen Antheils an seinem Schaffen ihn besucht, allerlei von der Gräfin berichtet und zuletzt lauernd und höhnisch ihm anzeigt, daß man ihm und Marien auf der Spur sei.

Das nöthigt zu raschem Handeln: die Flucht wird verabredet.

In stürmischer Gewitternacht soll sie zur Ausführung kommen. Alles ist gelungen, sie sind am Wasserthor nur noch wenige Schritte von der Fichte, da erkennt der Weibel trotz der veränderten Tracht in Werinher den Mönch, der das Steinbild vertheidigt, und hält sie an. Sie sind gefangen und vergebens fleht er zu der eben von der Ludwigsau heimkehrenden Gräfin um Rettung: „noch nie verzieh ein Weib verschmähte Gluth".

Werinher büßt seine Schuld im Kerker bis der Tegernseer Convent seine Freilassung verlangt. Seine erste Frage gilt Marien: die bange Ahnung, die ein Traum in ihm geweckt, erfüllt sich, sie ist nicht mehr. Der Abt entläßt ihn, das verhängnißvolle Steinbild der Göttin aber, dessen Zauber alles verschuldet, läßt er von der Blende, wohin man es gestellt, herabstürzen und zerschmettern. Werinher kehrt heim gebrochenen Herzens. Jahre vergehen, er dichtet nicht mehr. Ein jüngeres Geschlecht ist um ihn herangewachsen, das von seiner Vergangenheit kaum etwas weiß. Es kennt ihn nur als den

---

[1]) In der Uebersetzung dieses oben mitgetheilten Liedchens ist aus der „Künegin von Engellant" eine „Königin der Engel" geworden.

Digitized by Google

„Gärtner" Werinher, denn der Garten ist jetzt seine Welt, er zieht weiße Rosen sonder Zahl bis an sein Ende.

Diese Inhaltsangabe wird gezeigt haben, wie der Dichter das ihm Gegebene benutzt, was er dazugethan hat. Gerade das Wichtigste, Erfindung und Idee, sind sein Eigenthum. Ohne diese ist, was er vorfand, nichts als zerstreutes dürftiges Getrümmer ohne Zusammenhang, ohne poetisches Interesse. Was aber hat er daraus gemacht?

Auf ein durch Kühnheit der Conception überraschendes Gemälde gewaltiger Leidenschaften ist es nicht abgesehen. Eher macht sich eine mindestens in der Haltung Mariens bis ans Schwächliche streifende Weichheit der Empfindung, in den Charakteren eine etwas verflüchtigende Idealisirung bemerkbar. Züge realistischer Darstellung sind kaum an Bruder Cyprian gewendet.

Werinherus ist ein von Haus aus stiller, innerlich lebender, künstlerisch angelegter Charakter, der durch freiere, edlere Bildung, wie er sie aus der Beschäftigung mit der Antike gewinnt, zu seiner Stellung im Leben, seiner Umgebung, ja der ganzen herrschenden Zeitrichtung in einen Gegensatz geräth, der nur eines äußeren Anlasses bedarf, um zum offenen Conflicte zu werden. Dieser innere Widerspruch ist die Quelle seiner Schuld und seines tragischen Geschickes, in das die unschuldige Maria mitverflochten wird.

Ob ein Charakter wie der Werinhers, ob insbesondere eine so reine Auffassung der Antike in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, das allerdings einen mächtigen Umschwung in das deutsche Geistes- und Gemüthsleben brachte, möglich war, ist ein historisches Problem, worüber wir mit dem Dichter nicht rechten werden. Man freut sich lieber der klaren sauberen Durchführung des Gedankens, der edlen Anmuth der Darstellung, über die bis ins Einzelne der Sprache und des fast tadellosen Verses ein zarter Hauch von Poesie gebreitet ist.

Die Krone der Erfindung aber, womit der Dichter die dürftigen Umrisse der gegebenen Handlung beleben mußte, ist das Marmorbild, auf welches durch die Erzählung der Sage von dem Kruge der Venus passend vorbereitet wird. Der verhängnißvolle Zauber der Antike, der Werinher in Schuld und Unglück lockt, konnte nicht poetischer dargestellt werden. Es ist ein reizendes Symbol, durch welches der abstracte Gedanke erst eine faßbare Gestalt und sinnlich warmes Leben gewinnt.

H. Lambel.

---

* Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Das neueste Heft des X. Jahrganges des thätigen Vereines enthält eine Arbeit von Herrn Mathias Pangerl, auf welche wir besonders aufmerksam machen wollen. Pangerl, dessen sorgfältige urkundliche Forschungen und Publicationen zum Theil von der Akademie der Wissenschaften veröffentlicht sind, hat das berühmte Geschlecht der Witigonen zum besonderen Gegenstande seiner Studien gemacht. Ueber die hervorragendsten Persönlichkeiten desselben im 13. Jahrhundert handeln die Aufsätze Pangerls in den „Mittheilungen". Vor Jahresfrist erschien eine Abhandlung über „Wok von Rosenberg". Als noch bedeutender darf man die neue Arbeit über Zawisch von Falkenstein ansehen, der durch mißbräuchliche Benennung auch gewöhnlich als ein Rosenberger bezeichnet wird. Pangerl hat jetzt die Genealogie der Witigonen mit voller Sicherheit festgestellt. Zawisch, der berühmte Günstling und Gemahl von König Ottokars II. Frau, war Burggraf auf Falkenstein, und von diesem Paßauischen Lehen führt er den Namen.

Die Person und den Charakter Zawischs hat Pangerl nicht eben in sehr günsti-

Digitized by Google

ges Licht gestellt, obgleich er sich mit Bestimmtheit gegen die Palacky'sche Auffassung erheben konnte, als wenn Zawisch ein Parteigänger der Czechen gewesen wäre. Vielmehr gehörte der böhmische Magnat, wie auch schon von anderen Seiten bemerkt worden, zu den eifrigsten Beförderern der deutschen Colonisation im südlichen Böhmen; dennoch läßt sich der gelehrte Verfasser dadurch nicht etwa bestimmen, in die Begeisterung Palacky's über den ehrgeizigen und unbotmäßigen Mann von mehr als zweifelhaftem Charakter einzustimmen. Vielleicht ist die Darstellung Pangerls nach dieser Seite eher zu hart als zu milde in ihrer Beurtheilung zu nennen. Was aber einen bleibenden Werth in Pangerls Arbeit hat, sind seine sorgfältigen Untersuchungen über den Stand der Parteien nach dem Tode des Königs Ottokar in Böhmen. Aus einer Reihe von Urkunden wurden hier vermittelst der untrüglichen Zeugenunterschriften die Parteigruppirungen unter dem Adel des Landes mit feinstem Verständniß festgestellt. Wer diese Periode der deutschen und österreichischen Geschichte im Großen und Ganzen behandelte, der könnte wohl keinen aufrichtigeren Wunsch haben, als viele so treffliche Vorarbeiten und Monographien benützen zu können, wie die vorliegende aus den Mittheilungen des deutschen Vereins in Böhmen.

---

* Deutsches Lehr- und Lesebuch für höhere Lehranstalten. Von Alois Egger, Prof. am k. k. Akad. Gymnasium in Wien. Wien, Hölder.

Muß auch die „Oesterr. Wochenschr." sich im Allgemeinen versagen, Schulbücher in den Kreis der Besprechung zu ziehen, so erscheint in vorliegendem Falle eine Ausnahme gerechtfertigt. In den beiden ersten (drei Bände umfassenden) Theilen seines Werkes stellte der Verfasser sich die Aufgabe, den Schüler durch Lehre und Beispiel in die Litteraturkunde einzuführen, und zwar behandelt der erste Metrik, Poetik und Styl, während der zweite eine geschichtliche Uebersicht der deutschen Litteratur gibt. Den dritten bezeichnet er als „Vorschule der Aesthetik". Unseres Wissens ist dies der erste Versuch, dem Kunstunterricht eine Stätte in den Mittelschulen zu gewinnen. Wie wünschenswerth dies sei, darüber kann wohl keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Nachdem sich die Erkenntniß glücklich wieder Bahn gebrochen hat, daß die Kunst kein Luxusgegenstand, die Beschäftigung mit derselben keine noble Passion, muß selbstverständlich dafür Sorge getragen werden, auch denjenigen jungen Leuten, welche weder auf Universitäten, noch auf Kunstschulen ihre Ausbildung beendigen können, wenigstens eine Grundlage für das Studium des Schönen zu geben. Gegen die Einschiebung noch eines neuen Lehrgegenstandes freilich würden sich ernste Bedenken erheben. Da hat nun der Verfasser den sehr glücklichen Ausweg ergriffen, das deutsche Lesebuch zum Träger des Unterrichtsstoffes zu machen. In gedrängter Kürze werden die Begriffsbestimmungen, die Eintheilung der Künste, die charakteristischen Merkmale der Arten und Nebenarten vorausgeschickt, und dann folgen entsprechende Lesestücke aus den besten Kunstschriftstellern. Gegen die Auswahl der letzteren dürfte wenig einzuwenden sein. Mit Recht wurde darauf gesehen, daß die Proben nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form als Muster gelten können. Dagegen wünschten wir die Begriffsbestimmungen hie und da conciser, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen doch nicht überall darauf zu rechnen ist, daß der Lehrer die zu allgemein gehaltenen Lehrsätze in genügender Weise ausführen und ergänzen werde. Alles Lob verdient die Beigabe von Illustrationen, um so mehr, als sie größtentheils vorzüglich in Holzschnitt ausgeführt sind, welcher freilich ganz anders zur Geltung kommen würde, wäre beim Druck größere Sorgfalt aufgewandt und die Rückseite der Illustrationen vom Texte freigeblieben.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Schloß und Schlüssel.

Ein etymologisches Gespräch.

Er: Einen schönen Sommersitz hast du dir da ausgespürt. Wie die Felsen am Granzhorn glühen, wie der Inn da drüben heraufleuchtet, dort unten noch aus meilenweiter Ferne heraufgrüßt, wie die Fenster von Neubenern in der Abendsonne blitzen, sein alter Römer-Thurm sich trutziglich in die Lüfte streckt, der Schlüssel des Inn-Thals — auch den also haben die Römer meisterlich herausgefunden.

Ich: Den und alle; die Schlüssel zum Inn-Thal und zum Weltreich. Ihre Nachfolger verstanden es aber doch noch besser.

Er: Ihre Nachfolger? Etwa die, welche jetzt im Tiber-Schlamm nach der verlorenen Herrlichkeit suchen?

Ich: Die meine ich nicht; aber die, welche die Schlüssel zum Himmelreich fanden oder erfanden; „denn ihrer ist das Erdenreich", möchte man mit einer kleinen Variante der Bergpredigt beisetzen.

Er: Das heißt, mit einem Citat aus der prædicatio ultramontana; mit deren Reich aber geht es dermalen reißend bergab.

Ich: Aeußerlich vielleicht; innerlich gewiß nicht. Es ist mit den Menschen wie mit den Worten: die Formen ändern sich, die Bedeutungen wachsen und wechseln, über die Grundform und die Grundbedeutung kommt der Mensch nicht hinaus.

Er: Du möchtest mich wieder auf deine Wort-Heide hinüberlocken. Ich glaube, Gottfried von Straßburg braucht den Ausdruck, es ist aber eine dürre Weide. Ein Wörterbuch ist kein Buch.

Ich: Ich halte es mit den Schweden und nenne es ein Wortbuch.

Er: „Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein."

Ich: Der ist bei jedem Wort.

Er: Aber selten der richtige, und selten in jedem Kopf.

Ich: Er ist in jedem Kopf; der richtige vielleicht selten, das thut aber nichts zur Sache. Wenn der gemeine Mann sich unter Freiheit jeden Tag Braten und Salat nebst Bier und Branntwein und Tabak vorstellt, so ist das vielleicht nicht unser, vielleicht überhaupt nicht der wahre Begriff des Wortes;

Digitized by Google

aber sein Begriff ist es doch, er denkt sich doch etwas bei dem Wort und mit dem Wort.

Er: Mir scheint eher, das Wort denkt für ihn. Weil er selbst nichts denken kann, nimmt er ein Maulvoll Luft und stößt sie zu einem beliebigen Wort geballt wieder aus.

Ich: Ganz einverstanden: das Wort denkt für ihn. Wie gefällt dir denn übrigens die Barake, in der ich mich da angesiedelt?

Er: Schlecht, wenn sie ihren Bewohner schon so verwöhnt hat, daß er eine Barake schilt, was wir Anderen unter uns ein Schloß nennen. Das ist ja ein Prachtbau; von außen wie aus Felsen gemeißelt, innen diese weit und hohen und doch so heimlichen Saalzimmer, diese einfache schöne Renaissance; fürwahr, ein Schloß wie es sein soll. Woher hat es denn wohl seinen Namen?

Ich: Nun, ich denke vom schließen. Hierlands nennen sie's ein G'schloß; das ist ein Wort, das schon im Altdeutschen erscheint — das geslôz, Präterialform von dem althochd. Zeitwort sliuzan, ich slôz, geslozzen.

Er: Mit deinem Altdeutsch und deinen Präterialformen! Nach dem Namen Brannenburg frage ich; er klingt mir hier im Süden so eigen an mein fernes heimisches Brandenburg an.

Ich: So hilf dir selbst und erklär' es, wie man ja deine theure Vaterstadt längst erklärt, als slavisches Brennabor, oder meinethalben als keltisches Brannodûnum oder als rhätisch-etruskische Colonie, oder als was du willst. Aber laß auch mir die Freude, einen mir gar zu stolz klingenden Namen auf seine bescheidenen Anfänge zurückzuführen. Wir haben jenem Mann oben seinen Begriff von Freiheit gelassen, so gönne mir den meinigen von einem Schlosse.

Er: Das du wohl sofort nach gewohnter Art auf die Urzeit zurück construiren wirst.

Ich: Möglich, wenn auch nicht gerade auf jene vierhändige, zu der ihr Naturforscher neuerdings euch und uns alle zu verurtheilen beliebt. Bis in den Urwald wenigstens möchte es auch bei uns Philologen reichen. Beim Holzbau sind wir ohnehin schon, wenn wir, mit Grillparzer zu reden, in den „mittelhochdeutschen Unsinn" hineingehen; denn im Nibelungenliede heißt es, daß man der verwittibten Frau Chriemhild zu Worms bei dem Münster „ein gezimber slôz", d. h. ein Haus zimmerte, einen Wittwensitz baute. In einander geschlossene und ebendadurch auch schließende Balken und Bretter — das war ein gesloz oder ein sloz; im Grund also dasselbe, was ein Zimmer, ein Bau aus gezimmertem Holze war.

Er: Und das Schloß an der Thüre, an einem „Feuerfesten"?

Ich: Ist ganz dasselbe, eine schließende Vorrichtung in Verbindung mit einem kleinen Hebel, den wir Schlüssel zu nennen pflegen.

Er: Die aber aus solidem Metall bestehen müssen.

Digitized by Google

Ich: Seit wann? Noch heute sehen wir in alten Häusern das sogenannte „deutsche Schloß". Auch die Obstkammer meines elterlichen Hauses erfreute sich eines solchen, und obgleich keiner von uns sieben Brüdern speciell im Sinne trug, sich dem löblichen Schlosserhandwerke zu widmen, so hatten wir das „Sesam öffne dich" doch bald gefunden. Unsere kleinen Sünden, die doch für Adam und Eva einst so verhängnißvoll geworden, fielen mir später wieder ein, als wir im ersten Buche der Odyssee von der getreuen Schaffnerin Eurykleia lasen, wie sie, nach Altmeister Voß,

Gieng aus der Kammer hervor und fest mit silbernem Ring an
Zog sie die Pfort' und schob den Riegel davor mit dem Riemen.

Unser „deutsches Schloß" war noch von gutem Eisen, obgleich es jetz zum „alten Eisen" geworfen ist; daß aber die Block- und Schindelhäuser unserer unchristlich-germanischen Vorfahren höchstens einen hölzernen Riegel hatten, dürfen wir getrost annehmen. Ein Verschluß, ein Schloß war es dennoch, so gut wie das eben beschriebene Meisterwerk homerischer Schlosserkunst, dessen Riegel sogar geradezu mit dem deutschen Worte „Schlüssel" bezeichnet ist.

Er: So viel ich mich erinnere, ist die Odyssee in griechischer Sprache verfaßt.

Ich: Ganz richtig —

βῆ ῥ' ἴμεν ἐκ θαλάμοιο, θύρην δ' ἐπέρυσσε κορώνῃ
ἀργυρέῃ, ἐπὶ δὲ κληῖδ' ἐτάνυσσεν ἱμάντι,

so lautet die obige Stelle im Original, und klêïd, klêïs, später kleis, heißt das Ding, welches die Schaffnerin von außen mit dem durch ein Loch in der Thüre laufenden Riemen vorzieht. Der Sache nach ist das unser Riegel, dem Wort nach unser Schlüssel. Du kennst ja die unter sich so nahe verwandten Sprachen, welche man die indogermanischen oder arischen nennt. Nun denn, vergleiche das griechische kleiô ich schließe, latein. claudo, clûdi, clûsum, clausum, aus welch letzterem wir unsere „Klause", claustrum und clôstrum, woraus wir unser „Kloster" bauten. Vergleiche die übrigen Namen, die am indogermanischen Schlüsselbunde hängen und klingeln: griechisch klêïs, lateinisch clâvis, keltisch clôi, altslavisch kljuci. Unser deutscher Hausschlüssel aber, den wir in früheren Jahren leider so oft vergessen haben, heißt in seiner ältesten niederdeutschen Form slutil, unser althochdeutsches sliuzan heißt sliotan schließen. Aus diesen beiden Formen mit kl und sl aber schließen wir, auf Sprachgesetz und sichere Analogien gestützt, daß die noch ältere gemeinschaftlich indogermanische Form mit skl anlautete, daß der Begriff des Schließens durch die „Wurzel" sklu ausgedrückt wurde.

Er: skl! Das ist ein „harter Schluß", wie es in dem Handwerksburschenliede heißt.

Digitized by Google

Ich: Ein harter Anfang, wollteſt du ſagen, wie ja aller Anfang ſchwer iſt. Und doch hat die feinfühlige Hellenen-Sprache mehr als ein Wort, das mit dieſen drei Conſonanten anlautet; es haben die Römer einige Wörter, die mit den drei Lauten stl beginnen. Allerdings, die Sprachen lieben dergleichen cum beneficio inventarii überkommene Lautgruppen nicht und ſuchen ſich ihrer meiſt zu entledigen, jede in ihrer Art. Ein sl als Anfang eines Wortes war z. B. dem Römer unerträglich, dem Deutſchen ganz geläufig. So warfen die einen das k, die andern das s heraus, die alte Wurzel sklu ſpaltete ſich in zwei Stämme slu und klu, und alſo kommt es, daß die Schaffnerin Eurykleia ihres Telemachos Kammer mit einem deutſchen „Schlüſſel" ſchließen konnte, oder wenn du willſt, mit einem römiſchen, ſlaviſchen, keltiſchen; denn jenes sklu war ein „Hauptſchlüſſel".

Er: Alſo ein Bretterhaus mit hölzernem Schiebriegel; die Deduction iſt mir begreiflich, ihr Ergebniß faſt zu beſcheiden, indeſſen „Raum iſt in der kleinſten Hütte . . ."

Ich: Oder Zelle — wie man auch ſagen könnte. Auf ſolche möglichſt einfache Schleimzellen führt ihr Zoologen und Botaniker die complicirteſten organiſchen Gebilde zurück; der Linguiſt verſucht ganz dasſelbe mit den Begriffen und ihren Lautformen. Unſere Schlöſſer und Schlüſſel, unſere logiſchen Schlüſſe und ſittlichen Entſchlüſſe, und wie die hundert Ableitungen und Abſtractionen noch heißen, ſind uns ſo geläufige Laute geworden, daß wir in der That kaum mehr dabei zu denken brauchen, „ſie denken für uns". Nun haben wir doch, und zwar auf geſchichtlichem, urkundlichem Wege, gefunden, daß ſie alle auf das Hin- und Herſchieben eines Stück Holzes oder auf eine ähnliche Vorrichtung und Verrichtung zurückgehen. Sagt man doch in Baiern noch heute „die Thüre ſperren", alſo eigentlich mit einem Riegel ſchließen, mit einem jener Sparren, aus denen man der Frau Chriemhilden ihr „Gezimmer ſchloß".

Er: Was hatten denn aber jene Urleute überhaupt zu ſperren und zu ſchließen? ich dächte, damals hatte jeder ungefähr ſo viel und ſo wenig wie ſein Nachbar. Es war, mit Juvenal zu reden, die Zeit, wo Jupiter noch bartlos war, wo man nichts von Meineid und Ehebruch wußte, die Zeit

quum furem nemo timeret
Caulibus et pomis, et aperto viveret horto.

Ich: Vielleicht galt es zunächſt auch weniger gegen die Menſchen als gegen Thiere. Noch heute ſiehſt du in unſeren Alpen und anderwärts jenen einfachſten aller Verſchlüſſe, einen Zaun oder ein Gitter mit einer Art Fallthor, das nach einer Seite hin durch ſein eigenes Gewicht ſich ſchließt, jedenfalls durch einen Riegel, einen Strick oder Weidenzweig genugſam geſperrt werden kann. Was iſt überhaupt die älteſte und einfachſte Architektur? ich denke die-

Digitized by Google

jenige, die du an dem Storchennest da droben siehst. Der Zweig heißt im Gothischen tain, der aus Zweigen geflochtene Korb die tainjo, unsere „Zaine". Die Einfriedigung eines Grasplatzes, einer Wohnstätte, dann der eingefriedigte Platz selbst heißt im Angelsächsischen, Altfriesischen, Altnordischen tûn, das ist unser althochdeutscher zûn, jetzt Zaun genannt, und ist das englische town und —ton, die Stadt. Im Grund aber ist es dasselbe wie jenes tain, ein Geflecht aus Zweigen, eine Faschine, ein Pferch, eine Hürde. Lautlich vollkommen dem tûn entspricht das bekannte altkeltische dûnum, welches aber bereits einen festen Platz bezeichnet. Soll ich kühner sein, so nenne ich dir noch das griechische deô ich binde, desmos Band, dêma Binde, sintemal ein schmiegsamer Zweig das einfachste Band ist. Auf solchen Wegen, vielleicht Irrwegen, war ich, als mir ein keltisches, ein alt-irisches Wort aufstieß: cliath das Flechtwerk, die Faschine: in der altkymrischen Sprache cluit der Korb, dor-cluit eine aus Weiden geflochtene Thüre; in der alten cornischen Sprache cluit der Korb. Nach bestimmtem keltischem Lautgesetz muß jenem irischen cliath ein altes clêt zu Grunde liegen, wie denn auch dieses Wort als clêta und clîta Korb, Zaine in das Mittellateinische übergegangen ist. Du hast eben den Juvenal citirt, so erinnerst du dich wohl auch jener Horazischen Epistel, wo der Dichter einem gewissen Vinius Asella den Auftrag gibt, ein Bändchen Poesie dem Kaiser Augustus zu überbringen. Mit Anspielung auf den Namen des Boten mahnt er ihn fein säuberlich aufzutreten und nicht tölpisch mit dem Packsattel an Thüren und Wänden anzupoltern — ne clitellas ferus impingas. Warum nannte denn der Römer den Sattel seiner Saumthiere mit der Pluralform clitellæ? Das deutet auf etwas Paarweises hin und zwar sonder Zweifel auf die beiden Körbe, die symmetrisch zu beiden Seiten des Thieres niederhängen — „es trägt sich besser die gleichere Last so", sagt Goethe's Dorothea. So sehen wir die Menschen tragen, so den Esel Josephs auf den Gemälden, so auch den Esel Sanct Josephs des Zweiten in Wilhelm Meisters Wanderjahren, so den Asella des Horatius und noch viele andere, minder classische Esel. Kurz, die lateinische clîta ist genau die keltische clêta, kein Sattel, sondern ein Weidenkorb. Nun darf ich wohl auch erinnern an einige griechische Wörter wie klados, klêma, klôn Zweig, Ranke, vielleicht auch klêros das Loos, nämlich der beim Looswerfen verwendete Zweig, das Stäbchen. Auch die Germanen loosten ja mit hingeworfenen Zweigen. Wäre jenes clêt im Deutschen erhalten, so müßte zunächst das c oder k sich als h (= ch), das t sich als th zeigen, und siehe da, das gothische hlêth-ra, hleith-ra heißt die Laubhütte, Laube, Zelt, Hütte. Und so wage ich es, jene oben gewonnene Wurzel sklu oder skla, beziehungsweise kla und sla, über den immer noch abstracten Begriff des Schließens, Sperrens und Riegelns hinaufzuführen in eine noch viel ältere Bedeutung des Zweige-, Wände- und Zäuneflechtens, zuletzt und „schließlich" des natürlichen, gewachsenen, rankenden, schwankenden Zweiges selbst. Aus festen Stäben und schwanken Reben hat der Mensch sein erstes oberirdisches

Digitized by Google

„Schloß" gebaut, sie gaben ihm Dach und Fach, Wand und Thüre, Thürangel, Schloß und Schlüssel.

Er: Und es ist mit diesem Urzweig ergangen wie mit dem Senfkorn im Evangelium — der kleinste der Samen auf Erden, und ist zu einem Baume worden, darunter die Vögel des Himmels wohnen. Ja noch Größeres ist geschehen, denn unter jenem Zweige wohnen die Menschen der Erde. Unterdessen ist dieses Schloß Brannenburg aber doch ein Schloß geblieben und ein „Feuerfester" mit zehntausend Hundertthalerscheinen im Bauch ist doch etwas ganz anderes als die Pferchhütte deines Urmenschen.

Ich: Das ist die Frage, von der wir ausgingen. Jene Sprachwurzel sklu hat sich in hundert Mundarten, in tausend Formen entwickelt, ihr Begriff sich in hundert Variationen entfaltet, auch veredelt und vergeistigt; von der Wurzel selbst sind wir sprachlich nicht losgekommen, sie dient uns noch gerade so wie sie dem Urmenschen gedient hat; wir haben nichts Neues an ihre Stelle zu setzen vermocht. Aber auch Begriff und Inhalt jener Wurzel ist derselbe geblieben: das raffinirteste fürstliche Schloß kann seinem Besitzer und Bewohner nicht mehr bieten als sein Weidengeflecht dem Urmenschen bot — das Gefühl des sicheren, behaglichen, wohnlichen Eigenthums, der geschlossenen Burg, in welcher der Mensch als allmächtiger Gebieter waltet. Der Unterschied ist nur ein quantitativer, kein qualitativer. Der geistvollste Schluß eines philosophischen Denkers ruht auf keiner anders gearteten Fähigkeit als jene war, welche die ersten beiden Zweige eines Strauches zu einem bestimmten Zwecke zusammenschloß.

Er: Und also war und ist gar kein Fortschritt, keine Besserung, keine Hoffnung?

Ich: In den Formen wohl, in den äußeren Gestaltungen des Lebens. Die Menschheit, so weit wir sie geschichtlich verfolgen können, und zum Geschichtlichen rechne ich die Sprache, ist allzeit glücklich und unglücklich, weise und thöricht gewesen. Und selbst die äußere ursprüngliche Form ist unvertilgbar, lebt unausrottbar neben und unter den höchsten Bildungsformen fort. Keine Stunde von hier brauchst du zu gehen und du findest in einer von ihm selbst gefertigten Waldhütte einen Mann, der sich von Schlangen, Eidechsen und dergleichen Geziefer sein Leben fristet, im Uebrigen ein ordentlicher Staats- und Gemeindebürger ist, zehn Mal glücklicher jedenfalls als die Tausende, die heutzutage aus den Palastreihen unserer Großstädte sich hinausschleichen und sich draußen in Erdhöhlen eingraben oder eine nothdürftige Hütte zusammenflicken und ein Leben führen, vor dem es einem wohlgezogenen Jagdhunde schaudern muß.

Er: Das sind Ausnahmen, seltene Fälle, einer unter tausend.

Ich: Und dennoch sagt der Staat, die Menschheit, sagen die 999, daß sie absolut nicht im Stande seien, diesem Tausendsten zu helfen? Ich will es glauben, aber wie müssen dann die 999 dran sein? mir scheint, auch ihre

Digitized by Google

Existenz ist dann nur ein Scheinleben, nur eine Form, die sie überkommen haben und der sie innerlich nicht gewachsen sind. So sind auch der so unendlich ausgebildeten Sprache nur die wenigsten Menschen noch gewachsen, die wenigsten denken mit ihr, die meisten lassen sich von ihr vordenken und im Uebrigen treiben sie Musik und trommeln auf den Clavieren herum.

Er: Eure Linguistik und Etymologie, scheint mir, ist eine melancholische Wissenschaft.

Ich: Das ist jede Wissenschaft, die auf den Grund geht. Daß sie nicht melancholisch *mache*, dafür muß der Mensch anderweitig sorgen. Gehen wir zu Tische. A. Bacmeister.

Schillers Nachlaß.

Ein Vortrag[1])

von Dr. K. J. Schröer.

I.

„Ein Federzug von dieser Hand und neu geschaffen wird die Erde" so läßt unser Dichter seinen Marquis Posa zum Könige sprechen. Der Zuruf der Dichtung hat wohl auf die Throne der Wirklichkeit kaum einen unmittelbaren Einfluß gehabt; dennoch scheint uns bei einem Blicke in die Gegenwart die Erde jetzt schon wie neu geschaffen, zumal in Deutschland, wenn wir einen Blick werfen auf die Zeiten, gegen die Schillers: Räuber, Kabale und Liebe, Fiesco, Don Carlos ihre erschütternden Anklagen erhoben.

Goedeke nannte Schillers Kabale und Liebe „ein wahrhaft historisches Drama, das die Zerrüttung, die der Despot über sein Land verbreitet, auf die Bühne brachte."

Nicht von oben herab stand die Erneuerung des Volksgeistes zu erwarten; sie vollzog sich von unten herauf.

Der Kern im Volke war gesund, der Dichter aus dem Volke verklärte die Ziele der Freiheit und eroberte im Sturm die Herzen bei Hoch und Niedrig.

Selbst jene jugendlich übertreibenden und *überschäumenden* Werke Schillers waren der edelsten Aufwallung voll, und rissen zu hohen Gefühlen hin[2]).

---

[1]) Derselbe wurde vor dem Erscheinen des 11. Bandes der historisch-kritischen Schiller-Ausgabe Goedeke's gehalten; es sind daher die mit diesem Bande erst bekannt gewordenen Kleinigkeiten *aus Schillers Nachlaß* (S. 405 bis 418) nicht berücksichtigt Sie sind von geringem Belang. Ich will auf dieselben in einer Schlußanmerkung zurückkommen.

[2]) Dafür bleiben ein ewig denkwürdiges Zeugniß die Worte Körners in jenem ersten Briefe an Schiller vom Juni 1784 in denen er diesem Eindruck der Schillerschen Jugendwerke Ausdruck gibt: „Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele."

Digitized by Google

Wir wollen nicht leugnen, daß wir ihnen, den genannten vier Stücken, jetzt jene begeisterte Bewunderung nicht mehr zollen, die ihnen bei ihrem Erscheinen wurde und die wir den späteren vollendeteren Werken Schillers zuerkennen. Die Unruhe in der Seele des Dichters, die in seiner Jugend krankhaft erregt erscheint, und zwar durch den Kampf mit einer entarteten Zeit, den er nicht zu eigner Befriedigung zu führen geeignet war, denn er war noch in Zwiespalt mit sich selbst, — diese Unruhe ist in seine Jugenddichtungen übergegangen, und wir fühlen sie als Ueberreiztheit und Ueberspannung.

Diese Seelenzustände trieben Schiller einer Entscheidung entgegen: er konnte so weder weiter leben noch schaffen. Und es trat in diesem gewaltigen Geiste, der in rascher Aufeinanderfolge jene vier großartigen Stücke schuf, plötzlich Stillstand ein. Fast zehn Jahre hindurch [1]) hielt er inne in der Hervorbringung ähnlicher Werke, um dann wieder auf einmal, in ununterbrochener Folge bis an das Ende seines Lebens, fortzufahren in der Production von Werken, wie: Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell.

Mit Bewunderung folgte die Nation dem in diesen Werken immer herrlicher sich entfaltenden Genius, als die unerbittliche Parze plötzlich seinen Lebensfaden abschnitt! Auf seinem Schreibtische lag der begonnene Demetrius, die Schreibfeder daneben; sie wird auf der Bibliothek zu Trier aufbewahrt. — Reich an Plänen, mitten in voller Thatkraft, von der Arbeit weg, verließ er uns. — Fast möchten wir bei dem Anblick dessen, was alles unausgeführt blieb, jene zehn Jahre beklagen, in denen er sich der Dichtung entzog; freilich mit Unrecht. Krank an der Zeit mußte er Heilung suchen in dem Dauernden im Wechsel, er genas von der Gegenwart in dem Studium der Geschichte und Philosophie. Seine Studien blieben aber nicht beschränkt auf die Stube des Gelehrten. Wie sie in innigerem Zusammenhange standen mit Schillers dichterischen Thaten, zogen sie auch die Herzen der Gebildeten nach sich, ja sie hoben in gewissem Sinne die gesammte Nation auf den Schauplatz der Gedanken, wo ein altgeschichtlicher Geisterkampf seinen Abschluß fand.

„Wie die Goethe'sche Lebensphilosophie, so sind die Ideen jener Aufsätze" (der prosaischen Schriften Schillers) „in die zartesten Gefäße des nationalen Bildungsorganismus eingeströmt; wir tragen sie in der Seele und wissen nicht woher!" sagt Gervinus treffend.

Nicht als vereinzelte Schöpfungen der Laune lassen sich die Geistesthaten Schillers beurtheilen: sein ganzes Leben ist eine einzige That. Daher hat nichts was von ihm ausging den Charakter des Zufälligen, Launenhaften, auch die unvollendeten Entwürfe seines Nachlasses nicht. Sie müssen für uns, sobald wir über diese Einheit in Schillers Entwickelung uns klar sind, bedeutsam sein, und sollte uns

---

[1]) „Nun, ich bin froh, daß mein erster dramatischer Auftritt (Wallensteins Lager) nach vollen zehn Jahren deinen Beifall hat." Schiller an Körner 10. Juli 1797.

Digitized by Google

durch sie auch sein ganzes Leben erst so recht als Torso erscheinen. — Manche unter ihnen tragen schon entschieden das Gepräge der Unsterblichkeit, in ihrer Gesammtheit aber gewähren sie ein so lebendiges Bild von dem schöpferischen Drängen in des Dichters Geist, daß wir sie nicht missen möchten. — Ziehen uns diese schon bei oberflächlicher Betrachtung hervortretenden Eigenschaften dieser Reliquien einmal näher heran, so kann es nicht fehlen, daß dieselben eines nach dem andern ihren selbständigen Werth in unserer Vorstellung bald geltend machen. Es geht uns mit ihnen, wie mit jenen wunderbaren Trümmern antiker Plastik, von denen es zum Theil fraglich ist, ob sie je vollendet waren, die aber in ihren unvollständigen Theilen eine solche Meisterschaft künstlerischer Ausführung zeigen, daß wir uns aufgefordert fühlen im Geiste das Fehlende zu ersetzen und das Unvollendete weiter auszubauen, ja daß wir aus der Beschaffenheit des vorhandenen Rumpfes auf die Haltung und selbst den Gesichtsausdruck des fehlenden Hauptes zu schließen uns angeregt fühlen.

Und so mag denn der Versuch wohl hinreichend gerechtfertigt erscheinen Schillers hinterlassene unvollendete Entwürfe einmal zusammenzustellen und bei ihnen eine Stunde zu verweilen.

Insofern als die Betrachtung der unvollendet gebliebenen Entwürfe Schillers zur Ergänzung eines Bildes von seiner Gesammtthätigkeit dient, so gehören in dieselbe Reihe wohl auch seine verloren gegangenen Jugendwerke, von denen wir Kunde haben. Wir wollen auch ihrer kürzlich gedenken.

Kleinere Versuche abgerechnet, haben wir Kunde, daß Schiller in seinem 13. Lebensjahre ein Trauerspiel, „die Christen“ geschrieben, an das sich sein Vater noch 1790 erinnerte.

Ferner wissen wir von einem Drama Absalon, ungefähr aus seinem 14. Lebensjahre und von einem Epos Moses, in klopstockischer Manier, etwa aus derselben Zeit.

Die Nachrichten, welche wir über diese Jugendwerke haben, sind so dürftig, daß wir uns über ihren Werth kein Urtheil zu bilden im Stande sind; doch ist allerdings schon in der Wahl so bedeutender Stoffe der hochstrebende Geist, der schon im Knaben sich zeigte, nicht zu verkennen und haben für uns diese dürftigen Nachrichten doch den Werth, daß sie ein Zeugniß sind für die fruchtbare Thätigkeit des Dichters, die demnach mit seinem 13. Lebensjahre begann und damals schon auf große Gegenstände gerichtet, damals schon vorherrschend der dramatischen Dichtung zugewandt war. Die Zeit von Schillers 13. bis zu seinem 16. Lebensjahre wird durch die drei genannten größeren Dichtungen schon eben so reichlich ausgefüllt, wie später die von seinem 21. bis zu seinem 24. Lebensjahre durch seine Räuber [1]), durch Fiesco, und Kabale und Liebe.

---

[1]) Die Anfänge derselben und ihre erste Ausarbeitung, nach zehnfachen Veränderungen, reichen freilich weiter zurück; in sein 21. Lebensjahr fällt nur ihre Bearbeitung für die Bühne.

Digitized by Google

Aber aus der Zeit zwischen der Abfassung jener verlorenen Erstlingswerke und den Räubern sind noch andere Dramen zu nennen, die leider gleichfalls verloren sind.

In seinem 17. und 18. Lebensjahr schrieb er die Trauerspiele: Der Student von Nassau, und die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer oder Cosmus von Medicis, und ein Vorspiel: Der Jahrmarkt.

Von dem ersten dieser Stücke wissen wir nur, daß Schiller es auf die Zeitungsnachricht von dem Selbstmorde eines Studenten concipirte und ausführte. Nicht ohne Einfluß auf die Wahl eines solchen Stoffes mag wohl Goethes Werther geblieben sein, der 1774 im September erschienen ist und von seinem Erscheinen an bis gegen das Ende der 70er Jahre eine ganze Litteratur (von nahezu 40 Schriften) hervorrief, die von diesem merkwürdigen Romane angeregt war, und auf ihn Bezug nahm. Schiller war bei seinem Erscheinen 15 Jahre alt; sein Jünglingsalter fiel demnach gerade in die Wertherperiode.

Wenn wir daher auch annehmen, daß sein Student von Nassau sich anders geberdet haben mag — wohl roher und unnatürlicher, aber energischer — als Werther, so ist ein in den Werthertagen entstandenes Selbstmorddrama doch kaum anders zu denken, als von Werthers Geist berührt, ja wohl auch angeregt von dieser Dichtung. Schiller vernichtete dieses Drama, das vielfach als sein erstes bezeichnet ward, bald selbst, was er jedoch später bedauerte: „indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene Situationen vielleicht noch als Mann benützen“ konnte.

Auch das Schauspiel Cosmus vernichtete er selbst, nahm jedoch „einzelne Bilder, Züge, Gedanken und Einfälle daraus später in seine Räuber auf“. —

Von dem Vorspiele, der Jahrmarkt, wissen wir nur, daß es am Geburtstage des Herzogs von Zöglingen der Akademie gegeben wurde. Schillers Mitschüler Petersen sagt davon: „es verrieth schon den genialischen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß“. —

Vom Jahre 1777 bis 1781 beschäftigten Schiller seine Räuber. In letzterem Jahre ist aber wieder ein längeres Gedicht entstanden, dessen Verlust wir zu beklagen haben. Es hieß Teufel Amor. — Während Schillers Aufenthalt zu Frankfurt am Main, nach seiner Flucht aus Stuttgart, im October 1782, bot er in äußerster Geldnoth dies Gedicht einem Buchhändler an für ein Honorar von 25 Gulden, Der Buchhändler wollte davon 7 Gulden abdingen, was den Dichter so empörte, daß er sein Gedicht zurücknahm, so sehr ihm selbst die achtzehn Gulden erwünscht sein mußten. Leider ist diese Dichtung in den Drangsalen der nächsten Zeit, wo der Dichter heimatlos war, verloren gegangen. Nach seines Freundes Streichers Mittheilung, der einzigen, die wir darüber besitzen, war es, „eins der vollkommensten die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache so hinreißend, daß er

Digitized by Google

selbst — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien." Streicher erinnert sich nur zweier Verse daraus:

Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug!

Die Räuber erschienen 1781, im Jahre darauf, 1782 entstand Fiesco, 1783 Kabale und Liebe, dessen Entwurf bekanntlich während seiner Haft schon im Jahre 1782 (1. bis 14. Juli) entstanden war. Nur Andeutungen in Briefen liegen vor, aus denen wir wissen, daß Schiller in seiner Verborgenheit als Doctor Ritter in Bauerbach im März und April 1783 an einem Trauerspiele Friedrich Imhof, und einem zweiten: Prinz Konradin arbeitete.

Die Beschäftigung mit Don Carlos drängte aber in jener Zeit bald alle anderen Entwürfe in den Hintergrund, und von jenen beiden Trauerspielen war nicht mehr die Rede; was davon etwa ausgearbeitet sein mochte, ging verloren.

Mit der Vollendung des Don Carlos (1786) trat in Schillers dichterischer Thätigkeit Stillstand ein, und zwar ein beträchtlicher Stillstand für eine ziemliche Reihe von Jahren, was bei einer ununterbrochenen Thätigkeit, die, wie wir gesehen haben, bis in sein 13. Lebensjahr zurück nachzuweisen ist, höchst merkwürdig erscheinen muß. Ein Vorbote dieses Stillstandes scheint schon in dem zögernden Entstehen des Don Carlos sich anzukündigen, der in den Jahren 1783 bis 1786 seine Hauptarbeit blieb. Aber schon vor Vollendung des Don Carlos faßt ihn das Studium der Geschichte. Er schreibt den 17. April 1786 an Körner: „täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe die Woche eine Geschichte des 30jährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon: daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist. Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studirt hätte. Ich glaube ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?"

Der Stillstand, der von Vollendung des Don Carlos an (1786) bis zum Beginne des Wallenstein (22. October 1796) gerechnet, volle zehn Jahre dauerte, kann insoferne in der That ein vollständiger genannt werden, als die in dieser Zeit entstandenen größeren zwei philosophischen Gedichte, die Götter Griechenlands und die Künstler, so wie der Roman der Geisterseher wohl seinen in diese Zeit fallenden wissenschaftlichen Arbeiten näher verwandt sind, als jenen dramatischen Productionen, die doch ausgesprochen seinen Lebensberuf bezeichnen.

Auch die kleineren Dichtungen des Jahres 1785 deuten mehr das Herannahen einer neuen Dichterära an, als daß sie eine Fortsetzung seiner fruchtbaren Zeit genannt werden könnten, in welcher er ununterbrochen an großen,

Digitized by Google

meist dramatischen Dichtungen arbeitete. Eine solche Zeit beginnt erst wieder mit dem Wallenstein (1796), dauert aber dann auch wieder ununterbrochen bis an sein Lebensende an, ja der Tod übereilt ihn mitten im Schaffen und ein reicher Vorrath von Entwürfen und begonnenen großen Werken bleibt unvollendet.

Allerdings lassen sich zwei Stoffe zu großen Dichtungen nachweisen, die Schiller in der Zeit jener zehn Jahre des Stillstands seiner schöpferischen Thätigkeit zu gestalten anfing, doch entschwanden beide seinem Geiste wie Schemen, bevor sie Körper gewonnen hatten. Sie sollten der Eine zu einem Schauspiele, der andere zu einem größeren Epos ausgebildet werden. Natürlich ist hier nur von bedeutenderen Entwürfen die Rede, die den Dichter ernstlich beschäftigten, nicht von Gedanken, die ihm durch den Kopf fliegen, wie der auf Wielands Anregung den Oberon zu einer Oper umzuarbeiten (Brief an Körner vom 12. December 1787 I 227 vgl. 231) u. dgl.

Das Drama sollte heißen: Der Menschenfeind oder der versöhnte Menschenfeind, das Epos sollte eine Action aus dem Leben Friedrich II. zum Gegenstande haben.

Vom Menschenfeind haben wir eine Reihe von Auftritten, die etwa den Inhalt des ersten Aufzuges umfassen. Das Bruchstück stammt aus dem Jahre 1786 und wurde 1789 „retouchiert". Es ist bezeichnend, daß der Dichter seine Jugendperiode, in der er sich in revolutionären Werken auflehnte gegen Staat und Gesellschaft, mit einem Schauspiele abschließen wollte, in welchem ein Menschenfeind versöhnt wird! — Er vollendete es nicht, er konnte es nicht vollenden, wohl weil er die Versöhnung mit der Welt und mit den Menschen selbst noch zu suchen hatte. Rühmlich ist schon, daß er danach hinstrebte, daß er aus der einseitigen Verneinung herauszukommen trachtete; es liegt hierin die Ahnung, daß das Zerwürfniß mit der Welt doch zunächst in subjectiver Befangenheit zu suchen ist.

Die im 18. Jahrhundert zusammenbrechende alte Zeit wurde vielseitig bekämpft von edlen Geistern, die das Gute, das in ihnen lebte, noch nicht in Einklang zu bringen wußten mit der Wirklichkeit, weil ihnen die Ziele der allgemeinen Bewegung, der auch sie angehörten, noch nicht klar waren, eine Lage, die nothwendig Ueberdruß und Menschenhaß in ihnen hervorrufen mußte. Obenan steht Rousseau mit seinen Paradoxen, l' homme qui pense est un animal dépravé u. dgl. Wir wissen, wie Schiller für Rousseau schwärmte. Milder, aber doch in einem ähnlichen Zerwürfniß mit der Welt, erscheint uns Goethes Werther. Doch nicht verherrlichen sollte Werther die Gefühlsweichlichkeit, die ihn zum Selbstmord trieb, Goethe schrieb schon auf den Titel der 2. Ausgabe von 1775 „sieh dir winkt mein Geist aus seiner Höhle, sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Die Versöhnung der Idealwelt mit der Wirklichkeit stellt Goethes ganzes Dichterwirken dar. Schillers nicht minder. Sie sollte schon in seinem Menschen-

Digitized by Google

feind ausdrücklich als Gegenstand eines Schauspiels zur Darstellung kommen. Das Fragement entwickelt uns die Situation bekanntlich wie folgt. Angelica von Hutten liebt den geist- und gemüthvollen Herrn von Rosenberg. Ihre Tante ist ihre Vertraute. Der Vater Angelicas liebt sie über Alles; er ist unermeßlich reich und eben so wohlthätig, aber — Menschenfeind. Er verletzt selbst diejenigen durch seine Menschenverachtung, die sich ihm dankbar erweisen wollen für seine Wohlthaten. Man wagt nicht zu hoffen, daß er Rosenberg die Hand seiner Tochter geben werde, denn er zeigt sich unnahbar gegen Jedermann und sagt unter anderm: die Edelsten haben ihn zum Menschenfeinde gemacht, wodurch sein Menschenhaß um so geheimnißvoller, seine Bekehrung um so hoffnungsloser erscheint. Rosenberg hofft ihn doch zu gewinnen. Angelica zittert; die Tante zweifelt. Im letzten Auftritt des Bruchstückes verlangt nun der Menschenfeind von seiner Tochter: daß sie verspreche nie eines Mannes Weib zu werden, was sie mit der Einschränkung gelobt, so lange der Vater nicht einverstanden ist. Damit bricht das interessante Bruchstück ab. Wir wissen nur, daß nach einem hartnäckigen Widerstand Rosenberg über den Menschenfeind siegen und daß dieser Sieg durch das Auftreten einiger anderer Menschenfeinde begünstigt werden sollte.

Noch zu erfinden war: 1. Die Geschichte Huttens, wie die edelsten Menschen ihn verletzt und zum Menschenfeind gemacht. 2. Die weitere Entwicklung, wie der Menschenfeind geheilt wird. Wie die Aufgabe immer gelöst werden sollte, der Menschenfeind, der eigentlich Idealist ist, und dadurch mit der Welt in Zerwürfniß gerieth, mußte zur Einsicht kommen: daß seine Ideale in der Wirklichkeit nicht zu suchen sind, ja daß er selbst dem Ideale nicht entspricht, das er überall fordert und vermißt.

Das Schauspiel hätte uns erschütternd und rührend vor Augen gestellt, was Schiller später in seiner Abhandlung über das Erhabene vorübergehend andeutete, was er in seinen Worten des Wahnes aussprach: daß der Gegensatz zwischen der Idealwelt und der Wirklichkeit nur dadurch aufgehoben wird, daß wir, in gerechter Würdigung der Schranken zwischen diesen beiden Sphären, die Wirklichkeit nicht verdammen, weil sie nicht die Idealwelt ist, und uns dabei begnügen, daß sich in uns im Anschauen der Wirklichkeit das Schöne, das Wahre „was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahen“ offenbare.

Es ist eigen, daß im selben Jahre als der Plan von Schillers Menschenfeind entstand, 1786, der um 10 Jahr ältere Goethe, an der äußersten Grenze seiner Jugendzeit, vor der italienischen Reise, in seiner Zueignung, jene menschlich schönen Worte schrieb, die ebenfalls den Weg zur Aussöhnung der Idealwelt mit der Wirklichkeit weisen, indem er die Göttin der Wahrheit auf seine Klage

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein —

Digitized by Google

antworten läßt:

Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden! [1])

Drei Jahre hindurch von 1788 bis 1791 beschäftigte Schiller, auf eine Anregung Körners, der Plan zu einem Epos, das eine Action aus dem Leben Friedrich des Großen behandeln sollte. Die in den Briefen an Körner niedergelegten Gedanken über die Anforderungen, die dabei der Dichter an sich stellen würde, sind von unschätzbarem Werthe, man sieht dabei in die Werkstätte dieser hohen Dichterseele, die sich mitten im Schaffen fortwährend kritisch selbst gegenüber stand, und mit den höchsten Anforderungen der Kritik, die er stellte, auch schon mitten im Schaffen begriffen ist. Von dem Plane selbst läßt sich wenig sagen, obwohl durch die ausgesprochenen Intentionen des Dichters der Wunsch mächtig angeregt wird, daß er an die Ausarbeitung geschritten wäre. Er wandte sich jedoch endlich im November 1791 entschieden davon ab mit der Bemerkung „ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen!"

Er setzt weiter hinzu, daß ihm, um das darzustellen, was er beabsichtigt, doch eigentlich Gustav Adolf geeigneter scheint; doch kann er auch hiezu sich noch nicht bestimmt entscheiden.

Sollte der Menschenfeind eine der Zeit anhaftende Gegensätzlichkeit der Idealität und Wirklichkeit zur Darstellung bringen; so sucht der Dichter in diesen epischen Plänen, die neben seinen historischen Studien auftauchen, sich mit der Wirklichkeit, wie sie in der Geschichte sich darstellt, zu befreunden, und dieselbe dichterisch zu verklären.

Geschichtliche Stoffe beschäftigten um diese Zeit wohl vielfach seinen Geist, er sinnt (Jänner, Februar 1791) über einem begeisternden historischen Trauerspiele [2]).

Auch Julian scheint ihn schon vor jener Zeit beschäftigt zu haben [3]). Aber es kömmt nichts zur Ausführung. Er war zu tief in der Wissenschaft untergetaucht, wie Herakles zum Hades hinabstieg, kam aber endlich wie dieser heil und gesund zurück.

---

[1]) Goethe schreibt den 5. Mai desselben Jahres 1786 an Jacobi: „wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen?" Der erste Entwurf der Zuneigung fällt wohl in das Jahr 1784, s. Viehoff, Goethe's Gedichte [7], 32.

[2]) Ob der simple Plan, über den er schon nach einem Briefe vom 25. Februar 1789 an Körner brüten will, derselbe war, ob ein anderes Theaterstück, das er nach dem Brief an Körner vom 26. Mai 1788 an der Kunkel hat, und das einer griechischen Manier fähig ist, Themistokles war, weiß ich nicht zu bestimmen.

[3]) Vgl. in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner die Briefe von 26. Mai 1788 („Plan"), 25. Febr. 1789, 12. Jänner 1791, 22. Febr. 1791 („Trauerspiel"). Ueber Julian 25. Apr 1788, 6. Dec. 1791, 5. Jänner 1798.

Digitized by Google

Es war in der Zeit, als Schiller von dem Besuche seiner Heimat heimgekehrt war, im Jahre 1794, und wo der wiederkehrende Frühling in des Dichters Brust so schön zusammenfiel mit dem bald darauf geschlossenen Freundschaftsbunde mit Goethe, wo wir Schillern zwischen zwei dichterischen Plänen schwanken sehen, die ihn anfangs, ein jeder gleich mächtig, anziehen. Beide sind aus seinen historischen Studien hervorgegangen. Es sind die Malteser und Wallenstein; ersterer blieb Bruchstück, und nur letzterer wurde ausgeführt; wir haben es hier zunächst nur mit dem ersteren zu thun. Einen Plan der Mahlteser besitzen wir, den Schiller 1799 wahrscheinlich für den Großherzog von Weimar niederschrieb, dazu die Ausführung der ersten Scene, außerdem noch verschiedene Aufzeichnungen [1]), die als Vorarbeiten zu diesem Plan erscheinen.

Daß die Tragödie nicht ausgeführt wurde, müssen wir beklagen, obwohl wir begreifen, daß Wallenstein in jener Zeit ihn mächtiger anziehen mußte. Die Malteser hätten eine lyrische, idealische Behandlung erfordert; er war aber jetzt mit Begeisterung bemüht, sich Goethe's Natur zu nähern und sich einmal in realistischer Darstellung zu versuchen. Wie wunderbar ihm dies in Wallenstein gelungen ist, wissen wir. Bei einem solchen Streben lag ihm die Ausführung des Wallenstein näher als die der Malteser, die er, vielleicht ein Jahr früher, gewiß rasch zu vollenden im Stande gewesen wäre. Es wäre eine Tragödie geworden, die durch Einfachheit des Baues und durch die Erhabenheit eines Heroismus, durch den der Mensch sich selbst über das furchtbarste Geschick zu erheben vermag, alle anderen übertroffen hätte. Es sei einmal der Versuch gestattet, den Verlauf derselben zu schildern, nicht durch Aufzählen der vorhandenen Andeutungen und des Entwurfes, sondern so, als ob sie geschrieben und auf der Bühne zur Darstellung gekommen wäre [2]).

Der allmächtige Soliman hält durch Kara Mustafa Malta belagert. Hoffnungslos scheint jeder Widerstand der 700 Malteser, die von 300 Schiffen und einem Heere von vierzigtausend Mann umzingelt sind. Dazu ist die Mannszucht gelockert, die sichere Erwartung des Todes löst unter den Maltesern alle Bande der Sitte und der Ordnung. Der Vorhang geht auf und man sieht Biron, einen heißblütigen Malteser aus der Provence, der eine griechische Gefangene nach sich zieht, die er dem ehrgeizigen Spanier Romegas,

---

[1]) Hoffmeisters Nachlese zu Schillers Werken 3. Band S. 1 bis 26.

[2]) Wenn dabei in weniger wesentlichen Einzelheiten von den vorhandenen Andeutungen Schillers abgewichen ist, so darf wohl geltend gemacht werden, daß Schiller bei der Ausführung dies gewiß auch zu thun sich veranlaßt gesehen hätte; dabei wird natürlich nicht prätendirt, überall errathen zu haben, wie Schiller seinen Stoff ausgebildet hätte Es schien nicht nur erlaubt, sondern vielleicht sogar zweckmäßig, mindestens an Einem Beispiele in etwas lebendigerer Form zur Darstellung zu bringen, was wir, wenn der Plan zur Ausführung gekommen wäre, daran besessen hätten, als dies durch Wiederholung des bekannten Planes und der Vorarbeiten, die bei Hoffmeister mitgetheilt sind, erreicht worden wäre.

Digitized by Google

dem Admiral des Ordens, geraubt hat. Romegas erscheint, es fallen harte Worte und schon ziehen Spanier und Provençalen die Schwerter gegen einander, als eine Schaar alter Ritter [1]), die Leibwache des Großmeisters, die Repräsentanten des Ordens, auftreten, Ruhe gebieten und die Gefangene in ihre Mitte nehmen.

Sie mahnen an die Tugenden, durch die der Orden besteht, und durch die er auch im Untergange groß erscheinen soll. Die Ritter murren und meinen: jetzt, wo man die äußerste Aufopferung verlangt von jedem, sei nicht der Augenblick, Zuchtmeistern gleich, den Ritter zu behandeln; übrigens hoffe man ja auf Spaniens Hülfe. Bei dieser Aeußerung erscheint der Großmeister Lavalette mit dem spanischen Gesandten. Ehrfurchtsvoll schweigen die Streitenden, und der Großmeister mahnt mit Würde und Milde: auf Alles gefaßt zu sein, auch auf den Heldentod, nicht auf Spaniens Hülfe zu rechnen, die zweifelhaft sei, sonderu, eingedenk der hohen Tugenden des Ordens, zu siegen oder zu fallen. Der Großmeister geht, ihm folgt seine Leibwache, und zurück bleiben die Unzufriedenen.

Unter diesen tritt nun Montalto, der Verräther, auf. Derselbe ist Malteser geworden ohne Beruf, in Hoffnung auf Beutezüge des Ordens, denn er ist habsüchtig, ohne allen Adel der Seele. Er ist von den Türken erkauft, und benutzt die Stimmung, um eine Meuterei zu stiften. Er schimpft über Spaniens Politik, die den Orden ans Messer liefern wolle, und witzelt über Lavalette's Tugendprahlerei.

Als er deßhalb zur Rede gestellt wird, verräth er: Lavalette habe einen Sohn, der junge Malteser Saint Priest sei ja sein Sohn! Lavalette sei nicht der Mann, der er scheine. Er habe selber nicht Lust mit seinem Sohne und mit dem ganzen Orden sich zu opfern. Man raffe sich doch auf zu einem Entschluß, gehe dem Großmeister resolut zu Leibe, er würde dankbar sein dafür, wenn man ihn zwingt, nachzugeben, die ganze fruchtlose Behauptung der Insel aufzugeben, und mit den Türken zu unterhandeln. Montalto eröffnet ferner: er erwarte eine Deputation der Besatzung der wichtigen Festung von Sanct Elmo, die er bewogen habe, eine ähnliche Demonstration zu machen. Die Deputation von Sanct Elmo kömmt, die durch Montalto aufgeregten Ritter erscheinen mit ihr vor dem Großmeister. Die Deputation erklärt, das Fort sei unhaltbar, sie bitten, daß ihr Abzug befohlen werde; wenn dies nicht geschehe, seien sie entschlossen, in einem Ausfall den Tod zu suchen. Mit athemloser Spannung lauschen alle der Antwort Lavalette's. Doch dieser erwiedert milde aber fest, die Festung noch länger zu halten, sei wohl schwer, sie zu behaupten kaum denkbar, doch sei es Pflicht des Malteſers auszuharren, so lange als möglich; jede Stunde, die den Fall der Festung hinhält, sei kostbar,

---

[1]) Schiller dachte an einen Chor, der den traditionellen Ordensgeist repräsentiren sollte.

Digitized by Google

daher er auch nicht gestatten dürfe, durch einen Ausfall den Fall der Festung zu beschleunigen. — Wenn der Besatzung der Muth gesunken sei, würde er Freiwillige aufrufen, sie abzulösen. Dies wirkt für den Augenblick entscheidend. Die Gesandten verbeugen sich und gehen, mit der Bemerkung, daß sie wohl wissen, was dem Malteser ziemt, sie werden keinem andern weichen.

Die Zurückbleibenden sind ganz beschwichtigt. Romegas verlangt finster vom Großmeister Herausgabe seiner griechischen Sclavin. Lavalette bedeutet ihm kurz und streng: Der Malteser halte keine Sclavinnen, und befielt ihm augenblicklich sich auf seinen Posten zu begeben. Doch noch ein Zweiter tritt dem Großmeister entgegen. Der junge Ritter Crequi.

Dieser aufbrausende junge Ritter liebt leidenschaftlich den Jüngling Saint Priest. Er war nicht zugegen, als Montalto erzählte, Saint Priest sei Lavalette's Sohn.

Er wirft Lavattele Herzlosigkeit vor, da er zwecklos die Besatzung von Elmo opfere. Lavalette habe dort eben keinen Freund wie er.

Lavalette wird auf das Tiefste bewegt bei dem Vorwurf, daß er nicht so fühlen könne für Saint Priest, wie Crequi. Er bekämpft seine Rührung, heißt Crequi schweigen, nie mehr von Saint Priest zu sprechen und entfernt sich. Romegas und Crequi sind empört über Lavalette. Montalto betreibt eine zweite Deputation von Sanct Elmo, bei der Saint Priest ist. Die Unzufriedenen versammeln sich, um sie zu unterstützen. Die Deputation erscheint. Lavalette läßt aber entbieten: daß er sie nicht empfangen wolle. Die Unzufriedenheit erreicht den Gipfel. Sie beschließen: ein Squardio zu verlangen, ein Schiedsgericht des Ordens, in Fällen, wo der Großmeister Unrecht handelt. Die Meuterei ist damit besiegelt, Crequi überbringt Lavalette den Beschluß der Unzufriedenen. Lavalette erbittert ihn durch seine Gelassenheit und reizt ihn so sehr, indem er ihm Mangel an Muth vorwirft, daß Crequi sich vergißt, und gegen ihn den Degen zieht. Er wird entwaffnet, Lavalette entläßt ihn mit dem Ausspruch: er werde sogleich in der Mitte der Unzufriedenen erscheinen. Eine Zwischenscene zeigt nun die minirenden Türken, die sich bereits dem Aufenthaltsorte Lavalette's nähern. Die Lage des Ordens scheint hoffnungslos. Die verwandelte Scene zeigt wieder die Versammlung der Unzufriedenen, denen Crequi verstört mittheilt, Lavalette wolle selbst in ihrer Mitte erscheinen. Es tritt nun auf in der Mitte der Unzufriedenen eine Schaar der jüngsten und eine Schaar der ältesten Ritter ganz geharnischt. Es sind die Treugebliebenen. Sie stellen sich in Reihen, geben aber auf alle Fragen der Unzufriedenen keine Antwort. Es erscheint die Leibwache Lavalette's ebenso geharnischt, und stellt sich schweigend auf, es erscheint Lavalette selbst. Alles ist gespannt auf seine Eröffnung. Lavalette spricht milde und würdevoll von der ausgebrochenen Unzufriedenheit im Orden. Er erklärt:

Digitized by Google

der Orden, der nur durch seine erhabenen Grundsätze bestehe, höre auf, sobald dieselben nicht geachtet werden: der Orden bestehe im Augenblicke nicht mehr. Man wolle, daß die Besatzung von Sanct Elmo abziehe. Sie möge abziehen. Er sei entschlossen, mit der gewaffneten Schaar, die hier mit ihm erschienen ist, und die den Rest des Ordens darstellt, Sanct Elmo zu beziehen, um die letzte Pflicht des Ordens zu erfüllen, d. h. zu sterben. Als seinen irdischen Erben nennt er zum ersten Male öffentlich, zur allgemeinen Ueberraschung, Saint Priest, seinen Sohn. — Dieser, dem dieses Verhältniß bisher selbst ein Geheimniß war, bittet um die Gnade, mit ihm nach Sanct Elmo ziehen zu dürfen. Lavalette entläßt die Versammelten und gebietet seinem Anhange nach Sanct Elmo aufzubrechen, indem er noch ein Wort allein mit dem ehrgeizigen Romegas, dem Anführer der Empörer zu sprechen habe. In diesem Gespräche eröffnet er ihm nun, daß er davon unterrichtet sei, daß Romegas nach der Großmeisterstelle trachte. Daß auch er selbst, Lavalette, ihm seine Stimme gebe, und ihm die Stimmen seiner Freunde gewonnen habe. Er möge sich des Ordens annehmen, der durch den Heldentod der Opfer auf Sanct Elmo hoffentlich wieder von neuem mit jenem Geiste erfüllt werden würde, der ihn sonst beseelte. Die Türken aber würden bei der Erstürmung von Sanct Elmo nicht nur große Verluste erleiden, sondern durch die Vertheidigung des Forts bis auf den letzten Mann von Schrecken erfüllt werden, so daß sie nur mit halbem Muthe an die Belagerung der stärkeren Plätze der Insel schreiten werden, ja dieselbe könne zu einem Siege des Ordens umschlagen, wenn jeder seine Pflicht thue.

Romegas ist bestürzt, beschämt, von Bewunderung erfüllt für den Großmeister, dessen Gegner er gewesen. Indeß verbreitet sich die Nachricht, Montalto habe sich den Türken verkauft, wie man aus einem aufgefangenen Briefe ersehe, derselbe, der die Empörung geschürt. Dies vollendet den Umschlag der Stimmung des ganzen Ordens, die sich nun in Begeisterung für den Großmeister verwandelt. Alle wollen nun auf Sanct Elmo sterben, und flehen ihn an: sein geweihtes Haupt nicht auszusetzen. Er widersteht ihren Bitten lange, als aber die Wiederkehr des guten Geistes im Orden unwiderleglich sich darstellt, außerdem die Erwägung geltend gemacht wird, daß kein anderer den kühnen Plan der Vertheidigung nach dem Falle von Elmo so durchzuführen im Stande wäre, wie er, da weicht er ihren Bitten, bleibt in Burgos zurück und gestattet der bisherigen Besatzung von Sanct Elmo, zu bleiben.

Zu dieser Besatzung gehört aber auch sein Sohn, Saint Priest, und er sieht auf den Scheidenden mit schmerzlichem Blick. Da meldet sich ein Ritter nach dem anderen und bitten: für Saint Priest eintreten zu dürfen.

Vater und Sohn stehen sich gegenüber, einer so edel und fest wie der andere. Der Vater wartet ab, was der Sohn erwiedern werde, als dieser aber jeden Stellvertreter zurückweist, sagen sie sich mannhaft Lebewohl.

Digitized by Google

Sanct Elmo fällt. Burgos wird gestürmt von den Türken. Lavalette geht ihnen entgegen. Seine Anstalten sind aber so getroffen, die Haltung der Malteser ist eine so begeisterte auf allen Punkten, daß die Türken geschlagen werden, und die Flucht ergreifen. Lavalette kehrt als Sieger heim. Hier findet er die aufgebahrte Leiche seines Sohnes Saint Priest, die die Wellen ans Land getrieben, und jetzt, wo Triumphgeschrei die Insel füllt, bricht der Schmerz des Vaterherzens alle Schranken durch, und er vergißt für den Augenblick die Glorie des Heldentodes, die seinen Sohn umschwebt. Da tritt Romegas zu ihm und weckt ihn mit dem Zuruf: „Laßt uns den Sieger im Triumph begraben!“ Da erhebt sich Lavalette wieder in seiner ganzen Größe. Er verlor den einen Sohn, gewann aber den ganzen Orden nun zu Söhnen. Ein Todtengesang der alten Ritter, die die Leiche erheben, darauf ein Triumphgesang der jungen Ritter schließt das erhebende Schauspiel.

Im Zusammenhang mit seinen historischen Studien steht nun wohl auch der Plan zu einem Trauerspiele Elfride, mit dem sich Schiller viel beschäftigte, wie wir aus den Blättern entnehmen, die unter den Entwürfen, die seine Tochter Emilie 1867 veröffentlichte, gedruckt sind [1]). Derselbe ist der englischen Geschichte entnommen und spielt um das Jahr 964. König Edgar hatte von der Schönheit Elfridens gehört, der Tochter des Grafen Ordgar von Devonshire. Er sandte den Grafen Ethelwald aus, um Zuverlässiges zu erfahren. Ethelwald ward von ihrer Schönheit so bezaubert, daß er sie selbst zu besitzen beschloß. Er berichtete dem König, sie wäre lange nicht schön genug für ihn, doch wäre sie reich, so daß er selbst sie gerne freien möchte mit des Königs Erlaubniß. Der König ist einverstanden, Ethelwald heiratet Elfriden, muß aber verhüten, daß der König sie sieht. Der König will sie aber sehen. Er sieht sie, wird von ihrer Schönheit bezaubert, ist empört über Ethelwalds Verrath, tödtet ihn und heiratet Elfriden.

Schiller bemerkt nun zu diesem Stoff:

„Das Tragische beruht auf Ethelwald und nicht auf Elfriden. Er ist unglücklich durch Leidenschaft und Verhängniß, sie aber folgt bloß ihrer Natur. Ethelwald ist schön, jung, leidenschaftlich, glänzend und mächtig, also mußte er der einfachen, eingeschlossenen, wenig Ansprüche machenden Elfride gefallen. Er ist der erste Mann, den sie eigentlich kennt, und ihre Empfindung für ihn ist Vergnügen, aber keineswegs Liebe.“ In diesen Worten sehen wir schon die ganze Tiefe, die Schiller dem Stoff gibt, indem er ihn so erst zu einem wahrhaft tragischen macht. Elfride ist eine jener weiblichen Naturen, die der Erhebung der Seele unfähig sind, die wir Liebe nennen. — Liebe, diejenige Leidenschaft, in der jede Selbstsucht hinschmilzt in Hingebung für den Gelieb-

[1]) Der Entwurf dürfte etwa um 1800 entstanden sein. Eine Bemerkung über die Reihenfolge dieser Entwürfe siehe im Anhange.

Digitized by Google

ten, kennt Elfride nicht. Hat Ethelwald gefehlt, so hat er aus Liebe gefehlt, und konnte bei ihr, wenn sie ihn liebte, um so eher Verzeihung finden. Sie liebt ihn aber nicht so wie er sie liebt, ihre Liebe schwindet wie ein Traum vor dem Glanz, der sie blendet, da sie Königin werden soll. Welch tragischen Schmerz würde Schiller zur Darstellnng gebracht haben, der die Seele Ethelwalds zerreißt, indem er sich so getäuscht und verlassen sieht. Die Andeutungen Schillers über die Entwicklung des Ganzen sind leider noch sehr lückenhaft. Obwohl er öfter zu dem Plane zurückgekehrt ist, so hatte er ihn doch noch nicht so weit ausgearbeitet, wenigstens schriftlich nicht, daß wir ein volles Bild gewinnen könnten.

Er hat sich aber eine ähnliche Aufgabe in einem zweiten Plane gestellt, der weiter gediehen ist, nämlich in dem zu einer Dichtung Rosamunde oder die Braut der Hölle, zu dem ihm Goethe in einem Briefe vom 1. August 1800 den Stoff gewiesen [1]). Hier sollte der grauenerregende Widerspruch in voller Abrundung zur Darstellung kommen, der in der Erscheinung eines durch Schönheit bezaubernden Weibes liegt, wenn sie lieblos ist.

Ihr berückender Zauber umstrickt ihre ganze Umgebung und erweckt Hoffnungen in jeder Brust; es ist aber alles ein Trugspiel der Hölle, ihre verheißungsvollen Blicke sind Lüge. — Schiller schwankte, ob er den Gegenstand episch oder dramatisch behandeln sollte. Am Rande schrieb er ein Personenverzeichniß, wie zu einem Drama, sogar an die Bühnenmittel hat er schon gedacht und bemerkte am Rande unter Anderem: Illumination und Transparent, Versenkungen, Meereswogen und Wasserwerke, Farbenerscheinungen, Gespenster, Larven. „Alles in dem Stück muß leidenschaftlich sein, man muß nie zur Reflexion kommen. Der Zuschauer wird mit einem erfreulichen Eindruck entlassen."

Diese Bemerkungen lassen wohl keinen Zweifel, daß Schiller an dramatische Behandlung dachte [2]). Doch war er ebenso beschäftigt, eine epische, strophische Behandlung zu versuchen, sowie er im Balladenjahre 1797 so manchen Stoff in dieser Form behandelt hat. Ja es liegen sogar schon zwei Strophen vor, in denen er das Versmaß andeutet, das er wählen wollte. — Rosamunde ist von unwiderstehlichem Zauber, Freunde entzweien sich, Liebende trennen sich ihrethalb; sie fordert Liebe, fordert die schwersten Opfer. Ein Ritter bringt seine Geliebte ihr zum Opfer; sobald es geschehen ist, ist sie

[1]) Goethe nennt daselbst den Stoff — den er selbst in seiner Jugend als Marionettenstück gesehen — „ein Gegenstück zu Faust oder vielmehr Don Juan." — Und hier sei denn auch daran erinnert, daß Schiller schon 1797 den Don Juan als Ballade bearbeiten wollte, s. dessen Briefe an Goethe vom 2. und 5. Mai 1797. Vgl. nun auch Goedeke's kritische Schiller-Ausgabe, 11. Band, Seite 216.

[2]) Es bedurfte demnach keiner Entschuldigung, wenn die Herausgeberin den Plan unter Schillers dramatische Entwürfe einreiht. S. Schillers dramatische Entwürfe, herausgegeben von Emilie von Gleichen S. 101.

Digitized by Google

befriedigt, aber gegen den Ritter gleichgültig. Da kömmt einmal ein Ritter, mächtiger als alle anderen. Er ist eigentlich weder anziehend noch liebevoll, er blendet sie aber, indem er allen ihren Launen willfahrt: trunken von den Triumphen, die er ihr bereitet, verlobt sie sich mit ihm, — dem Boten der Hölle. Sie ist reif. Zuletzt noch hatte sie einen Ritter, der eine andere liebte, seiner Geliebten untreu gemacht, indem sie vor ihm ihre ganze Schönheit entschleierte. Sie hat ihn dann in den Tod gejagt, den Sterbenden, den sie nicht eines Blickes würdigte, pflegte die verlassene Geliebte.

Daß am Schluß ein furchtbares Strafgericht über Rosamunde ergehen sollte, versteht sich von selbst. Trefflich — wenn auch der Sinn etwas dunkel ist — bezeichnen schon die Stimmung, die sich über diese Dichtung, wenn sie als Ballade ausgearbeitet worden wäre, ausgebreitet hätte, die hingeworfenen Strophen, die Schiller unter der Ueberschrift Silbenmaaße seinen Aufzeichnungen zu Rosamunde beifügt:

Wer zeigt sich dort, wer dringt heran?
Mit eh'rnem Panzer angethan?
Wer dringet durch die finst're Nacht
Als käm er aus der Todesschlacht?
Es ist mein Freund, die Seele weint,
Er kommt, er kommt in finstern Nächten
Das nie gelöste Band zu flechten.
Wer zeigt sich dort, wer naht sich stumm?
Mit finsterm Angesichte!
Es flammt und schwirrt um ihn herum
Ein graues ernstes Heiligthum
Und nie erhellt vom Lichte.
Fließet Thränen, Augen weint
Ew'ge Klage töne
Bei den Schatten wohnt der Freund
Hin ist seine Schöne! —

Schiller hat in seinem Handschuh, im Gegensatze zum Taucher, wo die Königstochter gefühlvoll erscheint, ähnlich liebloſe, eitle Ansprüche dargestellt, freilich lange nicht in so wirksamer Entfaltung des weiblichen Charakters, als dies in Rosamunde der Fall gewesen wäre, die leider unausgeführt bleiben sollte!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Verhältniß von Kirche und Staat.

La chiesa e lo stato dal P. Matteo Liberatore d. C. d. G. Napoli, Giannini, 1872. VII. und 418 S. 8. Preis 6 Lire.

Die Gegenwart ringt, wie kaum eine frühere Zeit, nach Feststellung des richtigen Verhältnisses der Kirche zum Staate. Auf der einen Seite verlangt man die Lösung der tausendjährigen Ehe, hat man bereits damit begonnen, für eine Reihe von Einzelheiten durch Gesetze denjenigen Anforderungen Genüge zu leisten, welche man im Geiste der Zeit begründet findet: Gleichstellung der Confessionen vor dem Staatsgesetze, volle Gleichberechtigung der Einzelnen in Gemeinde und Staat, ohne Rücksicht auf die Confession, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit des Staates rücksichtlich aller Punkte, welche für ihn von Wichtigkeit sind, Wahrung der Freiheit der Individuen zur vollsten Entwicklung der Persönlichkeit durch die grundgesetzliche Freiheit des Gewissens, durch die Freiheit des Wortes in Rede und Schrift innerhalb der Schranken des Gesetzes, Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte von kirchlichen Einflüssen und Strafen, — diese Sätze bilden in allen wirklichen Culturstaaten einen Theil des selbstverständlichen Inhalts der Verfassung. Auf der anderen Seite wird man nicht müde, zu verkündigen, die Trennung von Kirche und Staat sei ein Rückschritt, unsere Zeit sei ein modernes Heidenthum geworden, man habe „einen Staat ohne Gott" aufgerichtet.

Der römische Papst hat laut und offen alle jene Grundsätze des „modernen Staates" in seiner Encyclica und dem Syllabus vom 8. December 1864 verdammt, dieser principiellen Verurtheilung hat er am 22. Juni 1868 eine ganz praktische folgen lassen, indem er die österreichischen Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 als „unerhörte, abscheuliche, heftig zu tadelnde und zu verdammende für gänzlich nichtig, ohne jegliche Kraft" erklärt und „alle Katholiken, welche diese Gesetze vorgeschlagen, gemacht, gebilligt und ausgeführt haben, an die Kirchenstrafen ermahnt hat, welche von selbst gegen sie eingetreten sind." Viele und tiefgehende Aussprüche über die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate sind von den Päpsten im Laufe der Jahrhunderte erlassen worden; sie haben den schärfsten Ausdruck gefunden in der Bulle des

Digitized by Google

Papstes Bonifaz VIII. vom Jahre 1302, welche mit den Worten anfängt Unam sanctam. In dieser Bulle lehrt Bonifaz VIII. wörtlich:

„Daß in der Gewalt des Petrus zwei Schwerter, das geistliche und weltliche sind, lehrt uns das Evangelium. Denn als die Apostel sagten: „„Hier sind zwei Schwerter"", antwortete der Herr nicht, es sei zu viel, sondern es sei genug. Wahrlich, wer das weltliche Schwert in Petri Gewalt läugnet, versteht schlecht das Wort des Herrn: „„Stecke dein Schwert in die Scheide"". Beide Schwerter sind also in der Gewalt der Kirche, das geistliche und das weltliche. Aber das letztere ist für die Kirche, jenes von der Kirche zu handhaben. Ersteres ist in der Hand des Priesters, letzteres in der Hand der Könige und Krieger, aber nach dem Winke und der Zulassung des Priesters. Ein Schwert muß unter dem anderen sein, und die weltliche Auctorität muß der geistlichen Gewalt unterworfen sein. Denn wenn der Apostel sagt: „„Es gibt keine Gewalt außer von Gott; diejenige aber, welche besteht, ist von Gott geordnet"": so wäre keine Ordnung, wofern nicht ein Schwert unter dem andern stände und das niedrigere gewissermaßen durch das andere erhoben würde. Denn nach dem hl. Dionysius ist es ein göttliches Gesetz, daß die niedrigsten Dinge durch die mittleren zu den höchsten gebracht werden. Nach der Weltenordnung werden also nicht alle Atome gleichmäßig und unmittelbar, sondern das Unterste durch das Mittlere und das Niedrigere durch das Höhere zur Ordnung geleitet. Daß die geistliche Gewalt aber an Würde und Adel jegliche weltliche übertreffe, müssen wir um so offener bekennen, als das Geistliche das Weltliche überragt. Und das sehen wir ja mit hellem Auge an der Entrichtung der Zehnten, der Segnung, der Heiligung aus dem Empfange der Gewalt, aus der Verwaltung der Dinge selbst. Denn, Zeuge ist die Wahrheit, die geistliche Gewalt hat die irdische einzusetzen und sie zu richten, wenn sie nicht gut gewesen ist. So bewahrheitet sich von der Kirche und der kirchlichen Gewalt die Weissagung Jeremiä: „„Siehe, ich habe dich heute gesetzt über die Völker und Reiche"" u. s. w. Folglich, wenn die weltliche Gewalt abweicht, wird sie abgeurtheilt werden von der geistlichen Gewalt; aber wenn die geringere geistliche Gewalt abweicht, wird sie von der höheren, wenn aber die höchste, wird sie von Gott allein, nicht von einem Menschen abgeurtheilt werden nach des Apostels Zeugniß: „„Der geistliche Mensch beurtheilt Alles, wird aber selbst von niemand beurtheilt"". Es ist aber diese Auctorität, obgleich verliehen einem Menschen und ausgeübt durch einen Menschen, keine menschliche, sondern vielmehr eine göttliche, aus göttlichem Munde dem Petrus gegeben, und ihm und seinen Nachfolgern in demjenigen, welchen bekannte der Fels, gefestigt, als der Herr zu Petrus sprach: „„Was immer du binden wirst"" u. s. w. Wer immer demnach dieser von Gott also geordneten Gewalt widersteht, widerstrebt Gottes Ordnung. Sonst gäbe es ja nach des Manichäus Truglehre zwei Principien; das aber erklären wir für falsch und ketzerisch, weil nach Moses' Zeugniß der Herr nicht in den Anfängen, sondern in dem

Digitized by Google

Anfange Himmel und Erde schuf. Und so erklären wir, sagen wir, entscheiden wir: Dem römischen Pontifex unterworfen zu sein, ist für jegliches menschliche Geschöpf zum Heile nothwendig."

Feierlich war diese Bulle auf dem fünften Lateranensischen Concile unter P. Leo X. von Neuem anerkannt worden. Und dennoch wurde fortwährend behauptet, und zwar von sehr gläubigen, sehr päpstlich gesinnten Laien, Geistlichen, Theologen und Canonisten, die Lehre Bonifaz' VIII. sei kein Glaubenssatz, weil der Papst nicht unfehlbar für sich allein lehren könne. Da wurde am 18. Juli 1870 von P. Pius IX. in der Peters-Kirche in der Constitution Pastor æternus und zwar mit der Motivirung: „Weil sich aber gerade in dieser Zeit, welche der heilsamen Einwirkung des apostolischen (päpstlichen) Amtes am meisten bedarf, nicht Wenige finden, die dieser Auctorität widerstreben, deßhalb erachten wir für durchaus nothwendig, feierlich das Vorrecht zu bekräftigen, welches der eingeborene Sohn Gottes mit dem höchsten Hirtenamt zu verbinden sich gewürdigt hat," — die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes als von Gott geoffenbarten Glaubenssatz verkündigt. Von diesem Augenblicke an war unzweifelhaft, daß der Katholik Bonifaz' Worte glauben und nach ihnen handeln solle. Dieses Dogma hatte somit eine so eminente politische Bedeutung, wie kein anderes. Ich habe in der Schrift „Die Macht der römischen Päpste" dargelegt, was man jetzt zu glauben habe. Dabei benützte ich vor allem eine sich durch mehrere Jahrgänge hindurchziehende Erörterung über das Verhältniß von Kirche und Staat in der „Civiltà cattolica", jener von den Jesuiten in Rom geleiteten Zeitschrift, die Pius IX. wiederholt als die beste erklärt, mit Corporationsrechten versehen hat und als die tüchtigste Interpretie seines Denkens und Lehrens ansieht; ich theilte aus ihr viele Stellen wörtlich mit. Darob entstand eine gewaltige Bewegung; selbst im deutschen Reichstage nahmen die intimsten Freunde und Kenner keinen Anstand, zu behaupten, die Ansichten der „Civiltà" seien nur private, ja selbst die strengste römische deutsche Zeitschrift „Der Katholik" verstieg sich zu derselben Behauptung, welche sein Mitherausgeber Moufang auf der Rednertribune wiederholt hat. Dem Vernehmen nach hat man dies in Rom ungnädig aufgenommen.

Und nun, wo im deutschen Reiche der Brand auflodert, läßt plötzlich der Jesuitenpater Liberatore, der zu den tüchtigsten Schriftstellern seines Ordens gehört und beim Papste in großem Ansehen steht, sein Buch „Die Kirche und der Staat" erscheinen. Und dieses Buch ist nichts, als ein Abdruck der Artikel der „Civiltà cattolica" über diesen Gegenstand, jener Artikel, aus denen ich Excerpte gegeben, auf die sich der bairische Minister v. Lutz bei der Beantwortung der bekannten Interpellation berufen hatte. Jeder weiß, daß ein Jesuit keine Zeile ohne Approbation drucken läßt. Wenn nun in unserer Zeit in einem Momente, wo der Streit über das Verhältniß von Kirche und Staat fast allenthalben entbrannt ist, der Jesuit Liberatore seine Artikel als ein

Digitized by Google

eigenes Buch edirt, dann gibt es keinen klareren Beweis dafür, daß die darin niedergelegten Anschauungen die Ansichten Roms und des Jesuiten-Ordens sind. So hat in der That das Buch hiedurch eine immense Bedeutung: es ist für die Litteratur eine authentische Feststellung jener Ansichten, für den Staat ein authentisches Compendium der Grundsätze, an welche sich Rom und die Jesuiten in Wirklichkeit ihm gegenüber halten.

Ich würde gegen die Objectivität verstoßen, und der Wichtigkeit der Schrift zu nahe treten, wenn ich etwas anderes thäte, als wörtlich einige der charakteristischesten Stellen in Uebersetzung mitzutheilen. Sie lauten:

„Der echte Katholicismus behauptet die Nothwendigkeit der Harmonie zwischen dem Staate und der Kirche, aber einer Harmonie, welche von der Unterordnung jenes unter diese ausgeht (S. 17. 33. 79 u. o.). Der Staat muß von der Kirche die höchste sittliche Norm erhalten (S. 7). In Folge jener Unterordnung muß der Staat die bürgerlichen Gesetze mit den canonischen in Einklang bringen und jene der Erfüllung dieser dienstbar machen (S. 81). Nur in den Dingen, welche sich an sich und direct auf das bloße Wohlsein des irdischen Lebens beziehen (Finanzen, Heerwesen, Handel, Frieden unter den Bürgern, Beziehungen zu anderen Völkern), handelt der Staat selbständig und als souveraine Macht. In den Dingen, welche an sich und direct die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit, die Sitten betreffen, muß der Staat sich nach den von der Kirche dictirten Normen richten. Auch in jenen Dingen, welche wir soeben als zum Bereiche des Staates gehörig bezeichnet haben, hat er die negative Pflicht, nichts zu thun, was der Sittlichkeit der Unterthanen und dem Gott gebührenden Gehorsam schaden könnte (oder in irgendeiner Weise dem geistlichen Wohle der Völker zuwider wäre, S. 119). Sollte das Gegentheil geschehen, so hat die Kirche das Recht, alles zu corrigiren und zu annulliren, was Ungerechtes und Unsittliches auf dem weltlichen Gebiete angeordnet ist (S. 9). Der Staat hat nicht eine indirecte Gewalt über die Kirche, aber die Kirche hat eine indirecte Gewalt über den Staat in Bezug auf das, was dem rein weltlichen Bereiche angehört. Darum kann sie die bürgerlichen Gesetze und die Urtheilsprüche der weltlichen Gerichte corrigiren und annulliren, wenn sie dem geistlichen Wohle zuwider sind; darum kann sie auch den Mißbrauch der Executivgewalt und der Waffen steuern oder den Gebrauch derselben vorschreiben, wenn die Vertheidigung der christlichen Religion dieses erheischt (S. 43, vgl. S. 296). So haben beständig die Päpste gehandelt bis auf Pius IX., welcher wiederholt verschiedene von den modernen Parlamenten Europa's beschlossene Gesetze getadelt und annullirt hat (S. 120. . . . .“

„Als Statthalter Christi in der Regierung der Kirche hat der Papst wenigstens eine indirecte Gewalt auch auf dem politischen Gebiete, über welches der weltliche Fürst gesetzt ist. Darum ist auch der Gebrauch der Autorität des weltlichen Fürsten dem Papste unterworfen, so daß dieser denselben mit Rücksicht auf das geistliche Ziel zu lenken und vorkommenden Falls Handlungen

Digitized by Google

zu gebieten und zu verbieten hat, je nachdem es das göttliche Gesetz und das Heil der Seelen erheischt. . . . Auch der Fürst ist der Sorge des Papstes anvertraut und muß, als Schaf der Heerde Christi, auf gute Weide geführt und von giftiger Weide ferngehalten werden. In der That müßte man entweder sagen, der Gebrauch der politischen Gewalt sei kein sittlicher Act, d. h. entweder gut oder böse — was eine ganz absurde Behauptung wäre —, oder man muß einräumen, daß mit der Schlüsselgewalt dem Papste auch über den Gebrauch der polititischen Autorität Gewalt gegeben ist, so daß er auch in dieser Beziehung binden und lösen, mit andern Worten gebieten und verbieten kann (S. 391). . . . . "

„Die politischen Gewalten bleiben bestehen, weil sie nothwendig sind für das irdische Wohl der Gesellschaft und zum Schutze der Guten und zur Bestrafung der Bösen; aber sie sind ihrer Natur nach dem untergeordnet, was, wie gesagt, ein wahres Weltreich ist, gleichwie die von Rom unterjochten alten Reiche Rom unterworfen und tributpflichtig waren (S. 280). Jeder Mensch hat die Verpflichtung, der Kirche unterthan zu werden. Christus selbst hat, kraft seiner absoluten und universellen Herrschergewalt, seine Kirche mit Autorität über alle Menschen bekleidet . . . Auch die Ungläubigen sind Unterthanen der Kirche, freilich nicht actuell, aber potentiell. Bezüglich der Gläubigen aber, welche durch die Taufe actuell Mitglieder dieser geistlichen Gesellschaft geworden sind, ist die Gewalt der Kirche actualisirt und in voller Geltung . . . Jedes christliche Land gehört, wie dem weltlichen Fürsten bezüglich der bürgerlichen Ordnung, so noch mehr bezüglich der religiösen Ordnung dem kirchlichen Fürsten . . . Jeder Getaufte ist dem Papste mehr unterthan als irgend welchem andern irdischen Herrscher . . . Dem Volke der Gläubigen ist ein einziger höchster Führer, ein einziger Fürst und Hirt gegeben, der mystische David, derjenige, zu dem gesagt ward: „„Weide meine Schafe; dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches . . .““ Die ganze Menge der Gläubigen bildet ein einziges Reich, dessen Souverain der Papst ist. . . . Ohne Zweifel ist die Beziehung jedes Christen zum Papst eine innigere als die zu seinen bürgerlichen Obrigkeiten (S. 34 bis 37). Das Individuum und die Familie hat, absolut zu reden, keine moralische Verpflichtung, in die bürgerliche Gemeinschaft einzutreten und darin zu bleiben; dagegen hat jeder Mensch, jede Familie, jedes Volk die strengste Pflicht, in die Gemeinschaft der katholischen Kirche einzutreten und darin zu bleiben und sich der Autorität ihres Oberhauptes zu unterwerfen, bei Strafe der ewigen Verdammung (S. 278). Die christlichen Völker, welcher Nation sie auch angehören mögen, sie seien Italiener, Deutsche oder Franzosen, sind, wenn sie Unterthanen des Königs oder Kaisers in Bezug auf das Weltliche sind, Unterthanen des Papstes in Bezug auf das Geistliche, ja mehr Unterthanen des Papstes als des Königs oder Kaisers, wenn es wahr ist, daß der Zweck der Kirche ein erhabenerer als der des Staates ist und die göttliche Institution mehr gilt als die menschliche (S. 292). . . . "

Digitized by Google

„Die Kirche stützt sich immer auf das evidente Recht, und es kann ihr nie in den Sinn kommen, etwas zu beanspruchen, was sich als ungerecht erwiese. Darum ist alles das, was augenscheinlich zum Bereiche des Staates gehört, wie die rein bürgerlichen und politischen Angelegenheiten, vollkommen sicher vor jeder Gefahr einer Einmischung von Seiten der kirchlichen Gewalt . . . Bei den sogenannten Berührungspunkten ist freilich die Grenzlinie nicht scharf gezogen und das Recht nicht immer evident, vielmehr in nicht wenigen Fällen zweifelhaft. Indeß ist auch in einem solchen Falle der Kampf von Seiten des Staates unerlaubt, und zwar wegen seiner Unterordnung unter die Kirche. Denn offenbar gebührt, nach respectvoller Remonstration und vernünftiger Discussion, die Entscheidung des entstandenen Streites der Kirche, als der dem Staate übergeordneten Gewalt, und niemand wird behaupten, daß es dem untergeordneten Tribunale zustehe, sich der Entscheidung des höheren Tribunales zu widersetzen. Man darf dagegen nicht die Gefahr eines Irrthums von Seiten des Richters einwenden. Denn die vorbesagte Entscheidung betrifft entweder eine allgemeine Regel oder die Anwendung einer solchen auf einen einzelnen Fall. Was das erste angeht, so kann Gott, wie bezüglich der Lehre, so auch bezüglich des Handelns nicht zulassen, daß die Kirche in einen gefährlichen Irrthum falle; ein solcher würde aber eine ungerechte Usurpation fremder Rechte sein. Was also die Kirche in einem solchen Falle als allgemeine Regel des Handelns in sonst zweifelhaften oder unklaren Dingen definirt, das kann kein Uebergriff oder Irrthum sein. Die Heiligkeit der Kirche ist ein Glaubensartikel; wie könnte aber die Kirche heilig sein, wenn sie als Regel ihres Handelns eine offenbare Ungerechtigkeit ausspräche, wie die Anmaßung eines ihr nicht zustehenden Rechtes sein würde? Darum ist es nicht zu verwundern, daß im Syllabus unter Nr. 23 der Satz verdammt ist: Romani Pontifices et Concilia œcumenica a limitibus suæ potestatis recesserunt, iura Principum usurparunt. (Zu deutsch: „Die römischen Päpste und öcumenischen Concilien sind von den Grenzen ihrer Gewalt abgewichen; sie haben die Rechte der Fürsten an sich gerissen". Dieser Satz wird verdammt, also sein Gegentheil für wahr erklärt.) Handelt es sich aber nicht um die Festsetzung einer Regel, sondern um die Anwendung einer solchen auf einen einzelnen Fall, so kann freilich die kirchliche Autorität eine minder gerechte Entscheidung treffen. Aber in einem solchen, höchst seltenen Falle ist — abgesehen davon, daß der Recurs an die Kirche frei steht, welche stets bereit ist, die Gründe Anderer zu beachten, — zu erwägen, daß die erlittene Rechtskränkung niemals eine solche sein kann, welche das sehr große Uebel eines Kampfes gegen die eigene Mutter zum Aergerniß und zur Verwirrung der ganzen Gesellschaft der Gläubigen aufwiegen könnte. Darum ist in einem solchen Falle die Vorschrift zu befolgen, welche der ebenso weise als unbesiegbare König Karl der Große seinen Unterthanen gab (Capit. de honoranda Sede Apost.): In memoriam beati Petri Apostoli honoremus sanctam Romanam et Apostolicam Sedem, ut quæ nobis sacerdotalis mater est dignitatis, esse debeat magistra ecclesiasticæ rationis.

Digitized by Google

Quare servanda est cum mansuetudine humilitas, ut licet vix ferendum ab lla Sancta Sede imponatur iugum, feramus et pia devotione toleremus (S. 114; vgl. S. 272). Die Kirche kann, absolut zu reden, ihre Gewalt gegenüber dem bürgerlichen Gesetze mißbrauchen. . . . Was hat man nun zu thun, um den Mißbrauch wieder gut zu machen, welcher bei der Ausübung der kirchlichen Gewalt vorkommen kann? Die Regel dafür gibt Bonifaz VIII. in seiner dogmatischen Bulle Unam sanctam an: Si deviat terrena potestas, iudicabitur a potestate spirituali; sed si deviat spiritualis, minor a suo superiori, si vero suprema, a solo Deo, non ab homine poterit iudicari (D. h. Wenn die irdische Gewalt abweicht, wird sie von der geistlichen abgeurtheilt; aber wenn die geringere geistl. abweicht, von der höheren, wenn die höchste von Gott allein, nicht von einem Menschen). Man bemerke, daß hier der Papst feierlich in seiner Eigenschaft als Meister und Lehrer der Kirche redet und daß ihm folglich kein aufrichtiger Katholik widersprechen kann (S. 270)."

Dies dürfte genügen. Ich füge hinzu, daß Liberatore die Gewissensfreiheit principiell verwirft, und sie nur als zu duldendes Uebel zuläßt, die Steuerfreiheit des Klerus als auf göttlichem Rechte beruhend annimmt, den Charakter der Bulle unam sanctam, des Syllabus als Aussprüche des „unfehlbaren Lehrers des Glaubens" wiederholt deducirt (z. B. S. 43, 44, 105, 111, 115, 130, 137, 271, 323, 327, 390) und gebe noch eine Stelle wörtlich:

„Der Klerus ist nach göttlichem Rechte von der Jurisdiction der weltlichen Fürsten eximirt und der des Papstes allein unterworfen (S. 383). Der Klerus bildet die heilige Miliz Christi, deren höchster Führer der Papst ist. Während darum die Laien dem Papste nur in geistlichen Dingen unterworfen sind, sind die Geistlichen ihm auch in dem unterworfen, was das körperliche Handeln und das materielle Leben betrifft (S. 385). Die Mitglieder des Klerus, welcher Art und wo sie auch immer sein mögen, bleiben immer der päpstlichen Autorität unterworfen, auch in weltlichen Dingen, und der Papst ist es, der sie selbst oder durch Andere, unmittelbar oder mittelbar leitet, richtet und bestraft (S. 394).

Die Geistlichen sind verpflichtet, die bürgerlichen Gesetze zu beobachten, so weit dieselben nicht den heiligen Canones widersprechen oder mit der Heiligkeit des geistlichen Standes unvereinbar sind. Aber sie sind den bürgerlichen Gesetzen nicht unterworfen quoad vim coactivam, weil sie für die Uebertretung jener Gesetze nicht vor das weltliche, sondern nur vor das kirchliche Tribunal citirt werden können, sondern nur quoad vim directivam, weil sie als Mitglieder der staatlichen Gesellschaft zur Beobachtung der Gesetze derselben verpflichtet sind, so weit diese den canonischen Gesetzen und der geistlichen Würde nicht widersprechen (S. 387). Nur in den Fällen können Geistliche von dem weltlichen Richter bestraft werden, wenn sie die Kirche aus gerechten Gründen dem weltlichen Arme überläßt (S. 395)."

Gewiß wird mancher Leser in seinem Innern bereits die Worte gesprochen

Digitized by Google

haben: Die deutsche, den Jesuiten freundliche Partei wird doch solche Theorien mindestens nicht förmlich anerkennen, so schwer es auch sein mag, nach der Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit etwas dagegen vorzubringen. Wir müssen indessen das Gegentheil constatiren. Gerade der „Katholik", dessen Redacteur Moufang jüngst im deutschen Reichstage eine Rede für die Jesuiten hielt und in einer eigenen Broschüre die bischöflichen und sonstigen Erklärungen zu Gnnsten der Jesuiten zusammengestellt hat, bespricht im April-Hefte dieses Jahres das Werk Liberatore's und sagt wörtlich S. 503:

„Das Werk kommt sehr zeitgemäß. Fast überall ist der Streit zwischen Staat und Kirche entbrannt . . . In diesem Kampfe ist es vor allem nothwendig, daß wir klare Principien haben . . . Solche klare Principien gewährt das vorliegende Werk . . . Es ist aus dem Kampfe hervorgegangen und hat es überall mit concreten Verhältnissen zu thun . . . Wer es studirt, wird zur Einsicht kommen, daß die verrufene Lehre der Jesuiten in der „Civilta" keine andere ist als die Lehre der Väter, der größten Theologen und der Kirche selber. Zu dieser Einsicht wird er um so mehr kommen, als das ganze Werk nichts anderes ist als eine wissenschaftliche Begründung der Encyclica und des Syllabus, so weit beide über das Verhältniß von Staat und Kirche handeln. . . . Es behandelt jene fundamentalen Wahrheiten, um die sich der jetzige Kampf in Staat und Kirche dreht . . und ist besonders zu empfehlen den Candidaten des canonischen und bürgerlichen Rechts . . . Wir schließen mit dem Wunsche, es möge dieses verdienstvolle Werk durch eine Uebersetzung recht Vielen zugänglich gemacht werden."

Somit ist denn auch von dem Organe der deutschen correctesten Wissenschaft die Theorie Bonifaz' VIII. und des Syllabus, die Lehre der Jesuiten als jene erklärt worden, nach deren klaren Principien zu verfahren sei. Zu ihrer Bekanntschaft wird dem Wunsche des „Katholik" gemäß diese Besprechung beitragen, welche ich mit dem gewiß passenden Gemeinplatze schließe: „Wen Gott verderben will, macht er von Sinnen."

Friedrich R. v. Schulte.

Digitized by Google

(H. M.) Ueber das Alter des Feldmarschallamtes in Deutschland.

Als Hofamt finden wir die Marschallswürde schon frühzeitig in vielen Ländern vor; eine militärische Bestimmung aber wird mit derselben zuerst in Frankreich, und zwar nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 1204, verknüpft. In Deutschland führen erst die Reglements des 16. Jahrhunderts den Feldmarschall unter den hohen Kriegsämtern auf, freilich nicht in der Bedeutung der jetzigen Zeit. Seine Verrichtungen waren damals ziemlich gemischter Art. Der Etymologie des Namens entsprechend, die auf eine Berührung mit Pferden oder Reitern hinweist, fungirte er gewissermaßen als General der Cavallerie, welche Beziehung er auch wirklich zuweilen führt; zugleich aber ging die richterliche Stellung, welche sich nachmals mit dem Amte des Hofmarschalls verbunden hatte, auch auf den Feldmarschall über, denn er übte die Justiz über die Reiter und leitete das betreffende Gerichtsverfahren oder „Reiterrecht".

Wenn nun aber auch, wie eben erwähnt, in den größeren deutschen Heereskörpern, namentlich in der kaiserlichen Armee, der Feldmarschall in jener ausgeprägten Gestalt nicht vor dem 16. Jahrhunderte erscheint, so geben uns doch urkundliche Ueberlieferungen den Beweis, daß er auch auf deutschem Boden schon um zwei Jahrhunderte früher aufgetreten ist, daß dieses Kriegsamt gerade in gewissen kleineren, abgesonderten Militärkörpern sich zuerst ausgebildet und von dort aus allmälig Nachahmung und Anwendung in den großen Heeren gefunden hat.

Die geistlichen Höfe, an welchen das gesammte Amts- und Verwaltungssystem überhaupt sich vorwiegend nach traditionellen Entwicklungen aufbaute, mögen auch hierin das Vorbild geliefert haben. Die Grafen zu Henneberg hatten seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von dem Stifte Würzburg das Erbmarschallamt inne. Durch eine zu Elgersburg am Dinstage nach Johannes des Täufers Tag 1357 ausgestellte Urkunde übertrug Graf Johann der Erste zu Henneberg dem Dietrich von Hohenberg die Würzburgische Untermaschallswürde und ertheilte zugleich die weitere Anwartschaft den Brüdern Berthold und Hans von Bibra, also daß dieselben „von vnsirnwegen Erbe Marschalge syn sollen der Hochwürdigen Fürsten, vnsir Herren Bischofe zu Würtzburg vnd des Stifts daselbst, vnd sullen Marschalge sein vff dem Felde vnd in der vorgenannten vnsir gnedigen Herren Höffe" u. s. w.

Hier wird also bereits zwischen dem Marschall auf dem Felde und dem Marschall am Hofe, d. i. zwischen dem Feld- und Hofmarschall unterschieden.

Als Graf Wilhelm V. zu Henneberg von dem Bischofe Johann III. zu Würzburg im Jahre 1457 die Lehen über das Obermarschallamt erhielt, hinterlegte er, um eine künftige Schmälerung seiner Nachfolger zu verhüten, einen schriftlichen Aufsatz über dasjenige, was er an Obermarschallamtsnutzungen gefunden, gebraucht und ausgeübt hätte. In diesem Schriftstücke finden wir zum ersten Male die Dienstesobliegenheiten und die Gerechtsame des Obermarschalls in seiner Eigenschaft sowohl als Hof- wie als Feldmarschall umständlich aufgeführt. Die den letzteren betreffenden Stellen lauten:

„Wenn herfarth, so sol man in dem ersten abende beschrien, dacz niemands vbfreche, er solle vnseres hern Banner beyte."

„Item auch sol man allen Hauptleuten vnd Amptleuten vnd Burgleuten, dinern, steten, dörffern, vnd allen den, die in das Here gehören, sagen, datz ein Marschalg alle gebot habe, vnd alle bruch vnd Zcweyung, di sich in dem Here mechtin, di sollen vor vns mit Freuntschafft oder mit Recht zu Ende kommen, es sey vmb wort oder vmb wergk, vnd haben ouch dasselbe zcu richten odir darczu zcu gebin, odir nidir czu seczin, wen vns dunckt, der unsern hern vnd uns aller nuczest sy."

Digitized by Google

„Item wen ouch der her odir der heubtmann zcu Rathe wurden, dacz man mit dem Here anczuge, so sol vnser her odir sin heubtmann Kundtschafter vßschicken, dacz der genugck sin, di di wege wißen."

„Item, ouch sol man mit der Sonne bereit sin, als si vfget, so sollen wir mit dem Rinbaner bereit sin, vnd wen wir dorczu nehmen vnd vorczuzihen, vnd dornach vnsir Placzmeistir mit siner Baner nach vns czu czihen, vnd dornach alle Roß vnd ledige Pferdt, vnd dornach vnsers herrn Speiswegin, vnd dornach andir hern, ritter vnd knechte Speiswegin, vnd dornach vnsir hern Kammerwegin vnd dornach iglichs wegin, vnd dornach alle lame Pferd, und dornach vnsir her odir der heubtmann mit den hauffen vnd mit dem rechten Banner."

„Item, ouch sal die Nachhutt nach dem rechten Hauffen nachzihen, als stargk, als man den erckennt, dacz es ein Notdorft sy."

„Item, ouch sal man mit der Rinbaner ziehe, dos die rechte banner vor mitten Tage an der herberg sy, vnd wo wir dan di Rinbaner hinsteckin, da sal sich allirmeniglich legern, vnd sal vnsir her odir der Heubtlegir dabie, da die Rinbaner stecket vnd by ym syn Rete, vnd dornach allirmeniglich, als vnsir her vnd wir erkennin, da es dem here allir nuzest sey."

„Item, ouch op man Kuchinspeise bedorft, so soll vnsir herr odir sein Heubtmann Kundschafter schicken, di di wege wissen, vnd wo man die nemen sol, vnd wie man di verdingen sal, vnd was man schure solle, so ist alles gedings, vnd alle Schurung der virte pfennig vnser, vnd das soll niemant macht habe, denn wir vnd die vnsern."

„Item ouch sullen wir di Fenlein gebe, vnd wen wir di gebe, vnd dem wir bekenntlichen seyn, dy sollen geschuret syn."

„Item, ouch mag vnsir Placzmeistir von allen laufennigen knechten vnd Frawenplaczrecht nehmen, di vndir im syn, vnd sal auch kein laufenig knecht odir frawe in dem Here syn, si sollin alle vnder im syn, es were denn dacz sy herren hatten, di sy vorkostin vnd habin wolten, mit den hette er nicht zcu schicken, als dacz si doch alle gebot hilten, di in dem here gebotten vnd geschriet wurden."

„Item, ouch sal vnsir Placzmeistir alle Abinde lasse beschrie, wie man es mit dem here haben sulle, so sollen wir alle abinde neue Losunge vorkundige."

„Item, wer es ouch dacz man Kuchinspeisse brechtin odir gefangen, odir sonst lute fingen, di sol man uns antwortin, wacz dacz were, von Reisigen, oder von Burgern, da sullen wir mit gewartin vnsern hern, vnd wacz von gebawern ist, da soll vns gefalle der virte pfennig."

„Item, ouch sol sich niemands vß dem Herczuge thun Nachtis oder Tagis, er thue es dann mit Wissen vnd Willen vnsers hern, seines Heubtmanns vnd vnser" u. s. w.

Der Kern dieser bemerkenswerthen Aufklärungen über die Stellung des Feldmarschalls wie über die Marsch- und Lagerordnung im 14 Jahrhunderte — denn die Aufzeichnungen des Grafen Wilhelm schildern ohne Zweifel die Verhältnisse so, wie sie sich schon ein Jahrhundert vor ihm herausgestellt hatten — läßt sich im Folgenden zusammenfassen:

Der Feldmarschall jener Zeit ist vor allem die Seele der Heeresdisciplin im Großen und Ganzen, der ordnende Gedanke in der Aufstellung, Zusammenhaltung und Bewegung des Heeres. Wird ein Feldzug, eine Heerfahrt angetreten, so läßt er am Abende vor dem Aufbruche ausrufen, daß Niemand für sich aufbrechen, sondern jeder sich zum Banner des Kriegsherrn halten soll. Bei Sonnenaufgang wird ausmarschirt, der Feldmarschall oder sein Stellvertreter voran mit der Rennfahne („Rinbaner"), dann in der Ordnung nacheinander der Platzmeister des Feldmarschalls mit seinem Banner, die

Digitized by Google

Ersatzpferde, die Proviantwagen des Kriegsherrn, die der anderen Herren, Ritter und Vasallen, die Kammerwagen des Kriegsherrn, die übrigen Wagen, die erkrankten Pferde und endlich der Kriegsherr selbst oder dessen Feldhauptmann mit dem Hauptbanner. Diesem Haupttreffen schließt sich die Nachhut oder Reserve in der erforderlichen Stärke an. Wo der Feldmarschall seine Rennfahne aufpflanzt, da rastet oder lagert das Heer, da schlägt der Kriegsheer mit seinen Kriegsräthen das Hauptquartier auf. Ohne Wissen und Willen des Kriegsherrn, seines Feldhauptmanns oder des Feldmarschalls darf Niemand, weder am Tage noch des Nachts, sich vom Heere entfernen. Die Feldordnung wird allabendlich durch den Platzmeister des Feldmarschalls ausgerufen, und letzterer gibt an jedem Abende eine neue Losung.

Der Feldmarschall ist ferner der Oberrichter im Felde. Als solcher vermittelt er in Güte oder entscheidet nach Rechtsbrauch alle Streitigkeit und Zwietracht („Bruch und Zweiung"), die in Worten oder Thaten im Heere ausbricht, oder setzt nach seinem Ermessen Schiedsrichter ein.

Nebstdem überwacht der Feldmarschall auch den Kundschafterdienst und die Requisitionen an Proviant und Fourage; er bestimmt, was weggenommen werden und was verschont („geschurt") bleiben soll; von der Requisition wie von der Schurung gebührt ihm der vierte Theil. Wem er ein Fähnlein als **Salva guardia** gibt, der ist geschurt.

Zu den Bezügen des Feldmarschalls gehört auch ein Antheil an der Schätzung und Ranzionirung der Gefangenen, die insgesammt ihm übergeben werden müssen. Gefangene Reisige und Bürger überantwortet er dem Kriegsherrn; von den gefangenen Bauern aber erhebt er den vierten Theil der Schätzung für sich.

Durch seinen Platzmeister ordnet und regiert der Fellmarschall den Troß der Nichtcombattanten, die sogenannten laufenden Knechte und Weiber, die man später, im 16. Jahrhunderte, unter dem unschönen Namen der „Huren und Buben" begriff, und gesteht ihnen, ebenfalls gegen gewisse Gebühren, den Aufenthalt im Heere, das „Platzrecht", zu; bloß diejenigen laufenden Knechte und Weiber, die einen Herrn haben, welcher für sie sorgt und sie verköstigt, unterstehen dem Platzmeister nicht, müssen sich aber ausdrücklich den Kriegsgesetzen fügen. —

Manche dieser Verrichtungen und Vortheile blieben auch noch später mit dem Feldmarschallamte verbunden. Die Function eines Generals der Cavalerie aber versah der Feldmarschall zu jener Zeit schon deshalb nicht, weil der Krieg überhaupt damals noch ein vorwiegend reitender war, das Fußvolk nur so nebenher ging und daher keinen besonderen Anführer besaß, dem wiederum ein besonderer Anführer der Reiterei als Analogie hätte gegenüber gestellt werden müssen.

---

* Americanische Journalistik. Nach dem letzten Ausweise des „American Newspaper Directory" erscheinen in den vereinigten Staaten, Canada und in den Colonien 507 Zeitungen täglich, 110 halbwöchentlich, 4750 wöchentlich, 685 monatlich und 55 vierteljährlich. Unter allen Staaten Nord-Americas ist Florida allein ohne ein täglich erscheinendes Blatt

In deutscher Sprache erscheinen 283, französische 23, schwedische 12, spanische 8, holländische 6, italienische 5, böhmische 6, portugiesische 1 und irokesische 3.

Oe. B. C.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ein Europäer in Patagonien.

Vor 350 Jahren warf der berühmte Seefahrer Magelhaes den Anker in einem Hafen der unbekannten Südspitze America's aus, dem er den Namen San-Julians-Hafen gab. Sein Steuermann Serrano, südwärts vordringend, stieß auf die Mündung des Rio Santa Cruz. Seit jener Zeit welche der Entdeckung der Magelhaes-Straße unmittelbar voranging, ist das ausgedehnte Gebiet, welches vom Süden der Laplata-Staaten bis zum Feuerlande sich erstreckt und als Patagonien bekannt ist, zu wiederholten Malen an verschiedenen Küstenpunkten besucht worden; sehen wir von der Expedition der Gebrüder Viedma ab, so hat in neuerer Zeit das Innere selbst eigentlich keines Europäers Fuß betreten, denn was der Franzose Guinnard in seinem Buche über seine angebliche dreijährige Gefangenschaft bei patagonischen Völkerschaften berichtet, bezieht sich im günstigsten Falle auf die Stämme nördlich vom Rio Negro, dessen Lauf bis zu seiner Mündung als südliche Begrenzung der argentinischen Republik angenommen wird. So blieb es denn erst in der allerjüngsten Zeit einem brittischen Seeoffizier, Herrn Georg Chaworth Musters, vorbehalten, das geheimnißvolle Innere dieses noch unerforschten Landstriches zu betreten und über das Leben und Treiben seiner reckenhaften Bewohner, mit denen er über Jahr und Tag sozusagen unter einem Zelte lebte, zuerst sichere Nachricht zu geben [1]).

Am 19. April 1869 brach Herr Musters von Punta Arenas, einer Chilenischen Niederlassung in der Magelhaes-Straße, in Begleitung eines Trupps Soldaten in das Innere des Landes auf. In nordnordwestlicher Richtung von der Küste reitend, gelangte er alsbald in die Pampa. Unter diesem Namen bezeichnet man gemeiniglich in Patagonien die hohen wellenförmigen Ebenen oder Plateaus, die häufig von Thälern oder Absenkungen durchschnitten werden, stellenweise aber auch zu vereinzelten Hügeln wie auch zu förmlichen Hügelreihen hinansteigen. Die Indianer wenden diese Benennung ohne Unterschied auf irgend ein von ihnen durchstreiftes Gebiet an. Die eigentliche Pampa Patagoniens besitzt übrigens ein ziemlich ebenes Aussehen, ist großentheils unfruchtbar und nur

[1]) George Chaworth Musters: At home with the Patagonians; a year's wanderings over untrodden Ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro. London 1871 8. 322 S.

Digitized by Google

mit spärlicher Vegetation bedeckt; hie und da liegen im nördlichen Theile des Landes scharfeckige Felsstücke umher, meist vulkanischen Ursprungs. Der Winter mit seinem weißen Schneeteppich erhöht natürlich noch die Eintönigkeit der Scenerie; zu allen Jahreszeiten fegen aber schauderhafte Windstöße, zumeist aus Westen, über die Pampa hinweg, bis sie die heißen Niederungen von Buenos Ayres erreichen, wo aus dem kalten Luftstrom der gefürchtete Pampero wird. Die Einsenkungen der Pampa zu den geschützten und fruchtbaren Gründe längs den Strombetten heißen gewöhnlich Barrancas; ihre Tiefe schwankt zwischen 50 und nur 2 Fuß.

Am nächsten Tage erreichte unser Reisender das obere Ende von Pecketts Harbour und Cobecera del Mar. Dies ist ein breiter Meeresarm, der einige Meilen von Pecketts Harbour landeinwärts zieht und mit diesem durch einen überaus engen Canal verbunden ist. Abends traf Musters auf ein beliebtes Winterquartier der südlichen Tehuelchen, die gewöhnlich bei Oazy Harbour lagern. Der nächste Morgen brachte eine erfolglose Guanacojagd und führte zu einer kleinen Lagune, die Tausenden von Enten zum Aufenthalte diente. In einem breiten Thale erblickte Musters einen großen, flachen, viereckigen Felsblock der ganz das Aussehen eines mogalithischen Grabmals hatte; kleinere Felsstücke lagen rings umher; die daran schließenden Hügel sind entschieden vulkanisch und die ganze Umgebung hatte ein wildes, zerrissenes Aussehen; nichtsdestoweniger schwärmten Strauße und Guanacos in Menge umher.

Am Rio Gallejos zog die eigenthümliche Uferbildung, die er auch an anderen patagonischen Flüssen beobachtete, Musters Aufmerksamkeit zum ersten Male auf sich. Die Einsenkung der Barranca führte zur ersten oder obersten anderthalb Meilen breiten Uferstufe; 50 Fuß tiefer lag eine neue Terrasse, die nochmals einen Abfall hatte, in dessen Niveau erst der Fluß eingebettet ist. Am Rio Cuyeli, den Musters zunächst erreichte, ist diese Uferbildung nicht ganz so scharf ausgeprägt; dafür ist die niedrigste Uferbank, eigentlich die Flußebene, sehr fruchtbar und reich an schönen Weidegründen. Hier findet sich auch die schwarze Erde, womit die Indianer ihre Körper bemalen. Mehrere derselben trieben sich hier umher; es waren entschieden einige sehr große Leute unter ihnen, vor allem fiel aber die herkulische Entwicklung des Brustkorbes und der Arme bei ihnen auf. Obwohl der Wind kalt über die Pampa blies, hatten doch die meisten ihre Mäntel nur nachlässig über die Schulter geworfen, den Thorax sorglos der freien Luft aussetzend. Vom Rio Gallejos war die Pampa noch trostloser geworden; nur hie und da standen dornige Gesträuche; runde Klumpen von Disteln, die wie Zunder brannten und straffes, dürres Gras deckten stellenweise das ausgehungerte Erdreich, über welches der Wind mit schneidender Heftigkeit brauste, und dennoch ist dieser öde Himmelsstrich die Heimat zahlreicher Guanacoheerden von Straußen, Pumas und Armadills. Endlich war der Rand dieses melancholischen Hochlandes erreicht und Musters blickte hinab auf den vielfach gewundenen Lauf des Rio de Santa Cruz. Hier traf er mit

Digitized by Google

Orkeke, dem Caziken der am Rio Chico lagernden Tehuelchen-Stämme zusammen. Volle 6 Schuhe hoch und vollkommen proportionirt, wäre von niemand der alte Häuptling für einen richtigen Sechziger gehalten, so flink, so rüstig, so abgehärtet erwies er sich in allen Gelegenheiten; sein dichtes schwarzes Haar begann hie und da zu ergrauen und das große, intelligente Auge, die Adlernase, die dünnen festen Lippen paßten wenig zu unserer landläufigen Vorstellung patagonischer Physiognomien; eine zurücktretende Stirne charakterisirte endlich den Gesichtsausdruck, der im Ganzen ernst und nachdenklich, dabei aber überraschend verständig war.

In der Niederlassung am Rio de Santa Cruz gelang es Herrn Musters auch Nachrichten über den oberen Lauf des Flusses zu sammeln, den eine americanische Expedition, jedoch ohne irgend einen Nutzen für die Wissenschaft, bis zu seinen Quellen hinaufgefahren sein soll, wobei man auf Spuren der früheren Fitzroy'schen stieß. Der Rio Santa Cruz entströmt dem im W. des Landes gelegenen Viedma-See in mehreren kleinen Bächen mit steinigen Betten. Ganz in der Nähe der Santa-Cruz-Niederlassung führt die südliche Barranca zu einer Ebene hinan und nach einigen Meilen zu einer Hügelreihe, die von Musters ihrer eigenthümlichen Färbung wegen die „blauen Hügel" genannt wurde. Einer ähnlichen Hügelkette begegnet man am nördlichen Ufer des Santa-Cruz-Flusses; sie wimmeln von Puma-Löwen, wovon einige getödtete Exemplare volle sechs Schuh maßen.

Das Wetter im Juli war kalt und der niedrigste Stand des Thermometers betrug 8 Gr. F. Das Waschen von Wäsche war ganz unmöglich, weil während des Waschens das Wasser zufror und die Wäsche steif wie Holz wurde. Der Schnee lag 18" hoch.

Unterdessen hatte Musters von dem alten Häuptling Orkeke die Erlaubniß erhalten, sich seinem Stamme auf dessen Wanderungen anschließen zu dürfen; so stieß er denn am 7. August Abends zu den Rothhäuten. Der Rio Chico, an dem unser Tehuelchen-Stamm hauste, windet sich im Südosten durch weite Grasebenen; zwei Meilen stromabwärts gabelt er sich in zwei Arme, welche eine ziemlich ausgedehnte Insel umschließen. Hier mußte Musters einige Tage zubringen. Seine Wohnung war das „Toldo", das indianische Zelt, welches den Hütten unserer Zigeuner nicht unähnlich, aus Guanacofellen bestehen, die mit einer Mischung von Fett und rothem Ocker beschmiert werden. Die Einrichtung der Toldos, die der heftigen Westwinde halber mit dem Eingange nach Osten an geschützten Stellen aufgeschlagen werden, beschränkt sich auf Kissen aus alten Ponchos oder Mandils, die als Sitze, Ruhelager und den Weibern auch als Sättel dienen. Letzteren fallen alle häuslichen Verrichtungen zu, das Aufschlagen der Toldos, die Ausrüstung der Pferde und das Kochgeschäft. Die Kochgeräthschaften bestehen aus einem Bratspieße und gelegentlich aus einem eisernen Topfe, worin sie das Straußenfett auszulassen pflegen; hie und da kommen noch einige hölzerne Platten und Armadillschalen dazu.

Digitized by Google

Die Bezeichnung „Patagonien“ ist. wie sich denken läßt, eine den Indianern selbst völlig unbekannte; ihr Name ist Tehuelchen oder Thonecas. Die eigentlichen Tehuelchen — mit Ausschluß der ihnen möglicher Weise verwandten Foot Indians des Feuerlandes — zerfallen in einen nördlichen und einen südlichen Stamm, welche beide die nämliche Sprache reden. Die südlichen scheinen größer und besser gebaut, auch sind sie gewandtere Bolojäger. Die nördlichen Tehuelchen leben zwischen der Cordillere und der See, vom Rio Negro nördlich bis zum Chupat und streifen hie und da bis zum Rio Santa Cruz. Die südlichen Tehuelchen hingegen halten sich südlich vom Rio Santa Cruz auf; beide Stämme sind aber häufig untermischt und heiraten unter einander, wobei sie jedoch ihre clanartige Eintheilung nicht aufgeben. Vom Rio Negro bis zum Chupat begegnet man der Tribu der „Pampas“ die ein verschiedenes Idiom spricht. Ein anderer Stamm endlich, durch Sprache und Aussehen verschieden, scheinen die „Chenna“, auch Manzaneros genannt, ein Zweig der chilenischen Araukaner zu sein. Sie sind weniger unstät und gesitteter als die übrigen Tehuelchen; auch sollen sie Kinder- und Schafheerden besitzen und aus Aepfeln und Algarroben berauschende Getränke zu bereiten verstehen. Die übrigen Tehuelchen müssen sich mit eingehandeltem Rum behelfen, der im Bunde mit den Blattern ihre Zahl rasch vermindert.

Während Musters am Rio Chico hinaufzog, feierte seine befreundete Indianerhorde die eingetretene Mannbarkeit eines Mädchens nach herkömmlicher Sitte. Die Feier bestand im Wesentlichen darin, daß das Mädchen in ein zu diesem Behufe errichtetes Zelt gebracht wurde, das niemand betreten durfte; zum Schluße wurden einige Stuten geschlachtet und eine Schmauserei veranstaltet, die mit einem Balle endete, an dem jedoch nur die Männer Theil nahmen. Mit Straußenfedern geschmückt bewegten sich die Tänzer im Takte einer höchst primitiven Trommel anfänglich langsam, dann immer rascher bis sie ermüdeten und sich zur Ruhe begaben.

Von den körperlichen Eigenschaften der Tehuelchen ist ihre Größe am häufigsten besprochen und mitunter bestritten worden; Musters, ein unverfänglicher Zeuge, gibt als Durchschnittsgröße für die Männer 5′ 10″ (engl.) an, doch erreichen einige 6′ 4″. Dabei sind sie trefflich proportionirt, besitzen eine ungeheure Marschierfähigkeit, wobei sie ohne jedwede Beschwerde der Nahrung entbehren können, und in den Armen eine staunenswerthe Muskelkraft. Die Weiber haben eine durchschnittliche Höhe von 5′ 6″; ihr Haar ist selten so lang und schön als jenes der Männer und wird in zwei, mitunter durch eingeflochtenes Pferdehaar verlängerten Zöpfen getragen. Die jungen Tehuelchen-Weiber sehen, wenn nicht durch Bemalen entstellt, sehr gut aus; ihr Benehmen ist bescheiden aber auch coquett. Strapazen und Arbeit üben keine üble Wirkung auf sie; sind sie aber einmal alt geworden, dann sind sie auch gründlich häßlich.

Digitized by Google

Die Kleidung der Männer besteht aus einer Chiripa, d. i. ein um die Lenden befestigtes Unterbeinkleid, welches unter allen Umständen getragen wird, und aus einem Mantel aus Guanaco-Fell, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen getragen, von außen in verschiedenen Farben bemalt. Als Beschuhung dienen hohe Stiefel aus Pferdeleder oder Puma-Fell; den Kopf deckt ein farbiges Drahtnetz oder, wann erhältlich, ein Hut. Die Weiber tragen den Mantel um den Hals durch eine große silberne Nadel geschlossen und unter demselben ein sackartiges Kleidungsstück aus Calicot, von den Schultern bis zu den Hüften reichend. Die Kinder haben ebenfalls kleine Mäntel, pflegen aber gewöhnlich ganz nackt umherzulaufen. Schmucksachen aus Silber tragen die Tehuelchen-Damen mit Vorliebe und auch die Männer verschmähen sie nicht. Beide Geschlechter bemalen sich, besonders im Antlitz mit rothem Ocker oder schwarzer Erde. Die Morgentoilette geschieht sehr einfach: ein Bad, welches beide Geschlechter jedoch sorgfältig getrennt nehmen; dann geht es ans Frisiren, was die Männer durch ihre Frauen, Töchter oder Geliebten verrichten lassen; dagegen pflegen sie sich die spärlichen Barthaare, ja selbst die Augenbrauen regelmäßig auszurupfen. Die Weiber frisiren und bemalen sich gegenseitig. Beide Geschlechter tätowiren sich auch am Vorderarm. Obwohl die Tehuelchen einen großen Sinn für Reinlichkeit besitzen, jeden Schmutz aus ihren Toldos entfernen und alles waschen, wenn sie irgendwo einer Seife habhaft werden, sind sie doch stets mit Läusen behaftet, die größtentheils in ihren Mänteln einen festen Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Die Hauptbeschäftigung der Weiber im Lager besteht im Verfertigen der Mäntel für die männlichen Familienmitglieder. Nebst den Guanacamänteln trägt man auch noch solche aus Fuchs-, Wilden-Katzen- oder Puma-Fellen. Trotzdem hiedurch die Damen ganz genügend viel zu thun haben, finden sie nichtsdestoweniger nebenbei Zeit zum Kartenspielen, Plaudern und Scandalklatschen.

Die Tehuelchen besitzen ein gutes musicalisches Gehör, doch sind ihre Gesänge nicht melodiös und kaum mehr denn eine einfache Wiederholung sinnloser Worte. Ueberaus mäßig, essen sie nie zu regelmäßigen Tageszeiten sondern stets nur wenn der Appetit sie dazu mahnt. Dagegen sind sie leidenschaftliche Raucher. In Ermanglung von Tabak wird ein von den Araukanern eingetauschtes Kraut, jedoch niemals unvermischt, sondern stets mit Paraguay-Thee gemengt, geraucht. Weiber rauchen, wenn sie schon alt sind.

Die Hauptunterhaltung — denn die Jagd ist für den Tehuelchen ein Geschäft, kein Vergnügen — besteht in Pferdewettrennen, Karten- und Würfelspiel, endlich im Ballwerfen. Die verlorenen Einsätze läßt der Gewinner einfach abholen; alle Ehrenschulden werden auf das Gewissenhafteste sofort bezahlt.

Schon in der frühesten Jugend wird dem Kinde ein Pferd sammt Zubehör zugewiesen; in der That können sehr oft die Kinder beiderlei Geschlechts

Digitized by Google

früher reiten als gehen. Eine Feierlichkeit bei der Namengebung existirt nicht; es gibt auch keine erblichen Familiennamen, sondern die meisten Namen scheinen von dem Orte der Geburt herzurühren. Die Ehen gründen sich stets auf gegenseitige Zuneigung, hat sich der Brautwerber der Einwilligung des Mädchens versichert, so sendet er zu den Eltern der Geliebten, um für dieselbe so und so viel Pferde, Stuten oder Silberzierrathe zu bieten. Sind die Eltern mit dem Anbote zufrieden, so erscheint der Bräutigam vor dem Toldo seiner künftigen Schwiegereltern um die versprochenen Gaben zu überreichen, welche durch gleichwerthige Geschenke erwiedert werden. Dann wird die Braut durch ihren Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und den Gesängen der weiblichen Bekannten in ihr neues Toldo geführt und eine festliche Schmauserei von Stutenfleisch veranstaltet. Der Tehuelche darf so viel Frauen nehmen, als er ernähren kann, selten aber findet man mehr denn zwei und gewöhnlich gar nur eine Frau im Toldo. Kinderlose Eheleute pflegen einen kleinen Hund an Kindsstatt anzunehmen und diesem Pferde und sonstige Geräthschaften zu schenken, die sämmtlich vernichtet werden, wenn der Eigenthümer, d. i. der Hund, einmal stirbt. Bei einem Todesfalle werden nämlich alle Pferde, Hunde und sonstigen Thiere getödtet, das übrige gesammte Besitzthum verbrannt. Die Leiche wird in einen Poncho eingenäht und in sitzender Stellung in einem Steinhügel bestattet. Der Name des Verstorbenen wird aber nie mehr ausgesprochen.

Die Religion der Tehuelchen unterscheidet sich von jener der Araukaner und Pampas durch den völligen Mangel irgendeiner Spur von Sonnendienst, dagegen wird der neue Mond mit ehrfurchtsvoller Geberde begrüßt. Zweifellos glauben die Tehuelchen an einen guten Geist, obwohl sie behaupten, er kümmere sich nicht im Geringsten um die Menschheit. Götzenbilder und regelmäßige religiöse Feierlichkeiten besitzen sie nicht; dagegen glauben sie an die Existenz zahlreicher böser Genien, deren Oberhaupt Gualichu heißt, den sie auch sehr häufig durch Pferde- und Stutenopfer günstig zu stimmen trachten. Mit solchen Verrichtungen sind gewöhnlich die Medizinmänner betraut, die sich auch mit der ärztlichen Praxis in ihrem Stamme und mit Wahrsagen befassen. Nicht selten aber werden sie mit dem Tode bestraft, wenn ihre Prophezeiung nicht in Erfüllung geht. Endlich geschieht es noch, daß der Tod eines Tehuelchen von seinen Angehörigen dem Zauber eines Dritten zugeschrieben wird, eine Behauptung die gemeiniglich mit unangenehmen Folgen für den angeblichen Zauberer begleitet zu sein pflegt.

Obwohl der Tehuelche im Allgemeinen gutmüthig zu nennen ist, zeigt er sich doch gegen Fremde, namentlich gegen Spanier, ziemlich mißtrauisch; unter sich sind sie von staunenswerther Ehrlichkeit; einen Fremden jedoch bestehlen sie ohne Gewissensbisse; auch lügen sie fast immer im Alltagsleben, und nur wenn es gilt, reden sie die Wahrheit.

Digitized by Google

Doch zurück zu Musters Reise-Erlebnissen nach diesem Excurse über die Sitten und Gewohnheiten der Tehuelchen. Schon während des Zuges im Rio Chico-Thale wurden die schneebedeckten Gipfel der südamericanischen Cordillere erblickt; die Gegend, die nun immer deutlicher einen vulkanischen Charakter zu tragen begann, ward immer rauher, enge Thäler, ja selbst zerklüftete Partien von schauervollem Aussehen wechselten mit nackten, kahlen Pampastrecken ab. Vierzig Meilen östlich liegt die sogenannte „Teufelsgegend" so grausig und wild, daß die Rothhäute es nicht wagen, sie je zu betreten. Dann begegnete man einem rasch dahin strömenden Fluße, von dem Musters vermuthet, daß er im Port Desiré, an der patagonischen Ostküste münde. Von diesem und einem anderen bedeutenden Strome, den man am nächsten Tage erreichte, ließ es sich nicht ermitteln, ob man es mit Nebenflüssen des Rio Chupat zu thun habe, oder ob diese Wasser, wie Andere behaupten, in eine große Binnenlagune sich ergießen. Wir finden diese letztere unter dem Namen Coluguape-See auf der Karte verzeichnet, welche Musters seinem Buche beigegeben hat. Ihre Lage bleibt aber natürlich in hohem Grade problematisch.

Im Henno-Thale näherte sich eine Horde nördlicher Tehuelchen der Truppe Orkeke's, mit welcher Musters zog; er konnte hier das bei diesen Indianern übliche Bewillkommnungs-Ceremoniel beobachten und war sehr überrascht, bei ihnen eine Genauigkeit der Etiquette zu finden, welche einem spanischen Hofcavalier alle Ehre gemacht hätte. Die nunmehr vereinigten nördlichen und südlichen Tehuelchen zogen dann weiter westlich über felsige mit der Cordillere parallel laufende Gebirgsrücken, um der Jagd auf junge Guanacos obzuliegen; diese Jagd ist für sie eine Geschäftssache, denn auf deren Ergiebigkeit beruht auch ihr Reichthum an Fellen für den eigenen Bedarf wie für den Handel. Das Guanaco kommt von Peru vor in allen Gegenden östlich von den Cordilleren bis zur Magelhaes-Straße, ja selbst bis nach Feuerland. Ein anderes Jagdthier, der Nandu (Rhea Darwinii) bei den Indianern Mekyush, bei den Spaniern Strauß genannt, ist Patagonien eigenthümlich; man trifft ihn nur selten nördlich vom Rio Negro und sonst wohl nirgends auf der Welt mit Ausnahme der nördlichen ebenen Gebiete der Tierra del Fuego; er ist eine Varietät der Rhea americana, die in den argentinischen Provinzen zwischen Entre Rios und Santa Fé sehr häufig und auch in der Banda Oriental, dann bis Rio Grande do Sul verbreitet ist.

Obwohl das Wetter elend war und Musters zu der Ueberzeugung führte, daß der Sommer eigentlich ein unbekanntes Reich in jenen Regionen sei, und daß das patagonische Jahr nur aus zwei Jahreszeiten, einem strengen Winter und einem schlechten Lenz bestehe, ward doch ein Ausflug in die Cordilleren-Wälder unternommen, um auf die darin hausenden Rinder Jagd zu machen. Blieb auch die Jagd erfolglos, so bot der langentbehrte Anblick gewaltiger düsterer Waldungen doch Interesse genug; die Indianer jedoch zeigten nicht den geringsten Sinn für diese Naturschönheit, sondern kehrten sehr mißmuthig

Digitized by Google

nach ihrem früheren Lagerplatze „Teckel“ zurück, um ihren Marsch nach einem anderen Orte „Esgel“ fortzusetzen. Hier änderte sich der Charakter der Gegend; es war nicht mehr die Pampa mit ihrer düsteren Monotonie, welche unsere Reisenden zu durchziehen hatten, sondern ihr Weg führte sie durch anmuthige, 2 bis 3 Meilen lange Thäler von Bächen durchflossen und schönen Bäumen beschattet. Hier begann Musters zu fischen und seine Indianer zum Genusse von Fischfleisch, das sie früher niemals gekostet, zu bewegen. Diese neue Nahrung behagte den Tehuelchen so sehr, daß sie sofort von Musters die Fischerei erlernten und zweifelsohne heute noch dem Fischfange obliegen. Diese Thatsache ist umsomehr der Erwähnung werth, als Guinnard irriger Weise behauptet hatte, daß die Tehuelchen an der Küste Seefische fangen und essen.

Nach längerem Marsche durch reizende, paradiesisch schöne Gegend und nach Durchkreuzung einer merkwürdigen Stufenfolge von steinigen Terrassen oder Bänken der sonderbarsten unregelmäßigen Formation, stiegen sie endlich hinab zu einer Ebene, die ein etwa 40 Ellen breiter Fluß bespülte, welchen alle Indianer für den Chupat zu erklären einig waren. Bei der nächsten Tagreise, im weiten Thale von Telek, erschienen Manzaneros-Indianer, die mit Branntwein handelten; eine Festlichkeit ward aus diesem Anlasse sogleich in Scene gesetzt. Vier Lanzen, darunter eine, woran ein weißer Poncho befestigt, wurden in die Erde gesteckt, und die Häuptlinge jeder mit einem Horn, worin etwas Rum, umschritten die Lanzen, diese und den Boden mit Rum besprengend und dazu irgend eine Beschwörungsformel murmelnd. Dann ging es an das eigentliche Geschäft, den Handel. Die Preise waren ein Mantel für zwei Flaschen abscheulichen valdivianischen Rums, nach der Meinung der Tehuelchen fabelhaft theuer. Dennoch kauften sie das gesammte Rumquantum auf.

Vom Telek-Thale zog der Indianertrupp in das Changi-Thal und Tags darauf in die weite Ebene „Geylum“, an deren Ostseite eine Reihe von Sandsteinklippen sich erhob. Die Ebene dehnt sich mehrere Meilen gegen Westen aus, wo ähnliche, jedoch von Basalt zusammengesetzte Felsen, den Ausblick begränzten. Man beabsichtigte von hier aus Las Manzanas zu besuchen und betrat dann eine Hügelreihe, wohl über 2000′ hoch, von wo ein herrliches Panorama sich dem Auge erschloß. Herabgestiegen von diesen Höhen, gelangten die Wanderer in einen Cañon, der in das weite Thal des breiten und reißenden Rio Limay ausmündete, über welchen sie nur Dank der Stärke ihrer Pferde zu setzen vermochten. Schon in aller Frühe am zweitnächsten Morgen sahen sie die Araukaner oder Manzaneros auf einer etwa eine halbe Meile langen Linie entwickelt, und Musters gesteht, daß ihn die gute Haltung dieser Leute überrascht habe; sie manövrirten in vier Schwadronen, jede von einem eigenen Befehlshaber geführt, mit einer disciplinirten Präcision, deren sich reguläre Cavallerie nicht zu schämen gehabt hätte. Ganz verschieden in ihrer Erscheinung sind die Picunches, mit welchen Musters hier gleichfalls zusammentraf; sie stehen ohne Zweifel tief unter den Araukanern, haben einen dunkleren Teint

Digitized by Google

wohnen in den Cordilleren-Päſſen, plündern alle Reiſenden und werden von kleineren Caziken regiert. Sehr merkwürdig iſt der Gehorſam beſonders der Manzaneros gegen ihren Caziken. Seine Herrſchaft erſtreckt ſich nördlich bis Mendoza über Hunderte von Toldos; ſeine Macht iſt abſolut, ſein Wort Geſetz; auf ſeinen leiſeſten Wink verläßt der entfernteſte ſeiner Unterthanen Told, Weib und Kind, um bewaffnet und beritten ſich zu ſeiner Verfügung zu ſtellen. Die Unter-Caziken, deren Würde erblich iſt, ſcheinen feiner und intelligenter zu ſein als der Reſt des Volkes. Dieſe halbciviliſirten Araukaner befaſſen ſich mit dem Anbau von Nutzpflanzen und verſtehen berauſchende Getränke zu brauen. Ihre Sprache iſt ſanfter, melodiöſer und reicher als das gutturale Tehuelche; ihre Kleidung überaus nett und reinlich. Leider konnte Muſters keine Wahrnehmungen über ihre religiöſen Gebräuche machen; ſie beſitzen ferner einige Kenntniſſe von den Edelſteinen, ſcheinen ihnen jedoch gewiſſe wunderbare Kräfte zuzuſchreiben.

Von Geylum, wohin Muſters nach dem Ausfluge nach Manzanas zurückgekehrt war, nahm die weitere Reiſeroute die Richtung nach Oſten um den Rio Negro und Patagones (Carmen) am atlantiſchen Ocean zu erreichen. Muſters Expedition ging nunmehr ihrem Ende entgegen, es handelte ſich aber zuvor noch den americaniſchen Continent in jener Gegend der Quere nach zu durchkreuzen. Bis zu einer Stelle, welche die Indianer Margensho benannten, und die ſo ziemlich gleich entfernt von der Oſt- und Weſtküſte im Innern des Landes liegt, waren nach indianiſchen Angaben neun Tagemärſche zurückzulegen, und dieſe führten wieder durch ödes, troſtloſes Gebiet. Erſt am 9. Mai 1870 indeß erreichte man das langerſehnte Margensho, von wo aus Muſters ſeinen bisherigen Begleitern nach Patagones vorauseilte. Von nur zwei Indianern begleitet, ſetzte er ſich in Marſch, um über die hohe Pampa möglichſt raſch nach den Valchita-Gebirgen zu gelangen. Die Gegend bis Trinità, am Fuße dieſes Höhenzuges, bietet kein nennenswerthes Intereſſe; das Valchita-Gebirge ſelbſt erwies ſich als eine Reihe wellenartiger Hügel, die dem Eilmarſche keine ſonderlichen Hinderniſſe entgegenſetzten. Das härteſte Stück der Wanderung hatte aber Muſters erſt noch vor ſich: Den Zug durch die Traveſia, oder die Wüſte, welche ſich zwiſchen dem Rio Valchita und dem Rio Negro ausdehnt. Vom Ufer des erſtgenannten Stromes anſteigend gelangte er auf das Hochplateau und ſah die unermeßliche Traveſia, ſpärlich nur mit Gebüſch beſtanden, vor ſich liegen. Nirgends ein Zeichen des Lebens; nur der Himmel wölbt ſich blau und klar über das weite, farbenloſe Feld. Die Traveſia liegt etwa 300′ über dem Niveau des Rio-Negro-Thales und erſtreckt ſich mehr denn 30 Meilen gegen Süden; von ihrer Ausdehnung gegen Weſten hin konnte ſich Muſters keine Vorſtellung machen. Der Boden beſteht aus Lehm oder Sand, der mit kleinen Steinchen dick beſtreut iſt. Auch ſcheint dieſer Diſtrict eine beſtimmte und ſcharf ausgeprägte Grenze für verſchiedene Thierſpecies zu bilden.

Endlich war auch der Marſch durch die traurige Traveſia zurückgelegt

Digitized by Google

und bei Sauce Blanco das Thal des Rio Negro erreicht. Am linken Ufer dieses Flusses liegt dem Orte Sauce Blanco das argentinische Grenzfort Guardia gegenüber; von hier führt der Weg am etwa 200 Ellen breiten Rio Negro entlang nach Patagones, welches 18 englische Meilen von seiner Mündung ins Meer entfernt liegt. Obwohl unregelmäßig gebaut, machte diese Stadt doch auf Herrn Musters einen imponirenden Eindruck. Er stand hier am Ziele seines Streifzuges, dem die geographische Wissenschaft entschieden eine namhafte Erweiterung zu verdanken hat. Fehlten ihm auch sowohl Mittel als Kenntnisse, um Beobachtungen streng wissenschaftlicher Natur anzustellen, so ist es ihm doch gelungen, uns ein getreues Bild des allgemeinen Charakters dieses noch unbetretenen weiten Gebietes zu entwerfen und einen tiefen Einblick zu gestatten in das häusliche Leben der patagonischen Indianer.

Schillers Nachlaß.

Ein Vortrag

von Dr. K. J. Schröer.

II.

(Schluß.)

Stellte Schiller in Elfride und Rosamunde in zwei Situationen, gleichsam um den Gegenstand von jeder Seite zu erschöpfen, das Dämonische dar, das in weiblichem Zauber liegt, wenn das Weib Liebe weckt, ohne Liebe zu empfinden; so gedachte er diesen Bildern zwei Gegenstücke gegenüber zu stellen, die uns wieder das fühlende, weibliche Gemüth verherrlichen sollten. Dies sehen wir aus den Plänen 1. zu einem Trauerspiele: Die Herzogin von Celle; 2. zu einem Schauspiele: Gräfin von Flandern.

Die Herzogin von Celle ist an den Erbprinzen von Hannover vermählt, der in der Gewalt einer schönen Freundin ist und für seine Gemahlin kein Herz hat. Sie ist schön, gefühlvoll, geeignet, jeden Mann zu beglücken; ihr Gemahl ist aber ein Weichling, der ihrer nicht werth ist. Ihre Schwiegereltern begegnen ihr lieblos. Sie trachten nach der Kurwürde ihres Hauses, die englische Krone steht in Aussicht, ihre Schwiegertochter hat für sie nur Ein Interesse, nämlich daß durch sie das Herzogthum Celle an Hannover fällt. Den Hof beherrschen die Freundinnen ihres Schwiegervaters und ihres Gemahls. Sie, die daheim nur Liebe erfahren hat, genießt hier nicht einmal die Achtung, auf die sie ein Recht hat. Da versucht sie, nachdem sie bei ihren Eltern vergeblich Hülfe gesucht, ihren Gemahl für sich zu gewinnen. Sie entfaltet allen

Digitized by Google

gewinnenden Liebreiz und es scheint fast, als ob sie siegen sollte. Aber das Herz ihres Gemahls ist zu matt und charakterlos; die Wirkung des augenblicklichen Erfolges bleibt aus. Doch hat ihre Liebenswürdigkeit, ohne zu wollen, auf einen Andern gewirkt; Graf Königsmark wird für sie von heftiger Leidenschaft ergriffen. Sie ahnt das nicht, klagt ihm ihren Schmerz und nimmt seine Hülfe in Anspruch, indem sie den unerträglich gewordenen Verhältnissen sich entziehen will. Vergeblich hatte sie ihren Vater um Befreiung angefleht, vergeblich ihre Mutter; vergeblich hatte sie ihren Gemahl zu gewinnen gesucht; jetzt fleht sie Königsmark an, sie in ein Kloster zu bringen. Die Ausführung dieser Handlung wird unterbrochen. Auf die Schuldlose fällt der Verdacht der Schuld. Königsmark wird ermordet, sie eingekerkert. In ihres Gemahls Herzen ist indeß Liebe für sie erwacht. Es ist zu spät!

Weiter ausgesponnen ist der Plan des Dramas: Die Gräfin von Flandern. Eine regierende Gräfin von Flandern wird von ihrem Volke gedrängt, zu heiraten. Vier Freier sind da; sie liebt aber keinen [1]). Ihr Herz ist, theils aus Dankbarkeit, theils aus Bewunderung, einem armen jungen Edelmanne an ihrem Hofe, Florisel, zugewendet, der alle ihre Freier an Schönheit, Geist und Tapferkeit überstrahlt. Er hat ihr auf einer Jagd das Leben gerettet, ahnt aber nicht, wie sehr seine schöne Fürstin ihm geneigt sei. Die Fürstin weiß nun diejenigen Freier, die ihre Vasallen sind, geschickt zu benützen, die auswärtigen Freier zu vertreiben. Darüber ist namentlich Graf von Artois verletzt und beschließt den Krieg gegen Flandern. Nun streben nur die einheimischen Vasallen noch um ihre Hand. Graf Montfort, der mächtigste unter den Großen des Staates, hält seinen Sieg für gewiß. Die Umworbene begünstigt jedoch scheinbar den Grafen Aremberg. Dieser Graf wirbt um ihre Hand eigentlich nur im Interesse einer Partei, die es nicht gerne sieht, daß Graf Montfort zu mächtig wird. Graf Aremberg liebt eigentlich die Freundin seiner Fürstin, die Gräfin von Megen. Die Fürstin verbündet sich nun mit Aremberg gegen Montfort, indem sie ihn versichert: sie würde diesem nie ihre Hand reichen, er könne daher seinem Herzen folgen und ihre Freundin von Megen heiraten. Indeß ist Graf Artois ins Land eingebrochen, Graf Montfort muß ihm entgegen. Er wird von Artois geschlagen. Die Bürger von Gent bemächtigen sich der Fürstin und verlangen, daß sie den Artois heirate.

Florisel hat indessen mit 300 Mann den Grafen von Artois überfallen und getödtet. Das flüchtige Heer Montforts sammelt sich um ihn, er zieht als Sieger in Gent ein. Er sucht seine Fürstin; sie ist verschwunden. Montfort hat sie auf sein Schloß entführen lassen. Von da ist sie aber entflohen, nie-

---

[1]) Im Manuscript von Schillers Entwürfen (Abdruck S. 65) findet sich der Name Tressan der auf Schillers Quelle, Tressans bibliothèque universelle des romans 1778, hindeutet.

Digitized by Google

mand weiß, wo sie ist. Florisel tödtet Montfort im Zweikampf, er sucht die Gräfin und findet sie endlich bei seiner Mutter.

Daß er Graf von Flandern wird und Alles ein glückliches Ende nimmt, läßt sich erkennen. Manches blieb noch unausgeführt, doch unverkennbar ist der wunderbare Zauber, der über das ganze Stück sich ausbreiten sollte, indem unsere Theilnahme fortwährend gefesselt wird durch das liebenswürdige muthige Weib, die ihrem Herzen folgen will und alle weibliche Klugheit anwendet, um unüberwindlich scheinende Hindernisse glücklich zu beseitigen und ein seltenes Glück zu erringen, das sie in der That verdient.

Während Schillers Beschäftigung mit Wallenstein, 1798, wuchs seine Liebe zu realistischen Stoffen. „Es ist eine ganz andere Operation", schreibt er 5. Jänner an Goethe, „das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und Letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen eine gegebene bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht." Er wollte in diesem Sinne einmal „etwas recht Böses thun und eine alte Idee [1]) mit Julian dem Apostaten ausführen."

Wie weit Schiller dieser Idee nachging, läßt sich nicht nachweisen, aber ganz in diese Kategorie und wohl auch in diese Zeit gehört ein Entwurf eines Trauerspiels Agrippina. „Agrippina ist ein Charakter, der nicht stoffartig interessirt, bei dem vielmehr die Kunst das stoffartig Widrige erst überwinden muß. Rührt Agrippina — versteht sich ohne ihren Charakter abzulegen — so geschieht es lediglich durch die Macht der Poesie und die tragische Kunst. Sie verdient durch ihren Sohn zu fallen, aber es ist abscheulich, daß dieser (Nero) sie ermordet."

„Wir erschrecken zugleich über den Opferer und über das Opfer". — Mord und jedes Verbrechen ist der furchtbaren Mutter eben so geläufig wie ihrem elenden Sohne. Daß der Sohn sie aber entbehrlich findet, nachdem sie ihm mit Verbrechen auf den Thron geholfen, das erträgt sie nicht und will lieber ihre begangenen Verbrechen enthüllen, um den Sohn zu stürzen, als die Macht über ihn aufgeben. Durch diese Möglichkeit wird sie gefährlich, daher beschließt der Sohn ihren Mord. Er mißlingt. Das erschüttert Nero nicht, er befiehlt ihn das zweite Mal. Ergreifend wirkt ihre Erscheinung nur, indem sie, wenn auch schuldbeladen, gegen den Sohn doch schuldlos ist. Die Absicht

---

[1]) Sieh oben Seite 110. Körner fragt Schiller in einem Briefe vom 25. April 1788: ob er bei dem Gedichte die Götter Griechenlands „wieder" an Julian gedacht habe? Es war also die Idee mindestens 10 Jahre alt. In einem Briefe Körners vom 6. December 1791 mahnt dieser wieder an Julian.

Digitized by Google

ihn zu ſtürzen, ſteigt in ihr nur auf zur Nothwehr, aber es bleibt bei der Abſicht. Sie hat noch nichts gegen ihn gethan, als er, der ihr alles dankt, ſie ermorden läßt. Grauenvoll ſpannend und im hohen Grade dramatiſch iſt der erſte Auftritt, den Schiller ſchon hingeworfen. Agrippina, die alte Kaiſerin, ſteht lauernd vor den Gemächern ihres Sohnes Nero.

Albina tritt hinzu und ſpricht:

Was muß ich ſeh'n, indeß daß Nero ſchläft
Erwarteſt du hier einſam ſein Erwachen?
Die Mutter Cäſars irret unbegleitet
Durch den Palaſt — an ſeiner Thür zu lauern?
Auguſta, geh zurück, in dein Gemach zurück!

Agrippina:

Ich darf mich keinen Augenblick von hier
Entfernen, hier erwart ich ihn, Albina!
Der Kummer den er auf mich häuft gibt mir
Beſchäftigung genug ſo lang er ſchläft. — —
Nicht mehr geliebt — er will gefürchtet ſein! —
Ich ſelbſt, ich fühl's daß ich ihm läſtig werde.

Albina:

Er iſt dir Liebe ſchuldig.

Agrippina:

Schuldig wohl,
Wohl iſt er das, Albina! wenn er edel denkt.
Doch iſt er undankbar, verdammt mich Alles.
— — — — — — — — —
Er fürchte mich, damit ich ihn nicht fürchte.

Albina:

— — — — — — — — —
Nero zuerſt erlaubte ſeiner Mutter
Lorbeerbekränzt die Fasces vorzutragen.
Wie kann er mehr ſein kindlich Herz dir zeigen?
— — — — — — — — —

Agrippina:

— — — — — — — — —
Noch jetzt ergreift mich jenes Tages Bild —
Ein trauriger Tag! Da Nero ſelbſt zuerſt

Digitized by Google

Geblendet ward von seiner Größe Glanz.
Da ihn von vielen Königen der Welt
Die Abgesandten zu verehren kamen.
Ich nahte mich dem altgewohnten Platz
Auf seinem Throne — doch, welch böser Rath
Sein Herz von mir gewendet, weiß ich nicht —
Denn kurz, als er von weitem mich ersah,
Entstellte finstrer Unmuth sein Gesicht
Und mich ergriff das böse Zeichen gleich!
Der Undankbare! mit verstellter Demuth
Hob er sich schnell und mir entgegeneilend
Mich zu umarmen, schob er listig mich
Vom Thron hinweg, den ich besteigen wollte.
Seit jenem Tage neigt sich meine Macht! —

Albina:

Gebieterin, wenn du so arges wähnst,
Warum dies Gift in deinem Herzen nähren?
Erkläre dich so schnell du kannst mit Cäsarn.

Agrippina:

Cäsar sieht ohne Zeugen mich nicht mehr,
Albina. — Oeffentlich — trifft mich die Reihe,
Gelang ich zu Gehör; was er mir sagt
Und was er nicht sagt, ist ihm vorgeschrieben. —
Doch meid er meinen Anblick, wie er will,
Ich dränge mich ihm auf, und ich verfolg ihn!
Aus seinem Frevel muß ich Vortheil ziehen! —
Horch, ein Geräusch, man öffnet, auf der Stelle
Geh ich, ists möglich überrasch ich sein Geheimniß.

So weit das Fragment.

Hieher gehört nun auch der Plan zu einem Trauerspiele Themistokles [1]). Themistokles ist verbannt und hat dem Perserkönig versprochen, seine Flotte gegen Griechenland zu führen. Dankbarkeit für den, der ihn aufgenommen, Erbitterung gegen das Vaterland, das ihn ausgestoßen, veranlassen ihn zu diesem Versprechen. Diese Beweggründe sind aber vorübergehender, zufälliger

[1]) Eine Bemerkung über diesen Plan s. oben Seite 110. In den Entwürfen steht er nach dem Entwurf Agrippina, zu dem er sich als historischer und antiker Stoff gesellt und als griechisch neben dem römischen ein Seitenstück bildet.

Digitized by Google

Natur; bleibend, ein Bestandtheil seines Wesens sind Gesinnungen, die diesen Beweggründen gerade entgegengesetzt sind: seine Begeisterung für das Griechenthum, im Gegensatz zum Barbaren, und seine Vaterlandsliebe.

In dem Stücke sollte nun auf das Lebensvollste dargestellt werden: die unaufhaltsam fortschreitenden Vorbereitungen der Perser zum Kriege. Parallel mit diesen steigert sich in Themistokles das Gefühl, daß es ihm unmöglich ist, gegen Griechenland zu ziehen. Er beschließt im Stillen, mit seinem Tode den Qualen seines Innern ein Ende zu machen. Unter den Andeutungen, die Schiller über den Plan zurückließ, kommt unter Anderem noch vor: Griechische Mimen stellen einige Scenen einer Tragödie des Aischylos dar, die Themistokles rühren und begeistern. — Obwohl dem Tod geweiht, bleibt er doch bis ans Ende der herrliche heitere Grieche, der Staatsmann, die hohe, treffliche, unzerstörbare Natur, der unsterbliche Held. Geist fließt von seinen Lippen, Leben glüht in seinen Augen, Feuer und Thätigkeit ist in seinem ganzen Thun. „Mit dem Giftbecher am Munde, wird er wieder zum freien Bürger Athens."

Ueber das Einzelne der Ausführung sind auch hier nur Andeutungen vorhanden.

Noch sind vier Entwürfe zu erwähnen, die Schiller in den letzten Jahren beschäftigten und die sich wieder paarweise gegenüberstehen: Warbeck und Demetrius, die Pariser Polizei und das Seedrama.

Unter der Arbeit an Demetrius rief Schillern der Tod ab. Das vollendete Bruchstück, der erste Act, gehört zu dem Schönsten, das er geschrieben; es haben sich bekanntlich neuere Dichter mehrfach versucht an der Aufgabe, das Unvollendete auszuführen, Maltitz, Kühne, Gruppe, Laube ꝛc., derjenigen nicht zu gedenken, die den Stoff selbständig behandelten. Die Pläne von Warbeck wie von Demetrius liegen in ziemlicher Ausführlichkeit in seinen Werken vor, so daß ich voraussetzen darf, daß sie allgemein bekannt sind. Nur ein äußerer Anlaß ist schuld [1]), daß er zuerst an die Ausarbeitung des Demetrius gehn wollte. Dieselbe hätte alle seine früheren Werke überstrahlt, Schiller hätte sich auch in jenem Norden ein Denkmal ohnegleichen gesetzt. Dennoch nimmt Warbeck einen noch höheren Schwung. Demetrius glaubt Anfangs, daß er der berechtigte Thronerbe ist und handelt in diesem Glauben mit Begeisterung. Wie er erfährt, daß er es nicht, daß er das Werkzeug eines Betruges ist, wird er gewaltthätig und trachtet zu erzwingen, was er früher für sein Recht hielt. Das Tragische ist: daß er mit dem Glauben an sich selbst auch die Macht über die Menschen zu verlieren scheint, daß ihm nun Alles mißlingt, was ihm früher gelungen; daß der Betrug, in den ihn das Schicksal, Anfangs unwissentlich verwickelt, ihn nun vernichtet.

---

[1]) Bekanntlich die weimarischen Beziehungen zum russischen Hofe.

Digitized by Google

Eine andere Aufgabe stellte Schiller sich in der Bearbeitung des ähnlichen Stoffes Warbeck [1]). Warbeck ist ein York. Königlichen hohen Gemüths, fühlt er sich sogleich heimisch in seiner Lage, als er aus seiner Dunkelheit hervorgezogen und ihm mitgetheilt wird, daß er der Sohn Richards IV. sei. Als er aber erfährt, daß man mit ihm einen Betrug gespielt habe, hält ihn doch noch eine hohe Ahnung aufrecht, er ist nicht zu bewegen ein Verbrechen zu begehn, er bleibt großherzig, königlich bis ans Ende: er rettet einem zweiten Prätendenten, der berechtigter erscheint als er, das Leben. Bis es sich endlich herausstellt, daß seine Ahnung ihn nicht getäuscht, daß er doch ein Sohn des Königs sei! —.

Merkwürdig sind die hingeworfenen Bemerkungen Schillers zu einem Seedrama, einem erdbeschreibenden Schauspiel oder einem „Drama auf einer außereuropäischen Insel". Unter der Arbeit, indem er an Wallenstein schrieb, tauchte der Plan auf. S. die Anmerkung bei Warbeck. Der Gedanke dazu dürfte im Februar 1798 entstanden sein, als Schiller Reisebeschreibungen und die Odyssee las [2]). Schiller sagt in seinen Bemerkungen darüber: „Die Aufgabe ist ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen, außereuropäischen Zustände und Sitten sich aus Einem Punkt entwickeln. — Kunst, Natur, Handel, Schifffahrt, Europa, Indien, der Seemann, der Kaufmann ꝛc.; Ankommen von Schiffen, gleichzeitiges Absegeln anderer Schiffe ꝛc."

Die Universalität eines Strebens, das die ganze Welt poetisch zu verklären trachtete, spricht sich hier deutlich aus. Wie es ihm gelungen, Zustände und Gegenden, die er nie gesehen, auf das Lebendigste und Wahrste zu schildern, wissen wir aus Tell und bedauern denn auch hier, daß es ihm nicht gegönnt war, den Plan auszuführen [3]).

Alle menschlichen Zustände der Seele und des Lebens sollten dichterisch verklärt auf der Bühne erscheinen und so denn auch, als Gegensatz zu dem heimatlosen Seedrama, wo die Cultur Europa's nur als Fremdling aufzutreten bestimmt war, ein Landdrama, das die Centralisation künstlicher Zustände unserer Civilisation darstellen sollte. Es war ein gigantischer Plan, die Pariser Polizei sollte als der Mittelpunkt einer riesigen Maschine einmal an der Stelle des Schicksals allmächtig und allwissend als wirksames Sujet eines Drama's er-

---

[1]) Die Idee zu Warbeck fällt in das Jahr 1799 (s. den Anhang), indem er mit Maria Stuart beschäftigt war: „denn wenn ich in der Mitte eines Stückes bin, so muß ich in gewissen Stunden an ein neues denken können", schrieb er den 20. August 1799 an Goethe.

[2]) Schon Hoffmeister (Nachlaß III, 239) macht dabei aufmerksam auf Schillers Brief vom 13. Febr. 1798 an Goethe, wo er von der Eignung eines solchen Stoffes für epische und dramatische Behandlung spricht, auch ausdrücklich sagt, er habe sich nicht enthalten, zu versuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem solchen Stoffe machen könnte.

[3]) Ende Jänner 1804 dachte Schiller wohl wieder an den Gegenstand, indem er an Goethe schreibt (alte Ausg. der Briefe IV, 267): „Neben meinem Pensum — habe ich die Memoiren von einem tüchtigen Seemann gelesen, die mich im mittelländischen und indischen Meer herumgeführt haben und in ihrer Art bedeutend genug sind."

Digitized by Google

scheinen. Es ist höchst anziehend, den Plan in Schillers Werken und den Supplementen nachzulesen, sowie nicht weniger interessant der damit verwandte Plan eines Schauspiels, „Die Kinder des Hauses", ausgesponnen ist. Ich möchte nicht für ganz unwahrscheinlich halten, daß Schiller zu beiden Plänen noch zurückgekehrt wäre, ohne einen wegen des anderen aufzugeben; „er griff gerne und auch nach langer Zeit immer wieder zu alten Plänen zurück, und es herrschte durchgehends eine folgerechte Treue in seinem inneren Leben, in dem jeder Keim sich entfalten und jede Regung sich ausleben mußte", bemerkt treffend Hoffmeister III, 251.

Dabei hatte er es in seinen letzten Jahren zu einer Meisterschaft gebracht im einsichtsvollen Wollen und Vollbringen, wie dies ohne Beispiel ist. Jede Forderung, die die höchste Bildung, verbunden mit dem feinsten Gefühl nur irgend stellen konnte, machte er an das Kunstwerk. Indem er dies aber theoretisch forderte, brachte er das Geforderte zugleich auch wirklich künstlerisch hervor. Rührung, Erschütterung, Erhebung, Erheiterung standen ihm wunderbar zu Gebote. Die unvollendet gebliebenen Entwürfe, er hätte sie gewiß größtentheils ausgeführt und wohl noch neue hinzugefügt, hätte ihm das Schicksal nur zehn gesunde Lebensjahre noch geschenkt! [1]) Diese Erwägung hat etwas Erschütterndes. — Jetzt besitzen wir von Schiller 9 Dramen, wenn wir den Wallenstein als Eines rechnen, und 7 Bearbeitungen und Uebersetzungen von Dramen, also auch mit diesen nur 16. Unvollendete Entwürfe zähle ich 14; Pläne, mit denen er, außer diesen niedergeschriebenen Entwürfen, sich trug, können wir leicht etwa 10 noch aufzählen [2]).

Natürlich darf man das ganz Zufällige, daß manche solche Gedanken Schillers uns bekannt geworden, andere nicht, nicht übersehen, sowie ja überhaupt gar nicht zu ermessen ist, inwiefern der eine oder der andere etwa später Wurzel gefaßt hätte. Wir zählen hier nur auch diese Ideen auf, um von der zuströmenden Fülle ein Bild zu geben.

Mitten im Gedeihen und Heranreifen einer reichen Ernte wurde er dahingerafft; ein Nationalschatz wuchs uns heran, der, so viel wir übersehen können, an 40 Stücke Schillers ausgemacht hätte — ich glaube nicht, daß die 37 Dramen Shakspeare's, so unvergleichlich sie nun dastehn, ihnen die Wage gehalten hätten — und dieser Schatz versank, gleichsam vor unseren Blicken, bis auf den Rest eines Viertheils, der uns geblieben ist!

---

[1]) Seine Wünsche gingen nicht einmal so weit! Den 28. Juli 1800 schrieb er an Körner: „So hoffe ich — wenn ich das funfzigste Jahr erreichen kann, noch unter den fruchtbaren Theaterschriftstellern einen Platz zu verdienen." Und 14 Tage vor seinem Tode, den 25. April 1805, an denselben: „Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, — wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält." — — Ueber das angeblich Schiller'sche Stück: Die zwei Emilien, s. den Nachtrag.

[2]) Eine Comödie; Friedrich von Oesterreich; Bernhard von Weimar; eine tragische Familie; Die Ligue, eine Reihe von Stücken; Medea; Thyest und der schon erwähnte Julian.

Digitized by Google

Sulpiz Boisserée (I, S. 37) erzählt von Wandgemälden, die er beim Einreißen kölnischer Klöster und Kirchen momentan erscheinen und wieder verschwinden gesehn. „Man untergrub ein paar Pfeiler, stützte dieselben mit hölzernen Streben, zündete dann die Hölzer an, und im Augenblick, wo die Pfeiler zusammenbrachen, sahen wir die Kalkdecke von den Wänden und Gewölben sich loslösen, unter welchen die gemalten Flächen wie in einem Blitz hervorbrachen, um dann für immer zu verschwinden." — Wenn wir Schiller in seiner Gesammtthätigkeit betrachten, den Reichthum der in seinem Geiste erstehenden Ideen und Kunstwerke, die Sicherheit und Meisterschaft, mit der er, was er anstrebt, auch ausführt, die Deutlichkeit, mit der er die neben der Arbeit aufschießenden neuen Ideen [1]) bezeichnet, da können wir für den Augenblick uns getäuscht fühlen, als stünden auch die unvollendeten Werke schon vollendet da, und wir übersehen Alle das Herrliche als ein Ganzes. Mit dem Eintritt seines plötzlichen Todes wird uns dann eine Empfindung, wie die durch Boisserée geschilderte: Wir sehen eine Reihe von Gemälden, die wie durch einen Zauber zu entstehn scheinen, wie durch einen Blitz verschwinden. — Wenn wir aber nun auch vergebens bemüht sind, sie wieder hervorzubringen und zu vollenden; ganz verloren sind sie uns doch nicht, wenn sie auch nichts zurückgelassen hätten als das Bedauern um den Verlust. Dies Bedauern muß uns nothwendig auffordern, Schillern in seiner Totalität zu würdigen [2]), seine Werke nicht als einzelne Thaten, sondern sein ganzes Leben als Eine große That zu erkennen, die darauf gerichtet war, uns vorerst dichterisch „die Erde neu zu schaffen", damit die mit neuen Idealen erfüllte Menschheit sich wieder ein neues Dasein gründe.

Und so möchte ich denn auch Schillers Nachlaß nicht nur seine hinterlassenen unvollendeten Entwürfe nennen, sondern damit zugleich auch jenes Vermächtniß im Ganzen meinen, das die Summe seines Lebens für uns ist.

Wenn wir erwägen, welche theoretische Einsichten er begründet und uns überliefert, welche Kunstwerke, als die lebendigen allverständlichen Verkündiger derselben er vollendet und noch beabsichtigt hat, so ist uns sogleich die ganze Bedeutung dieses Vermächtnisses gegenwärtig.

Was jene Einsichten anlangt, so haben wir dieselben wohl als Gemeingut sowohl Schillers als seines hohen Freundes Goethe zu betrachten. Ein unsterblich Kleinod sind uns die Erörterungen Schillers, wo er die Ideen klar und bewußt ausspricht, die Goethe durch sein Leben zur Erscheinung bringt,

---

[1]) Daß Schiller seine Ideen gerne paarweise, zu gegenseitiger Ergänzung, daher auch antithetisch gegenüberstellte, haben wir schon bemerkt.

[2]) Es wird demnach auch durch diese Trümmer in gewissem Sinne der erziehende Zweck der Kunst erfüllt. „Von Schönheit oder Kunstgefühl sich regieren lassen, ist ja nichts anderes als den Hang haben: Alles ganz zu machen, Alles zur Vollendung zu bringen", schreibt Sch. an Körner, 30. März 1789.

Digitized by Google

wodurch jene wunderbare Uebereinstimmung Beider begründet ward, die den Gipfel unserer Culturperiode bildet.

Ich darf hier nur hindeuten auf die fruchtbaren Erörterungen Schillers über naive und sentimentalische Dichtung und wie seine Anschauung von der Aufgabe der Poesie: der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, in Zusammenhang steht mit seinen Ideen über die ästhetische Erziehung des Menschen; wie er an der Hand des Lehrsatzes der Philosophie, daß das Wohlgefallen ästhetisch wird, sobald es unabhängig ist vom Begehrungsvermögen, uns auf den Standpunkt des geistgetragenen Griechenvolkes hebt, und unserer Erziehung, unserem Unterricht neue Wege weist. Nicht das den Geist erstickende Verlangen nach Genuß und nach Besitz soll die Triebfeder unserer Handlungen sein, soll unsere Kraft zur Arbeit spannen, sondern jener auf Entwickelung unserer Geisteskräfte beruhende Gestaltungstrieb, der unsere Mühen in ein Spiel verwandelt, so daß wir ihre irdische Schwere nicht empfinden.

So durfte er, immer in Hinblick auf die Griechen, die nicht nur bei der Kunst, sondern auch bei der Arbeit sich als Menschen fühlen, sagen:

„Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen. Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt."

Ich kann hier wohl nicht ausführen, wie diese Anschauungen von der Erziehungswissenschaft, namentlich durch Fichte, weiter ausgebildet wurden, um den gesammten Unterricht der Jugend und deren Erziehung umzugestalten. Man wird die oft läppisch mißbrauchte Phrase: man müsse spielend lernen, wobei aller Enst der Arbeit in tändelnde Oberflächlichkeit ausartete, nicht hieher ziehen und deren Mißbrauch nicht Schillern anrechnen. An die Stelle der Selbstsucht und Sinnlichkeit, die bisher als Antrieb zur Arbeit angewendet wurden, Liebe und Begeisterung als Motor zu gebrauchen, wie dies Fichte deutlich genug ausgeführt, darum handelt es sich, und jeder wahre Fortschritt auf diesem Gebiete ruht auf diesen Anschauungen. Ich will nur schließlich noch darauf hinweisen, wie Schiller, ganz in Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen von der Bedeutung der Kunst für die Volkserziehung — auch zugleich sich gedrängt fühlte, zur Hervorbringung von Kunstwerken, die einem solchen hohen Zwecke dienen konnten. Dies ist freilich nicht so aufzufassen, als ob er gedichtet hätte etwa nach Vorschrift der Forderungen, die seine speculativen Erkenntnisse an die Kunst stellten; aber wir dürfen wohl zugestehen, daß seine Einsicht in das Innerste der Kunst und in deren Aufgaben sein Bewußtsein über seinen Dichterberuf gesteigert, ja wohl auch seine Begeisterung mitten im Schaffen erhöht habe.

In stillschweigendem Einverständnisse sehen wir Schiller im Briefwechsel mit Goethe, mitten in ihrem Schaffen, von jenen hohen Gesichtspunkten geleitet und immer im innigsten Zusammenhange mit den Ideen der Zeit, die in ihnen

Digitized by Google

sich aussprachen. Eine solche Grundlage befähigte sie, bei Angriffen, denen sie häufig genug ausgesetzt waren, fast unberührt zu bleiben.

Die Menge geht auf das Neue aus. Wie jeder Herbst neue Früchte reift, verlangt jede Generation neue Dichter, und die neuen Dichter sind bemüht, neu zu sein, wenn auch oft nur durch Widerspruch und durch den Effect des Unerwarteten.

Vernichtend für solche Tendenzen launenhafter Hohlheit klingt da wohl ein Wort der Gesinnung jener Beiden, wenn z. B. Goethe einmal gegen Schiller äußert (11. März 1801), daß „so Viele sich dem Echten nur deßhalb widersetzen, weil sie zu Grunde gehn würden, wenn sie es anerkennten." — — —

Als die Absicht, ein Schiller-Denkmal in Wien zu errichten, laut wurde, sprach sich eine so frische, freudige Theilnahme in Oesterreich aus, daß man wohl sehen konnte, wie jene Ideale, die Schiller in unsere Brust gepflanzt, auch hier mächtiger sind als alle vorübergehenden Erscheinungen des Tages.

Die Griechen pflegten von einem Menschen, der von Idealen beseelt ist, zu sagen, daß Götter in seinem Innern wohnen, und nichts hindert uns, unsere Ideale gleichzustellen jenen Göttern Griechenlands. Schiller war ihr Verkündiger. Wenn auch nicht verständlicher als Goethe, so war seine Sprache doch so wirksam, daß sie auch dort, wo er nicht verstanden wurde, Ahnungen weckte, ja eine Sehnsucht nach dem Idealen hervorrief.

Gepriesen sei die Sympathie unseres Volkes für Schiller! sie bezeichnet den Drang nach dem Idealen hin, der Quelle alles Großen! Hierzulande bezeichnet sie zugleich das unabweisbare Bedürfniß: zusammen zu fließen mit den großen Strömungen Deutschlands.

Ein neuer Frühling hat sich zu Anfang unseres Jahrhunderts, von Weimar aus, über Deutschland verbreitet; uns in Oesterreich hat eine böse Zeit den Frühling verkümmert. Billig ist es, wenn das nun frei aufathmende Land auffjauchzt und vor Allem den Einzug des freien Gedankens damit feiert, daß es Schiller ein Denkmal baut. Möge sein Geist einziehen und alles Vergangene vergessen machen, unser ganzes Leben umgestaltend, adelnd, sittlichend: durch die Begeisterung für jene Ideale. Dabei haben wir vor allem der Bühne zu gedenken, der Schiller eine so bedeutende Stellung im Leben anwies. Fehlte es unseren Bühnen bisher an Idealität des Strebens, schienen unsere Künstler jener Ueberlieferungen uneingedenk an denen nun unsere Gebildeten sich erkennen, so mag sie Schillers Denkmal mahnen an das, was ihre Aufgabe ist.

Die Schauspielkunst fristet ein beklagenswerthes Daseins, wenn sie in Ermangelung eines idealen Gehaltes darauf hingewiesen ist, daß der Künstler seine arme Person der Schaulust preisgibt. Dies war die Lage jener armen Comödiantenbanden der Vorzeit.

Digitized by Google

Mit schmerzlicher Theilnahme erfüllt uns das edle Ringen nach einem höheren Ziel, wie das der edlen Neuberin (1697 bis 1768) [1]). Sie mußte traurig enden, weil ihre Zeit noch allgemein gültige Ideale nicht bot, die sie darstellen konnte, und weil die Ideale, die sie darzustellen bemüht war, nicht die ihres Volkes waren.

Anders steht es jetzt. — Hochgeehrt wird sich der Künstler sehen, in dessen Brust die Götter wohnen, der jene Ideale, die von der Liebe eines ganzen Volkes getragen sind, im Herzen hegt. Er wird uns unentbehrlich werden, wenn durch ihn, und nur durch ihn die Träume unserer Dichter lebendig werden, so lebendig, wie kaum der Dichter selbst sie im Geiste zu sehen vermocht:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird die Gesunkene sich heben!

Diese Anschauungen sind so recht das Vermächtniß Schillers, ich brauche nicht erst hinzudeuten auf die Dichtungen:

Die Götter Griechenlands, die Künstler, das Ideal und das Leben, u. a., ich will nur noch bemerken, daß auch seine nachgelassenen unvollendeten Entwürfe diesen Ideen dienen, durch die unsere deutsche Cultur nun immer mehr ihr eigenthümliches Gepräge erhält. —

Die Entwürfe sind größtentheils dramatische, was an die hohe Stellung errinnert, die Schiller der Bühnenkunst einräumte; sie zeigen ferner überall das Streben — das freilich jeder Kunst eigen ist, hier nur bewußt hervortritt — das Leben in allen seinen Formen, die ganze Welt der Erscheinungen, durch die Kunst zu adeln, unsere Anschauungen von den Dingen auf jenen ästhetischen Standort zu heben, und so jenen Zustand mit Bewußtsein wieder zu erlangen, in dem sich die Griechen in kindlicher Unschuld befunden haben, jenen Staat des Schönen, der als Bedürfniß in jeder feingestimmten Seele vorhanden ist, der That nach bisher nur, wie eine unsichtbare Kirche in wenigen auserlesenen Kreisen besteht, die aber endlich bestimmenden Einfluß erlangen müssen auf die Gestalt des Charakters der Nation.

Lebendig klingen uns im Zusammenhange mit solchen Betrachtungen die wunderbaren Worte des Dichters zu Herzen:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen?

---

[1]) Da ihr Geburtsjahr bisher unbekannt war, theile ich im Anhange ihren Taufschein mit.

Digitized by Google

Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
— — — — — — — —
Nur der Körper eignet jenen Mächten
Die das dunkle Schicksal flechten:
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem öden dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Nachtrag.

1. Die Reihenfolge der Schillerschen Entwürfe.

Die durch Schillers Tochter Freifrau von Gleichen veröffentlichten dramatischen Entwürfe scheinen doch nicht ganz willkürlich aneinandergereiht, indem sie paarweise zusammen- und einander gegenübergestellt sind nach innerer Verwandtschaft oder Gegensätzlichkeit des Inhalts, wie ja Schiller eine Idee durch Beleuchtung derselben von verschiedenen Seiten, so wie durch den Gegensatz, gerne zu erschöpfen bemüht war. — Agrippina steht neben Themistokles, als zwei antike Stoffe verwandt, als römischer Stoff das erstere zum zweiten, das echt griechisch sein sollte, einen Gegensatz bildend. Die Gräfin von Flandern geht neben der Herzogin von Celle; zwei liebenswürdige bedeutende Frauen mit liebenden Herzen, die Erstere siegt, die letztere unterliegt. Im vollen Gegensatz zu diesen Beiden stehn Rosamunde und Elfride, das letzte Paar der mitgetheilten Entwürfe. In Beiden sollten weibliche Wesen von anderer Art dargestellt werden, Beide sind zur Liebe geschaffen und rufen Liebe hervor, haben aber kein Herz. — Diese Zusammenstellung ist gewiß keine zufällige.

Zwei von diesen 6 Entwürfen sind von Schillers Hand beziffert, die Herzogin von Celle mit 5, Agrippina mit 7.

Die Herzogin von Celle fällt nach 3. April 1803, da die im Personenverzeichniß (Schillers dram. Entwürfe S. 94) für die Rolle der Moltke bestimmte Schauspielerin „Silie", die eigentlich Petersilie hieß, diesen Namen, auf Goethes Veranlassung das erste Mal den 3. April 1803 führte, s. Pasqué Goethes Theaterleitung II, S. 308. Rosamunde und Elfride stehen passend neben der Herzogin von Celle. Da aber Rosamunde der Zeit nach früher zu setzen ist und zwar in das Jahr 1800 bis 1801 (Goethe macht Schiller

Digitized by Google

auf den Stoff aufmerksam in dem Briefe von 1. August 1800 a. Ausg. V, 296), so werden diese beiden Stücke besser die Ziffer 3, 4, erhalten, als etwa 6, 7. Es würden demnach Elfride 3, Rosamunde 4, Herzogin von Celle 5, und demzufolge Gräfin von Flandern 6 erhalten. Letzterer Entwurf fällt in den Winter 1803 bis 1804 nach dem Personenverzeichniß (S. 34), auf welchem unter anderm die Schauspieler Grimmer und „Grüer" genannt werden. Grimmer spielte in Weimar vom September 1803 bis September 1804 (Pasqué II, 291). „Grüer" muß für Grüner verschrieben sein. Dieser spielte aber in Weimar vom October 1803 bis Ostern 1804 (Pasqué II, 292). Es paßt demnach auch von dieser Seite ganz gut, wenn auch dieser letztere Entwurf nach Rosamunde gesetzt wird. Wenn wir diese Bezifferung nun mit der Reihenfolge vergleichen, wie die genannten Entwürfe nacheinander abgedruckt sind, so ergibt sich, daß dies in umgekehrter Weise geschehen ist: 6, 5, 4, 3, eine Reihung, die leicht durch Umlegung der Lagen der Handschrift entstanden sein kann. Bei den ersten zwei Stücken der Handschrift fand wieder eine Umlegung statt, denn Agrippina erhielt von Schillers Hand die Ziffer 7, zwischen Agrippina und Herzogin von Celle, die er mit 5 beziffert, sind aber zwei Stücke Themistokles und Gräfin von Flandern eingeschoben. Der Letzteren gaben wir schon, nicht ohne Grund, 6 und so wird denn Themistokles 8 erhalten müssen. — Dies alles kann für nichts mehr als Vermuthung gelten, wo aber andere Anhaltspunkte fehlen, wird man gestatten Vermuthungen aufzustellen, die denn doch vielleicht weitere Aufklärungen herbeiführen könnten. Wenn es sich fragt, welche Pläne denn die Ziffern 1 und 2 erhalten haben, so könnten dies füglich die Malteser (1) und Warbeck (2) sein. — Da ich annehme, daß die Zusammenstellung und Bezifferung der Entwürfe kurz vor Entwurf des Demetrius, etwa Anfangs 1804, stattfand, so kam der längst aufgegebene „Menschenfeind" nicht mehr in Betracht, wohl aber noch die Malteser, die Goethe schon 1794 (dessen Brief vom 16. Oct.) interessirten. Die Malteser sind jedesfalls unter den vorhandenen nächst dem Menschenfeind der älteste Plan. Warbeck aber ist zwischen die Malteser und Rosamunde zu stellen, da der Entwurf, nach dem Briefe Schillers an Goethe vom 20. August 1799, um jene Zeit entstand.

Das Seedrama (1798) hat keine Aufnahme gefunden, weil es eigentlich noch keine Gestalt gewonnen hatte, wohl auch aufgegeben war, ebenso die Pariser Polizei. Die Entwürfe von Demetrius und die Kinder des Hauses waren aber noch nicht entstanden.

Demnach würden sich die unausgeführten Entwürfe wie folgt chronologisch an einander reihen:

Der versöhnte Menschenfeind 1786 bis 1789.
Friedrich II. 1788 bis 1791.
Die Malteser 1794 bis 1799.
Eine Ballade Don Juan 1797.

Digitized by Google

Das Seedrama 1798.
Warbeck 1799 bis 1804.
Elfride um 1800.
Rosamunde 1800 bis 1801.
Die Pariser Polizei 1803.
Herzogin von Celle nach 3. April 1803.
Gräfin von Flandern, Winter 1803 bis 1804.
Agrippina.
Themistokles.
Die Kinder des Hauses 1805.
Demetrius 1804 bis 1805.

2. Der Geburtstag der Neuberin war bisher ungewiß, ja man schwankt sogar in der Angabe des Geburtsjahres zwischen 1692 bis 1700, s. Devrient Geschichte der Schauspielkunst II, 4. — Da mir nun einmal auf meine Anfrage von Seiten des Herrn Pfarrers E. Frommhold in Reichenberg im Voigtlande freundlichst ein Auszug aus den dortigen Taufregistern mitgetheilt ist, so sei demselben hier ein Plätzchen gegönnt: „Den 9. Martii 1697. Pater Herr Daniel Weisenborn, J. U. C. V. vornehmer Practicus, wie auch der Zeit hochadl. Metzischer Gerichtsinspector allhier. Mater Frau Anna Rosina Herrn Jos. Heinr. Wilhelmi, hochgräfl. reuß. pl. Hofverwalter zum rothen Thal eheliche Tochter. Filia Friderica Carolina, geboren heute Nacht vmb 1 Uhr ꝛc.“ — 15 Jahre alt, entfloh sie 1712 mit Stud. Gottfr. Horn ihrem strengen Vater, heiratete später den Schauspieler Joh. Neuber, starb 30. November 1760 früh gegen 1 Uhr zu Laubegast bei Dresden.

3. Zu erwähnen ist wohl auch noch bei Besprechung von Schillers Nachlaß: das Drama „Die zwei Emilien, Drama in vier Aufzügen. Nach dem Englischen. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1803.“ 8. 142 Seiten. Dieses Drama wird hin und wieder als ein Drama Fr. Schillers antiquarisch ausgeboten. Nach einer freundlichen brieflichen Mittheilung K. Goedeke's ist es sogar nachgedruckt und auf dem Titel Schiller als Verfasser genannt. An Schiller erinnern darin nur etwa die Namen Montalto, Romegas (S. 71), die, da sie hier und auch in den Maltesern vorkommen, auf die Umgebung Schillers hinweisen.

Vielleicht daß aus den Büchern des Cotta'schen Verlages von 1802, 1803, die wohl noch vorhanden sind, Aufschluß zu gewinnen wäre. K. Goedeke, bei dem ich schriftlich angefragt, hatte die Freundlichkeit, außer obiger Mittheilung mir auch noch seine Ansicht darüber mitzutheilen. Er hält das Drama natürlich nicht für eine Arbeit Schillers, vermuthet aber, daß es eine Bearbeitung eines englischen Stückes durch seine Frau oder seine Schwägerin sein könnte, bei der Schiller etwa an den eingestreuten Versen nachgeholfen habe. — Ich halte diese Vermuthung für sehr wahrscheinlich und theile für diejeni-

Digitized by Google

gen, die etwas davon sehen möchten, die von einem Klosterbruder am Schlusse gesprochenen Verse mit:

„Im Frühling unsrer Lebenstage
Strebt das Gefühl nach himmelwärts,
Ein Nachklang noch von jener Sprache
Der höhern Abkunft stärkt das Herz.
Dann gehen wir als Kämpfer dieser Erden
Bald zu Genuß, noch bälder zu Beschwerden,
Und wenn durch Schwachheit, List betrogen
Wir scheu in uns zurückegehn,
Des Lebens Summe nun gezogen
Und einsam uns verlassen sehn,
So können wir das Glück nur wieder finden
Wenn wir die innre Unschuld uns begründen."

Weiters siehe nun Goedeke's Schiller-Ausgabe, 11. Band, Seite 420 bis 422.

4. Kleine Reliquien. Unter der Ausarbeitung des Vortrages über Schillers Nachlaß habe ich auch die in der Wiener Hofbibliothek liegenden Autographen Schillers durchgesehen und copirt. Obwohl dieselben unbedeutend sind und für den Vortrag nichts Verwendbares enthielten, so theile ich sie doch hier mit, da sie immerhin auch zu Schillers Nachlaß gehören, und da ich glaube, daß solche Kleinigkeiten, wo es gelegentlich geschehen kann, allgemein zugänglich gemacht werden sollen.

I. Adresse und Schluß eines Briefes an

„Sr. Hochwohlgebohren dem Herrn Geh. Rath Voigt
Weimar.

innerhalb

„lebhaftesten Dankes. Wir beyde empfehlen uns hochachtungsvoll Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin und ich bin und verbleibe mit der herzlichsten Verehrung
Ihr verbundener
Schiller."

Wasserzeichen: der zweiköpfige Reichsadler.

Der Brief Schillers an Voigt (nach seiner Adelung) vom 17. Nov. 1802 schließt: mit herzlichster Verehrung. Schiller.

II. „An Herrn Adolf Nöhden (Dr. der Medicin) in Göttingen.
frey." „Jena 26. Jan. 98."

„Ihr Herr Bruder [1]) war so gütig, mir bei seiner Abreise aus Deutschland Nachricht zu geben, daß ich durch Ihre Vermittlung eine Verbindung mit

[1]) G. H. Nöhden hatte mit Stottard zusammen 1796 eine Uebersetzung des Fiesco ins Englische erscheinen lassen, 1798 des Don Carlos.

Digitized by Google

ihm unterhalten könne. Dies ist mir sehr angenehm und ich ersuche Sie daher, ihn gelegentlich wissen zu lassen, daß bloß meine oft wiederkehrende Kränklichkeit mich bisher abgehalten das Werk zu vollenden, wovon er weiß und das er unfehlbar sobald es ganz fertig ist noch im Manuscript von mir erhalten wird. Dieses hoffe ich soll zuverlässig im Sommer dieses Jahres geschehen, daher ich Sie ergebenst ersuche, mich bei einer vorfallenden Veränderung Ihres Aufenthaltes gütigst zu benachrichtigen, auf welchem Wege ich Briefe und Paquette an ihren Herrn Bruder gelangen lassen kann. Der ich mit aller Achtung verharre

Ihr ergebenster Diener
Schiller
Hfr."

III. Körner schreibt an Schiller den 25. November 1801:

„Ochsenheimer hat die Idee in einigen Wochen nach Weimar zu reisen und hat mir deshalb inliegenden Brief an Dich gegeben" worauf Schiller 10. Dec. 1801 erwiedert: „An Ochsenheimer habe ich in der Einlage geschrieben."

Diese Einlage befindet sich nun in der Wiener Hofbibliothek und lautet:

„Weimar 10. Dezember 1801."

„Auch ich werde mich sehr freuen Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wertheſter Herr; wie viel Vergnügen mir die Darstellung der kleinen Rollen in meiner J. v. O. gemacht, haben Sie von meinem Freunde erfahren. Um desto eher hoffen zu können Sie hier in einigen Rollen von Bedeutung zu sehn, wünschte ich daß Sie Ihre Hieherreise noch etwas verschöben, bis einige Stücke, in denen ich Sie besonders zu sehen wünschte, hier einstudiert sind. Ich werde meinem Freund Körner den Zeitpunkt nennen, wo dieses geschehen ist. Auch hat es hier mit Gastrollen Schwierigkeiten und da ich mit der Direction des Theaters gar nichts zu thun haben mag, so würden Sie sich deßhalb an den Geh. Rath von Göthe oder H. Hofkammerrath Kirms zu wenden haben.

Daß ich mich für meine Person sehr freuen würde, Sie nicht bloß in Gastrollen, sondern wo möglich für immer hier zu sehen, will ich Ihnen nicht erst versichern.

Mit vorzüglicher Achtung
verharre Ihr ganz
ergebener
Schiller."

IV. Ein Blatt von Schillers Hand aus einem Manuscript des Tell, das einige Abweichungen des Textes enthält.

„Umfasse (ergreift den Knaben)

Digitized by Google

Hedwig.

Mann was sinnet ihr? Laßt mir
Die Kinder los. — Ihr seid kein Mönch. Ihr seid
Es nicht. Der Friede wohnt in diesem Kleide,
In euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglückseligste der Menschen.

Hedwig.

Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen
Doch mir schnürt sich das Innre vor euch zu.

Walther (springt auf).

Mutter, der Vater! (eilt hinaus).

Hedwig

(zittert, will nach und hält sich)."

Schlußanmerkung.

Da obiger Vortrag (zum Besten des Wiener Schiller Denkmals) den 8. December 1869 gehalten wurde, so konnte, wie schon oben bemerkt ist, auf die im eilften Bande von Goedekes kritischer Schillerausgabe 1871 erschienenen kleinen Stücke aus Schillers Nachlaß in demselben nicht Rücksicht genommen werden, daher ich ihrer hier noch kurz gedenke. Von der Ballade Don Juan, die Schiller, wie oben schon bemerkt ist, beabsichtigte, erschien daselbst Seite 216 bis 219 ein Bruchstück, das bisher nicht bekannt war. S. 407 bis 408 werden unter X Nummern kleinere Aufzeichnungen mitgetheilt. Es sind Gedanken zu Gedichten, Titel beabsichtigter Gedichte, einzelne Strophen und Verse zu unvollendeten Gedichten. Nur zwei Nummern davon VI, und VII, zeigen jedes den keimenden zum Theil schon erkennbaren Plan zu einem Drama. Beide haben wieder anziehende weibliche Charaktere zum Gegenstande. Bianca (Nr. VI), eine edle Natur, von Liebe ergriffen und geliebt, widersteht der Werbung des Geliebten, aus Liebe zu ihm. Sie war schon drei Mal ohne Liebe vermählt und jedesmal war der Bräutigam in der Brautnacht getödtet worden. Sie gibt endlich der Bewerbung des vierten nach und wird mit ihm vermählt, „die Nacht kommt heran" — — —. Damit bricht die Aufzeichnung ab. — Vanda (VII), die sagenhafte Polenfürstin, wird umworben von dem deutschen Fürsten Rüdiger (Ritiker). Sie verschmäht ihn, bekriegt und besiegt ihn. Der Schluß ist von Schiller wieder nicht angedeutet. Nach der Sage hatte sie Eheloſigkeit gelobt und stürzte sich, als sie zur Heirat gedrängt wurde,

Digitized by Google

um nicht eidbrüchig zu werden, in die Weichsel. Offenbar hat hier Schiller wieder zwei Gegensätze nebeneinander gestellt: den Kampf einer Liebenden gegen ihre eigene Empfindung, der sie endlich erliegt oder eine Liebende die nicht lieben soll und den Kampf einer Nichtliebenden um ihre Freiheit oder eine Nichtliebende die lieben soll. Diese Pläne reihen sich an die Pläne Rosamunde und Elfride. Unter Nr. 1 ist die Spur eines Planes zu einem Schauspiel Theodorich zu erkennen, der aber nur ganz schattenhaft angedeutet ist. — Das Interessanteste unter diesen X Nummern sind aber unstreitig die die unter III, IV, V mitgetheilten Aufzeichnungen. Dieselben hätten sich wohl zu Einem Gedichte an Deutschland oder an das deutsche Volk ausgestaltet und dies hätte dessen Weltstellung zur Anschauung gebracht. Diese Aufzeichnungen sind nun um so merkwürdiger, als in denselben Schiller, wie in keiner seiner bisher bekannten Schriften, den kosmopolitischen Standpunkt verläßt und den deutschnationalen annimmt oder eigentlich: als Schiller zur Erkenntniß der weltgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Volkes durchdringt, die später Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation — nach Schillers Tode — ausgesprochen! —

---

* Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, von Karl Grün. Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagshandlung 1872. (415 SS.)

Große Erwartungen erfüllten mich, als ich das oben genannte neue Buch erhielt. Culturgeschichte des sechzehnten Säculums! Welch ein Ausblick in ein Land voll frischer, rühriger, selbstbewußter Kräfte; welche Strebungen, welche Persönlichkeiten eingeschlossen in jenem Titel! Ist es nicht der eigentliche Fruchtboden für die Ernte unserer Tage, der in jenem herrlichen Jahrhunderte bestellt ward? Und welch eine Fülle des Anregendsten, Gewaltigsten mußte ein solches Buch enthalten. Vielleicht auch neue ungeahnte Eröffnungen, Entdeckungen! — Doch bald schrumpfte meine hochgespannte Erwartung gar sehr zusammen. Grüns Culturgeschichte ist ja nichts als die Sammlung jener Vorträge, durch die der gewandte Vorleser ein „ebenso zahlreiches, als gewähltes" Publicum allüberall entzückte. Und Vorlesungen für die „noble Welt" sind — zumeist — so beschaffen, daß man auf sie ein etwas verändertes Wort Goethe's, anwenden kann, das Wort nämlich: Das Beste, das du wissen kannst, darfst du dem Publicum doch nicht sagen! Ich meine die eigentlichen, weiterführenden Errungenschaften der Studirstube, die ein geistiges Mitmachen der Gedankenarbeit zu ihrem vollen Verständnisse verlangen; und eigentlich Weiterführendes findet sich auch in Grüns Buche nicht. Seine Culturgeschichte ist ein artig zusammengesetztes Gericht aus dem alten Stoff, mit dem besten Füllsel versehen und zierlich aufgeputzt. —

Trotz alledem ist sie ein lesenswerthes Buch, das dem großen Publicum viel Neues und noch mehr Interessantes bieten mag und wird. Dem Kenner gibt es zu viel Uebersichten allgemein bekannter politischer Verhältnisse, dem großen Publicum wird diese über Pütz Lehrbuch doch vielfach hinausgehende Charakteristik der verschiedenen Zeiträume viel Nützliches bieten, umsomehr, als sie meist auf den viel citirten, aber im großen Publicum wenig gelesenen Meisterwerken L. v. Ranke's beruht. Außerdem wurden vornehmlich Buckle's Geschichte der Civilisation und die Werke von W. E. Hartpole Lecky benützt, denen sich eine Reihe anderer, oft sehr specieller Werke

Digitized by Google

anschließen mochte. Denn gelesen und gesehen hat der Verfasser der pikanten und amüsanten Culturgeschichte jedesfalls sehr viel, auf jeder Seite haben wir das Vergnügen, in ihm einen sehr gebildeten, geistreichen Mann zu sehen, Manches in seinem neuen Buche liest sich wirklich vortrefflich, man wird nicht müde, man liest ohne Aufhören, bedauert am Schlusse, daß das Buch zu Ende, und freut sich, daß der spannende Erzähler uns auch für die folgenden Jahrhunderte ein freundlicher Führer sein will.

Zu den besten und ansprechendsten Partien des reichhaltigen Buches gehören die eigenthümliche Auffassung Colons (S. 9), die Bemerkungen über die Cultur Mexico's (S. 15), über Kopernikus (S. 18 ff.), den päpstlichen Fanatismus (S. 31), die Darstellung der Schicksale der Reformation in Frankreich (S. 45), die Schilderung des genialen Sebastian Franck (S. 171), die Betrachtung der Folgen des Jesuitismus (205), theilweise auch die Schilderung Philipps II. (S. 261), der Bartholomäus-Nacht, die uns lebhaft an die französischen Septembermorde und die Schreckensscenen errinnert, welche während und nach der Herrschaft der Commune in Paris die Menschheit schändeten. — Ich kann aber schon hier nicht umhin, auf einige, für die folgenden Bemerkungen nicht unwichtige Aeußerungen Grüns aufmerksam zu machen. Man muß es sich merken, wenn ein Mann des entschiedensten Fortschrittes, wie es Grün zweifellos ist, sich zu dem Satze gedrungen fühlt: (S. 324) „Die Pfaffen des Unglaubens haben gerade so arg getobt, wie die Pfaffen des tridentinischen Glaubens, die Intoleranz unter Null hat es der Intoleranz des Siedpunktes zum Mindesten gleichgethan". Oder ist es nicht höchst beachtenswerth, gerade für unsere Tage, wenn Grün, der Gegner der Kirche und Geistlichkeit, sich über die englische Klosteraufhebung (S. 361) also vernehmen läßt: „Allerdings wuchs (dadurch) das Kroneinkommen nicht unbedeutend: aber Vieles, wo nicht das Meiste wurde zu Spottpreisen verschleudert, verschenkt, verlottert: gerade von hier datirt die neue Aristokratie und das bedenkliche Wachsthum der Latifundien, welches schon unter Eduard VI. bis zu einer socialen Frage anschwoll." (Paßt der erste Theil dieser Bemerkungen nicht auch auf die josephinischen Klosteraufhebungen? Gewiß, nicht bloß aber auf sie allein; sondern wohl auch auf alle eventuellen würde er passen. vgl. Roscher).

Gewiß wird Grüns Culturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein eben so dankbares Publicum und eine so weite Verbreitung finden, wie das vorliegende Buch, dennoch vermögen wir unsere zahlreichen Bedenken gegen Methode, Tendenz und Form des bisher vorliegenden keineswegs zurückzuhalten.

Grüns Buch ist keineswegs aus Originalforschungen hervorgegangen; seine Arbeitsmethode ist die eines gewandten Publicisten; er compilirt mit dem Tacte des belesenen Dilettanten. So kann es nicht anders sein, als daß auch mannigfach Antiquirtes mit unterläuft. So die Geschichte auf S. 187, die Erzählung von Luthers Worten zu Worms (S. 119, vgl. dagegen Schenkel, Luther in Worms und Wittenberg). Aerger als diese Verstöße, die überall mitunterlaufen können, ist die nachweislich vorgefaßte Meinung, mit der an gewisse Persönlichkeiten und Institute herangetreten wird. Die conservativen und methodischen Leute, z. B. Luther, Erasmus und Melanchthon erfreuen sich so wenig der Sympathie des Verfassers, als die Großen überhaupt. Die Ermordung des Grafen von Helfenstein wird gewissermaßen gebilligt, umständlich wird sie uns geschildert, aber die gerade jetzt sehr lehrreichen Gräuel der Münsterschen Wiedertäufer gelten dem Verfasser nur für einen „widrigen Auswuchs am Baume des sechzehnten Jahrhunderts", er geht mit der Vornehmheit eines Aesthetikers über sie hinweg. Das kommt daher, weil sie nicht ins System passen. Denn die eigentliche Grundanschauung Grüns ist — so viel schimmert sogar hier durch — die socialdemokratische. Des Volkes dunkler Instinkt hat immer Recht, das Volk wird immer besser und edler, in je tiefere

Digitized by Google

Schichten man hinabkommt, nur die Großen, der Adel, die Geistlichkeit gehören ins Inferno [1]). Von dieser, wenn auch nicht stets direct ausgesprochenen, so doch latenten Anschauung ausgehend, kommt dann der Verfasser öfter zu übertriebenen Kraftworten. Man wird mir gewiß nicht zumuthen, ein Freund der Jesuiten zu sein, aber gegen den Vorwurf, daß sie es erst waren, welche die Charaktermischung der Gallier zu so wilden Greuelthaten wie 1871 gebracht, muß sie jeder vertheidigen, der Gregor von Tours gelesen, der die virtuose Grausamkeit der großen Nation aus der Geschichte kennt, der da weiß, daß der erbitterte Pöbel aller Zeiten und Völker stets bestial war und sein wird. Und jene vorgefaßte Meinung veranlaßt Grün öfter auch zu einer Betrachtung, die durchaus ungeschichtlich ist. Er mißt u. A. Luther, Melanchthon u. A. mit der Elle der modernen Aufklärung und findet sie dann zu klein. Ganz anders, riesengroß würde er sie gefunden haben, wenn ihm das Verständniß für die Glaubensinnigkeit, überhaupt für die religiöse Seite des menschlichen Daseins erschlossen wäre. Aber Grün ist ganz moderner Parteimann, er arbeitet für den Tag, dessen Tendenzen sind die seinen (vgl. z. B. die endlosen Bemerkungen über die Unfehlbarkeit 67, eine Episode, die nur stört), ja auch die Schlagwörter des Tages liebt er zu gebrauchen. Dies führt uns noch auf ein weiteres Gravamen.

Die Sprache des Grün'schen Buches, das wird auch der principielle Gegner seines Standpunktes zugeben müssen, ist voll Leben und Wärme, sehr gewandt und fesselnd. Aber zahllos sind die burschikosen und saloppen Redewendungen, in denen sich der Verfasser gefällt, Worte, die in dem nun schon einmal beliebten Rahmen des Feuilletons, nicht aber in einem ernsteren Werke passiren können. Doch man höre selbst eine Blumenlese der theils gesuchten, theils ungehobelten Ausdrücke: „Columbus der Täuberich (9), „die Gier nach Gold war eine der Schrauben" an der Locomotive des menschlichen Geistes (10), „Cortez der Oberpirat" (14), „die Italiener waren mit der Erbschaft des classischen Geistes behaftet" (! 24), „die Renaissance und die Reform gaben sich ein Rendezvous" (26), „der Sultan macht ihm Jerusalem zum Präsent" (31), Huß wird als „rabiater Czeche" vorgeführt (S. 37. Vgl. dagegen Krummel, die böhmische Reformation). Oder wir begegnen dem Satze: „Unter seinem gefurchten knochigen Antlitz saß ein patriotisches Herz, welches sogar seine weichen Stunden hatte" (67), oder „dem Kopernikus ging das Licht auf" (77), „die kochartige Trockenheit seines Tagebuches" (90) „Papst Julius II., ein trunkliebender Husarengeneral" (100), „es mußte geschmiert werden" (113), „die Soldateska, aus allerlei Volk und Glauben zusammengesetzt" (130), (Florian Geyer) „ward Volk" (159), „in bengalischer Beleuchtung stand der Held vor den Augen des Volkes (238), „Elisabeth sandte ihren Schooßhund Leicester" (268), „der Tausendsassa Cellini" (208). Oder klingt es würdig, wenn man liest: „Die Geschichte duftet niemals nach Rosenwasser" (144)? Was aber soll das „Wehen des Sonnenaufganges im Wendepunkte der Jahrhunderte" heißen, das zu hören sein soll?

Bei dieser Achtlosigkeit auf die Correctheit und Würde des Ausdruckes kann es nicht Wunder nehmen, daß neben dem Satze: „Der Plan kam aus", sich auch das wienerische „halt" (S. 125) vorfindet.

Doch genug von diesen Aeußerlichkeiten, die freilich zu der Tendenz des Werkes passen mögen. Den Werth seiner von so reichem Wissen und so bedeutender geistiger Begabung zeugenden Schrift würde es aber weitaus erhöht haben, wenn der Verfasser all' die pikanten Seitenhiebe und Ausblicke gemieden und sich auf Darlegung des ge-

[1]) Ein Beleg dafür der Satz (S. 159) „Sie kämpften . . . für die große Devise: Alles muß gemeinfrei werden . . . Adel und Geistlichkeit müssen nicht nur umgehauen, sondern entwurzelt werden, daß keiner einen Schoß mehr treibe."

Digitized by Google

schichtlich Sichergestellten beschränkt hätte. Ueberall dort, wo er bei der Sache selbst geblieben, ist seine Darstellung am gewinnendsten und erfreulichsten.

Mit gemischten Gefühlen legte ich das Buch aus der Hand, ich meine wohl, daß sich auch bei den spruchreifsten Beurtheilern dieses Gefühl einstellen wird: gemischt aus aufrichtiger Theilnahme für des Verfassers Talent und aus einer ablehnenden Empfindung gegen Methode und Anschauungen.

Doch wie dem sei, ein sehr lesbares Buch für das große Publicum hat Grün allerdings geschaffen, das oft mitten in die Strebungen jenes erregten Zeitalters einführt.

Wien. A. Horawitz.

---

* „Braumüller's Bade-Bibliothek" hat sich in diesem Frühjahr abermals um eine ganze Reihe von ärztlichen Rathgebern und Führern vermehrt. Nahe und ferne, berühmte und unberühmte Kurorte werden da beschrieben und charakterisirt: Gastein (Dr. Bunzel) und St. Katharinenbad bei Potschatek im böhm.-mährischen Gebirge (C. Bachmann), Pisa (Dr. Schanden in Kaiserslautern), und Scliács bei Neusohl im nordwestlichen Ungarn (Dr. Hasenfeld), Franzensbad (Dr. P. Cartellieri) und Veldes in Krain (Dr. Germonik), und endlich sämmtliche Sool-, Eisen-, Kaltwasser-, Fichtennadel- und Sandbäder Thüringens (Dr. Pfeifer). Alle diese Bändchen erscheinen in gleich gefälliger Ausstattung und in dem Format, welches gestattet, sie während der Reise zum Vorstudium und während der Kur zum Nachschlagen bei sich zu führen, übrigens im Umfange, im Standpunkte und in der Form der Darstellung sehr verschieden. Am bescheidensten in jeder Beziehung tritt Potschatek auf: Obgleich oder weil Besitzer des Bades begnügt sich der Verfasser mit den allernothwendigsten Mittheilungen über Lage und Beschaffenheit der Quellen, die Vorkehrungen für Gäste u. s. w. Cartellieri's Schrift behandelt ausschließlich die neu- oder vielmehr wiederentdeckte Stahlquelle in Franzensbad, in welcher man den alten Egerbrunnen zu entdecken glaubt. Dr. Schanden fühlt sich gedrungen, in der Vorrede zu seiner sehr sorgfältigen Arbeit über Pisa ausdrücklich hervorzuheben, daß er nicht daselbst domicilirt, auch sonst keinerlei persönliche Rücksichten zu nehmen habe: eine Verwahrung, welche gegenüber allerlei Badeschriften, die nur verschämte Reclamen sind, allerdings ihre Berechtigung hat, übrigens aber für den Leser des Buches nicht vonnöthen war. Ebenso wie dieses erfüllen die Bücher über Gastein und über die Bäder und Sommerfrischen Thüringens alle Anforderungen, welche an derartige in der Mitte zwischen der medicinischen Fach- und der Reiselitteratur stehende Schriften gestellt werden können. Und solcher Anforderungen sind bekanntlich nicht wenige. So sehr es zur Befriedigung des Patienten und mithin zur Kur beitragen mag, daß er die Bestandtheile und Temperatur seiner Quelle in Decimalen schwarz auf weiß hat und dazu die Zeugnisse, welche schon die Altvordern bis zu den Römern hinauf der Heilkraft ausgestellt haben, so halten wir für den praktischen Zweck die diätetischen Vorschriften, die ökonomischen Winke, die Rathschläge für Ausflüge u. s. w. für mindestens eben so wichtig. Und alle diese Auskünfte geben die genannten Bücher in genügender Weise und angemessener Form. Dr. Hasenfeld läßt sich schon durch seine Begeisterung für Szliács etwas weiter hinreißen als nöthig und nützlich ist; da — ungeachtet seines Namens — das Deutsche augenscheinlich nicht seine Muttersprache ist, wäre eine Durchsicht des Manuscripts von anderer Seite nicht überflüssig gewesen. Das reizend gelegene Veldes leitet seinen Anspruch, in dieser Gesellschaft zu erscheinen, von einer Kaltwasserheilanstalt her, weßhalb denn auch Dr. Germonik es gleich auf dem Titel seines Buches nicht sehr geschmackvoll „Das krainische Gräfenberg" nennt. Wo die Hydrotherapie vertreten wird, da fehlt fast

Digitized by Google

nie heftige Polemik gegen die Allopathie, hier liefert auch noch der Vegetarianismus seine Waffen dazu. Uebrigens ist der Verfasser auch Dichter, und in Poesie und Prosa gleich originell. Nach seinem Dafürhalten eignet sich „der Aufenthalt in Veldes besonders für hohe und höchste Kreise des gesellschaftlichen Lebens. Die wunderbaren Schönheiten einer kühn gestaltenden Natur, abwechslungsvoll, anmuthig und niedlich, oder großartig und imposant, sind schon wiederholt von königlichen Augen bewundert worden." Von den Gedichten möge wenigstens eins hier Platz finden:

„Von ihres Busens Heiligthum
Gab mir Natur mit frohem Gesichte
Für mein poetisches Herbarium
Eine Handvoll grüner Gedichte.
Und wenn ich des Versbaus knappen Rock
Vertausch' mit der Strophen leichtem Gewand,
Deßhalb, liebe Freunde, glaubt
Noch nicht, es sei nur Tand;
Oft ziert anmuthiges Gelock
Ein ernstes Haupt"

Nekrologie.

Michael Carré, bekannter Maler und Dichter in Paris. — V. Potočnik, katholischer Pfarrer, slovenischer Schriftsteller, am 21. Juni in Laibach. — Christian Keller, Professor, Maler und Restaurator der Berliner Gemäldegalerie. — Ludwig Weber, Consistorialrath und Professor der Theologie in Klagenfurt, am 25. Juni. — Dr. Ludwig Hetsch, Musikdirector am Hoftheater in Mannheim, musikalischer Schriftsteller und Compositeur, am 28. Juni in Mannheim. — Eduard Maria Oettinger, Verfasser des „Moniteur des dates", Romanschriftsteller und Journalist, am 26sten Juni bei Dresden. — Dr. Dimitry Demeter, k. k. Statthaltereisecretär in Pension, croatischer Theaterschriftsteller, am 24. in Agram. — L. Förster, berühmter Kupferstecher, Mitglied der Akademie der schönen Künste, 83 Jahre alt, am 26. Juni in Paris. — Jodok Stülz, Propst des Collegiatstiftes von St. Florian, k. k. Reichshistoriograph, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien und der k. Akademie in München, im 74. Lebensjahre am 28. Juni in St. Florian. — Dr. Raimund Melzer, k. k. Medicinalrath und medicinischer Schriftsteller, am 26. Juni in Laibach. — Dr. Franz Souchay, juridischer und historischer Schriftsteller, am 30. Juni in Frankfurt am Main. — Dr. Karl Jäger, berühmter Augenarzt, Senior der Wiener Universität, am 2. Juli in Wien im 91. Lebensjahre. — Dr. Andreas Macher, k. k. Landesschulinspector in Salzburg, am 2. — Alexander Hilferding, russischer Gelehrter, Historiker und Ethnograph, am 2. Juli in Kargopol. — Prof. Heinrich Suchecki, slavischer Sprachforscher in Krakau, im 61. Lebensjahre. — Pierre Lachambaudie, französischer Fabeldichter, zu Brunoy bei Paris am 7. im Alter von 66 Jahren. — Herzog René von Rovigo, französischer Schriftsteller, zu Paris am 8. — Dr. Wilhelm Eisenlohr, Professor der Physik an der polytechnischen Schule in Karlsruhe, Verfasser werthvoller physikalischer Lehrbücher, am 10. in Karlsruhe. — Dr. E. Roßhirt, Professor der Geburtshilfe, am 13. in Erlangen. — Andreas Sauter, k. k. Oberforstrath, Verfasser zahlreicher Arbeiten über den Schutz und die Pflege des Waldes, am 15. in Innsbruck. — Karl v. Lutterotti, Verfasser von Gedichten in den verschiedenen Mundarten Tirols, am 20. in Imst.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Sappho und die Sappho-Sage[1]).

Ein Vortrag

von Wilhelm Hartel.

Ich habe Sie einzuladen, einem Vortrag über die Dichterin Sappho zu folgen. Nehmen Sie diese Einladung nicht mit zu großen Erwartungen an, glauben Sie nicht, daß ich eine Charakteristik der Dichterin aus dem Vollen zu geben vermöchte, daß ich diese große und in der griechischen Litteratur einzige Gestalt in schärferen Umrissen vor Ihre Vorstellung zu zaubern vermöchte. Das ist mir, das ist uns Allen unmöglich. Denn was die griechische Lyrik betrifft, so wandeln wir über ein wüstes, ungeheures Trümmerfeld; so weit der Blick reicht, nichts als Steine, in denen man kaum hier die Basis, dort das Capitäl einer zerbröckelten Säule unterscheidet. Nur ein Bau, in wunderbarer Schönheit strahlend, steht wohlerhalten da, der Tempel des Pindar'schen Siegesliedes, der zu genußvollem Verweilen den Beschauer einlädt. Von dem Liebestempel der Sappho aber ragt nur eine Säule noch einsam empor.

Ich vermag Ihnen also wenig zu bieten, muß Ihnen aber viel nehmen. Wer, ohne in das Detail mühsamer Forschung eingeweiht zu sein, den Namen Sappho hört, für den ist er ein Zauberwort; sofort gaukelt ihm die Phantasie das tief ergreifende Bild des unglücklich liebenden Weibes vor, das auf der Höhe ihres Dichterruhmes von verhängnißvoller Leidenschaft ergriffen, vernichtet zusammenbricht. Dies Bild muß ich auswischen. Und was an seine Stelle treten wird, ist etwas so Verschiedenes, etwas vielleicht so Nüchternes, jedenfalls so Fremdartiges, daß es schwer wird, in unserer Art zu schauen und zu fühlen, Anknüpfungspunkte dafür zu finden, etwas so einem speciellsten Kreise Angehöriges, daß die Griechen selbst einige Menschenalter später das Verständniß dafür verloren zu haben scheinen. Und diese Gestalt will so ganz im Lichte der griechischen Entwicklung geschaut sein, um ihre ver-

---

[1]) Nach Welckers grundlegender Abhandlung (Kleine Schriften II 80 ff.), die 1816 erschien, haben denselben Gegenstand in geistvoller Weise Koechly (Akademische Vorträge und Reden I 154 ff.) und Kock (Alkaeos und Sappho, Berlin 1862.) und mit einer Ausführlichkeit, die mir versagt war, behandelt.

Digitized by Google

deckte Größe und Schönheit zu zeigen. Es ist aber einer Darstellung, die sich auf andeutende Werke beschränken muß, nicht leicht, den Beschauer in diese richtige Position zu bringen.

Es ist eine große und bedeutende Zeit, welcher Sappho entstammt, und groß und bedeutend sind darum auch ihre Leistungen.

Jahrhunderte hindurch hatten jene nationalen Heldensagen und mythologischen Bildungen, die zum größten Theil in dem homerischen Epos, der Ilias und Odyssee niedergelegt sind Herz und Phantasie des griechischen Volkes gefesselt. Aus dem gemeinsamen Sinnen und Dichten der Nation waren allmälig jene Heldengesänge hervorgegangen, welche die Lieblingsgestalten derselben verherrlichen und große Ereignisse der Vergangenheit in der Erinnerung bewahren sollen. Wie überall so hatten auch bei den Griechen gewaltige, das alte Griechenland umgestaltende Völkerbewegungen die epische Poesie in Fluß gebracht.

Aber wie die Fläche des Meeres, von leichten Wellen gekräuselt, tritt uns in der epischen Poesie ein ruhiges Volksbewußtsein entgegen, kaum leise bewegt von dem Gedächtniß an die welterschütternden Ereignisse der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Eine unendliche Behaglichkeit und tiefer Friede ruht über der Erzählung, welche an keiner Stelle die individuelle Stimmung und Meinung des einzelnen Dichters zu durchbrechen wagt.

Man sieht, das Volk, welches an der Bildung dieser Sagen und Gesänge arbeitete, erschöpft daran sein Interesse; einen andern Kreis geistiger Interessen gab es für dasselbe in jenen Zeiten nicht.

Mit dem Ausgang des achten und dem beginnenden siebenten Jahrhundert v. Chr. vollzog sich eine große Umwandlung aller Verhältnisse.

Die alten Königshäuser, welche bisher über die hellenischen Stämme herrschten und in die Mythen des Epos verwebt waren, machte allenthalben revolutionären Gewalten Platz, welche keinerlei Pietät an die Heroen der Vorzeit fesselte. Zunächst hat meist die Aristokratie hier mit mehr, dort mit weniger Kampf das Regiment der Städte und Landschaften an sich gerissen. Aber die alten vornehmen Geschlechter nützten sich ab im Genusse der Macht, und gefördert durch Gewerbe und Handel erhoben sich neben ihnen und bald gegen sie die Gemeinen, das Volk. Dies vermochte nicht durch sich sofort den Adel zu beugen. Aber — und so verlief dieser Proceß in den wichtigsten Gemeinden — es fanden sich kühne, geistig überlegene Männer, zum Theil von adeliger Abkunft, welche sich der Interessen des Volkes gegen den Adel annahmen, und nachdem sie auf diesem Wege sich einen Anhang und eine militärische Gewalt geschaffen, ihre eignen, usurpatorische und illegitime Herrschaft errichteten — die Tyrannis, welche mit dem zweiten oder dritten Nachfolger hier an das Volk, dort an den Adel zurückfiel.

Mit diesen politischen Bewegungen gingen Hand in Hand Völkerbewegungen, zwar nicht so groß wie jene, die in den epischen Gedichten wiederklin-

Digitized by Google

gen, aber von nicht geringerem Einfluß auf die Ideenkreise des gesammten Volkes. Die Periode der Adelsherrschaft ist zugleich die Periode der großen Colonisation, welche wanderlustige Elemente aus allen hellenischen Städten unter der Leitung ritterlicher Führer in die entferntesten Enden und Ecken des Mittelmeeres vordringen läßt, so daß ein Kranz griechischer Colonien von dem äußersten Winkel des schwarzen Meeres bei Trapezunt bis nach Aegypten und von Aegypten über Massilia zu den phönizischen Hafenplätzen in Spanien reicht. Und diese Colonien bleiben in lebendigem Contact mit dem Mutterlande. Auf diesen Wege drangen in die geistige Atmosphäre der Nation neue Anschauungen, neue Ideen, neue Gefühle, und vielleicht auch, wenigstens was die Musik betrifft, neue Kunstformen.

Unter diesen Verhältnissen erwächst ein anderes Geschlecht, dem die Ideale der alten Zeit wenig gelten, das sich keck mit verachtendem Zweifel an den alten Glauben herannaht und anspruchsvoll seine persönlichsten Stimmungen und Gefühle zum Ausdruck gebracht wissen will.

Die gelassene Heiterkeit, mit welcher der epische Dichter erzählt und die schlichte Menge aufgenommen hatte, hörte auf die dauernde Stimmung zu sein. In der republikanischen Bewegung platzen die Gegensätze auf einander; Meinung streitet gegen Meinung, die Gefühle des Hasses und der Liebe lodern mächtig empor. Und wie das politische Leben kräftig ausgeprägte Individualitäten an die Oberfläche bringt, die rücksichtslos mit dem brechen, was die Väter hoch und heilig hielten, und welche durch Ueberredung oder Gewalt die Masse für ihre Anschauungen oder auch ihre Interessen zu gewinnen streben, so will der Dichter nicht fürder den reinen, ungetrübten Spiegel abgeben, der die großen Bilder der Vergangenheit treu reflectirt; auch er will zum Mittelpunkt der Interessen werden; er will sein in Freud und Leid, Liebe und Haß beengtes Herz, seine Sorge um die Gegenwart, seine Sehnsucht nach dem Entfernten aussprechen und die Andern in seine Stimmung hineinreißen. Wie er liebt und haßt, so will er Liebe und Haß erwecken. Stimmt er ein politisches Lied an, dann wird er zum Sänger *seiner* Partei. Singt er ein erotisches Lied, dann ist es *seine* Liebe, die ihn beglückt oder betrübt. Den Blick auf die Gesammtheit, welcher den Ton und Ausdruck des epischen Dichters bestimmt hatte, ist auf kleine Kreise oder den kleinsten Kreis des fühlenden Ich verengt. Theognis von Megara und Alkaeos singen für den Adel, dem sie angehören und schlagen in ihren Parteigesängen den nichtadeligen Kreisen gegenüber den verletzenden Ton feudaler Hoffahrt an. Archilochus nimmt seine privaten Zerwürfnisse mit Lykambes und dessen Tochter Neobule zum Vorwurf seiner Gedichte und strömt seinen Haß vor den Ohren von ganz Hellas aus. Wir stehen damit in der Zeit der Lyrik. Die Lyrik ist die poetische Form, die in der Luft dieser Zeit gedeihen konnte. Von *einer* Form kann man dabei nicht reden. Es ist eine fast unübersehbare Fülle von Formen, welche dem Bedürfniß einer sich immer reicher entfaltenden Innerlichkeit genügen sollen. Wie allgemein und drängend der lyrische

Digitized by Google

Trieb war, kann man aus einer Erscheinung abnehmen, die nur der lyrischen Poesie eigenthümlich ist, nämlich daß sämmtliche griechische Stämme der Pflege dieser Gattung obliegen. Die Jonier, Aeoler und Dorier ringen um den Preis und zwar hat jeder Stamm sich eigene Aufgaben gestellt und sie in eigenthümlicher Weise zu lösen versucht. Aber diese Leistungen bleiben nicht isolirt; sie tauschen sich bei dem lebhaften Verkehr rasch aus und fördern einander nachhaltig.

Die Lyrik gliedert sich also je nach dem Boden, aus dem sie hervorgeht, in mehrere Zweige. Einer der bedeutendsten und eigenthümlichsten ist die aeolische Lyrik, die auf Lesbos ihre Heimat hat, deren mannhaft-energische Richtung durch Alkaeos, die weiblich-innige in Sappho vertreten wird.

Die Insel Lesbos, welche an der weit eingebuchteten Nordwestküste Klein-Asiens liegt, ausgestattet mit allen Gaben und Reizen der Natur, und geziert durch die Hauptstadt Mytilene, die zu den schönsten und wohlhabendsten Städten von ganz Griechenland gehört, machte dieselbe politische Entwicklung durch, die wir mit kurzen Strichen gezeichnet habe. Nachdem die Alleinherrschaft unmöglich geworden war, riß der Adel die Macht an sich. Aus einem dieser adeligen Geschlechter stammte die Familie des Dichters Alkaeos, der mit seinen beiden Brüder Kikis und Antimenidas mitten im politischen Leben der kleinen Republik sich bewegt. Einem reichen und angesehen Adelsgeschlechte gehörte auch Sappho an. Ihre Vaterstadt war nicht Mytilene, sondern das kleinen Inselstädtchen Eressos, wo sie beiläufig um 620 geboren wurde. Einer ihren Brüder, Larichos, war Mundschenk im Rathhause zu Mytilene, ein Ehrenamt, zu dem nur die schönsten Jünglinge aus den ersten Familien zugelassen wurden.

Ein zweiter Bruder, Charaxos, war ein reicher Handelsmann, seine Schiffe führten lesbischen Wein nach Naukratis in Aegypten.

Derselbe kaufte — diese Anekdote erzählt außer andern auch der Geschichtschreiber Herodotos — eine zu jener Zeit wegen ihrer Schönheit berühmte thrakische Sclavin, Doricha oder, wie ihre Verehrer sie nannten, Rhodopis, d. i. Rosenwange, um einen großen Preis los, und mußte, da er durch die Habsucht der Buhlerin noch weiter einen Theil seines Vermögens verlor, herbe Scheltworte von seiner Schwester sich sagen lassen. Da wir wissen, daß die schöne Rhodopis zur Zeit des ägyptischen Königs Amasis lebte, der um 570 v. Chr. zur Regierung kam, haben wir hierin einen Anhaltspunkt zur ungefähren Bestimmung der Lebensdauer unserer Dichterin. Sie muß zur Zeit der Rückkehr ihres Bruders über fünfzig Jahre gezählt haben.

Alkaeos nun und Sappho wurden durch ihre sociale Stellung empfindlich von den politischen Wirren betroffen, deren Schauplatz durch mehrere Decennien Lesbos war. Es begann eine demokratische Bewegung gegen den herrschenden Adel, an deren Spitze sich Melanchros stellte. Melanchros siegte und herrschte, bis er um 610 gegen Alkaeos und seine Brüder, mit denen sich Pittakos, einer

Digitized by Google

der sieben Weisen, verbündet hatte, fiel. Aber auf dem revolutionären Boden Mytilenes schossen andere Volksführer empor und rissen die Gewalt an sich.

Zu diesen inneren Unruhen gesellt sich ein Krieg mit Athen, welches auf die von den Lesbiern colonisirte Landschaft Troas und den von dem Mytilenaeern wieder aufgebauten festen Platz Sigeion Anspruch machte. Die Adelspartei, vor allen Pittakos that sich in diesem Kampfe rühmlich hervor. Pittakos tödtete den atheniſchen Führer Phrynon im Zweikampf und eroberte das bereits verlorene Gebiet zurück.

Die innere Revolution wurde durch diesen Krieg kaum unterbrochen. Schließlich erlag die Aristokratie der Demokratie und mußte — das war das gewöhnliche Schicksal der unterliegenden Parteien — ihre Heimat verlassen. Vermuthlich hat dasselbe Verbannungsurtheil, welches Alkaeos und seinen Bruder Antimenidas traf, auch Sappho und ihre Angehörigen aus der Heimat entfernt. Für den Dichter und die Dichterin beginnen nun die Wanderjahre.

Alkaeos ist ein kühner Seemann, dem in echter Wikingerluft das Herz aufgeht, wenn Wellenberge heraufosen und sein Fluteuroß mit Verderben bedräuen; er unternimmt eine Fahrt nach Aegypten, was für damalige Verhältnisse nicht weniger bedeutete, als heute eine Reise um die Welt. Sein Bruder Antimenidas nahm Kriegsdienste bei dem babyloniſchen Könige Nebukadnezar, vermuthlich als dieser gegen Necho von Aegypten kämpfte. Diese Züge sind nicht gleichgültig; sie vergegenwärtigen uns den kühnen, unternehmungsluſtigen Geist, der in den Magnaten des aeoliſchen Völkchens lebte. Und diesen Kreise gehörte, wie bereits bemerkt wurde, Sappho an.

Sappho selbst wurde durch die Verbannung nach Sicilien verschlagen. Sie war damals zwischen 20 und 30 Jahre alt. Was sie dahin gebracht, wissen wir eben so wenig, wie Näheres über ihre Familienverhältnisse. Nur das wird uns erzählt, daß sie einen Mann gehabt, der mit den meisten Männern geistig bedeutender Frauen das Schicksal theilt, daß von ihm zu melden nicht die Mühe lohnte, und aus dieser Ehe erblühte ihr ein Töchterchen, wie sie selber singt.

Den güldenen Frühlingsblumen
Gleich an Wuchs und Lieblichkeit, die vielgeliebte Klais,
Die ich für ganz Lydia nicht gäbe, noch für Lesbos,
Aller Inseln Perle.

Lange dauerte indessen nicht die Verbannung. Zwar gelang der Versuch der Emigranten mit Alkaeos und Antimenidas an der Spitze nicht, sich die Rückkehr zu erzwingen; denn die gemäßigten Elemente waren des Haders müde. Das Volk von Lesbos, ernannte auf Grund des suffrage universelle den weisen Pittakos zum Aesymneten, damit er nach Recht und Billigkeit den Streit der Parteien schlichte. Das gelang. Und so kehrte der Adel allmälig

Digitized by Google

zurück, zuletzt auch Alkaeos, nachdem er dieselben Zornesverse, wie früher gegen Melanchros, so jetzt gegen den edlen Staatsmann geschleudert hatte.

Pittakos aber legte nach zehnjährigem Regiment (590 bis 580) in uneigennütziger Weise die Macht in die Hände des Volkes zurück, von dem er sie empfangen.

In dieser Zeit, da Lesbos sich angesehen nach außen und beruhigt im Innern sorglos der reichen Gaben, die die Natur ihm verschwenderisch spendete, erfreute, denken wie uns das künstlerische Leben der Insel auf seinem Höhepunkt, getragen von zwei dichterischen Kräften von so eigenthümlichem Wesen und so hervorragender Bedeutung, wie sie selten zugleich und zusammen gediehen. Zwar war das heitere Lesbos nicht erst von gestern eine Stätte des Gesanges und der Kunst. Die Sage erzählte, daß das Haupt des von den thrakischen Mänaden zerissenen Sängers Orpheus von den Wellen des Flusses Hebros ins Meer getrieben wurde und über das Meer nach Lesbos gelangte, wo ihm Aufnahme und Bestattung zu Theil ward; die mit anlandende Lyra aber hängten die Lesbier in Tempel des Apollon auf.

> Seitdem ist von Gesang und dem Spiele der Laute des Eiland
> Reizend erfüllt und kein Ort huldiget mehr dem Gesang.

Lesbos scheint den Ort gewesen zu sein, wo die hellenischen Musik mit der asiatischen sich vereinigte und eine gründliche Reform der gesammten Kunst sich durchsetzte. Ein Lesbier war es, der ein Menschenalter etwa vor Sappho die viersaitige Phorminx der alten Sänger um drei Saiten vermehrte, Terpandros, obgleich das Feld der Wirksamkeit dieses Meisters im Mutterlande, in Sparta zu suchen, welches den andern Griechenstämmen in Pflege der höheren Lyrik vorangeeilt war. Dort soll Terpander durch die Macht seines Gesanges sogar einen Aufruhr beschwichtigt und lykurgische Gesetze zum gesanglichen Vortrage eingerichtet haben.

Bei dem lebhaften, treuherzigen Naturell, welches das aeolische Völkchen von den andern Stämmen Griechenlands auszeichnet, unterliegt es keinem Zweifel, daß hier vor allen jene kunst- und anspruchlosen Erzeugnisse augenblicklicher Stimmung und Laune im Munde des Volkes umliefen, die wir kurz mit dem Namen des Volksliedes bezeichnen, für welches die Griechen nach ihrer verschiedenartigen Veranlassung die mannigfaltigsten Specialbenennungen im Gebrauche hatten, wie Weber-, Spinner-, Ammen-, Winzer-, Schiffer-, Hirten-, Schnitter-, Brunnen-, Schaukellieder.

Wir haben allerdings von diesen althelleniſchen Volksliedern so gut wie nichts erhalten; aber die noch heute bei den Griechen cursirenden Volkslieder können uns von der Fülle und Lieblichkeit der alten ᾠδαί eine Vorstellung geben. Diese bewußtlose, alle Begegnisse und Situationen des Lebens durch-

Digitized by Google

dringende Volkspoesie bot der kunstmäßigen Dichtung einen reichen Schatz von Motiven zu veredelnder, melischer Behandlung. Ja es erklingen Töne in den Sappho'schen Gedichten, welche unmittelbar von dort herübergenommen zu sein scheinen.

Oder ist es nicht die naive Klage des Volksliedes, wenn sie ein Mädchen singen läßt:

Der Mond und die Siebensterne
Sind unter, und Mitternacht ist's,
Vorüber ist schon die Stunde:
Und ich bin allein, allein.

und ein anderes:

Lieb' Mütterlein, es läßt mir
Am Webstuhl keine Ruhe:
Es treibt mich Lieb' und Sehnsucht
Hinaus zum schlanken Knaben.

Ob es vor Sappho und Alkaeos auf Lesbos kunstmäßige Lyriken gab, wir wissen es nicht; wenn es solche gab, so sind sie durch das nun in seltenem Glanze aufgehende Doppelgestirn Sappho-Alkaeos so vollständig verdunkelt worden wie jene, die nach ihnen folgten. Nur kurze Zeit war es diesem Gestirne vergönnt, am Himmel hellenischer Poesie zu leuchten. Bald war ihre Zeit um, bald brach Glück und Macht der schönen Insel zusammen und die lesbische Lyra verstummte für immer.

Wir haben bereits die Verhältnisse in Hellas und auf Lesbos betont, welche im Allgemeinen die subjective Dichtung anbahnten. Es wird nicht ohne Ertrag für die Charakteristik unserer Dichterin sein, wenn wir uns durch einen vergleichenden Blick vergegenwärtigen, in wie verschiedener Weise durch dieselbe Zeitströmung die männliche Energie eines Alkaeos und die weibliche Innigkeit einer Sappho angeregt wurden.

Für Alkaeos steht das Vaterland oder richtiger die Partei im Mittelpunkt alles dichterischen Fühlens und Denkens. Für sein Vaterland, d. h. das von seiner Partei regierte Vaterland lebt und stirbt er. Man würde sich täuschen, wenn man bei ihm die begeisternden Töne einer Nationallyrik suchte. Eine solche haben die Griechen nie gehabt; denn sie entbehrten stets der nothwendigen Voraussetzung für diese, des Nationalgefühls. Unter einander fühlten sie sich als Athener, Spartraten, Bootier u. dgl., als Hellenen aber nur vorübergehend den Barbaren gegenüber. Und selbst als der nationale Kampf gegen die Perser dies Gefühl weckte, war es nicht mächtig und nachhaltig genug, eine nationale Lyrik zu erzeugen. Die politische Lyrik des Alkaeos streift, von höheren Gedanken nicht immer getragen, weit eher das niedere Gebiet der Jamben-Poesie.

Sein Gesang spitzt sich zum herbsten Spottlied zu, wenn es einem politi-

Digitized by Google

schen Widersacher gilt. Doch er handelt im ehrlichen Glauben, daß er und seine Anhänger allein das arg bedrängte Gemeinwesen zu retten vermöchten, daß sie nur das bedrohte Staatsschiff durch die Wogen der Parteiung glücklich durchsteuern werden.

In einem Parteiliede hat er zum ersten Male den Vergleich von Staat und Schiff durchgeführt, ein Bild, das seitdem oft gebraucht, noch öfter gemißbraucht, einer abgegriffenen Münze nicht unähnlich geworden. Er singt:

Ganz unbegreiflich wüthet der Winde Kampf:
Die eine Welle rollt von dem Borde rechts,
Die andere links her; zwischen beiden
Schweben im dunkelen Schiff wir Männer,
In harter Arbeit wider den Wogenschwall.
Denn rings am Mastbaum rieselt die See herein,
Durchsichtig hängt das Segel nieder
Kläglich zerrissen in große Fetzen;
Die Anker lockern.

Das Bild ist dem Kreise seiner liebsten Beschäftigung entlehnt, der Seefahrt; denn ruht die Kampfesarbeit gegen äußere oder innere Feinde, dann ist es seine höchste Lust „im Sturm zu durchschneiden die Flut des Meeres, hinschwebend zwischen den Wogen auf rings umtostem Pfad."

Aber sein eigentliches Element ist doch nicht das Wasser, sondern der Wein. Und es erweckt eine vortreffliche Meinung von der Güte des Lesbiers, den das Alterthum zu schätzen wußte, wenn wir ihn so eindringlich von dem Dichter empfohlen finden.

Laß nur den Kopf nicht hängen im Mißgeschick;
Duckmäusern fruchtet nimmer im Leben,
O Bykchis, greif zum Sorgenbrecher;
Wein ist die beste Mixtur für Herzweh.

Oder ein anderes Mal, da draußen der Sturm tobt und der rauhe Winter mit kalter Hand an die Thüre pocht:

Schlagt todt die Kälte; thürm' auf dem Heerde hoch
Das Feuer; reichlich mische den Honigseim
Des Weines; um die Schläfe Mundschenk
Schmiege behaglich das weiche Kissen.

Daß neben Bakchos der Dichter dem Gotte Eros seine Opfer brachte, wären wir zu glauben geneigt, auch wenn wir nicht erführen, daß seine Liebeslieder nicht minder hoch gehalten wurden wie seine Weinlieder; nur war es nicht Eros, der Aphrodite Sohn, zu dem er betete; seinen Eros gebar „umgarnt

Digitized by Google

von goldgelocktem Westwind einst die beflügelte Botin Iris"; kurzdauernd und veränderlich also, wie Zephyr und Regenbogen, aber immer wiederkehrend und nie alternd — denn die Leidenschaft ist das Letzte nach seiner Meinung, was am Menschen altert — das war die Liebe, die Alkaeos sang.

Aber, werden Sie sagen, und diesen Einwand werden Sie später wieder bei den Sappho'schen Liedern wiederholen können, was liegt denn von einer eigenthümlichen Anregung darin, daß Alkaeos Wein und Weiber und Sappho die Liebe gut besungen? Wozu bedarf es politischer Umwälzungen und geistiger Wandlungen, um ein gutes Weinlied zu dichten? Alkaeos hat sich dabei auch an einem guten Lesbier berauschen können. Deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts haben manches schöne Weinlied gedichtet, und nie ein Glas guten, ja Gott sei's geklagt, vielleicht nicht ein Glas schlechten Wein sich gönnen dürfen. — Nun, Sie werden der Bedeutung der Alcaeischen und der Sappho'schen Poesie leicht nahe kommen können, wenn Sie bei den deutschen Dichtern anfragen wollen, nach welchen Idealen sich diese gebildet, woher sie Form und Gehalt ihrer Lyrik genommen. Sie werden hören: von den Römern, von Horaz. Und die Römer, welche Muster hatten diese? Sappho und Alkaeos. Und Sappho und Alkaeos? Keine. Diese stehen an der Spitze der lyrischen Entwicklung. Sie haben unmittelbar aus dem Urquell der Poesie geschöpft. Sie sind durch sich. Doch nicht ganz. Denn derselbe Grundzug der Zeit, welcher auf politischem Gebiet den Uebermuth der Aristokratie, die Keckheit der Tyrannis, die Ungeberdigkeit der Demokratie, die Unternehmungslust der kühnen Colonisatoren, auf philosophischem Gebiet den ersten Zweifel und die erste Wahrheit erzeugte, der Zug der Individualität hat mit dem Ungestüm einer Naturgewalt diese beiden Seelen des weichgestimmten Aeolen-Völkchens ergriffen und diese haben zum ersten Male das Geheimniß des vielbewegten Herzens geoffenbart. An den Tönen, die damals von den äolischen Saiten rauschten, haftet ein Zauber, der nie zerrinnt, der Zauber der Originalität, jene Frische und Unmittelbarkeit, welche auch das sorgfältigste Studium den Vorbildern nicht abzulauschen vermocht hat. Es pulsirt in ihnen mit kräftigem Schlage das tief im Innern erschütterte, leidenschaftlich erregte Herz.

Der römische Dichter Horatius malt uns in einer seiner Oden die Unterwelt aus, die er, vom Tode bedroht, nahe daran war zu betreten; da lauschen die Seelen der Abgeschiedenen dem Gesange des Alkaeos und der Sappho. Alkaeos singt von harter Seefahrt, von Krieg und Verbannung und gierig hängt an seinem Munde, an seinen Kampf- und Freiheitsliedern die Menge. Sappho hingegen läßt die Liebesklage um die Freundinnen ertönen. Hiemit sind die verschiedenen Richtungen Beider klar abgegränzt; aber auch fein angedeutet, daß die sinnige Poesie der Dichterin auf einen kleinen erlesenen Kreis zart besaiteter Seelen berechnet war.

Die Welt der Sappho ist eine andere als die des Alkaeos. Obzwar Sappho eben so hart durch die politischen Wirren der gemeinsamen Vaterstadt

Digitized by Google

betroffen war und sie als Sproß einer adeligen Familie das herbe Brot der Verbannung essen mußte, so verräth kein Wort, wie sie über die politische Bewegung denkt und fühlt. Sie achtet die von weiser Sitte gezogene Schranke, welche dem Weibe über Dinge der Art wennauch nicht zu denken, so doch zu sprechen versagte. Und hohe nationale Gedanken, die wohl auch die Dichterin zu erfassen und zu begeistern vermocht hätten, kamen dabei, wie erwähnt, nicht ins Spiel.

Im Mittelpunkte ihrer poetischen Welt steht das Weib. Dem weiblichen Leben sind sämmtliche lyrische Motive entnommen, die sie verarbeitet. Die Stimmungen, welche die bedeutendsten Momente im Leben des Weibes begleiten, für alle hat die Dichterin, treu mitempfindend, den einfachen, innigen, ergreifenden Ausdruck mit einer Unmittelbarkeit zu treffen gewußt, daß die Natur selber zu sprechen scheint. Aber sie steht nicht etwa bloß betrachtend den großen und kleinen Leidenschaften, die ihre Geschlechtsgenossen erregen, beglücken und betrüben, gegenüber. Vielmehr die Innigkeit der Empfindung, die Energie des Gefühles sprechen so deutlich aus den uns erhaltenen Versen, daß wir an eine wirkliche Leidenschaft oder vielleicht Leidenschaften, die das Gemüth der Dichterin im Tiefsten erregten, denken müssen.

Sappho hat geliebt, sie hat der Liebe Leid und Lust erfahren.

Wen aber hat sie geliebt? Wer war der glückliche Lesbier? Denn ohne Zweifel ein Mann, wird man denken, und wer denn anders als Phaon. Die richtige Beantwortung dieser Fragen soll nicht bloß müßiger Neugier gefällig sein, sondern sie allein vermag uns das Verständniß der Sappho'schen Poesie zu erschließen und die weiteren Schicksale zu erklären, womit die geschäftige Sage die Gestalt der Dichterin umsponnen.

So weit wir auf die erhaltenen Trümmer ihrer Dichtungen und auf die sicher beglaubigten Nachrichten uns verlassen dürfen, hat Sappho nie einen Mann geliebt oder ein derartiges Verhältniß in ihren Liedern behandelt. Zwar nahte Mancher mit dem Wunsche, ihr zu gefallen, darunter Alkaeos, der, wenn einer, nicht unwürdig schien, Erhörung zu finden. Und wie bescheiden tritt der kühne Sänger auf, der mancher Gefahr trotzig ins Auge geschaut!

Wie verrathen die Worte, die er an sie zu richten wagt, so schön Liebesneigung und Ehrfurcht!

Mildlächelnd kehre, veilchenbekränzte Sappho,
Wohl möcht' ich reden, aber die Scham verbeut' mir's.

Und sie erwiedert, fast zürnend und in ihrer Würde verletzt:

Ei, wenn du Tugend liebtest und Edelsinn,
Und wenn nicht Bosheit braute dein arger Mund,
So senkte Scham dir nicht die Wimpern,
Sondern du redetest frisch vom Herzen.

Digitized by Google

Auf einen andereu Liebesantrag antwortet sie:

Freund zwar nenn' ich dich gerne, aber zur Braut nimm' dir ein jüngeres
Mädchen; nimmer kann ich Gattin dir sein, da ich ja älter bin.

Sappho's Herz erglühte nicht für Männer; es empfand für seinesgleichen. Es liebte im Kreise jener edlen lesbischen Mädchen, welche ihre Kunst um sie versammelt und welche sie durch die Begeisterung für diese Kunst zu allem Edlen und Schönen heranzuziehen beflissen war. Denn der Unsterblichkeit Preis winkt nur jenen, die dem hohen Dienst der Musen sich geweiht. So sagt sie einer ungebildeten Frau:

Wenn der Tod dich umfängt, liegst Du im Staub, nimmer wird dein gedacht
In der kommenden Zeit: hast ja doch keinen Theil
An den Rosen, die Pierien giebt, wirst auch in Hades' Haus
Spurlos wandeln, sobald einst du ins Land luft'ger Schatten fliegst.

Um Sappho's Stellung und Aufgabe zu verstehen, muß man jene Vorstellung fallen lassen, als ob überall in Griechenland, wie dies in Athen und überhaupt bei dem jonischen Stamme der Fall war, die Frauen ein einsames, im Innern des Hauses verborgenes Dasein gefristet, beengt im freien Verkehr mit ihresgleichen und ausgeschlossen von jeder geistig anregenden und fördernden Unterhaltung mit der an Bildung überlegenen Männerwelt. Scheint doch selbst bei den Joniern sich die inferiore Stellung der Frau erst allmälig und spät entwickelt zu haben.

Ganz anders war die Lage der Frau bei den Doriern. Die Frauen waren bei diesen im öffentlichen Leben nahezu gleichberechtigt. Es ist ein Vorwurf, den kein Geringerer als Aristoteles dem spartanischen Gesetzgeber Lykurgos macht, daß er mit den Weibern nicht habe fertig zu werden vermögen, und die Lacedämonier müssen oft von den Athenern hören, daß sie unter dem Pantoffel stünden. Freilich konnten jene mit dem stolzen Wort sich rechtfertigen, sie seien die einzigen, die Männer zur Welt brächten. Die Frauen und Jungfrauen Sparta's spielten auch eine Hauptrolle bei den zahlreichen Götterfesten, welche durch die lebendige Theilnahme Aller an Gesang und Tanz zu wahren Volksfesten wurden. Gesang und Tanz, aufgeführt von Jung und Alt, von Knaben und Mädchen, und begleitend die althergebrachten sacralen Gebete, das war die alte nationale Poesie der Dorier, die Chorlyrik, welche etwa ein Menschenalter vor Sappho durch den lydischen Meister Alkman ihre kunstmäßige Ausbildung erhielt.

Alkman war durch viele Jahre Chormeister in Sparta und hatte als solcher nicht bloß die Liedertexte zu dichten, die Musik zu componiren und das Schema des Tanzes zu entwerfen, sondern mußte für die Aufführung durch sorgsame Uebung die Darstellenden bilden.

Digitized by Google

Es liegt in der Natur der Sache und der Anschauung der Griechen von dem erziehenden Einfluß der Musik, daß unter diesen Verhältnissen der Chormeister wie von selbst zum Träger und Vermittler der gesammten höhern Bildung wurde. Nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise waren es Jungfrauen, welche aus seiner Hand diese Bildung empfingen und von denen wohl auch die eine oder andere, wie z. B. „die blonde Megalostrata, die selige unter den Jungfrauen" „die süße Musengabe" in selbstständigen Dichtungen bethätigen lernte. Ihr reihen sich später an Telesilla von Argos und Praxilla von Sikyon.

Es ist nichts als eine Uebertragung dieser spartanischen Verhältnisse, welche uns auf Lesbos, an dem Musenhofe der Sappho begegnet. Aber freilich eine Chormeisterin finden wir in Sparta nicht. Dafür aber treffen wir daselbst auf eine andere Sitte, welche es wahrscheinlich macht, daß Sappho, indem sie zu jüngeren Freundinnen in eine Art Liebesverhältniß trat, nicht etwas that, was gegen alles hellenische Herkommen verstieß, sondern vielleicht auf alter Gewohnheit beruhte.

Da nämlich in Sparta die Familienbande durch die staatlichen Einrichtungen fast gelöst waren und weder Vater noch Mutter einen stetig bildenden nnd erziehenden Einfluß auf die Kinder zu nehmen vermochten, schlossen sich Knaben und Jünglinge, Jünglinge und Männer aus freier Wahl zum Freundesbunde zusammen. Bedeutungsvoll hieß der Aeltere, welcher die vor dem Gesetz verantwortliche Pflicht des Vaters und Erziehers zu erfüllen hatte, Eispnelas, d. h. der Einhaucher; der andere aber nannte sich Aitas, d. i. der Hörer. Und wie zwischen Knaben und Männern, so gab es Liebesbündnisse zwischen Mädchen und Frauen. Der äolische Stamm kannte wenigstens die eine Form solcher Bünde, die zwischen Genossen des männlichen Geschlechtes, Heldenbrüderschaften in der Weise jener, welche dem nordischen und slavischen Heidenthum nicht fremd waren. Wer kennt nicht die „heilige Schaar" der Thebaner, welche treu zusammenhaltend bei Leuktra siegte und bei Chaeroneia Mann bei Mann das Feld der Ehre deckte?

Es gewinnt nach alledem einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß Sappho an gewisse auch ihrem Stamme eigenthümliche Gewohnheiten anknüpfte, indem sie einen Kreis schöner und strebsamer Mädchen um sich vereinigte, die für die auf Lesbos üblichen Feste in Gesang und Tanz zunächst zu üben waren, dann aber für jene Ideale Sinn und Begeisterung lernen sollten, für welche das Herz der Dichterin so warm empfand.

Das wird dadurch bestätigt, das Sappho es nicht allein war, die in Lesbos eine solche Mädchenschule unterhielt, sondern daß sie mit mancher Nebenbuhlerin, wie mit Gorgo und Andromeda in eifersuchterregendem Streite lag, die ihr liebgewordene, talentvolle Schülerinnen abzugewinnen wußten.

Jedenfalls muß bei solcher Concurrenz ein tieferes Bedürfniß nach musischer Bildung die Mädchen von Lesbos gespornt haben. Wohl auch waren hier,

Digitized by Google

wie in Sparta, bei dem freien Leben, das die lesbischen Frauen führten, öffentliche Productionen die nächste äußere Veranlassung, welche zur tüchtigen Ausbildung in Gesang und Tanz einladen mochten. Zu solchen öffentlichen Productionen rechnen wir die Jungfrauenchöre bei Hochzeiten, ein beliebtes Sujet der Sappho'schen Muse.

So finden wir auch auf Lesbos jene bei den Aeoliern heimische Einrichtung von Kallisteien oder Schönheitswettkämpfen der Frauen, welche frei von unreiner Zuthat das Fest der Göttin Hera verherrlichen sollten. Und der Dienst der Hera in ihrem berühmten Tempel zu Mytilene nahm wohl die Theilnahme von Mädchenchören nicht minder in Anspruch, wie dies in Sparta so vielfach der Fall war. Wenigstens sagt ein schönes Epigramm eines spätern Dichters mit Beziehung auf Sappho:

Kommt zu dem glänzenden Tempel der strahlenäugigen Hera,
Lesbische Mädchen, und schwingt zierlichen Schrittes den Fuß.
Tanzet den Göttern zu Ehren den herrlichen Reigen; es führt euch
Sappho an, mit der Hand rührend das goldene Spiel.
Glückliche ihr ob des fröhlichen Tanzes; ja wahrlich, ihr werdet
Wähnen, Kalliope selbst singe den Hymnus so süß.

(Schluß folgt.)

Deutsche Classiker des Mittelalters.

XII. Band.

Erzählungen und Schwänke. Herausgegeben von Hanns Lambel.

Wer nicht ängstlich am Worte klebt, wird es Pfeiffern gewiß Dank wissen, daß er in seinen deutschen Classikern des Mittelalters auch einer kleinen Auswahl von Erzählungen und Schwänken ein bescheidenes Plätzchen bestimmte. Waren nämlich die hervorragenderen Werke der mittelhochdeutschen Lyrik, der volksthümlichen und höfischen Epik schon geraume Zeit wenigstens in Uebersetzungen einem größeren Publicum zugänglich, so blieben diese kleineren Dichtungen verachtet bei Seite liegen und selbst von den Fachgelehrten wandten nur wenige ihnen ihre Aufmerksamkeit zu. Gute kritische Ausgaben gibt es kaum von dem einen oder anderen Stücke und diese sind zumeist in gelehrten Zeitschriften zerstreut, welche ihrer Natur nach einem größeren Leserkreis verschlossen bleiben. Für die überwiegende Mehrheit ist man auf Laßbergs Lieder-

Digitized by Google

saal und v. d. Hagens Gesammtabenteuer angewiesen. An einem Buche aber, das dem gebildeten Laien einen Einblick in die Entwicklung der mittelhochdeutschen Novellistik gestattete, gebrach es bisher ganz und gar. Nun soll allerdings nicht geleugnet werden, daß gar viele dieser Dichtungen lediglich sprachliches oder historisches Interesse bieten. Wenn Hermann Brockhaus von den indischen Novellen sagt, daß sich auch manches ungezogene Kind der Muse darunter finde, so warens gerade diese, welche die Abendländer mit Vorliebe adoptirten. Was ein Boccaccio aus solchen Stoffen zu machen gewußt, ist bekannt. Unter den deutschen Dichtern aber, die sich derselben bemächtigten, war leider kein Boccaccio und so taugen denn ihre Bearbeitungen meist nur in die Studirstube des Gelehrten oder etwa noch für die Ausgelassenheit der Kneipe, nimmer aber für ein genießendes Lesepublicum. Daneben fehlt es aber doch nicht an Erzählungen, die auch heute noch recht wohl lesbar sind, ja deren eine und andere sich einer günstigeren Aufnahme von Seite des heutigen Lesers als selbst der classische Iwein erfreuen dürfte, da sie sich näher mit der modernen Anschauungsweise berühren und nicht ein Zurückgehen auf Verhältnisse und Interessen fordern, die uns fremd geworden sind.

Es kam daher darauf an, aus der großen Fülle dieser kleineren Dichtungen mit richtigem Tacte die besten in der Weise auszuwählen, daß dadurch zugleich ein Einblick in die hauptsächlichen Richtungen der mittelhochdeutschen Novellistik ermöglicht wurde. Nun und von dieser Seite her wird man dem vorliegenden Buch, mit dessen Herausgabe nach Pfeiffers Tod Hanns Lambel betraut wurde, das gebührende Lob nicht versagen können. Freilich wird auch bei den hier aufgenommenen Stücken der Leser manche Rohheit mit in den Kauf nehmen müssen, wie z. B. Gervinus nicht mit Unrecht von mehreren Partien des Amis sagt, man müsse zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden solle. Allein abgesehen davon, daß es dem menschlichen Gemüthe nun einmal eigen ist an menschlichem Witz und Scharfsinn sich zu erfreuen selbst dann, wenn ein Spitzbube ihn auf Kosten ehrlicher Leute mißbraucht, dürfen mittelhochdeutsche Dichtungen überhaupt nicht mit dem strengen Maßstabe unserer heutigen Empfindungsweise gemessen werden. Gar manches muß man der Naivetät jenes Zeitalters zugutehalten und nicht etwa nur in diesem komischen Genre (hier natürlich am häufigsten, aber gewiß auch am liebsten), sondern auch im ernsten Rittergedicht, wie z. B. ebenderselbe Gervinus bemerkt, daß der Wankelmuth Landinens im Iwein, die so schnell den Mörder ihres Mannes heiratet, unser sittliches Gefühl beleidige. Wer sich aber von solchen Einzelheiten nicht abschrecken läßt, wird an dem hier Gebotenen sich recht wohl ergetzen können.

Da haben wir zuerst den Pfaffen Amis, den literarischen Ahnherrn des Pfaffen von Kalenberg, des Till Eulenspiegel und der mancherlei Schelmenromane, die lange Zeit eine beliebte Lectüre waren; zugleich das erste deutsche Muster der im Orient so beliebten Vereinigung mehrer Novellen durch einen gemein-

Digitized by Google

samen Rahmen. Von demselben Dichter, dem Stricker, ist Nr. 2, das Bloch, die Bekehrung eines rohen Mannes, der sein Weib ohne Grund haßt und mißhandelt, erzählend. Gewissermaßen ein Gegenstück dazu bildet Nr. 9, Frauenzucht, von Sibote, eine lustige wenngleich etwas derbe Novelle von der Widerspänstigen Zähmung. Nr. 4, der verkehrte Wirth, in letzter Linie auf buddhistische Quellen zurückgehend, ist eine jener frivolen Erzählungen, in denen, wie der Herausgeber sagt, die Ehemänner nur da zu sein scheinen, um von ihren Frauen und deren Liebhabern betrogen zu werden. Doch tritt diese wenigstens in anständigem Gewande auf, was sich aus dieser verhältnißmäßig zahlreichen Classe mittelhochdeutscher Novellen kaum noch einer oder der anderen nachrühmen läßt.

Außerst naiv ist Nr. 8, der Sperber. Solche ans Unglaubliche grenzende Unbekanntheit mit geschlechtlichen Verhältnissen und die daraus entspringenden komischen Situationen waren ein beliebtes Thema der Novellendichtung. (Vgl. in v. d. Hagens Gesammtabenteuer „Das Häslein, das Gänslein, die Teufelsacht“ und das drollige Gegenstück zum Sperber „Der schwangere Mönch“.)

Nr. 5, „Der Wiener Meerfahrt“, erzählt von einem Zechgelage mehrerer Wiener Bürger, welche, schon ziemlich trunken von Einem zu einem Kreuzzug nach dem heiligen Lande aufgefordert, alsbald bereits auf der Fahrt begriffen zu sein glauben und ihr Taumeln und Schwanken für die Schwankungen ihres vom Sturm gepeitschten Schiffes halten, bis ein unseliger Jonas über Bord geworfen den Zorn des Elementes beschwichtigt. Die Geschichte ist gut erzählt und insbesondere das Gebahren der vermeintlichen Kreuzfahrer mit glücklichem Humor gezeichnet.

Ernsteren Inhaltes und in streng höfischem Stil gehalten sind Nr. 6 „Otto mit dem Barte“ und Nr. 7 „Das Herzmähre“, beide von Konrad von Würzburg. Das Sujet des letzteren stimmt wesentlich mit dem Uhland'schen Castellan von Couci; das erstere behandelt eine anmuthige deutsche Sage.

Für die Perle der ganzen Sammlung aber, ja für eine Perle unserer mittelhochdeutschen Litteratur überhaupt, halte ich Nr. 3, die bairische Dorfgeschichte vom Meier Helmbrecht, als deren Dichter sich Wernher der Gärtner nennt. An Schärfe der Beobachtung, Wahrheit der Charakterzeichnung und kräftiger Kürze der Diction kann sich kaum ein zweites Gedicht des mittelhochdeutschen Zeitraumes mit dieser schlichten Erzählung messen. Von ergreifender Wirkung ist die Scene, in welcher Vater und Sohn als Vertreter der alten Sitte und der neuen Unsitte einander gegenüberstehen. In der beredten Schilderung, die dem Vater in den Mund gelegt wird, hat der Dichter der alten Ritterpracht mitten in den Zeiten des schlimmsten Verfalles ein schönes Denkmal gesetzt, gleich als gälte es, im Lied wenigstens ein Bild der schönen Zeit festzuhalten, die in Wirklichkeit dahin war. Denn in schneidendem Gegensatz hebt nun der Sohn die Schilderung der Gegenwart mit den Worten an:

Digitized by Google

daz sint nû hovelîchiu dinc:
trinkâ, herre, trinkâ trinc!
trinc daz ûz, sô trinke ich daz.

Raub und Mord sind jetzt erlaubte Dinge, aber wehe, wenn einer über Tisch den Schaum vom Biere bläst oder Brod zu den Krapfen ist! Ein Narr ist, wer um ein Weib sich härmt und nicht lieber zum Glase greift, ruft der junge Helmbrecht dem Vater zu.

Wie er aber seinem wüsten Gesellen Lemberslind die Zusage seiner Schwester Gotlind bringt, da neigt sich dieser grüßend „gegen dem winde, der da wâte von Gotlinde". Und solcher feiner Züge, in denen der Dichter verräth, wie der Geist gewichen und nur die Form geblieben, ließen sich noch manche anführen. Trefflich ist der alte Helmbrecht gezeichnet: ein stolzer Bauer, der zwar mit einer gewissen Ehrfurcht zu den herrlichen Rittergestalten der alten Zeit hinaufschaut, aber auch der Würde seines Standes sich wohl bewußt ist, denn

manec künec wirt gekrœnet
von des bouwes stiure,

der seinen Zehnten Jahr für Jahr pünktlich abliefert, aber auch keinem Pfaffen mehr gibt als sein bares Recht; der sich zu den schwersten Opfern entschließt, um sein Kind, gegen das er leider von vorne herein zu schwach gewesen vor Schande und Verderben zu bewahren: als Müßiggänger will er ihn im Hause haben, wenn er nur nimmer zu seinen gottlosen Spießgesellen zurückkehrt. Aber umsonst. Endlich ereilt den entarteten Sohn der strafende Arm der Gerechtigkeit. Verstümmelt und geblendet klopft er, ein Bettler, an die Thüre des Vaterhauses; aber

der wirt hônlachte,
swie im sîn herze krachte,
er was sîn verch unt sîn kint
swie er doch stüende vor im blint.

und wies ihn vom Hause. Nur die Mutter reicht ihm mitleidig ein Stück Brod.

Mit der an die Spitze des Buches gestellten kleinen Monographie über die mittelhochdeutsche Novelle hat uns der Verfasser eine willkommene Gabe geboten, da selbst ausführlichere Bearbeitungen der Litteraturgeschichte dies Gebiet kaum gelegentlich berühren. Abgesehen von vereinzelten Ansätzen der Novellendichtung, die bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen, hebt der Verfasser insbesondere zwei Momente als bedeutend für die Geschichte dieser Gattung hervor. Erstlich — und dies im Anschluß an den geistvollen Aufsatz Erdmanns-

Digitized by Google

dörffers: „Das Zeitalter der Novelle in Hellas" — die geistige Bewegung und Umgestaltung der ganzen Bildungssphäre und Weltanschauung, welche die Kreuzzüge in ihrem Gefolge führten. Ihr habe die Novelle ihre erste Einbürgerung auf deutschem Boden gedankt, sei aber vorläufig noch auf mündliche Fortpflanzung oder höchstens episodische Einfügung in größere Dichtungen beschränkt geblieben und zur selbstständigen litterarischen Ausbildung erst nach geraumer Zeit, als die eigentliche Blüthe der mittelhochdeutschen Litteratur bereits vorüber war, gelangt, unter dem Einfluß eines zweiten Momentes, nämlich der stets wachsenden Theilnahmslosigkeit des Publicums gegen umfassendere Productionen und der Sucht nach einem immer wechselnden Inhalt, nach spannenden Neuigkeiten.

Bei der Ausführung dieses zweiten Punktes hätte der Verfasser außer den Hörern doch auch die Dichter selber ein wenig in Betracht ziehen sollen.

Dem mächtigen Aufschwung der Poesie im Anfang des 13. Jahrhunderts war Erschöpfung gefolgt; die Kraft zu größeren Conceptionen gebrach; wo solche dennoch versucht worden, geriethen sie derart, daß wir die Theilnahmslosigkeit des Publicums begreiflich finden. Kein Wunder, daß verständige Männer wie der Stricker im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit dem großen Epos entsagten und dieser kleineren Gattung sich zuwandten, der sie ihre Kraft etwa noch gewachsen fühlten und mit der sie sich den Beifall der neugierigen Welt zu gewinnen hofften.

Wenn aber Lambel weiterhin wie von einer bewußten Opposition der Novellistik gegen die höfische Epik spricht, so kann ich dem nicht beipflichten. Erstlich führt er selbst eine Anzahl Novellen an, die sich aufs Engste mit der höfischen Kunst berühren, in Stoff und Ton, ja auch in der Person des Dichters selbst. Zweitens geht es nicht an, die Roheit und Frivolität, welche dem ganzen Geschlechte anhaftete, für specielle Eigenheit dieser Dichtungsgattung auszugeben. Der verkehrte Wirth, die Frauenzucht, der Sperber zeigen uns die ritterlichen Kreise kaum in ungünstigerem Licht als der Frauendienst des Ulrich von Liechtenstein. Eben darum möchte ich auf den Umstand, daß nur ein Adeliger unter den Dichtern solcher Novellen genannt wird, nicht viel Gewicht legen. Ihr Publicum hatten sie gewiß auch in höfischen Kreisen, und daß sie im Auftrage adeliger Gönner gedichtet wurden, ist für mehrere ausdrücklich bezeugt. Und ist denn wirklich die höfische Epik selbst der besten Zeit frei von den genannten Fehlern?

Ist Ereks Benehmen gegen Enite nicht roh, der fortgesetzte Betrug, welchen Tristan und Isolde dem König Marke spielen, nicht frivol, von den Abenteuern etwa eines Lancelot ganz zu geschweigen? Und wenn man die Novelle „das heiße Eisen" in v. d. Hagens Gesammtabenteuer mit der Stelle vom Gottesurtheil im Tristan vergleicht, ist nicht der herbere Spott auf Seiten des höfischen Dichters?

Digitized by Google

Was Lambel zum Schluß über die Quellen der mittelhochdeutschen Novellistik, das Verhältniß der Dichter zu denselben und die äußere Form ihrer Dichtungen bemerkt, ist durchaus zutreffend und erfährt zum Theil genauere Ausführung in den einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Stücken. Von diesen knappen litterarhistorischen Notizen seien hier nur einige wichtigere Punkte herausgehoben.

Was den Stricker anlangt, so schließt sich Lambel im Wesentlichen den Ansichten an, die Bartsch in seiner Vorrede zum Karl vorgebracht hat. Während aber Bartsch die „Frauenehre", in deren Eingang er eine Anspielung auf desselben Dichters Daniel vom Blumenthal zu erkennen glaubte, nicht lang nach diesem und jedenfalls noch vor dem Karl entstanden sein läßt, rückt Lambel das Gedicht besonders aus formellen Gründen ziemlich gegen das Ende der poetischen Thätigkeit des Strickers. Und ich glaube mit Recht. Denn wo die Beziehung einer Stelle nicht klar zu Tage liegt, sind die Schlüße, die sich aus dem ganzen Ton und Charakter einer Dichtung, wie aus der Behandlung des Verses ergeben, jedesmal die zuverlässigeren. Nun sind die Worte, auf welche Bartsch seine Vermuthung gründet, so allgemein, daß ihnen eine so specielle Deutung zu geben reine Willkür ist. Sprache und Vers aber zeigen einen solchen Fortschritt gegen den Daniel und selbst den Karl, daß der Gedanke an eine spätere Abfassung durchaus nahe liegt. Nur hätte Lambel nicht auch darauf sich berufen sollen, daß mit einer solchen Annahme es sich besser vereinigen lasse, wenn (wie Bartsch will) mit den Worten des Tadlers, V. 137 ff., auf einige der schwankartigen Erzählungen des Strickers, in denen die Frauen mitgenommen werden, Bezug statthaben solle. Auch diesen Versen nämlich legt Bartsch einen Sinn unter, denn sie nicht haben. Denn die Antwort Strickers, V. 150 ff., zeigt, daß der Einwand gar nicht auf irgendwelche Gedichte, sondern auf das Leben und die Stellung Strickers als Fahrenden geht, wodurch ihn genauere Bekanntschaft mit den Frauen gar nicht ermöglicht sei.

Das Bloch, welches v. d. Hagen für eine süddeutsche Dorfgeschichte hielt, bringt Lambel in Beziehung mit dem zweiten Theil der Novelle des Bandello, welche Shakespeare's Viel Lärmen um Nichts zu Grunde liegt. Die Uebereinstimmung in den Hauptumrissen ist in die Augen fallend, beachtenswerth ist aber, wie auch kleine Nebenumstände zusammentreffen, der Besuch der Messe (dabei ist im deutschen Gedicht nicht erwähnt, daß eben Sonntag war), die reizvolle Ausschmückung des Gemaches (natürlich mutatis mutandio), das gemeinsame Mahl, endlich der Umstand, daß trotz des längeren, im Bloch auch sehr vertrauten Zusammenseins der Bräutigam die Braut, resp. der Mann die Frau nicht wiedererkennt, sondern erst auf den wahren Sachverhalt aufmerksam gemacht werden muß. Da nun der erste Theil der Novelle bereits mehrfach für sich allein nachgewiesen ist, so ist Lambels Annahme durchaus wahrscheinlich, es möchte auch der zweite Theil nicht eine Erfindung Bandello's sein, sondern schon vor ihm und zwar als selbständige Novelle existirt haben, welche

Digitized by Google

vermuthlich französische Novelle zugleich Bandello's und des Strickers gewesen sei. Auch darin wird man Lambel gerne zustimmen, daß der Schluß des Wintermärchens ungleich näher an diese Geschichte anklingt, als an die Wiederfindung Lucina's im Apollonius von Tyrus.

Endlich sei noch erwähnt, daß Lambel versucht hat, die Entstehungszeit von „der Wiener Meerfahrt" genauer zu bestimmen als dies früher geschehen war. Daß das Gedicht nicht leicht vor 1254 entstanden, ist mir durch seine Auseinandersetzung wahrscheinlich geworden. Nach der anderen Seite aber wird man sich wohl mit der bisherigen Angabe begnügen müssen, daß es nicht nach 1291 fallen könne.

Ueber die Bearbeitung der Texte in vorliegender Ausgabe ausführlicher zu sprechen ist hier nicht der Ort. Ich beschränke mich darum auf die allgemeinsten Bemerkungen.

Der Text des Amis weicht, abgesehen von kleineren hauptsächlich aus metrischen Rücksichten vorgenommenen Aenderungen, von dem in Benecke's Ausgabe nur in wenigen Stellen ab. Einige Male hat Lambel die Lesarten der maßgebenden Ridegger Handschrift gegen Benecke mit Recht in Schutz genommen in mehreren anderen Fällen guten Lesarten der schlechteren Handschriften zu ihrem Recht verholfen, da sie, wie ich aus persönlichen Mittheilungen weiß, durch den von ihm neubenützten Ambrasercodex bestätigt wurden; ja einige evidente Besserungen beruhen auf diesem ganz allein. Die Aenderungen im Meier Helmbrecht gehen meist auf Pfeiffers, die im Otto auf Haupts Vorschläge zurück, die im Herzmähre, im Sperber, im verkehrten Wirth und in der Wiener Meerfahrt sind unerheblich. Im Bloch sind mehrere Stellen glücklich gebessert; einige Male ist der Herausgeber ohne hinreichenden Grund von der Autorität der Heidelberger Handschrift abgewichen. Ein hartes Stück Arbeit war die Herstellung des übel zugerichten Textes der Frauenzucht. Richtig hat der Herausgeber erkannt, daß die Verderbnisse zumeist von dem Anstoß herrühren, welchen der süddeutsche Schreiber an den Reimen des Dichters nahm. Und sind gleich die Besserungsversuche Lambels zuweilen sehr kühn und darum nicht völlig überzeugend, so sind sie doch immer geistvoll und ansprechend. Wie viel der Text unter seiner Hand gewonnen, kann jedem den Vergleich mit v. d. Hagens Ausgabe zeigen.

Und so sei denn diese erste größere Arbeit des strebsamen jungen Forschers dem Wohlwollen des Publicums und der gerechten Würdigung der Fachgenossen wärmstens empfohlen.

Wien. Johann Rathay.

Digitized by Google

Eine sociale Krankheit.

IV.

(Schlußartikel.)

Mit der nach Beendigung des großen Revolutionskrieges anbrechenden Friedensära begann eine gesegnete Zeit wirthschaftlichen Aufschwungs und Gedeihens. Der allgemeine Credit ging in die Höhe, Handel und Gewerbe nahmen immer mehr an Umfang zu, die Capitalien häuften sich und der menschliche Unternehmungsgeist brütete tausend Projecte aus. Die Dampfmaschine erlangte jetzt erst ihre volle Bedeutung. Hatte sie zuerst der Schifffahrt, dann dem Landtransporte ein neues, mächtiges Lebenselement zugeführt, so entfaltete sie jetzt, auf dem Gebiete der Industrie, eine bis dahin nicht geahnte Thätigkeit; sie steigerte die Ausdehnung der Manufacturen, wie die Vervielfältigung der Transportmittel für den Handel ins Unglaubliche. Mit dieser riesige Dimensionen annehmenden industriellen Thätigkeit war auch für die Association auf Actien ein neues fruchtbares Terrain gewonnen. Denn in dem Maße, als die Unternehmungen auf den beiden Gebieten größer wurden, steigerte sich auch das Bedürfniß des Zusammentrittes vieler Einzelnen, um die nun nöthig werdenden ungeheuren Capitalien aufzubringen. Und so fügte es sich, daß der Dampf, der für die Industrie und den Handel eine neue Epoche begründete, auch dem Actienschwindel neue, bislang nicht gekannte Bahnen eröffnete, die sich alsbald über die ganze Culturwelt verzweigten.

Mit den jetzt in die Erscheinung tretenden Börsenmanövern stehen wir schon an der Schwelle der neuesten Zeit. Denn was sich heute auf den Börsenmärkten der Welt vollzieht, ist nur die soundsovielte Wiederholung dessen, was zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, seinen Anfang genommen hat. Merkwürdiger Weise zeigt es sich da, daß die Börsenwelt schon bei Anbruch der industriellen Papierschwindel-Aera alle die Geriebenheiten und Kniffe weg hatte, welche unsere Moralisten erst an unseren zeitgenössischen Stockjobbern entdecken und mit aller Entrüstung verdammen. Wie heute, so galt es schon zu Anfang dieser Aera vor allem Andern, Unterschriften von Theilnehmern zu sammeln für Unternehmungen, hinsichtlich welcher nicht etwa bloß der Erfolg, sondern das Zustandekommen selbst in vielen Fällen mindestens zweifelhaft war und von nicht zu lenkenden Umständen abhing. Das Mittel, das Capital anzuziehen, war

Digitized by Google

in der That verlockend. Man begnügte sich mit einem Theile der baaren Einlage, um volle Actienscheine auszugeben. Für die Volleinzahlung, die später eingefordert wurde, blieb eine unbestimmte Frist offen. Das Kunststück, das nun producirt wird, ist von Anfang an bis auf den heutigen Tag dasselbe gewesen. Die ausgegebenen Actien werden auf den Markt geworfen. Hat das Unternehmen das öffentliche Vertrauen für sich, dann geht der Umsatz rasch von statten. Der unwiderstehliche Zauber solcher Industriepapiere liegt in der Möglichkeit, welche mit dem Ankauf derselben geboten ist, durch sofortigen Verkauf einen Cursaufschlag zu gewinnen, weil der Curs, noch ehe die Actien ausgegeben sind, nicht selten über pari steht. Mit einem Gang, einem Federzug, häufig ohne Capital, werden solchergestalt bedeutende, oft nach vielen Tausenden und Zehntausenden zählende Summen gewonnen.

Im Jahre 1838 erreichte diese Art der Betreibung des Actienhandels in Europa ihren Höhepunkt. Im Frühjahre jenes Jahres — erzählt ein gleichzeitiger Schriftsteller —, als der Vorsteher eines der bedeutendsten industriellen Etablissements eine Actiensubscription für den Fall eröffnete, daß ihm gelinge, den Bau der Eisenbahn von Paris nach Brüssel zu übernehmen, deren Fonds 48 Millionen Franken betragen sollte, überließ er bei dieser Eröffnung einem Dritten, dem er wohlzuwollen Ursache hatte, für 1½ Millionen Actien al pari, welche dieser sogleich wieder zu 10 Procent über pari verwerthen konnte, weil im Augenblick der Eröffnung der Preis sich so hoch gestellt hatte. Kam die Unternehmung zu Stande, so hatte dieser Dritte, ohne einen Sous Capital, und wenn die Actien auch gar nicht mehr stiegen, 150.000 Franken gewonnen. Es ist zu bezweifeln — schreibt unser Gewährsmann weiter —, ob je zu Laws Zeiten die Straße Quincampoix zu Paris ein lebhafteres Bild der Actienwuth dargeboten als in eben jenem Frühjahre 1838 die Umgebung des fürstlich Schwarzenberg'schen Palais am Rennweg in Wien. Die Subscription auf 5500 Stück Actien des von dem Handlungshause Sina vorbereiteten Unternehmens der Wien-Raaber-Eisenbahn fand dort statt. Nicht nur war der Menschenzufluß so ungeheuer, daß neben Polizeiwachen zu Fuß und zu Pferde reguläre Infanterie und Cavallerie in geschlossenen Reihen den Sturm des Volkes kaum abhalten konnte, sondern es hatte sich ein großer Theil der Menge schon am vorhergehenden Tage in der Nähe des Palais aufgehalten und die Nacht dort zugebracht, um des Zutritts gewiß zu sein. Ja, es wurde sogar behauptet, daß einige Leute ihre Gier so weit getrieben, sich die ganze Nacht über an unsauberen Orten verborgen zu halten, und daß man andere für todt aus dem Gedränge getragen habe. —

Gleich den vielen commerciellen Gründungen des vorigen Jahrhunderts hatten auch die industriellen Actiengesellschaften der neuesten Periode der Dampfmaschinen nicht so sehr den Zweck, überhaupt zu Stande zu kommen, als vielmehr den Unternehmern Gelegenheit zu bieten, ihre Actien hoch verkaufen zu können. Waren einmal, Dank der Gewinnsucht des Publicums, die Papiere

Digitized by Google

rasch in hohen Curs gebracht, dann ließ man das Project fallen und behielt die durch Agiotage gewonnene Summe als Profit in Händen, vorausgesetzt, daß die Käufe nicht vorsichtig unter der Bedingung des Zustandekommens des Unternehmens geschlossen worden waren. Ein auch heute noch nicht veralteter Kunstgriff war namentlich der, daß die Unternehmer mit dem größten Theil der Actien an sich hielten, und diese erst verkauften, nachdem durch das Mißverhältniß der kleinen Anzahl ins Publicum gelangter Actien zu der Menge der Begehrenden, jene unverhältnißmäßig im Preise gestiegen waren. Natürlich haben da bei den Cursschwankungen der zahlreichen in den Verkehr kommenden Actien verschiedener Unternehmungen die Differenzgeschäfte eine zwar nicht ganz neue, aber desto bedeutendere Rolle gespielt. Die Objecte dieser Actienspeculationen, welche die neu erwachte Erwerbsbegierde rasch steigen machte, waren zum Theil zwar dieselben, welche die früheren Actienschwindeleien hervorgerufen, hauptsächlich aber, wie schon Eingangs erwähnt, die Elemente der modernen Industrie, nämlich Kanäle, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, bitumisirte Straßen, Kohlenbergwerke u. s. w.

Die philosophische Reflexion über die Schnellkraft, welche die modernen Industriepapiere in Umlauf setzte, fördert eigenthümliche Ergebnisse zu Tage. Sie findet den Anstoß, den Reiz zum Spiel nicht so sehr in der Aussicht auf die Gewinnste der Industrie, nicht in den Gegenständen derselben, als vielmehr in dem Mittel der großen Manufacturen, in der wunderbaren Wirkung der Maschinen und des Dampfes, in der Vervollkommnung der Transportmittel begründet. Die gewinnsuchende Phantasie der neuen Zeit unterscheidet sich wesentlich von der träumerischen Schwärmerei des Mittelalters. War diese concret, geheimnißvoll, poetisch-mystisch, so ist erstere abstract, trocken, mechanisch, durch den Zauber ungeheurer Zahlen und Geschwindigkeitsberechnungen angeregt und geleitet. In der mittelalterlichen Phantasie dominirt die Qualität, in der modernen die Quantität. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine einfache Lösung in der Betrachtung, daß die quantitative Phantasie unserer Zeit ihre Stütze in der Mathematik, also in der Wissenschaft der Größen hat, welche derselben ein unendliches Feld eröffnet. Die Gesetze der Mathematik lassen die Größen und Zahlen ins Unendliche steigern. Daß die wissenschaftliche durchgeistete Tendenz unseres Zeitalters gerade dem Gesetzmäßigen dieser Steigerung nicht widersteht, indeß sie für die poetisch-mystischen Schwärmereien des Mittelalters eben deßhalb keinen Sinn mehr hat, darin liegt das Räthsel und zugleich die Lösung desselben angesichts der vollzogenen Wandlung. Damit ist der Proceß gleichwohl nicht zur Genüge erklärt. Das Gesetzmäßige der Mathematik wird illusorisch, das Ergebniß der Berechnung ist ein falsches, sobald die Prämissen unrichtig sind. So verhält es sich denn auch mit der formellen Richtigkeit der Berechnung ungeheurer Vortheile, mit dem äußern Eindruck des Erstaunlichen, welchen die Vollendung der Maschine, die Geschwindigkeit des Dampfwagens macht.

Digitized by Google

Der große wissenschaftliche Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts ist unbestritten. Die auf demselben beruhende Denkweise hat ihre klargefaßten Ziele, aber nur solange sie nicht von der Gewinnsucht geleitet ist. Diese trübt sofort die Logik des Gedankens und wirft alle Consequenzen der Wissenschaft über den Haufen. Sie begreift eben nicht, daß jede Rechnung, wenn auf Verhältnisse der Wirklichkeit angewandt, nur dann richtig ist, wenn auch diese wirklichen Verhältnisse in ihrem wahren Werthe aufgefaßt werden. Sie macht ihre Berechnungen auf falscher Grundlage, schiebt ihrer Combination Factoren unter, die ihren Illusionen zusagen, nicht aber den gegebenen Verhältnissen entsprechen, und gelangt so zu einem falschen Facit. Ueber die verderblichen Folgen solcher Illusionen und der sich an dieselben anknüpfenden Speculation in Actien haben sich schon viele berufene Stimmen — freilich, wie die Geschichte selbst unserer Tage lehrt, ohne den gewünschten Erfolg — vernehmen lassen. Um der Chronologie unserer Darstellung treu zu bleiben, sei hier eines Aufrufs Lists gedacht, welcher für unsere Generation nicht weniger paßt als für diejenige, an deren Adresse er gerichtet war. Der berühmte Nationalökonom, der nicht, wie viele andere seiner Zeitgenossen, ein Feind der Unternehmungen selbst, sondern nur ihres Mißbrauchs war, sagte schon 1838: „Wirft man einen Blick auf das Kolossale dieser Papierspeculationen, wie sie jetzt schon in den meisten europäischen Staaten betrieben werden; berücksichtigt man dabei, daß wir uns erst am Eingange dieser neuen Periode der Papierspeculation befinden; bedenkt man, daß die Meinung von dem Werth dieser Effekten überall auf bloßen vagen Hoffnungen und Ansichten, also nirgends auf einer sichern Basis ruht; daß Jahrzehnte vorüber gehen können, bis man zu denjenigen Resultaten gelangt, welche den eigentlichen Werth derselben fixiren; daß in der Zwischenzeit allen Kunstmitteln der Speculanten freies Feld eingeräumt ist; daß alle Zwischenfälle in der Politik, im Handel, in der Industrie, auf die Curse Einfluß haben, und zwar unendlich größeren als auf jedes andere Papier; daß folglich die Hoffnungen auf Gewinn und die Furcht vor Verlusten den weitesten Spielraum haben, und die Fluctuationen in den Cursen von Tag zu Tag sich nicht bloß auf halbe, Drittels-, Fünftels- oder Zehntelsprocente beschränken, wie bei anderen Papieren, sondern 20, 50 und noch mehr Procente betragen können; daß endlich diese ungeheuren Fluctuationen von einem europäischen Land in das andere spielen und sich wechselseitig steigern, und daß die Actienkrisen bei jedem neuen Ereigniß, ja sogar bei jeder wirklich oder auch nur scheinbar vortheilhaften oder nachtheiligen Erfahrung oder neuen Erfindung zu allgemein europäischen werden — zieht man alle diese, nicht nur möglichen, sondern nothwendigen Folgen der unbeschränkten Eisenbahnpapierspeculationen in Erwägung, so erschrickt man vor der Masse des Unheils, welches dadurch über die Völker kommen muß." — Wohl ist seit jener Zeit, da List diese Ermahnung an seine Mitbürger richtete, die Flut der nichtigen

Digitized by Google

Speculation vorübergehend da und dort gesunken; sie ist aber auch wieder gestiegen und steht heute, namentlich bei uns in Oesterreich-Ungarn, auf einer geradezu beispiellosen Höhe.

Aus demselben Sumpfboden, der solche das moralische Leben verpestende Miasmen erzeugte, sproßte bald ein neuer Keim hervor, welcher, von der nicht versiegenden menschlichen Begierde nach leichtem und reichlichem Gewinn genährt, binnen kurzem zu üppiger Entfaltung gelangte. Den Vereinigten Staaten von Nordamerica, dem Lande der Negation alles Vorhandenen, der fieberhaften Erwerbsgier, war es vorbehalten, zu einem der kolossalsten Schwindelgebäude unserer Zeit den Grundstein zu legen. Es ist das moderne Bankwesen, hervorgerufen durch die in Erfindung von Erwerbsmitteln unerschöpfliche, krankhafte Einbildungskraft, welche in der Abstraction des Credits und der Escamotage einer den Tauschgegenständen nicht äquivalenten Menge von Tauschmitteln durch die Geschwindigkeit des Umlaufs, also in dem Glauben an die Allmacht des Credits, so wie in der Hexerei der Schnelligkeit, eine neue Quelle schnell zu erwerbenden Reichthums entdeckt hat. Unter den Banken sind es die Zettelbanken, die sich mit der Emission von Banknoten und dem Darleihen von Summen befassen, also eine Ausgeburt des Credits sind, welche in den Bereich unserer Betrachtung fallen. Es fällt in die Augen, daß eine Unternehmung, deren Scheine das Ansehen von Baargeld genießen, durch Ausgabe solcher Papiere nicht allein ihre Capitalien doppelt nutzen kann, indem sie mit den Scheinen und dem Fonds, den sie darstellen, zugleich Geschäfte macht, sondern auch, in gewissem Sinne, geradezu neue Capitalien schaffen kann. Kein Wunder, wenn sich zu Errichtung von derlei Banken jederzeit der Leute genug fanden und finden, die sich von der Sucht nach Reichthum in erster Reihe leiten lassen. So entstanden die ersten Zettelbanken auf Actien. Die Erwägung, daß sich solche nur so lang rentiren und halten können, als die Emissionen weder den Bedarf des Verkehres übersteigen, noch zu dem Capital der Bank im Mißverhältniß stehen, bleibt bei den hier gemeinten Glücksjägern natürlich ausgeschlossen. Für die fieberhafte Gewinnsucht ist die Nothwendigkeit der Einhaltung eines richtigen Verhältnisses zwischen den Baarfonds einer solchen Bank und ihren Notenemissionen, so wie zwischen diesem und dem Bedürfniß des Verkehrs überhaupt nicht vorhanden. Diese krankhafte Sucht hascht nur nach den Chancen, und vergißt darob an die Sicherheit zu denken. Die Schwierigkeit der Ausmittlung des richtigen Verhältnisses macht die Tendenz, die Ausgabe von Papieren über dasselbe hinaus zu steigern, noch erklärlicher. So lange dieses Mißverhältniß nicht an den Tag gekommen, bleibt mit dem guten Glauben und dem Vertrauen des Publicums der Credit der Bank aufrecht. Das unnatürliche Verhältniß kann aber nicht von Dauer sein. Es wird früher oder später offenbar vor aller Welt, daß das öffentliche Vertrauen mißbraucht worden ist, und dann hat es mit dem guten Glauben ein Ende. Mit

Digitized by Google

den anbrechenden Katastrophen kommt die Ernüchterung und die bessere Einsicht, freilich nur, um bei nächster Gelegenheit — neuen Illusionen zu weichen.

Die Geschichte des Bank- und Börsenwesens liefert dafür lehrreiche Belege. So brachte, um bei der neuesten Zeit zu bleiben, der Friede von 1814, mit welchem in England Gold wieder einströmte, gegen 200 Landbanken zu Falle. Das war unvermeidlich, denn das Geld machte einen großen Theil der Noten unnütz, indeß die Banken nicht im Stande waren, alle präsentirten Noten einzulösen. Aehnlich erging es den Banken dieser Art in den Jahren 1825 und 1826, sobald es nämlich am Tage lag, daß der Bedarf des Verkehrs überschritten worden war. Allein von weit größerer Bedeutung als alles auf diesem Gebiete bisher Dagewesene war die große nordamericanische Bankkrise des Winters 1836 auf 1837. Bei dem raschen und kolossalen Aufschwung, welchen Industrie und Handel in Nordamerica genommen, war das vorhandene Baargeld für die Erfordernisse des Verkehrs nur zu bald unzureichend geworden. Da nun auch die bestehenden zwei Banken der Union dieses wachsende Bedürfniß nicht zu befriedigen vermochten, war für Privatbanken freies, reichliche Ernte versprechendes Feld vorhanden. Das wurde denn auch sehr ausgiebig angebaut. Die Banken schossen wie die Pilze über Nacht aus der Erde hervor, um wegen allzu windigen Gebahrens zum größten Theil wieder so rasch zu verschwinden, wie sie gekommen sind. Doch treten immer wieder neue Schwindelbanken in die offenen Lücken, so daß der Banken-„Stand", welchen die Zeitverhältnisse zu fordern schienen, im Grunde immer complet blieb. Solche Banken emittirten nun Noten bis zu einer Höhe, bei welcher von Maßstab, Princip oder Verhältniß nicht mehr die Rede sein konnte — bis auf das Zehn- ja Zwanzigfache ihres baaren Capitals. Ueberdies gaben sie Credit auf unverhältnißmäßig hohe Summen, ohne erst lange nach Sicherheit zu fragen. Sehr erklärlich war dabei doch blutwenig riskirt! Das Geld, das sie herliehen, war zum größten Theile unbedecktes Papier: insofern repräsentirte es nichts als den Herstellungswerth. Ging die Sache schief, dann war so gut wie nichts dabei verloren; ging sie gut, dann war unter Umständen sehr viel gewonnen. Indessen, so ganz ins Blaue ging es mit den maßlosen Notenemissionen am Ende doch nicht. Die Darlehen wurden für die immer mehr sich herandrängenden Erwerbssüchtigen Gegenstand immer neuer und kühner Speculationen. Einer dieser Gegenstände der Speculation waren Eisenbahnen und Kanäle, deren man so viele projectirte, daß die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten in 100 Jahren sie nicht hätte vollenden können. Zwei andere Hauptgegenstände der Speculation jener Tage waren Baumwolle und Ländereien im Westen. Im Jahre 1836 betrug die Einnahme aus verkauften Ländereien 20 Millionen Dollars und kam so dem Betrage der ganzen jährlichen Staatsausgabe gleich. Allein das Geld, mit dem hier bezahlt worden, war nichts denn eitel Lumpenpapier, dem die americanische Regierung nicht dasselbe Vertrauen entgegenbringen mochte, wie die Privatspeculation. Im Gegentheile manifestirte

Digitized by Google

sie ihr unzweifelhaftes Mißtrauen zu demselben, indem sie das sogenannte Münzcircular herausgab, welches verordnete, daß die westlichen Ländereien nur in Gold und Silber bezahlt werden sollten. Uebers Meer her kam nun ein ähnliches, wie die Americaner freilich meinten, sehr altmodisches Verlangen. Die Einfuhr im Jahre 1836 hatte 150 Millionen Dollars betragen, die Ausfuhr 121 Millionen, daher die Handelsbilanz mit 29 Millionen gegen die Americaner war. Diese Bilanz sollte nun zum großen Theile mit baarem Gelde gedeckt werden — aber woher es nehmen? Nur 28 Millionen Dollars baar circulirten nach dem Berichte des Staatssecretärs der Finanzen überhaupt in den Vereinigten Staaten. Mit Baumwolle konnte man auch nicht mehr decken, wegen der ebenfalls durch unsinnige Speculationen hervorgerufenen Ueberproduction von Baumwolle, mit welcher die europäischen Märkte überfüllt und die eben deßhalb so werthlos geworden war, daß man americanische Baumwolle von Liverpool nach China führen und sie dort die Concurrenz mit der ostindischen Baumwolle bestehen lassen konnte. Wie die Banken, so hatten auch die einzelnen Handlungshäuser gewirthschaftet, und als man in Europa Mißtrauen zeigte, fiel in America der künstlich aufgeblasene Reichthum noch schneller zusammen, als er entstanden war. Jeder forderte von Anderen die Erfüllung leichtsinnig eingegangener Verbindlichkeiten in vollgültigen Werthen, und da solche zu leisten nicht möglich war, verbreiteten sich seit Anfangs März 1837 die Bankerotte auf eine erschreckliche Weise. Man schrieb zu Anfang April aus Philadelphia von einer vollständigen Handelsumwälzung; 88 Fallimente von ungeheurem Betrage wurden aus New-York berichtet. In New-Orleans war um die Mitte des Monats der Handelsstand bei dem letzten Mittel gänzlicher Zahlungseinstellung angelangt; nur 4 bis 5 der größten Commissionshäuser standen dort noch aufrecht — ein Viertheil der Bankdirectoren war zahlungsunfähig geworden. Um diese Zeit erreichte der Sturm auch den Westen; der Arbeitslohn fiel überall, weil die Capitalisten die Handwerker und Arbeiter nicht mehr beschäftigen konnten: die Nichtigkeit ihres papierenen Capitals war an den Tag gekommen. Alle Arbeiter an der New-York- und Erie-Eisenbahn wurden entlassen, die Hauptingenieure allein beibehalten. In New-York allein waren in den verschiedenen Gewerben etwa 30.000 Arbeiter entlassen worden, und einzelne unruhige Auftritte hatten größere Besorgniß erregt, als die Folge nachher rechtfertigte.

Zu Ende April war der allgemeine Ruin noch immer im Steigen. Die New-Yorker Blätter verglichen den Handelszustand um diese Zeit mit der Pest, in deren ersten Stadien die Sterbelisten die Zahl der Todten angeben; dann aber erlahme das Gemüth beim Anblick des sich häufenden Unglücks und zähle die Opfer nicht mehr. So vermehrten sich denn auch ungezählt die Zahlungseinstellungen, der höchste Handelscredit fand nur selten oder gar kein Vertrauen mehr. Im Mai verbreiteten sich die Folgen dieser schrecklichen Lage auch auf England; erst Ende Mai kehrte allmälig das Vertrauen zurück, aber nach wel-

Digitized by Google

cher Niederlage und durch welche Mittel! In New-York allein waren bis zum 19. Mai 352 Fallimente gezählt worden, das Mittel aber war ein verzweifeltes: die Einstellung aller Baarzahlungen der Banken auf ein Jahr. Die Einstellung dauerte nicht so lange, der Arbeitslohn stieg wieder, der Handel erholte sich, aber noch immer blieben die Nachwehen der Krankheit fühlbar. — Ein gleichzeitiger deutscher Schriftsteller sagt aus diesem Anlasse: „Das Uebel mußte im Innern des americanischen Verkehrs begründet liegen, wohin auch alle übrigen Zeichen weisen. Das Mißverhältniß der Aus- und Einfuhr, die Baumwollenüberproduction, waren selbst nur Symptome einer übertriebenen Speculationswuth; die Zurückhaltung der Ueberschüsse der Staatscasse und das Münzcircular waren nothwendige und weise Vorsichtsmaßregeln und beschleunigten höchstens den Ausbruch einer tief in den americanischen Handelsgeist eingedrungenen Krankheit, die jedenfalls ihre Krise haben mußte und sie später oder, wenn die Regierung mit hineingerissen worden wäre, nur um so heftiger gehabt haben würde. Denn der Himmel zürnt der vermessenen Sucht, aus Nichts im Fluge Alles machen und mit Nichts im Nu Alles erwerben zu wollen." —

Während und nach den nordamericanischen Krisen in den Jahren 1814, 1837 und 1839 kamen die englischen in den Jahren 1836, 1839 und 1847, an welche sich dann die große Krisis des Jahres 1857 anreiht. Der knapp bemessene Raum gestattet uns nicht, auf die interessanten und lehrreichen Details der traurigen Erfahrungen, welche falsch berechnende Speculation, wie nicht zu befriedigende Habsucht einer verhältnißmäßig geringen Minderzahl in den genannten Jahren über die gesammten Gemeinwesen der civilisirten Welt heraufbeschworen haben, hier näher einzugehen. Nur so viel sei über die letzterwähnte große Krisis (1857), deren Ursachen bis in das Jahr 1848 zurückreichen, erwähnt, daß sich dieselbe vor allen übrigen sowohl durch die ungeheure Ausdehnung des Gebietes, welches sie heimsuchte, als auch durch das Zusammengreifen neuer zahlreicher, fremdartigen Ursachen auszeichnet. Von Nordamerica ausgehend, sprang die Bewegung nach England über, erschütterte den ersten Handelsplatz Deutschlands bis in sein innerstes Mark, entlud als ein furchtbares Gewitter sich über den Hauptstädten der scandinavischen Königreiche, setzte ihre Schwingungen fort, Haus um Haus stürzend, über die Haupt- und Handelsstädte Norddeutschlands, Belgiens, Hollands, Polens, Oesterreichs und Frankreichs, und in ungeheuren Sätzen über zwei Weltmeere springend, warf sie eine Anzahl von Häusern in Brasilien, in den Laplata-Staaten und in Batavia über den Haufen. Namentlich war es fast immer der nordamericanische Freistaat, welcher mit dem schlechten Beispiel den andern voranging — in wilder Jagd nach leichtem und großem Gewinn. Mehr wie in jedem Lande der Welt — wenn man dieses Wort heutigen Tages in Wien niederschreiben darf — wird in Nordamerica das Privatinteresse dem Staatsinteresse vorgesetzt, deßhalb findet dort die Speculation weder Schranken noch Zügel. Nichtsdestoweniger ist die Geschichte der Krisis von 1857 in Nordamerica die Geschichte der Kri-

Digitized by Google

sen aller Länder vor und nach 1857. Es ist immer dieselbe verwegene Jagd in der Wildniß, in welcher nur die Einbildungskraft und die Leidenschaft herrschen. Wer erkennt nicht die Geschichte der Speculationen und Schwindeleien seiner Zeit, wenn er z. B. von Nordamerica liest: Die verwegensten Unternehmungen — Eisenbahnen durch Wildnisse ohne irgendwelchen Zwischenverkehr, Städteanlagen auf werthlosem Ackerlande, Dampfschifflinien ohne einträglichen Verkehr, Banken ohne sichere Bankfonds — sind (1857) an der Tagesordnung. Man erschürfte Bergwerke ohne genügende Absatzquellen, man erbaute Fabriken und überzeugte sich erst nachher, daß die Arbeiter fehlten, oder daß die Concurrenz Europa's nicht zu ertragen sei. Dabei ermunterte der mit jedem Tage üppiger sich entfaltende Luxus den Importhandel, daß dieser um das Doppelte das Bedürfniß überschätzte. Und Hand in Hand mit dieser Gier, schnell reich zu werden, mit dieser Hast, den erworbenen Reichthum in wüsten Schwindelspeculationen wieder aufs Spiel zu setzen — ging die Corruption in Riesenschritten einher. . . . . Nie fiel es irgendjemand ein, den Ton des Zornes oder der Entrüstung anzuschlagen, wenn er davon sprach, daß dieser oder jener Beamte, Cassenverwalter oder sonst irgendein Mann, der das öffentliche Vertrauen genoß, „Geld mache"; vielmehr galt dies in allen Fällen als etwas Natürliches, Selbstverständliches, und wirklich erprobte Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit ward, wenn sie sich je einmal vorfand, als Curiosität halb belächelt, halb angestaunt. (Max Wirth, Geschichte der Handelskrisen.)

Nach dem wüsten Rausche kam die Ernüchterung mit dem obligaten Katzenjammer. Die unverbesserlichen Thoren rieben sich die Augen und erkannten, freilich zu spät, daß sie nicht am besten sich gebettet haben. Selbst die Presse, welche durch ihre Prahlereien den americanischen Uebermuth und die einreißende Demoralisation gehätschelt hatte, schwang nun ihre Geißel. Der „New-York Herald", Eigenthum des kürzlich verstorbenen James Gordon Bennett, des Großmeisters unter den Verwerthern der „öffentlichen Meinung", ließ sich noch im Mai 1858 über seine Landsleute folgendermaßen vernehmen: „Was von New-York gilt, gilt vom ganzen Lande. Reich werden ohne zu arbeiten — das ist jetzt das große Ziel der Masse. Schöne Häuser, schöne Equipagen, schöne Kleider, das sind die Triebfedern des socialen Lebens. Für Millionen Waaren umzusetzen und Papiere zu kaufen, Patente und Eisenbahnen auszubeuten, das ist das Hauptgeschäft von Hunderttausenden. Das Handwerk ruht deßhalb ganz in den Händen der Einwanderer; diese machen unsere Ziegel, bauen und decoriren unsere Häuser, während Jung-America sich mit tollen, oft nur gesetzwidrigen Dingen befaßt. Revolvers werden offen getragen und ohne Scrupel angewendet. Diebe und Räuber tummeln sich an unseren Vergnügungsorten herum. Schon kann man des Nachts nicht mehr ohne Angst aus seinem Hause gehen, und die scheußlichsten Mordthaten spotten der Gerechtigkeit. Unsere Gefängnisse sind zu enge geworden, und von der Lynchjustiz allein ist, wie es beinahe scheint, Rettung zu hoffen. Unsere Gesetze sind Spinngewebe; Geld

Digitized by Google

macht Alles: besticht den Richter, wirbt selbst die Polizei als Helfershelfer. Unterschleife und Fälschungen selbst in Staatsämtern sind an der Tagesordnung. Die öffentlichen Cassen müssen stark bewacht werden, und ungestraft bricht der Dieb des Nachts in die Privathäuser ein. Unsere gelehrten und wohlthätigen Institute selbst dienen nur mehr schmutzigen Privatzwecken; gesetzliche Wahlzettel entweihen die politischen Stimmbüchsen, bestechlich sind unsere Localbehörden und offen der Bestechung zugänglich unsere Volksvertreter. Wird eine Untersuchung eingeleitet, löst sie sich regelmäßig in blauen Dunst auf, und während einzelne Kirchen mit Gold und Silber behängt sind, fehlt es 100.000 Armen an einem Gotteshause, ihre Andacht zu verrichten. Die Religion ist depravirt, wie das politische und sociale Leben. Was ist da zu thun?" — Ja, That is the Question!

Hier, an der Schwelle der Gegenwart, müssen wir unsere Darstellung abbrechen. Was von da an noch zu verzeichnen ist, haben die Jüngsten unter uns „schaudernd mit erlebt". Es ist die alte Geschichte, die leider ewig neu bleibt. Wir haben die Krankengeschichte der civilisirten Gesellschaft skizzirt und damit den Krankheitsfall constatirt. Nur wer das menschliche Herz nicht kennt, könnte erwarten, daß wir jetzt auch die Mittel angeben oder mindestens andeuten, mit welchen dem Uebel beizukommen wäre. Das zu wollen, wäre eitles thörichtes Beginnen. „Wie ohne Unterlaß Krankheit an dem physischen Leben der Menschheit zehrt — in den nämlichen Grundformen, weil der Organismus des Körpers diese bedingt, doch vielfach verschieden, nach verschiedenem Ort und verschiedener Zeit, — in dieser Generation mit einem rheumatischen, in jener mit einem entzündlichen Charakter auftretend, — dann, nach Zwischenzeiten von Jahrhunderten, in ungeheuren Krisen die Welt durchziehend als schwarzer Tod und Cholera, — daneben aber immerfort thätig in allen kleinen, sich täglich wiederholenden Gestalten: so ist es mit den Krankheiten der Seele, die eben so wesentlich in ihrem inneren Organismus begründet sind, als die des Körpers in dem seinigen, — die nicht nur nach der Nationalität wechseln, sondern auch in verschiedenen Menschenaltern in anderem Kleide auftreten, das ihnen der Genius der Zeit leiht, hierauf in den großen Momenten der Krise, da die Weltgeschichte eine neue Wendung nimmt, mit der ganzen Seele des Menschen auch in diese Richtung hineingezogen und von ihr neu geformt werden, — nebenher aber immer im Kleinen und Einzelnen mit allen möglichen Gesichtern den stillen Beobachter der Welt und ihres Treibens äffen." — Aber wenn auch der Arzt nicht hoffen mag, in Folge seiner Rathschläge die Krankheiten des Körpers je verschwinden zu sehen, so hält ihn das nicht ab, solche zu ertheilen. Gehen auch achtzig Procent der Erdenwaller wegen vernunftwidriger Lebensweise eines frühen Todes von dannen, so erreichen ihrer doch zwanzig Procent das natürliche Lebensziel, nur weil sie die Anordnungen, die dem Körper frommen, befolgt haben. Damit muß man die Aufgabe der Heilwissenschaft als erfüllt ansehen. Aehnlich auf dem weiten Gebiete der Krank-

Digitized by Google

heiten der Seele und der Gesellschaft. Der Arzt hat den Vortheil, den Körper in einzelnen Fällen heilen zu können: der Schriftsteller kann nur warnen um dem Uebel vorzubeugen. Gelingt es ihm, auch nur Einzelne auf dem Wege des Verderbens aufzuhalten, dann ist seine Aufgabe nicht minder erfüllt.

F. St.

---

* Karl v. Lutteroti.

Haben wir unlängst über den Tod einer anmuthigen Tiroler Dichterin, des Bogner Burgerls aus Absam, Bericht erstattet, so müssen wir heute das Abscheiden eines greisen Volkspoeten unserer deutschen Alpen anzeigen. Er war der Masse des sogenannten gebildeten Publicums, welches die züchtige Amaranth und anderes goldschecktiges Unkraut auf den Tisch, schmutzige französische Romane unter den Kopfpolster legt, kaum bekannt, nur der überaus fleißige Heinrich Kurz erwähnt ihn im IV. Band der Litteraturgeschichte; dafür genoß er einer um so größeren Popularität, in Kreisen von Bürgern und Handwerkern wurden seine dramatischen Bagatellen gern vorgetragen, auch in den Gesellschaften der Studenten, unter denen in der Mitte der vierziger Jahre große Theilnahme an geistigen Erscheinungen herrschte, hörten wir sie oft. Welch' ein unauslöschliches Gelächter erregte stets der „Ausmarsch der Milizcompagnie von St. Nikolaus!" Diese drolligen Gestalten waren mit unnachahmlicher Sicherheit aus dem Leben gegriffen. Wie trefflich charakterisirte er das fingerfertige Völklein der Dörfer, welche wie die alten Scythen mit den Wagen wandern, unter dessen Leinwanddecken schmutzige Kinder hervorgucken, stets mit dem lieben Herrgott, denn sie höchst selten in der Kirche besuchen und der hohen Obrigkeit auf gespanntem Fuß stehen, weil sie zwar nicht stehlen aber — finden. Und dann der „Markt zu Imst", wo alle Dialecte des Ländchens durcheinanderschnattern, als wie am Thurme Babels, daß einer kaum den anderen begreift, wenn er ihn auch über's Ohr hauen möchte! Das sind echt volksthümliche Idyllen, die fast einem Theokrit Ehre machen würden, kerngesund und frisch, droll und derb, so daß sie schon deßwegen alle hysterischen Frauen und Mädchen, denen Sentimentalität für Poesie gilt, aus Salon und Gartenlaube hinauswerfen müssen. Als Zeugnisse für tirolische Culturzustände in der ersten Hälfte dieses Jahrhundertes, als sprachliche Urkunden sind sie geradezu unschätzbar. Sie wurden 1854 bei Felizian Rauch zu Innsbruck gedruckt und erlebten — nein sie erlebten weder eine zweite noch gar eine dritte Auflage, trotz aller Popularität. Schon dadurch erweisen sich die Tiroler als echte Deutsche, daß sie so wenig Bücher als möglich kaufen; es ist ihnen manchmal schon zu viel, ein Werk für ein paar Groschen aus der Leihbibliothek zu beziehen, wenn sie es sonst nicht auftreiben können; interessirt sie etwas ganz besonders, so schreiben sie es halt ab! Und so ist's auch mit Lutteroti; seine Sächlein fliegen überall herum, fast wie „Gebeter und Mirakel", nur daß sie diese an innerer Wahrheit und echtem Werth übertreffen, und daher eine Zukunft haben.

Karl v. Lutteroti zu Grazzolis und Langenthal, der Sohn eines Gubernialrathes, stammt aus einer alten Roveredaner Familie, die sich im vorigen Jahrhunderte zu Salurn niederließ und dort einen mäßigen Besitz erwarb. Er wurde 1793 geboren. Einige Zeit brachte er auf den väterlichen Gütern zu, wo er sich eine allseitige Kenntniß der Dialecte Süd-Tirols erwarb. Dann studirte er zu Innsbruck und war am 11. April 1809 bei der Erstürmung dieser Stadt durch die Bauern. Ein Schuß in den Fuß verhinderte seine fernere Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen, er hatte wenigstens so viel

Digitized by Google

gesehen, um genaue Bilder jener Tage zu entwerfen, die als treuer Commentar zu den gleichzeitigen Zeichnungen J. Altmutters dienen können. Seine Studien beendigte er zu Landshut und trat dann als Practicant bei einer administrativen Behörde ein. Die Ehe, die er mit Sophie v. Wörz schloß, blieb kinderlos. Als Kreisamtssecretär 1854 pensionirt, blieb er zu Imst im Oberinnthale, wo er am 20. Juli, achtzig Jahre alt, verschied. Er hatte von Jugend an die größte Vorliebe für die Bauern, beobachtete ihr Leben und Treiben, merkte sich ihre Ausdrücke und Worte und faßte mit scharfem Auge ihre geistigen und sittlichen Zustände auf. Nach seinem eigenen Ausdrucke war er ein „Alttiroler", jedoch ohne Fanatismus, nicht von jener Sorte, die jetzt den Ruhm der Väter auf allen Märkten versodelt oder blöden Haß gegen jeden Fortschritt für eine religiöse Pflicht hält. Wie seine kleine Bibliothek von Volkspoesien verschiedener deutscher Stämme beweist, trieb er sein Geschäft nicht als roher Praktiker. Ebenso legte er als geschickter Zeichner eine Sammlung von Volkstrachten aus Tirol, der Schweiz, Baiern und Salzburg an. Die Alpenbummler, welche sich in den Kunsthandlungen zu Innsbruck Photographien kaufen, wundern sich gewöhnlich, daß ihnen von all' diesen Gewändern nichts auf ihren Fahrten begegnete. Je nun! diese Trachten sind theils verschwunden, theils im Verschwinden begriffen; der Teufel der Mode bedeckt auch die Bauern bis in die entlegensten Hochthäler. Da wäre es denn recht gut, wenn das Museum Lutteroti's Mappen erwürbe, damit die Enkel sehen können, wie ihre Großältern und Großmütter sich trugen! Bei den Ausflügen begleitete den Dichter auch die Wissenschaft. Angeregt durch den Sohn des bekannten Botanikers Laicharding, beschäftigte er sich mit Pflanzenkunde und legte ein reichhaltiges Herbarium an, das sich noch in seinem Nachlasse befindet. Die „Flora Tirols von Baron Hausmann" verdankt ihm manchen schätzbaren Beitrag und beruft sich häufig auf seinen Namen.

Unser wackerer Lutteroti gehört einem aussterbenden Geschlechte an: eben dem der kernigen bescheidenen Alttiroler, die sich nicht comödiantenhaft drapirten, dafür aber Biedermänner im besten Sinne des Wortes waren, deutsche Männer werth der besseren Väter und so braucht sich der Verfasser dieser Zeilen nicht zu rechtfertigen, wenn er ihn einlegt in das Herbar — einer tüchtigen Vergangenheit. A*r.

---

* Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Unter den zahlreichen deutschen Vereinen für Geschichte, Alterthums- und Landeskunde hat der für Siebenbürgen durch seine Publicationen sich schon längst einen höchst ehrenvollen Platz erstritten. Indem er fast jährlich von der Aufrechthaltung deutschen Gemeinwesens, deutscher Cultur und Wissenschaft ein laut redendes Zeugniß in seinen Schriften dem deutschen Publicum vorzulegen vermag, hat man das Gefühl, daß Deutschland seine alten Colonien nicht mehr mit jener Aufmerksamkeit zu beachten vermag, welche die Gefahren eines allmäligen Absterbens derselben hintanhalten könnte. Es ist nichts, als das geistige Band der Wissenschaft und das religiöse des Protestantismus, welches einige Beziehungen zu dem deutschen Mutterlande herbeiführt, aber man darf nicht vergessen, daß diese idealen Bänder sehr schwächlicher Natur sind. Die Siebenbürger Deutschen besitzen heute noch allerdings das, was man deutsches Colonialbewußtsein nennen könnte im vollen Maße, wie sie es mit seltener Zähigkeit festgehalten haben, allein wenn wir nicht sehr irren, so ist die Anzahl der Männer, welche den geistigen Verkehr mit Deutschland pflegt, in der älteren Generation stärker als in der jüngern vorhanden.

Unter denen, welche in Schriften und Leben den geistigen Zusammenhang mit Deutschland am schärfsten betonen, begegnen wir in dem neuesten Hefte des Archivs für

Digitized by Google

siebenbürgische Landeskunde (Bd. X. Heft 2) auch wieder den trefflichen und verdienstvollen Dr. G. D. Teutsch mit zwei höchst gehaltvollen Arbeiten, die außerdem allgemein noch ein besonderes Interesse für die Geschichte der Wiener Universität haben. Die eine der beiden Abhandlungen hat sich die Aufgabe gestellt, die siebenbürgischen Studirenden an der Wiener Universität im 14., 15., 16. Jahrhundert aus den Matrikeln nachzuweisen. Mancher dieser Namen gibt Gelegenheit zu litterarischen Bemerkungen und im Allgemeinen gewinnt man ein statistisch festzustellendes Verhältniß für die große Bewegung, welche unter den Siebenbürger Deutschen in diesen Jahrhunderten herrschte.

Indem wir aber zahlreiche Siebenbürger die Facultätsstudien in Wien besuchen und hier zu den höchsten Würden der Wissenschaft emporstreben sehen, liegt die Frage nahe, wie es mit den Studien, mit dem Unterricht überhaupt in Siebenbürgen selbst sich verhielt. Und diese Frage behandelt Herr Teutsch in einer zweiten Abhandlung: „Ueber die ältesten Schulanfänge und damit gleichzeitigen Bildungszustände in Hermannstadt."

Es war hier geboten, auf einem ziemlich sterilen Boden die Merkmale vorhandener Schulbildung aus urkundlichen zufälligen Andeutungen zu erkennen. Nicht ohne Scharfsinn und feiner Beobachtungsgabe hat Herr Teutsch den Bestand einer höhern Schule in Hermannstadt wenigstens seit dem 14. Jahrhundert nachzuweisen vermocht, und so die Ueberlieferung gewissermaßen ergänzt. Auch was sich irgend an Nachrichten über Bibliotheken und andere Bildungsmittel finden läßt, wurde eifrig zusammengetragen. Die Abhandlung war ursprünglich ganz oder zum Theil als Vortrag bestimmt und zeigt die Vorzüge eines solchen. Reichliche Anmerkungen erfüllen daneben die Zwecke des wissenschaftlichen Beweises. In den Arbeiten des Herrn Teutsch wiederholen sich jederzeit eine ruhige und sichere Quellenkenntniß und ein offenes Verständniß für Darstellung und für die tieferen Aufgaben der Geschichtsforschung. Das siebenbürgische Urkundenbuch, welches Teutsch vor vielen Jahren mit Firnheber herausgegeben hat, gehört zu den besten Publicationen dieser Art. Seine Geschichte der Sachsen in Siebenbürgen ist ein anziehendes Buch, welches sich an die Seite der vorzüglichsten deutschen Orts- und Landesgeschichten stellt. Das lebendige Gefühl für den großen Culturzusammenhang der deutschen Nation einerseits und das aufrichtige Interesse für die Heimat reichen sich in den geschichtlichen Arbeiten von Teutsch gleichsam die Hand und erfreuen überall, wo seine Abhandlungen gelesen werden — in ganz Deutschland. Auch in den neuesten beiden Schriften ist uns dieser Charakterzug ernster deutscher Wissenschaftlichkeit als ein angenehmer Gruß aus dem fernen Osten wieder in erfreulichster Weise entgegengetreten.

O. Lorenz.

---

* Neue englische Litteratur.

Saint Chrysostom, his life and Times: a Sketch of the Church and the Empire in the Fourth Century. By the Rev. W. R. W. Stephens. M. A. London. Murray.

A. Bock of Parliamentary Anecdote compiled from Anthentic Sources. By G. H. Jennings and W. S. Johnstom. London, Cassett & Co.

The Institutes of Law: a Treatise of the Principles of Jurisprudence, as determined by Nature. By J. Lorimer, Edinburgh, T. & T. Clark.

Pennsylvania Dutch: a Dialect of South German, with an Infusion of English. By Prof. S. S. Haldeman. A. M. London, Trübner & Co.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Metaphysik der Geschlechtsliebe in ihrem Verhältniß zur Geschichte.

Sommes nous pas bien brutes de nommer brutale l'opération qui nous faict?
Montaigne.

I.

Die Kritiker befolgen in ihren Angriffen auf philosophische Systeme meist die Methode des Festungskrieges, wobei sich der Angreifer durch Parallelen den vorgeschobensten Ausläufen der Befestigungen nähert. Aber diese Methode hat in der philosophischen Kritik niemals die Eroberungen der Citadelle zur Folge. Wer einem System wirklich etwas anhaben will, darf nicht von außen herangehen, er muß sich auf den Standpunkt des Philosophen selbst versetzen, das Princip desselben adoptiren und nur indem er der Durchführung desselben von innen nach außen nachgeht, kann es ihm gelingen, einen Punkt zu erreichen, wo die Schwäche dieses Princips sich erweist, wo sich seine Grenze zeigt, indem es bestimmte Erscheinungen nicht zu erklären vermag, also auch nicht umfaßt. In der anfänglichen Adoption des Princips aber liegt keine Möglichkeit eines Fehlgriffes; denn ein solches ist keine Abstraction des letzten Substrates aus einer Summe von Erscheinungen, sondern entspringt fertig seinem Haupte, wie Pallas Athene dem des Zeus. Es ist in genialer Conception entstanden und darin gibt es keinem Irrthum. Kein wirklich genialer Gedanke ist geradezu falsch, wenn auch einseitig. Erst im Bereiche der Reflexion, erst in der wissenschaftlichen Ausarbeitung des philosophischen Princips schleicht sich der Irrthum ein.

Indem man aber als Kritiker dem Gedanken eines Philosophen von innen nach außen nachgeht, gewinnt man nicht nur den sichersten Maßstab der Beurtheilung, sondern auch den weiteren Vortheil, an solchen Punkten, wo er selbst nicht zu Ende gedacht hat, ansetzen zu können, um in der eingeschlagenen Richtung ein entfernteres Ziel zu erreichen, als es ihm selbst gelang. Und mag man sich auch bescheidenerer Kräfte hiebei bewußt sein, so liegt doch keine Anmaßung in dem Vertrauen, über das Ziel eines Vorgängers hinausgehen zu können. Leichter gelangt nach Rom, wer von Florenz ausgeht, als ein viel rüstigerer Tourist es vermöchte, der erst die Alpen zu übersteigen hatte; und wer auf den Schultern eines Anderen steht, mag leicht weiter sehen als dieser, ohne sich darum zu rühmen.

Digitized by Google

Zum Ausgangspunkt der nachfolgenden Untersuchungen nehme ich jenes Capitel der Philosophie von Schopenhauer, darin dieser vielleicht mehr als in irgend einem anderen eine Fähigkeit bekundet, bezüglich deren er unter den Philosophen einzig dasteht, — die Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen. Ich meine damit das Capitel über die Metaphysik der Geschlechtsliebe. Intelligenten Lesern gegenüber bedarf diese Wahl, die eben aus wissenschaftlichen Gründen getroffen wurde, wohl keiner Entschuldigung. Andere, die etwa hieran Anstoß nehmen wollten, begnüge ich mich an die Worte des Baco von Verulam zu erinnern: „Was des Seins würdig ist, ist auch des Wissens würdig; denn das Wissen ist das Bild des Seins und das Gemeine hat Dasein wie das Schöne." (Nov. Org. I. 120.) Uebrigens füge ich noch hinzu, daß nach meiner vollsten Ueberzeugung nichts geeigneter ist, uns die geschlechtliche Thätigkeit der Menschen in einem edleren Lichte erscheinen zu lassen, als sie gemeiniglich gesehen wird, als eben die bezügliche Lehre Schopenhauers, ja daß dieser zuerst einen wissenschaftlichen Standpunkt gefunden, von dem aus sich der Ehe das Wort reden läßt, die von jedem anderen Standpunkte aus als eine schwer zu rechtfertigende Handlung erscheinen muß. Die Popularität Schopenhauers, die ja gerade in Oesterreich am größten ist, versetzte mich in die angenehme Lage, die Kenntniß seiner Philosopie bei den Lesern voraussetzen zu dürfen. Dies ist mir um so angenehmer, als es sehr schwer ist, was Schopenhauer gesagt, in anderer Fassung besser auszudrücken und als mir der durch Unterlassung solcher Reproduction gewonnene Raum sehr willkommen ist.

Betrachten wir im Allgemeinen die geschlechtliche Thätigkeit als Elternzeugung in der Natur, so erscheint zunächst als Zweck und Resultat derselben die Vermehrung der Individuen der verschiedenen Arten in geometrischer Progression. In diese rein quantitative Willensrichtung der Natur spielt aber noch eine qualitative in folgender Weise: es erscheint nämlich die Vermehrung der Individuen in geometrischer Progression auf den ersten Anblick als ein großer Mißstand, indem die Vermehrung der Nahrungsmittel nicht gleichen Schritt mit ihr hält, sondern vielmehr in bloß arithmetischer Progression wächst. Dies ist die Lehre des englischen Nationalökonomen Malthus. Aus diesem mißlichen Umstande entspringt für die Individuen der gleichen Art nothwendig ein Verhältniß gegenseitiger Concurrenz, ein Streit, aus welchem siegreich hervorzugehen die tüchtigsten Individuen am meisten Aussicht haben. Dieses Concurrenzverhältniß nennt Darwin den Kampf ums Dasein. In der Pflanzenwelt hat derselbe zur Folge, daß von den neuen Keimen die Mehrzahl nicht zur vollen Ausbildung gelangt und zu Grunde geht; in der Thierwelt resultirt daraus, daß von den Jungen eine große Zahl verkümmert oder wenigstens keine lebensfähige Nachkommenschaft erzeugt, dagegen die Sieger im Kampfe ums Dasein, wie sie selbst zur vollen Ausbildung gelangen, vermöge der Vererbung der Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder auch eine tüchtige Nachkommenschaft erzeugen. In der folgenden Generation, innerhalb der tüchtigen Nachkommenschaft werden

Digitized by Google

wiederum durch den Kampf ums Dasein die Bestorganisirten gleichsam ausgelesen und so fort. Durch diese natürliche Zuchtwahl, wie sie Darwin nennt, erzielt die Natur mittelst der Vererbung eine allgemeine Veredlung der Racen, ja Darwin hält dieses Princip für so mächtig, daß er sogar die Umwandlung, nicht bloß Veredlung der Arten daraus erklären will. Ob er die Macht seines Princips nicht etwa überschätzt, kümmert uns hier nicht, da wir es im Nachfolgenden lediglich mit der Veredlung zu thun haben, welche dadurch erreicht wird, daß gerade die Eigenschaften der tüchtigsten Individuen sich immer wieder vererben, daß also gerade diese zur Erhaltung der Gattung bestimmt sind, während die anderen nach wenigen Generationen aussterben. Dieses Gesetz der Natur, das vom individuellen Standpunkte aus ungemein grausam erscheint, schlägt aber sehr zum Vortheil der Gattung aus. Es gilt aber in der Natur ausnahmslos, daß ihr die Gattung weit höher steht als das Individuum. Während also die geschlechtliche Thätigkeit lediglich auf quantitative Vermehrung abzielt, wirkt zugleich der Kampf ums Dasein zwar zu Ungunsten der Quantität, aber zum Vortheile der Qualität, zur Veredlung der Gattung. Die Natur macht es wie die strengen Spartaner, welche die unvollkommenen Neugebornen tödteten, damit dieselben nicht dem Staate eine untüchtige Nachkommenschaft zuführten.

Die natürliche Zuchtwahl im Kampfe ums Daseiu ist das wichtigste derjenigen Principien, welche im Thierreiche die Veredlung der Art zur Folge haben; die anderen können hier füglich übergangen werden. Auch die Anwendung des Darwin'schen Gesetzes auf das sociale Leben der Menschheit ergibt sich von selbst und bedarf der Ausführung nicht. Wohl aber finden wir, wenn wir die geschlechtliche Thätigkeit innerhalb der Menschheit in Betracht ziehen, neben diesem Gesetze noch ein anderes walten, welches in der Thierwelt fehlt, — ein Gesetz, das seine Thätigkeit schon *vor* dem Erscheinen der neuen Generation und doch nur mit Bezug auf sie beginnt, *nach* welchem der Kampf ums Dasein für diese erst zur Geltung kommt, und das für Veredlung der Menschengattung von noch größerer Wichtigkeit, als dieser Kampf. Die Auslese wird im Thierreiche ganz von der Natur selbst betrieben, nämlich durch die äußeren Verhältnisse, in welche das Thier gestellt ist; das Resultat derselben macht sich auch erst nach mehreren Zwischengliedern, wovon jedes in unbedeutendem Grade von den Eltern variirt, bemerklich, — wenn nicht der Mensch der Natur zu Hülfe kommt und in der künstlichen Zucht der Thiere dieses Verfahren abkürzt, indem er für die Fortpflanzung jene Individuen aussucht, in welchen die wünschenswerthen Eigenschaften am meisten ausgeprägt sind, so daß also in der künstlichen Zucht die Zahl der Zwischenglieder verringert wird. Die geschlechtliche Thätigkeit der Menschen dagegen differirt darin, daß die Individuen selbst eine Thätigkeit im Sinne der Auslese entfalten.

Es ist nämlich im Thiere der Fortpflanzungstrieb ein lediglich genereller, auf alle Individuen des anderen Geschlechtes ohne Auswahl mit gleicher Heftig-

Digitized by Google

keit gerichtet; dagegen hat der Mensch zwar auch diesen generellen Trieb in sich, aber nicht jedes Individuum erscheint ihm hiezu in gleichem Maße geeignet. Er trifft eine Auswahl, und je nachdem das Individuum des anderen Geschlechtes die Probe derselben mehr oder minder gut besteht, fühlt sich der Mensch auch mehr oder weniger zu ihm hingezogen. Das Gefallen, das sich hiebei seiner bemächtigt, tritt in unzähligen Stärkegraden auf. Es kommt also in der geschlechtlichen Thätigkeit der Menschheit ein neues Princip hinzu, das der Individualisirung. Als der Höhepunkt dieser Individualisirung erscheint aber die von den Dichtern aller Zeiten vielbesungene Liebe, — und diese ist auch das Problem, mit welchem sich Schopenhauer in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" befaßt. Gleich als sei die Liebe ein philosophisches Imponderabile hat es die Philosophie bis zu Schopenhauer verschmäht, sie in den Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen. Gleichwohl ist ihr in diesem die Ergründung des Problems wie auf den ersten Wurf gelungen.

Daß auch der Liebe der Fortpflanzungstrieb zu Grunde liegt, braucht nach dem Bisherigen kaum mehr gesagt zu werden. Wenn wir von Liebe reden, ist Verschiedenheit der Geschlechter eo ipso schon mitgesagt. Die Auswahl in der geschlechtlichen Thätigkeit ist eine Modification des generellen Geschlechtstriebes und die Liebe ist die feinste Zuspitzung dieser Modification. Ohne dieses wäre nicht im Mindesten einzusehen, warum nicht etwa die Freundschaft oder das Mitleiden zu derselben Leidenschaftlichkeit anwachsen könnten, die in der Liebe zu Tage tritt*).

Wir sprechen oft von der Liebe zum Weibe im Allgemeinen; aber dieser Ausdruck enthält streng genommen einen Widerspruch. Die sogenannte Liebe zum Weibe ist eben nichts anderes als der generelle Geschlechtstrieb, darin der Mensch dem Thierischen in ihm seinen Tribut zahlt. Die wirkliche Liebe aber kennt keinen Plural und es ist schon fraglich, ob sie auch nur mit dem Dual verträglich ist und ob nicht psychologische Probleme, wie sie Alfred de Musset in einer seiner Novellen hingestellt hat, der bloßen Pikanterie der französischen Litteratur zuzuschreiben sind. Meiner Ansicht nach kommt die Wahrscheinlichkeit eines solchen Problems vollkommen der gleich, mit welcher der Esel des Buridan zwischen zwei Heubündeln, die in vollkommenem Gleichgewicht ihrer Anziehungskraft ihn verhungern lassen, in Wirklichkeit sich finden mag. In der Liebe also spitzt sich der wählerische Sinn des Menschen derart auf ein ein-

*) Der in der Illusion dieser Leidenschaft Befangene wird sich zwar gegen solche Auslegung sträuben; aber ich überlasse es getrost der Zukunft, durch ihn selbst die Theorie Schopenhauers sich bestätigen zu lassen. Bis dahin könnte er die beste Aufklärung über sich selbst wohl durch sein Mädchen erhalten, etwa wenn sie ihm ein Bündniß der Seelen vorschlüge mit der heiligsten Versicherung ihn ewig zu lieben und nie einem Anderen angehören zu wollen. Er würde sogleich antworten, nur die Ehe könne ihn glücklich machen, worunter er wohl nicht bloß die Ceremonie derselben verstehen wird und — wenn er ihren Versicherungen glaubt — auch nicht die in der Ehe liegende Garantie des Alleinbesitzes.

Digitized by Google

ziges, bestimmtes Wesen zu, daß er zur heftigsten, leidenschaftlichsten Begehr wird, die sich gegen alle anderen Individuen exclusiv verhält und so vollständig in der bestimmten Richtung aufgeht, wie die Magnetnadel in der nach Norden; so daß der Liebende jedes andere Weib, ja den bloßen Zeitvertreib damit verschmäht, aber auch schließlich, wenn etwa der Wunsch seiner Wünsche unerfüllt bleibt, über alle Maßen sich elend fühlt und wohl gar zum Selbstmorde getrieben wird, wie dieses alljährlich in Hunderten von Fällen geschieht. Und doch ist nicht recht einzusehen, warum er nicht im Falle der Noth mit einem anderen Individuum Vorlieb nimmt, warum die Magnetnadel nicht wenigstens um ein Minimum seitwärts decliniren mag da doch im Endresultate jedem Stärkegrade der Zuneigung durch jedes Individuum das Gleiche geleistet wird. Der in der Illusion Befangene wird eben darin den Beweis sehen, daß eben seine Gefühle anderer, ätherischer Art seien; aber Schopenhauer macht ihn mit Recht darauf aufmerksam, daß ihn das von ihm geliebte Wesen sehr gleichgültig lassen würde, wäre er etwa um ein Jahrzehnt später auf die Welt gekommen, oder dieses früher.

Die Wahrheit ist, daß sich das Bewußtsein über die Liebe keine Rechenschaft zu geben vermag. Die Stärke der Leidenschaft ließe sich allenfalls noch so erklären, daß, da die Liebe die Concentration des nach allen Seiten gleich starken generellen Geschlechtstriebes auf einen einzigen Punkt ist, in dieser Concentration darum auch die ganze Summe der im generellen Fortpflanzungstrieb noch auseinandergehaltenen Kräfte liegen muß. Aber die Richtung der Leidenschaft ist damit nicht erklärt und aus dem Bewußtsein überhaupt nicht zu erklären. Die Liebe ist ein Instinct, wie eben der Geschlechtstrieb überhaupt es ist. In den Instincten aber — wie dieses Hartmann in seiner Philosophie des Unbewußten sehr schön ausgeführt — fällt zwar das Mittel ins Bewußtsein, aber nicht der Zweck. Dieser ist dem Individuum unbewußt, oder mit Hartmann zu reden: Der Zweck liegt im Unbewußten. Was in der Liebe ins Bewußtsein fällt, sind die individuellen Differenzen des geliebten Gegenstandes vor anderen des gleichen Geschlechtes, vermöge welcher wir denselben eben schöner finden. Durch diese Schönheit motivirt der Liebende sich und Anderen gegenüber die eigensinnige Wahl, die er getroffen. Aber schon in der Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen, demgemäß eben Jeder anders über solche Schönheit urtheilt und die Nebenbuhlerschaft in der eigentlichen Liebe gewiß zu den Seltenheiten gehört, beweist, daß hiebei keinerlei objectiver Maßstab angelegt wird. Die Objectivität desselben könnte nur in ästhetischen Rücksichten bestehen, wonach also die ästhetische Befähigung oder Bildung hiefür maßgebend wären, welche Annahme sich schon darum verbietet, weil die Liebe sich auch in Menschenkreisen findet, die von Aesthetik nicht den Namen kennen, ästhetischer Regungen gar nicht fähig sind; weil ferner die Stärke der Leidenschaft in diesem Falle sich nach dem Grade der ästhetischen Urtheilskraft bemessen würde, was keineswegs der Fall, — daher denn auch jeder Bauernsohn in seiner Grete eine Beatrice sieht — und

Digitized by Google

Recht hat. Das Motiv der Auswahl declarirt sich somit als ein rein subjectives, das aber dem Bewußtsein ganz unzugänglich ist, indem die Schönheit, weit entfernt der letzte Erklärungsgrund der Liebe zu sein, dem Bewußtsein lediglich als ein Mittel erscheint zu einem ihm unbekannten Endzweck, den dieser Instinct erreichen will.

Wollen wir über irgend einen Instinct, wie sie hauptsächlich in der Thierwelt vorkommen, uns Aufklärung verschaffen, so müssen wir das Resultat desselben in Betracht ziehen. Die Unterschiede im Endresultate der Liebe sind es demnach, die uns darüber aufklären müssen, warum A eben dieses, B jenes Mädchen liebt und Beide sich gewaltsam gegen einen Tausch derselben sträuben würden, vielmehr, wären auch diese gleich schön, Jeder sein ganzes Glück darein setzt, gerade die Erwählte zum Weibe zu erhalten. Das Endresultat wird nun in der Regel sein, daß jeder von Beiden ein Kind zeugt, und zwar nicht bloß ein Kind überhaupt — dieses wäre ja ein gleiches Endresultat und gäbe gar keine Aufschlüsse darüber, warum die Natur eine Verschiedenheit der Mittel verlangte — sondern Jeder ein Kind von bestimmter Beschaffenheit. Dieses ist die einzige Differenz im Endresultate.

In der ganzen Welt wird ja durch die Liebe, soweit dieselbe auf verschiedene Individuen sich gerichtet, kein Atom geändert, es sei denn die Beschaffenheit des Neugebornen; und durch die Summe dieser Einzelrichtungen wird nichts in der Welt geändert, als die Beschaffenheit der nächsten Generation mit ihren zahllosen Individuen, die bei anderer Auswahl anders ausgefallen wären, von welchen aber, wie sie sind, jedes als eine Specialität für sich, ja als ein Unicum dasteht; während dagegen im Thierreiche, wo der Fortpflanzungstrieb generell ist, die Individuen ohne merkliche Differenzen erscheinen, wenn wir nicht irrelevante Unterschiede als solche bezeichnen wollen. Darin allein also, in dieser Anticipation der nächsten Generation durch den Instinct der Liebe, kann der wahre Grund davon liegen, daß Jeder sich auf ein bestimmtes Mädchen hingewiesen fühlt, ohne sich irgend eine Rechenschaft von dem Eigensinn seiner Wahl geben zu können. Das Glück der Liebenden dagegen kann es nimmermehr sein, das die Natur beabsichtigt. Das Glück der Individuen ist ihr gleichgültig, sie opfert es überall dem Wohle der Gattung. Sogar sind diejenigen Ehen meist unglücklich, welchen die leidenschaftlichste Liebe vorhergegangen, weil eben die Liebe blind ist und alles dasjenige zu übersehen pflegt, was uns abhalten könnte, uns in den Stand der Ehe zu begeben, wie Fehler des Charakters ꝛc., die doch vor der Ehe dem Bewußtsein nicht verdeckt liegen. Der Liebende ist eben in der Liebe nicht blind entsprechend der Mangelhaftigkeit seines Erkenntnißvermögens, sondern mit Blindheit geschlagen über diese Mangelhaftigkeit noch weit hinaus. Nicht wir erreichen aber auch in der Ehe unser Ziel, sondern nur die Natur, mit der wir allerdings identisch sind, aber nur durch das Band des Unbewußten, während das Bewußtsein in der täuschenden Erwartung lebt, sein eigenes Wohl gefördert zu sehen und vom Wohle der

Digitized by Google

Gattung gar nichts versteht. Erstreckte sich nicht die unvertilgbare Eitelkeit der Menschen sogar darauf, in den Augen der Nebenmenschen um jeden Preis glücklich scheinen zu wollen, wären die Ehemänner aufrichtig genug, aus der Schule zu schwätzen, wir würden erstaunen über die geringe Anzahl wirklich glücklicher Ehen und selbst der glücklichste der Ehemänner würde nach Verlauf einiger Jahren nicht umhin können zu gestehen, daß bei allen Vorzügen seines Weibes ein kolossales Mißverhältniß bestehe zwischen seinen Hoffnungen und deren Realisirung, daß wenigstens sein Glück ganz anderer Art sei, als das er zu finden erwartete. Aber wenn der Mensch nicht glücklich ist, so will er es doch scheinen und die Ehemänner schweigen, weil sie selbst im besten Falle von der Hoffnung dupirt worden. Es mag daher wohl richtig sein, was der alte Montaigne von der Ehe sagt: Il en advient ce qui se veoid aux cages: les oiseaux qui en sont dehors, desespèrent d' y entrer, et d'un pareil soing en sortir, ceulx qui sont aux dedans. (III. 5.)

Das Thema der Anakreons und der Petrarcas ist die Liebe, aber nicht die Ehe und auch nicht Ein Gedicht hat diese je auch nur annähernd mit dem Feuer besungen, wie jene. Das ist auch gar nicht möglich; denn das besten Falles gesättigte, ruhige, wunschlose Glück des Dichter-Ehemanns vermag keine Begeisterung zu erzeugen. Ich gehe darum noch weiter und behaupte, daß jeder Hymnus auf die Ehe gar nicht anders denn mittelmäßig sein kann: denn nur die Absichtlichkeit, das Bewußtsein kann es dictiren, aber nimmermehr der furor poeticus. Gedanken und Reime werden darin gesucht und stellen sich nicht von selbst ein, es sei denn das „Ehe — Wehe", das aber in den Hymnus nicht paßt. Ein wirklich gutes Gedicht über die Ehe könnte nur von Einem geschrieben werden, der, wie die Vögel Montaigne's vor dem Ehekäfig eines Anderen stünde; dagegen ist die Unwillkürlichkeit der Production allerdings beim Liebenden im höchsten Grade zu finden, der recht eigentlich singt „wie der Vogel singt" — der Vogel, der wohlgemerkt auch nur in der Periode, so schön singt, die der Paarung vorangeht; daher denn auch Jeder, der nur zwei Zeilen zu reimen vermag, es sicherlich in der Liebe thut. Mögen mich aber darum die Frauen nicht für ungalant halten. Ich behaupte nur, daß ein endliches, wenn auch noch so vollkommenes Wesen die unendliche Sehnsucht eines Liebenden nicht erfüllen kann, daß das Glück der Ehe, wo es sich findet, nicht als eine Wirkung leidenschaftlicher Liebe sich einstellt, sondern als Wirkung von Verhältnissen, die in der Liebe gar nicht vorbedacht wurden, glücklicher, jedoch zufälliger Weise aber gefunden wurden. Das Glück der Ehe ist aus Bewußtseinsmomenten zusammengesetzt, die Sehnsucht des Liebenden aber aus unbewußten Momenten. Und muß nicht die Frau selbst es vorziehen, das Glück ihrer Ehe auf ihren Eigenschaften und deren bewußter Schätzung begründet zu sehen, trotzdem der seiner Natur nach unrealisirbare Wahn ihres Gatten bereits verflogen, als sich sagen zu müssen, derselbe sei in instinctiver Weise an sie gefesselt, ohne daß ihr darum ein Verdienst gebühre? Schließlich erfor-

Digitized by Google

dert aber die Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit auch Folgendes beizufügen: Wenn das Glück in der Ehe selten zu finden, so ist es im Hagestolzthum überhaupt nicht zu finden, wenigstens nicht als eine Folge desselben als solchen. Die Ehe ist der allein naturgemäße Zustand des Mannes wie des Weibes, und Schopenhauer hat ganz und gar Unrecht, die Polygamie beim Manne naturgemäß zu nennen im Gegensatze zum Weibe. Die bloße Fähigkeit des Mannes zu polygamer Fortpflanzung, die er hiefür geltend macht, entscheidet darüber gar nicht. Diese Fähigkeit fehlt auch jenen Thieren nicht, welche monogam leben und die eben naturgemäß handeln, denn es fehlt ihnen die Vernunft, welche allein privilegirt ist, naturwidrig handeln zu können. Auch findet sich Polygamie und Monogamie in der ganzen Thierwelt immer in beiden Geschlechtern der gleichen Gattung, nicht etwa diese beim männlichen, jene beim weiblichen Geschlechte. Nach Schopenhauer aber hätte die Natur in der Menschheit einen vollkommenen Widerspruch begangen durch Verleihung verschiedener Instincte, — eine Verschiedenheit welche die für beide Geschlechter vorhandene Gemeinsamkeit der Gattungszwecke aufheben würde.

Um zurückzukommen, so anticipirt also der Wille in der einen Generation bereits die nächstfolgende, die sich als Resultat der geschlechtlichen Wahl der Eltern darstellt als ein Heer von Individuen, von welchen keines mit einem anderen verglichen werden kann. Das in der geschlechtlichen Thätigkeit der Menschheit hinzukommende Moment, das uns vor den Thieren auszeichnet, ist dieses, daß es der Natur in jener neben der Quantität der zu erzeugenden Individuen auch noch um Qualität derselben zu thun ist, — nicht als ob die letztere Rücksicht im Thierreiche fehlte; aber in diesem wird sie lediglich durch den Kampf ums Dasein als generelle Qualität geregelt, in der Menschheit als individuelle außerdem noch durch ein diesem in der Zeit vorhergehendes Princip. Die Anticipation dieser Qualität ist es, der gemäß jeder Liebende ein bestimmtes Mädchen als sich ganz allein angemessen ansieht; auf ihr beruht es auch, daß uns gerade unsere Liebe als einzig in ihrer Art dasteht, — ein Gefühl, welches in der That keine Täuschung ist. Der Grad der Liebe mag in dem und jenem Falle bei Verschiedenen der gleiche sein, nicht aber die Qualität, die in jedem einzelnen Falle etwas unsagbar Differirendes von jeder anderen hat. Sie steht in Wirklichkeit bis in ihre feinsten Nuancen, bis in die feinsten Gefühlsausläufe hinein da als ein Phänomen einziger Art. Und dieser Einzigkeit der Ursache entspricht auch die Einzigkeit der Wirkung; als Resultat der ersteren steht schließlich ein neues Wesen da als ein durchaus specialisirtes. Darum ist es so überaus tiefsinnig, was Schopenhauer sagt: „So unerklärlich die ganz besondere und ihm ausschließlich eigenthümliche Individualität eines jeden Menschen ist, so ist es eben auch die ganz besondere und individuelle Leidenschaft zweier Liebenden; — ja im tiefsten Grunde ist Beides eines und dasselbe: die erstere ist explicite, was die letztere implicite war." (W. a. W. u. V. II 612.)

Digitized by Google

Es ließe sich sogar (im Gegensatze zu der eben ausgesprochenen Möglichkeit gleich starker Leidenschaften) die paradoxe Behauptung aufstellen, daß die Qualität der Liebe den Grad ihrer Heftigkeit bestimme, daß jeder Qualität ein bestimmter Grad entspreche. Nach dem Schmerze, überhaupt nicht geliebt zu werden, gibt es für den Liebenden keinen größeren als die Einsicht, daß er nicht so (qualitativ) geliebt werde, wie er liebe. Dies kann nur darin seinen Grund haben, daß eben jeder Qualität ein bestimmter Grad entspricht. Das Weib, welches unseren socialen Einrichtungen gemäß nur selten in die Lage kommt, wählen zu können, sondern abwarten muß gewählt zu werden, wird darum in dieser Hinsicht mehr oder minder immer Grund zur Klage geben, hauptsächlich aber dann, wenn der Mann ganz unter dem Einflusse des specialisirtesten Geschlechtstriebes sie auserkoren hat, während sie — soweit überhaupt andere als Bewußtseinsrücksichten bei ihr vorhanden — lediglich vom generellen Geschlechtstrieb bestimmt in die Ehe gewilligt. Es mag übrigens diesen Schmerz zu fühlen, eine Feinfühligkeit erforderlich sein, die sich bei den meisten Männern nicht finden und wo sie vorhanden, bald verloren gehen mag. Aber in den meisten Fällen, selbst wo beiderseits Liebe vorhanden, wird in der ersten Periode des Bündnisses zwischen der Qualität der Liebe des einen und der des anderen ein nicht zu deckender Rest bestehen und die Worte der Frau von Staël mögen wohl immer zutreffen: Jamais je n'ai éte aimée comme j'aime. Es gibt eben nicht zwei Leidenschaften, deren Individualisirung gleich spitz wäre, wie auch nicht (was metaphysisch genommen damit identisch ist) zwei Wesen, die sich glichen wie zwei Eier; und je individualisirter die Liebe, je mehr in ihr die Absicht der Natur darauf geht, eine ganz bestimmte Individualität zu erzeugen, desto heftiger ist sie. Die Frage aber, warum in der Erfüllung das Glück des Liebenden der Individualisirung seiner Leidenschaft, der Heftigkeit derselben nicht entspreche, warum also in der Ehe das Glück geringer oder aber ganz anders geartet sein muß als das erwartete, diese Frage löst sich in der That in der Philosophie von Schopenhauer nicht genügend. Wohl aber reicht zur Erklärung dieses Verhalts die Philosophie des Unbewußten aus und läßt sich vom Standpunkt derselben aus sagen, daß das Mißverhältniß zwischen Sehnsucht und Befriedigung in dem Unterschiede zwischen unbewußtem und bewußtem Willen liege. Der Zweck der Natur liegt in der Liebe im unbewußten Willen, dessen Erfüllung, die allerdings vollständig erreicht wird, dem Bewußtsein verborgen bleibt; denn da das Ziel vom Bewußtsein nicht beleuchtet ist, außerhalb seiner Peripherie liegt, ruft auch die Ankunft am Ziele nicht die dem Drange entsprechende Reaction hervor. Die überschwängliche Sehnsucht dagegen fällt ganz in die Region des Bewußtseins; dem Intellect als dem Medium der Motive steht das Mittel zur Erreichung des unbewußten Zweckes seiner ganzen Angemessenheit nach vor Augen. Darum ist dieses Mißverhältniß zwar nicht eigentlich real, aber doch für das Bewußtsein gar nicht zu vermeiden und es ist a priori einzusehen, daß die Befriedigung der Liebe bei allen Graduntер-

Digitized by Google

schieden der vorangegangenen Leidenschaft als eine gleiche empfunden wird. Daß aber diese Leidenschaft oft so sehr individualisirt ist, daß in ihr der generelle Geschlechtstrieb ganz zum Schweigen gebracht, ja im Bewußtsein verabscheut wird, erklärt sich, weil es eben der Natur so sehr um das bestimmte ins Dasein sich drängende Wesen zu thun ist, daß es ihr in Vergleich mit diesem Ziele von gar keiner Bedeutung ist, ob der Liebende ihrem bloß quantitativen Schaffensdrange entsprechend sich verhält oder nicht.

Die Natur ist gebieterisch, aber sie kennt nicht die moralischen Rücksichten unseres Bewußtseins; sie ist weise, aber sie frägt nicht danach, ob das Individuum auch den Rücksichten individueller Klugheit gemäß handelt. Sie kennt nicht die geheiligten Satzungen unserer socialen Ordnung. Durch alle Hindernisse hindurch macht sie ihren Willen siegreich geltend. Ihr ist es allein um das Neugeborne zu thun und zwar um dieses bestimmte Neugeborne. Je mehr dasselbe ihren Zwecken entspricht, desto leidenschaftlicher die vorhergehende Liebe und weitaus öfter als Liebe und Ehe sich folgen, folgen sich Liebe und Dasein des neuen Wesens. Darum ist es auch ganz in der Ordnung, daß die Kinder einer wirklichen Liebe in und außer der Ehe günstiger organisirt und intelligenter sind, als die der Pflicht. Ich kann es mir nicht versagen, die bezüglichen Worte Shakspeare's folgen zu lassen, die er dem Bastard in den Mund legt, und werde nimmer glauben, daß Shakspeare in denselben lediglich vom subjectiven Standpunkt des Bastarden gesprochen:

Was Bastard? Weßhalb unecht?
Wenn meiner Glieder Maß so stark gefügt,
Mein Sinn so frei, so adlig meine Züge,
Als einer Ehgemahlin Frucht! Warum
Mit unecht uns brandmarken? Bastard? Unecht?
Uns, die im heißen Diebstahl der Natur
Mehr Stoff empfahn und kräftgern Feuergeist,
Als in verdumpftem, trägen, schalen Bett
Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen?

(Lear. I. 2.)

Was also Spinoza vom Leben sagt, daß wir es schön finden, weil wir es lieben, und nicht lieben, weil wir es für ein Gut halten, das gilt auch bezüglich der Mädchen. Wir lieben sie nicht, weil sie schön sind, sondern wenn wir sie lieben, finden wir sie schön. Das Bewußtsein aber verwechselt in der Liebe Ursache mit Wirkung. Das Herz, der Wille ist der Ohrenbläser unseres Urtheils. Der Grad der Liebe entspricht keineswegs dem Grade der ästhetischen Schönheit und sogar Häßlichkeit bewahrt nicht davor, leidenschaftlich geliebt zu werden. Entsprechend dem Umstande, daß die Natur ein neues Wesen will,

Digitized by Google

das den Typus der Gattung möglichst vollkommen repräsentirt, weist sie uns auf das unserer Organisation entsprechendste Individuum des anderen Geschlechtes hin, und im Interesse des neuen Wesens geschieht es, daß wir lange vor seinem Dasein uns von jenen Reizen blenden lassen, welche dem Säugling eine gesunde Nahrung versprechen. So sehen wir auch die Insecten ihre Eier immer an Orte legen, wo die auskriechenden Larven ihre Nahrung finden. Ja man kann noch weiter gehen und sagen, daß wie in der Insectenwelt der Ort, in den die Eier gelegt worden, oft höchst seltsam gewählt erscheint, — daß dem analog der Mann in ein oft entschieden häßliches Frauenzimmer sich verliebt. Der unbewußte Wille weiß es eben sehr gut, daß ihm diese Häßliche weit angemessener ist, als manche Schöne.

Ich glaube nicht, daß die Metaphysik der Geschlechtsliebe von Schopenhauer auch nur Einen Hagestolzen auf dem Gewissen hat, so unbestreitbar richtig und überzeugend auch seine Darlegung des Humors der Sache ist. Aber die Analyse der Liebe gelingt uns nur außerhalb der Liebe, und die bewußte Einsicht in dieses Verhältniß wird niemals die Kraft haben, den Instinct abzuschwächen. Die Mädchen mögen sich darum trösten: es wird Alles beim Alten bleiben, und wären selbst alle Männer von der Richtigkeit der Argumente Schopenhauers überzeugt — geheiratet wird doch. In keinem Verhältniß hat das „Scio meliora proboque; deteriora sequor" so sehr Geltung, wie in der Liebe. Der Liebende ist oft ein Stück Realdialektik, — eine Realdialektik, die wie die der Gefühle in den meisten Fällen auch hier sich nur erklären läßt durch die Trennung des Bewußten vom Unbewußten.

Wenn aber Schopenhauer in diesen Sachverhalt bei der Liebe tiefer geblickt, als irgendeiner vor ihm, so ist doch nicht zu läugnen, daß, hätte er seine Metaphysik der Geschlechtsliebe noch weiter verfolgt, er in bedenkliche Collision mit dem Princip seiner Philosophie — dem blinden Willen — gerathen wäre. Denn davon ganz abgesehen, daß sich dieser blinde Wille in der Liebe schon bei Schopenhauer selbst als ein „verflucht gescheidter Kerl" erweist, muß man auch gestehen, daß, wenn man es versucht, auf seinen Schultern stehend seine Theorie noch weiter zu verfolgen, aus der anscheinenden Blindheit erst recht die Weisheit hervorguckt (wie aus den Löchern am zerlumpten Rocke des alten Philosophen die Eitelkeit) und zwar ist es das Verhältniß der Geschlechtsliebe zur Geschichte, das sich uns als bestehend aufdrängt, wenn wir noch einen Schritt über Schopenhauer hinausgehen.

Es ist nämlich nach Schopenhauer im Thierreich wie in der Menschheit neben der Fortpflanzung im Allgemeinen die möglichst reine Erhaltung des Typus der Gattung, auf welche es der Wille in der geschlechtlichen Thätigkeit absieht. Schon dieses aber erweist sich als unzureichend, wenn wir längere Perioden der biologischen Entwicklung in Betracht ziehen. Die möglichst reine Erhaltung des Gattungstypus ist nämlich das Streben der Natur nur insofern als sie unter die einmal erreichte Stufe nicht mehr zurücksinken will. Dagegen

Digitized by Google

spricht es die thatsächliche Veredlung der Formen und der Uebergang höherer Formen aus den niederen unzweifelhaft aus, daß ihr allerdings auch ein positives Ziel vorschwebt, das sie auf dem Wege der Zeugung zu erreichen bestrebt ist. So in der Thierwelt. Nun aber ist in der Menschheit das Wesen der Zeugung weit energischer als dort. Nicht nur ist der generelle Geschlechtstrieb im Menschen stärker vermöge der leichteren Erregbarkeit seines Nervensystems, sondern er wird auch durch Berechnung, Phantasie ꝛc. zu häufigerer Thätigkeit veranlaßt; endlich ist er auch nicht wie beim Thiere beschränkt durch Perioden der Unfruchtbarkeit innerhalb der Pubertät, — Mittel, welche alle die rapidere Vermehrung zur Folge haben. Wir sehen aber zudem noch die Natur ein ganz neues Mittel in Anwendung bringen, das der Individualisirung, worin sich ihr vorwiegend auf Qualität der neuen Generation gerichtetes Interesse kundgibt, — eine Tendenz, die im Thierreiche noch nicht verfolgt wurde. Die Natur thut nichts umsonst, und wo sie die Mittel vermehrt, ist auf eine Vermehrung ihrer Zwecke zu schließen.

Welches ist nun der teleologische Endzweck dieses Verfahrens der Natur? Als Resultat davon erscheint uns die Verschiedenheit der Menschen, die sich bis auf jedes Einzelindividuum erstreckt. Daraus ergibt sich, daß der Endzweck dieses Verfahrens innerhalb der Menschengattung selbst liegen muß, wobei es jedoch gleichwohl unentschieden bleiben muß, ob die von der Natur in der Menschheit zu erreichende Stufe als der in Absicht genommene Schlußpunkt biologischer Entwicklung anzusehen sei oder nicht, — eine Frage, welche übrigens Schopenhauer bejaht. In der Menschheit geht demnach die Veredlung zu einem Zwecke vor sich, den eben dieser zu erreichen berufen ist. Für bloße Fortpflanzung aber im Allgemeinen, ja auch für Veredlung der Gattung erscheint vorerst die Verschiedenheit der Individuen ganz zwecklos; denn Beides, sogar auch noch die für die Menschheit noch zweifelhafte Hinüberleitung in eine höhere Form erreicht die Natur in der Thierwelt ohne Verschiedenheit der Individuen.

Auch Schopenhauer anerkennt, daß die Natur eben auf diese individuelle Verschiedenheit es absieht: aber er anerkennt keine mit der Vermehrung der Mittel Schritt haltende Vermehrung der Zwecke. Diese Verschiedenheit ist ihm Selbstzweck, was sie doch nimmermehr sein kann, da ja die Natur nichts umsonst thut. Es ist also klar: in der geschlechtlichen Thätigkeit der Menschen muß noch ein Zweck durchscheinen, der im Thierreiche fehlt und welchem die Modification des generellen Geschlechtstriebes durch das Princip der Individualisirung entspricht, dem wir aber am sichersten auf die Spur kommen werden, wenn wir untersuchen, worin sich der Mensch vom Thiere hauptsächlich unterscheidet, und wiederum, worin die Individuen von einander differiren. Das charakteristischste Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Thiere ist aber sein bis zur Vernunft gesteigertes Bewußtsein, und was uns unter einander vornehmlich unterscheidet, sind die Charakter- und Geisteseigenschaften, welche ganz eigentlich das ausma-

Digitized by Google

chen, was wir die Persönlichkeit nennen. Aus mehrfachen Gründen sollen im Nachfolgenden lediglich die letzteren in Betracht genommen werden. Diese sind, wie innerhalb des Thierreiches, dann zwischen Thier und Mensch, so auch unter den Menschen nur Gradunterschiede. Der gemeinsame Zweck der ganzen biologischen Entwicklung ist somit die Steigerung des Bewußtseins — um mit Hartmann zu reden — nur daß sich erst in der Menschheit diese intellectuelle Absicht der Natur recht sichtbar in den Vordergrund drängt, während die Thiere noch mehr im bloßen Dasein aufgehen. Der Schwerpunkt der ganzen Menschheit wie des einzelnen Menschen fällt also in das geistige Gebiet und ein hierauf bezüglicher Zweck ist es, mit welchem allein die individuellen Unterschiede, herbeigeführt durch die Auswahl der Geschlechtsliebe, in Bezug gebracht werden können, die von jedem anderen Standpunkt aus als ein bloßes Spiel der Natur erscheinen.

Dr. K. Frh. Du Prel.

Sappho und die Sappho-Sage.

Ein Vortrag

von Wilhelm Hartel.

(Schluß.)

Schon der große Kreis von Theilnehmerinnen, auf welche jene musischen Uebungen im Hause der Sappho berechnet waren, schließt die Annahme aus, als ob es die Absicht der Meisterin gewesen wäre, Kunstgenossinnen, Dichterinnen heranzubilden. Eine solche Annahme wäre nicht deßhalb sofort abzuweisen, weil die Dichtkunst als Gabe des Himmels nicht wohl gelehrt werden könne. Denn an der antiken Kunst hing viel, sehr viel, was gelernt werden mußte. Um ganz abzusehen davon, daß der antike Dichter über keine Sprache verfügte, die für ihn dachte und dichtete, sondern daß es da vieler Sammlung und künstlerischer Besonnenheit bedurfte, um den ethischen Gehalt, den uns die vertieften Anschauungen vorgeschrittener Jahrhunderte mühelos verabreichen, für jene Schöpfungen zu gewinnen und den gewonnenen so zu formen, daß die gesammte Nation an dieser geistigen Nahrung sich erlabte, abgesehen davon, daß in der Zeit einer Sappho, eines Alkaeos Bücher, aus denen man sich auf leichtem Wege über die litterarischen Leistungen seiner Zeitgenossen und Vorgänger unterrichten konnte, zu den Seltenheiten gehörte, daß also Dichter und Denker auf die meist gedächtnißmäßigen Anregungen einer ausgebreiteten Litteratur angewiesen waren: so hatte der Dichter, wenn er seinen Text vollendet, womit

Digitized by Google

die Arbeit des modernen Lyrikers in der Regel abgeschlossen ist, kaum den kleinsten Theil seiner Arbeit gethan.

Ohne Musik ist das antike Lied nicht denkbar. Der Dichter eben war sein eigener Tonsetzer. Und wenn das Lied auf den Vortrag durch einen Chor berechnet war, dann hatte er noch die Figuren des Tanzes zu entwerfen und den Tanz wohl selbst anzuführen, wie den Gesang einzuüben, was die Mittheilungen einer bestimmten Summe musischen Wissens an die Ausführenden nothwendig voraussetzt.

Das zu lernen, kamen von nah und fern die reichen Mädchen, schwellende Knospen, welche der Dichterin heiteren, anregenden Verkehr genossen, bis sie mit dem 15. oder 16. Jahre — das war die gewöhnliche Zeit der Verehelichung — nur zu bald die Lyra mit der Spindel vertauschten. Es gilt von der wirklichen Sappho, was Grillparzer seiner Sappho sagen läßt:

In dem Kreise
Von Mytilene's besten Bürgerinnen
Ist manche, die in freudiger Erinnerung
Sich Sappho's Werk aus früheren Tagen nennt.

Diesen Mädchen ist Sappho Freundin, Lehrerin. Mit ihnen kost und schäkert sie; mit ihnen überläßt sie sich dem behaglichen Genuß eines reichgesegneten Lebens.

Schmerz und Sorgen trage der Winde Brausen
Ferne von hinnen.

Und Kypris ruft sie zum fröhlichen Götterschmause Nektar zu füllen in goldenen Schalen. Es weht uns etwas von orientalischer Ueppigkeit in ihrem Hause entgegen wenn sie singt:

Ich strecke die Glieder gern
Auf schwellende Polster.

Sie theilt mit liebenswürdiger Theilnahme die kleinen Sorgen ihrer Schutzbefohlenen, plaudert in netten Versen der einen von den purpurnen Handtüchern aus Phokäa, der Schnecken vielgeehrten Gaben, einer anderen von dem skythischen Holz, mit dem man Haar und Wolle goldgelb färbt und den obigen Geheimnissen der Toilette. Die Eitle warnt sie, den Putzsüchtigen spottet sie, dabei unterläuft wohl ein wenig Klatsch, daß Andromeda, die böse Nebenbuhlerin, geschmacklos das Kleid trug u. dgl. Aber das ist Alles artiges Beiwerk, welches den ersten Grundton in Sappho's Verhältniß zu ihren Mädchen anmuthig umrankt, nicht verdeckt.

Daß dieser Grundton ein ethischer, das zeigen, wenn es dessen noch bedürfte, die unter den Bruchstücken verstreuten Mahnungen und Lebensregeln.

Digitized by Google

Aber mit diesem Grundton verbindet sich ein anderer, der uns in unserer Art zu empfinden fremdartig berührt und bereits im Alterthum zu entstellender Mißdeutung Veranlassung war.

Es ist die Liebesglut, welche Sappho nach Horaz' Ausspruch in die äolischen Saiten hauchte, es sind die „feuergemischten" Worte ihres Liebesrausches, es ist die Stärke des Triebes, der nach Befriedigung drängt, es ist der Jammer der Eifersucht. Es sind mit einem Worte alle Symptome des Liebeswahnsinns, die wir einem schönen, spröden Lesbier gegenüber gern begreifen wollten, die uns aber in ihrer unbezweifelten Beziehung auf Freundinnen unverständlich erscheinen.

Wir stehen hier vor einem psychologischen Räthsel, diese Vermischung von Gefühlen, ein wesentlicher Zug im Charakter des griechischen Volkes, begreifen wir nicht; aber es ist dies nicht das einzige Räthsel, welches die Culturgeschichte entlegener Zeiten uns zu lösen aufgibt. Dasselbe durch eine niedrig sinnliche Deutung abthun zu wollen, wie manche Litterarhistoriker des Alterthums und trotz Welckers Ehrenrettung neuerdings noch ein Engländer gethan, das heißt den Knoten zerhauen und ein neues Räthsel an die Stelle des alten setzen, das noch schwieriger sich zeigt.

Solche psychologische Räthsel können nie befriedigend erklärt werden, weil wir kaum dazu gebracht werden können, etwas unserem Vorstellungskreise völlig Fremdes vollständig zu appercipiren. Sie könne nur bis zu einem gewissen Grade in ihrer Empfindung näher gebracht werden durch den Nachweis natürlicher auch uns begreiflicher Momente.

Da kommt denn zunächst in Betracht das Naturell des Stammes. Der Süddeutsche fühlt ganz anders als der Norddeutsche; beide übertrifft an Lebhaftigkeit der Italiener. Um Vieles Erreglicher noch war der Grieche, und unter den Griechen-Stämmen that es dem äolischen keiner zuvor an Empfänglichkeit für sinnliche Schönheit und Leidenschaft. Es ist charakteristisch für diesen Stamm, daß er unter allen Künsten die einschmeichelndste, die Musik am meisten pflegte, für Plastik hingegen jeder Anlage entbehrte. Es kommt mit hinzu der Anreiz, den eine schöne Umgebung auszuüben vermag. Und an Schönheit überstrahlte die Tochter von Lesbos, wie urkundlich aus dem ältesten Denkmal der griechischen Poesie zu erweisen, alle Griechinnen.

Wenn nun Sappho mit der Lebhaftigkeit ihres äolischen Temperaments, wenn sie mit dem griechischen Auge und Herzen für jugendlich schöne Körpergestalt, die ja uns selber noch in den jugendlichen, aus solchem Sinn entsprossenen Kunstgebilden der griechischen Plastik so berückend entgegentritt; wenn Sappho mit diesem Sinn und diesem Auge im Kreise ihrer Schönen sich bewegte: ist es da nicht natürlich, daß der Zauber dieser Reize ihren Verstand berückt, daß die Gluth, welche ihr Herz beschlich, sich ihren Versen mittheilte; ist es aber nicht auch natürlich, daß dann zugleich der Gedanke kam, solche Körpergebilde müsse die Natur erschaffen haben, auch geistig etwas zu sein,

Digitized by Google

und daß sie jene himmlische Liebe ergriff und der Drang, in diesen schönen Gestalten, durch Entwicklung ihres göttlichen, geistigen Theil die wahrhaft schöne Menschlichkeit darzustellen; denn diese besteht, wie sie selber lehrt, in Verbindung der Schönheit und Tugend. Die unvermittelte Trennung des Sinnlichen und Geistigen liegt der antiken Anschauung ganz und gar ferne.

Glauben sie nicht, daß das eine schwärmerische, mit den Thatsachen nicht rechnende Auffassung sei. Sie läßt sich vollgültig erweisen. Nicht minder fremdartig wie Sappho's Liebeslieder, muthet uns einer der schönsten Dialoge des Philosophen Platon an, der Phädros, in welcher der edle Sokrates im Gegensatz zu der verbreiteten irdischen Liebe die himmliche, die Satzungen der Venus Urania entwickelt. Als jene, welche ihm die Geheimnisse dieser himmlischen Liebe geoffenbart, nennt er die schöne Sappho. Und Sappho's Stellung zu ihren Schülerinnen hat eine vollkommen zutreffende Parallele an Sokrates' Verhältniß zu den atheniischen Jünglingen.

So vorbereitet, gehen wir nun an die Lectüre des einzigen ganzen Liedes, das wir von Sappho haben. Es ist nichts Fremdes, was ich Ihnen vorführe. Sie Alle erinnern sich wohl des rührenden Gebetes an Aphrodite, das Grillparzer am Schluß des ersten Actes seiner Sappho in den Mund legt, nur daß Grillparzer eine fremde Beziehung in dasselbe brachte. Das Gedicht stand in einer der Sammlungen Sappho'scher Lieder an der Spitze. Wir könnten es „Werbung" überschreiben.

Aphrodite, Göttin auf goldnem Throne,
Jovis Kind, listspinnende, flehend nah' ich:
Laß in Angst, o Himmlische und in Gram mein
Herz nicht erliegen.
Steig' hernieder; hast ja auch sonst dort oben
Mein Gebet erhört und erfüllt, was ich dir
Anvertraute; aus dem Palast des Vaters
Führst du in goldnem
Wagen, den die Spatzen, die zierlich flinken
Vöglein zogen, rauschend die Flügel schwingend,
Mitten durch den Aether zur Nacht der Erde
Her vom Olympos.
Und wie rasch ach langten sie an. Du aber
Holdes Lächeln auf dem verklärten Antlitz
Fragtest, was ich wieder denn leide, was ich
Wieder dich riefe,
Was ich meinem liebeberauschten Herzen
Grad' ersehnte. Wen soll ins Netz der Liebe
Locken nun das schmeichelnde Lied? Ei wer that
Sappho ein Leides?

Digitized by Google

Flieht sie dich? Bald soll sie dich selbst verfolgen.
Spottet sie der Gaben? Sie soll sie geben,
Weigert sie den Kuß? Nun sie wird dich küssen,
Wie sie auch kämpfe
Nah' auch heute mir und erlöf' aus schwerem
Leid mich. Was das sehnende Herz verlanget.
Gib's, erhöre. Sei mir wie immer nun auch
Helfende Freundin.

Die eigenthümlichen Reize dieses Gedichtes können in der Uebersetzung kaum gefühlt werden; denn sie liegen in der Sprache, in der treuherzig naiven Rhetorik, welche der äolische Dialekt so trefflich zu sprechen versteht, sie liegen in dem Zauber des Verses, dessen ruhiger Wellenschlag mit der harten Bewegung der deutschen Nachahmung arg contrastirt. Aber Einiges dürfte trotzdem seine Wirkung nicht verfehlen: ich meine die Wärme und Lebendigkeit des Colorits, die klare Realistik der Zeichnung, die veredelnde Grazie und vor allem den humoristischen Anflug; denn es liegt doch eine reizende Schelmerei in der Fiction eines so traulichen Verkehrs mit Aphrodite, die nun mit ihrem Spatzengespann zum ich weiß nicht wievielten Male vom Himmel herabbemüht wird und mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit auf die wohlgekannten Schwächen ihrer Clientin eingeht.

Es liegt aber in dieser Fiction zugleich etwas von holder Schamhaftigkeit, indem Aphrodite der Dichterin das süße Verlangen von den Lippen abliest und sie so von der Mühe enthebt, zu bekennen.

Die Schelmerei wird nun aber dadurch auf die Spitze getrieben — freilich ist dies nur im Original erkennbar —, daß im ganzen Gedicht nur eine Sylbe gegen Ende, und da diese auf Emendation beruht, vielleicht keine Sylbe verräth, ob es an einen Jüngling oder ein Mädchen gerichtet ist.

Die eigentliche Bedeutung des Liedes erhellt aus der Frage der Aphrodite, wen Peitho, d. i. die Göttin der Ueberredung, in das Liebesnetz der Dichterin führen solle. Das bezieht sich auf das schmeichelnde Wort des Sapphoschen Liedes, auf den Zauber ihrer gesammten Liebespoesie, und es ist demnach gar nicht unwahrscheinlich, daß Sappho selbst, und nicht erst ein späterer Sammler, dieses Lied allgemeinen Inhalts wie eine Anrufung der Muse an die Spitze gestellt und mit ihm einen Kranz erotischer Gedichte introducirt habe.

Von diesem Kranz haben wir nur mehr eine Hand welker Blätter und ein Sträußchen von vier Strophen, das ein alter Rhetor uns aufbewahrt, der daran exemplificiren will, mit welcher realistischen Schärfe und lebendigen Wahrheit Sappho die Symptome der Leidenschaft zu schildern weiß. Wir könnten das Lied „Abschied" nennen; es ist vermuthlich an Atthis, eine Lieblings-

Digitized by Google

schülerin, gerichtet, da diese sich zu vermählen und den Musenhof der Dichterin zu verlassen im Begriffe stand.

Wie die Götter selig erscheint der Mann mir,
Dem an deiner Seite zu sein vergönnt ist
Und der Stimme lieblichem Ton zu lauschen
In deiner Nähe,
Und dein reizend Lächeln zu schauen. Ach das
Macht das Herz im Busen mir tief erbeben.
Denn sobald mein Aug' dich erblicket, muß ich
Lautlos verstummen.
Regungslos versagt mir die Zunge, heißes
Feuer rieselt über die Haut mir plötzlich,
In den Augen dunkelt der Tag und Taubheit
Lagert im Ohr mir.
Kalter Schweiß durchschüttelt die Glieder. Zittern
Faßt mich an und falber denn Gras erblaß' ich,
Wenig fehlt und nieder in Todesgrauen
Sink' ich bewußtlos.

Gewiß hat Sappho die Hochzeit dieser lieben Schülerin durch eines ihrer berühmten Hochzeits- und Brautkammerliede verherrlicht, deren Verlust wir am meisten zu beklagen haben. Auch hier knüpfte die Dichterin, allerdings nicht ohne in Alkmar einen Vorgänger und ein Muster zu haben, an uralten Volksgebrauch an und belebte und veredelte denselben durch eine Reihe reichbewegter, lyrisch-dramatischer Scenen, in welchen die zwischen Lust und Trauer, Schmerz und Wonne schwebenden Stimmungen des Bräutigams und der Braut zum Ausdruck kamen. Auch hier bot sich mannigfacher Anlaß für den Humor der Dichterin, wie wenn der Mädchenchor den vor der Brautkammer postirten Pförtner — wir müssen uns diesen Freund des Bräutigams als ein Wachtschiff von hübschen Dimensionen denken — mit keckem Spott attaquirte.

Schöner Pförtner! Mit Füßen von sieben
Klaftern, Schuhen von ganzen fünf Häuten,
Daß zehn Schuster dran hatten zu flicken.

Aber hier war auch der Ort, wo die zartesten Töne ihrer Lyra erklingen durften, wie wenn sie die Braut unter dem schönen Bilde vorführt:

Gleich wie der Himbeerapfel sich roth färbt
oben am Aste,
Oben am obersten Aste; es vergaß ihn sicher der Gärtner,
Nein, er vergaß ihn nicht, nur er konnt ihn nimmer
erreichen.

Digitized by Google

oder:

Gleich wie die Alpenrose der Hirt auf hohem Gebirge
Roh mit dem Fuße zertritt; hin schwindet die purpurne Blüthe.

Die zwei Bilder sind dem Gebiete der Natur entlehnt; es ist dies ihre liebste Quelle für Vergleiche und Bilder. In die Natur und ihr stilles Wesen vertieft sie sich mit einem im Alterthum seltenen Sinn und Verständniß, das oft von einem Hauch moderner Sentimentalität durchzogen scheint. Nur muß man nicht erwarten, daß sie in der Art der modernen Lyrik in Schilderungen über die Eindrücke der Natur sich ergehe; das kennt die antike Lyrik nicht, den Empfindungen des Innern einen Spiegel vorzuhalten und den Andern psychologische Nebelbilder vorzugaukeln. Die innere Bewegung kommt in plastischer Weise stets an einer Reihe klar umschriebener äußerer Symptome zum Ausdruck, wie das mitgetheilte Lied deutlich zeigen konnte. Die äolische Lyrik gleicht hier aufs Haar dem Volkslied. Sie erscheint darum dem modernen Geschmack leicht einfältig, kunstlos. Und sie ist kunstlos, wie etwa ein Werk aus der Zeit des Phidias gegenüber einer plastischen Nachbildung aus der römischen Kaiserzeit.

Das sind einige Züge von dem Bilde der wirklichen Sappho. Es sind zum Theil verwischte Züge, die aber doch noch die seltene Größe und ideale Hoheit der Musenpriesterin verrathen und das bewundernde Urtheil des Alterthums rechtfertigen. Was Homer unter den Dichtern, das sei sie, so sagt ein altes Epigramm, unter den Dichterinnen, einzig und unerreichbar. Der weise Solon, ihr Zeitgenosse, beeilte sich, eines ihrer Lieder, das er bei einem Mahle vortragen hörte, zu lernen, weil er nicht sterben wolle, ohne dasselbe auswendig zu wissen. Die Eresier und Mytileneer prägten zu ewiger Erinnerung ihr Bild auf ihre Münzen und entfernte Städte, wie Syrakos, stellten ihr Bildniß öffentlich auf. An Sokrates' ehrendes Urtheil im platonischen Phädros erinnerte ich früher. Der nüchterne Geograph Strabon nennt sie ein wunderbares, unbegreifliches Wesen.

Freilich unbegreiflich sollte sie bald werden und ihr Bild in der Flut der Dichtung und Sage für lange untertauchen.

Unter allen griechischen Stämmen war wohl der jonische am wenigsten geeignet, für Sappho's Art und Wesen ein Verständniß zu gewinnen und sich zu erhalten.

Das hing mit der Stellung, die das Weib im jonischen Stamme einnahm, zusammen; es hing zusammen mit der polemischen Tendenz, welche die jonische Dichtung gegen die Frauenwelt von allem Anfang verfolgte und die mit der Komödie und der Euripideischen Tragödie auf die Spitze getrieben wurde.

Digitized by Google

Schon die uralte didaktische Poesie, die durch den Namen Hesiodos repräsentirt wird, hatte diesen Anschauungen vorgearbeitet. Daher stammt das Dogma, daß Zeus die Pandora, d. i. das Weib, mit allen verführerischen Reizen ausgestattet, den Menschen zur Strafe auf die Erde herabgesandt, und darum gilt es auf der Hut zu sein:

Vom putzsüchtigen Weibe nicht lasse den Sinn dir berücken,
Welches dich kosend umstrickt, nach dem Gelde dir spähend mit Habgier.
Wer auf Weiber vertraut, der traut dem hellen Betruge.

In den Ton der didaktischen Poesie stimmte die jambische. Wir haben geringe Reste von Gedichten dieser Gattung. Das einzige größere vollständig erhaltene ist ein Schmähgedicht auf die Weiber von Simonides aus Amorgos: hierin werden die Frauen je nach einer hervorstechenden Eigenschaft in Arten abgetheilt und diese Arten auf einen thierischen Ursprung zurückgeführt. So stammt die gefallsüchtige vom Pferde, die träge von der Eselin, die fleißige von der Biene, die häßliche von dem Affen, die unreinliche vom — doch Sie sehen zur Genüge, wie plump und unartig dieser griechische Dichter gegen das zarte Geschlecht sein durfte. Sie werden sich demnach über das Facit, in welches Simonides-Darwin seine zoologisch-ethischen Untersuchungen zusammenfaßt, nicht wundern:

Das Schlimmste, was hervorging aus der Hand des Zeus
Ist doch das Weib, und scheint es einmal etwas nütz,
So folgt dem scheinbar Glücklichsten das größte Leid;
Denn nimmer bleibt in ungetrübter Heiterkeit
Den ganzen Tag hindurch, wer an ein Weib sich hängt.
Denn wo ein Weib ist, kann man kaum den alten Freund,
Der uns besucht, willkommen heißen in dem Haus.
Und immer die Frau, die besonders gut erscheint,
Die eben ist von allen noch die schädlichste.

Und nun gar der garstige Hipponax! der findet, daß das Weib nur zwei Mal in seinem ganzen Leben liebenswürdig sei:

Am Tag der Hochzeit und an seinem Sterbetag.

Dieser Theorie entsprach die Praxis nirgends mehr als in Athen, dessen Bewohner größtentheils dem jonischen Stamm angehörten. Es ist bezeichnend, daß Athen, der glänzendste Sammelpunkt des geistigen Lebens während einer langen Entwicklung, unter den in Litteratur und Kunst gefeierten Namen kein Weib aufzuweisen hat. Perikles spricht in seiner Leichenrede auf die für das Vaterland gefallenen Athener die allgemeine Ansicht aus, wenn er zu den

Digitized by Google

Weibern sagt: „Euer größter Ruhm ist es, wenn Eurer in Lob oder Tadel unter den Männern am wenigsten gedacht wird."

Für das Weib war das Haus ausschließliche Stätte der Thätigkeit, die Sorge für Kinder und Sclaven ihr einziger Beruf; kaum daß bei festlichen Gelegenheiten es der Frau gestattet war, sich öffentlich zu zeigen. Sonst nur ganz ausnahmsweise und unter strenger Begleitung. Sogar die Polizei in Athen hatte darüber zu wachen, daß diese von dem Herkommen gezogenen Schranken nicht verletzt würden; und selbst bei großer Gefahr, z. B. als nach der Schlacht bei Chaeronea Alles drunter und drüber ging, wagten die Frauen kaum die Nase vor die Thüre zu stecken. Ebenso war ein freier Umgang der Geschlechter verpönt. Braut und Bräutigam sahen sich in der Regel am Tage der Hochzeit zum ersten Male. Die Idealität, Reinheit und Tiefe der modernen Liebespoesie wird man demnach hier vergeblich suchen.

Die Liebe spielt in der poetischen Welt so wenig eine Rolle wie in der realen; wohl aber die Verliebtheit. Die Verliebtheit aber findet ihre Befriedigung im Kreise jener vielgepriesenen griechischen Hetären, deren Witz und Esprit den Schein einer gewissen Bildung erzeugte und gegenüber der unglaublichen Unbildung der atheniſchen Bürgerfrauen genügte, um die Ueberzeugung allgemein zu machen, daß man nur die Häteren lieben und die anderen heiraten könne. Die Poesie verfocht und verbreitete mit bestechender Rhetorik diese Anschauungen.

Euripides, einer der größten Kenner der weiblichen Natur und ihrer Leidenschaften, die er in seiner Phädra, Medea und den anderen weiblichen Charakteren seiner Tragödien mit meisterhafter Seelenmalerei zu schildern verstand, ist zugleich ein glühender Weiberhasser. Berühmt ist die Rede, welche er Hippolytos gegen die Weiber in den Mund legt (611 f.), aus der ich nur die Schlußsätze über die Wahl der besten Frau hier anführe.

Am besten fährt noch, wem ein ganz einfältig Ding
Von einem Weib, ein bloßes Nichts, im Zimmer sitzt.
Geschcidte hass' ich; weile nie in meinem Haus
Ein Weib, das klüger wär' als Frauen ziemlich ist!
Weit mehr erzeugt die Leidenschaft in kluger Laun'
Nichtswürdigkeit; dagegen eine Alberne
Beschützt vor Thorheit eben ihr beschränkter Sinn.

Gegen solche Angriffe wollte der Komödiendichter Aristophanes die Weiber in seinem Stücke „Die Thesmophoriazusen" vertheidigen. Aber leider erhielten sie da einen Advocaten, der ihnen um Vieles ärger mitspielte als Euripides selbst.

Das war die Stellung der Frauen in Athen, das war die Anschauung,

Digitized by Google

die man von Frauenbildung hatte, das war die Stimmung der maßgebenden litterarischen Kreise gegen dieselben.

Sie können sich selber vorstellen, wie fratzenhaft carikirt das Bild Sappho's in dem Hohlspiegel solcher Anschauungen erscheinen mußte. Die Athener mußten die Offenheit und Naivetät, mit der Sappho in ihren Liedern ihr Inneres erschloß, mit der Zudringlichkeit und Coquetterie einer Hetäre verwechseln. Sie konnten sie nicht als ehrbare Frau — denn derlei erlaubten sich ihre Frauen nie —, sie konnten sie nur als sittenlose Buhlerin verstehen.

Das sollte sich bald zeigen. Da nämlich die attische Komödie durch die Verkümmerung des staatlichen Lebens das an komischen Sujets fruchtbare Gebiet des politischen Haders verloren hatte, wandte sie sich mit Vorliebe dem Gebiet der Litteraturgeschichte zu. Die Athener waren eben aus einem Volk von Staatsmännern ein Volk von Salonplauderern nnd Schöngeistern geworden. Die Philosophen und Rhetoren der Gegenwart, die Akademiker und Pythagoraner, die Dichter jedes Genres wurden auf die Bühne gebracht und ihre Schwächen und Eigenheiten in drastischer Weise geschildert. Eine Flut von Litteraturdramen überschwemmte die Bühne. Und was dabei der komische Dichter sich erlauben durfte, zeigen uns die „Wolken" des Aristophanes, in denen der edle Sokrates, jener Schüler Sappho's in der himmlischen Liebe, wie er leibte und lebte, auf die Bühne gebracht und in der ausgelassensten Weise mit kühner Nichtbeachtung seiner thatsächlichen Stellung und Lehre durchgehechelt wurde.

So kam denn auch Sappho an die Reihe. Dieser Stoff gefiel ganz besonders. Von nicht weniger als sechs Litteraturkomödien, die denselben behandelten, haben wir Nachricht. Es waren offenbar nicht bloß litterarische Gesichtspunkte, von welchen aus das Sujet behandelt wurde, denn diese allein möchten ein so nachhaltiges Interesse, wie die Zahl der Titel verbürgt, kaum erklären. Es kam die für weitere Kreise verständliche Frauenfrage mit ins Spiel. Sappho, die gelehrte, kunstsinnige Dichterin, wurde zu einem Typus des Blaustrumpfs, und was Drolliges und Komisches in den wohl auch in Athen gemachten Emancipationsversuchen an die Oeffentlichkeit getreten sein mochte, wurde mit jener dichterischen Freiheit auf sie übertragen, mit welcher Aristophanes sämmtliche Sünden der Sophisten auf das Haupt des einen Sokrates gehäuft hatte.

Sappho's Wesen bot aber noch andere Seiten für komische Behandlung. Gleichsam als Strafe für die keusche Zurückhaltung, mit welcher sie Anträge von Männern wie Alkaeos zurückgewiesen und überhaupt ihr Herz gegen Männerliebe verschlossen hatte, sollte sie nun nach der Wahl des Komödiendichters mit interessanten Liebhabern umgeben werden.

An Candidaten fehlte es nicht, da die Komödie mit kühner Verachtung der zeitlichen Schranken darüber sich hinaussetzte, ob dieselben auch zu Sappho's Zeit gelebt

Digitized by Google

So gab man ihr Hipponax, der mehr als hundert Jahre später lebte, der schönen Sappho den häßlichen Krüppel, dessen Fratzenhaftigkeit in ganz Griechenland bekannt und berühmt war; der Dichterin der Liebe den schwarzgalligen Jambiker, dessen ungalanter Aeußerung gegen die Frauen wir früher gedacht.

Nicht viel besser war es, wenn man sie mit Archilochus, dem Erfinder des Jambus, in Verbindung brachte; von der Wirkung seiner giftigen Poesie erzählte man sich das Geschichtchen, daß Lycambes sammt seinen Töchtern — eine dieser war ihm zur Ehe versprochen und dann verweigert worden — sich erhängte.

Aber die furchtbarste Ausbeutung dieses komischen Motives ergab sich erst, indem ein Dichter den genialen Gedanken faßte, die Figur der Sappho mit einem anderen lustigen Komödienstoffe in Verbindung zu bringen, einem Stoff, welchem der Held der Sage oder des Märchens entlehnt war.

Es gab einen Fährmann, Namens Phaon — so erzählte man sich unter Anderem nicht bloß auf Lesbos, sondern auch in Chios und anderswo — der für Lohn in seinem Kahne Leute nach dem nahen Festland übersetzte. Einst kam die Göttin Aphrodite in der Gestalt eines alten Weibes, so daß er sie nicht erkannte, und bat ihn, sie überzufahren. Er that es, ohne ein Fährgeld zu begehren. Da schenkte ihm die Göttin eine Alabasterbüchse mit einer Salbe, die ihn zum schönsten der Sterblichen machte, so daß die Weiber sich sämmtlich in ihn verliebten.

Diesen Stoff behandelte wohl zuerst der Komiker Platon in einem Stück, das um 391 v. Chr. zur Aufführung kam. Darin finden wir Phaon von einem Schwarm verliebter Weiber verfolgt, denen Aphrodite als Thürhüterin den Eingang wehrt. An den drolligsten Situationen und Versuchen, z. B. auch durch besondere Gerichte die Sprödigkeit des schönen Phaon zu brechen, fehlte es darin nicht. Ob bereits Platon oder erst ein Komiker nach ihm diesem Sujet eine besondere Würze dadurch verlieh, daß er Sappho in die Schaar der verliebten, um Phaon vergeblich werbenden Weiber aufnahm, wissen wir nicht. Aber daß es geschah, ist ausgemacht. Anlaß dazu gab vielleicht das eine oder andere der Sappho'schen Gedichte, in welchen sie dieser auf Lesbos nicht unbekannten Sagengestalt des schönen Phaon gedacht und seinen Ruhm gesungen hatte.

Der Komiker wußte aber seine Liebesintrigue durch die eigenthümliche Lösung des Knotens besonders zu würzen; er schloß mit einem Knalleffect. Er ließ die Dichterin von einem leukadischen Felsen springen.

Der Sprung von diesem Felsen — es ist das vorspringende Kalkgebirge von Santa Maura, einer der jonischen Inseln, gemeint — der ursprünglich wohl eine andere Bedeutung hatte, wurde nicht bloß in Liebesliedern als ein

Digitized by Google

probates Heilmittel gegen Liebesweh gefeiert, sondern er scheint auch im wirklichen Leben sich einer ausgedehnten Anwendung erfreut zu haben. So stürzte sich in einem Gedicht des Stesichoros die unglücklich liebende Kalyke von dem leukadischen Felsen ins Meer. Sappho kann das Lied gekannt und in einer ihrer Liebesklagen wohl ähnlich gesungen haben, wie nach ihr der heitere Anakreon „er wolle wiederun von Leukas Felsen hinabtauchen in die graue Woge von Liebe trunken" (Fr. 19).

Die Königin Artemisia von Halikarnassos suchte auf dieselbe Weise Heilung von Liebesschmerz und ein Bürger von Buthroton gar soll die Cur vier Mal und zwar mit bestem Erfolge durchgemacht haben.

So ließ denn auch jener Komödiendichter die Sappho vom leukadischen Felsen springen; aber doch nicht wohl in den Wellen untergehen. Und Letzteres nicht etwa deßhalb, weil die wirkliche Sappho als Matrone, sechzig Jahre alt und drüber auf lesbischer Erde starb, in welchem Alter die äolische Glut ihrer Leidenschaft einer so materiellen Abkühlung kaum bedurfte — denn um die wirkliche Sappho kümmerte sich die Komödie füglich nicht —, sondern weil ein so tragischer Ausgang mit dem lustigen Inhalt des Stückes kaum im Einklang gedacht werden kann.

Ja überhaupt daß Sappho bei dem Sprunge ums Leben gekommen, diese Meinung kannte nicht einmal Ovid oder wer der Verfasser einer uns erhaltenen poetischen Epistel der Sappho an Phaon sein mag, in welcher das Liebesverhältniß Beider mit den lüsternen Farben der römischen Erotik im wesentlichen Anschluß an die in der Komödie vorliegende Sagengestalt geschildert wird. Diese Meinung ist sehr neu und nicht als eine willkürliche und, wie nun wohl erkannt worden ist, nicht nothwendige Ergänzung der aus der Komödie stammenden Erzählung, daß sich die Dichterin vom leukadischen Felsen gestürzt; sie gehört derselben Zeit, welche das Bild der Dichterin mit allerlei anderen trüben und schmutzigen Zuthaten zu voller Unkenntlichkeit entstellt hatte.

So entstellt lebte das Bild der Sappho in der geschichtlichen Erinnerung, bis in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts gleichzeitig zwei Männer dasselbe in seiner ganzen Reinheit und idealen Schönheit zu erneuern unternahmen, der eine auf dem Wege mühsam kritischer Untersuchung, ich meine den deutschen Philologen Welcker — der andere mit glücklicher Intuition durch eine großartige poetische Schöpfung, welche das gründlich gut machen sollte, was seine dramatischen Collegen des Alterthums an der Dichterfürstin verbrochen. Es ist Grillparzer. Während es die Aufgabe der Wissenschaft war, durch sorgsame Kritik die Punkte aus der sicher beglaubigten Ueberlieferung zu gewinnen, von denen aus durch bewußte Combination das lückenhafte Bild herzustellen war, war es dem Dichter verliehen, durch unmittelbare Anschauung in den Trümmern der Ueberlieferung die Züge zusammenzulesen, aus denen unter seiner schaffenden Hand ein Gebilde ward, welches das Gepräge innerer Wahrheit im höchsten

Digitized by Google

Sinne an sich trug. Zwar liebt Grillparzers Sappho, wie die Sappho der Komödie ihren Phaon; eben das Feuer dieser Leidenschaft dient nur dazu, die Gestalt der Dichterin in wunderbar bezaubernder Beleuchtung zu zeigen und zu erklären; es dient, das Gold ihres Charakters zu bewähren.

Von den Werken der Dichterin haben wir so gut wie nichts in Händen. An ihr hat sich das Gesetz, welches sonst in der Erhaltung litterarischer Producte vergangener Zeiten gilt, daß das wahrhaft Bedeutende und Originale den Zerstörungsproceß der Zeit überdaure, nicht bewährt. Aber über diesem Gesetz steht ein anderes, ein höheres, das Gesetz der durch Vererbung fortschreitenden Entwicklung. Was einmal auf moralischem, intellectuellem oder künstlerischem Gebiet mit dem Kennzeichen der Originalität zur Welt gebracht worden, das ist für die Menschheit unverloren, unverlierbar. Derselbe Blutstrom, der aus der Vergangenheit der Culturgeschichte kommt, pulsirt in dem Geschlecht der Gegenwart. Der Ertrag des Schaffens der Vorzeit liegt wohl gewahrt und wohl gemehrt unter den reichen Schätzen, über welche unser Jahrhundert verfügt.

In diesen Sinne glauben wir an die Unsterblichkeit der Werke der Kunst und Litteratur. Ihr äußerer Körper, sei er Pergament, Marmor oder Erz, mag zerfallen, zerstäuben. Ihr Geist ist unvergänglich; er lebt in seiner bis auf die entferntesten Geschlechter durch die mannigfachsten Medien fortgeleiteten Wirkung.

In diesem Sinne ist Sappho unsterblich, in diesen Sinne konnte der Dichter von ihr sagen;

Hoch an den Sternen hat sie ihren Namen
Mit diamant'nen Lettern angeschrieben
Und mit den Sternen nur wird er verlöschen!
In fernen Zeiten, unter fremden Menschen,
Wenn längst zerfallen diese morschen Hüllen
Und selber unsere Gräber nicht mehr sind,
Wird Sapphos Lied noch von den Lippen tönen,
Wird leben noch ihr Name.

Digitized by Google

* Des Erzstiftes Salzburg letzte diplomatische Action.

Es war zu Beginn des Jahres 1799. Die französische Umwälzung hatte in Folge der Coalitionskriege ihren Wellenschlag bis in die stillsten Winkel des deutschen Reiches ve pflanzt. Die alte Ordnung der Dinge war in Auflösung begriffen. Auch über Salzburg waren die Tage der Heimsuchung hereingebrochen. Schon zwei Jahre früher, nach Abschluß des Waffenstillstandes von Leoben am 18. April 1797, gab der österreichische Staatsminister Thugut die Erklärung ab, daß die fernere Existenz der geistlichen Reichsstände in Gefahr schwebe, indem Säcularisationspläne im Zuge seien, und sechs Monate später tauchte mit großer Bestimmtheit das Gerücht auf, daß in Folge des Artikels V des Friedenstractates von Campoformio das Erzbisthum Salzburg nebst einigen angrenzenden Theilen Baierns, Oesterreich als Entschädigung für die bewilligte Abtretung des linken Rhein-Ufers an Frankreich zugesprochen worden sei.

Allein bevor noch die Verhandlungen zwischen Cobenzl und Neufchateau ein positives Resultat ergaben, trat Bonapartes Expedition nach Aegypten und Syrien in den Vordergrund.

Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo-Walsee, im Jahre 1772 nach viertägigem Wahlkampfe zur Regierung berufen, ein welterfahrener, energischer und doch dabei klug berechnender Mann, verkannte nicht, daß die Gefahr für Salzburgs Integrität nur hinausgeschoben, keineswegs aber beseitigt sei. Es galt da rasch zu handeln und einen engeren Anschluß an mächtige Bundesgenossen zu suchen. Baiern war der nächste Nachbar, keineswegs aber der wohlwollendste.

Seit dem Jahre 1795, in welchem ohne Vorwissen Salzburgs der souveraine Bischof-Probst von Freising-Berchtesgaden den Salinenbetrieb an Baiern für immer cedirt hatte und die Bestandnehmer Baierns die ränkevollsten Mittel aufboten, um das Erzstift vom Salzhandel gänzlich zu verdrängen, hatte sich das leidliche Einvernehmen zwischen den beiden Regierungen neuerdings merklich getrübt, zumal Erzbischof Hieronymus seinerseits wieder den Plan verfolgte, durch Vereinigung Berchtesgadens mit Salzburg die Quelle aller Zwistigkeiten mit einem Male zu beseitigen.

Zwar hatte der Reichshofrath die Berchtesgadner Verträge für nichtig erklärt und mit der Aufrufung des Reichsfiscals und der reichshofräthlichen Execution gedroht, allein Baiern war dadurch nicht sonderlich beunruhigt und fuhr, um den eigenen Betrieb zu heben, unbekümmert fort, von den aus den Halleiner Sudwerken kommenden Salzfuhren die Einhebung eines ungebührlichen Aufschlages zu gestatten.

Zudem glaubte Salzburg noch einen anderen Grund zu nachhaltigen Beschwerden dem Nachbarstaate gegenüber zu haben.

Schon in den piis desideriis, welche das Domcapitel dem Erzbischofe bei der Huldigung unterbreitete, wurden die Reform der Justizpflege, die Reorganisirung der Polizei und die Entfernung des müßigen Bettlervolkes und Landstreichergesindels unter den dringlichsten Maßnahmen gebührend hervorgehoben.

Hieronymus ließ es auch an nachdrücklichen Versuchen nicht fehlen, der einreißenden Rechtsunsicherheit vorzubeugen, allein er gelangte alsbald zur Ueberzeugung, daß nur durch ein solidarisches Vorgehen der beiden Nachbarregierungen gründliche Abhülfe geschaffen werden könnte.

„Es geht mir lange schon sehr nahe", eröffnete er seinem Capitel, „daß man wahrnehmen muß, wie in und um Reichenhall Leute geduldet werden, welche die Gegenden des Erzstiftes bis an die Stadt Salzburg und rings um dieselbe mit Wildschießen, Rauben uud Morden durchstreifen und dermassen molestiren, daß ich für meine eigene Person mich nicht mit Sicherheit vor die Stadtthore zum Genuße freier Luft und einer Jagdbewegung hinauswagen kann. Der Grund des Uebels liegt darin, daß man

Digitized by Google

die in und um Reichenhall befindlichen Nester von Wilderern, Dieben und Räubern nicht mit verdientem Ernste gesucht und zerstört hat.

Ich würde es daher für ein ausgeschiedenes Merkmal der vertrösteten guten Nachbarschaft Baierns aufnehmen, wenn verfängliche Aufträge an die Beamten Reichenhalls nicht allein ergiengen, sondern vorzüglich, daß gesorgt würde, daß man sie auch eben so genau und pünktlich befolge, sohin die mehre Landessicherheit fürder männiglich hergestellt werde."

Das waren nun die obschwebenden Differenzen, deren Beseitigung beiderseits als politische Nothwendigkeit anerkannt wurde, wiewohl sich kein Theil zu dem ersten Schritte verstehen wollte.

Da langte unerwartet in der erzbischöflichen Residenz am 22. Februar 1799 ein großes schwarzumrändertes Schreiben an, worin der Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Nieder-Baiern, Maxmilian Joseph, das Ableben seines Oheims, des Herzogs Karl Theodor, und gleichzeitig seinen Regierungsantritt dem Erzbischofe freundnachbarlichst anzeigte.

Der letzte geistliche Machthaber Salzburgs zögerte nicht, diese Gelegenheit im Dienste der Politik zu verwerthen.

Der Dombechant Graf Waldstein-Wartenberg, ein Cavalier von feinen Sitten, wurde in Begleitung des Hofsecretärs Diller nach München beordnet, um Sr. Durchlaucht dem Churfürsten das Glückwunsch-Compliment Sr. Hochfürstlichen Gnaden ehrerbietigst zu vermelden. Unter Einem entwarf der Hofkanzler von Kleinmayrn eine auf die Streitfragen Bezug nehmende Instruction, von welcher der Gesandte bei schicklicher Gelegenheit discreten Gebrauch machen sollte.

Die Aufnahme der Deputation von Seite des churfürstlichen Hofes war eine überaus gnädige. In den Gesandtschaftsberichten wird als ein Zeichen herablassender Geneigtheit und Benevolenz mit freudiger Genugthuung der Umstand betont, daß der Churfürst geruhte, mit Umgehung jedes Ceremoniels den Gesandten Höchsteigen durch besondere Verbindungsthüren in die Gemächer der durchlauchtigsten Frau Churfürstin zu geleiten und ihn dort als einen liebwerthen Gast vorzustellen.

Soweit ging nun alles nach Wunsch ja über Erwarten gut von statten.

Minder glatt als der ceremonielle, lief allerdings der geschäftliche Theil der Mission ab. Obwohl auch von Seite der Minister Montgelas und Hompesch der Wunsch, das wechselseitige gute Einvernehmen zu beleben, die schmeichelhafteste Erwiederung fand, benahm sich doch der Minister des Aeußern hinsichtlich der Berchtesgadner Verträge auffallend reservirt und wünschte diese Angelegenheit, so wie jene wegen besserer Sicherheitspflege im Wege des Notenaustausches zu erledigen.

In Folge dessen reichte Graf Waldstein bei dem auswärtigen Amte eine Denkschrift ein, in welcher die Entstehung der zwischen Baiern und Salzburg wegen des Verkaufes der Berchtesgadner Salinen obwaltenden Streitigkeiten beleuchtet und insbesondere darüber bittere Klage geführt wird, daß von dem im Jahre 1781 getroffenen Uebereinkommen, nach welchem dem Erzstifte der dritte Theil sämmtlicher von Baiern eingehobenen Salzaufschläge zuerkannt worden war, in neuerer Zeit unter nichtigen Vorwänden wieder abgegangen werde.

Das zweite an die Hofkammer gerichtete Memorandum aus Anlaß der zunehmenden Rechtsunsicherheit läßt sich folgendermaßen vernehmen.

„Obschon Se. Hochfürstlichen Gnaden der Herr Erzbischof zu Salzburg bereits vor einiger Zeit sowohl der churfürstlichen Oberlandesregierung, als auch der Regierung zu Burghausen ihren Wunsch zu erkennen gegeben haben, daß von dem benachbarten Pfleggerichte Reichenhall die Hand zu solchen Vorkehrungen geboten werden möchte, welche dem Anwachse des müssigen Gesindels, wodurch Unsicherheit der öffentlichen Strassen ent-

Digitized by Google

steht, das Wildschießen überhand nimmt und öfters hochfürstliche Förster in ihren Dienstgeschäften verstümmelt, oder gar ermordet worden sind, Einhalt thun sollen, so hat doch der Erfolg bis jetzt diesem Wunsche nicht entsprochen. Unterzeichneter hat daher den höchsten Auftrag erhalten, seinen hiesigen Aufenthalt zum Theile dazu zu benützen, daß an dieses für beide angrenzende Reichslande so wichtige Polizeigeschäft baldmöglichst gedacht und durch zweckmässige Befehle an das Pfleggericht Reichenhall Folgen vorgebeugt werden möge, die bei den, die Mehrung von verdächtigen Landstreichern begünstigenden Umständen nur immer bedenklicher werden müssen."

Die auf beide Eingaben erfolgte Resolution lautete in lakonischer Kürze dahin, „daß Se. churfürstliche Durchlaucht sogleich an die geeigneten Landes- und Justizstellen den Auftrag gelangen ließen, die Sache zu untersuchen und die gegründeten Beschwerden abzustellen."

Das Schriftstück war zudem an den „Salzburgischen Abgeordneten" adressirt, ein Versehen, welches Graf Waldstein mit dem Hinweise rügen zu müssen glaubte, daß nur Städte und mindere Corporationen durch Abgeordnete zu verhandeln pflegen, er aber in der Eigenschaft eines hochfürstlichen Gesandten nach München gekommen sei. Es wurde nunmehr auch diese wohl nicht unabsichtlich begangene Malice durch ein Kanzleiversehen bemäntelt und reparirt, so wie dem Herrn Gesandten eröffnet, daß ihm der Kammerpräsident für geistliche Angelegenheiten Graf Seinsheim bis nach Salzburg das Ehrengeleite geben werde. Trotz alledem verfehlte dieser Zwischenfall nicht, in diplomatischen Kreisen das peinlichste Aufsehen zu erregen.

Wenngleich Hieronymus vorgab, über den Erfolg der Mission hocherfreut zu sein, erkannte er doch, daß der eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führe. Gewohnt, einen Plan nicht leichthin aufzugeben, faßte er den Entschluß, zu Pfingsten des Jahres 1799 ungeachtet seiner Kränklichkeit, selbst an das churfürstliche Hoflager zu reisen. Rasch wurden die entsprechenden Einleitungen getroffen und es fand die Bitte des Stadtdechants Essner, sein Haus zum Absteigequartier zu würdigen, in der liebenswürdigsten Weise Gewährung. Mit einer Emsigkeit und Sorgfalt, die an Naivetät grenzte, erkundigte sich der Erzbischof in mehreren überaus verbindlich abgefaßten Briefen, ob die erforderlichen Bettungen vorhanden oder allenfalls bei Tandlern zu haben seien, wie es um die Kücheneinrichtung bestellt wäre, ob es wohl erlaubt sei, den eigenen Mundkoch mitzubringen, weil er seines schwachen Magens wegen die Gasthauskost nicht gut vertragen könne und nach dergleichen mehr.

Nachdem die zur vollsten Zufriedenheit lautenden Auskünfte eingelangt waren, erließ Hieronymus eine Proclamation in welcher er dem Lande die Einsetzung einer provisorischen Regierungsconferenz anzeigte und trat am 13. Mai unter Glockengeläute die Fahrt nach München an.

Noch am Tage der Ankunft begrüßte der Erzbischof den Churfürsten im häuslichen Cirkel und deutete in verbindlichster Form den Zweck seiner Reise an. Am 15. Mai nach der Hoftafel wurden abermals zwischen den höchsten Herrschaften die Salzburger Angelegenheiten zur Sprache gebracht und beiderseits die vollste Geneigtheit zur Ausgleichung der obschwebenden Irrungen in cordialer Weise kundgegeben.

Da war es aber insbesondere der Finanzminister Graf Hompesch, welcher von einer Lösung der Berchtesgadner Verträge nichts wissen wollte, sondern im äußersten Falle eine Grenzberichtigung auf dem Dürrnberge für annehmbar erklärte. In ähnlichem Sinne äußerte sich Montgelas, der im Laufe der Discussion die Bemerkung einfließen ließ, es müsse doch dem Erzstifte vollkommen gleichgültig sein, ob Baiern oder Berchtesgaden die Salinen besitze, worauf Hieronymus sarkastisch erwiederte, es ermuthige ihn diese Meinung in seinem Vorhaben, die von Baiern incamerirte salzburgische Stadt Mühldorf an das Erzhaus Oesterreich abzutreten und was die Schließung neuer Verträge

Digitized by Google

anbelange, so sei sie sehr unnütz, wenn man sich weigere, die bestehenden zu halten.

Diese feste Haltung des salzburgischen Landesfürsten, vorzüglich jedoch der diplomatische Schachzug wegen Abtretung Mühldorfs an Oesterreich, bestimmten das bairische Ministerium zum Entgegenkommen um so eher, als es kein Geheimniß war, daß der letztere Gedanke dem österreichischen Gesandten zu München Grafen Seilern nicht fremd war.

Sofort wurden der Kammerpräsident Graf Törring und der Landesdirectorialrath Stürzer beauftragt, die Unterhandlungen fortzuführen und zu einem gedeihlichen Ende zu bringen.

Die Conferenzen beschäftigten sich u. a. auch mit der Person des damals ebenfalls in der bairischen Residenz anwesenden Bischof-Probstes von Freysing-Berchtesgaden, und da erfuhr Hieronymus die für ihn höchst wichtige Thatsache, „daß der Salinenverkauf in erster Linie durch die Zudringlichkeit des Herrn Fürst-Probsten und dessen fortwährende finanzielle Verlegenheiten veranlaßt worden sei, daß selbst Baiern diesem Kirchenfürsten ein berechtigtes Mißtrauen entgegensetze und sich daher sicherstellen wolle".

Die churfürstliche Regierung brachte daher „sub rosa" in Vorschlag, es möge mit Umgehung des Regenten von Berchtesgaden die Angelegenheit in der Art ausgetragen werden, daß dem Erzstifte das ganze Territorium des Dürrnberges einverleibt würde, dieses dagegen den factischen Besitz Baierns an den Berchtesgadner Salinen anzuerkennen und zur Herstellung einer directen Verbindung zwischen Schellenberg und Reichenhall eine salzburgische Parcelle am sogenannten Hallthurn abzutreten habe.

Auch dieses Ansinnen wies der Erzbischof zurück, denn ein anderer Plan war in ihm zur Reife gediehen. Was er vermuthet hatte, war nunmehr von gegnerischer Seite ahnungslos bestätigt worden: Der Fürstbischof von Freysing spielte mit doppelten Karten. Bestrebt, die hierarchischen Bande zu lockern, schob er bei seinem geistlichen Oberherrn die Schuld der geschaffenen Zwangslage auf Baiern und benützte andererseits das Drängen des Erzbischofs zur Aufhebung der Verträge dazu, die churfürstliche Regierung zum Nachlasse ihrer bei 800.000 fl. betragenden Forderungen an ihn zu bestimmen, indem er den kräftigsten Widerstand versprach.

Sofort war es bei Hieronymus beschlossene Sache, das alte Project Wolf Dietrichs von Raitenau, die Incorporirung Berchtesgadens um jeden Preis durchzuführen. Er brach die Unterhandlungen mit Baiern vorläufig ab und beschleunigte seine Rückkehr nach Salzburg. Von hier aus wurden geheime Abmachungen mit dem Probstei-Capitel eingeleitet, demselben eine Vermehrung und gleichzeitige Dotationserhöhung der Pfründen, so wie eine Curialstimme bei der Erzbischofwahl in Salzburg zugesichert und zugleich mit Oesterreich eine Verständigung wegen Verlegung der Probstei nach Mühldorf angebahnt.

Das Project fand namentlich bei dem Capitel in Berchtesgaden, welches über das bisherige Finanzgebaren nicht mit Unrecht aufgebracht war, eine willfährige Unterstützung und würde bei dem thatkräftigen Vorgehen des Erzbischof trotz des Widerstandes auf bairischer Seite, von Oesterreich mindestens moralisch unterstützt, zum Vollzuge gekommen sein, wären nicht die großen Weltereignisse hindernd in den Weg getreten.

Schon war das Werk dem Gelingen nahe, als im Spätherbste des Jahres 1799 der Krieg abermals entbrannte. Nach der verlorenen Schlacht bei Hohenlinden war für Hieronymus, der sich wie die meisten geistlichen Reichsstände der zweiten Coalition angeschlossen und das Salzburger Contingent feldtüchtig ausgerüstet hatte, die Flucht zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden.

Digitized by Google

Er eilte nach Einsetzung einer provisorischen Statthalterschaft am 10. December 1800 nach Steiermarck, während bereits am folgenden Tage die französischen Heersäulen unter Le Courbe den Uebergang über die Saale bewerkstelligten. Nach einem blutigen achtstündigen Treffen bei Wals rückte die Vorhut Moreaus am 15. December in Salzburg ein. In ihrer Bedrängniß und durch die maßlosen Contributionen und Requisitionen auf das Aeußerste erschöpft, wendete sich die Bürgerschaft Salzburgs mehrmals um eine Beisteuer aus den in Sicherheit gebrachten Schätzen und Landschaftsobligationen an den Erzbischof, ohne jedoch mehr zu erreichen, als die Bewilligung, das vorhandene Silber des Domschatzes verwenden zu dürfen. In der Verbannung arbeitete der Erzbischof an einem Schuldentilgungsplane, welchen auch der Landtag vom Jahre 1802 als Grundlage für seine Finanzoperationen annahm und an seinem Lieblingsprojecte, der Berchtesgadner Angelegenheit, welche er soweit förderte, daß die Statthalterschaft für den Todesfall des hochbetagten Bischof-Probstes von Berchtesgaden die Postulation des Erzbischofs zum Probsten daselbst einleitete.

Da rückte unvermuthet, zum höchsten Erstaunen der Bewohnerschaft, im 30. Jahre der Regierung Colloredo's am 19. August 1802 das österreichische Regiment Jordis in Salzburg ein, und vor der Front desselben wurde vom commandirenden Grafen Merveldt die Erklärung abgegeben, daß Salzburg aufgehört habe, ein geistlicher Staat zu sein und im Namen des Kaisers für den Großherzog Ferdinand von Toscana provisorisch in Besitz genommen werde.

Am 11. Februar 1803 unterschrieb Erzbischof Hieronymus die Abdankungsurkunde. Sie enthielt zugleich den Verzicht auf seine letzte diplomatische Action.

Dr. Ferdinand Lentner.

Sieben Legenden. Von Gottfried Keller. Stuttgart, Göschen.

So gewöhnlich die Erscheinung ist, daß die echte Poesie nur spät, oft zu spät jene Anerkennung findet, die dem Mittelgut bereitwillig entgegengebracht wird, so bleibt doch das Schicksal Gottfried Kellers in der Lesewelt trotzdem schwer erklärlich. Schon seit seiner ersten Gabe, den (in Fröbels litterarisch-politischem Taschenbuche 1845 erschienenen) „Liedern eines Autodidakten", ist ihm ein hervorragender Platz in der neueren poetischen Litteratur unbestritten. Seitdem hat er allerdings nicht viel producirt, aber doch immer von Zeit zu Zeit seinen Namen durch Werke in Erinnerung gebracht, welche die ersten Erwartungen rechtfertigten und übertrafen. Mit Zwischenräumen von einigen Jahren erschienen zwei Bände gesammelter Gedichte, der Roman „Der grüne Heinrich", der Novellen-Cyklus, „Die Leute von Seldwylor", Geschichten aus dem Leben der heutigen Schweiz, und nie hat die Kritik verabsäumt, die Aufmerksamkeit auf seine Dichtungen zu lenken. Dessen ungeachtetet mußten wir erleben, daß die Erzählung „Romeo und Julie auf dem Dorf" bei ihrem Wiederabdruck in dem „deutschen Novellenschatz" von Heyse und Kurz mit allgemeinem Staunen begrüßt wurde und nun erst das Publicum anregte, sich näher um den Autor zu bekümmern. Man könnte vielleicht auf Mörike hinweisen, dem es nicht ein Mal so gut ergangen ist. Aber wenn „der grüne Heinrich" aus ähnlichen Gründen wie der „Maler Nolten" darauf verzichten muß, populär zu werden, wenn der romantische Humor in einzelnen Erzählungen Kellers wie der in Mörikes Idylle und novellistischen Arbeiten nur von kleineren Kreisen geschätzt werden kann, wenn endlich die Gedichte Beider in eine Zeit gefallen sind, welche nur noch für

Digitized by Google

die mit politischer Rethorik verquickte Lyrik Sinn hatte: so haben doch andere Erzählungen Kellers in Stoff und Darstellung völlige Eignung, im besseren Sinn populär zu werden, und die Veröffentlichung mehrerer derselben in Auerbachs Volkskalender hätte ihnen weite Verbreitung verschaffen sollen. Es wäre merkwürdig, wenn das, was die köstliche Geschichte vom „Fähnlein der sieben Aufrechten" u. dgl. nicht zu leisten vermochten, seinem neuesten Buche, den „Sieben Idyllen" gelingen sollte, welche in kürzester Frist eine zweite Auflage erlebt haben, während seine früheren Bücher wohl zum Theil zu den vergriffenen gehören, an deren Wiederdruck aber nicht gedacht zu werden scheint.

Freilich hat Keller noch nichts Originelleres geschrieben, nichts, was sein Talent zu erfinden und zu erzählen, den feinen Blick und den liebenswürdigen Humor in helleres Licht gestellt hätte. W. Scherer hat seine Behandlung der Legendenstoffe treffend in einen gewissen Vergleich zu der Art gestellt, wie Musaeus die Märchen bearbeitete. Und wie dieser Letztere zu Wieland, so verhält sich Keller zu Heine. Er dichtet frei nach, erfindet Motive, über welche die ersten Erzähler der frommen Sagen höchlich verwundert sein würden, und widersteht nicht leicht der Verlockung zu ironischen Seitenblicken. Aber so entschieden er sich seinen Stoffen als moderner Mensch gegenüberstellen mag, sind ihm diese doch niemals Gegenstand des Spottes; vielmehr gesellt sich zu der größten Freiheit der Behandlung eine Naivetät, welche auch den rigorosesten Anwalt des Ueberkommenen entwaffnen müßte. Uns dünkt, eine Beschwerde über Profanation würde von competenter Stelle mit den Worten abgewiesen werden, welche Vischer am Schlusse seines dritten Theils des Faust Goethen sagen läßt:

„Der tolle Kerl, der diesen Spuck erdacht,
Er hat mich lieber als ihr andern alle!"

Zudem darf die Sprache Kellers geradezu classisch genannt werden. Weit entfernt in jenen affectirt „alterthümlichen" Ton, jenen schlecht copirten Chronikenstyl zu gerathen, der eine Zeitlang für das Sagen- und Märchenhafte Mode war, hat Keller eine in ihrer Natürlichkeit charaktervolle Ausdrucksweise, daß man meint diese Geschichten könnten gar nicht anders erzählt werden.

Befragt, welcher von den sieben Legenden der Preis zuzuerkennen sei, würden wir dafür stimmen, ihn zwischen die erste und die letzte zu theilen, die Geschichte von der frommen, stolzen Eugenia, welche erfahren muß, daß die Männerwelt so wenig der Frau ziemt wie Frauenwelt dem Manne und die, nachdem sie schon als Heilige verehrt worden, es als keine Erniedrigung erkennt, sich einem irdischen Bräutigam zu vermählen, und das überaus anmuthige, schalkhafte Tanzlegendchen. Erscheinungen wie diese sind eine wahre Tröstung in einer Zeit, deren Beruf zur poetischen Production so oft fraglich werden will.

Digitized by Google

* Geschichte des deutschen Volkes in seiner Entwicklung zum Nationalstaat. Von Wilhelm Baumann. Aus des Verfassers litterarischem Nachlasse herausgegeben und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Max Moltke. Leipzig 1871. Verlag der deutschen Volksbuchhandlung (Max Moltke).

Ein ohne Zweifel zeitgemäßes Unternehmen liegt uns hier in seinen Anfängen vor. Eine Geschichte der deutschen Völker von ihrem ersten Auftreten auf dem europäischen Welttheater bis zur Gegenwart. Nach dem ausgegebenen Prospect soll nämlich das in Lieferungen erscheinende Werk auch noch die großen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 umfassen und zum Schlusse noch einen Ausblick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Deutschen außerhalb des Reiches enthalten. Aber der Herausgeber stellt sich damit eine Aufgabe, die er wohl kaum vollständig zu erfüllen im Stande sein wird. Die bisher erschienenen Hefte behandeln die Epoche der Völkerwanderung in ziemlich flüchtiger Weise. So vermissen wir eine methodische Eintheilung der zum ersten Male erscheinenden Völkerschaften wie die gründliche Darlegung und Beschreibung ihrer Wohnsitze. Allerdings wird die Geschichte der Deutschen bis zum Jahre 800 n. Chr. nur als Einleituug in großen Zügen skizzirt, da uns aber nur diese Einleitung und keine Fortsetzung vorliegt, so ist es begreiflich, daß wir uns in unserem Urtheile noch einige Reserve auferlegen und abwarten, wie Wilhelm Baumann den riesigen Stoff bis 1866 bewältigt, und Max Moltke mit der ereignißreichen Epoche von 1866 bis 1871 fertig wird.

---

* Technologische Litteratur.

Bei B. G. Teubner in Leipzig soll demnächst eine Arbeit von Hugo Blümner erscheinen, welche für alle jene Kreise, die sich für Kunst, Kunstindustrie und deren Geschichte im Hinblick auf ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Culturbewegung interessiren, von Wichtigkeit sein dürfte. Der Verfasser, welcher im Vereine mit Büchsenschütz in den Schriften der Jablonowski'schen Gesellschaft einschlägige Themata bereits mehrfach mit außerordentlicher Gelehrsamkeit behandelt hat, unternimmt es hier, die „Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern" in einer eingehenden Untersuchung darzustellen. Vorarbeiten bieten sich einem solchen Werke nur für einzelne beschränkte Zweige des Gegenstandes, am meisten finden wir die Technik der Gewerbe in Schriften wie Yates Weberei der Alten, in Birch antiker Kerameutik, Jahns Untersuchungen über die Vasenmalerei und Donners Arbeit über die Wandgemälde der verschütteten Campanischen Städte.

Vor allem ist es der Zusammenhang der griechischen und römischen kunstgewerblichen Thätigkeit mit derjenigen, die Asiaten und nordische benachbarte Barbarenstämme übten, was bisher kaum ins Auge gefaßt wurde und in Blümners Buch besondere Berücksichtigung finden wird. Daneben soll die griechische und lateinische Terminologie der in den Kunstgewerben gebrauchten Stoffe und Werkzeuge durch genaue Indices in diesen und in deutscher Sprache beigegeben werden. Wir sehen dem Werke mit großen Erwartungen entgegen.

Veran w. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Sind die Ungarn Finnen oder Wogulen?

Nebst einer Erörterung über die Bedeutung der Zahlwörter.

Der Schreiber dieses Aufsatzes hat zu Anfang laufenden Jahres eine kleine Schrift über die Abstammung der Magyaren publicirt (Wien bei Herzfeld und Bauer), welche indeß vorher schon in den Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft, mit Ausschluß einer historischen Abhandlung über die Zigeuner, erschienen war. In der den Ursprung der Magyaren behandelnden Abtheilung glaubt der Verfasser den bündigen Nachweis geliefert zu haben, daß dies Volk, namentlich aber dessen Adel, nicht aus dem Ural, oder, was dasselbe besagen wird, nicht von den Hunnen, Finnen, Wogulen oder andern mehr oder weniger mongolitischen Völkern stamme, sondern vom Kaukasus und zwar vor allem von den in der alten Geschichte oft genannten Alanen, deren Nachkommen heute noch in der Kabarda als Hauptstamm der Tscherkessen hausen.

Gegen diese Auffassung hat sich Herr Paul Hunfalvy, Secretär der ungarischen Akademie in Pest, in mehreren Zuschriften, welche er mir im Laufe des Frühjahrs übersandte, in ziemlich lebhafter Weise ausgesprochen, und hat dabei versucht, den bisher allgemein angenommenen Satz, daß die Ungarn Mongoliten seien, festzuhalten.

Die Gründe, auf welche er sich mir gegenüber stützt, sind sprachlicher Natur, historische hat er mir wenigstens keine mitgetheilt; ich wüßte auch nicht, wo solche zu finden wären. Paul Hunfalvy hat, so viel ich weiß, die Gegenden, aus denen er glaubt die Ungarn herleiten zu können, selbst besucht, und brachte als Ausbeute seiner Reisen eine größere Anzahl finnischer und wogulischer Worte mit, welche, mit magyarischen verglichen, in der That nicht bloß eine große Aehnlichkeit, sondern selbst unzweifelhafte Identität bezeugen.

Diese Identität wurde ihm meinerseits ohne Rückhalt zugestanden, zugleich bemerkte ich ihm aber, in meinen Erwiederungen, daß sich „dieselben Worte (ob alle, lasse ich dahingestellt) in gleicher Weise auch im Sanskrit, im Zend, im Keltischen, ja selbst im Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Deutschen vorfänden", sonach die Magyaren auf Grund dieser Sprachvergleichung eben

Digitized by Google

so gut von den Hindus, oder einem andern der genannten Völker abgeleitet werden könnten, als von den Finnen oder Wogulen.

In diesem Stadium der Discussion brach unsere Correspondenz ab; da deren Inhalt jedoch von allgemeinem Interesse ist, so glaube ich der Zustimmung des Herrn Hunfalvy sicher sein zu dürfen, wenn ich aus dem mir von ihm übermittelten finnischen und wogulischen Wörterverzeichnisse die markirtesten hervorhebe, um zu zeigen, daß sie nicht minder auch im Sanskrit u. s. w. vorkommen, wobei ich, um das Verständniß für diese Untersuchungen zu erleichtern, von vornherein an die historisch feststehende Thatsache erinnere, daß vom Kaukasus aus schon in urältester Zeit Vorstöße gälisch-iberischer Völker bis hoch in den Norden stattfanden, und durch dieselben das alte Skythien trotz seiner ursprünglich mongolitischen Bevölkerung mehr oder weniger „arisirt" wurde, so daß schon Klaproth die Finnen für „germanisirte" Mongolen erklärte, ein Ausspruch, der durch die Körperbildung dieses Volkes, wie Linné nachweist, unzweifelhafte Bestätigung erhält.

Ich erlaube mir nun etwas näher auf den sprachlichen Theil der vorliegenden Controverse einzugehen, weil ohne einen solchen, wennauch möglichst kurzen Nachweis, meine Ausführungen in der Luft schweben würden.

Im Ungarischen bedeutet atya, auch apa Vater, im Wogulischen Az; beide Formen finden sich wieder in unserem süddeutschen Aetti, dann in Abt, Abba, im Irischen athair (Vater), im Indischen attan Vater, atta Mutter, adya der Erste, adi der Anfang, Alter, ebenso im Gothischen atta Mutter.

Das ungarische Anya, Mutter, lautet im Wogulischen anh ana. Es ist dies das keltische eanna, Ahnfrau, Elternmutter, Anna, Mutter der Maria, die Juno bei den Römern oder die Göttermutter.

Fi, fiu, bei den Ungarn Sohn, pi, poiku bei den Finnen, pi bei den Wogulen, ist das keltische bi, bil, beagh, bigh klein, lateinisch filius, filia.

Ne, nö bedeutet ung. Frau, finn. nai, wogul, ne, kelt. nae oder ni, auch klein.

Meny ung., miniae finn., men wog. ist die Schwiegertochter, kelt. mion klein, lieb, deutsch Minne, Liebe.

Jeg, ung. Eis, finn. jaa, wog. jang, lautet im Irischen eigh, englisch ice.

Tel, ung. Winter, wog. tal, tel, irisch dal, finster, nebelig, auch blind.

Kö, ung. Stein, finn. Kivi, wog. kav, lautet bei unseren süddeutschen Bauern keuen, hinkeuen, zu Boden werfen, griech. keimai liegen.

Fejsze bedeutet bei den Ungarn Axt, bei den Finnen pääk, irisch pic, deutsch Pickel (Hacke).

Recze, ung. Netz, wog. ruosz, lat. rete, deutsch Fischreuße, irisch rath, Reif, ringförmiges Netz.

Szul, ung. gebären, finn. syn, beides su ausgesprochen, sanskrit su, sus zeugen, suta Sohn, Tochter, goth. sunus, lithauisch su, Eltern, irisch sean alt.

Digitized by Google

Veri, ver, ung. Blut; sanscrit vrtra Mörder (tra, tar durch, tard stoßen), vran verwunden, vrka Wolf, varh tödten, irisch fargaim.

Hal, ung. sterben, halal Tod, finn. kuolo; sodann halok, ung. sterbe, wog. kalem; irisch ceal Tod, engl. kill, tödten, sanscrit kala Tod, Beiname Yami's, des Todesgottes; deutsch keulen, mit der Keule erschlagen.

Wasser ist ung. viz, finn. vet, kelt. uis, uisge, gwisg, auch uas, uadda wada, deutsch Water, Wasser.

Kala finn., hal ung., deutsch Aal, indisch cul untertauchen, irisch giol, gul Wasser, indisch kulya Fluß; alu kleine Wasserschlange, ali dünn, auch Biene.

Felhö bedeutet im Ung. Wolke, im Finn. pilvi; den Sinn gibt das Keltische, denn bial-hau ist Wasser-berg, aus welchem der Regen kommt.

Suu, finn. der Mund, im Ung. szaj, sanskrit suu saugen, auch schreien.

Mit diesen Beispielen glaube ich mich, um den Raum Ihres Blattes nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, begnügen zu dürfen und gehe nun zu den Zahlwörtern über, welche, wie auch Hunfalvy annimmt, linguistisch von hoher Bedeutung sind.

Eins

lautet im Ung. egy, im Finn. yht, im Wog. akve. — Dann aber auch im Sanskrit eka, aksa, ekaka allein, ekatara der Andere, ekatva die Einheit; im Zend (Altpersischen) aiva, eva, neupersisch jek. Im Irischen each, auch neach; lithauisch ni-ekas Keiner; griech. hekastos Jeder; lat. ec-ocles, cocles einäugig, woraus dann caecus, blind, wurde. Goth. aivs, und endlich das lat. aequus gleich. Im Süddeutschen Ebber, Ebbes, Jemand, Etwas. Dann ebbe etwa, auch echters. Selbst im Hebräischen und Arabischen kommen die Formen echat und ahat für eins vor. Die Basken verwandeln das g, h oder ch, das heißt den Hauchlaut, wie dies bei allen atlantidischen Völkern üblich, in einen dentalen und sprechen zat statt ahat. Bloß das türkische bir gehört einem andern Wortstamm an, obwohl ich nicht dafür gutstehen will, daß es einem gewandten Lautverschieber, wie wir deren jetzt eine erkleckliche Anzahl besitzen, gelingen wird, bir in egy umzuwandeln; auch Hunfalvy glaubt das ungarische egy „in dritter Linie" in dem türkischen bir wieder zu erkennen, falls ich ihn richtig verstanden habe.

Was nun die Urbedeutung dieses egy betrifft, so ergibt sie sich aus dem Keltischen, denn dort bedeutet eag neben eins auch noch einen Knoten und inch den Daumen, d. h. den Knotenfinger, weil er meist gebogen ist oder eine Ecke macht. Das Wort Daumen (kelt. doimh) bedeutet ungefähr dasselbe, nämlich dick, knotig.

Der Daumen ist also eins.

Daraus ergibt sich denn fast von selbst, daß zwei bis fünf die vier andern Finger bedeuten müssen; denn das Abzählen an den Fingern ist die erste und älteste Rechenmethode bei allen Völkern der Erde.

Digitized by Google

Zwei

bedeutet den Deut- oder Zeigefinger, mit welchem auch gedroht und befohlen wird; diesem Sinne entsprechen nicht bloß die Formen dvi, dui, duo, dva, tvai, dyo, da, do, di, du, wie sie im Sanskrit, Keltischen, Slavischen, Lithauischen, Gothischen, Griechischen und Lateinischen vorkommen, sondern auch die kaukasisch-finnischen, nämlich im Ungarischen ket, kettö, im Finnischen kaht, im Wogulischen kit, kitti, kittog, welche dem irischen geadh Pfahl, Stock, Zeiger und dem sanskritischen kuta, kuda Spitze, gad, emporstehen, entsprechen. Auch im Chinesischen bedeutet ty den Deutefinger, deßgleichen alles spitze; im Baskischen wieder gezischt, zi statt di, wie bei den Liguren oder heutigen Provençalen, welche durchweg die lateinischen und französischen Hauchlaute gezischt aussprechen, woher wir dann unseren Zizero statt Kikero bekamen. Im Armenischen, das mit dem Kaukasisch-Ungarischen zunächst verwandt ist, lautet zwei erku oder jerko (türkisch iki), was mit dem indischen targani, Zeigefinger, und dem irischen darcan Hand, dara, daradh, zwei, zusammenfallen dürfte.

Drei

ung. harom, harm, finn. kolm, wogul. kurum, churum, churm. Im Irischen bedeutet cromadh ein Maß von der Länge des Mittelfingers, dann aireamh, aram dasselbe, denn mit diesem Finger wurde gemessen. Im Sanscrit ist karaba der Mittelfinger; karab und charam stehen aber nach den Regeln der Lautverschiebung vollkommen gleich: karab entspricht sodann der indischen Form kara Hand, griech. cheir, was wohl mit dem ung. kez Hand. finn. kät harmonirt; im Irischen cos, cas, was aber hier Fuß bedeutet; der all diesen Formen zu Grunde liegende Sinn mag im Indischen kas, kat, kar, kars liegen, welches stoßen bedeutet. Die Basken haben statt harom hiru, was wieder in tri übergeht, welches von Indien bis zu den Hebriden für drei im Gebrauche ist, wennauch in der Schreibweise etwas modificirt; tar bedeutet indisch durch, tor gälisch steil, hoch, dair Eiche, dri Baum; also immer etwas hohes, starkes, kräftiges, womit man messen, auch stoßen kann. Im Türkischen ist üts drei, was dem kelt. aith, hoch, entspricht, im Armenischen ere, ebenfalls hoch, kelt. ar, er. Die volle Form im Sanscrit lautet tisaras, tisras, tisar, was aus aith oder ais-ar, hoch-stark, entstanden sein mag.

Vier.

Der vierte Finger ist stets etwas gebogen, geneigt, nickend, daher ung. negy, gleich dem irischen ni-aighe nicht-hoch, dem indischen nica, nieder, dem kelt. niuc gebogen; finn. nelj, wog. nil, was dem kelt. ni-alt nicht-hoch entspricht. Im Türkischen ist dört analog dem ind. turdha gewunden, latein. tortuosus. Die andere Form, welche für vier von Indien bis nach Europa reicht, lautet caturda oder catasras nach dem Sanskrit, auch catvar, catur, dann fast gleichlautend im Irischen ceatharda, ceathair, ceathor, ceithir, kethir,

Digitized by Google

ceteora, was mit dem altperſiſchen catrus und dem lat. quatuor genau übereinkommt, ebenſo mit dem lith. keturi, dem ſlav. cetyri, styri, dem armen. tschor und dem perſ. tschahar.

Die Griechen verwandelten das c, q oder k, das heißt den Hauchlaut, in einen dentalen und ſprachen ſtatt kethir tetter, tesser, während die Aeolier im heutigen Süd-Albanien, wie die von da nach Italien gekommenen Osken für vier die Formen petor und pisur, pessyr haben, welche dem kambriſch-britiſchen pedwar, petuar, petor, peder entſprechen. Hier geht alſo der Hauchlaut in einen Lippenlaut über. Was den Sinn von ceathar oder quatuor betrifft, ſo ſcheint dieſe Form aus geadh, einem viereckig abgetheilten Streifen Feldland entſtanden zu ſein, alſo urſprünglich ein Viereck zu bedeuten, die Endung ar, or, ire iſt Land.

Fünf

iſt durchweg der kleine Finger, der Däumling, jedoch in 4 verſchiedenen Grundformen, und zwar

a) im Ung. öt, finn. viet, wog. öt, was dem iriſchen odha jung, klein entſpricht;

b) im Iriſchen: cuig, cuigeadh, caog, coig, latein. (naſal geſprochen) quinque, armen. hink, welche Formen vom kelt. cuag arm, klein, zwergartig, ſchiefbeinig herkommen, alſo dem tumb, toimh, Däumling oder Zwerg entſprechen;

c) die dritte Form iſt die türkiſche besch, alban. pese, bask. bost, iriſch fead, feadan, gleich paidean, griech. pais Kind, Kindlein. Dieſes Kindlein ging dann naſal in pans, pant über, daher die griech. Formen pente und die ſlav. panti, pjent, pjet, pet, pjec, pizc, die wieder an pais ſtreifen, und das perſ. pansch;

d) die vierte Form kommt von beagh, bik, ebenfalls klein, daher naſal penki im Lith., und pancatva oder pancan im Sanskrit; ſchließlich wieder den Hauchlaut in Lippenlaut verwandelnd, wurde griech. pempe, kambr.-brit. pimp und pump und endlich goth.-deutſch fimf fünf daraus.

Sechs und Sieben.

Mit den fünf Fingern ſind wir nun zu Ende, und es frägt ſich, wie die Urvölker mit ihrer einfachen Rechenmethode weitergekommen ſind.

Erlauben Sie mir hier eine kleine Trivialität; was ſechs und ſieben, ung. hat und het, bedeuten, das wiſſen ſchon ſeit Olims Zeit unſere Ochſen, wenn ſie vor dem Wagen gehen; denn bei dem Rufe hat oder ſüddeutſch hott wenden ſie ſich rechts, und bei het, ſchärfer hest, hist links. Alle die zahlloſen Formen vom Ganges bis zum atlantiſchen Meere, welche jetzt ſechs und ſieben bedeuten, ſind nur Verbreiterungen dieſes hott und hist, wie aus Folgendem erſichtlich: Zunächſt lautet hat im finn. kunt, im Wogul. kat, kot, chot, und ſieben oder het im Finn. saits, im Wogul. sat, alſo hier ſchon der Ziſchlaut

Digitized by Google

ſtatt des Hauches. Letzterer wurde gewöhnlich in ch, k, sch verſtärkt, und ſo entſtanden griech. hex, dann mit Umwandlung des Hauchlautes in einen Lippenlaut hepta ſieben, lat. septem, ſanskrit saptan, lith. septyni, ſlav. sedmi, sekmas, sydyn, sedun, sedum, sedm, sedam, sem, je nach den verſchiedenen Dialekten, goth. sibun, ſieben; iriſch seachd, kambr. saith, sais, seis, was wie das lat. sex, goth sais, sehs, sihs, lith. sesi, ſanskrit sas, sat und ſlav. sesti, sesc, schescht lautet, aber ſieben bedeutet, ein Beleg, daß für rechts und links, hott und hest oder hist urſprünglich einunddерſelbe Ton galt, und nur die Bewegung des rechten oder linken Armes den Ausſchlag gab.

Im Zend oder Altperſiſchen iſt bei ſechs der verſtärkte Hauchlaut mit dem ziſchenden zu ksvas, ksyas verbunden, wie bei unſerem ſechs, im Albaneſ. wurde daraus gjaste, im Neuperſ. schisch, hebräiſch schesch, schaisch, arab. wieder etwas feiner sittad. Das Baskiſche hat wieder einfach sei, das Armen. wez, was mit dem Kambriſchen und Bretoniſchen chwech oder chuech harmonirt, während die aus Spanien nach Irland übergeſiedelten Iren oder Galegos für ſechs das einfache baskiſche se, sia, aber auch seathad und seasgat haben; ihr ſieben lautet beinahe ebenſo, nämlich seachd. Für ſieben hatten die alten Perſer oder Parſen hapta, jetzt haft, gleich dem griech. hepta, dem oſſetiſch-kaukaſiſchen abda oder avda, dem zigeuneriſchen efta und dem armeniſchen heften. Die Albaneſen verſtellten sat in state.

Daß ſieben urſprünglich gleich links ſteht, geht auch direct aus dem indiſchen savya hervor, welches heute noch links bedeutet; es iſt eine vollere Form für sat böſe, Satan, sabd Verwünſchung bei den Iren, während sex mit daks, gut, übereinkommt, denn von rechts fliegen die Glück verheißenden Vögel, von links die Unheil verkündenden, oder rechts ſtehen am jüngſten Tage die Frommen, links die Gottloſen. Dem indiſchen savya entſpricht das baskiſche zappi, während das hebr. schewa dem kambriſchen chuech und das arabiſche sabad dem ind. saptan ähneln.

Acht und neun.

Aus rechts und links ergaben ſich als weitere Unterſcheidungs- oder Zahlbegriffe von ſelbſt oben und unten, hoch und nieder; wie mit dem Arme hott und het angedeutet wurden, ſo Höhe und Tiefe, Himmel und Unterwelt, Wolke und Erdgrube oder in die Erde eingegrabene Wohnung. Dem entſprechen faſt buchſtäblich okto acht, und ennea neun, bez. innen, unten. Okto oder octo lautet im Kelt. uchedd, oder auch aighe und bedeutet Höhe, Egge, Berg; die anderen hieher gehörigen Formen lauten: indiſch astan (iriſch ais, aith hoch), lith. astuny, goth. ahtan oder acht, iriſch ocht, ochd, kambriſch wyth (der Form aith analog), dann ſlav. osmi, osem, wosym, wassum, osm u. ſ. w. zigeuneriſch ostor, armen. uhd (die Mittelform zwiſchen aith und uchd), perſ. hacht oder hascht, während das Albaneſiſche wieder aith in tete verſtellt oder verdoppelt.

Digitized by Google

Das Ungarische geht seinen eigenen Weg, wie überhaupt dieser Zweig der kaukasischen Aren seine gesonderte Entwicklung hatte; acht wird hier durch nyol-tz ausgedrückt, welche Form dem wogul. nala-lu oder nol-lov entspricht, während das finn. „kahd" uched oder okto sein könnte. Neul bedeutet irisch Wolke, Stern, neulachd oben, neulachair Astrolog; aus neulachd scheint nyol-tz entstanden, wie neun, ung. kilen-tz aus cuille, cuilean, keillean Höhle, Keller; Cuileanachd ist unterirdisch, zu dem Keller gehörig.

Die Finnen haben hier eine Zusammensetzung, sie sagen yhd-eksan, wie für acht kahd-eksan, die Wogulen nala-lu oder nol-lov, und für neun antel-lu oder ontal-lov; Formen, welche Hunfalvy gleich nyoltz und kilentz als 10 minus 2, und 10 minus 1 erklärt; kaht wäre danach kettö, zwei, und das angehängte tz gleich tiz, decem. Für die übrigen finnisch-wogul. Formen scheint Hunfalvy keine Erklärung zu haben, dafür will ich ihm eine für das wogul. lov geben. Im Irischen bedeutet leibhid Stamm, Abtheilung, Theil eines Ganzen, im Deutschen Laib (Brot), d. h. die in Theile gesonderte und zum Backen bestimmte Teigmasse. Dieses lov oder leibhd kommt nun auch bei den deutschen Zahlwörtern vor, nämlich bei eilf und zwölf, alt einlif und tya-lif, bei den Lithauern dwy-lika, es ist also nicht speciell wogulisch, ebensowenig als antel, ontol, was mit ennea, innen, zusammenzutreffen scheint.

Die Formen für neun bei den anderen Aren sind: bei den Indern navan, kambrisch naw, lat. novem, goth. niun, neun, irisch naoi, naoin, auch naodh, naoidh, naogh, wozu bemerkt werden muß, daß nuagh oder uagh hier Höhle, Grab bedeuten, so daß damit der Uebergang von niun oder bretagnisch innen zu der Form nav oder nov erklärt ist. Im Persischen haben wir für neun nuch gleich nuagh, im Albanesischen nende und im Zigeunerischen wieder enjia, ennea oder innen. Lithauer und Slaven sagen dewyni statt newyni, dann devanti, dziewizc, devjet, dewiet, devjant, djevjeti und wie die mehr mit der Zunge und den Zähnen als mit den Gaumen und der Brust gebildeten Formen alle lauten, eine Andeutung, daß in die Urelemente der sog. slavischen Völker außer den Sarmaten eine ziemliche Dosis atlantidisch-liguriſchen Stoffes gerathen sein muß, wie auch schon der Name der alten Bewohner Polens, der Lächen oder Ligyer andeutet; denn die Sarmaten oder mächtigen Krieger (sura-maith kelt.) die angeblichen Stammväter der Polen, waren Kaukasus-Aren, welche die röthlichen (sub-erythroi) Kymmerier vom Asow'schen Meere und aus Süd-Rußland mehr nordwestlich vertrieben, schließlich wohl auch völlig unterjochten. So sagt Procop in seinem Bell. Goth. III. 14. „Die Slaven und Anten sind groß und stark, Leib und Haare aber nicht weiß, bez. blond, auch nicht schwarz, sondern sie sind alle röthlich" (Haut wie Haare), also eine atlantidisch-arische Mischrace, die ersten Aren oder Kelten, welche über Phrygien und Thracien nach Süd-Rußland gelangten und sich dort mit den rothhäutigen Ligyern kreuzten, während wir in den Zigeunern noch allwärts vereinzelte, fast reine Reste der alten Atlantiden vor uns haben, von Spanien an bis nach

Digitized by Google

Indien, wo sie in den Drawidas noch in großer Zahl vorhanden sind. Ich habe über die Wanderung dieser Rothhäute am Schlusse meiner Schrift über die Magyaren die merkwürdige ägyptische Sage mitgetheilt, wie sie Solon daselbst in Erfahrung gebracht hatte und Platon dichterisch weiter ausschmückte.

Zehn, hundert, tausend.

Zehn ist der König der Zahlen, der Fürst, der über allen stand, so lange man noch nicht weiter rechnete, später aber, als man bis auf hundert und tausend kam, wurden diese die Könige; wie aus der Bedeutung von zehn, hundert und tausend klar hervorgeht.

Im Ung. ist tiz, tizen zehn, im Armen. dasen, im Pers. deh (statt des), im Sanskrit dasan, ebenso im Zend, im Lat. decem, im Lith. desim-tis, desimt, slav. desanti, dzesac, deset, desjat, desjant und djesjety; alban. djete, dann griech. deka, bretagn. dek, irisch deagh, deich, deug, deachmad, deichnear und auch ceud; endlich goth. taihun, tihun, tahun, zehen (sowohl für die Zahl, als für die zehn Zehen oder Finger an den Füßen). All diesen Formen liegen die Worte tus, thus, dus, duais Fürst (daus im Kartenspiel), ceud der Vorderste, Vornehmste, und teagh, deak, der Gelehrte, Priester (deachdair Dictator), zu Grunde. Deak, der dermalige Dictator Ungarns, ist seinem altkelt. Namen nach ein Gelehrter, doctus, oder er stammt von der Priesterkaste; das latein. digitus, Finger, wird wohl dasselbe, was die Zehen an den Füßen bedeuten, nämlich die Zehn an der Hand. Im Finnischen zeigt sich ein anderer Stamm, nämlich „Kymmen", der etwa mit dem baskischen hamar verglichen werden könnte. Im Hebräischen eser, arab. aschara zeigt sich esar, ezar, was im Kelt. Fürst, Gott, bei uns Czar, Cäsar, Kaiser bedeutet und schon in den alten assyrisch-chaldäischen Namen des Nebukadnezar, des Sarezar und den anderen Selbstvergötterungen der Könige von Babel und Ninive vorkommt. Das wogul. lau, lov, was dort 10 bedeutet, ist das schon genannte leibh, Stammabtheilung, wonach z. B. Lebedias, der Anführer der mit den Madjaren verbundenen Avaren bei ihrem Ausmarsch nach Ungarn, den Namen führte, er war ihr Stammeshäuptling.

Zwanzig ist bei den Ungarn husz, (Huszar), bei den Wogulen kus oder chus, was mit dem griech. i-kosi, kelt fi-keud, bi-ceud fi-chead identisch sein wird. Im Sanskrit findet sich in vinsati lat. viginti, wieder bi, bini und chead; was nebenbei ein Beleg dafür ist, daß man zwar sehr oft und ohne Schwierigkeit das Sanskrit aus dem Keltischen erklären kann, weit seltener aber umgekehrt. Nach den irischen Sagen stammen nämlich beide, Kelten oder Galen wie Inder, aus dem Quellgebiet des Indus, zogen etwa 6000 Jahre v. Chr. am Flusse abwärts, trennten sich um 5300, und kam der Theil, welcher später den Namen Chaldäer führte, durch Beludchistan nach dem Tigris, von da etwa 4000 vor Chr. an den Euphrat, wo er an 2000 Jahre in Babylon hauste; diese Periode hat bekanntlich der Chaldäer Berosus beschrieben; schade, daß sich

Digitized by Google

fast Nichts von seinem Werke erhalten hat. Von den Assyrern vertrieben, zogen nun diese babylonischen Gaal unter Noë, dem Schiffmann, oder ard fear (Groß-Mann) nach Armenien (ard-mionn), von da 2000 vor Chr. zum Theil über den Kaukasus, indem sie, wie schon bemerkt, die atlantidischen Tibarener und die halbrothen Kymmerier vertrieben, oder unterjochten, um in Skythien als Iberen, Jazygen, Massageten, Sarmaten, Alanen, Chazaren, Kabaren und schließlich als Magyaren aufzutreten, — lauter Namen für ein und dieselbe kaukasisch-arische Race, je nach den verschiedenen Perioden ihres Erscheinens — oder aber andern Theils zu Schiff über Sidon nach Spanien, und zwar nach Galizien an die Mündung des Duero, und von da über Bearna (Pyrenäen) nach Gallien, so wie über den Canal nach Irland, und von da weiter nach England, Belgien, Rheinland, Schweiz und über die Alpen als Umbrer oder Umbronen bis vor die Thore Roms, wo sie in den Sabinern (bekanntlich umbrischen Stammes) ihr Weibercontingent zur Bildung dieses Kriegervolkes lieferten; — also lauter Vettern der Magyaren noch vom Kaukasus her, während die Finnen schwerlich andern Stammes sind, als die oben schon charakterisirten Kymmerier; denn sie sind nach Linné, der als Botaniker sie in allen Landestheilen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, fleischig, groß, hellfarbig, blond und braunäugig, während die weiter nördlichen mongolitischen Lappen klein, schwarzhaarig und schwarzäugig sind, mit kleinen platten Nasen, runden Köpfen, dünnen Beinen, ähnlich den Hunnen, wie sie einst Ammianus Marcellinus beschrieb, und wie auch die heutigen Wogulen geschildert werden. Eine Vergleichung der Ungarn mit den Finnen führt sohin nicht auf mongolisches Gebiet, sondern verbleibt innerhalb der arischen Völkerfamilien, bloß die Wogulen scheinen noch ziemlich reine Hunnen zu sein; da sie aber ihrer eigenen Stammsage nach einst an der Wolga saßen, und von dort vertrieben wurden, so geben sie damit den Beweis, daß sie mit andern Völkern in Berührung kamen, ihre Sprache also, was deren Genesis betrifft, zweifelhaft wird.

Ehe ich schließe, habe ich noch die Zahlen 100 und 1000 zu erörtern. Hundert lautet im Ung. szaz, finn. sata, wog. sat, sanskrit sata, irisch cead, ciad, ceud (also gleich ceud zehn), dann nasal ausgesprochen, cymbrisch cant, bretonisch cand, alban. kjint, latein. centum, lith. simtas, slav. sto (aus ceat verstellt), pers. hazad, und endlich griech. hekaton, entstanden aus dem (ungarischen) egy oder bloß e und keat (dies e nasal gesprochen wurde zu en, hen, baskisch eun, goth. ains, hains, griech. cis, lat. unus. Aus dem Cymbrischen cant wurde unser chund, hundert. — Urform, wie schon bei zehn bemerkt, ceud Fürst. Was Tausend betrifft, so bedeutet, wie ebenfalls schon bemerkt, tus, tusan Fürst, im Sanskrit ist sahasza oder bloß sahas, das 1000 bedeutet, die Stärke; das griechische chilioi kommt von ciollach Meister, goille tapfer; das lat. mille von milidh Held, Soldat, gleich dem alban, mije und dem bask. milla, während die Armenier hier wieder einen Czar anbringen, wie die Juden und Araber bei hundert, nämlich hazar, desgleichen die Perser und die Ungarn ezer; da-

Digitized by Google

gegen haben die Juden hier für 1000 elef, die Arab. alf, von demselben leibh, Abtheilung, was die Deutschen bei eilf und zwölf, die Wogulen bei zehn anwenden. Die Finnen sprechen statt tausend tuhante, die Wogulen sater oder soter, womit die andern arischen Völker hundert bezeichnen. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß mille im Hebr. meah, meio, wie bei den Albanesen lautet, arab. maja, hier aber gilt der miles oder mileadh nur für hundert.

Die Iren bilden tausend jetzt aus zehnmal hundert deich-ceud oder gebrauchen auch mile.

Damit hätten wir so gedrängt als möglich unsere Wanderung durch das Gebiet der arischen Zahlwörter beendet, und möchten wir nun den Herren von der ungarischen Akademie zum Schluß etwas in das Ohr raunen, was nicht gerade Jedermann zu hören braucht.

Das Wort Ungar soll nach Klaproth und verschiedenen Anderen hochachtbaren Forschern von den Ogoren oder Ugriern herkommen, auch Nestor spricht davon als Gebirg und habe ich in meiner Schrift über die Magyaren diesen Bergnamen erörtert. Als Volksname hat Oger dagegen eine andere Bedeutung, er kommt als gefräßiger Riese schon in den Volksmährchen vor, ocras ist irisch Hunger und Oger der Menschenfresser, den schon Herodot als Anthropophage in Skythien aufführt; dazu kommt noch aog Gespenst, und er groß, aog-sia dessen Weib, nämlich die Hexe. Diese Menschenfresser sind oder waren keine herodotschen Fabeln, sie lebten und leben noch in Indien als Aghoris, an den Ufern des Ganges in Benares und in Assam; sie gehen nackt mit einem Menschenschädel in der Hand, von dem sie das modernde Fleisch abgenagt, und dem sie das Gehirn und die Augen mit den Fingern ausgebohrt haben. Sonst dient ihnen als Speise das erste beste Aas; sie haben verfilztes Haar, bluthrothe Augen und den Leib voll Ungeziefer. Dies ist das Conterfei der Ugern, oder Anthropophagen, von denen die Ungarn, sogar nach der Meinung ungarischer Gelehrten, abstammen sollen, eine sonderbare Liebhaberei, während doch in den Tscherkessen, und deren in aller Welt durch ihre Schönheit bekannten Mädchen eine weit anständigere Verwandtschaft zu Gebote steht!

Aber, höre ich die Herren in Pest sagen, wie kann ein Deutscher wissen, woher die Ungarn stammen?!

Im übrigen wurden die skythischen Ogern schon von den Scandinaven vertilgt, denn nach der nordischen Sage zog Thunar gegen Osten und erschlug den Oger mit dem Hammer, wie in meinem deutsch-kelt. Wörterbuch II. Band Seite 421 des Weitern zu lesen. Damit schließe ich.

Wilhelm Obermüller.

Digitized by Google

Die moderne Ornamentik.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

Die Ornamentik ist von jeher in allen Künsten und in der Kunst jedes Volkes der eigentliche Spielplatz der Phantasie gewesen, denn wenngleich dieselbe in einer gesunden Periode ebenfalls ihre strengen organisirenden Gesetze, ihr System, ihre Logik haben muß und nur in der Herrschaft von Zopf der Naturalismus willkürlich-wild den zu schmückenden Gegenstand umwuchert, so ist doch auch in der besten Zeit das Ornament beinahe das Kriterion, ob die betreffende Kunstära eine phantasiereiche oder eine nüchterne Färbung besitze. Ihre Blüthen und Ranken umschweben die bunten Sommervögel der Phantasie immerdar am liebsten. Heutzutage rühmen wir uns wieder eines sehr productiven Kunstschaffens, ganz neue und ganz alte Principien haben die unmittelbare Vergangenheit verdrängt, eine unzweifelhaft bessere Richtung an die Stelle gesetzt, — wir erfreuen uns vom Neuen der wiedererstandenen Kunst in unserer sonst so trockenen, so nüchternen, rechnenden und zählenden Zeit. Unsere Kunst ist diesem Charakter der Epoche, von einer ihrer Seiten aus ganz entsprechend, völlig ihr würdiges Kind; vom Gesichtspunkte des Verstandes, der Ueberlegung, Eintheilung, berechnenden Anordnung läßt sie nichts zu wünschen übrig und übertrifft die Leistungen der Vorfahren weitaus. Ist sie doch geschult, ja fast geschaffen von der modernen Wissenschaft und Forschung, welche sich die arge Mühe gab, das Gute aller Jahrhunderte im Destillirkolben der Kritik zu einem neuen Gase zu kochen und dann diesen Hauch der modernen Pandora einzublasen. Ist sie ja doch verbunden, unserem vielseitigen, vielbedürfenden Leben nach allen Seiten hin zu genügen, für dasselbe tausend Schöpfungen zur Freude, zum Gefallen, zu Prunk und Pracht, zu Gebrauch und Bequemlichkeit hervorzubringen. Sie hat alle Hände voll zu thun und den Kopf voll zu — berechnen. Heute ein Theater, morgen einen Centralfriedhof, eine gothische Kirche und ein chinesisches oder türkisches Boudoir, ein Dichterdenkmal und einen Wettrennsportpreis, ein Heiligenbild und ein Hundeportrait, — allem, allem, wie es Zufall, Gedankenlosigkeit, Laune und Unverstand so gut als Ueberlegung und Kunstliebe fordern, allem öffnet die neue Pandora ihr unerschöpfliches Schatzkästlein, nichts setzt sie in Verlegenheit, und die gegenwärtigen Besteller wenigstens gehen damit auch überaus zufriedengestellt nach Hause. Sie

Digitized by Google

liefert alles recht praktisch und brauchbar, übertrifft alle vorigen Productionen durch ihre Vielseitigkeit, hat keine überspannten einseitigen Capricen oder Einbildungen, daß etwa dies oder jenes ein für allemal an sich schon in künstlerischer Darstellung unzulässig wäre, — nein, sie ist der brave Improvisator, dem man jede beliebige Silbe vorsagen kann, er fängt an und hat das Ding längst im Griff und macht dir einen Reim darauf und ein Gedicht darüber und gut ist es. Unsere Bauten überbieten an praktischer Eintheilung, Raumersparniß ꝛc. jene des Alterthums und des Mittelalters und aller folgenden Epochen, das ist keine Frage, in der Technik haben unsere Künste Dank dem hohen Stande der Naturwissenschaften, unendlich viel vor den alten voraus, — mit einem Worte: die Kunst der Gegenwart, der klugen, klarhellvernünftigen, haarscharfberechnenden Gegenwart macht in alldem ihrer Mutter keine Schande.

Wie steht es nun mit der Phantasie der modernen Kunst? Gleicht sie derjenigen der alten Zeiten oder präsentirt sich die Kunst des 19. Jahrhunderts was sie betrifft, vielleicht leider ebenfalls dem allgemeinen — also phantasielosen Charakter ihrer Periode homogen? Das beste Probemittel, dies zu erforschen, ist das Ornament, diese eigentliche Heimat des spielenden, tändelnden und dabei doch sinnigen Elfenvolkes der Künstlergedanken.

Die Symbole liebende Weisheit des Chinesen-Volkes, die üppige Bilderzierwelt der Inder, die holde, gedankenvolle Einfachheit des Hellenenthums, die strenge, mathematische Consequenz der Gothik und die poesiereiche Weise der Renaissance — treten in ihren Arten der Decoration klar ausgeprägt, charakterisirt vor unser Auge. Nicht minder die Stylgattungen des Verfalles. Die wüste, aller Harmonie und rhythmischen Ordnung feindliche Manier des ärgsten Zopfes erhielt gewiß ihre charakteristischste Ausprägung in jenem entsetzlichen Ohrmuschelornament mit den unsymmetrisch geschweiften Schnörkeln und die Langweiligkeit des Empire spiegelt sich in den mechanisch gezirkelten Ornamenten nicht weniger als in den nüchternen Formen seiner Kunstgebilde. Wie steht es da mit der modernen Kunst und ihrem Phantasiereichthum?

Wie immer das Urtheil ausfallen muß, so viel steht sicher fest, daß auch in diesem Fall das Ornament gewiß nicht aus seiner steten Rolle gerathen wird, daß es auch in der modernen Kunst der Herold ihres Phantasiereichthums oder der — Verräther ihrer Armuth sein muß. Sehen wir doch nur, was es bei allen jenen Völkern gewesen, denen die Kunst nicht etwas Gemachtes, nichts künstlich Anerzogenes, sondern Natur und Naturbedürfniß war; — bei denselben ist seine Bestimmung, zu schmücken, doch nur ein Zweck in zweiter Linie, der erste ist seine Bedeutung, sein Sinn, und dieser wieder geht auf religiös-mythologische oder mystische Gründe zurück. Das geht in einer späteren Periode der Nachahmung, der „Wiedergeburt" verloren, die Bedeutung der Form ist dahin und die reine, leere, aber nun eben auch hohle Form bleibt zurück. Wenn der antike Trapezophor sehr weislich Füße von Greifenklauen hat, weil

Digitized by Google

dieſelben dem, dem Apollo heiligen Fabelthiere gehören, und ſomit dadurch ein Gedanke geſchaffen, ein Wink gegeben wird, weil der Gott, das Opfer auf dem Tiſchchen und ſein Lieblingsthier zuſammengehören, ſo figurirt dieſes ſelbe Klauenornament ganz inhaltlos und nichtsſagend, wenn wir heute einen Speiſetiſch oder ein Nähtiſchchen damit verzieren. Im Alterthum, im Mittelalter und in der früheren Periode der Renaiſſance tritt im Ornament die Symbolik als in ihrem Lieblingsgewande auf, die Zierrathen ſind nicht nur Gebilde, ſondern Bilder, Sinnbilder. Eine tiefe Weisheit zieht ſich durch ihre Folge, eine hohe Poeſie iſt in ihnen ausgeſprochen. Man ſehe z. B. die Relief- und Prägebilder der antiken Thonlampen, die altchriſtlichen Symbole der Katakombenkunſt, die typologiſchen und die den Phyſiologen angehörenden mittelalterlichen Bildwerke. Auch in der Renaiſſance, an den Randleiſten von Miniaturmalereien und früheſten Drucken, in den livres d'heures lebt noch eine ganze Fülle bedeutungsvollen, ſinn- und inhaltreichen Ornamentes, erſt in den folgenden Zeiten wird es ſeiner höheren geiſtigen Beſtimmung ganz entkleidet und hat nichts zu thun als einfach zu verzieren, und nicht viel beſſer iſt es heute noch.

Eine Beſſerung muß es allerdings ſchon genannt werden, daß man, wenn ich ſo ſagen darf, die vernünftige Seite der Ornamentik heute wieder aufmerkſam cultivirt. Man könnte das beinahe den phyſiſchen Theil derſelben nennen. Es wird auf die logiſche Conſtruction, die Anpaſſung der Verzierung an den zu zierenden Gegenſtand, die Harmonie mit dem Material Gewicht gelegt. Das Ornament hat die Hauptlinien, Axen, Peripherie ꝛc. des Geräthes dem Auge zu bezeichnen, es ſoll die Bewegung der auszugießenden Flüſſigkeit am Gefäße, das Aufſchießen am Pilaſter, das ſich Niederkrümmen an der Volute ꝛc. andeuten, — mit einem Wort, der moderne Styl will ſich desſelben wieder verſtändig, logiſch bedienen, er würdigt die Natur des Ornaments und wird ihr gerecht. Aber über dieſem lobenswerthen Streben, im Gegenſatz zu früheren Zeiten dasſelbe wieder *richtig* anzuwenden, ſind wir häufig noch nicht dazugekommen, es auch poeſievoll, phantaſiereich anzubringen. Wenn ich ein Geräth, ein Gebäude ſo decorire, daß Sempers, in dem Buche vom Style ausgeſprochene Regeln kein Titelchen daran auszuſetzen haben, ſo kann meine Arbeit noch immer eine ſehr unerquickliche, unkünſtleriſche Leiſtung ſein. Die Weihe der Schönheit verleiht ihm die ſtricte Befolgung jener Regeln noch nicht, Vorſchriften, die noch vor gar nichts anderem ſchützen, gar nichts anderes hervorbringen wollen, als daß wir nicht unvernünftig, unnatürlich und widerſinnig die Geſetze der Statik und Bewegung im Ornamente verletzen. Mit dieſer Befolgung ſind wir erſt am Nullpunkte angelangt, es iſt dann aller Unſinn aus dem Werke entfernt, aber noch keine Schönheit, keine Poeſie in der nun erſt richtigen, regelrechten Compoſition. So viele moderne Arbeiten verrathen die Angſt des Künſtlers, daß nur vorerſt dieſe Anforderungen des Vernünftigen, zu denen ſich aufzuarbeiten aus den Traditionen der Baroke ziemlich ſchwer ankommen mag, befriedigt werden, und da hat man kaum Zeit,

Digitized by Google

nach dem Wie zu fragen, die Wahl der Mittel auch nach den Forderungen der Poesie und Schönheit einzurichten. Daher ewig Perlenschnur und Palmette und Maeander und Eierstab. Ziehen wir den Schluß: auch hier bespiegelt sich in dem Ornament der Charakter der Kunstepoche, er ist ein vernünftig lehrhafter, wodurch wir erst allmälig aus dem Verfall emporklimmen sollen, und siehe, unser Ornament trägt auch ganz den Stempel einer Verzierungsweise, der vor allem nur daran liegt, constructiv, tektonisch, nicht unrichtig zu sein.

Daher das ewige, trostlose Einerlei von obgenannten architektonischen Zierformen und ferner jene stereotypen Sphinxe, Greifen, Löwen, Atlanten, Harpyen, wie man die ganze Ringstraße auswendig an den Baulichkeiten, innen an der Ausstattung der Gemächer findet. Es ist interessant, die Qual zu beobachten, wie hie und da einzelne begabte Architekten sich abmühen, in dieses arme Repertoir mit Hülfe ihrer Phantasie Abwechslung zu bringen. Da macht der eine wunderliche Combinationen von den genannten Fabelwesen der Antike und glaubt nun im Geiste der alten Phantastik gehandelt zu haben. Aber weit gefehlt, er hat nur zusammengeschweißt, was das Alterthum nie vereinigt hätte, denn die gesammte alte Kunst steht mit ihrem Formenvorrathe auf gegebenen, festen Grundlagen, selbst ihre Phantastik bewegt sich in bestimmten Grenzen und sie ist keiner Sache ferner als einem individuell-willkürlichen Zusammensetzen. Wenn die alten Meister ihre Schwäne, Greifen ꝛc. millionenmal an Geräthe anbrachten, so wirkt ihr Anblick doch nie langweilend, weil jedesmal das Ornament, das ja seinen Sinn, seine Bedeutung an seinem Orte hat, jedesmal auch den Gedanken anzieht und beschäftigt mit der Erwägung, warum es sich da befinde. An unsern Geräthen und Häusern dagegen erscheinen derlei Gebilde ohne besondern Grund und Nothwendigkeit, und müssen daher, weil sie nicht durch ihren sinnvollen Zusammenhang mit dem Ganzen Werth haben, durch eine ihnen speciell anhaftende Besonderheit reizen, interessiren, wodurch sie aber erstens, wie gesagt, zu phantastischen Variationen führen, die die alte Kunst nicht kennt und ferner nebstbei auch dem Gesammteindrucke des Ganzen schaden.

Oder man sieht einmal eine außergewöhnliche Magerkeit oder das Gegentheil an diesen Wunderwesen, was nur komisch wirkt, oder sie erscheinen als Träger einer Leuchte, zu dreien mit den Rücken aneinandergelehnt, wobei jeder der Greife nur Einen massiven Fuß hat, daß man nicht zu denken vermag, wie der arme Bursche, abgesehen von seinen Flügeln von der Stelle wird kommen können. Wir sahen vor kurzem den Entwurf eines Speisetisches, der von sitzenden Harpyen getragen wird, jenen Ungeheuern also, von denen die Sage, die allbekannte Sage, meldet, daß es ihre Gewohnheit war, den Menschen, wenn sie essen wollten, die Speise vor dem Munde mit Unflat zu besudeln! ꝛc.

Digitized by Google

Aus den oben dargelegten Gründen schreibt sich auch her, daß das lineare, geometrische und das Pflanzenornament heutzutage weitaus die größte Anwendung findet, daß man vor dem figuralen dagegen fast eine Art Scheu hat, als wäre das ein irritamentum malorum, in die kaum abgelegten Sünden des Zopfes zurückzuverfallen. Das Arabeskenornament, jene Verschlingungen, Verkettungen, Schnörkel, Perlenschnüre, Blumenketten ꝛc. mit dem Vorherrschen der Linie und des Bogens hat eben Dank seiner geometrischen Urform viel mehr Geeignetes, um es dem strengen tektonischen Aufbau anzupassen, wogegen das Groteske mit den vielen Figuren unseren noch lernenden Meistern ein weit schwieriger zu behandelndes Material darbietet, wenn es sich darum handelt, die Hauptformen, -linien und -richtungen des zu schmückenden Gegenstandes durch Verzierung äußerlich zu bezeichnen.

Viele Augen besticht die Correctheit des modernen Ornaments und sie sehen darüber nicht dessen Nüchternheit. Ist es doch erst ein ordentlicher, verständiger Mensch, der keine Thorheiten begeht, die Unnatur abgelegt hat, solid und anständig seinen Pflichten nachkommt, — aber es ist noch kein Genie und nichts Außerordentliches, es ist der ehrliche Kerl, worüber Lessing sagt, daß das noch sehr wenig sei. Der unordentlichen Wirthschaft des Zopfornamentes gegenüber verursacht dieses gute, richtige Ornament gerechte Freude, aber wir dürfen nicht läugnen, daß dieser zopfige Zierath auf der andern, auf der Seite der Phantasie, zuweilen weit reicher, prächtiger gewesen ist, daher ist sehr die Frage, ob nicht eine spätere Zeit, die jenen relativen Werth des modernen Ornaments dem Zopf gegenüber weniger klar mehr würdiget, wenn sie bloß den Maßstab des absoluten anlegt, über seine Trockenheit ein weniger begeistertes Urtheil schöpfen wird. Sagen wir gerade heraus, der moderne Künstler — fürchtet sich vor der Phantasie als der Sirene, die ihn leicht in die kaum geflohenen Armiden-Haine hinüberziehen könnte, da bleibt man lieber bei Cirkel und Lineal, mit deren Ornamentik sich die Phantasie schwerlich echauffiren kann. Beinahe possirlich ist es daher, den Eindruck zu beobachten, den es auf diese Herren macht, wenn sie hören und sehen, daß in der Renaissance, also einer Kunstära, die sie ihr reines Vorbild zu nennen lieben, zuweilen Geräthe von bedeutenden Künstlern entworfen worden sind, deren Phantastik mit Sempers Buch so gar nicht stimmen will. Welcher Künstler von heute würde es denn wagen, eine Composition, wie Cellini's Salzfaß zu entwerfen? Das kleine Tempelchen zu Füßen der Erdgöttin zur Aufnahme des Gewürzes, — würde nicht jeder zurückschrecken, es erstens in eine so unverhältnißmäßige Größe zur Figur zu bringen und zweitens überhaupt ein Gebäude zu einem Büchschen zu verwenden? Oder wenn von Perugino gemeldet wird, er habe einen Tafelaufsatz in Form eines Wagens entworfen, würde das heute nicht für barok gelten? Oder die Verbindung natürlichen Hirschgeweihs mit einer Büste zu einem Hängeluster, was Dürer componirte? Madame la règle der modernen Stylehre würde Zeter schreien, und doch ist es Cellini, Perugino, Dürer, wahrlich,

Digitized by Google

keine ganz unbedeutenden Namen, jene angeführten Schöpfungen derselben aber ganz ausgezeichnete Werke! Es muß doch noch etwas geben, was dazu gehört, um Gefälliges, um Schönes zu schaffen, als eine banale allgemeine Richtigkeit, welche ihre Pflicht und Schuldigkeit thut und — damit basta — dir mimosenhaft unzugänglich ihr noli me tangere zuruft. Und was ist es, dieses Zaubermittel? Der unbewußte tiefste Drang künstlerischen Gestaltens, der die verständige Regel auch kennt, dem sie aber im Leibe drinnen steckt als festes, haltgebendes Knochengerüst und nicht an den Backen und mageren Lenden herausblickt, die unbewußte innere Gewalt, die wunderbar, ungeahnt kommt wie der Gott über die Bajadere. Gar treffend hat dies Hartmann in seiner Philosophie des Unbewußten bezeichnet, wo er von der verständigen Auswahl und dem ästhetischen Urtheil handelt; er sagt von einem Theile unserer Künstler: „Sie können aus sich heraus nicht begreifen, daß diese Mittel, unterstützt durch technische Routine, wohl recht Tüchtiges leisten können, aber nie etwas Großes zu erreichen, nie aus dem gebahnten Geleise der Nachahmung zu schreiten, nie ein Original zu schaffen im Stande sind; denn mit diesem Anerkenntnisse müßten sie sich ihren Beruf absprechen und ihr Leben für verfehlt erklären. Hier wird noch alles mit bewußter Wahl gemacht, es fehlt der göttliche Wahnsinn, der belebende Hauch des Unbewußten, der dem Bewußtsein als höhere unerklärliche Eingebung erscheint, die es als Thatsache erkennen muß, ohne je ihr Wie enträthseln zu können: die bewußte Combination läßt sich durch Anstrengung des bewußten Willens, durch Fleiß und Ausdauer und dadurch gewonnene Uebung mit der Zeit erzwingen, die Conception des Genies ist eine willenlose leidende Empfängniß, sie kommt ihm beim angestrengtesten Suchen gerade nicht, sondern ganz unvermuthet wie vom Himmel gefallen" u. s. w.

Wenden wir uns der Betrachtung des modernen Groteskenornamentes zu. Welches ist seine Quelle, welches die Schule desselben? Als während der Zeit Raphaels die Titusbäder aufgedeckt wurden, hatte man an den ornamentalen Malereien ihrer Wandflächen das neue Paradigma gefunden. Raphel und seine Schule, vor allen Giovanni da Udine, warfen sich mit Begeisterung auf diese Gattung der Decorirung und man kann sagen, daß seitdem erst an die Stelle der älteren Verzierungsweise der Frührenaissances, in welcher noch so viel gothische Empfindungsweise steckt, soviel mittelalterliche Phantastik, Symbolik und Allegorie enthalten ist, diese im Geiste der spätrömischen Malerei gehaltene Ornamentation getreten. Es ist jene Decorirung, von der Vasari sagt: „Groteskken sind eine Art launiger und sehr lustiger Malerei, von den Alten zum Zierrath der leeren Stellen gebraucht, wo an manchem Platze nichts anderes gutstehen würde, als Dinge in der Luft. Sie stellten darin Mißgestalten und Ungeheuer, Seltsamkeiten der Natur einerseits, Grillen und launige Künstlereinfälle andererseits dar, indem darin Dinge wider die Möglichkeit vorkommen, ein höchstfeiner Faden ein Gewicht trägt, das er nicht aushalten könnte, oder ein Pferd mit Blattwerk statt der Füße, einen Mann mit Kranichbeinen und

Digitized by Google

solche Unsinnigkeiten und Ungereimtheiten mehr. Wer derlei sich aufs allerseltsamste ersinnen konnte, galt für den geschicktesten." Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag hat dieses römische Ornament der Wandmalerei das Feld behauptet, denn so eigenartige Stylwandelungen späterhin auch damit vorgingen, es ist in den phantasievollen Verzierungen eines Ducerceau, eines Cornelis Bos, selbst des Berain immer wieder zu erkennen. Liegt diesen Schöpfungen aber stets die Rafaeleske Bearbeitung des Titusthermen-Ornamentes zu Grunde, so kam später durch die Funde in den verschütteten Städten Campaniens von demselben Genre noch eine unermeßliche Bereicherung nutzbaren Materiales hinzu, so daß die Decorateure unserer neuesten Aera gleichfalls, soweit sie grotesk ornamentiren wollen, in dieser Weise schaffen und componiren. Aber es fehlt sowohl die frische Originalität, die überfruchtbare Leichtigkeit der Erfindung, welche man an den antiken Arbeiten dieser Art bewundert, als auch die geistvolle Art, sich ihrer zu bedienen, wie sie in der Renaissance vorhanden war. Wir heutigen Tages, anstatt gleich Raphael und seinen Genossen das, was in der Antike sich vorfindet, nach Geist und Bedürfniß unserer neuen Zeit umzubilden und diese bloß zu benützen, wir copiren diese erste, geistvolle Umgestaltung des antiken Groteskornamentes, wie sie in Italien damals vor sich ging, einfach auf unsere Arbeiten, anstatt zu dem Urquell zurückzugehen und ihn nun nach unserer Weise, für unsere Bedürfnisse modificirend auszubeuten. D. h. man geht wahl- und urtheillos an die Stiche der Loggienornamente von Volpato und an Zahns oder Nicolini's pompejanische Publicationen, changirt und eskamotirt fünf, sechs Motive, die dort auf fünf, sechs Blättern verstreut sind, auf Ein neues zusammen und hat „erfunden". Befindet sich hie und da eine selbstcomponirte, neue Figur darunter, die in den alten Vorbildern nicht gefunden wurde, so ist sie unschwer herauszuerkennen an dem Gesuchten, Schwierigen, Mühseligen, das sie an sich hat, während den alten Meistern augenscheinlich alldas aus dem Pinsel floß, wie die herrlichen Dichtungen den alten Poeten aus der Feder. Natürlich auch! Der Künstlergeist, der Groteskeu schaffen soll, damit sie anmuthig, leicht, voll spielender Phantasie und doch voll Sinnigkeit seien, muß vor allem mit vollkommener Naivetät ans Schaffen gehen, und woher das heute, wo das vorgefaßte Streben nach Originalität und Neuheitseffecten, die vorgehegte Furcht vor der Kritik vielseitigsten Zwang der Schaffenslust anthut?

Aehnliches begegnet uns auf dem Gebiet der Gothik. Auch hier manifestirt sich die rein moderne Richtung, also wo keine bloße Nachahmung des Alten waltet, in wunderlichem Mißverständnisse des Geistes, der in der mittelalterlichen Groteske gelebt. Wir wissen, daß vorzugsweise an den Wasserspeiern der gothischen Dome sich die ganze Phantastik, der Humor, selbst die frivole Laune der alten Meister äußerte, daß an derlei Arbeiten, sowie an Säulencapitälern u. dgl. häufig eine schalkhafte Opposition wider die kirchliche Idee, namentlich gegen die kirchliche Disciplin und das Moralgesetz leise an den Tag trat.

Digitized by Google

Manche dieser Sculpturen zeigen selbst eine lascive Aeußerung des Widerstandes, den die geknechtete Natur gegen die Möncherei ausübte, keuschen Heiligen werden wollüstige Acte an die Seite gesetzt. Gerade zu Wasserspeiern wählte man die Figuren der üppigen Seeweiber u. dgl., auf dem Capitäl in einer französischen Kirche erblicken wir einen Mann, der den andächtig Emporschauenden — nicht das Gesicht entgegenweist, im Magdeburger Dom befindet sich ein Relief, worauf neben einem frommen Bischof ein unzüchtiges Tänzerpaar mit einem Dudelsackbläser abgebildet, in Regensburg gegenüber von anmuthigen Engelgestalten zwei Figuren in schamloser Handlung ꝛc. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, in welcher Weise hierin die Opposition, der theils witziglaunige, theils cynisch-rohe, theils rein natürliche Gegendruck gegen das Zuviel der christlichen Naturverläugnung zum Ausdruck kommt, uns ist es genug an der allgemein erkannten Thatsache, daß solches den so beschaffenen, seltsamen gothischen Gebilden zu Grunde liegt und wir blicken nun auf die modernen Grotesken an neugothischen Bauten hinüber. Da haben wir einmal als Wasserspeier ganz wunderliche Figuren gesehen: einen Handwerksburschen mit riesiger Tabakspfeife, einen General Pulverrauch mit ungeheurer Zopfperrücke; ja selbst eine alte Jungfer mit Katze und Tabaksdose. Es ist klar, daß der Künstler hiemit dem humoristischen Zuge, der ihm in den alten Groteskfiguren entgegenblickte, recht treffend nahekommen wollte, aber er hat doch etwas Wichtiges übersehen und seine comica an der Kirche sind nur äußerst unpassend und affectirt, vor allem aber das Gegentheil von naiv geworden. Die alten Meister in ihrer Selbstständigkeit des Denkens, die durch den demokratischen Bürgersinn, durch die von der Kirche fast als ketzerisch beargwohnten Einflüsse des tief ins Volk eingreifenden Mysticismus geweckt worden war, haben einem drängenden Gebot des Zeitgeistes Folge gegeben, wenn sie in solchen lustigen oder zügellosen Gebilden dem Erhabenen die gefährliche Nachbarschaft des Niedrigkomischen an die Seite stellten, — jene Figuren an dem modernen Bau dagegen sind nichtsbedeutende Tändeleien, nicht hervorgegangen aus dem gleichen Bedürfnisse des heutigen Meisters, seiner skeptischen oder opponirenden Anschauung Ausdruck zu verleihen, sondern sie sind geschaffen worden, weil man den alten Vorbildern entnahm, daß an solchen Plätzen meistens komische Bildwerke an ihnen angebracht wurden, und wie nun die ganze Kirche ohne Vorhandensein des äquivalenten Dranges einer, der mittelalterlichen gleichen religiösen Begeisterung heutzutage gegründet wurde, so entstanden auch diese Details in bloß äußerlicher Nachahmung des alten. Aequivalent der alten Opposition wäre es etwa — man verzeihe den Scherz — wenn heute ein moderner Gothiker auf dem einen Pfeiler Gott Vater mit dem eben erschaffenen Adam ausmeißelte und gegenüber Meister Darwin mit seinem Schützling, dem edlen Schimpanse.

Albert Ilg.

Digitized by Google

Die Metaphysik der Geschlechtsliebe in ihrem Verhältniß zur Geschichte.

Sommes nous pas bien brutes de nommer brutale l'opération qui nous faict?
Montaigne.

II.

So von Schopenhauer'schen Principien ausgehend, sind wir vorerst dahin gelangt, daß es eine Culturgeschichte gibt. In ihr sehen wir einen innerhalb der Menschheit liegenden Endzweck, welcher Anforderung Genüge geleistet werden mußte, und in ihr sehen wir ein Ziel, welches ein auf Qualität und differirende Qualität der Individuen gerichtetes Interesse der Natur erklärlich macht. Die Metaphysik der Geschlechtsliebe von Schopenhauer widerlegt seine Auffassung der Geschichte als eines nunc stans.

Allerdings also ist, wie Schopenhauer sagt, das Gehirn eine Waffe und ein Organ, bestimmt, die Nahrung zu suchen. Aber es ist das nur in seinem Ausgangspunkte. Die bloße Complication der Lebensverhältnisse des Menschen machte noch keine so bedeutende Steigerung seiner intellectuellen Fähigkeiten nöthig, wie wir sie finden, — ganz abgesehen davon, daß ja die Natur selbst es ist, welche diese complicirten Verhältnisse schuf, die ja sehr einfach hätten bleiben können, wenn sie es beim Naturmenschen belassen hätte, der wie das Thier im bloßen Dasein aufgeht. Schon die Durchschnittsbildung des heutigen Menschen geht weit hinaus über die angebliche Absicht der Natur, ihm im Intellecte lediglich eine Waffe zu geben und das Mittel, seine Nahrung zu finden. Der Intellect einer Pfarrersköchin selbst ohne hochgesteigerte Kochkunst wäre hiezu vollkommen ausreichend, und es wäre ein unerhörter Luxus der Natur, einen Intellect zu schaffen, der auch nur mensa declinirte. Wohl aber ist es richtig, daß seiner ursprünglichen Bestimmung nach der Intellect als eine Waffe sich darstellt. Die Natur, die immer ohne Sprünge an die vorhandenen Formen ansetzt, um neue zu schaffen, hielt auch hier dieses Verfahren ein, weil sie es eben nicht vermochte, zum Zwecke ihrer Selbsterkenntniß gleich die geflügelten Engelsköpfe ohne Leib zu schaffen. Es läßt sich darum auch mit Schopenhauer sagen, daß der Intellect überhaupt seiner Bestimmung untreu geworden; aber nicht gilt das von dem bestimmten Intellecte eines geistig thätigen Menschen, der vielmehr seine Bestimmung erfüllt. Auch die Natur

Digitized by Google

wächst mit ihren höheren Zwecken. Darin also, daß der Intellect eines hochbegabten Menschen seiner Beschaffenheit nach functionirt, ist keineswegs ein sutor ultra crepidam zu sehen, sondern vielmehr eine vollkommene Angemessenheit des Organs zu seinen Zwecken. Die hochhängende geistige Frucht, die er pflückt, ist von der Natur eben so anticipirt worden in seinem Gehirne, ja schon vorher in der geschlechtlichen Wahl seiner Eltern, wie im langen Halse der Giraffe die hochhängende Baumfrucht vorgesehen wurde.

Nun aber zurückgehend darauf, daß der Wille Einer ist, daß aber der einzelne Mensch schon wegen der Kürze seiner Lebensdauer weder peripherisch noch central dazu gelangen kann, die Natur zu ergründen, daß wir ferner die hiezu überhaupt einigermaßen veranlagten Individuen in der verschiedensten Weise geistig thätig sehen, müssen wir auch anerkennen, daß die Natur, welche auch hierin Gattungszwecke verfolgt, in der Menschheit nach dem Princip der Arbeitstheilung verfährt, indem eine rein willkürliche, lediglich vom Bewußtsein der Einzelindividuen geleitete Auswahl der geistigen Strebensrichtungen, wobei keinerlei Zusammenhang der Einzelthätigkeiten bestünde, eben kein Gattungszweck wäre, den doch Schopenhauer selbst consequenter Weise annehmen müßte, aber freilich in geistiger Hinsicht nicht annimmt. Das heißt also, kurz ausgedrückt: die Geschichte des menschlichen Geistes ist pragmatisch. Von der Einheit des Willens ausgehend, kommen wir also, den Kreis schließend, zu dem Resultate, daß diese Einheit auch in der intellectuellen Thätigkeit der Menschheit sich wiederspiegeln muß, — eine Consequenz, von der uns der Umstand nicht abhalten darf, daß das Bewußtsein seiner individuellen Natur nach hievon nichts weiß.

Wie das Bewußtsein ja überhaupt nach Schopenhauer die Einheit des Willens nicht aufhebt, so hebt es dieselbe auch nicht auf in seinen Wirkungen, soferne es die Bedingung dieser intellectuellen Thätigkeit ist. Diese Schlußfolgerung scheint mir nicht abgelehnt werden zu können. Die divergirenden Richtungen der verschiedenen Intelligenzen heben ja schon an in der ganz instinctiven Geschlechtsliebe, also schon vor dem Dasein des Bewußtseins. Schon in dieser beginnt sich das bestimmende Moment zu rühren für die so höchst verschiedenen geistigen Individualitäten und deren Thätigkeit, und es ist kein Grund abzusehen, ja widersprechend, es anzunehmen, daß dieser Instinct unmittelbar vor Beginn der Functionen des Organs erlöschen sollte, da er doch das Organ selbst geschaffen. Es ist nicht abzusehen, warum die Natur die Hände in den Schooß legen sollte, wenn das Individuum fertig vor ihr steht, um das sie sich qualitativ so sehr bemüht, warum sie es gerade bezüglich seines Bewußtseins, darin ja vor allem seine Qualität, seine Würde als Mensch wie als Individualität beruht, sich selbst überlassen sollte; warum der Wille in der Menschheit seine Einheit aufgeben sollte, also gerade dort, wo er sein letztes und höchstes Ziel erreicht. Das Bewußtsein als alleiniges Thätigkeitsmoment in der Culturgeschichte genommen, käme das Dasein der Menschheit in seiner vornehmsten

Digitized by Google

Hinsicht einer Selbstzersplitterung des Willens gleich, einem vollständigen Aufgeben des Gattungszweckes, welchem ein vom Unbewußten nicht getragenes, sondern freigelassenes Bewußtsein nicht nachleben könnte, da es ja von diesem Gattungszwecke nichts weiß, ja dessen Wesenheit in dieser Unkenntniß beruht.

Wenn irgendetwas geeignet ist, uns diese Einheit des Willens auch in seiner höchsten Efflorescenz, dem menschlichen Geiste, wo er sich als erkennenwollender Wille darstellt, klar zu machen, so ist es der Nachweis eines instinctiven, vom Bewußtsein getrennten Momentes in diesem Geiste. Diesen Nachweis hat aber Hartmann in ausführlicher und überzeugendster Weise geliefert. Das Instinctive, Unbewußte in der geistigen Thätigkeit des Einzelnen stellt sich nur dar als Fortbestand des gleichen Instinctes, der im ersten zärtlichen Blicke des Liebenden schon anhob, dann am fœtus als organischer Bildungstrieb im Mutterleibe auftrat und durch das von ihm gebildete Bewußtseinsorgan sich nur theilweise und in seinem Sinne sich ablösen läßt, wie der Arbeiter durch eine von ihm construirte Maschine. Solche Instincte im menschlichen Geiste sind entweder rein individuell, wie in der genialen Production des Genies, oder treten innerhalb längerer Zeitperioden auf als immer wieder von Einzelnen aufgenommene Versuche, ein bestimmtes Problem zu lösen; und mag es auch ein bloßes Phantom sein, dem diese nachgegangen, wie etwa der Stein der Weisen oder das Horoskop, so gereichte doch das Resultat der Gattung zum Nutzen; nicht der Instinct hat darin geirrt, sondern nur das Bewußtsein, wie denn auch Alchemisten und Astrologen der Chemie und Astronomie die ersprießlichsten Dienste geleistet haben. Endlich treten solche Instincte auch gleichzeitig in Massen auf, wie z. B. der Wandertrieb der uralischen Völker.

Wonach also der Wille in der geschlechtlichen Thätigkeit der Menschen ringt, ist nicht nur eine an sich nicht weiter zu motivirende bestimmte Beschaffenheit der nächsten Generation, sondern eine Beschaffenheit mit Rücksicht auf die von dieser Generation zu lösende culturhistorische Aufgabe. Für ein bloßes allgemeines Dasein, ein bloßes sum ut sim wären die individuellen Differenzen ganz irrelevant; aber in der Menschheit geht eben dieser Wille in solchem universellen Lebensdrange nicht auf. Er will bestimmte Individualitäten mit tausendfachen besonderen Eigenthümlichkeiten, weil nur durch solche Arbeitstheilung die intellectuellen Zwecke der Gattung erreicht werden können. Der Wille gleicht darin dem Uhrenfabricanten, der seine Arbeiter für jedes Rädchen und Federchen hat, welche von anderen wieder zusammengesetzt werden, und wenn ihm die Lösung besonders hoher Aufgaben wünschenswerth erscheint, so bemächtigt er sich der ersten Gelegenheit, die sich hiezu bietet, indem er von dem entsprechenden Menschenpaare in leidenschaftlicher Liebe ein dieser Aufgabe angemessenes Genie zeugen läßt, das aber nichts weniger denn als „monstrum per excessum“ anzusehen ist — wie Schopenhauer meint — nicht als ein Naturproduct, in dem die Natur über ihr Ziel gleichsam hinausgeschossen wäre, dagegen sie im Cretin vor dem Ziele ermüdet wäre; sondern es ist, wie eben

Digitized by Google

jedes Naturproduct, so auch das Gehirn des Genies gewissermaßen ein unvollkommenes Organ, weil die Natur, welche die widerstrebenden unteren Kräfte der Materie in den Organismen zu überwinden hat, in allen organischen Erscheinungen hinter dem Ideale zurückbleibt.

In dieser Weise läßt es sich erklären, daß in der Geschichte der rechte Mann zur rechten Zeit sich einstellt, mag es sich nun um das rein theoretische Genie handeln, oder um ein Feldherrngenie oder den Staatsmann. Sie finden in der Wissenschaft und in der Politik die ihrer Persönlichkeit entsprechenden Aufgaben vor, sie treten dort auf, wo diese Aufgaben gelöst werden müssen. So werden auch in der Insectenwelt — die Insecteneier nicht nur an den Zweigen jener Bäume angeklebt, deren ausschlagende Blätter den Larven zur Nahrung dienen, sondern es kriechen auch die Larven nach der Ueberwinterung gerade dann aus, wann die Blätter ausschlagen, indem sie sich dabei nach den Eigenthümlichkeiten der betreffenden Bäume richten, die oft nicht einmal im gleichen Monate ausschlagen. — Man protestirt oft gegen die Gleichnisse in der Wissenschaft, aber man erklärt nicht, daß solche Gleichnisse in so großer Zahl sich von selbst aufdrängen und nimmt entgegen dem principia non sunt multiplicanda praeter necessitatem lieber zwei Principien zu Hülfe wo doch eines ausreicht.

So löst sich das sonderbare Mißverständniß, in welches Schopenhauer in einem Briefe an Dr. Frauenstädt geräth, wo er gegen den Pragmatismus der Geschichte mit dem Bemerken polemisirt, daß demzufolge, wenn er (Schopenhauer) einige Jahrhunderte früher geboren worden wäre, seinem Intellect unter Umständen die Aufgabe zugefallen wäre, eine Theodicee zu schreiben statt der „Welt als Wille und Vorstellung". Der Pragmatismus liegt eben darin, daß Schopenhauer nicht früher geboren wurde. In seiner Metaphysik der Geschlechtsliebe findet sich übrigens eine Stelle, in der er nahe an die intellectuellen Gattungszwecke der Menschheit streift. Er sagt: „Die einer solchen überschwänglichen Leidenschaft zum Grunde liegenden unbewußten Rücksichten müssen außer den oben nachgewiesenen" — körperliche Beschaffenheit des Neugebornen — „noch andere sein, welche wir nicht so vor Augen haben. Wir müssen daher annehmen, daß hier nicht nur die Corporisation, sondern auch der Wille des Mannes und der Intellect des Weibes eine specielle Angemessenheit zu einander haben, in Folge welcher von ihnen allein ein ganz bestimmtes Individuum erzeugt werden kann, dessen Existenz der Genius der Gattung hier beabsichtigt, aus Gründen, die, als im Wesen des Dinges an sich liegend, uns unzugänglich sind." Und gleich darauf fügt er bei, daß die Eltern des Individuums ihrer selbst wegen zu wünschen wähnen, „was bloß einen für jetzt noch rein metaphysischen, d. h. außerhalb der Reihe wirklich vorhandener Dinge liegenden Zweck hat." (W. a. W. u. V. II. 628.) Es kann wahrlich kein anderer Zweck näher liegen als eben der geschichtliche, der auch vorwärts der Reihe der wirklich vorhandenen Dinge liegt, und Schopenhauer, der hier so nahe an

Digitized by Google

der Wahrheit steht, spricht sie nur darum nicht aus, weil sein metaphysisches Princip — der blinde Wille — in Widerspruch mit sich selbst geriethe, wenn er Entwicklung in der Geschichte annehmen wollte, welche zudem seinem Idealismus widerstreitet. Indem wir aber von Schopenhauer'schen Principen ausgingen, sind wir eben zu dieser Consequenz gedrängt worden, da nicht einzusehen ist, warum der Wille auf eine bestimmte Zusammensetzung der nächsten Generation hinwirken sollte, wenn diese nicht wiederum einem höheren Zwecke dienstbar, sondern gleichsam ein Werk bloßer Laune wäre. Schopenhauer sagt: „Wie das Sein, die existentia jener künftigen Personen durch unseren Geschlechtstrieb überhaupt, so ist das Wesen, die essentia derselbem durch die individuelle Auswahl bei seiner Befriedigung, das ist die Geschlechtsliebe, durchweg bedingt und wird dadurch in jeder Rücksicht, unwiderruflich festgestellt." (W. a. W. u. V. II. 609.) Nun gibt es aber entschieden keine Rücksicht, die mehr als alle anderen den Menschen zu einer bestimmten Individualität machten, als Charakter und Intellect. Und doch will Schopenhauer gerade diese als irrelevant für Gattungszwecke gelten lassen und während er in jedem Organe der Thiere den Gebrauch derselben durch den Willen anticipirt werden läßt, soll dies gerade von dem höchsten Kunstwerk der Natur, dem menschlichen Intellect, nicht gelten. Die geistige Function des Genies ist ihm gleichsam ein Mißbrauch dieses Organs, das ja nur die Bestimmung einer Waffe hat. Es ist als ob ein Knabe sein Blasrohr als Teleskop verwendete.

Es ist also entweder die Metaphysik der Geschlechtsliebe von Schopenhauer richtig, dann aber muß seine Auffassung der Geschichte falsch sein; oder es findet das Umgekehrte statt. Die Wahl ist wahrlich nicht schwer. Ich halte die Metaphysik der Geschlechtsliebe für richtig; aber es ergeben sich aus derselben Consequenzen, die Schopenhauer nicht gezogen hat, die aber freilich, wie schon erwähnt, mit der Blindheit des Willens wie mit dem Idealismus unverträglich sind.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte es am Platze sein, noch Folgendes beizufügen: Wenn im Bisherigen der Metaphysik der Geschlechtsliebe intellectuelle Rücksichten zu Grunde gelegt wurden, so wollte doch damit nicht gesagt werden, daß je nachdem das Bewußtsein im geistigen Verkehr mit dem geliebten Gegenstande seine Befriedigung finde oder nicht, die Liebe sich entscheide. Vorerst erscheint die Bemerkung Schopenhauers unzweifelhaft richtig, daß intellectuelle Vorzüge des Mannes keine directe und instinctmäßige Gewalt auf das Weib ausüben. Seiner Theorie gemäß, daß die Geisteseigenthümlichkeiten von der Mutter erben, bemerkt dagegen Schopenhauer, daß der Mann allerdings im geschlechtlichen Instincte sie berücksichtigt. Wenn er jedoch hinzufügt, daß „ihr Einfluß von dem der körperlichen Schönheit, als welche wesentlichere Punkte betreffend, unmittelbarer wirkt, leicht überwogen wird", so möchte dieses nur mit Einschränkung anzunehmen sein. denn gerade diese Geisteseigenthümlichkeiten sind ja das hauptsächlichste Ingrediens, welches nebst

Digitized by Google

Eigenschaften des Charakters die Individualität des Neugeborenen zu einer bestimmten macht, daher sie sicherlich sogar vorzugsweise ins Gewicht fallen die Stärke einer Leidenschaft zu bestimmen. Aber wohlgemerkt handelt es sich hier um jene geistigen Eigenschaften, die als angeboren tief im Wesen der Individualität des betreffenden Mädchens liegen, während das durch sorgfältige Erziehung äußerlich aufgeklebte Moment der Bildung zwar die Wahl eines Mannes vor dem Forum seines Bewußtseins zu rechtfertigen vermag, aber von keinem instinctiven Einfluß auf seine Leidenschaft sein wird. Es ist daher sorgfältig zu unterscheiden zwischen geistigen Vorzügen, die erworben worden und die ja gerade bei den Mädchen sehr selten tiefe Wurzel schlagen, und andererseits den angeborenen Geisteseigenthümlichkeiten derselben. Die Unmittelbarkeit, mit der sich letztere äußern, die Naturfrische derselben ist es, die bezaubern, aber auch im ungelehrtesten Verkehr erkannt werden kann, während die Kenntniß neuester Novellen des bei ästhetischen Thees meistgenannten Schriftstellers sehr entbehrlich ist, ja wenn sie als geistiges Toilettestück vorgehalten wird, anwidert. Ob nun solche angeborne Geisteszüge, die so stark in die Waagschale fallen, die wünschenswerthen sind oder nicht, darüber entscheidet wiederum nur der Instinct. Sie können sowohl für als gegen das Zustandekommen einer Leidenschaft Einfluß haben, während die bewußte Ueberlegung des Mannes, welche ja nur die Rücksichten auf sich kennt und nicht die auf das neue Wesen, sehr wohl umgekehrt beeinflußt werden und sich sogar abgestoßen fühlen kann von Eigenthümlichkeiten, die gleichwohl seine Leidenschaft begründet haben, ja sie vermehren, trotzdem er im Umgang mehr und mehr erkennen mag, daß gerade ihretwegen die Ehe mit diesem Mädchen keine glückliche werden kann. Man erstaunt dann über ein solches unerwartetes Resultat, weil man eben die Gründe der Liebe immer in seinem Bewußtsein sucht, wo sie nicht zu finden. Entscheidend hiefür muß jedenfalls die Erblichkeit der Eigenschaften sein, in welcher Schopenhauer das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen hat. Aber es zeigt sich in solchen Antinomien der Gefühle, daß das Unbewußte und das Bewußtsein ganz verschiedenen Geschmack haben können. Wie man ein häßliches Mädchen lieben kann, so auch möglicher Weise eines, das schon vor der Ehe sich als der künftige Eheteufel entpuppt, und zwar nicht trotzdem, sondern eben darum. Ganz so wie bezüglich der körperlichen Schönheit bestimmt also auch bezüglich der intellectuellen Eigenschaften nicht so fast das Bewußtsein, als daß es bestimmt wird. Für beide Gebiete fehlt dem Bewußtsein in der Liebe ein objectiver Maßstab.

Schopenhauer gibt zu, daß die Rücksichten des Willens auf psychische Eigenschaften des geliebten Gegenstandes gerichtet sind, und darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Denn Herz und Kopf sind es, die das Kind zu einem bestimmten Wesen machen und körperliche Verhältnisse treten dabei an Wichtigkeit weit zurück. Sie können aber sehr wohl den Grad des Gefallens bestimmen, insoferne sich die psychischen Eigenschaften darin äußerlich ausprägen;

Digitized by Google

und wie (im Traume) Jeder ein großer Dichter ist, so ist auch in ebenerwähnter Hinsicht in der Liebe Jeder ein großer Physiognom und Psychologe. Darum ist gewiß die Bedeutung der körperlichen Verhältnisse als Abdruck des Innern weit größer, denn als bloße Garantien der Zeugung eines Kindes von guter Corporisation. Da der Schwerpunkt des neuen Wesens ins Psychische fällt, muß auch der Schwerpunkt der Berücksichtigung in dieses fallen, unmittelbar für die unbewußte Physiognomik, die mittelbar unterstützt wird durch die Erfahrungen im Verkehr. Darum möchte ich die Bemerkung Schopenhauers, daß für den Liebenden die körperliche Schönheit als ein wesentlicherer Punkt überwiegt, dahin einschränken, daß sie es nur in zweiter Linie an sich thut, in erster aber, soferne auch in ihr das Psychische sich ausprägt.

Die Natur wird sicherlich das aus der Mischung der psychologischen Eigenschaften der Eltern hervorgehende Wesen vorzugsweise bedenken, analog ihrem Vorfahren, daß sie beim Ersatz verlorener Theile eines Organismus um so entschiedender ihre vis medicatrix in Anwendung bringt, je wichtiger der Theil ist, ja sogar die Reihenfolge des Ersatzes nach der Reihenfolge der Wichtigkeit regelt. Dieselbe Reihenfolge der Berücksichtigung muß auch bei der geschlechtlichen Wahl unbewußt vor sich gehen.

So sind es also unzweifelhaft die psychischen Motive, von welchen sich der Wille in der Liebe mit Rücksicht auf das Kind vorzugsweise leiten läßt, während der von der Leidenschaft Eingenommene sich oft durchaus keine Rechenschaft zu geben vermag, warum z. B. Eigenschaften eines Mädchens, die ihn an einem Freunde, oder sogar an einer Freundin abstoßen, ja zur Verzweiflung bringen könnten, in der Liebe ihn erst recht umstricken, trotzdem er ihre Bedenklichkeit für die Ehe einsieht. Mancher mag wohl sein Mädchen lieben nicht bloß trotz ihrer Fehler, welche sein Bewußtsein verurtheilt, sondern wegen dieser Fehler, die dem Unbewußten zusagen, wenn nur die psychische Anlage, daraus sie entspringen, dem Neugebornen zugutekommt entweder in reiner Vererbung oder in ihrer Modification durch andere Eigenschaften, die auf dasselbe übergehen. Dahin gehört z. B. eine gewisse Art von Launenhaftigkeit des weiblichen Geschlechtes, ja sogar ein sehr leichter Sinn, wenn nicht gar Leichtsinn, deren Aeußerungen uns oft ganz umgarnen, während doch das Bewußtsein davon nicht angezogen werden kann, sondern betrübt hievon Kenntniß nimmt. Man denke etwa an Philine in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Dies ist vielleicht einer der mitwirkenden Factoren der Leidenschaften zu Mädchen vom Theater, wie solche zu allen Zeiten sehr oft vorkommen und in welchen von jeher die Standesrücksichten am unbedenklichsten geopfert wurden; denn gerade in diesen Mädchen pflegen solche specifisch weibliche Eigenschaften am meisten ausgeprägt zu sein.

Die Weiber und insbesondere die Mädchen, deren Bewußtseinsseite durch Reibungen mit der Außenwelt noch wenig ausgebildet worden und die somit weit mehr von ihrer Natürlichkeit bewahrt haben, als verheiratete Frauen,

Digitized by Google

sind weit tiefer in das Unbewußte versenkt als der Mann. Von jeher hat man darum in ihnen Räthsel gesehen; sie scheinen uns oft vermöge dieser tiefen Versenkung zusammengesetzt aus Eigenschaften, deren Nebeneinander wir nicht begreifen können und das uns einem psychologischen Widerspruch zu bergen scheint. Darin vor allem beruht der Reiz ihres Umgangs. Je weniger ihre Eigenschaften für unsere Beurtheilung an der Oberfläche liegen, desto mehr Zauber üben sie aus, wenn es solche sind, die unserer Individualität, wenn auch nicht unserem Bewußtsein angemessen sind. Dagegen legen wir auf den ihnen von außen beigebrachten äußeren Schliff allgemeiner Bildung in der Liebe gar keinen Werth. Je undefinirbarer uns die psychischen Eigenschaften eines von uns geliebten Mädchens erscheinen, je mehr echt weiblich diese Eigenschaften sind, desto mehr verstricken sie uns in den Zauber; denn nur die aus dem Unbewußten hervorquellenden psychischen Aeußerungen kommen dem Neugebornen zugut, die Ausbildung des Bewußtseins hingegen hinterläßt im einzelnen Individuum so geringe Spuren, daß diese trotz der nicht zu läugnenden Erblichkeit auch der erworbenen Eigenschaften hier gar nicht in Betracht kommen können. Auch ist es nicht diese äußere Bildung, die ihren Ausdruck in den Augen und der Stirne der Geliebten finden, auf deren Beschaffenheit wir so sorgfältig sehen, sondern nur das tief in ihren Wesen liegende vererbliche Psychische, daher wir aber auch vor allem ob des Ausdruckes dieser Theile in Entzückung gerathen, wenn wir unbewußt aus denselben auf die uns entsprechenden Eigenschaften schließen.

Es spielen in der Liebe ohne Zweifel durch die im Unbewußten liegenden Rücksichten viele andere hindurch, welche der Sphäre des Bewußtseins entnommen sind; daß aber die Leidenschaft unabhängig von solchen Bewußtseinsmomenten sich entscheidet, erhellt am deutlichsten daraus, daß solche Momente ohne Beeinflußungskraft sich erweisen, wenn sie doch ihrer Natur nach dem Zustandekommen einer Leidenschaft hinderlich sein sollten. Als ein solches bewußtes aber meist wirkungsloses Gegenmotiv ist schon erwähnt worden die Erkenntniß von Fehlern, die unfehlbar eine unglückliche Ehe nach sich ziehen müssen. Dieselben fallen gleichwohl für die Liebe nicht so ins Gewicht, wie für das Bewußtsein, ja oft umgekehrt. Die Liebe ist sehr gleichgiltig für das was ihr vom Bewußtsein vorgehalten wird, und beurtheilt die Individuen nach eigenem Maßstab. Daß derselbe durchaus verschieden von dem unserer Reflexion beweist am augenfälligsten der Umstand, daß die Liebe sogar mit Haß, ja mit Verachtung verträglich ist. Auch hierin also finden wir im Menschen den realdialektischen Zwiespalt seiner Gefühle, der sich nur durch Trennung des Bewußten vom Unbewußten lösen läßt. Ovidius Naso ist kein großer Psychologe, wenn er sagt:

Odero, si potero; si non, invitus amabo.

Denn das „si potero" ist nicht im Mindesten fraglich und beeinträchtigt die Liebe nicht, die wie sie von Anfang an invito Ovidio geschah, so auch nach

Digitized by Google

dem Eintritte eines Grundes zum Hasse ihren Charakter der Unwillkürlichkeit beibehalten wird. Dagegen macht es den Eindruck vollster psychologischer Wahrheit, wenn wir auf der Bühne den von Haß und Verachtung gegen Desdemona erfüllten Othello sie küssen und dann ermorden sehen. Gerade in der Liebe ist diese Realdialektik der Gefühle unerschöpflich. Wie süß ist es für den Liebenden, beim Abschied Thränen in den Augen der Geliebten zu sehen. Sie bestätigen ihm ja ihre Liebe und die Freude, die er darüber empfindet, ist wohl verträglich mit dem gleichzeitigen Mitleid über ihren Schmerz, daher dann solche Freude nicht als häßlicher Egoismus gedeutet werden kann. Und wenn sie ihm beim Wiedersehen die Qualen der Trennung schildert, liegen nicht auch da Mitleid und Freude im sonderbarsten Widerstreit neben einander?

Es weisen also auch die psychischen Eigenschaften, die im Instincte der Liebe eine so große Rolle spielen, von so großem Einflusse auf die Leidenschaft sich erweisen, auf intellectuelle Zwecke des Willens hin und diese Zwecke müssen ihren äußeren Ausdruck finden in der Geschichte des menschlichen Geistes.

Um also das Bisherige zusammenzufassen, so ist der Wille Einer. Seine Selbstentzweiung in der Individuation, die Isolirung der Individuen durch das separate Bewußtsein ist keine Instanz gegen die Einheit des Zieles, das er will. Dieses aber liegt außerhalb jedes einzelnen Individuums. Dieselben sind nicht etwa anzusehen als zahllose Vervielfältigungen eines in ihrer Erscheinung sich darstellenden letzten Endzweckes, sondern vielmehr als zahllose Mittel, einen vorwärts der Lebenden, wennauch innerhalb der Menschheit gelegenen einheitlichen Endzweck zu erreichen, der aber nicht von außen gesetzt ist, sondern der Natur immanent ist. Auch Schopenhauer sagt: Die Welt ist die Selbsterkenntniß des Willens. Ihr in jeder Generation einen Schritt näher zu kommen ist die Menschheit nicht so fast durch die Anzahl, als vermöge der Qualität der Individuen bestimmt. Darum ist an dem Punkte, wo metaphysisch genommen die neue Generation schon anhebt zu sein, nämlich in der geschlechtlichen Liebe der Eltern, der teleologische Instinct in merkwürdiger Weise thätig, eine diesem Vorwärtsschreiten entsprechende Qualität dieser Generation herbeizuführen. Es handelt sich in der Geschlechtsliebe nicht nur darum, die Abweichungen der Einzelindividuen vom allgemeinen Typus der Gattung zu corrigiren und die Natur auf diese Weise zur reinen Darstellung zurückzuführen — wozu ja der generelle Geschlechtstrieb hinreichen würde und vermöge des Kampfes ums Dasein auch hinreicht —, sondern es ist die Zuhülfenahme eines weiteren Mittels, nämlich das Princips der Individualisirung, ein Beweis für das Hinzukommen eines weiteren Zweckes. Je individualisirter die Liebe, desto größer auch die Leidenschaft, die so weit gehen kann, daß der generelle Geschlechtstrieb ganz zum Schweigen gebracht wird. Dies beweist, daß der Wille es sogar vorzugsweise auf solche Wesen absieht, welche vom allgemeinen Typus günstig abweichen. Ungünstige Abweichungen vom Typus sucht er aller-

Digitized by Google

dings durch Auslese der hiezu geeigneten Individuen des anderen Geschlechtes zu neutralisiren; aber der Gattungstypus ist lediglich der Bauhorizont seines Dranges, über den er sich erheben will, indem er in unmerklichen Differenzen auch die erworbenen Eigenschaften des Individuums auf den Nachkommen sich vererben und in den aufeinanderfolgenden Generationen diese minimalen Differenzen sich summiren läßt. Innerhalb der gleichen Generation wiederum ist es vorzugsweise die von den Eltern derselben bethätigte Auslese, die sich in der unendlichen Verschiedenheit der Individuen in physischer und psychischer Hinsicht wiederspiegelt, der gemäß auch nicht zwei Wesen als vollkommen ähnlich sich darstellen. Dieses hebt aber nicht die Einheit des Willens auf, der etwa in der Menschheit in eine Summe specialisirter Endzwecke zerfiele. Eine solche Zersplitterung widerstreitet nicht nur der Einheit des Willens, sondern auch seiner Unersättlichkeit. Sein Streben ist ein Weiterstreben und nicht ein bloßes Sichanklammern, ein Festhalten des derzeitig Erreichten wennauch in noch so vielen Exemplaren. Weil nun aber ein Aufgeben des Gattungszweckes in der Menschheit nicht denkbar ist, gleichwohl aber in anscheinendem Widerspruche die Menschen nicht gleich vervielfältigten Abdrücken des gleichen Typus erscheinen, so kann dieser Widerspruch nur dadurch gelöst werden, daß gerade diese individuellen Abweichungen als Mittel zur Erreichung des Gattungszweckes angesehen werden. Diese Abweichungen sind am augenfälligsten bezüglich der psychischen Erscheinung der einzelnen Ichs, woraus sich ergibt, daß die psychischen Differenzen es vorzugsweise sind, die dem Gattungszwecke dienen. Der Schwerpunkt des Strebens des Willens muß also gerade darein verlegt werden, also in das geschichtliche Dasein der Menschheit, und indem wir immer an der Einheit des Willens festhalten, sind wir genöthigt, diese Geschichte allerdings als eine pragmatisch sich entwickelnde anzusehen. Daß dem wirklich so sei, bestätigt sich auch empirisch darin, daß wir in der Menschheit den Instinct noch immer eine Rolle spielen sehen. Rein individuelle Instincte, deren Endzweck in den Individuen selbst läge, gibt es nicht; selbst die allgemeine Anhänglichkeit am Dasein und Furcht vor dem Nichtsein ist nur Ausdruck eines Gattungszweckes. Der Instinct weist immer auf einen außerhalb der Individuen gelegenen Endzweck. Gibt es daher Instincte des Geistes — wie dieses Hartmann dargethan — so ist auch die geistige Thätigkeit der Menschheit eine für Gattungszwecke, indem die Leistungen der Einzelnen nach dem Princip der Arbeitstheilung geregelt sind. Wie aber die Individuen als räumlich und zeitlich beschränkte Wesen sich darstellen, so geschieht auch der Proceß der Selbsterkenntniß der Natur unter der Form der Entwicklung, indem jede Generation nur in einer ihrer Endlichkeit entsprechenden Weise den Proceß zu fördern vermag. Immer neue Specialzweige des Wissens lösen sich am Baum der Erkenntniß vom allgemeinen Stamme ab, und immer wieder neue Arbeiter sind an der Erweiterung und dem Ausbaue der Wissenschaften thätig. Dr. K. Frh. Du Prel.

Digitized by Google

*Geschichte der Arbeit. Volkslesebuch von Dr. Ferdinand Stamm. Wien, Commissionsverlag von Karl Gronemeyer, Prandels Buchhandlung. 1871. 325 S. gr. 8.

Die Geschichte der Arbeit ist wohl nichts als eine besondere Form der Culturgeschichte, und insofern kann sie auf Originalität im Allgemeinen kaum Anspruch machen. Nichtsdestoweniger ist das Herausheben dieses mächtigsten Factors menschheitlicher Entwickelung aus dem Rahmen der eigentlichen Culturgeschichte und das Zergliedern desselben in seine einzelnen Bestandtheile ein Unternehmen, das auf mehr als alltägliches Interesse rechnen darf. Hier stoßen wir vorweg auf die merkwürdige Erscheinung, daß gerade auf dem Gebiete der Geschichte, auf welchem nach allen Seiten hin umfassende litterarische Leistungen vorliegen, eine pragmatische Geschichte der Arbeit so sehr zu den Seltenheiten zählt, daß sie demjenigen, der nicht ganz besonders mit den Geheimnissen der Bibliographie vertraut ist, geradezu als ein Novum erscheinen muß. Um so verdienstlicher ist das uns vorliegende Werk, nicht allein weil es einem hochwichtigen und interessanten Thema eine eingehende Behandlung widmet, sondern auch weil die Absicht, die Geschichte der Arbeit als „Volkslesebuch" einem weitern Kreise zugänglich zu machen, eine nützliche und löbliche, und die Ausführung — wie wir vorweg gestehen — eine gelungene ist.

Es gibt nichts Denkbares, das für den Menschen eine solche Bedeutung hätte als die Arbeit, die schon in der Schöpfungsgeschichte ihren Ausdruck findet: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen." Alles, was wir sind, was wir besitzen und genießen, verdanken wir der eigenen und gemeinsamen Arbeit. Ohne die Arbeit ist nicht nur die Entwicklung und Veredelung, sondern die Existenz des Menschen überhaupt nicht möglich. Hinausgetrieben aus dem Paradiese der Mythe in die Welt der Wirklichkeit, besteht der Mensch den nicht endenden „Kampf um das Dasein". Dieser aber ist nichts anders als die Arbeit in allen ihren Formen.

Wohl enthält die Natur alle die Gaben, die nöthig sind, um die Bedürfnisse, die sie in des Menschen Brust gepflanzt hat, zu befriedigen. Allein dieselben sind für ihn werthlos, so lange er es nicht gelernt, von denselben Gebrauch zu machen. Die Mühe, die Arbeit allein ist der Maßstab für den Werth und Nutzen, welchen ihm diese Gaben gewähren. Zwischen dem Natursohne, dem die reife Dattel in den Schooß fällt, und dem Culturmenschen, der das Eisen aus der Erde holt, den Pflug schmiedet und den Acker furcht — welch ein Unterschied! Es kann denn auch nichts Interessanteres und Nützlicheres geben als die Verfolgung all der Phasen, welche der Mensch zurückgelegt hat, um das zu werden, wozu ihn sein Schicksal bestimmt hat. Der Weg von dem irdischen Paradiese, wo die verschwenderischen Naturgaben bald ungenügend werden und das Bedürfniß, der wirksamste Culturhebel, den Menschen weiter und immer weiter treibt, zu immer neuen Anstrengungen anspornt, bis zur Entdeckung und Erforschung des Erdballs und des Himmels, ist ein weiter und dornenvoller. Aber indem wir ihn im Geiste verfolgen, indem wir den Menschen ununterbrochen bei seiner Arbeit beobachten, indem wir uns alle Schwierigkeiten und Kämpfe, die er zu überwinden und zu bestehen hatte, um vorwärts zu kommen, vergegenwärtigen, lernen wir den hohen Werth der Ergebnisse der allgemeinen menschlichen Culturarbeit besser begreifen und würdigen, werden wir selbst bessere und glücklichere Menschen, eben weil diese Erkenntniß das Herz veredelt und den Genuß der Früchte solcher Arbeit versüßt und erhöht.

Auf diesem Wege ist das Buch des Dr. Ferd. Stamm ein vortrefflicher Führer, ein beredter, gewandter Cicerone, der nicht trocken, schablonmäßig, theilnahmslos, sondern mit innigem Verständniß, warmem Antheil und gefälliger, gewinnender Darstellung unser Interesse für die Dinge, an denen vorüber er uns geleitet, zu gewinnen und zu fesseln versteht.

„Mit Adam und Eva — sagt der Verfasser u. a. in der Einleitung —

Digitized by Google

verläßt das beginnende Volk das Paradies, den seligen Ort des Spieles und Genusses und geht zur Arbeit über. Auch das letzte Paradies auf der Erde, die Insel Tahiti, wie sie Forster noch sah, ist damit verloren gegangen, daß sich ein Culturvolk, die Franzosen, ihrer bemächtigte und die Einwohner unterwarf. Der Friede ist gestört, der Kampf um die Schätze der Insel begann, denn die üppige Natur reicht nun für Sieger und Besiegte nicht mehr aus, die neuen Bedürfnisse zu stillen, welche die Fremden mitbrachten und die sie unter den Ureinwohnern zu entzünden verstanden. — Die Entwicklung der Arbeit aus Spiel und Genuß, die Uebergänge sind bei jedem Volke anders, wie die Verhältnisse andere waren, in denen sie standen. Eben so hängt die langsamere oder raschere Entwicklung von örtlichen Verhältnissen ab: vom Himmelsstrich, von der Bodenbeschaffenheit, von den vorfindigen wilden Pflanzen, von den einheimischen Thieren, von den vorhandenen Erdschätzen, von dem herrschenden Wetter, von Bergen, Quellen und Flüssen und der ganzen natürlichen Ausstattung der Heimat des Volkes; und diese geben entweder die Anregung zur Entwicklung der Einwohner oder hindern diese, so daß wir nach einer mehrere Jahrtausende währenden Geschichte der Menschheit die einzelnen Völker fast noch auf allen verschiedenen Stufen der Entwicklung und Ausbildung der Arbeit antreffen."

Wehrlos, wie der Mensch vom Mutterschooße kommt — führt der Verfasser weiter aus — muß er sich Waffen suchen, den Ast zum Bogen biegen, die Palmfaser zur Sehne drehen, Pfeile spitzen, in Gift tauchen, und auf der Wache stehen. Da überhitzt der heiße Kampf sein kochendes Blut, der listige, grimmige, mordsüchtige Feind gewöhnt ihn an List, Zorn und Mordlust, und so wird er zum Wilden, der sich im Streite auch gegen sein Geschlecht mit gleichen Waffen und gegen die Thiere gewohnter Kampfweise kehrt. Der Nachbar mordet den Nachbar in vernichtendem Kriege, und wie das erlegte Wild, so verzehrt er den überwundenen Feind, wie der Tieger trinkt er sein Blut. Seine Kraft entwickelt sich nicht zur arbeitsamen Thätigkeit, sie äußert sich nur in der Nothwehr, in Jagd, Krieg und Zerstörung.

Die erste Völkergruppe bilden die Jäger, Hirten und Fischer. Diese leben noch im Urzustande, ohne geordnete Arbeit im eigentlichen (culturlichen) Sinne. Aber mit dem Beginn ist auch die Entwicklung und Fortbildung gegeben: es ist das Aufsteigen, der Uebergang zu den Gärtnern, Ackerbauern, Schiffern, Gewerbetreibenden und Künstlern. Mit dem Ackerbau erst begann der geordnete Fortschritt der Ausbildung und weiteren Entwickelung der leiblichen und geistigen Kräfte.

„Bei den Culturvölkern — so resumirt der Verfasser die sich gestellte Aufgabe — werden wir nur den Anfang der Arbeit aufsuchen und den Entwicklungsgang verfolgen, der nach den äußeren Verhältnissen und der inneren Anlage des Volkes sich als einen verschiedenen erwarten läßt. Wie aber mehrere Völker mit einander in Berührung kommen, befruchten sich die Erfahrungen, und gleich einer Saat in gutem Frühlingswetter keimen und blühen die Erfindungen und bringen frische Kräfte in Bewegung. Hier werden neue Arbeitsarten sichtbar, dort bilden sich Gewerbe heraus und die schönen Blüthen der Künste setzen sich an. Dort zieht wieder ein Krieg wie ein Wetter über ein gebildetes Volk; die alten wilden Horden der zurückgebliebenen Hirtenvölker stürzen sich wie Heuschreckenwärme über angebaute Länder und vernichten ganze Völker, ohne sich selbst an ihrer Stelle erhalten zu können. Jedesmal aber arbeitet sich ein begabtes, fleißiges Volk, sei es im Anfang noch so klein, wieder empor; denn nicht dem Glücke des zufälligen Fundes, nicht der ungeschlachten Faust des wilden Eroberers, sondern der besonnenen ausdauernden Arbeit ist die Erde bestimmt und der Arbeiter wird sie zuletzt allein behaupten."

Die Inhaltsübersicht möge den Gang dieser Darstellung hier andeuten; dieselbe zerfällt (nach der 1. Einleitung) in folgende Abschnitte: 2. Die Aegypter als

Digitized by Google

Ackerbauvolk. — 3. Die Chinesen als Gärtnervolk. — 4. Die Indier und Iraner aus der Völkerwurzel der Arier. — 5. Die Semiten in Babylon und Assyrien. — 6. Die Israeliten und ihre Arbeiterordnung. — 7. Das Schiffervolk in Phönizien. — 8. Die kunstsinnigen Griechen. — 9. Die Römer als Welteroberer. — 10. Die christliche Arbeiterordnung. — 11. Die Völker Mittel-Europas. — 12. Die Araber und das Verhältniß des Islams zur Arbeit. — 13. Die Ausbildung des Gewerbewesens in Deutschland und die Arbeiterordnungen der Innungen und Zünfte. — 14. Die Zeit der großen Entdeckungen und Erfindungen und ihr Einfluß auf die Arbeitsverhältnisse. —

Diese Gliederung des Stoffes ist eine der culturlichen Entwicklung der Menschheit entsprechende; die Darstellung eine zwar auf den in Aussicht genommenen größeren Leserkreis berechnete, doch weder trivial noch weitschweifig, sondern eben so gründlich wie gemeinverständlich, lebensfrisch, gehaltvoll und klar. Das Endergebniß der verdienstlichen und auch für gebildete Kreise empfehlenswerthen Arbeit faßt sich in folgende Sätze zusammen, welche für sich selber sprechen mögen.

Alle Arbeiterordnungen, die im Laufe der Geschichte zur Geltung kamen, sind durch die eingetretenen Aenderungen in den Verhältnissen gestört worden und, so gut sie zu ihrer Ausbildung sein mochten, doch unhaltbar geworden.

Die Arbeiterordnung der Israeliten für ein auf ein bestimmtes Land beschränktes, von allen anderen Völkern abgeschlossenes Volk ist nicht anwendbar für die im Verkehr auf der ganzen Erde durch einander wogende Menschheit.

Die Zunftordnung des Mittelalters, die auf der möglichsten Ausbildung der Handarbeit gegründet und für die in geschlossenen Städten vereinigten Bürger einer Gemeinde gegeben war, ist durch die Maschinen unhaltbar geworden und nicht auf den riesigen neuen Gesellen „Dampf" anwendbar.

Die drei großen wirkenden Kräfte in der Volkswirthschaft: das Stammvermögen (Capital), die Arbeit und der Geist (Unternehmungsgeist, Erfindungsgeist und Wissenschaft) haben im Laufe der Zeiten große, ungleiche Veränderungen erfahren.

Das Stammvermögen, ehemals fast allein in der Hand der Grundbesitzer, ist in andere Hände übergegangen und wird in sehr verschiedenartigen Formen erworben und angesammelt und daher auch verschieden ausgenützt.

Die Handarbeit, anfangs allein thätig, hat an den Thieren, an dem Wasser und Wind, an der Wärme und dem Feuer, an dem Chemismus, der Elektricität und dem Magnetismus mächtige Mitbewerber gefunden, und sie muß sich daher in anderer Weise, besonders in der künstlerischen Ausbildung, hervorragend geltend machen.

Der Unternehmungsgeist, anfangs fast nur als Eroberungslust und Heldenmuth thätig, ist jetzt als Erfindungsgeist, als Leitungs- und Verwaltungstalent, als scharfsinnige Berechnung, Umsicht und als wissenschaftliche Bildung zu einer außerordentlichen Bedeutung gelangt.

Allein sie haben sich noch nicht gegenseitig in das richtige Verhältniß gesetzt, sich noch nicht über ihre gegenseitige Unterstützung und Hülfe und über eine gerechte Vertheilung des Gewinnes geeinigt, und die zweckmäßige neue Arbeitsordnung im Haushalt, in der Gemeindewirthschaft, in der Volks- und Staatswirthschaft und endlich in der alle Völke umfassenden Weltwirthschaft bleibt die große noch zu lösenden Aufgabe.

F. St.

---

* Philisophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung. Berlin C. Duncker u. Comp. 1872.

Außer dem Glück, thätige Freunde, kann einem Autor kaum ein größeres begegnen, als ungeschickte Gegner zu finden. Dem ungenannten, aber um Hartmanns Philo-

Digitized by Google

sophie des Unbewußten fast mit Vaterliebe besorgten Verfasser obiger „Zurechtweisung" eines deutsch-americanischen Widersachers derselben, hat Dr. G. Stiebeling sein Geschäft etwas zu leicht gemacht. Statt sich auf die Bestreitung der Thatsache des vielangefochtenen „Instincts" zu beschränken, dessen Sein oder Nichtsein für Hartmanns Behauptung einer unbewußten Vernunft oder eines vernünftigen Unbewußten entscheidend ist, vermißt sich Stiebeling zugleich Darwins Annahme einer Vererbung desselben als irrig darthun zu wollen, die der Verf. mit Recht das Beste nennt, was wir von Darwin empfangen haben. Jedoch auch in erstgenannter Hinsicht hilft es nichts, Hartmanns Hypothese eines Unbewußten in den vorgeblichen Handlungen des Instincts dadurch niederlegen zu wollen, daß man einfach an deren Stelle bewußte Absicht des Handelnden setzt. Wenigstens möchte es, wie der Verf. richtig bemerkt, Stiebeling schwer fallen, zu beweisen, daß der bis zur tödtlichen Erschöpfung fortgesetzten Wiederherstellung ihres zerissenen Netzes seitens der Spinne bewußte Absicht zu Grunde liege. So lange gewisse oft räthselhaft erscheinende Vorgänge des Thierlebens sich durch äußeren Reizen entsprechende Lust- und Unlustgefühle des Thieres erklären lassen, wird es vielleicht gerathen sein weder zu bewußten noch zu unbewußten Absichten desselben seine Zuflucht zu nehmen. Das Verhältniß beider Gegner erhellt aus einem Beispiele. Hartmann erklärt die Thatsache, daß Vögel in heißen Ländern das Brüten unterlassen, durch deren instinctives Wissen, daß der Zweck des Brütens, die Küchlein zur Reife zu bringen, hier schon ohne ihre Zuthun erfüllt wird. Stiebeling, den Instinct bei Seite schiebend, gibt folgende Erklärung: „Zur Reifung der Eier ist bekanntlich ein Temperaturgrad erforderlich, welcher der Eigenwärme des Thieres gleich kommt. Der Vogel bebrütet also nur dann seine Eier, wenn er fühlt, daß sie kälter sind als er selbst." Hiezu bemerkt der Verf. (S. 40): „Das „bekanntlich" für den Verfasser, ist hier auch ein „bekanntlich" für den Vogel; weil Stiebeling es weiß, daß eine der Eigenwärme des Vogels gleichkommende Temperatur zum Reifen der Eier erforderlich ist, daher weiß es der Vogel auch. Woher derselbe es aber weiß, und wodurch er es weiß, wenn nicht durch den Instinct, darüber schweigt der Erklärer."

Warum sollte ein dritter, von beiden außer Acht gelassener Fall nicht eben so möglich, vielleicht noch wahrscheinlicher sein, daß nämlich der Vogel von dem Zweck der Bebrütung, die Eier zur Reife zu bringen, gar nichts weiß, sondern einfach dem Eindruck gewisser Reize folgt? Obiges „bekanntlich" als wahr vorausgesetzt, scheint der wirkliche Grund, weßhalb der Vogel auf seinen Eiern sitzt, der zu sein, daß sie seinem vom während der Schwangerschaft vermehrten Blutandrange erhitzten Unterleibe Kühlung gewähren. Sind sie so weit erwärmt, daß ihre Temperatur der Eigenwärme des Thieres gleichkommt, so hört die Kühlung auf und der Vogel verläßt die Eier. In heißen Ländern nun mögen die Eier in Folge der Boden- und Luftwärme gleich von Anfang an eine so hohe Temperatur annehmen, daß das Sitzen auf denselben dem Vogel keine Abkühlung mehr verursacht. Er setzt sich daher nicht erst darauf und die Eier werden lediglich durch die Sonnenwärme ausgereift. Unter diesen Umständen braucht die Absicht, Eier auszubrüten, im Vogel weder bewußt noch unbewußt vorhanden gedacht zu werden; eine solche muß gar nicht in demselben bestehen, und von einem „Instinct" muß nicht eben die Rede sein. Wer die Philosophie des Unbewußten, deren „speculative Resultate" auf „inductivem Wege" gefunden und bewiesen werden wollen, und für welche die Thatsache des Instincts eines der stärksten Beweismittel bildet, von dieser Seite betrachten wollte, würde vielleicht manche verwundbare Stelle an derselben entdecken, welche von Stiebelings Pfeilen allerdings nicht tödtlich getroffen worden sind. Desto vortrefflicher und namentlich für die modernen Naturforscher beherzigenswerth ist, was der Vf. in der Einleitung über Werth und Unentbehrlichkeit der Philosophie für denkende Naturforschung sagt und was im Wesentlichen mit Ernst Haeckels und Helmholtz' gewichtvollen Zeugnissen und Hartmanns eigenen Auslassungen (vgl. Abh. z. Phil. d. Unb. I.) übereinstimmt.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Stephan Vitnyédy

und seine Briefe, aus den Jahren 1656 bis 1662, in ihrer Bedeutung für die Geschichte Ungarns.

Von

Dr. F. Krones.

Das staatliche Leben Ungarns bietet in den Jahren 1656 bis 1670 den Anblick einer See, die, nach kurzer Rast von stürmischer Bewegung, — bald wieder hohl zu gehen beginnt und an der Oberfläche zunächst, dann im tiefsten Grunde erregt und aufgewühlt erscheint. —

Kaum sind die gewaltigen Stürme der Jahre 1604 — 1626, die Nachwehen in der Zeit von 1642 bis 1645 überstanden und mit den Vereinbarungen des Linzer Friedens nothdürftige Grundlagen für eine dauerndere Pacification Ungarns gewonnen, — so melden sich wieder, ein Decennium später, neue Kriegsgefahren an und die alten Gegensätze auf dem Felde der staatlichen und kirchlichen Interessen treten kampfgerüstet in die erst kürzlich verlassenen Schranken. Der abenteuerliche Zug Georg Rákóczy's II. nach Polen und dessen schmachvoller Ausgang stürzt Siebenbürgen in ein neues Wirrsal. Ungarn kann davon nicht unberührt bleiben. Ein neuer Türkenkrieg steht an der Schwelle, — doppelt gefährlich, sobald die Pforte einen neuen Stützpunkt für ihre Offensivpolitik an der europäischen Sachlage, vor allem an Frankreichs Angriffsgelüsten, ferner im Bereiche ihrer ungarischen Herrschaft (Großwardein fällt 1660 in Türkenhand) und endlich an den innern Zuständen Ungarns gewann.

Zwischen der Krone und den Ständen wuchern Mißverständnisse und Zwistigkeiten empor; dort die nicht unbegründete Furcht vor politischen Verschwörungen und Separationsgelüsten, hier das Mißtrauen gegen centralistische Maßregelungen und Staatsstreiche. Der Preßburger Landtag v. J. 1662 entscheidet den Bruch zwischen der Regierung und dem Protestantismus Ungarns, in seinem Lager wurzelt fortan die politische Unzufriedenheit, doch finden wir sie auch in den Kreisen des katholischen Magnatenthums und Reichsadels. 1663 bricht der Türkenkrieg los und gibt dieser Unzufriedenheit neue Nahrung. Der Eisenburger Friede v. J. 1664, von der Krone ratificirt, um freie Hand nach

Digitized by Google

außen und innen zu behalten und übertheuer erkauft, — denn man bezahlte ihn mit dem Credit der Regierung in der öffentlichen Meinung Ungarns, — dieser Friede, den sich gewissermaßen der Sieger vom Besiegten dictiren ließ, — ward am Vorabende der sogenannten „Magnatenverschwörung" (1665 bis 1670) abgeschlossen und das Ziel dieser politischen Verschwörung war kein geringeres als die Losreißung Ungarns vom habsburgisch-österreichischen Staate.

Die Epoche von 1656 — 1670 ist ein lehrreicher Beitrag zur Krankengeschichte des ungarischen Staatslebens. Jedes Volk von Culturberuf und politischer Bedeutung macht solche Krisen durch, und jede Regierung offenbart in ihren Annalen eine lange Liste von Mißgriffen und Unterlassungssünden, die eine solche Krise heraufbeschworen oder in ihrer gefährlichen Entwicklung steigerten. — Auch die damalige Regierung Ungarns war nicht rein zu nennen von folgenschweren Fehlern, von Octroyirungsgelüsten und halben Maßregeln, aber das gegnerische Lager machte sie im unversöhnlichen Grolle verantwortlich für Alles, selbst für das, was außer aller Berechnung sich ereignete, oder gar für fremde Schuld. — Man wollte des Türken ledig werden und schrie über die deutschen Söldner als unerträgliche Landplage; man verlangte, die Regierung solle den Ungarn mit unbedingtem Vertrauen entgegenkommen und betrachtete selbst jede Maßregel als halb verhüllten Staatsstreich, — Eigentlich aber speculirten die tonangebenden Persönlichkeiten der Magnatenverschwörung, ein Wesselényi, Peter Zrinyi, Nádasdy — auf die Kurzsichtigkeit und Schwäche der Wiener Hofregierung. Ihnen mangelte jener edlere Ehrgeiz, der seine Befriedigung nicht nur in dem eigenen Ich, sondern zugleich im Gemeinwesen verwirklicht sehen will. — Ob dieser edlere Ehrgeiz den populärsten Magnaten des damaligen Ungarns, den Ban Niklas Zrinyi beseelte? Er starb noch vor der letzten Probe (18. Nov. 1664), aber jedenfalls war das Wesen dieses Mannes schwungvoller angelegt und gemeiner Selbstsucht fremd.

Aus den Kreisen der protestantischen Opposition, die für die „Selbstständigkeit Ungarns" einzutreten fest entschlossen war, taucht ein Mann empor, von scharf ausgeprägtem politischen Charakter, der vermöge seiner Lebensstellung keine erste Rolle spielen konnte, aber wie nicht leicht ein Zweiter dazu taugte, den einflußreichen Agenten oder Geschäftsträger einer politischen Bewegung, ihren Aufpasser und Lärmschlager abzugeben.

Stephan Vitnyédy kam zur Welt den 20. December des J. 1612 auf dem westungarischen Schlosse Sárvár. Sein Vater Johann bekleidete bei dem Magnaten Paul Nádasdy die Stelle eines Hofrichters (udvarbíró) und erwarb sich durch Vermittlung seines Dienstherrn i. J. 1619 für sich und seine Familie einen Adelsbrief [1]). Seither findet sich auch das Prädicat de Musay mit unter dem Namen Vitnyédy's beigefügt. —

[1]) Derselbe findet sich nach dem Originale abgedruckt in Fábos Einl. z. s. A. der Briefe Vitnyédy's S. 7 bis 10. Die Schreibung des Namens ist hier: Withniedj; 1652 urkundlich auch Wyttniedy. Die ganz und gäbe Form blieb jedoch Vitnyédy.

Digitized by Google

Ueber das Jugendleben und den Bildungsgang Stephan Vitnyédy's wissen wir so gut wie nichts. Seine spätere Rolle im öffentlichen Leben, Ton, und Gehalt seines ungemein ausgedehnten Briefwechsels, die zahlreichen vornehmen Bekanntschaften, dienstlichen Verbindungen und Gönnerschaften, — andererseits Vitnyédy's Ansehen im protestantischen Lager, das werkthätige Interesse, das er für das Schulwesen seiner evangelischen Glaubensgenossen an den Tag legt, die Sorge für die Ausbildung der eigenen Söhne, die Geltung als Mäcenas im protestantischen Kirchen- und Schulwesen, — Alles dieses spricht für die Annahme, er selbst habe eine sorgfältigere Jugendbildung genossen. Ueberdies finden wir ihn schon in jungen Jahren, etwa bis 1638, als Privatsecretär Franz Nádasdy's, nachmaligem Judex curiæ und Verweser des Palatinates (s. 1667), — im Correspondenzfache verwendet; und daß er juristisch geschult sein mußte, beweist die Ernennung zum Notar der Stadtgemeinde Oedenburg. Hier gründete er auch, 1640 den 27. August, mit Susanna Endres — einer Bürgerstochter — vermält, den eigenen Herd und ein nach Allem zu schließen sehr geordnetes, wirthschaftliches Hauswesen. 1646 wählte ihn Oedenburg zu seinem Landtagsabgeordneten.

Sein Verhältniß zu dieser Stadtgemeinde erlitt jedoch bald eine bleibende Störung durch einen Privathandel, in welchen unläugbar der Hang zu Eigenmächtigkeiten und etwas Eigennutz zu Tage tritt. Jedenfalls hatten die Oedenburger einigen Grund zum bleibenden Grolle und wie unbehaglich sich unter diesen Verhältnissen unser Vitnyédy allda selbst fühlen mochte, beweisen seine brieflichen Andeutungen. Doch blieb Oedenburg seine eigentliche Wohnstätte.

Geboren zur Rührigkeit im öffentlichen Leben, unermüdlich, praktisch genug um den rechten Weg zum Einflusse und materiellen Besitze einzuschlagen, ein geübter Menschenkenner, rasch in der Auffassung, gewandt im Urtheil, berechnend, aber nicht bedächtig, ruhig in Erwägung und Entschluß, sondern weit eher zur Rabulistik und Hast im Planmachen und Handeln angelegt, — dazu beredt und federgewandt, — taugte er vollkommen zum Parteimann und Parteiführer. An öffentlicher Wirksamkeit und Schulung im parlamentarischen Leben und in der Taktik des Parteilebens fehlte es ihm nicht. — 1647 gab er den Posten als Oedenburger Stadtschreiber auf und wurde zum Obersteuereinnehmer des gleichnamigen Comitates gewählt. Ein Jahr später finden wir ihn als Abgeordneten der Stadt Güns. 1655 vertrat er die Oedenburger Gespannschaft auf dem Landtage.

Von größerem Belange noch waren seine vielseitigen Beziehungen zu den tonangebendsten Persönlichkeiten und Magnatenhäusern Ungarns. Palatin Paul Pálffy (1649 bis 1654) nennt ihn in einer Zuschrift an die Oedenburger i. J. 1652 seinen „vertrautesten Hausgenossen" („primarium aulæ nostrae familiarem"). In nahen Beziehungen stand er auch zu Franz Wesselényi, Pálffy's Nachfolger im Amte (1655 bis 1667); doch beweist Vitnyédy's Briefwechsel, daß ihm dieser Magnat nicht sehr wohlwollend gesinnt war, Wesselényi

Digitized by Google

fand an dem „protestantischen Hetzer" keinen Gefallen. Besonders beliebt war er jedoch bei Niklas Zrinyi, der hervorragendsten Persönlichkeit im Kreise der damaligen Magnatenschaft. Er war Zrinyi's „Hofcavalier" und geheimer Rath dieser äußert sich über ihn in einem Briefe an Johann Ruchich v. 24. Aug. 1658: „Ich kenne Vitnyédy als tüchtigen Menschen und schätze einen Lutheraner von gutem Gewissen höher, als einen Katholiken von schlechtem Bewußtsein." Zrinyi empfahl ihn dem Palatin Vesselényi 1661 aufs angelegentlichste. Ebenso stand er mit dem Bruder des Banus, Peter Zrinyi in Correspondenz; desgleichen mit Zichy, Czyráky, Batthyány, Stephan Tökölyi, Emerichs Vater, Ober-Ungarns reichstem Magnaten; besonders muß auch Franz Nádasdy's gedacht werden, da väterliche und eigene Dienste Vitnyédy an dieses Haus knüpften, aber sie konnten kein rechtes Vertrauen zu einander fassen. Nádasdy mochte ähnlich wie Vesselényi über den Agitator urtheilen, und dieser sah in dem genannten Magnaten den Egoisten und aalglatten Hofmann. — Ueberhaupt gab es — wie uns die Erörterung seines Briefwechsels nachweisen wird, keinen irgendwie namhaften Adeligen Ungarns, mit dem nicht Vitnyédy in irgend einer Verbindung gestanden wäre. Bis nach Siebenbürgen verzweigten sich seine Beziehungen, dies erweist die starke Correspondenz mit Jonas Mednyánszky, dem Geschäftsträger Georg Rákóczy's II. am Wiener Hofe, und der Umstand, daß ihn Fürst Michael Apafi I. (s. 1662) für seine Dienste gewinnen wollte. Der siebenbürgische Kanzler Niklas Bethlen [1]) besuchte ihn, auf dem Wege zum Banus Zrinyi, zu Oedenburg und nennt Vitnyédy in seiner Autobiographie den „berühmten Sachwalter und Vordermann des Lutherthums" (hires lutheránus prókátor és föember). Aehnlich äußert sich über ihn sein Zeit- und Glaubensgenosse Johannes Burius in seinem Werke; Micae historiae Evangelicorum [2]) — er nennt ihn einen „vornehmen Ungarn", einen der „Unsrigen und zwar der Vorzüglichsten einen"; den „berühmten Sachwalter" und „durch seine Opposition wider den katholischen Klerus seit 1655 ff. wohlbekannt".

Diese Bezeichnung entspricht vollkommen den Thatsachen. Vitnyédy galt unter seinen Glaubensgenossen sehr viel durch Talent und Rührigkeit in politischen Dingen, ausgedehnte und einflußreiche Verbindungen, endlich vermöge seiner Wohlhabenheit, die er zum Vortheile seiner Glaubensgenossen auch zu verwerthen bereit war. Vitnyédy wurde 1667 ein Mitgründer der protestantischen Akademie zu Eperies in der Sároser Gespannschaft, einem der 5 deutsch-ungarischen Vororte des ostungarischen Berglandes.

Die Anstalt nahm bald bedeutenden Aufschwung. Mehrere unbemittelte Jünglinge seines Glaubens ließ er auf seine Kosten im Auslande, an den

[1]) S. dessen Autobiographie (Gróf Bethlen Miklós önéletirása) Pest 1858, I., S. 324.

[2]) Ein sehr beachtenswerthes zeitgenössisches Werk, das die Schicksale der Evangelischen Ungarns v. 1673 bis 1688 schildert. Der Verfasser † 1688, 7. Dec. Sein Werk wurde 1864 zu Preßburg von Paul Lichner veröffentlicht. 8. XVII 220 SS. Die angezogene Stelle findet sich S. 21.

Digitized by Google

protestantischen Hochschulen in Jena, Tübingen, Wittenberg ausbilden, so den Johann Ensel, Johann Fabriczy, Zaban, Stürzer, Georg Dömötör, Georg Francisci, wie z. B. die ihm von einem und andern gewidmeten Dissertationen beweisen.

Vitnyédy's Besitz an Grundstücken und Baarschaft wuchs durch Geschick im Erwerben und Verwalten, so wie durch glückliche Speculation rasch heran, — man durfte ihn sehr bemittelt nennen. Ein so bedeutender Wohlstand ebnet die Lebenswege und kräftigt das Selbstgefühl. Unermüdliche Thätigkeit ging Hand in Hand mit litterarischer Beschäftigung in Mußestunden. Für seine Belesenheit sprechen Andeutungen in seinem Briefwechsel, namentlich mit dem Banus Zrinyi. Zum Epikuräer oder gar Schlemmer hatte er keine Anlage. Für sein mäßiges Leben kann als Beweis ein Schreiben dienen, worin er sich in launiger Weise selbst anklagt, einmal berauscht worden zu sein und es verschwört, je wieder den gefährlichen Wein (es war ohnedies nur Nachwein, Treber oder Tresterwein, magyarisch: löre) zu trinken.

Seine Frau starb 1660; sie hatte ihm vier Söhne und eine Tochter geboren. Den Erstgebornen, Johann (geb. 1644) ließ der Vater, unter der Aufsicht des Johann Losi, in Jena und Wittenberg studiren, doch lohnte er die väterliche Fürsorge schlecht. Den drittgebornen Sohn überlebte der Vater.

Vitnyédy's Name ist mit der Geschichte der Magnatenverschwörung bleibend verwachsen und nur in dieser Rolle der Jahre 1665 bis 1670 machte er sein Andenken in weiteren Kreisen geltend. Ein gründlicher Hasser des „deutschen" Regierungssystems und der „Papisten" sehnte er den Bruch herbei. Er gilt als derjenige, welcher rastlos die unzufriedene Stimmung der Protestanten zum Losschlagen aufstachelte, das Zerwürfniß der evangelischen und calvinischen Glaubenstheile im Interesse einer gemeinsamen Action zu beheben sucht und immer zum Aeußersten bereit sich zeigt. Maßvolle Erwägung und Bedächtigkeit in politischen Dingen war seine Sache nicht, der Mann hatte, wie schon gesagt, das Zeug zum rastlosen Agitator in sich. Als solcher machte er sich zur Zeit des verhängnißvollen Preßburger Landtages i. J. 1662 geltend.

Mann könnte ihn den Schildknappen des Banus Zrinyi nennen, mit ihm stand er im vertrautesten Verkehre. Vitnyédy erblickte in diesem Magnaten die feste Säule der Autonomie Ungarns, das Heil des Vaterlandes, den „Hannibal" des mit der Regierung im Kampfe liegenden Ungarns. Als Zrinyi den Tod gefunden 1665 — Vitnyédy befand sich damals in der Nähe des Banus — waren es Nádasdy, Peter Zrinyi und Palatin Vesselényi, denen er mit halbem Vertrauen seine Erwartungen zuwandte. Er machte alle Phasen der Magnatenverschwörung durch [1]). 1666, im März, befand sich Vitnyédy

[1]) Darüber finden sich Andeutungen bei Szalay: Magyarorszag tört. V. Band. 2. A. 1866, XXII. Buch, und bemerkenswerthe Aufschlüsse in A. Wolfs Wenzel Lobkowitz. Wien 1869, S. 239 ff.

Digitized by Google

zu Sáros-Patak, woselbst die glänzenden Festlichkeiten der Hochzeit Franz Rákóczy's mit Peter Zrinyi's Tochter Helena die politischen Vereinbarungen eines Magnatenconventes verschleierten; im Mai desselben Jahres treffen wir ihn auf dem Schlosse Murány, wohin Palatin Vesselényi eine zahlreiche Versammlung der Gesinnungsgenossen eingeladen. Bald darauf soll er, in Gesellschaft mit Ladislaus Fekete, der Vertrauensperson Vesselényi's, zu Wien mit dem französischen Residenten Gremonville unterhandelt und einen Brief aufgesetzt haben, worin Ludwig XIV. als König Ungarns begrüßt wurde. Vesselényi habe dies aber entschieden zurückgewiesen. Ueberhaupt habe Vitnyédy gern auf die Weisungen des Palatins vergessen und nach eigenem Kopfe gehandelt. 2000 fl. habe er von Gremonville, behufs der Ermorderung des österreichischen Parteigängers, des Fürsten Lubomirski, erschwindelt (!). Er und Petróczi seien entschlossen gewesen den Kaiser entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen. Vitnyédy soll, des Zuwartens überdrüssig, den abenteuerlichen Plan ausgeheckt haben, Kaiser Leopold, auf seiner Hochzeitsreise, im November des gleichen Jahres, bei Schottwien, am Semmering, mittelst eines Handstreiches aufzuheben. Er habe deshalb von Peter Zrinyi 500 Reiter begehrt, dieser aber zu einem so tollen Handstreiche seine Mithülfe versagt. Ueberdies sei Vesselényi über dieses Project so aufgebracht gewesen, daß er an Zrinyi schrieb, dieser möge den hirnverbrannten Menschen in Oedenburg festnehmen lassen und umbringen. Die Quellen, woraus wir dieses Histörchen schöpfen, sind allerdings nicht ganz lauter. Denn es sind die Aussagen der gefangen gesetzten Magnaten des J. 1670—1 und ein Zrinyi und Nádasdy, eine Maria Vesselényi geb. Szécsy, mochten sich in solcher Weise in ein günstigeres Licht stellen wollen. Immerhin bleibt es möglich und sind die beiden Briefe echt, welche ums Jahr 1669 Vitnyédy an Niklas Bethlen und Ambros Keczer geschrieben haben soll [1]), so spiegelt sich darin der verwegene Geist des Mannes der raschen Action; jedenfalls ist Ton und Gehalt der Briefe derart, daß er sie geschrieben haben könnte.

Vitnyédy erlebte nicht mehr den verhängnißvollen Ausgang der Magnatenverschwörung; der Tod überhob ihn der empfindlichen Sühne für die Theilnehmerschaft daran. Er starb, wie dies unzweifelhafte Zeugnisse darthun, den 13. Februar des Jahres 1670 zu Oedenburg, gerade im rechten Momente.

---

[1]) Diese Briefe finden sich den **Micae Joh. Burii** (s. o. S. 260) eingefügt, S. 17 bis 18. Der k. Fiscus führte sie unter dem Materiale der **Anklagen** wider den Protestantismus, 1673, October, vor, als „**latinas et quibusdam occultis signis, ipsis solum notis, scriptas et notatas**". In dem ersten Schreiben an Bethlen heißt es z. B. **Turcarum imperatori tributum demus, cum regno Transsilvaniae unius cordis erimus. Rex Franciae prostabit tributum: per legatum gallicum obtulit** . . . allerdings bekannte Thatsachen. In dem Schreiben an A. Keczer findet sich u. A. **Vratislaviam et Danskam** (Danzig) **in magna summa transmissum esse cambium** (franz. Wechsel) . . . . . **Gallus tarde movet, dummodo pennas suas mittat** . . . Fabó S. 20 hält die Unechtheit für ausgemacht.

Digitized by Google

Denn schon fahndete die Regierung nach ihm; drei Tage später erging ein kaiserlicher Befehl an die Oedenburger, die Schriften Vitnyédy's, von dessen Tode man eben vernommen, unverzüglich in Beschlag zu nehmen und — versiegelt — bis auf fernere Weisung in Obhut zu behalten. Diese Thatsache mag beiläufig über das Schicksal der bisher verschollenen und für die Geschichte der Magnatenverschwörung unersetzlichen Correspondenz Vitnyédy's, aus den Jahren 1665 bis 1670 Aufklärung geben.

Um so dankbarer müssen wir einer der jüngsten Publicationen der ungarischen Akademie der Wissenschaften entgegenkommen, da sie uns die inhaltreiche Briefsammlung Vitnyédy's aus den Jahren 1652 bis 1662 vorführt und als zweiten Theil die Correspondenz von 1663 bis 1664 in Aussicht stellt. Graf J. Szirmay schenkte nämlich im Februar 1864 der ungarischen Akademie eine umfangreiche Sammlung von Briefconcepten des 17. Jahrhundertes, deren größter Theil von Vitnyédy herrühre. Szalay erkannte deren Wichtigkeit und überließ die Durchsicht des Ganzem dem Pastor Andreas Fabó, correspondirenden Mitgliede der ungarischen Akademie. Dieser fand, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, der ganze Conceptband Vitnyédys Briefe enthalte. Er schied nur die Stücke aus, welche die verschiedenen Proceßführungen Vitnyédy's betreffen und veröffentlichte zunächst die Briefe aus den Jahren 1652 bis 1662. Den Anfang der Publication, die den XV. Band der ganzen Reihe oder den III. Band der neuen Folge des ungarischen Geschichtsarchivs (magyar történelmi tár) bildet — macht eine mit ziemlicher Sorgfalt behandelte Lebensskizze Vitnyédy's (S. 7—21), deren Gebrechen hauptsächlich bei der flüchtigen Behandlung der Theilnahme V.'s an der Magnatenverschwörung in die Augen springen. Dann folgt (S. 22 bis 82) das I. Buch der Briefe, von denen zwei auf das Jahr 1652, einer auf 1653, die übrigen, 70 an der Zahl, auf die Jahre 1656 — 1659 entfallen. Die Jahre 1654 und 1655 erscheinen gar nicht bedacht, — die Correspondenz, wie sie uns geboten wird, hat daher erst vom Jahre 1656 an Bedeutung. Die Einleitung zum II. Buche der Briefe (S. 83 bis 89) charakterisirt deren Inhalt in kurzen Andeutungen und dann folgt der Abdruck von 37 Briefen, deren alle, einen v. J. 1658 ausgenommen, dem Jahre 1657 angehören.

An die Vorerinnerung zum III. Buche (S. 129 bis 136) schließen sich 8 Briefe z. J. 1659, 11 z. J. 1660 und 31 für das folgende Jahr (S. 136 bis 182). Das IV. und letzte Buch in dieser Publication enthält außer den einleitenden Bemerkungen (183 bis 188) 84 Schreiben (S. 188 bis 257), sämmtlich aus dem Jahre 1662; vom Jänner bis zum Schlusse des Decembers. Im Ganzen haben wir es also mit 245 Briefen zu thun deren maßgebende Zahl den Jahren 1656 bis 1662 angehört [1]).

[1]) Ein einziges Schreiben darunter, v. 14. April 1662, gehört einem Neutraer Domherrn an.

Digitized by Google

Im Ganzen sind es mehr als 60 Correspondenten, an welche diese Schreiben gerichtet erscheinen, an Persönlichkeiten verschiedener Rangclassen und Berufskreise, Magnaten von staatsmännischer oder doch gesellschaftlicher Bedeutung, Diplomaten, Reichsedelleute, Bürgerliche; dann und wann findet sich auch Einer vom geistlichen Stande, des protestantischen oder katholischen Glaubenstheiles, z. B. Pater Cosmo, Beichtvater des Banus Zrinyi, und Pater Ladislaus, Guardian des Raaber Franciscaner-Klosters.

Die Hauptzahl der Briefe Vitnyédy's, 60 Stücke, ist an letztgenannten Magnaten gerichtet; die meisten anderen vertheilen sich auf: Stephan Zichy (20); Jonas Mednyánszky (15); Stephan Tökölyi, den reichsten Magnaten Ober-Ungarns und Förderer des Protestantismus (15); Kecskés (12); die drei Gebrüder Keczer: Ambros (10), Andreas (4) und Mainhard (6); auf Franz Nádasdy (9); Kéry (7); Peter Zrinyi (5); Klobuschitzky (3); Paul Vitnyédy (3). Die übrigen Briefe, 75 an der Zahl, gelten einer langen Reihe von Persönlichkeiten verschiedenster Lebensstellung, aus der wir nur die Namen: Palatin Paul Pálffy, Palatin Vesselényi, Barkóczy, Paul Eszterházy, Batthiány und die Namen der in die spätere Magnatenverschwörung verflochtenen Ungarn: Bory, Farkas, Szuhay u. s. w. herausgreifen. Auch findet sich ein Schreiben v. J. 1657 an den Residenten einer auswärtigen Macht am Wiener Hofe, wahrscheinlich den schwedischen Botschafter, vor.

Was die Datirungen sämmtlicher Briefe betrifft, so sind die meisten im Wohnsitze Vitnyédy's, zu Oedenburg ausgefertigt. 1656 bis 57 hielt sich Vitnyédy überdies in der Nachbarschaft, so in Dörföly, Udvard, Seibersdorf (Nádasdy's Besitz), Güns, Güssingen und z. Mitte August 1657 in Tschakathurn, einem Hauptorte der Zrinyischen Besitzungen auf. Zu Wien weilte er im J. 1659 v. 25. Jänner bis 8 Febr.; sodann 1662 zw. dem 6. bis 13. Nov. und Ende December d. J. Das letzte von den bisher edirten Schreiben datirt v. 31. Dec. 1662, zu Wien. Zu Preßburg finden wir ihn v. Mitte Aug. bis Anf. Sept. 1662. In Käsmark, Residenz Stephan Tökölyi's, weilte er Ende Juni 1660 bis A. Juli.

Sämmtliche Briefe sind, bis auf 5, welche lateinisch abgefaßt sind, in magyarischer Sprache geschrieben. Die Sprache spiegelt den lebhaften, vielbeweglichen, leidenschaftlichen Menschen, den Raisonneur, — aber auch den Mann von politischer Bildung und Weltkenntniß. Manchmal entdeckt man Züge gemüthlicherer Empfindung, obschon die Herbheit des Gefühls vorwaltet; auch nicht ganz ohne Humor ist der Mann aber die Satyre [1]) schlägt vor, und dann und wann fehlt es auch an Derbheit nicht.

---

[1]) Sie spiegelt sich z. B in den Spitznamen ab, die er einzelnen Persönlichkeiten hoher Stellung gibt, z. B. arany borju (goldenes Vließ) idolum, bécsi perspectiva (Wiener Perspectiv), disznós Geczy . . . ., worunter Auersperg, Porzia, Montecuculi gemeint sind. Die Deutung derselben ist allerdings oft nicht leicht.

Digitized by Google

Der Herausgeber selbst erwähnt, daß er eine Auswahl der Briefe getroffen und alle jene weggelassen habe, die mit langathmigen privaten Proceßgeschichten erfüllt sind. Anderseits bedauert er die nicht unbedeutenden Lücken der Correspondenz und wir mit ihm. Diese Lücken schließen die ganzen Jahre 1653 bis 1656, 1658, den größten Theil von 1659 und das halbe 1660ger Jahr ein. —

Gehen wir nun an die stoffliche Würdigung der Briefe, indem wir den vielseitigen Gehalt der ausgebreiteten Correspondenz nach den Hauptgegenständen ordnen wollen. Den Anfang mögen die Mittheilungen und Ansichten Vitnyédy's über die Unternehmung Georg Rákóczy's gegen Polen und die Wechselfälle der siebenbürgischen Frage machen.

Vitnyédy erscheint als eifriger Verehrer und Parteigänger Rákóczy's. Jeder rechtschaffene Ungar, schreibt er den 1. Febr. 1657 aus Oedenburg an den Wiener Residenten des Siebenbürger Fürsten, wünscht, Gott möge der polnischen Unternehmung des Fürsten zum glücklichen und ruhmvollen Ende verhelfen, so denn auch er selbstverständlich; ja läge es in seiner Macht, gern würde er Rákóczy nicht bloß zum Herrn Polens, sondern des ganzen „Ostreichs" (napkeleti birodalomnak) machen. Mit fieberhafter Aufregung verfolgt er den Heereszug des Fürsten, der ihm viel gilt, denn er ist „Ungar und Evangelischer", — aber er kann sich schlimmer Vorbedeutungen nicht erwehren, und was er in dieser Richtung den Briefen an Mednyánszky, Tökölyi, Zrinyi und AA. anvertraut, beweist keine gewöhnliche Kenntniß und Beurtheilung der politischen Sachlage. — Am besten zeigt sich dies in dem erwähnten Schreiben an Jonas Mednyánszky, denn damals war Rákóczy's Stern noch nicht gesunken, der Fürst noch nicht einmal ins Polenreich eingedrungen, sondern erst am Wege dahin. — Der schwedische König, meint Vitnyédy, habe nur aus eigenem Interesse das Bündniß mit Rákóczy geschlossen und wenn er Preußen und die dazu gehörigen Städte und Häfen vertragsmäßig von der polnischen Zukunftsbeute für sich behalte, was bleibe denn dann noch Rechtes übrig? Das habe auch von Livland und Kurland zu gelten. Reussen (das Palatinat Rußland) werde Chmelnicki (der bekannte Häuptling der ukrainischen Kosaken) niemand Anderem gönnen und wann auf diese Art nur Groß- und Kleinpolen erübrige, so verdiene das nicht ein absonderliches Glück zu heißen. Smolensk und die vielen andern Orte, die der Moskoviter erobert habe, werde er nimmer zurückgeben. Bezüglich der Russen ginge das Gerücht, sie hätten die Abmachungen mit den Schweden gelöst; wäre dem so, dann könnte daraus jederzeit große Ungelegenheit dem Fürsten und dem Vaterlande erwachsen. Auf den Türken, wie die Erfahrung lehre und alle Historiker darin einig seien, gäbe es keinen Verlaß, denn er nütze jede Gelegenheit aus. Der Fürst möge auf etwaige türkische Reiter und Janitscharen in seinem Gefolge ein scharfes Auge behalten; denn gerüchtweise verlaute es, die Pforte habe auf die bezügliche Werbung des Fürsten geantwortet, sie wundere sich, daß der Fürst sich einem solchen

Digitized by Google

Unternehmen gewachsen fühle. Des Fürsten Söhnlein sei noch sehr zarten Alters und da könne sich den jeder leicht Schlüsse machen, welche Pläne die Pforte bezüglich Siebenbürgens hege. Die Polen seien unbeständig, wankelmüthig, in ihrer Religion voll Aberglauben; es gäbe in ihrem Lande wenig feste Plätze und da müsse der Fürst immerwährend fürchten, daß sie, die gegenwärtig meist in der Agonie sich befänden, gegen ihn aufständig werden. —

Der Brief, den, einen Tag später, Vitnyédy an Stephan Tökölyi sandte, bewegt sich zwischen Hoffnung und banger Sorge. Das Heil oder Verderben der ungarischen Sache hange mit dem Glück oder Unglück der Unternehmung Rákóczy's zusammen; „vielleicht wird doch einmal" lauten seine Worte, „der langeher schlafende Gott des armen Magyarenthums erwachen und uns noch zu Ehren bringen". Anfangs März schöpft er aus dem glücklichen Einmarsche Rákóczy's durch den Szkolaer Paß ins Polenreich bessere Hoffnungen. Doch um dieselbe Zeit (2. März 1657) beeilt er sich aus Oedenburg an Mednyánszky eine schlimme Post zu melden, welche dieser „um Gotteswillen", so schnell als möglich und durch wenn immer bekannt geben solle, damit man beim Eintreten der gerüchtweisen Gefahr gerüstet sei. Nádasdy habe ihm gesagt, der Türke gewahre im Kampfe mit Venedig geringen Nutzen, wolle ihn auf jegliche Weise beendigen und noch in diesem Jahre seine Heere gegen Polen und Ungarn wenden; geschähe dies, dann gäbe es dem Fürsten viel zu schaffen.

Interessant ist es, was Vitnyédy über die Haltung des Wiener Hofes in der polnischen Frage zur Sprache bringt. Wir müssen da auf seinen Brief v. 6. Nov. 1656 an St. Tökölyi und auf das Schreiben an N. Zrinyi (1657, 7. Jänner, Oedenburg) zurückgreifen. In dem ersteren spricht er von dem Umstande, polnische Gesandten hätten dem K. Ferdinand die Krone Polens angetragen, — welches Ende die Sache nehme, wisse der liebe Gott. Ausführlicher sind die Mittheilungen an den Banus. Als der Polenzug Rákóczy's noch nicht gewiß schien, habe der Hof (damals lebte noch K. Ferdinand III.) den Kanzler (Primas Szelepcsényi) an ihn absenden wollen, diesen aber alsbald bei weiterer Kunde zurückgehalten. Der Hof habe früher getobt, jetzt aber kümmere er sich nicht viel um den Marsch des Fürsten nach Polen; Nádasdy sei benachrichtigt worden, daß die Regierung bei der Pforte, so gut wie bei Rußland und den Polen Rákóczy Hindernisse bereiten wolle und wie sie jetzt gesonnen sei, in ungesetzlicher Weise die Freiheiten des armen Ungarlandes zu zerstören und dasselbe zu unterjochen (doch sei das wohl noch etwas zu früh, läßt V. einfließen).

Den 16. Februar meldet Vitnyédy an den Banus, er wisse durch Nádasdy, ein Eilbote K. Kasimirs von Polen sei in Wien eingetroffen mit der Erklärung, die Polen seien bereit sich mit den Schweden und Rákóczy vergleichen zu lassen. Dieser sei sicher bereits in Polen eingerückt; denn am 16. Jänner habe er zu Visk (in der Marmarosch) den russischen Gesandten abgefertigt und Tags darauf den Marsch fortgesetzt, um sich den 22. d. M.

Digitized by Google

mit den Kosaken bei Lemberg zu vereinigen. Mit Polen werde es nicht mehr so wie bisher stehen, zu einem anderen Tanze käme es nun und die große bisher „prätendirte Libertät" sei an der Neige. — Ein paar Wochen später (17. März 1657, an Zrinyi) zweifelt V. an der Unterstützung der Polen durch den Wiener Hof, denn Mednyánszky habe dem „goldenen Vließe" die Erklärung abgegeben, geschähe dies, so werde Rakoczy seine Schaaren geradewegs aus Polen wider die aufbrechen lassen, welche sich ohne Grund und gegen den Inhalt der Verträge als Feinde erklären [1]). —

Ferdinand III. unterzeichnete aber bekanntlich noch vor seinem Ableben das Waffenbündniß mit Kasimir (30. März); und so schreibt denn V. (22. April 1657, an denselben) nicht lange darauf die ihm sehr unwillkommene Post, der Thronfolger werde ganz gewiß die Polen von Schlesien aus mit 13.000 M. unterstützen; sie zögen durch den Paß von Jablunka — „gäbe Gott, daß wir das nicht insgesammt büßen!" fügt er als Stoßseufzer hinzu.

Unmuthig lautet das Schreiben v. 4. Mai, offenbar dem Banus zugeschickt, wenn auch da und dort die Hoffnung durchschimmert, die Sache Rákóczy's werde bessern Fortgang nehmen, als die „Uebelwollenden" hoffen und geschäftig verkündigen. Denn die 15.000 M., die der Wiener Hof dem Polenkönig zugesichert, beunruhigen Vitnyédy augenscheinlich. Am meisten bestürzt macht ihn jedoch das Gerücht, man wolle den Banus an die Spitze eines Heeres gegen Rákóczy stellen. In dem Briefe an Zrinyi v. 27. Mai ist davon die Rede. Er wolle dem Banus gegenüber die Sache weder billigen noch widerrathen, denn Gott habe diesen mit so viel Weisheit gesegnet, daß er des Rathes nicht bedürfe: nichts destoweniger erinnere er sich, einmal gehört zu haben, daß, als der selige Palatin Niklas Eszterházy gegen Siebenbürgrn aufbrach, der wackere Ungar Thomas Bosnyák aufmerksam machte, der da nach Siebenbürgen reisen wolle, möge an jedes Haar im Schweife seines Pferdes Schifflein binden und sie am Theiß-Ufer zurücklassen, damit er sie, wenn er heim müsse, dort vorfände und nicht genöthigt wäre, gegen seinen Willen das Theiß-Wasser zu verkosten. — Vitnyédy beschwört den Banus, er solle seine Entschließungen derart regeln, daß dies nicht zum Verderben, sondern zum Besten des armen Vaterlandes und zum ruhmvollen Gedächtniß der Familie Zrinyi ausschlage.

Wie sehr unseren Mann der Gedanke peinigte, den Banus in dieser Richtung bethätigt zu finden, beweisen die gleichzeitigen Schreiben an Kéry

---

[1]) Vgl. den Auszug aus dem Briefe des Primas Lippay an K. Leopold I. vom 25 Juni 1657 b. Szalay a. a. O. V. 18., der Erzbischof fürchtet eine solche Wendung und äußert sich in bemerkenswerther Art über die Sympathien für Rákóczys Sache in ungarischen Kreisen. „In Seibersdorf (Nádasdy's Besitz; Vitnyédy befand sich im März allda) quid actum sit in occulto penetrare non potui gravis quidam vir scribit in hæc verba: hic continue estur et bibitur hilariter; et inter pocula iuratur publice, quod vellent defendere sanguinem hungaricum ..."

Digitized by Google

und Nádasdy (31. Mai 1657), sie mögen ihren ganzen Einfluß daran setzen, dies zu hintertreiben; dahinter stecke die teuflische Bosheit Uebelwollender, die unter dem falschen Scheine einer Auszeichnung Zrinyi in die gemeinschädlichste Sache zu verwickeln bestrebt seien.

Als eine Erläuterung des Verhaltens ungarischer Magnatenkreise [1]) zu der Rákoczy'schen Unternehmung dürfen wir den Brief Vitnyédy's an den Geschäftsträger einer auswärtigen Macht beim Wiener Hofe (Oedenburg, 20. Mai) willkommen heißen. Offenbar ist der schwedische Resident darunter gemeint. Das Schreiben eröffnet ein Stoßseufzer, es mögen die Vordermänner Ungarns, „wenn eben zwei oder drei dieses Namens würdig seien", etwas Gutes zur Erhaltung des Vaterlandes angesichts der dräuenden Türkengefahr, beschließen. Plänemachen ohne die Mittel der Ausführung halte er für äußerst nutzlos, sonderlich, wenn sie gegen den Fürsten von Siebenbürgen gerichtet seien; fehlten doch auch alle Mittel für die nächsten Bedürfnisse des Reiches; demnach sei er nicht der Meinung, daß irgendwelche Feindseligkeiten seitens der Stände Ungarns begonnen würden. Die Antwort des Hofes an den polnischen Sendboten hänge von der Erklärung Spaniens ab, an dessen König man von Wien einen Courier geschickt habe; bringt dieser die Zusage der Unterstützung gegen Rákóczy, dann erhält der Pole die gewünschte Antwort. Leopold, selbst mit Kriegsmitteln im Gedränge, werde sie lieber zu eigenen Zwecken verwenden. Vitnyédy habe dem Schreiben eines der einflußreichsten Jesuiten entnommen, daß man jedenfalls die dem Polen bestimmte Hülfe gewähren wolle; — das werde eben der Erfolg zeigen. Bis jetzt sei des Fürsten Unternehmung hinreichend glücklich gewesen, das hätten die Polen schon wiederholt verspürt, die, obschon aller gehofften Unterstützung ledig, gewohnter Weise übermüthig blieben. Der Befehlshaber der schwedischen Besatzung Krakau's, Wircz, habe vor einigen Tagen ein paar tausend Bauern, welche den Paß von Makovicza umlagerten, zersprengt und so einige hundert beladene Wagen Rákóczy's durch diesen Paß hinüber befördert. Alle Gebirgsübergänge seien von Bauern besetzt, den einzigen Arvaer Paß habe Stefan Tökölyi frei erhalten und mittelst dieser Gelegenheit passirten alle Briefe nach Krakau; wie sich deren auch Herr Mednyánszky bediene. Vitnyédy macht dem Botschafter den Antrag, auf diesem Wege seine Correspondenz mit Wircz zu vermitteln. Dann folgen einige Kriegsnachrichten vom polnischen Schauplatze günstigster Art, und die Meldung, Mednyánszky, Rákóczy's Geschäftsträger, käme nächsten Donnerstag (24. Mai) nach Preßburg; da könne der Botschafter (Schwedens) nach Bequemlichkeit Aufträge an Vitnyédy gelangen lassen. Aber die schlimme Ahnung Vitnyédy's bezüglich des Ausganges der polnischen Händel Rákóczy's, die er vor der Unternehmung aussprach und trotz des Aufflackerns gegentheiliger Hoffnungen nie ganz zu verwinden im Stande war, sollte bald ihr Recht behaupten. Der Juni entscheidet das Un-

[1]) s. o. Note 8. Vgl. über diesen Punkt Wolf a. O. S. 141.

Digitized by Google

glück des siebenbürgischen Fürsten, der Sieger wird zum Geschlagenen, der Angreifer zum Verfolgten. Davon berichtet Bitnyédy dem Ambros Keczer (14. Juli 1657) mit schwerem Herzen. Die Polen seien in die Munkácser Krajna eingebrochen, fügten den Gütern der Fürsten, der Magnaten Ladislaus Rákóczy und Homonnay großen Schaden zu, hätten die Haiduken geschlagen und in den Szamos-Fluß gesprengt, und seien wohl schon in Siebenbürgen selbst eingebrochen. Der Türke grolle dem Fürsten und sende den Polen ein Tartaren-Heer und 8000 Janitscharen zu Hülfe. Rákóczy's Schaaren seien bei Krakau geschlagen und alles stünde so schlimm, daß Johann Keményi, Rákóczy's Feldherr und sein Kanzler Mikes durch den Sandomirer Palatin Stanislovszki bei K. Kasimir um sicheres Geleite angesucht hätten, — der Friedensunterhandlungen wegen. Auch höre er, der Palatin (Vesselényi) habe die ältere Fürstin (Rákóczy's Mutter) persönlich aufgefordert, ihn aus Polen heimzurufen, denn auch diesseits rüste man. Aus der Steiermark seien vier Regimenter im Anzuge, altgediente deutsche Truppen, zu diesen würden noch andere stoßen und nach Ober-Ungarn marschiren, damit, falls der Türke in Siebenbürgrn einbreche, um dies Land in ein Paschalik zu verwandeln, man diesen Plan hindern könne. Unermeßlicher Schaden stünde Ungarn bevor . . . Der ganze Unmuth Bidnyéd's über die unselige Wendung entladet sich in dem Briefe an Mednyanszky vom 28. August 1657. Wo seien die großen Vorsätze des Fürsten geblieben, die jetzt so schmählichen Austrag fänden, oder wäre es nicht rühmlicher gewesen zu sterben, als einen solchen Ausgang zu erleben? „Ihr wolltet den Tartaren nicht 20.000 Thaler geben und siehe da, Tausende von Menschen werden in die Sclaverei geschleppt, wie das Gerücht geht. Ihr nahmt keine tüchtigen Officiere und so gingen durch Unverstand eure Soldaten zu Grunde. Ihr hattet keine Spione und siehe, wohin kamet ihr damit? Vor allem hatte ich wahrhaftig Furcht, lieber Herr Bruder, und deßhalb billigte ich nicht eure ordnungs- und zeitwidrige Unternehmung. Jetzt gilt der Schwede als Ursache, da er den Fürsten im Stiche gelassen habe; nein, Herr, wahrhaftig nein, — es ist euer Geiz und Unverstand . . .“ Und im October d. J., als die Schicksalsschläge den Siebenbürger Fürsten immer betäubender trafen, und der unversöhnliche Türke auf seiner Entsetzung bestand, schreibt B. an Tökölyi, jetzt habe Rákóczy nichts Dringlicheres zu thun als den Türken zu versöhnen, denn er höre, der Wajda der Moldau habe der Pforte 80.000 Thaler für die siebenbürgische Fürstenherrschaft versprochen. . . . Rákóczy möge dazuschauen, den Türken durch Geld und schöne Worte herumzukriegen, ein anderes Heilmittel gäbe es nicht. . . . Das Bündniß mit Schweden müsse erneuert werden. Schon Seneca sage: Quæ scelere pacta est scelere rumpatur fides. Die Polen hätten mit dem Fürsten Frieden gemacht und dennoch gestattet, daß der Tartare seine Soldaten in die Sclaverei schleppe. Eine solche Treulosigkeit rechtfertige den Vertragsbruch mit Polen. „Ich glaube nicht, daß es einen Theologen gibt, der dafür dem Fürsten die Absolution verweigern würde“, heißt es in dem Briefe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit.

Von Dr. K. Lemcke.

Erster Band von Opitz bis Klopstock.

Professor Lemcke hat Theorie und Praxis frühzeitig verbunden: er beschäftigte sich für seine Vorträge vielfach mit den Grundlagen der Kunst und lernte die poetische Technik durch eigene Uebung kennen. Sein Urtheil fällt somit immerhin schwerer ins Gewicht als das jener Korkstöpsel, die unter dem Strich mancher Blätter auf dem seichten Wasser des Feuilletons schwimmen und oft nur ihrem geheimen Groll Luft machen, daß ihnen selber nie ein Vers gelungen. Lemcke gesteht, „daß ihm bei zersplitterter Kenntniß und der Voreingenommenheit durch das Urtheil Anderer die erste Periode der neueren deutschen Dichtung sehr widerwärtig war", weil er jedoch seine Vorträge nicht aus bereits vorhandenen Werken nach dem bekannten Recept zusammenflicken wollte und er sich daher eingehender mit jener Zeit beschäftigte, wandelte sich die Verachtung, welche „seit den Urtheilen der Romantiker nur zu allgemein gang und gäbe geworden", in warmes Interesse.

Die Romantik vertrat eben eine durch und durch revolutionäre Epoche, deren Bedeutung auf allen Gebieten von Kunst und Wissenschaft erst durch die Arbeiten von Haym, Dilthey, Schenkel und Köpke erkennbar ist. Jede Revolution entspringt aus einem Gegensatz; daraus erklärt sich jenes Verdict, seine subjective Berechtigung, aber nur theilweise objective Gültigkeit. Eine Reaction dagegen mußte allmälig von selbst erfolgen und ist auch nach verschiedenen Richtungen erfolgt, so daß Lemcke den Boden für seine Darstellung bereits vorbereitet findet. Freilich dürfte auch diese die Acten über den verrufenen Zopf kaum endgültig abschließen. Erkundigen wir uns z. B. nach Liskow. Hettner behandelt den Mann und seine Satyren sehr wegwerfend; für ihn tritt Lemcke schneidig in die Schranken; er kann sich auf Goedeke, Menzel, Kurz und Gervinus, dem man als politischen Charakter volles Stimmrecht einräumen muß, als Eidhelfer berufen. Uns will überhaupt bedünken, daß das Privatleben eines Dichters bloß insofern bei der Beurtheilung seiner Werke herbeigezogen werden dürfe, als es diese erklärt, wenn nicht schon die Persönlichkeit

Digitized by Google

als solche ein Kunstwerk ist, oder symbolisch ein Ideal, die Art des Volkes, dem sie gehört, zu lebendiger Anschauung bringt.

Eine selbstständige Controle der Litterarhistoriker und allenfallsiger Streitpunkte ist für diese Periode schwer möglich: ihre Werke, wennauch einst in zahlreichen Auflagen gedruckt, sind sogar auf großen Bibliotheken selten; daß es in Deutschland sehr wenig Familien gibt, wo die Väter mit dem Grundbesitz zugleich den geistigen Besitz ihrer Zeit den Erben überliefern, müssen wir beklagen, können es jedoch leider nicht ändern. Möge Brockhaus fleißig fortfahren, auch die „Classiker des siebzehnten Jahrhunderts" durch tüchtige Gelehrte vorzuführen.

Gervinus erhob freilich bereits vor zwei Decennien den Warnungsruf über Opitz: „Die Zeiten Gottscheds und der Schweizer, welche dieses Homers Eustathius und dieses Miltons Addison werden wollten, haben ihm Ehre genug gethan und ähnliche Zeiten können wohl auch wieder kommen und für seine Unsterblichkeit wieder die Sorge übernehmen." — Leitet vielleicht Lemcke diese Zeiten ein? — Wir sind ohne Kummer! Wir betrachten es als einen Fortschritt der Litteraturgeschichte, daß die unbefangene Würdigung der Dichter des Rococo allmälig platzgreift und lassen uns dabei selbst ein bißchen Ueberschätzung gefallen, wie auch unsere Tage den Künstlern des vervehmten Zopfes gerecht werden; konnten sie doch wenigstens malen und meißeln! Unsere sogenannten Gebildeten greifen auf Opitz, Fleming, Gryphius und Logau doch nicht zurück. Diese waren modern für ihre Zeit; wir wissen ja, daß die Mode aus der Mode fällt, wir lachen über die Costüme nicht bloß jener von Großpapa und Großmama, auch über die, in denen wir selber prangten. Genau so geht es mit dem Modernen der Litteratur. Unser Publicum gleicht oft jenen Verdammten Dante's, welche zwar die Vergangenheit scharf und deutlich beurtheilen, aber nicht die Gegenwart; es bewundert und beklatscht Werke, an denen der stille Beobachter, der sein Aug' für das Ewige schärfte und jeden Frühling die löschpapierenen Blumen ganzer Leipziger Wiesen Düten werden sieht, allsogleich den hippokratischen Zug bemerkt, trotz aller Pomade den Aasgeruch wittert. Die Lorbeeren großer Cliquen litterarischer Rattenkönige sind nur Blech oder Papiermaché und noch dazu bloße Fabrikarbeit; ihr Schicksal zu verkünden braucht's keine ästhetische Cassandra. Schwerlich jedoch wird die Zukunft von ihnen bahnbrechende Verdienste aufzählen, wie von Opitz, Morhof, ja sogar von Gottsched! Wer liest noch Hercules und Valisca, Octavian, die asiatische Banise? Und doch spiegelten sie treulichst die Tendenz ihres Jahrhunderts! — Alles schon dagewesen! — Wer kümmert sich noch um Happel, den Lemcke mit feiner Ironie den Romanschreibern der Gegenwart als Muster empfiehlt? Und doch schlachtete er Jahr für Jahr die Geschichte ein, als hätt' er schon vor 20 Decennien — Fanny Lewald, Retcliff und andere allermodernste studirt. Erst im Salon und Boudoir; dann in der Kaserne und bei der Näh-

Digitized by Google

mamsell, endlich zerfetzt im Tabakladen und auf dem Schragen der Oebstlerin! — Ist Alles schon dagewesen!

Aber wozu denn diese groben Seitenhiebe auf die Gegenwart, wenn man die Vergangenheit besprechen soll? — Nun, wir brechen den Knittel nicht vom Zaune, Herr Lemcke reicht uns denselben mit allerlei Bemerkungen. So sagt er schon in der Vorrede: „Möge es mir gelungen sein, diese Arbeit für die deutschen Dichter fruchtbar gemacht zu haben. Ist Dichtung auch mehr als jede andere Kunst ein unmittelbarer Lebensausdruck, so ist und bleibt sie doch eine Kunst und verlangt als solche ihre besonderen Beobachtungen und Studien. Die Geschichte der vorliegenden Zeit kann sehr nützlich sein, wenn man die falschen Bestrebungen ihrer Dichter mit denen vergleicht, welche vor ihnen und nach ihnen das höchste Ziel erreichten." Glaubt Dr. Lemcke wirklich bei unseren Poeten und Recensenten eine Wirkung hervorzubringen? So naiv ist er gewiß nicht! Die meisten dieser Herren haben es vom heiligen Geist im Schlaf empfangen; sie fühlen sich unfehlbarer als der Papst im Vatican. Dann hatten sie ja schon längst Moses und die Propheten: Lessing, Herder, Goethe, Schiller! Und doch scheint es fast, als hätten diese Männer nie gelebt, oder lägen wie die Nibelungen, Parcival, Tristan, graue Jahrhunderte hinter uns. Wollten wir die Philologen ärgern, so würden wir sagen: Seht euch doch Schriftsteller und Publicum an; wie viele haben bei euch fleißig lateinische Pensa gemacht und griechische Verba conjugirt, den Virgil malträtirt und den Homer gesiebt, was ist aber daraus worden? Schaut euch jene großen Journale an, welche die Gedankenlosigkeit von Redacteur und Mitarbeitern im gräulichsten Kauderwälsch austrompeten; geht ins Theater, wo man classische Stücke nur mehr Schanden halber als Feigenblatt für den Schofel bringt; fragt bei den Buchhändlern, ob die schlecht geleimten Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Afterpoeten ziehen und wenn ihr euch von der Wirksamkeit eures Unterrichtes überzeugt habt, dann sperrt stumm und schamroth die Schulen.

Indeß so weit ist's noch nicht; solcher Pessimismus wäre zu groß. Deutschland zählt mehr Männer und Frauen von echter und tiefer Bildung, als irgendein anderes Reich; leider sind deren zu wenig, leider sind sie zu zerstreut, um ein Publicum zu bilden! Eine unsichtbare Kirche ohne Zusammenhang!

Doch von jetzt an wollen wir uns durch Herrn Lemcke nicht mehr zu einem Seitensprung in den Irrgarten der Gegenwart verlocken lassen: also zur Sache!

Der Verfasser vorliegender Litteraturgeschichte gibt als Einleitung eine wohlgegliederte Uebersicht der Anlagen des deutschen Volkes und ihrer Entwicklung; hier ist sein Styl schwungvoll um nicht zu sagen überschwänglich. Der großartige Stoff muß jedes deutsche Herz ergreifen, abwechselnd mit Begeisterung und tiefer Trauer erfüllen. Daß Lemcke stets die realen Mächte des Lebens, der Politik, Cultur und Religion berücksichtigt, daß er an passender

Digitized by Google

Stelle die Perspective auf die Litteratur anderer Nationen eröffnet, ist selbstverständlich; wir deuten es deßwegen an, damit man uns nicht vorwerfe, eine Hauptsache vergessen zu haben. Scharf ist der Gegensatz der neueren Zeit und des Mittelalters charakterisirt. Weil dieses noch in unseren Tagen — mächtiger als manche, für die es nur überwundene Standpunkte gibt, ahnen und begreifen — fortwirkt, so kam es dem Verfasser sehr zu statten, daß er lang im katholischen Süddeutschland lebte, dessen Zustände, den Geist, die Bildung und das Gemüth der Bewohner aus eigener Anschauung kennen lernte. Er blieb dadurch vor leichtsinnigem Absprechen, vor phrasenhaftem Dünkel gesichert und anticipirte in der Cultur- und Litteraturgeschichte nirgends den Prager Frieden, den auf diesem Gebiete freilich weder Litteraten noch Diplomaten je zu dictiren im Stande sein werden.

Eine der besten Partien des Buches ist jene, welche den Bruch des Humanismus mit der ihm vorausgehenden Weltanschauung darstellt. Der Humanismus verschnörkelte im Rococo, wobei es Deutschland zu keiner Originalität brachte, die Höfe copirten Versailles und die Poeten überkamen die Renaissance aus zweiter Hand. Die Volksdichtung verrohte mehr und mehr, das Lied vom Prinzen Eugeni war eine späte schöne Blüthe am abdorrenden Stamme. Lemcke sagt: „Statt Individualität, welche der allgemeinen Cultur ermangelte, ein allgemeines Gesellschaftswesen ohne Individualität; statt Glauben und Anschauen und Empfinden ohne Philosophie ein philosophisches Vernünfteln, welches dem vollen frischen Erfassen und jedem leidenschaftlichen Handeln die Spitze abbrechen mußte; statt derber Lust Schöngeisterei; statt verworrener Phantastik Phantasielosigkeit; statt Leben und Gestaltung in der Poesie ohne leitende und bestimmende Ideen, Ideen ohne Gestaltung und Wissen ohne Leben: das war in großen Zügen der Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie.“ Diese Antithesen gelten nicht nur für die Vergangenheit, theilweise lassen sie sich geographisch diesseits und jenseits des Maines noch erkennen.

Ins Einzelne können wir Herrn Lemcke begreiflicher Weise nicht folgen. Was seine Darstellung desselben betrifft, so fühlte er selbst, daß der manchmal trockene Stoff auf sie eine lähmende Rückwirkung übte; kleine Wiederholungen sind auszumerzen, manches ist zu glätten, manches feiner zu ciseliren und in eins zu arbeiten, wenn man auch nicht Hettners Eleganz fordern will. Den lapsus calami S. 127, daß Jacob Balde in einen Petrus umgetauft wird, stechen wir für die zweite Auflage heraus, da möge Herr Lemcke auch die Citate aus anderen Sprachen, z. B. S. 220 in unser geliebtes Deutsch übertragen. Gelungen ist die Schilderung Gottscheds und seiner Sippschaft, insbesondere verweisen wir auf das S. 398 über den Hanswurst Gesagte, der zu Wien lang eine Rolle spielte. Für diesen Abschnitt liegt Danzel vor, den Lemcke mit Recht rühmt. Trefflich ist Haller gezeichnet und seine großartige Bedeutung hervorgehoben, dagegen scheint es uns nicht angemessen, wenn bei Hagedorn auf Beranger angespielt wird. Unmittelbar an Geßner wäre vielleicht

Digitized by Google

Seb. Bronner zu reihen, obgleich er in eine spätere Zeit fällt. Seine Schilderungen übertreffen an Sicherheit der Linienführung und Wahrheit der Farbe die Geßners, über den wir ihn stellen möchten. Bronner böte leicht Gelegenheit zu Vergleichen mit Naturmalern der Gegenwart.

Mit Recht nimmt Lemcke auf landschaftliche Gruppen Rücksicht. Hat auch Oesterreich, welches im Mittelalter voranstand, nach der Reformation vom Ultramontanismus geknebelt keinen hervorragenden Platz eingenommen, so fiel es doch nicht ganz aus dem Kreise deutschen Geisteslebens in böotische Nacht. In der Geschichte der Volkspoesie wird es immer seinen Rang behaupten. Auch Abraham a S. Clara darf man nicht obenhin abfertigen. Es wäre übrigens an den Oesterreichern selber, die Partituren ihrer Stimmen im Concerte deutscher Dichtung genauer zu besorgen. In einer Ecke schmollend über Zurücksetzung klagen, während man die Hände in den Schooß legt, ist einfältig. Oder sollen vielleicht „die draußen" unsere Arbeit thun, sich in unsere Archive versenken, um allenfalls das Nähere über eine so bedeutende Dichterin wie Katharina Regina von Greiffenberg zu ermitteln? Wir wissen einen Diemer und andere Ausnahmen zu schätzen, aber die Hand aufs Herz! im Grund genommen haben wir wenig gethan, um unseren Stuhl zu wahren. Man kommt nicht weit mit Grillparzers Spruch:

„Der Oesterreicher stellt sich hin vor jeden
Und denkt sein Theil und läßt die andern reden!"

Wenn es dabei nur nicht zumeist am Denken fehlte! Das Alles sagen wir übrigens nicht aus einer particularistischen Anwandlung. Wir verwahren uns gegen jeden Winkelparnaß, seien nun seine Schranken zwei- oder dreifarbig angestrichen; wir wollen nur Eine deutsche Litteratur, unter dieser höheren Einheit jedoch die vollkommene Berechtigung der Stämme nach Individualität und Verdienst. Also keine specifisch österreichische Litteraturgeschichte, wohl aber eine warme lebendige Darstellung des Antheils, den Oesterreich von je an der Entwicklung der deutschen Nationallitteratur genommen, durch die Hand eines quellenkundigen Oesterreichers.

Man sage uns nicht: reden und handeln ist zweierlei. Verweisen wir für unseren Theil auf Tirol. Gilt doch diese Provinz als die abgeschlossenste Oesterreichs, als diejenige, welche der Strömung neuer Ideen einen unersteiglichen Bergwall entgegensetzt. Fragen wir die Geschichte! Das Drama des Mittelalters in Tirol steht nach Text und Scenirung im ununterbrochenen Zusammenhang mit den Passionsspielen, wie sie in deutschen Städten aufgeführt wurden. Nachdem die mittelalterliche Passion aufgehört, lasen in der Trinkstube zu Hall am Inn die Bürger Dramen eines Birken und anderer deutscher Poeten vor. Als besonderer Freund des Schauspiels ist Achatius Heuberger zu erwähnen. Die Bücher wurden von Augsburger Kaufleuten auf die berühm-

Digitized by Google

ten Märkte von Hall gebracht, manches derselben ward von den Jesuiten confiscirt, bis das landesfürstliche Verbot die Einfuhr der gefährlichen Waare hinderte. Der berühmte Geigenmacher Stainer mußte das Lesen solcher lutherischer Werke mit schwerer Kerkerhaft und langem Elend büßen. Gerade in Tirol zuckte von Zeit zu Zeit der Protestantismus in hellen Funken aus dem **Boden** — bis auf unsere Tage! Wer erinnert sich nicht mit Schmerz und **Scham** der Austreibung der Zillerthaler im Jahre 1838? — Wagen vielleicht die Väter der neuerfundenen Glaubenseinheit, welche fast jedem Ministerium unangenehme Verwicklungen bereitete, diese Thatsachen zu bestreiten? Wir berufen uns auf ihre eigenen Schriften; aus dem Mund eines Greuter, Kripp, Ruf, Sinnacher, Tinkhauser, Thaler, Weber geht doch nicht zweierlei Athem! Hie und da findet man beim Abbrechen alter Gebäude lutherische Bücher, die man aus Furcht vor Verfolgung vermauerte.

Das Alles wurde in der Geschichte des geistigen Lebens von Tirol noch immer nicht genügend gewürdigt. Bezüglich des Drama's des Mittelalters und auch der neueren Zeit verweisen wir auf den gleichnamigen Aufsatz im vierten Jahrgang der Oesterr. Revue 1866, Jänner-Heft I, S. 27, wo diese Dinge weitläufig und quellenmäßig behandelt sind.

Führte der Alexandriner die deutsche Muse vom Knittelvers weg, so führte das Tiroler Bauernspiel den Alexandriner wieder in den Knittelvers zurück, wie man das in den zahlreichen Stücken des Museums zu Innsbruck ersehen kann. Das Hoftheater zu Innsbruck, zum Theil auch die beliebten Festspiele der Jesuiten am Gymnasium vermittelten dem Volke die Formen der schlesischen Dichter, welchen die Bauern freilich auf ungeschlachte Weise die wohlgemessenen Versfüße ausrenkten. Sogar der Christus patiens des Hugo Grotius blieb nicht unbeachtet; der Curat zu Altrans bei Innsbruck flocht im vorigen Jahrhundert der Passion Stellen derselben ein. Sie stechen freilich wie Purpurlappen von einer grauen Lodenjoppe ab. Die Kunstpoesie wirkte mittelbar durch die „Studirten" auf das Volk, dessen späteres Drama überhaupt weniger original ist als manche Enthusiasten wähnen.

Einer dieser „Studirten" verdient in der Litteraturgeschichte besondere Erwähnung. Es ist Franz Adam Graf von Brandis, der Sprosse einer litterarisch vielfach thätigen Familie, geboren 1639, gestorben 1695. Der „geheime kaiserliche Rath" veröffentlichte 1678 zu Botzen das berühmte Buch „des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzel". Diese geschichtlich und geographische Darstellung des Landes war weit verbreitet und viel gelesen. Er war aber auch Dichter. Im Museum liegt ein mächtiger Band: Alidarci und Selindae Königlicher Lustgarten vollkommener Zufriedenheit. Mit deutschen Reimen bepflanzet von Franz Adam Grafen von Brandis." Diese Reime sind Alexandriner untermischt mit vierfüßigen Trochäen, durchschnittlich gut gebaut. Das langathmige Drama zerfällt in acht „Handlungen", deren jede sich in mehrere „Eintritte" gliedert, jedem Eintritt geht eine Einleitung in Prosa

Digitized by Google

voran. Es treten neben Helden, Kriegern, Prinzen, Prinzessinnen und Königen allerlei Götter, Götzenpfaffen, amazonische Kriegsfrauen und Bauern auf. Das Stück folgt nach Inhalt und Form den Mustern der schlesischen Schule. Selbstständigen Werth darf es wohl keinen beanspruchen. Statt der Vorrede finden wir eine „Geschichtserzöllung". Wir geben eine Probe: „Unter Heroino, König in Caramanien und Sillantes dem Scepterführer in Syria flambte ein sollicher Widerwillen und blutsaugender Kriegesschwall, daß sich der ganze Götterrath selben zu hintertreiben unfruchtbar bearbeitet, bis endlichen der friedenbringenden Venus beigefallen, wie Heroinus mit einem in Tapferkeit gepriesenen Sohn Alidarco und Sillantes mit einer in Schönheit unvergleichlichen Tochter Selinda beglückseeliget sei. Diese mit Liebesbanden zu verstricken und dadurch den Frieden wiederumb zu verneuern, sollte man ihren Sohn Cupido mit sollicher Geschoßes-Verrichtung durch die Wolken abförtigen." Das Stück ist von Interesse wegen des Verfassers; höhere Bedeutung gewinnt es dadurch, daß es den Einfluß der Kunstpoesie auf Kreise und Gegenden zeigt, die man bisher davon unberührt glaubte.

Zum Schluß kommen wir noch einmal auf Lemcke's Buch zurück, indem wir es der Beachtung der Freunde deutscher Litteratur empfehlen. A*r

---

Die Metaphysik der Geschlechtsliebe in ihrem Verhältniß zur Geschichte.

Sommes nous pas bien brutes de nommer brutale l'opération qui nous faict ?
Montaigne.

III.

Schopenhauer selbst sieht sich gezwungen, von der Alleinheit des Willens ausgehend einen Gedanken auszusprechen, den er freilich nur als ein Gleichniß angesehen wissen will, in welchem aber doch die Erkenntniß des wahren Sachverhaltes durchbricht: „So mag denn auch noch dieses Gleichniß mit hingehen, daß man sich das Menschengeschlecht bildlich als ein animal compositum vorstellen kann, eine Lebensform, von welcher viele Polypen, besonders die schwimmenden, wie Veretillum, Finuculina und andere Beispiele darbieten. Wie bei diesen der Kopftheil jedes einzelne Thier isolirt, der untere Theil hingegen, mit dem gemeinschaftlichen Magen, sie alle zur Einheit des Lebensprocesses verbindet; so isolirt das Gehirn mit seinem Bewußtsein die menschlichen Individuen: hingegen der unbewußte Theil, das vegetative Leben mit seinem Gangliensysteme, darin im Schlafe das Gehirnbewußtsein, gleich einem Lotus,

Digitized by Google

der sich nächtlich in die Flut versenkt, untergeht, ist ein gemeinsames Leben Aller." (W. a. W. u. V. II. 371.)

Mit dem Nachweis eines unbewußten Theiles auch im Gehirnleben — wie ihn Hartmann beigebracht — erweitert sich auch die Anwendung des Gleichnisses. Es ist durch nichts gerechtfertigt, dieses gemeinsame Leben Aller auf das Vegetative zu beschränken und das geistige Leben hievon auszuschließen, nachdem doch die unmittelbar aus dem Willen quellende Teleologie des Willens im Organismus in der Bildung des Erkenntnißorgans gipfelt, daher in den Functionen desselben dieses teleologische Verhältniß nicht bei Seite gedrängt sein kann, da ferner das bloß accidentaliter als ein Zustand sich einstellende Bewußtsein dieses Verhältniß ebenfalls nicht aufheben kann. Die Decomposition des animal ist eben nur eine Illusion dieses Bewußtseins, nicht wirklich, sondern nur für dieses vorhanden. Es enthüllt sich aber hier deutlich, warum Schopenhauer z. B. in der Philosophie eine Entwicklung nicht anerkennen wollte. Die Teleologie an sich ist es nicht, gegen die er sich sträubt und er hat sie ja selbst aus dem subjectiven Gebiete, darein sie durch die Kritik der Urtheilskraft von Kant war verlegt worden, wieder auf das objective Gebiet zurückversetzt. Er würde demnach wohl auch im Gebiete des Geistes eine solche objective Teleologie anerkannt haben, wenn er nicht durch seine unhaltbare Lehre vom willensfreien Erkennen sich den Weg dazu verlegt haben würde. Das Erkenntnißorgan des Genies ist ihm abgelöst vom Stamme, dem es entsprossen, und darum beschränkt sich bei Schopenhauer die Teleologie lediglich auf das vegetative Gebiet; innerhalb desselben aber herrscht auch für ihn der consensus naturæ nicht nur zwischen den Gattungen, sondern sogar zwischen den verschiedenen Naturreichen, wo es Gattungszwecke gilt; z. B. in solchen Pflanzen, deren Befruchtung nicht vor sich gehen könnte ohne Insecten als Vermittler, welche entweder den Pollen an das Stigma tragen oder die Stamina zum Pistill beugen.

Aber die Schöpferkraft der Natur kann in den einzelnen Individuen nicht gleichsam als erloschen angesehen werden, sie gibt in denselben ihre Einheit nicht auf in der Weise, daß sie etwa die Functionen des Intellects nicht mehr bestimmte und die Individuen sich selbst und ihrem mangelhaften Bewußtsein überließe; — der Idealist Schopenhauer sollte das schon gar nicht bestreiten, da ja ihm die Functionen des Organs lediglich das auseinandergezogene Bild seiner Wesenheit sind, und Widersprüche im Selbsterkennungsprocesse des Willens an räumlichen und zeitlichen Bedingungen liegen müßten, also höchstens dialektisch mit dem Idealismus vereinbar wären —; sondern auch im geistigen Leben der Menschheit hält der Wille die Summe der Individuen zusammen, wie ja auch in den Insectengemeinschaften das Treiben am Lichte der Erkenntniß, des Insectenbewußtseins, vor sich geht. Dieses Insectenbewußtsein spielt sogar eine gar nicht verächtliche Rolle darin, indem die Insecten ihr zweckmäßiges Handeln jedesmal dem einzelnen Falle in Bezug auf das Detail an-

Digitized by Google

passen, Hindernisse überwinden, eingetretenen Störungen abhelfen ꝛc. Schopenhauer sagt darum auch: „Ungezwungen kann man im Ameisenhaufen oder im Bienenstock das Bild eines auseinandergelegten und an das Licht der Erkenntniß gezogenen Organismus erblicken.“ (W. a. W. u. V. II 394). Und er fügt die schönen Worte aus der Physiologie von Burdach bei: „Die Bildung und Geburt der Eier kommt der Königin, die Einsaat und Sorge für die Ausbildung den Arbeitern zu: in jener ist der Eierstock, in dieser der uterus gleichsam zum Individuum geworden.“ [1])

Der bloß graduelle Unterschied eines gesteigerten Bewußtseins in der Menschheit kann an diesem Verhältnisse nichts ändern. Die Natur hat diese Insecten mit Instincten versehen, die auf außerhalb der Individuen gelegene Zwecke gerichtet sind und mit erstaunlicher Sicherheit functioniren; daß Bewußtsein derselben tritt nur nebenbei in Action, indem es in den Details ihres Treibens aushilft. In der Menschheit nun ist dieses Bewußtseinsmoment allerdings hochgesteigert, aber zu glauben, daß es das alleintreibende Moment der Geschichte sei, daß die Geschichte lediglich das Werk unserer bewußten Geistes-

---

[1]) So ist es auch in der Culturgeschichte. Die Selbsterkenntniß des Willens geht nur in Einem Individuum vor sich, das ist der Wille. Aber im Processe, im Drama dieser Besinnung treten verschiedene Personen auf, in welche dieses Eine Individuum sich selbst dramatisch auseinandersetzt. Wir finden in uns selbst Gelegenheit, den Vorgang solcher Selbstdramatisirung zu beobachten, nämlich im Traume. Im Traume spaltet sich das Ich, und wenn wir z. B. in einem Examen stehend uns vergeblich bemühen, die Antwort auf die Frage des Lehrers zu finden, so erfahren wir sie aus seinem Munde; auch auf Fragen, die wir selbst thun, ertheilen uns Andere Auskunft. Und doch haben nur wir sie ihnen in den Mund gelegt; Jene aber stehen vor uns in ihrem Habit, in ihrer Gestalt und den Gesichtszügen genau als bestimmte Menschen gezeichnet, die Nicht-Ich sind. Im Traume hörte ich einst einen Freund einem Dritten von einem vergnügten Tag erzählen, den er mit mir verlebt. Ich hatte den (nie erlebten) Tag längst vergessen, aber im Zuhören besann ich mich auf Alles wieder, bestätigte es und machte Zusätze. — Einst verlor ich mich auch zu Ende eines langen Traumes in einen Corridor eines weitläufiger Baues, von dessen entgegengesetztem halbdunklen Ende mit rauschendem, seidenen Schleppkleide eine Dame mir entgegenkam. In der Absicht, ihre Züge zu sehen, ging ich möglichst nahe an ihr vorüber und erkannte so in ihr eine meinem träumenden Ich seit Jahren bekannte Dame, wobei ich natürlich den ganzen Proceß dieses Bekanntwerdens construirte. Während dessen aber blieb ich mit dem einen Fuße an ihrer Schleppe hängen und erwachte im gleichen Augenblicke mit einer nervösen Zuckung, die mir ganz entsprechend diesen Fuß nach auswärts drehte und die ohne Zweifel den ganzen Traum veranlaßt hatte. Der ganze lange Traum fiel in so kurze Zeit, daß nicht einmal die Cigarre ausgegangen war, die ich erwachend noch in Händen hielt. — Auch treten wir im Traume oft in große Gesellschaft von Leuten, die wir, auch wenn es nicht aus dem bewußten Leben herübergenommene sind, doch alle kennen und bei deren Begrüßung wir die ganze Vergangenheit derselben mit ihnen verbinden, soweit unser träumendes Ich damit bekannt ist; jeder erweckt andere Erinnnerungen, frohe, mit ihnen verlebte Stunden, Knabenstreiche, Heiteres und Trauriges durch einander. — In allen diesen Fällen geht im Träumenden ein „dramatisirtes Besinnen“ vor, wie es Lichtenberg nennt.

Es ist keineswegs sicher, ob nicht aus den verachteten Träumen vielleicht mehr sich lernen ließe als aus dem Leben.

Digitized by Google

thätigkeit und in ihr gerade nur so viel Sinn und Verstand zu finden sei, als in den Köpfen der jeweiligen Generationen als Trägern der Geschichtsepoche vorhanden ist, — das hieße doch sehr die Beschränktheit des menschlichen Intellects verkennen. Im Thierreiche vikarirt der Instinct für den Intellect, soweit dieser nicht ausreicht, so daß dem letzteren nur wenig zu thun übrig bleibt; aber nun zu glauben, daß dagegen in der Menschheit dem Instincte nichts mehr zu thun bleibe, indem Alles vom Intellect besorgt würde, das ließe sich doch — da Instinct und Bewußtsein in der Natur überall zu dem für den Gattungszweck nöthigen Erkenntnißquantum der Individuen gegenseitig sich ergänzen — nur vom menschlichen Intellecte voraussetzen, der, auf dem Höhepunkte seiner Entwicklungsfähigkeit angelangt, des Instinctes nicht mehr bedürfte oder zum Mindesten, der wenigstens diese Gattungszwecke kennte. Von unserem Intellect dagegen ausgesagt hieße es geradezu die Natur eines Rückschrittes beschuldigen, indem, des Instinctes beraubt, unser Treiben trotz des gesteigerten Bewußtseins niedriger zu stellen wäre als das der Insecten. Wir haben aber schon gesehen, daß diese Annahme schon darum sich verbietet, weil wir in der Menschheit die Gattungszwecke nicht läugnen können, denen gemäß auch die auf sie bezüglichen Handlungen der Menschen in der Geschlechtsliebe irrthumlos sind [1]), dagegen dem allen Irrthümern ausgesetzten höchst defecten Organe des Bewußtseins nimmermehr die Sorge für diese Gattungszwecke obliegen kann, da es ja dieselben gar nicht kennt. Steigerung des Bewußtseins ist das Resultat des Naturprocesses wie der Geschichte; die jeweilige Bewußtseinshöhe aber kann nicht der einzige Faetor seiner eigenen Steigerung sein, wozu noch ein anderes, treibendes Moment nöthig ist.

Schopenhauer sagt: „denn, da nur das Individuum, nicht aber das Menschengeschlecht wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußtseins hat; so ist die Einheit des Lebenslaufes dieses eine bloße Fiction. Zudem, wie in der Natur nur die species real, die genera bloße Abstractionen sind, so sind im Menschengeschlechte nur die Individuen und ihr Lebenslauf real, die Völker und ihr Leben bloße Abstractionen." (W. a. W. u. V. II 504.) Aus diesen

---

[1]) Die sog. Irrthümer des Instincts beruhen darauf, daß der Intellect, der auch für den Instinct Medium der Motive, demselben unrichtige Daten liefert; an sich gibt es keine irrthümlichen Instincte. In der Geschlechtsliebe ist z. B. hieher zu zählen die Liebe zu einer unfruchtbaren Frau, die sich im Uebrigen als unserer Individualität vollkommen entsprechend dem Intellect dargestellt hat. Auf die Möglichkeit solcher Irrthümer speculirt auch die weibliche Mode, die in ihrem Rechte ist, so weit sie bestrebt ist, die natürlichen Reize hervorzuheben, aber zu einer Schändlichkeit wird, die nicht heftig genug angegriffen werden kann, wo falsches Haar, Schminke, ja falsche Busen und Hüften den mangelnden Reizen zu Hülfe kommen. Solche Betrügereien leiten den Instinct der Liebe irre durch den Intellect, als Medium der Motive, dagegen die Leidenschaft allsogleich abgekühlt wird, wenn der Betrug durchschaut wird. Solche Abkühlung kann sogar eintreten bei Entdeckung eines verborgengebliebenen Mangels oft sehr unscheinbarer Art, über den wir uns aber gleichwohl nicht hinwegzusetzen vermögen.

Digitized by Google

Worten geht hervor, daß Schopenhauer die Einheit des Lebenslaufes als nur unter der Voraussetzung der Einheit des Bewußtseins denkbar erachtet. Das ist entschieden unrichtig. Schopenhauer selbst würde wohl kaum bestritten haben, daß das Dasein einer Pflanze von der ersten Entwicklung des Keimes angefangen bis zur Entfaltung der Blüthe und Blume als ein einheitlicher Lebenslauf angesehen werden müsse und daß ihr Dasein keineswegs nur auf einer tendenzlosen Aufeinanderfolge von Veränderungen beruhe. Er würde es auch kaum bestritten haben an einem Termitenhaufen. Zudem aber in der Menschheit finden wir das, was Schopenhauer an ihr vermißt, um ihr Leben als ein einheitliches auffassen zu können, vorhanden in ihrem geschichtlichen Bewußtsein, das wohl auch nicht lückenhafter ist als ein individuelles. Sagt doch Schopenhauer selbst: „Erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt. Demnach ist die Geschichte als das vernünftige Selbstbewußtsein des Menschengeschlechtes anzusehen und in diesem das, was dem Einzelnen das durch die Vernunft bedingte besonnene und zusammenhängende Bewußtsein ist, durch dessen Ermangelung das Thier in der engen anschaulichen Gegenwart befangen bleibt." (W. a. W. u. V. II 507.)

Der Unterschied zwischen Individuum und Menschheit ist demnach darein zu setzen, daß die Einheit des Bewußtseins im ersteren unmittelbar, in der letzteren nur mittelbar vorhanden ist [1]).

---

[1]) Die Continuität des Bewußtseins der Menschheit wird durch den Tod der Individuen unterbrochen; das Bewußtsein erlischt in der einen Generation und taucht auf in einer anderen. Wollte man aber darum (und zwar darum allein ohne Berücksichtigung der etwa noch zu fordernden räumlichen Einheit des Organismus) die Einheit des Lebens der Menschheit läugnen, so ließe sich mit gleichem Rechte sagen, Cäsar, der in den Iden des März aufgestanden, sei nicht der, welcher sich Abends vorher niedergelegt, und nicht er sei ermordet worden; denn auch hier ist die Continuität des Bewußtseins unterbrochen, während die Einheit des Lebens gleichwohl fortbesteht. Nun ist allerdings auch das Bewußtsein eines Menschen trotz unterbrochener Continuität ein einheitliches, was eben in der Menschheit nur mittelbar der Fall ist. Worauf aber beruht diese Einheit des Bewußtseins, das doch im Schlafe so oft unterbrochen wird? Gewiß nicht darauf, daß es einunddasselbe Erkenntnißorgan ist, das 60 und mehr Jahre hindurch eine unendliche Reihe von Vorstellungen aufnimmt; denn das ist auch beim Spiegel der Fall, bei der Welle, die den Fluß hinuntergleitend die Gegenstände des Ufers abmalt. Die Einheit des Bewußtseins muß vielmehr darin liegen, daß diese Vorstellungen am Vorstellungsorgane haften. Nun frägt es sich aber wiederum: warum haften diese Vorstellungen? Die Beantwortung dieser Frage muß die Möglichkeit eines einheitlichen Bewußtseins erklären. Sie wird wohl am besten gelingen, wenn wir in Betracht ziehen, daß von der unendlichen Anzahl der Vorstellungen in unserem Leben nicht alle am Bewußtsein haften bleiben. Die einen sind in einer Secunde vergessen, andere haften Tage, Monate, Jahre, wieder andere sind zeitlebens nicht zu verdrängen. Woher aber dieser Unterschied; welches ist der Leim, der die einen Bilder festhält, während die anderen abfallen? Warum vergessen wir einzelne Scenen unseres Lebens niemals, während im Allgemeinen unser Bewußtsein eigener Vergangenheit mehr Lücken hat als die Geschichte der Menschheit dem Historiker? Die Einheit des Bewußtseins kann nicht aus diesem selbst zu erklären sein, das sich gegen alle Vorstellnngen gleich willfährig verhält und nur im Festhalten

Digitized by Google

Näherer Behandlung dieser Frage kann sich hier füglich enthalten werden, da wir schon in der Pflanzenwelt gesehen haben, daß die Einheit des Lebenslaufes sogar ohne Bewußtsein vorhanden ist, und zu allem Ueberflusse noch auf die empirische Bestätigung verwiesen werden kann, daß selbst die Diversität des Bewußtseins an Einem Organismus die Einheit des Lebens nicht alterire. Dies ist beispielsweise der Fall beim Armpolypen, dessen einzelne Arme durch ihr separates Bewußtsein der Art isolirt sind, daß sie sich gegenseitig um die Beute bekämpfen, während doch sogar die räumliche Einheit des Thieres vorhanden ist. Auch die siamesischen Zwillinge gehören hieher. Dies alles beweist, daß das Bewußtsein überhaupt, ob einheitlich oder nicht, für Einheit des Lebenslaufes ganz irrelevant ist. Für diese ließe sich nur etwa räumliche Continuität der Gestalt fordern vom Standpunkte des reinen Materialismus. Metaphysisch genommen besteht die Einheit des Lebenslaufes der Menschheit auch ohne diese.

Ich komme zum Schlusse. Es hat sich im Bisherigen ergeben, daß die consequente Durchführung der eigenen Principien Schopenhauers in den Evolutionismus der Geschichte ausmünden. Seine Metaphysik der Geschlechtsliebe widerlegt seine unphilosophischen Ansichten über die Geschichte der Menschheit. Wie die biologische Entwicklung der Erde sich darstellt als ein planvoller Proceß, in welchem der unbewußte Weltwille mehr und mehr zum Bewußtsein seiner Wesenheit gelangt, so erscheint auch die Geschichte der Menschheit lediglich als eine Fortsetzung dieses Processes zu gleichem Ziele. Wie der Wille durch das ganze Thierreich hindurch nicht etwa bloß Variationen des vegetativen Daseins erstrebt, sondern eine Entwicklung des Bewußtseins, so sind wir auch genöthigt, die Menschen als Naturproducte anzusehen, die dem gleichen Zwecke

---

Unterschiede macht. Das Portrait der Geliebten reconstruirt es nach Jahren bis in das kleinste Detail, während von der Großmutter derselben noch ein abgeblaßtes Bild herumgetragen und etwa noch gewußt wird, daß sie eine alte Frau gewesen.

Wir behalten eben diejenigen Vorstellungen, die uns am meisten interessirt haben und die eben darum in der Erinnerung sich immer wieder einstellen. Das Interesse, also der Wille, ist es demnach, der einem Bewußtsein die Einheit verleiht. Im Spiegel ist kein Wille objectivirt. Vorstellungen zu haben, wohl aber ist unser Intellect der objectivirte Wille vorzustellen, ein objectivirter Erkenntnißwille, und je nachdem diese Vorstellungen den Willen stark oder schwach oder gar nicht afficiren, haften sie länger oder kürzer oder gar nicht. Der individuelle Wille also ist das, was Kant die „synthetische Einheit der Apperception" nennt, der Centralpunkt für eine Reihe von Vorstellungen eines und desselben Erkenntnißorgans, ohne welches Centrum eine Einheit des Bewußtseins beim Menschen so wenig möglich wäre als an einem photographischen Apparate. (Vgl. Schopenhauer: W. a. W. u. V. II 269. 284. 153.)

Die Menschheit ist nun allerdings jeweilig nur durch die lebende Generation repräsentirt: aber die Einheit ihres Lebenslaufes wegen mangelnder Einheit ihres Bewußtseins läugnen, widerstreitet der Alleinheit des Willens, der als Ding an sich in unserer Generation derselbe ist, der er war, als wir noch Pyramiden bauten und mit Staunen die Entdeckung America's vernahmen.

Digitized by Google

dienen, während die Einheit des Willens sich auch in der Art und Weise spiegeln muß, wie die Menschheit nicht bloß trotz, sondern vermöge der Vielheit der Individuen ihrem Ziele entgegenschreitet.

In der der Menschheit voraufgehenden biologischen Entwicklung sind die Schritte, welche die Natur ihrem Ziele entgegen zurücklegt, bezeichnet durch die aufeinanderfolgenden Arten. Den Menschen hat sie in anscheinendem Stillstande ihres Schaffensdranges mit einem Intellect ausgerüstet, dessen Entwicklungsfähigkeit in den sich folgenden Generationen dem gleichen Zwecke dient, den sie in früheren Perioden durch Erschaffung immer neuer Arten erreichte. Der intellectuelle Fortschritt kommt im Resultate für die Bewußtseinssteigerung dem continuirlichen Schöpfungsacte neuer Arten gleich; ja dieser Fortschritt ist eben Steigerung. Eine solche Entwicklungsfähigkeit aber, wie sie im Einzelnen nur möglich ist auf der Basis eines gleichen Bewußtseins, ist in der Menschheit nur erreichbar auf der Grundlage ihres Gesammtbewußtseins, in einem geschichtlichen Dasein. Der umwälzendste Gedanke, der je im Gehirn eines Menschen entstand, ist der, in welchem zum Ersten Male die Menschheit als eine Gesammtheit gefaßt wurde.

Durch den Intellect leistet die Natur im Großen das, was im Kleinen der menschliche Erfindungsgeist, indem er die Arbeit durch die Maschine ersetzte; und die Entwicklungsfähigkeit dieses Organs kommt der Vermehrung der Leistungsfähigkeit der Maschine gleich. In den primitiven Anfängen des Menschengeschlechtes stellt sich der Intellect dar als ein Surrogat für die mangelnden natürlichen Waffen, mit welchen, die Gefahr zu bekämpfen, die Thiere in mannigfachster Art ausgerüstet sind, und wären es auch nur die elektrischen Batterien mancher Fischarten, wenn ihnen nicht als Ersatz Organe verliehen sind, der Gefahr zu entgehen, sei es nun die Schnelligkeit des Hasen oder der undurchdringliche Panzer der Schildkröte, oder der mit Nadeln gespickte Rücken des Igels, oder endlich die Fähigkeit des Chamäleons, die Farbe der Umgebung anzunehmen. Anscheinend schutzlos steht dagegen der Mensch in der Natur da, weder fähig, die Gefahr zu bekämpfen, noch ihr zu entrinnen. Aber das Surrogat für alle diese Fähigkeiten, das Gehirn, erweist sich als so bedeutsam, daß er den ihn umringenden Feinden nicht nur gewachsen ist, sondern gleichsam außerhalb des Kampfes ums Dasein mit ihnen gestellt erscheint. In Folge dieser Isolirung des Menschen von den Thieren macht sich die Nützlichkeit seines Intellects als einer Waffe beinahe ausschließlich geltend für den Kampf ums Dasein innerhalb der Menschheit selbst, der in dieser in Form der Kriege der Völker fortbesteht. Im Thierreiche ein Factor zur Veredlung der Species ist dieser Kampf ums Dasein als Krieg ein Factor der Cultur. Wie dort die kräftigsten Individuen siegreich hervorgehen, so hier die cultivirtesten Völker. „In dem großen weltgeschichtlichen Processe geht das Schwache unter, weil es werthlos ist, und das Starke besteht, weil es an dieser Stelle und zu dieser Zeit der großen Aufgabe des Menschengeschlechtes besser zu dienen ver-

Digitized by Google

mag. Dies ist die ewige Gerechtigkeit der Weltgeschichte." (Adolf Lasson: Princip und Zukunft des Völkerrechtes. Berlin, Herz 1871. S. 75.)

Wie für den Kampf ums Dasein ein Surrogat natürlicher Waffen, so ist ferner für friedliche Förderung der Cultur der Intellect vermöge seiner Entwicklungsfähigkeit ein Surrogat für die mancherlei Organe, mit welchen im biologischen Fortschritte die Natur ihre Geschöpfe in immerwährender Abwechslung versehen. Das charakteristische Moment, das im Thierreiche auftritt im Unterschiede von der Pflanzenwelt, aus der es hervorgegangen, ist die Locomobilität, mit welcher das Bewußtsein in der Natur anhebt. Dem entsprechend ist es in der Menschheit wiederum das Gehirn, welches durch seine Mittel, wie dort die Organe der Vertheidigung, so hier die der Locomobilität ersetzt. Erfindungen aller Art steigern diese Locomobilität, und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, in welchem innigen Zusammenhange diese mit der Culturentwicklung, mit der Steigerung des Bewußtseins steht. In früheren Perioden functionirte für solche künstlichen Organe der Bewegung, die Handel und Verkehr jeglicher Art mit sich bringen, der instinctive Wandertrieb, der sich ganzer Völker bemächtigte, der aber für die Menschheit dasselbe leistete, was das Migrationsgesetz der Organismen — wie es Wagner nennt — für diese. Daß aber hochgesteigerte Culturformen in Folge solcher Wanderzüge barbarischer Völker in Trümmer gingen, entspricht dem Gesetze, welches die Natur auch in der Veredlung der Arten befolgt, indem sie für weitere Entwicklung nicht an die höchsten Formen ansetzt, die in ihrer zugespitzten Einseitigkeit die letzten Ausläufe einer Ordnungsreihe repräsentiren, sondern an tieferstehende. So sehen wir auch im geistigen Entwicklungsgang der Menschheit die Culturform des Mittelalters und der Neuzeit nicht aus dem Hellenenthum und Römerthum hervorgehen, sondern aus den tieferstehenden Völkern, die in der großen Wanderung anfingen geschichtlich zu werden.

So zielt in der Menschheit Alles auf Förderung der Cultur ab, mögen wir nun die Geschichte ihrer rein äußerlichen Gestaltung nach in Betracht nehmen, oder im Einzelnen die Entwicklung der Wissenszweige verfolgen, mit dem Unterschiede nur, daß in letzter Hinsicht, in den Details der Culturarbeiten, dem Bewußtsein eine größere Rolle zugewiesen ist, als in den großen Umwälzungen der politischen Geschichte.

Welches ist nun aber das Ziel dieser Culturentwicklung selbst? Auch wenn wir an diese Frage herantreten, müssen wir ausgehen von der Natur des Willens, der ein einheitlicher und dessen Wesenheit die Bejahung ist. Und gewiß gibt es nichts, dadurch seiner bejahenden Natur mehr Genügen geschähe als durch Steigerung des Bewußtseins, die wie als Grundton durch alle Melodien des Willens geht; denn diese ist zugleich Steigerung der Intensität des Lebens. Der nicht auf die Gegenwart beschränkte, sondern zugleich in Vergangenheit und Zukunft lebende Mensch führt schon insoferne ein potenzrtes Dasein. Hoc est vivere bis, vita priore frui. (Martial.) Und das intensivste Leben

Digitized by Google

lebt das Genie, in welchem der Wille den Höhepunkt seines jeweiligen Bewußtseins erreicht. Die geistige Thätigkeit der Menschheit geschieht nicht nur im Sinne der Bejahung, sondern diese gipfelt sogar in jener.

Die Entwicklungsfähigkeit des Intellects beseitigt also die Schwierigkeit, welche man darin sehen könnte, daß er in seinem Ausgangspunkte wenigstens — beim Naturmenschen — als ein seiner Aufgabe so unadäquates Organ erscheint. Wie weit er diese Aufgabe in der Culturgeschichte schon gelöst hat, läßt sich nicht sagen; aber der Sinn der Culturgeschichte ist die schrittweise Verdrängung des Unbewußten durch das Bewußtsein, des Instinctes durch die Reflexion; ihr Ziel wie vielleicht das der Naturentwicklung überhaupt, das höchstgesteigerte Bewußtseinsleben. Die philosophischen Systeme der Zukunft werden kein Capitel enthalten über das Unbewußte in der Geschichte, wie das System Hartmanns.

Diese Verdrängung des Unbewußten aber ist nicht im Sinne einer Bekämpfung zu fassen. Das Unbewußte ist nicht Princip der Retardation, sondern vielmehr treibendes Moment in diesem Processe, und auf dem Höhepunkte der Entwicklung des Bewußtseins wird der Mechanismus des Bewußtseins zusammenfallen mit der Technik des Unbewußten. Die Entwicklungsfähigkeit des Intellects ist es sonach auch, wonach sich die Dauer der geschichtlichen Entwicklung bemißt und aus der die Frage nach der Dauer der Menschheit zu beantworten ist. Ob aber dann noch ein weiteres Bild des Weltprocesses sich aufrollen wird, in welchem höhere Objectivationsstufen des Willens die erstere Rolle aus unseren Händen nehmen werden, oder ob dagegen in der höchsten Steigerung des Bewußtseins die Bejahung in Verneinung umschlagen wird, — das ist eine Frage, auf deren Beantwortung ich verzichte.

Dr. Karl Freiherr du Prel.

---

* Kunst und Leben. Unter diesem Titel sind Reisebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien von Dr. Karl Friederichs, weiland Professor an der königl. Universität und Director am Antiquarium des königl. Museums zu Berlin, in Düsseldorf bei Julius Buddeus (1872) erschienen, wie neulich in dieser Wochenschrift schon kurz erwähnt wurde.

Seit einigen Jahren hat die Insel Cypern ihren Schooß geöffnet und überschüttet uns mit einer Unzahl von Alterthümern, die zwar auf den ersten Blick höchst unerfreulich, in ihrer Gesammtheit aber doch für die geschichtliche Erforschung der antiken Kunst und Religion durchaus nicht werthlos sind. Namentlich hat der americanische Consul in Larnaka die Ausbeutung und den kaufmännischen Vertrieb der cyprischen Antikenschätze sich angelegen sein lassen. Proben davon dürfen in den Antikensammlungen kaum mehr fehlen, die Engländer haben ihren Theil genommen, in Paris fand unlängst eine ganze Auction solcher Dinge statt, ein Abgesandter der kais. Eremitage zu Petersburg passirte Wien um die Hauptniederlage der käuflichen Alterthümer an Ort und Stelle zu inspi-

Digitized by Google

ciren. So wurde auch von Berlin Prof. Friederichs abgeschickt, um eine Auswahl für die k. Museen zu treffen.

Durch eine der Einladungen, welche im Namen des Vicekönigs von Aegypten zur Feier der Eröffnung des Suez-Canals in alle Welt ergingen, wurde Friederichs dann von Cypern weiter nach Aegypten gelockt und er konnte die Reise dahin die syrische Küste entlang nicht machen ohne einem tiefinnersten Zuge seines Herzen zu folgen und den Boden Jerusalems zu betreten. Da er nachher auf der Rückreise von Aegypten namentlich Athen noch sah und über Italien endlich erst via Frankreich und London heimkehrte, so setzte sich um den Kern der cyprischen Mission eine Reise an, die freilich heutzutage in der Epoche der Rundreisebillets, der Gesellschaftsreisen und großen Touren gerade nichts Seltenes mehr ist; doch weiß man wie Wenige es sind, die mit mehr als körperlich offenen Augen reisen. Solche Reisen wie die von Friederichs sind heute nichts Absonderliches, aber immer sind wohl solche Reisende wie er nicht häufig.

Nicht als ob es nicht manche weit gewandtere Touristen auf längeren Fahrten, geübtere Beobachter und fertigere Bearbeiter ihrer Tagebücher gäbe. Das Eigenthümliche der Friederichs'schen Reisebriefe liegt zum Theil gerade darin, daß ein recht wenig routinirter Reisender in ihnen erzählt. Er scherzt selbst darüber, wie er Stubenhocker auf ein Mal zu strapazirenden Ritten zu Pferd und Esel verurtheilt, auch ein Mal zu Kameele einherzieht und aus seiner geruhigen Häuslichkeit in die Misère griechisch-türkischer Nachtquartiere versetzt ist. Aber das ihm so außerordentlich Neue ergreift ihn auch desto lebendiger und er schildert sehr anschaulich, dabei gänzlich ungesucht; sind es doch nur Briefe, in denen er den Seinen zu Hause Alles was er sah und wie es auf ihn wirkte mit aller Schlichtheit, die ihm eigen war, möglichst nahe zu bringen suchte. Eine edle Natur war er, der nun Hingeschiedene, sein ganzes Denken ruhte auf einem festen Grunde ehrlichen, sittlichen Ernstes, die vorherrschende Stimmung seines fein besaiteten Gemüths war die eifriger Religiosität, aber aus aller durch die Krankheit, deren Todeskeim er in sich trug, gesteigerten Zartheit seines Wesens blickte dann doch wieder ein gut Theil gesunder deutscher Kraft und bei mancher Wendung ein Stückchen frischen Humors hervor. Dazu war er für die Dinge, die nun doch einmal immer das Salz einer Reise im althellenischen Lande sind, als Alterthumsforscher von Fach aufs Beste vorbereitet.

So etwa ist der Spiegel, in welchem wir in dem genannten Büchlein, das mit Pest beginnt und in London schließt, große und kleine Dinge an uns vorüberziehen sehen: Cypern, Jerusalem, Aegypten und Athen, das sind wohl die fesselndsten Punkte. Die Reise im Innern von Cypern, wohin in Leben und Treiben kein Hauch europäischer Sitte und Cultur mehr reicht, wird vielen Lesern den Reiz der Neuheit solcher Zustände bieten, und wer dergleichen selbst mitgemacht hat, wird in Friederichs Schilderung überall und oft zu seinem Ergötzen die Wirklichkeit wiederfinden. Stimmungs- und weihevoll sind die Berichte aus Jerusalem und dabei voll gerechten Ekels über das pseudochristliche Treiben, das dort im Cultus der heiligen Stätten bekanntlich in ganz absonderlicher Carikirung seine Wesen hat. Die Suez-Festlichkeiten haben wir allerdings reichlich in Feuilletonbeschreibungen aufgetischt bekommen, doch herrschte da, so viel ich mich erinnere, vielfach ein panegyrischer Ton, dem man die gewährte Gratisverpflegung anmerkte, vor. Die Nachtseite der ganzen Schaustellung mußte einem Manne wie Friederichs sich dagegen am allerstärksten bemerklich machen; er weiß davon mit sehr charakteristischen und trotz Allem doch erheiternden Einzelheiten zu erzählen; Wirthe und Gäste erscheinen dabei vielfach die einen für die andern gerade gut genug. Im hellsten Lichte erscheint endlich verdientermaßen Athen, wo dem Reisenden neben der perikleischen Welt die Erinnerung an Paulus auf der Akropolis und dem Areopage besonders mächtig wird.

Digitized by Google

Den meisten Lesern wird es gerade recht sein, daß der Briefschreiber den Fachmann nirgends vorzugsweise zu Worte kommen läßt. Der ägyptischen Kunst widmet er einmal eine etwas längere zusammenhängende Betrachtung, eine Art Ehrenerklärung, wie sie kürzlich in der strengeren Form einer akademischen Abhandlung Lepsius gegeben hat. Sachliche Gegenbemerkungen möchte man zu S. 161 machen, wo von den Ueberresten alter Wohnstätten an den atheniſchen Felsenhügeln die Rede ist, die gewiß nicht alle vielmehr für Gräber zu halten sind, dann etwa zu S. 156, wo man gegen die Behauptung, daß nie an antiken Grabsteinen der Name des Künstlers gefunden sei, auf Friederichs eigenes trefflichstes Buch, Berlins antike Bildwerke (I, S. 27 und S. 30) verweisen kann. Auf S. 173 corrigirt man leicht den Druckfehler „Saisgestalt" in „Laisgestalt".

Mit rührender Dankbarkeit erkennt Friederichs wieder und wieder es an, welch ein Glück ihm geworden sei, daß er solche ihm wie aller Menschheit wertheste Stätten habe schauen dürfen. Es war nach manchem Lebensleid ein letztes Glück, das mit dem Wiedersehen der Seinen schloß. Dann folgte Krankenlager und der Tod. Viele, die ihn kannten, halten sein Angedenken werth, manche Arbeit wird noch länger an ihn erinnern, so auch die anmuthige Gabe des hiermit empfohlenen Büchleins.

Ich mache noch darauf aufmerksam, daß Friederichs Reise auch den Kunstsammlungen Wiens zugute gekommen ist. Im unteren Belvedere sind kürzlich zwei Zimmer dem Publicum neu geöffnet; in einem derselben steht in einem Glaskasten eine Auswahl cypriſcher Alterthümer, deren Ankauf Friederichs auf seiner Reise aus Gefälligkeit vermittelt hat.

Wien. Conze.

---

* Das älteste Matrikelbuch der Universität Krakau. Beschreibung und Auszüge, mitgetheilt durch Dr. Heinrich Zeißberg o. ö. Professor an der Univertät Innsbruck — Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1872.

Während seiner akademischen Thätigkeit an der Universität Lemberg ist es Prof. Zeißberg gelungen, sich auf dem Gebiete der polnischen Geschichte vollkommen heimisch zu machen, wie dies seine einschlägigen allgemein anerkannten Forschungen sattsam bekunden. Neuerdings bietet er eine Publication, die in mehrfacher Beziehung unser lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt. Ist das hier vorliegende älteste Matrikelbuch der altehrwürdigen von Casimir dem Gr. 1364 begründeten und von Wladyslaw Jagiello 1400 erneuerten Universität Krakau schon an und für sich eine sehr schätzbare Erscheinung, so wird der Werth derselben durch eine sachgemäße und sorgfältige Bearbeitung noch gehoben, indem der Herausgeber mit kritisch geübtem Blicke nur das Beachtenswerthe herausgegriffen und mit Geschick gruppirt hat. Nach einer eingehenden Beschreibung der Handschrift folgen die Auszüge, welche sämmtlich mit 1400 beginnen. Zunächst ist es die „Anzahl der jährlich intitulirten Scholaren" — eine statistische Uebersicht über den jährlichen Zuwachs an akademischen Bürgern während des ganzen XV. Jahrhunderts, sodann ein „Verzeichniß der Rectoren", hierauf ein „Verzeichniß geschichtlich beachtenswerther Scholaren", unter denen so manche hochberühmte Namen uns begegnen, und endlich ein „Verzeichniß deutscher Scholaren", welches nach Ländern geschieden reichhaltige Namenslisten enthält und in seiner Uebersichtlichkeit hohes Interesse gewährt, zugleich aber Fleiß und Umsicht des Autors im besten Lichte erscheinen läßt. So stellt sich die vorliegende Arbeit als eine eigenartige höchst bedeutsame Publication dar, welche nicht allzu viele ihres Gleichen zählt und zumal für Culturgeschichte eine Fülle der interessantesten Daten liefert, insbesondere aber geeignet ist, von dem Leben und Gedeihen einer alten Universität im ersten Säculum ihres Bestehens ein getreues Bild zu

Digitized by Google

geben. Darum war es ein eben so sinniger als dem Verfasser naheliegender Gedanke, anläßlich des Jubiläums einer ruhmreichen Hochschule aus dem Bereiche seiner Forschungen der gefeierten **Alma mater** das lebensvolle Abbild einer älteren Schwester zum Weihegeschenk darzureichen. — Die Ausstattung ist eine der Festgabe vollkommen würdige und macht der Verlagshandlung alle Ehre. —K—

---

* **Steiermark im Zeitraume vom 8. bis 12. Jahrhundert.** Historisch-topographische Skizze von M. Felicetti v. Liebenfels k. k. Hauptmann. Separatabdruck aus dem 9. Jahrgange der „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen". Graz, 1872.

Die genannte Schrift gesellt sich jedenfalls zu dem Besten, was wir auf dem Gebiete der historisch-topographischen Litteratur besitzen. Wem übrigens wie Schreiber dieses bekannt ist, daß der Verfasser sich einst auch viel mit naturhistorischen Studien beschäftigt hat, der wird sich nicht wundern, daß Herr v. Felicetti die dort als allein richtig erkannte Methode auch auf dem neuen von ihm seit etwa einem halben Dutzend von Jahren gepflegten Gebiete zu so glücklicher Anwendung gebracht hat. Es ist der Weg der Induction, auf welchem der Verfasser zu seinen interessanten Resultaten gelangt. Zunächst sind es natürlich die urkundlichen Ueberlieferungen, dann die nicht eben reichlichen Nachrichten der **Conversio Bagoiariorum** und der Annalisten, welche der Verfasser seinen Erörterungen zu Grunde legt, worauf er hiemit einmal die Thatsache, daß die Grafschaften nach ihrem Aufhören als Verwaltungsbezirke des Reiches noch lange Zeit als landesherrliche Gerichtssprengel ihre alte Ausdehnung beibehielten, ferners die Thatsache, daß die alte kirchliche Eintheilung bis in die neuere Zeit mit geringer Aenderung dieselbe geblieben ist, in Verbindung setzt. Auf diese Weise gelangt er zu einer ansehnlichen Reihe von Resultaten, so klar und bestimmt, als es eben bei der Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung nur immer möglich ist. Freilich widersprechen dieselben vielfach den bisher gang und gäben Anschauungen, allein es ist nicht zu zweifeln, daß Herr von Felicetti auch bei einer strengen Prüfung seiner Ansichten im Wesentlichen recht behalten wird. Hie und da mag wohl bedauert werden, daß der Verfasser sich nicht eingehend mit den gegensätzlichen Anschauungen befassen konnte (der Grund hievon wird in der Einleitung namhaft gemacht), allein seine Schrift würde hiedurch viel an ihrer knappen Form, welche wir als einen Vorzug ansehen, eingebüßt haben. Außer dieser gedrängten Kürze, welche gleichwohl einem guten Verständniß nicht hinderlich ist und nur möglich war, nachdem so eingehende und umsichtige Studien vorausgegangen waren, besteht ein weiterer Vorzug in der Zusammenstellung der Resultate, welche der Verfasser in Form von Thesen am Schluße eines jeden Abschnittes folgen läßt. Da es nicht thunlich, dieselben sämmtlich hier anzuführen, so verzichten wir auch auf die beispielsweise Nennung einiger weniger. Von den Fachmännern kann die Schrift, welche ein ziemlich weit über die Grenzen der Steiermark hinausreichendes Interesse für sich in Anspruch nehmen kann, ohnehin nicht übersehen werden. Und solches Interesse wird wesentlich gefördert durch die sorgfältig ausgeführte Karte, welche Herr von Felicetti gezeichnet und seiner Schrift beigelegt hat. Die gewonnenen Resultate erscheinen hier bildlich zusammengestellt, und ist es darnach schlechterdings unmöglich, den Verfasser irgendwo mißzuverstehen. Will man auch seine Arbeit nicht als etwa mustergiltig für alle ähnlichen Untersuchungen hinstellen, so wird sie doch zu redlicher Anerkennung verpflichten und den Wunsch entstehen lassen, daß, da die angezeigte Schrift sich als „erste Abtheilung seiner Studien gibt, der Verfasser uns recht bald mit den Fortsetzungen derselben erfreue. M. Pangerl.

Digitized by Google

Nekrologie.

Anton Gruß, Hiſtorienmaler und Director der gräflich Harrach'ſchen Galerie, am 22. Juli in Wien. — Leopold Zinnöger, akademiſcher Maler, am 22. in Linz. — L. v. Czermak, Director der ſteiermärkiſchen Irrenanſtalt, am 24. in Graz. — Dr. Jaromir Hirtenfeld, militäriſcher Schriftſteller, am 24. in Wien. — Dr. Ernſt Zander, geweſener Redacteur des Münchner „Volksboten", am 24. in Salzburg. — Bernhard Wörner, Verfaſſer zahlreicher Erzählungen, in Simbach am Inn in Baiern am 24. — Selim Dufour, Redacteur der „Revue" und „Gazette musicale de Paris" am 25. in Paris. — J. Kaiſer, Profeſſor der Aſtronomie an der Univerſität zu Leyden. — Amalia Palladini, Jugendſchriftſtellerin, in Lecce. — Peter Pekarski, Mitglied der ruſſiſchen Akademie, Schriftſteller, zu Pavlovsk in Rußland, am 24. — Maeſtro Caraffa, Operncompoſiteur, am 25. in Paris, 85 Jahre alt. — Dr. Th. B. Welter, Geſchichtsprofeſſor, Verfaſſer der bekannten Lehrbücher, am 28. in Münſter. — Dr. Ernſt Hauſchild, Docent der Muſik an der Univerſität in Baſel, am 29. — Auguſt Beck, bekannter Schlachtenmaler, am 29. zu Thun in der Schweiz. — Dr. Emanuel Seidl, Profeſſor der Pharmakognoſie, am 29. in Prag. — Dr. Joſeph v. Bergmann, jubilirter Director des k. k. Münz- und Antikencabinets, k. k. Regierungsrath, Mitglied der Akademien in Wien und München, am 29. in Graz im Alter von 76 Jahren. — Dr. Karl Haas, mediciniſcher und landwirthſchaftlicher Schriftſteller, am 30. in Budweis. — Dr. Ignaz Beck, infulirter Propſt, Mitglied mehrerer gelehrter Geſellſchaften, am 31. Juli zu Eisgarn in Oeſterreich u. d. Enns. — Heinrich Ferdinand Steinmann, als Kunſtkritiker und Schriftſteller bekannt unter dem Namen Mannſtein, am 3. Auguſt in Loſchwitz bei Dresden. — Auguſt Kretzſchmar, Schriftſteller und bekannter Ueberſetzer in Leipzig. — v. Cherrier, Mitglied der Academie des Inscriptions et Belles-lettres, in Paris. — Karl Eugen Delaunay, Director des Pariſer Obſervatoriums, am 4. bei Cherbourg. — Pater Meinrad v. Gallenſtein, Profeſſor und naturhiſtoriſcher Schriftſteller, am 3. in Klagenfurt. — Auguſt Leitermayer ehemaliger Regenschori der Serviten-Kirche in der Roßau, am 12. in Wien. — Dr. Karl Johann Vietz, penſ. Profeſſor der Prager Univerſität, am 3. Auguſt in Prag. — Friedrich Wilhelm Wieprecht, preußiſcher Muſikdirector und Kammermuſiker, am 4. in Berlin. — Karl und Emil Devrient, berühmte Schauſpieler. Der erſte am 4. zu Lauterberg am Harz, der zweite am 6. zu Dresden. — Karl Auguſt Candius, elſäſſiſcher Dichter, zu Feodoſia in der Krim. — Wilhelmine Stälberg, ſchwediſche Romanſchriftſtellerin, zu Mariefred. — Freiherr v. Belloguet, Archäolog, in Nizza. — Prof. Eduard Magnus, Genre- und Portraitmaler, Mitglied der k. Akademie der Künſte in Berlin, am 8. — Dr. Friedrich Eggers, Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der königl. Akademie der Künſte in Berlin, am 11. — Dr. Benedict Köpetzki, Director des Mariahilfer Communal-Gymnaſiums, am 11. in Wien. — Peter v. Preradovic, k. k. Generalmajor, croatiſcher Dichter, am 17. zu Fahrafeld bei Vöslau. — H. J. Sepp, ſtaatswiſſenſchaftlicher Schriftſteller, am 19. in Straßburg. — David Kaliſch, Theaterſchriftſteller und Humoriſt, am 21. in Berlin. — Johann Meixner, bekannter Wiener Bildhauer, am 23. in Gleichenberg.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte.

Wie andere deutsche Kronländer Oesterreichs nahm auch Tirol an der Entwicklung der mittelalterlichen Poesie lebhaften Antheil. Lassen wir es dahingestellt, ob Walter auf der Vogelweide am Brenner daheim war; Liutold von Säben am Eisak darf unmittelbar nach ihm genannt werden und Oswald von Wolkenstein schloß die Reihe der glänzenden Minnesänger, während der Vintler das lehrhafte bürgerliche Element vertrat. Bei Beiden machen sich Anklänge italienischer Litteratur bemerkbar, jener kannte Dante's Höllenbolgen, dieser bearbeitete ein zu Florenz geschätztes didaktisches Poem. Die Passionsspiele reichten bis zum Anfang dieses Jahrhunderts; auf die adeligen Kreise an der Etsch wirkte, wenn wir uns an das langathmige Drama: Alidarci und Selindae königlicher Lustgarten vom Grafen Franz Adam Brandis, der 1695 starb, erinnern wollen, die schlesische Schule, und in der Trinkstube zu Hall las man die Schauspiele eines Birken und Anderer. (Vergleiche: Oesterreichische Revue 1866, 4. Jahrgang, Heft I, Jänner, S. 27.) Von dieser Zeit an verstummten die Musen in Tirol; das Passionsspiel wanderte von den Bürgern zu den Bauern, den Gebildeten genügten die Festkomödien der Jesuiten und die lateinischen Verse der Gymnasiasten. Wir haben keine Spur, daß an der vom Kaiser Leopold gegründeten Universität einer der Professoren sich durch deutsche Gedichte von seinem Brotfach hätte weglocken lassen.

Erst spät tritt uns ein tirolischer Dichter entgegen, der freilich auf das geistige Leben des Landes ohne Wirkung blieb, wenn er auch mit Begeisterung Tirol und seine Helden besang. Es ist Alois Weißenbach. Der Sohn eines Bauern, wurde er am 1. März 1766 zu Telfs im Ober-Innthale geboren. Nach vollendeten Studien trat er als Unterarzt in die österreichische Armee und machte verschiedene Feldzüge mit, bis er endlich 1804 als Professor der Chirurgie an der neuerrichteten Universität Salzburg angestellt wurde. Er vermählte sich bald mit Aloisia von Dornfeld, der Tochter eines geachteten Beamten zu Linz. Die Ehe blieb zwar kinderlos, scheint aber glücklich gewesen zu sein, wenn es auch bei der Reizbarkeit Weißenbachs nicht an kleinen Gewittern fehlte. Das erste uns bekannte Gedicht von ihm feiert den Sieg bei Spinges, wo 1797 der Tiroler Landsturm die Franzosen unter Joubert zurückwarf. „Das gerettete Tirol" zeigt den Einfluß Klopstocks, der auch in Oesterreich das

Digitized by Google

deutsche Nationalgefühl mächtig anregte. Gelungen ist die Schilderung des Landsturmes:

Das ist der Racheruf von einem Volke,
Jetzt hebt es sich; wie eine schwarze Wolke
Sieht man es jetzt die Berge überzieh'n.
Wie Gottes Racheruf in Ungewittern
Ertönt's, die Feinde schau'n empor und zittern,
Die Königsmörder zittern, ha? — und flieh'n.
Sie flieh'n und ihnen nach im Gemsenschritte
Eilt der Tiroler, bis er in der Mitte
Der Feinde steht, — das thut dem Stürmer wohl!
Er ficht, dringt vor und heißt auf Wälschlands Gränzen
Des deutschen Adlers gold'ne Banner glänzen —
Triumph, Triumph! gerettet ist Tirol!

Im Jahre 1810 veröffentlichte Weißenbach ein Drama: „Der Brautkranz"; es schildert in blumenreicher Sprache die unglückliche Liebe des Dogensohnes zur Ziehtochter des Malers Palma. Goethe antwortete auf die Zusendung desselben freundlich. Ein anderes Trauerspiel, „Die Barmeciden", scheint auf einer Wiener Bühne zur Aufführung gelangt zu sein.

Es war die gewaltige Zeit der großen napoleonischen Kriege. In hellen Flammen loderte Weißenbachs deutsches Gefühl; man sollte ihn nicht vergessen, wenn man die Sänger der Befreiungskriege preist. Manche Strophen des Gedichtes auf die Schlacht bei Leipzig gehören zum Erhabensten, was die Poesie jener Tage schuf. Er zeichnet Napoleon, auf den das Volk damals die Züge der Apokalypse anwandte, ja sogar seinen Namen aus dem Apollyon derselben deutete, mit wilder Leidenschaft:

„Jetzt ist der Bann, der Kreis vollendet
Rings um das grause Ungethüm!
Wohin es grinsend auch sich wendet
Und schnaubt und krallt, begegnet ihm
Ein Volk, dess' Herzblut es gesogen
Ein Fürst, dess' Thron es abwärts riß,
Und überall im ganzen Bogen
In jedem Aug' die Nemesis!
Aus hunderttausend Feuerläufen
Sieht es den Finger Gottes greifen!

Der still nie stand, — jetzt muß er stehen!
Und immer enger wird der Kreis,

Digitized by Google

Die Trommel ſchallt, die Fahnen wehen,
Das Feuer glüht die Lüfte heiß!
Und Flammen ſchlägt aus Erd' und Gründen
Der Völkerzorn mit Pferdeshuf
Und aus ſechshundert Feuerſchlünden
Umbrüllt das Thier der Racheruf!

— — Es fällt! und Wall und Thürme krachen!
Den Minotaurus trifft der Streich!
Und blutend mit geſenktem Rachen,
Zerſchelltem Schuppenpanzer, bleich,
Den Krampf in ſeinen Schlangenſchweifen
Muß flüchtig, irr das Unthier ſchweifen.

Und wie ſich nun der Sieg der große
Entſchieden hat, die Feinde flieh'n,
Da ſprengt der Feldherr-Fürſt zu Roſſe
Vor die gekrönten Häupter hin,
Und drei Mal grüßt er mit dem Degen
Und Thränen glänzen ihm im Blick
Und jubelnd ruft er: Heil und Segen
Mit uns iſt Gott, und Recht und Glück.

— — Zum Dome wird die blut'ge Erde,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar,
Zu Prieſtern werden die Monarchen,
Das Wort, in dem einſt Gott der Herr
Herabſank auf die Patriarchen,
Zum Betſpruch: „Mit dem iſt der Herr!"
Zum Opfer die gelösten Ketten,
Auf die die Sieger niedertreten.

Das Heer vom Augenblick entglommen
Dem größten aus dem Zeitenmeer,
Vom Wort erfaßt, ſo es vernommen,
Ruft knieend: „Mit dem iſt der Herr!"
Und alle Feuerläufe neigen
Sich abwärts, keine Fahnen weh'n

Digitized by Google

Und die metall'nen Schlünde schweigen,
Die zügellosen Pferde steh'n!
Europa kniet! nichts darf sich regen
Als nur das Herz mit seinen Schlägen.

Und lautlos steht die Völkerrunde;
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Gibt Zeugniß, daß in dieser Stunde
Der höchste Feldherr Heerschau hält!

Auch ein zweiactiges Märchendrama: „Die Erlösung der Teutonia" dichtete er; den Stoff lieferte die bekannte Sage vom Untersberg. Im Jahre 1814 befand sich Weißenbach zu Wien; ihn wie so viele Andere hatte das Schauspiel des Congresses in die Weltstadt gelockt. Er beschrieb seine Begegnisse in einem Buch unter dem Titel: „Reise zum Congreß, Wahrheit und Dichtung." Die „Wahrheit" besteht in sehr wenig Stofflichem, zur „Dichtung" gehört eine Episode bei Melk, eine Vision im Style Jean Pauls. Während seines Aufenthaltes zu Wien verherrlichte er den Congreß in einer Cantate: „Der glorreiche Augenblick", welche der große Beethoven componirte. Endlich gab er seine patriotischen Gedichte gesammelt heraus: „Teutonia. Ein Denkmal der vergangenen und Taschenbuch der neueren Zeit. Wien 1815 bei Anton Strauß." Diese Teutonia ist ein wichtiges Denkmal des deutschen Geistes, der damals — unter der berüchtigten Censur! — in Oesterreich wehte.

Zu den schönsten Gedichten Weißenbachs zählt: „Andreas Hofers Schatten an seinen Kaiser und sein Vaterland am Huldigungstage 1816." Frei und offen wendete er sich an den Fürsten, er möge dem Gebein Hofers eine Handvoll heimischer Erde gewähren. Das geschah auch, indem Kaiserjäger die Leiche Hofers zu Mantua heimlich bei Nacht ausschaufelten und nach Tirol brachten.

Noch haben wir von Weißenbach ein beschreibendes Gedicht zu erwähnen: „Aigen!" Es wurde 1817 gedruckt und schildert den berühmten Park des Fürsten Schwarzenberg mit viel Sentimentalität in den verschiedensten Metren, an welche man freilich nicht den Maßstab des späteren Platen anlegen darf. Beachtenswerth ist folgende Stelle:

Aber, o Mensch, dem vierten der Urelemente, dem Feuer,
Nahe dich nicht; denn es ist körperlos, irdisch nicht mehr!
Und es duldet den Stoff auch nicht, den die Erde geboren,
In der Vernichtung nur drückt es die Göttlichkeit aus.
Ewig nach aufwärts strebt es und nimmer vermagst du's zu wenden:
Kehrst du die Fackel hinab, lodert die Flamme hinauf
Seinem Vaterland zu. So der Herr sich zeiget dem Erdball,
Und der Donner ihm jetzt gehet als Herold voran,

Digitized by Google

Trägt er dies Element, dies furchtbar erhabne als Purpur
Und es erzittert die Welt, schlägt an die Wolken der Saum
Von dem Mantel des Herrn; darum darf niemals des Menschen
Finger berühren das Feuer, denn es ist Gottes Gewand.

Weißenbach verschied am 26. October 1821 und liegt auf dem Friedhofe des Johannisspitals zu Salzburg begraben. Den Worten Stafflers in dem Werke „Tirol und Vorarlberg" stimmen auch wir bei: „Hätte Weißenbachs Talent eine frühzeitige und sorgsame Pflege erhalten, er würde ein gefeierter Dichter Deutschlands geworden sein." An Correctheit steht er den Alxinger, Collin, Denis sicher nach, an Schwung und Reichthum der Phantasie übertrifft er sie vielfach. Einen ausführlichen Aufsatz über ihn bringt: „Der Alpenfreund, Band IV, Heft 1, Gera bei Eduard Amthor 1871." Angefügt sind zahlreiche Proben aus seinen Gedichten, was um so dankenswerther ist, da sie nie gesammelt erschienen und die ursprünglichen Ausgaben auf den meisten deutschen Bibliotheken fehlen dürften.

Man sollte Weißenbach nicht vergessen. Möchte eine berufene Hand sein Leben schreiben, die besten Gedichte auswählen und das Ferdinandeum zu Innsbruck den Druck besorgen! —

Einsam und düster wandelt der Schatten des unglücklichen Senn an uns vorüber. Er wurde an einem Tag übler Vorbedeutung, am 1. April 1792, zu Pfunds im Ober-Innthale geboren. Sein Vater, der Landrichter, wurde für seine Theilnahme an den Kämpfen von 1809 als kaiserlicher Rath zu Wien angestellt, starb jedoch ehe er die Erziehung des Sohnes vollenden konnte. Dieser studirte die Rechte, den Unterhalt mußte er durch Stundengeben verdienen. Er schloß sich einem Kreise trefflicher Jünglinge an, den er später kurz charakterisirte. „Die deutschen Befreiungskämpfe 1813 bis 1815 hatten auch in Oesterreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter Anderem hatte sich damals in Wien gleichsam instinctartig ohne alle Verbindung ein großartiger geselliger Kreis von jungen Litteraten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute. Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie, wie im Staate ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge auch in der politischen Welt empor: Fischer wurde Statthalter in Ober-Oesterreich, Doblhoff Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge, die später durch Liszt zu europäischem Rufe gelangten und sang Johann Mayrhofer seine Gedichte, bei denen nachher Feuchtersleben Pathenstelle vertrat, Anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist. Auch meine Gedichte, von denen Schubert manche in Noten setzte, entstanden in diesem Kreise zum Theil oder stehen in Beziehung zu demselben, oder sind als Nachklänge zu betrachten." In diese Gesellschaft

Digitized by Google

traf die Philosophie Schellings wie ein Blitz, Senn war der begeisterte Priester des ἐν και παν. Er besingt es in einem ungedruckten Sonett, welches seine Kraft, auch den sprödesten Stoff durch das Metrum zu bändigen, bekundet.

Ἐν και παν

Ich hab's gewagt, es wollte mir gelingen
Dem hochgewalt'gen Geiste nachzudenken,
Hinab in seine Tiefen mich zu senken
Und sel'ge Klarheit mit an Tag zu bringen.

Ich sah, als diese Schachten mich umfingen,
Die Welt in ihren Fugen und Gelenken
Und wie sie in sich greifen und sich renken:
Ich bin zurück und staun' ob keinen Dingen.

Da hab' ich auch die Stelle ausgefunden,
Von wo das Bild der Schöpfung unverschoben
In ursprünglicher Harmonie zu fassen.
Ich sah da nichts entzweit, geschweige hassen,
Mein Name selbst war von dem All verschwunden,
Denn ich war mit dem All in Eins verwoben!

Eine ganze Reihe ähnlicher Gedichte zeigt, wie mächtig Schelling auf Senn wirkte, und bestätigt die Schilderung der geistigen Trunkenheit, welche diese Philosophie nach den Angaben von R. Haym in seiner Geschichte der Romantik hervorbrachte. Später ging Senn, eine grüblerisch in sich arbeitende Natur, durch Fichte zu Hegel über, treu begleitete er alle Phasen deutscher Philosophie und gelangte dadurch zu einer Freiheit, wie sie damals niemand in Tirol besaß.

Aber das Verderben war nahe. Die Gesellschaft, der Senn angehörte, erregte den Verdacht der Polizei. Die Mitglieder wurden abgefangen und verhört. Senn blieb über Ein Jahr in Untersuchungshaft und wurde endlich, ohne daß man einen Verdacht begründen konnte, mit gebundener Route nach Tirol abgeschoben.

Seine Zukunft war vernichtet.

Arm, hülflos mußte er sich als Abschreiber verdingen, endlich nahm er Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. Im Jahre 1828 erhielt er als Lieutenant das Portepee, 1838 machte er den Feldzug in Italien mit. Das Gedicht: „Dame und Schleier" malt in origineller Weise die Armee mit den voranfliegenden Plänklern. Nebenbei beschäftigte ihn Dante und Macchiavelli. Durch klimatische

Digitized by Google

Einflüsse kränklich, mußte er den Abschied nehmen; man gab ihm ein rühmliches Zeugniß, das alle Verleumdungen widerlegt und — 250 fl. Pension. Um sich zu fristen, trieb er das elende Geschäft eines Winkeladvocaten und verbitterte dabei ohne Hoffnung auf die Welt innerlich mehr und mehr.

Aber seine Gedichte!

Trotz der Censur, welche damals von zwei bornirten Priestern, dem Katecheten David Moriz und dem Gubernialrath Jakob Probst geübt wurde, beschloß er sie 1838 herauszugeben. Sie wanderten arg verstümmelt in die Wagner'sche Buchdruckerei, die Subscriptionen deckten eben nur die Herausgabe. Er hatte wenig Freude dabei. In Tirol betrachtet man großentheils den Poeten als ein sehr überflüssiges Möbel der Hausordnung, Verse kann man weder essen, noch trinken, noch anlegen; man geht protzig vorüber und zuckt höchstens die Achseln. Schuler, der Redacteur des officiellen Boten, brachte nicht einmal eine Anzeige dieser Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen niemand verstoßen. Ein Correspondent der Augsburger Postzeitung bezeichnete Senn „als einen obscuren Pensionär, von dem niemand nichts weiß". Nur Joseph Streiter erhob in der Allgemeinen Zeitung für ihn, „dem wir das Gediegenste, was Tirol an vaterländischer Poesie in der Lyrik aufzuweisen hat, verdanken", die Stimme. Feuchtersleben bezeichnete in als einen „bedeutenden Menschen, der frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode rein und selbständig eigene Bahnen wandelt". Senn ist kein liebenswürdiger Poet, der mit einem Lächeln anlockt; er hatte zu viel wahres Elend getragen, um mit dem Weltschmerz zu coquetiren, die gedrungene oft rauhe Form seiner Verse besticht nicht, wer sich aber in ihn hineinliest, wird durch einen reichen Gehalt tiefer Gedanken belohnt. Populär wie kein anderes Gedicht eines Tirolers wurde nur sein Tiroler Adler, der, von Tschiderer componirt, häufig gesungen wird und selbst strophenweise auf Köpfen von Tabakpfeifen angebracht ist.

Der Tiroler Adler.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, ich sitze
Am First der Ortlerspitze,
Da ist's so sonnenroth,
Darum bin ich so roth!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, ich koste
Von Etschlands Rebenmoste,

Digitized by Google

Der ist so feuerroth,
Darum bin ich so roth.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Ei nun, das macht, mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket,
Das ist so purpurroth,
Davon bin ich so roth.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so roth?
Vom rothen Sonnenscheine,
Vom rothen Feuerweine,
Vom Feindesblute roth,
Davon bin ich so roth!

Senns Gedichte brachten es zu keiner zweiten Auflage, sein Nachlaß ist in der Bibliothek des Ferdinandeums hinterlegt, auch hier wie bei Weißenbach wär' es recht wünschenswerth, wenn eine kundige Hand eine Auswahl träfe und die Anstalt den Druck übernähme. Um so wünschenswerther, da die erste Auflage im Buchhandel vergriffen ist. Ueber und von Senn bringt der „Alpenfreund" von Eduard Amthor zu Gera im vierten Heft des vierten Bandes, S. 232, Manches. Ein Portrait Senns findet sich im Nachlasse Kupelwiesers, mit dem er bekannt war.

Im Nachlasse Senns traf man auch jenen Cyklus „Napoleon und das Glück", auf den er selbst so großen Werth legte und ihn oft vor den Studenten, welche ihn besuchten, declamirte. Es weht der Geist Fichte's darin, doch ist die Composition unklar, das Metrum rauh und schlackig, der Grundgedanke, daß Fortuna die Braut Napoleons sei, bizarr. Großartig sind zwei Stücke des Cyklus, sie verdienen erhalten zu werden.

Napoleon und das Glück.

Hab ich nicht in der Brautnacht
Fortunens Wesen erkannt?
Hat sie nicht ihrer Seele
Mysterien mir bekannt?

Wie sie im Himmel geheißen
Mit Namen Harmonie,
Den ihr der Weltgeist selber
Bedeutungsvoll verlieh?

Digitized by Google

Wie sie nur dem erscheine,
Dess' Werk geht Hand in Hand
Mit dem Riß der künftigen Dinge
Im göttlichen Verstand?

Wie nur dem Gott gelinge
Und nur dem Schicksalsmann,
Der des Gottes Werke wirket,
Erwitternd den ewigen Bann?

Wie der die Welt durchschreitet,
Groß wie kein Sterblicher ist,
Als wär' ihm angeschnallet
Ein Kothurn an seinen Rist?

Und ein Visir vor das Antlitz,
Ein Uebermenschen-Gesicht
Vom Odem angehauchet,
Dess', der in Wettern spricht?

Bis 1840 bestand zwischen Klericalen und Liberalen wenigstens äußerlich der Frieden, weder die Einen noch die Anderen konnten sich unter dem Druck des herrschenden Systems regen. Senn gewinnt dadurch geschichtliches Interesse, daß er in jenem Jahre den Kampf eröffnete, der von dort an bis jetzt ununterbrochen fortdauert und um so heftiger wird, je mehr die freisinnige Partei Kraft gewinnt. Er warf eine Granate, deren Splitter weithin und lang furchtbar wirkten: eine Anzahl Sonnette gegen die Censoren Probst und Moriz, zumeist jedoch gegen Joseph v. Giovanelli in Botzen gerichtet. Dieser gewaltige Mann beherrschte den Landtag und mit dem Landtag Tirol; er bewirkte die Vertreibung der protestantischen Zillerthaler, die Berufung der Jesuiten, weh' dem, der ihm widersprach! Der arme Lieutenant packte den Stier bei den Hörnern; die Sonnette waren ein Ereigniß, welches alle Parteien aufregte. Manche Poetlein schlugen an die Brust und wuschen demüthig die Hände in Unschuld, wer hätte ihnen auch diese vernichtende Satire zugetraut? — Der eherne Senn verläugnete seine Verse nicht und spottete der Feinde mit kaltem grimmigen Hohn. Eines dieser Sonnette mit den grotesken Reimen war im Munde Aller und erlangte eine gewisse Berühmtheit. Wenn wir es hier einschalten, geschieht es weder den Klericalen zum Trutz, noch den Liberalen zu Nutz, sondern deßwegen, weil historische Thatsachen und Denkmale ein volles Recht auf Oeffentlichkeit haben. Wir glauben von keiner Seite Tadel zu erfahren, umsoweniger, da jene Zustände fast ein Menschenalter hinter uns liegen und

Digitized by Google

längſt überwunden ſind, da die Männer, welche ſich damals wüthend befehdeten, längſt im Grabe ruhen.

Der Ultra.

Ich bin der Zionswächter der Tiroler,
Kein Arg birgt meinem Argusblicke ſich,
Die Lärmtrompete blaſ' ich meiſterlich,
Im Bergland widerhallt es um ſo hohler.

Nie war der eitle Geiſt der Zeit frivoler,
Ein craſſer Hyperkatholik bin ich
Des Fanatismus Wuth begeiſtert mich,
Kann ich verfolgen, iſt mir um ſo wohler.

Auf Geiſteswerke laß ich gift'gen Geifer,
Die Zillerthaler ſpürten meinen Eifer,
Der Kaiſer Franz war mir noch zu Joſephiſch.

Die Kleriſei iſt mir zu wenig pfäffiſch,
Der Papſt auch iſt mir nicht genug Papiſt
Und Chriſtus ſelbſt mir faſt zu wenig Chriſt.

Senns Haupt war von nun an vervehmt; nur Studenten, in denen ſich der Trotz der Freiheit bereits zu regen begann, ſchloſſen ſich dem finſteren, ſchroffen Greiſe an, deſſen bittere Orakel bei ihnen, wie ſie dann in den Märztagen bewieſen, nicht verloren gingen. Der unglückliche Dichter verſank mehr und mehr in Schwermuth, bis ihn am 30. September 1857 der Tod von ſich und der Welt befreite. Niemand kümmerte ſich um ihn; die litterariſchen Cliquen in Deutſchland hatten nie an ihn gedacht, nur Heinrich Kurz widmete ihm im 4. Band ſeiner Litteraturgeſchichte S. 33 etliche Zeilen, welche ihn gut charakteriſiren.

Freunde errichteten ihm einen Grabſtein.

Jedoch die Rache ſchändete auch dieſen. Im vorigen Herbſt ward dem marmornen Tiroler Adler der Kopf abgeſchlagen, die Platte mit Koth beſchmutzt. Hatte Tirol für den Sänger des Tiroler Adlers nur dieſen Dank? Er gehört Oeſterreich durch ſeine Adlerlieder, einen Cyklus im Nibelungenmaß, worin er den deutſchen Kaiſeraar der Habsburger herrlich beſang.

Dieſe Männer konnten auf Einzelne wirken, aber keine geiſtige Bewegung in Tirol einleiten, dieſes blieb jüngeren Kräften vorbehalten. Wir ſehen nun beim Beginn der zwanziger Jahre an der Univerſität zu Innsbruck einen Kreis von Jünglingen, welche, begeiſtert von der Natur, dem Volk und der Geſchichte

Digitized by Google

ihrer Heimat die Devise „Tirol über Alles!“ zu Ehren bringen wollten. Wären ihre Leistungen nach Form und Inhalt nicht so verschieden, könnte man sie wohl eine Schule nennen, sie haben aber nur jene Devise gemeinsam, im übrigen gehen sie weit auseinander, befeinden sich später und führen mit gegenseitiger Verkennung einen heftigen Principienkrieg. Die Devise unterscheidet sie aber auch von den österreichischen Dichtern im engeren Sinne des Wortes. Diese standen stets zu Wien in einer gewissen Beziehung, jene zeigen einen particularistischen Zug, sie sind Tiroler, ja wollen Tiroler sein, das Tirolische ist ihnen häufig nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck. Im Hintergrunde steht Deutschland, von dem sie vorzüglich geistige Anregung empfingen: auf den deutschen Namen sind auch sie stolz, und wir begegnen später einem oder dem andern im Parlament zu Frankfurt. Kann man sie nur im weiteren Sinne, wenn man will, geographisch als österreichische Dichter bezeichnen, so erleichtert es jene Devise, sie zu vereinigen, ihr Wirken und Schaffen darzustellen. Doch muß man eine ältere Gruppe tirolischer Dichter von einer jüngeren unterscheiden. Man möchte erstere die des Vormärz nennen. Nicht daß die Märztage eine scharfe Grenze ihrer Thätigkeit bildeten, wohl aber liegt der wichtigste Theil ihrer poetischen Leistungen vor dem Umschwunge von 1848, welchen sie mittelbar oder unmittelbar heranführen halfen. Der Verfasser dieses Aufsatzes kannte jene Männer persönlich, war mit manchen verbunden, über ihre Ziele hat er sich jedoch vielfältig zu allgemeineren Standpunkten hinauf gelebt und darf daher immerhin den Versuch wagen sine ira et studio ihr Bild im Rahmen deutscher Nationallitteratur zu skizziren, wenn er auch nicht daran denkt eine Geschichte zu schreiben. Reiche Hülfsmittel boten Briefe, deren Benützung ihm gestattet wurde und die er benützen will ohne Rücksicht auf irgend eine Partei. Eine Periode, welche in sich fertig vor mehreren Decennien abschloß, hat mit den leidenschaftlichen Pamphleten der Tageslitteratur nichts zu schaffen, sie fordert objective Wahrheit.

Zu jenem Kreise gehörten in erster Linie Johann Schuler, Joseph Streiter, Beda Weber; in zweiter Magnus Beyer, Joseph Lama, Simon Strobl und Andere noch Unbedeutendere. Einfluß hatte auf ihn der Gymnasialprofessor Karlmann Tangl. Durch die Wahl des Berufes oder eines anderen Studienortes wurde er jedoch bald gesprengt, nur Wenige blieben zu Innsbruck. J. Schuler schrieb am 17. Jänner 1824 an B. Weber nach Brixen: „Freund, glauben Sie mir, ich liebe mein Vaterland nicht weniger als Sie; wenn mir Gott auch nicht die Gabe verliehen hat, mein Gefühl in glühende Lieder zu ergießen, aber darin liegt eben mein Jammer. Ich habe mich in die schönsten Träume künftiger Geistesgröße gewiegt; ich habe in meinen Zeitgenossen mit Jauchzen einen zweiten Göttinger Verein gesehen, dem Hölty, die Stollberge und so viele andere Unsterbliche entsprossen; seit sechs Jahren habe ich in diesem Traum gelebt; aber täglich stellt sich mir mehr und mehr seine Nichtigkeit dar,

Digitized by Google

eine Rakete um die andere, ein Brillantfeuer nach dem andern erlischt und ich sehe nur das hölzerne Gerüste, an dem so viele tausend Feuer mit den Sternen wetteifernd spielten."

(Fortsetzung folgt.)

Stephan Bitnyédy

und seine Briefe, aus den Jahren 1656 bis 1662, in ihrer Bedeutung für die Geschichte Ungarns.

Von

Dr. F. Krones.

Wir glauben, das bisher Gebotene liefere den Beweis, wie wohlunterrichtet B. über den Gang der Angelegenheiten Rákóczy's war und wie persönlich nahe er denselben stand. Um so mehr müssen wir die bedeutenden Lücken in seiner bezüglichen Correspondenz bedauern. Diese Lücken fallen in die Zeit vom Jänner 1658 bis zum Beginne des nächsten Jahres. Dann fließen die Nachrichten und Anschauungen wieder reichlich, ohne daß wir, innerhalb des engen Rahmens dieses Aufsatzes, versucht werden können, mehr als Schlagworte dem Geschichtsforscher zu bieten.

Im Jänner 1659 berichtet er an Zrinyi über Barcsay's und Rákóczy's Gegenrüstungen; 4. März d. J. verständigt er einen gewissen Meszlényi von der gerüchtweisen Uebereinkunft beider Rivalen. Ende Jänner schreibt B. an A. Keczer und den Banus, Mikes werbe in Wien um die kaiserliche Vermittlung bei der Pforte zu Gunsten Rákóczy's. —

Schon am 6. Juni 1660 wußte er von Rákóczy's Niederlage bei Gyalu (22. Mai) und des Fürsten tödtlicher Verwundung, wie sein Schreiben an Tökölyi nachweist. 15 Tage später meldet er dem Banus Rákóczy's Tod als Gewißheit und liefert ihm den 11. Juli eine ausführliche Schilderung des Kampfes, den der Fürst mit todesverachtendem Heldenmuthe bestanden. Viele bedauerten ihn, dessen heimlich froh. Man könne da die Worte des Tacitus anwenden, die er vom Tode des Germanicus schreibt: Periisse Rakoczyum nulli iactantius moerent, quam qui maxime lætantur. Großwardein, heißt es weiter, sei in äußerster Gefahr und sehr zu besorgen, daß es Barcsay dem Türken anbieten werde, pro satisfactione. Szolnok und Szatmár sei für Ungarn so gut wie verloren. „Unsere Deutschen", bemerkt er dann mit bitterem Hohne, „liegen im Lager bei Rakomaz und sehen müssig der Verwüstung unseres Vaterlandes zu". — Johann Keményi bewerbe sich um den Fürstenthron, andere wollen Franz Rhédey emporbringen . . . .

Die Briefe des Jahres 1662 beschäftigen sich auch nicht wenig mit der siebenbürgischen Frage. Den 8. April schreibt B. an den Banus, Apafi rüste gegen den Kaiser „er wolle die Früchte im Wiener Garten pflücken"; mit ihm

Digitized by Google

werde der Türke, Tatare, Moldauer, Wallache und Siebenbürger zu Felde ziehen“ . . . . Das bestätigt der Auszug des Schreibens eines Neutraer Domherrn v. 14. April 1662, der als Abgesandter seines Comitates und des Palatins nach Wien gereist war und hier die schlechte Neuigkeit erfahren habe. Die Octoberbriefe an den Banus, an Mainhard Keczer, Tökölyi und Szuhay handeln von einer neuen Wendung in den Angelegenheiten Siebenbürgens. Man wolle Apafi absetzen oder zur Abdankung bewegen und Haller (offenbar Gabriel Haller) auf den Thron bringen. Das gereiche Ungarn zum schweren Verderben. Das Gerücht stellte sich bald jedoch als grundlos heraus und den 19. Nov. 1662 schreibt V. an Zrinyi, Kuczuk-Pascha weile bei Apafi und ermuthige ihn, Ungarn zu erobern. — Ein zweiter Brief an denselben v. 13. Dec. d. J. vervollständigt diese Botschaften dahin, ein gewaltiges Türkenheer sei in Siebenbürgen einmarschirt und die Pforte hoffe, die 13 oberungarischen Comitate ohne Schwertstreich zu gewinnen. Der Wiener Hof habe an Apafi den Obersten Kaiserstein und den Secretär Hoffmann abgesendet.

Gehen wir nun über zu dem zweiten Hauptgegenstande der Briefe Vitnyédy's, zur Türkenfrage. Wir müssen und können uns hier kürzer fassen. Immer und immer kehrt der Gedanke wieder, das Vaterland ist in Gefahr, Zrinyi, der bewährte Türkenheld, streitet mit bestem Willen für die Erhaltung des Vaterlandes und seine Freiheit, aber ihm bindet der schlechte Wille und die Sorglosigkeit der Regierung die Hände. Vitnyédy's Briefe v. J. 1657 erzählen von dem kühnen Streifzuge Zrinyi's gegen die Türken jenseits der Mur, von seiner Untersuchung der croatischen Küstenpässe, seinem und Batthyány's glücklichen Treffen. Ende 1658 oder Anfang 1659 sei der Banus jenseits Gradisca tief im Bosnischen, in einem Wassertreffen mit dem Türken Sieger geblieben und mit vielen Türkenschädeln, Gefangenen und großer Beute heimgekehrt. Sehr bedeutsame Daten liefert Vidnyédy zur Baugeschichte und Kriegsbedeutung der bekannten Veste Serinvár oder Zrinyivár, der Lieblingsschöpfung des Banus, bei deren Anlage er selbst bekanntlich Arbeiterdienste leistete. Den 5. Juli schreibt V. an Kecskés, die Türken träfen alle Vorbereitungen, um den Bau der „neuen Zrinyi-Burg“ gewaltsam zu hindern, aber der Banus brauche nur zwei Wochen (der Bau begann im Mai) noch zur Vollendung des Ganzen. Alles hange davon ab, daß es der Pforte nicht gelinge, beim Wiener Hofe die Unterbrechung des Ausbaues oder gar die Zerstörung der gefährlichen Veste durchzusetzen. In dieser Angelegenheit wendet sich V. den 16. Juli d. J. an Nádasdy, er möge seinen ganzen Einfluß bei Hofe aufbieten, damit dieser dem bewußten Burgbaue wohlgesinnt bleibe. Acht Tage später, schreibt V. an den Banus Nádasdy, habe er den Fürsten Porzia der Sache abgeneigt befunden; da die Errichtung der Veste geradezu einen Friedensbruch bedeute. Der Kaiser dagegen scheine nicht abhold, eher kriegerisch gesinnt, wie dies daraus gefolgert werde, daß er Rottal nach Preßburg sandte, um das subsidium annonarium zu betreiben. Zrinyi möge sich an Porzia, Auersberg, Lobkowitz, Gonzaga und

Digitized by Google

Rottal wenden und sie über den ganzen Sachverhalt aufklären. — Vitnyédy selbst, wie aus einem nächsten Schreiben v. 27. d. M. hervorgeht, sprach mit dem Jesuiten-Pater Miller, Leopolds einflußreichem Beichtvater, über die Sache und dieser habe versichert, der Kaiser genehmige den Bau. Anf. August schreibt V. an den Banus, er wolle den Steiermärker Michel Patzaunen, der sich auf die Ingenieurwissenschaft verstünde und eine flüchtige aber klare Skizze der Festung entworfen habe, mit sich nach Wien nehmen, um den Ministern möglichste Aufklärung zu bieten. Zehn Tage später mahnt er ihn, dem Fürsten Porzia bekannt zu geben, daß die Türken während der Friedenszeit besonders in Croatien ähnliche Neubauten versucht hätten. Den 23. Nov. verständigt er seinen Correspondenten Mainhard Keczer, ein Tschausch sei von der Pforte nach Wien gesendet worden mit der Forderung des status quo; der Kaiser solle Johann Keményi nicht unterstützen, Serinvár zerstören lassen und alle seine Besatzungen aus Siebenbürgen ziehen. Mitte December meldet V. in dem Schreiben an Andreas Keczer einen glücklichen Handstreich und Beutezug Peter's Zrinyi's tief im bosnischen Lande.

Neu-Zrinyi-Burg (so nennt V. Serinvár meistentheils) stünde nun vollauf fertig da, zum Trutz wider die „heidnischen Hunde" . . .

Bald darauf (28. Dec.) schreibt er an den Banus selbst, es heiße, der Sultan stelle an den Kaiser das Ansinnen, dieser möge dem Ueberfalle und der Zerstörung der Veste durch die Türken nicht hinderlich sein.

Die Correspondenz Vitnyédy's in den Herbsttagen des J. 1662 bietet gleichfalls in dieser Richtung Beachtenswerthes. An Zichy meldet er (23. Sept.) den glücklichen Handstreich des Banus gegen Babocsa, denselben Tag beglückwünscht V. Letzteren aus Anlaß dieses Erfolges, verhehlt ihm aber bald (9. Oct.) auch nicht, wie schlecht man in Wien darauf zu sprechen sei. An Tökölyi ergeht (17. Oct.) die Meldung, allerwärts spreche man davon, daß zufolge der neuen Friedensverhandlungen der Pforte mit dem Wiener Hof — im nächsten Frühjahre Serinvárs Zerstörung an die Reihe komme. Davon schreibt V. (19. Nov.) dem Banus selbst; er möge alle Persönlichkeiten des consilium intimum et bellicum über die eigentliche Bedeutung dieser Veste als einer Schutzwehre Ungarns aufklären, bevor es zu spät sei. Bald darauf (26. Nov.) beglückwünscht er Zrinyi zur Geburt eines Sohnes in nahezu begeisterter Weise. —

Von besonderer Wichtigkeit erscheint jedoch der Brief an den Banus vom 22. Dec. Bory, der bekannte Hofmeister und Agent des Palatins Wesselényi, zu unserm V. in nahen Beziehungen, fände es nicht räthlich, daß der Banus in diesem Zeitpunkte nach Wien komme. V. kleidet diese Warnung überdies anekdotenhaft ein. Es werde erzählt, einst habe man Stephan Bathóry nach Wien berufen; dieser sei auch von Ecsed aufgebrochen, habe aber, als er etwa eine Meile zurückgelegt, zwei bis dreimal seine Diener befragt, ob Ecsed ihm nachkomme und als dies verneint wurde, gesagt, wenn Ecsed nicht mit ihm

Digitized by Google

reise, so ginge er auch nicht nach Wien. „Wenn sich Tschakathurn mit Euer Gnaden auf den Weg machte" lauten Vitnyédy's Schlußzeilen, „würde ich E. G. dazu weit eher aufmuntern".

Begreiflicher Weise bringen wir den vertraulichen Mittheilungen unseres Gewährsmannes über die politische Stimmung der maßgebenden Kreise Ungarns, über die Führer der Ständeschaft, ihr gegenseitiges Verhalten, über die Männer der Regierung u. s. w. ein erhöhteres Interesse entgegen. Stammen sie doch aus der Feder eines vielgeschäftigen Agitators, dessen Beziehungen so gut im protestantischen Bürgerstande als im Comitatsadel und Magnatenthum wurzelten und sich bis an den Wiener Hof verzweigten. Natürlich dürfen wir dabei nie vergessen, wie schlecht Vitnyédy auf jede Regierungsmaßregel zu sprechen war und darin jederzeit das Vorspiel eines Staatsstreiches wider Ungarns Libertät witterte.

„Vor einer Woche", schreibt er in dem Briefe v. 4. Mai 1657 — offenbar an den Banus — „war ich mit Herrn Cziráky in Seibersdorf; zur Genüge kam da zur Sprache, daß zwei, drei Menschen uns sammt dem Lande verkaufen; Nádasdy betrübt sich darüber, aber er kann nichts dafür, da man ihn nie beruft, noch irgend eine Angelegenheit ihm mittheilt; er sagte, wenn Euer Gnaden nach Güssingen käme, würde auch er sich dahin begeben, sammt Paul Eszterházy und könne man warten, so brächte er auch Homonnay und Erdödy mit und dort thäte es Noth, etwas de communi permansione zu besprechen; er sagte auch, hätte er einen Anhang, auf den er sich stützen könnte, so würde er vor dem Könige, dem Palatin (herczeg) und den Reichsständen (országbelick) Widerspruch einlegen gegen die Handlungsweise jener Leute". . . . . Bedeutsam lautet der Schluß des Briefes. Der Empfänger desselben (der Banus) möge nach seiner weisen Einsicht handeln, doch fürchte Vitnyédy, Nádasdy wolle „dem Affen gleich mit den Krallen der Katze die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen". Aus einem fast gleichzeitigen Schreiben Vitnyédy's an Nádasdy entnehmen wir, dessen Project sei jenem nicht mundgerecht; förderlicher erscheine es, wenn Nádasdy von Seibersdorf aus den Kaiser zu Laxenburg im Wege häufiger Hofvisiten bearbeite, denn das könne er bei der Nähe der beiden Oertlichkeiten schier täglich thun.

Den 6. Mai d. J. kommt V. in seinem Schreiben an den Banus auf die projectirte Magnatenconferenz wieder zu sprechen. Jetzt fände er sie selbst angezeigt, denn das „Idolum" (dieser Spitzname kehrt einigemal wieder und dürfte sich auf Porzia, Leopolds Günstling, beziehen) mit dem Grundsatze Divide et vinces vertraut, stifte überall Zwietracht und Verwirrung. 17 Tage später äußert sich V. gegen Stephan Tökölyi, besäße er zu seiner Correspondenz mit ihm einen Geheimschlüssel, so würde er ihm Erstaunliches schreiben, so aber müsse er sich die Mittheilung auf ein baldes Zusammentreffen versparen. Er selbst reise im Augenblick nach Tschakathurn (Zrinyi's Hauptschloß). Briefe v. 24. und 27. Mai an den Magnaten Kéry betonen die Nothwendigkeit einer

Digitized by Google

solchen Magnatenconferenz und stellen an ihn das Ansuchen, den unverdienten Groll Vesselényi's und seiner Frau gegen Vitnyédy zu beseitigen. Ueberdies folgt die Bemerkung, Nádasdy sei dem Banus nicht sonderlich gut gesinnt. — Die Krankheit des Letzteren macht ihm viel Sorgen. Stürbe der in so blühendem Alter, schreibt er den 24. Dec. 1657 an Tökölyi, so ginge ein kostbarer Schatz dem Reiche verloren. —

Das Jahr 1658 bildet, wie bereits gesagt worden, einen bedauerlichen Ausfall in Vitnyédy's Correspondenz. 8. Februar 1659 schreibt er an den Banus, Auersperg — der kaiserliche Premier — habe aus seinen Händen Zrinyi's Schreiben mit großer Achtung entgegengenommen und die besten Versprechungen gemacht. — Eine neue Lücke unterbricht den Zusammenhang der Briefe vom März 1659 bis in den Sommer des nächsten Jahres.

Die bezüglichen Correspondenzen des Jahres 1660 stimmen das alte Lied an; Ungarns schlimme Lage und die Schädlichkeit der deutschen Soldtruppen bilden den Anhaltspunkt ständiger Klagen. Gleiches findet sich in den Briefen der nächsten Periode 1661—2. Auf Montecuculi, der ein und das andere Mal unter der satirischen Bezeichnung des „Wiener Perspectiv" (bécsi perspectiva 1657, 4. Mai, an Zrinyi) gemeint sein dürfte, — ist V. natürlich schlecht zu sprechen und dieser Groll machte sich um diese Zeit in den Briefen an Zrinyi am derbsten Luft, um so mehr, da dieser mit dem kaiserlichen Feldherrn in dem bittersten Federkriege begriffen war. — In dem Schreiben an den Banus vom 18. April 1662 malt V. die trübe Lage des Vaterlandes aus und schließt daran die Bemerkung: „Wenn E. G. Zeit hat, so verschaffen Sie sich von Jemand die Geschichte des Hugo Grotius, und da dies eine etwas ausgedehnte Schrift, so lesen Sie das 7. und 8. Buch und trösten Sie sich, daß es vor uns auch Andere gab, welche viel zu leiden hatten".

Besonders wichtig erscheinen Vitnyédy's Aeußerungen über das Verhalten der Protestanten und die Schicksale des verhängnißvollen Reichstages v. J. 1662. — Zunächst muß anerkannt werden, daß unser Gewährsmann kein kopfloser Agitator war, sondern die Mängel einer zielgerechten Organisation und Taktik bei seiner Glaubenspartei mit richtigem Verständnisse durchschaute und zunächst deren Beseitigung im Auge behielt. —

Meinhard Keczer, schreibt er den 28. Nov. 1661 an Stephan Kecskés, habe den Gedanken kräftiger Einigung und Selbsthülfe angeregt. Aber ein Auftreten der Protestanten in der Oeffentlichkeit collectivo nomine, cum authoritate publica habe seine großen Uebelstände. Theils böte sich nicht die günstige Gelegenheit dar und komme es irgendwo zu einer Ständeversammlung, so sei es eben eine Zusammenkunft von Abgeordneten, unter denen es bald Evangelische, bald wieder keine gäbe, und im ersteren Falle entweder wenige, oder unwissende, oder sehr furchtsame; unter solchen Umständen würden die Absichten eines und des andern beherzten Mannes zu Wasser. Es fehle gemeinhin an der Sicherheit protestantischer Convente, an gutem Willen; haßerfüllte Un-

Digitized by Google

einigkeit, Rangstreit, Ehrsucht, Neid, verkümmere den Nutzen; Jeder wolle der Erste sein, es fehle das leitende Haupt, Einer wolle vom Andern nicht abhängen. Das habe die vorjährige Versammlung zu Szakony bewiesen, denn der, welcher am meisten berufen war die Dinge vorwärts zu bringen, habe sich als größtes Hinderniß bewiesen und alle guten Absichten gestört. —

Charakteristisch ist das, was V. in seinem Briefe vom 11. April 1662 an den Banus berichtet, Angesichts der zu eröffnenden Ständeversammlung. — Der Palatin (Vesselényi) sei den 10. April in Preßburg eingetroffen und gedenke nach Wien abzugehen; dort sei er eben sehr schwarz angestrichen, denn man beschuldige ihn, er habe die Aeußerungen der geheimen Conferenz (in secreto consilio), „man werde schon den Ungarn die gelben Czismen aus- und böhmische Stiefel anziehen“ [1]), ausgeplaudert und sei die Ursache, daß man solche Absichten nicht ausführen könne.

Zrinyi's neuer Amtscollege entsetze sich sehr vor dem Reichstage, zufolge des gesetz- und urkundenwidrigen Verfahrens dabei, er sei nach Wien geeilt und habe dahin gearbeitet, daß die Versammlung unterbleibe. — Voll Mißtrauen blickt V. dem Ständetage entgegen; Graf Christoph Batthyány möge lieber wegbleiben, schreibt er an den Banus (26. April); er bewundert Tökölyi's Muth, in Preßburg zu erscheinen (7. Mai — an Kecskés). Den 10. Mai sendet unser Gewährsmann dem Kecskés die Gravamina der Protestanten, die er einer genauen Revision unterziehen wolle. Auf. Juni theilt er diesem Correspondenten mit, Zrinyi komme zum Reichstage, Vitnyédy bleibe vorderhand daheim, denn er habe die Hände voll zu thun. Schon den 5. Juni meldet er ihm jedoch, man berufe ihn nach Preßburg und wenn es die Noth erheische, werde er gehen. Die Protestanten sollten den Ränken der Papisten gegenüber auf der Restitution der Rechte von 1647 geradezu und fest beharren, um nicht wieder so hinter das Licht geführt zu werden wie bei dem letzten Reichstage. — Er werde, wenn man seiner bedürfe, auf dem Platze der Gefahr erscheinen und zeigen, daß er eben so gut evangelisch als magyarisch fühle. — Dem Vernehmen nach hofirten die Abgeordneten der Stände den Feinden des Glaubens und Vaterlandes. Das möge man insgeheim hintertreiben, damit nicht alle dafür büßten. Den 8. Juni befand sich V. noch in Oedenburg, wo er sich über seine italienischen Bauleute weidlich ärgerte; der Brief v. 26. Juni an Mainhard Keczer ist bereits in Preßburg geschrieben; doch schon am Ersten des nächsten Monates treffen wir ihn wieder an seinem Wohnorte, da schreibt er an Lad. Pethö — der Preßburger Landtag sehe so aus, als wenn gar keine Leute dahin gegangen wären. Den 5. Juli ergeht er sich in längeren Erörterungen der brennenden Glaubensfrage (an Szuhay); es sei zu sehr heftigen Debatten zwischen beiden Lagern gekommen. Er anerkenne die christliche Stand-

[1]) Vgl. die damals in Ungarn verbreiteten Gerüchte bei Wolf: Fürst W. Lobkowitz S. 143—4.

Digitized by Google

haftigkeit und gut magyarische Haltung seines Correspondenten; „aber nicht der erreicht das Ziel, welcher gut zu laufen anfängt, aber noch vor dem Ziele ermattet, sondern nur der, welcher bis zu Ende gut läuft".

Vitnyédy sucht den Mathias Szuhay, Ladislaus Farkas, Kecskés, Georg Sándor und Sárosy zum ausdauernden Kampfe für die Protestantensache anzufeuern. — An seinen Verwandten Paul Vitnyédy schreibt er den 7. Juli: „Heute muß ich nach Preßburg, die Abgeordneten rufen mich, von beiden Seiten wird die Religionsfrage scharf tractirt." Sieben Tage später schickt er wieder von Oedenburg aus ein Schreiben an Lad. Farkas, der Hof sei nicht gut auf die Protestanten zu sprechen, es gebe auch sonst Aftersöhne des Vaterlandes, die sie verachten. Man möge doch ausdauern und sich nicht von den anwesenden „Syrenen" bestechen lassen. Damit dürften die katholischen Aristokratinnen: Sara Draskovich, Witwe des Dionys Szécsy, Francisca Khuen, Witwe des Palatins Paul Pálffy, Maria Forgách und Sofia Báthory, Witwe Georgs Rákóczy II., gemeint sein, deren Anwesenheit in Preßburg nach gleichzeitigen Tagebüchern sicher steht [1]). — Gleichzeitig schreibt V. an Kecskés, man möge Berényi [2]) scharf überwachen, denn das sei ein Gönner und Schwägerschaftler der wider die Lutheraner-Türken commandirenden Generäle. Offenbar mit Hinblick auf den Aerger, den Palatin Vesselényi über die vorlauten jungen Deputirten laut werden ließ — und seine Klage, die Jungen verdürben Alles, — ergeht sich V. in einer herben Kritik dieses Magnaten; er nennt ihn „den das lauernde Unheil der Protestanten beschleunigenden Menschen"; man möge ihm nicht Glauben schenken, denn an dem Ganzen sei kein wahres Wort. Von demselben oder dem nächsten Tage datirt das Schreiben an Andreas Farkas. Wie er vernehme, hätten die Raaber Patres Jesuitae den Reichstagsschluß bereits mit einer Gelegenheitscomödie im vorhinein gefeiert, worin die Freiheit gehangen und der Glaube geköpft würde; — daß sei doch ein Gleichniß des gegenwärtigen Reichstages. — 18. Juli begibt sich V. abermals nach Preßburg und neuerdings finden wir ihn dort Mitte August. Um diese Zeit muß der Banus in Preßburg noch gefehlt haben, denn v. 23. Aug. aus Preßburg begegnen wir einem Schreiben unsers Gewährsmannes an Zrinyi, worin dessen Anwesenheit als wünschenswerth bezeichnet wird. V. erwähnt unter Anderm, wie sehr es den Kaiser verdrieße, daß so viele der Herren vom Reichstage wegblieben und die welche gekommen seien, pro libitu hin und her reisten. Den 2. Sept. verließ V. Preßburg [3]) und richtet Tags darauf von Barom einen

---

[1]) Szalay V, 66.

[2]) Georg Berényi, einer der wenigen am Preßburger Tage v. 1662 vertretenen protestant. Magnaten. Vgl. Szalay V. 66.

[3]) Also an demselben Tage, an welchem der Banus und die protest. Sendboten oder Abgeordneten abreisten. Zrinyi hatte gegen letztere geäußert: „Ich bin vom andern Glauben, aber Euere Freiheit ist meine Freiheit, und die Euch geschlagene Wunde ist auch mir ge-

Digitized by Google

Brief an den Banus. Er könne nicht glauben, heißt es darin, welchen Lärm es abgesetzt habe, als Zrinyi gleichzeitig mit den Protestanten den Reichstag verließ. Nádasdy, Erdödy hätten sich geäußert, es sei nicht wohlgethan gewesen und sähen darin Gott weiß welches böse Omen, aber „conscia mens recti famæ mendacia ridet“ [1]). Vielleicht würde es eben nicht schaden, dem Fürsten Porzia, dem Palatinus und Herrn Rottal zu schreiben, an der gleichzeitigen Abreise der protestantischen Abgeordneten trage er keine Schuld; aber das sei eben die Frucht solcher Maßregeln und wäre der Banus auch geblieben, er hätte doch nicht „den Schnitt des böhmischen Rockes“ erlernt, den man dem Ungarn-Volke beibringen mag oder will.

Ueber diese Vorgänge spricht sich V. in einem Briefe an den Oberingenieur der Confinien und Annexe, Gislen von Idesheim auf Wassenhofen, (Oedenburg 11. Sept.) aus. In dem Schreiben an den Banus vom 14. September ist die Rede von den Beschwerden der katholischen Stände und insbesondere Zrinyi's. Es wäre auch im Hinblick auf die möglichst entsprechende Fassung der Artikel angezeigt gewesen, den Vicepalatin mit irgendeinem rechtschaffenen Honorarium zu bedenken. — An demselben Tage richtet V. einen Brief an den Vicepalatin, worin die Rede davon ist, wie sehr der Palatin über die Verletzung seines Ansehens klage. Man möge Vitnyédy's Namen in einer weiteren Angelegenheit aus dem Spiele lassen, denn „ohnehin tobe wider ihn schon genug dieser Drache, wenn er ihm auch bisher nicht schaden konnte.“ — Die „beiden Franze“ (Franz Vesselényi und Franz Nádasdy), heißt es in einem späteren Schreiben an den Banus (vom 23. September), seien sehr unmuthig von Preßburg abgegangen; sie hätten nicht einmal die Abreise des Kaisers erwartet, um ihm das Geleite zu geben. „Nachdem sie uns und unsere Freiheiten schier zu Grunde gerichtet, jagten sie aus Preßburg davon, wie aus einem brennenden Hause“, bemerkt er mit bitterem Hohn. Daß auch auf Nádasdy unser Vitnyédy nicht sonderlich gut zu sprechen war, beweist z. B. das Postscript eines früheren Schreibens an Zrinyi vom 11. April 1662. Nádasdy habe die ganzen Besitzungen des Enkels Megyery's an sich gerissen, so daß dieser, wenn er vom Tode auferstehen könnte, sagen würde: Ovem lupo commisi. Es ginge das Gerücht, heißt es weiter, daß in Kaschau eine Versammlung abgehalten wurde und daselbst auch ein Abgeordneter Apafi's erschienen sei. Apafi habe freiwillig abgedankt und an seine Stelle wäre Bocskay gewählt worden [2]). Die Ober-Ungarn seien sehr unzufrieden, daß ihre Abgeordneten re infecta heimkehrten und hätten Boten an den Palatin mit der Erklärung gesendet, die Entfernung jener Deputirten habe gegen ihren Willen

schlagen. Hätte nur der Fürst hunterttausend Katholiken, neben hunderttausend lutheranischen und hunderttausend calvinischen Kriegern; sie würden insgesammt das Vaterland schirmen“. Szalay. V. 69.

[1]) Bekanntlich Zrinyi's Wahlspruch.

[2]) Dies waren nur leere Gerüchte.

Digitized by Google

ſtattgefunden. Vor kurzem ſei auch von oben ein Eilbote mit einem Schreiben an den Palatin eingetroffen. Deſſen Inhalt beſage, der Kaiſer ſolle die „Deutſchen“ (d. i. die Soldaten) aus dem Lande ziehen, denn es ſei ſchon unmöglich ihre übergroßen Verheerungen zu ertragen und die Bauernſchaft von Aufſtänden wider ſie zurückzuhalten. — 1662, 10. Jänner meldet V. dem Banus, die Unterthanen Barkóczy's und Anderer wären, müde des ſoldatiſchen Uebermuthes, über die „Deutſchen“ hergefallen. — Den 17. Oct. theilt V. dem Jakabfalvay mit, man ſpreche davon, die 13 oberungariſchen Comitate hätten Botſchafter an Ali Paſcha (Statthalter der Pforte in Ofen) der Huldigung wegen abgeſendet; dieſer aber habe ihnen kein Gehör gegeben, weil zwiſchen beiden Kaiſern (dem Sultan und K. Leopold) Frieden ſei und er dieſen nicht brechen könne; ſie ſollten ihre bisherigen Gebieter als ſolche anerkennen. Vitnyédy ſelbſt mag an ſolche Gerüchte nicht glauben, nichtsdeſtoweniger könne es ſich ereignen. In einem Schreiben v. 22. Oct. an Peter Zrinyi kommt V. auf die zwei Eilboten zu ſprechen, welche vom oberen Lande eingetroffen ſeien, um die Entfernung der deutſchen Truppen zu betreiben; man habe ſie mit gütlichen Worten abgefertigt. — Schlimmer würde es aber noch ausfallen, wenn der Bauer aufſtünde, denn der populus furens ſei eine große Beſtie. — Der Palatin, heißt es in dem Briefe an den Banus (v. 6. Nov.), beeile ſich nun ſelbſt die „Deutſchen“ wegzubringen, denn dieſen behage nimmer die dortige Luft und ſie würden die Begrüßung der Bauernknittel ſchwerlich aushalten. Auch ſolle von den Aufſtändiſchen Szuhay zum Anführer gewählt worden ſein, aber er habe dies nicht von glaubwürdiger Seite erfahren. Die „Deutſchen“ wolle man nach Preßburg, Oedenburg, Güns überſiedeln. „Sollte dies geſchehen“ meint Vitnyédy, „dann bleibe ich nicht in Oedenburg.“

Bald darauf (11. Nov.) werden dieſe Mittheilungen an Zrinyi vervollſtändigt. Szuhay habe in der That die „Pumphoſen“ (Ploderhoſen: bugyogókat; ähnlich wie labancz ein Spitzname der kaiſerlichen Soldaten) „geklopft“ (megkalapálta) und ihnen angekündigt, würden ſie, gegen den kaiſerlichen Befehl, ſtatt auf Vertheidigung des Landes ſich auf Wegelagerei verlegen — ſo dürfe man ſie ungeſtraft züchtigen. Man habe den Kanzler (Szelepcſényi), den Raaber Biſchof, ſodann Nádasdy, Paul Eſzterházy nach Wien berufen, um von ihnen zu erfahren, wie die von ihnen am meiſten beleidigten Evangeliſchen wieder zufrieden zu ſtellen ſeien, denn der Kaiſer wolle das Land nicht in dieſem Zuſtande belaſſen, indem er ſich ins Reich begeben wolle, aber ſie ſeien nicht erſchienen; was ſie planen, werde nachher offenkundig werden.

Die Briefe Vitnyédy's an ſeinen Verwandten Paul V. und an den Banus Zrinyi v. 24. Nov. ſpiegeln ſo ganz die Natur des geriebenen Agitators. Damit nämlich die Regierung nicht Gelegenheit fände, durch directe Ständebeſchlüſſe der Comitatsverſammlungen das zu erreichen, was ſie im Reichstage nicht erzielt habe, ſolle man ſich auf den paſſiven Widerſtand verlegen und keine Abgeordneten zu jenen Verſammlungen abſenden. Es handelte

Digitized by Google

sich nämlich um die Beschlüsse, welche der katholische Ständepart, nach Abgang der protestirenden Evangelischen, im Interesse der Reichsvertheidigung zu Preßburg gefaßt habe und vor allem um die Bequartierung und Verpflegung der deutschen Truppen. Von der heftigen Denk- und bissigen Ausdrucksweise gibt am besten das Schreiben an den Banus vom 13. Dec. d. J. Zeugniß; — die Hauptstelle scheint gegen Montecuculi gerichtet, mit welchem Zrinyi sich entschieden überworfen hatte [1]), und ist sie es, so gibt V. da den leidenschaftlichen Hetzer, der dem Banus räth, das Aeußerste zu versuchen, ja selbst eine Herausforderung in Scene zu setzen.

Wie stark damals Vitnyédy die Hand bei dem Feldzugsplane der protestantisch-katholischen Opposition regte, beweist am besten sein Schreiben an Jonas Mednyánszky, das letzte der Correspondenz (v. 31. Dec. 1662), worin ein Anschlag geheimster Art angedeutet wird. Mednyánszky wird bei Allem, was ihm heilig ist, beschworen, die gute Sache nicht zu verderben — und sich in einem Chiffrenbriefe zu erklären — jetzt sei es Zeit, „aut nunc, aut nunquam!"

So hätten wir denn das Wesentlichste des reichen Gehaltes der bisher veröffentlichten Briefreihe in möglichst treuen Umrissen dem cisleithanischen Geschichtsfreunde vorgeführt. Noch gibt es der Ausbeute für den Forscher, dem jeder Beitrag zur politischen und socialen Geschichte des damaligen Ungarns willkommen ist. Doch müssen wir endigen. Möge der Schluß der Briefsammlung v. 1663 bis 1664 in genauer gewissenhafter Weise das Uebrige liefern und durch möglichst genaue und reichliche Anmerkungen zur Aufhellung der persönlichen Verhältnisse und sachlichen Anspielungen Vitnyédy's, vor allem aber durch ein sorgfältiges Inhaltsverzeichniß den Werth der Gabe erhöhen.

Immerhin reicht das bisher Gebotene hin, das Charakterbild und die geschichtliche Rolle Vitnyédy's schärfer und richtiger aufzufassen, als dies bisher geschehen konnte.

Karl Marx' volkswirthschaftliche Ansichten.

3. Die Production und die Rate des absoluten Mehrwerths.

Der Käufer der Arbeitskraft, so führt Marx, um uns das Geheimniß zu enthüllen, S. 141 aus, consumirt diese, indem er den Verkäufer arbeiten, d. i. Gebrauchswerthe, Sachen zur Befriedigung von Bedürfnissen herstellen läßt. Der Arbeitsproceß ist zunächst ein Proceß zwischen dem Menschen und

---

[1]) Montecuculi war 1660 zum ungarischen Grenzgeneral (vgl. über diese Grenzverfassung Wolf a. a. O. 141 bis 142) und Obercommandanten von Raab ernannt worden. Ueber den Federkrieg Zrinyi's und Montecuculi's s. Szalay V, 70 bis 71 und Zrinyi's Werke h. v. Kazinczy und Toldy, Pest 1852.

Digitized by Google

der Natur, worin er seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Arbeit vermittelt und regelt. Er tritt dem Naturstoff als Naturmacht entgegen, entwickelt die in der Natur schlummernden Potenzen und unterwirft sie seiner Botmäßigkeit. Da das Resultat des Arbeitsprocesses schon beim Beginne desselben in der Vorstellung des Arbeiters, also ideell vorhanden ist, so verwirklicht die durch ihn bewirkte Formveränderung des Natürlichen in diesem zugleich einen Zweck, der sein Thun als Gesetz bestimmt und dem er deßhalb seinen Willen unterordnen muß. Außer den Organen, die arbeiten, ist der zweckgemäße Wille, der sich als Aufmerksamkeit äußert, für die ganze Dauer des Arbeitsprocesses erheischt. Die einfachen Momente des Arbeitsprocesses sind also die Arbeit, d. i. die zweckmäßige Thätigkeit, ihr Gegenstand und ihr Mittel. Wenn ein Gebrauchswerth als Product aus dem Arbeitsproceß herauskommt, gehen andere Gebrauchswerthe, Producte früherer Arbeitsprocesse, als Productionsmittel in den Proceß ein. Producte sind daher nicht nur Resultat, sondern zugleich Bedingung des Arbeitsprocesses, dieser ist also ein productiver Consumtionsproceß. Wie in diesem die Arbeitskraft durch den Capitalisten consumirt wird, zeigen zwei eigenthümliche Phänomene. Der Arbeiter arbeitet unter der Controle des Capitalisten, dem nicht nur die Arbeit, sondern auch das Product dieser Arbeit gehört. Gebrauchswerthe werden hier producirt als Träger des Tauschwerthes, denn das Capital will nur Mehrwerth produciren, Waaren, deren Tauschwerth höher ist als die Werthsumme der zu ihrer Production erheischten Waaren. So ist der Productionsproceß eine Vereinigung von Arbeitsproceß und Werthbildungsproceß. Da der Werth jeder Waare bestimmt ist durch das Quantum der in ihrem Gebrauchswerth materialisirten Arbeit, so stellen die Productionsmittel, welche Bestandtheile des Werths des Products geworden sind, nichts dar als bestimmte Quanta Arbeit, bestimmte Masse festgeronnener Arbeitszeit. Eine bloße Addition vorhandener Werthe aber kann nun und nimmermehr einen Mehrwerth erzeugen; der Werth des Products ist gleich dem Werth des vorgeschossenen Capitals. Die Werthe sind nur alle auf ein Ding concentrirt. Welches immer das Verdienst der Entsagung des Capitalisten ist, es ist nichts da, um sie extra zu zahlen, da der Werth des Productes, der aus dem Proceß herauskommt, nur gleich der Summe der hineingeworfenen Waarenwerthe ist.

Daß das Capital, d. i. das Productivcapital, Mehrwerth produciren will, bestreitet dem Herrn Marx niemand, denn gerade in dem Mehrwerth liegt das Ziel wie der Reiz für jede Production. Im Gebrauchswerth sucht diesen Mehrwerth die consumirende Einzelwirthschaft, im Tauschwerth bei ausgebildeter Volkswirthschaft alle Producenten, denn hier ist der Tauschwerth fast ausschließlich das Mittel, um Gebrauchswerth zu erlangen. Der Productions- oder Werthbildungsproceß sollte nun nach Marx' Ansichten nichts mehr und nichts weniger sein, als der Arbeitsproceß selbst, der Capitalist aber, sagt Marx, theilt diesen einen Proceß zu seinem Vortheil in zwei, in einen Arbeits-

Digitized by Google

und einen Werthbildungsproceß. Der Werth des Productes ist — nach Marx — das Quantum der in demselben materialisirten Arbeit, ein Werth also, der sich außer diesem Werthe an demselben Product bildet, entsteht nur auf Kosten des wahren Werthes, der Arbeit, so ist also der vom Arbeitsproceß getrennte Werthbildungsproceß eine Uebervortheilung des Arbeiters durch den Capitalisten. Das aber der Werth eines Productes und die in letzterem vergegenständlichte Arbeit nicht einunddasselbe sind, glaube ich erwiesen zu haben. Auch die zur Production verwendeten Productionsmittel sind nicht bestimmte Massen festgeronnener Arbeitszeit, die niemals ihren Werth verändern, sondern wie jedes Wirthschaftsmittel in ihrer Werthbildung abhängig und bedingt durch ihr Verhältniß zur Wirthschaft. Wer Productionsmittel einkauft, wo oder wann sie geringen Werth haben und sie im Productionsproceß verwendet, wo oder wann sie höheren Werth haben, der kauft einen geringeren Werth und verwendet den höheren. Nach der Theorie von Marx kann dieser Werth vom Orte A bis zum Orte B höchstens um die Kosten der Lagerung sich mehren, und auch nur diese können im Product wieder erstattet werden. Wer aber seinen Rohstoff billiger kauft als seine Concurrenten, ist der gezwungen, sein Product um so viel billiger zu verkaufen? oder die Differenz zwischen dem von ihm und dem von den Concurrenten erzielten Mehrwerth seinen Arbeitern zu überlassen? Productionsmittel, in A gekauft, wo sie nur zum Angebot producirt sind und nach B übergeführt, wo nur Nachfrage nach ihnen ist ohne unmittelbares Angebot, werden von dem einen Verhältniß zur Wirthschaft in ein ganz anderes versetzt; dort sind Viele, die anbieten, und Einzelne, die nachfragen, hier Viele, die nachfragen, und Einzelne, die anbieten. Die Strohhutfabriken z. B. in Berlin und Dresden beziehen einen großen Theil des rohen Strohgeflechts aus dem Schwarzwald. Hier sind sie die Einzigen, die dieses Material um des besonderen Gebrauchswerthes willen begehren. Haben sie in Berlin und Dresden Hüte daraus fertigen lassen, so erstreckt sich die Nachfrage danach über die ganze Erde. Ist das nun ein Verdienst der Strohhutnäher und Plätter, oder liegt das nicht vielmehr in den Verhältnissen der gesammten Wirthschaft? Aus dem Verhältniß zu der beschränkten Wirthschaft des Schwarzwaldes tritt das Strohgeflecht in das erweiterte Verhältniß zu der menschlichen Gesammtwirthschaft und mit dieser Erweiterung des Verhältnisses steigert sich der Ausdruck desselben, der Werth. Und der letztere ist es nun, der vom Productionsmittel auf das Product übergeht. Umgekehrt kann dasselbe Productionsmittel durch die Ueberführung von A nach B im Werthe verlieren. Im Sommer und Herbst findet der Einkauf von Strohgeflecht statt. In dem einen Jahr ist dasselbe reichlich und billig zu haben, und es wird in Folge dessen so viel eingekauft, daß es im Winter darauf in Berlin und Dresden nicht aufgearbeitet werden kann. Der folgende Sommer ist naß und kalt, und in Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, wo man sonst viele Strohhüte verbraucht, werden fast gar keine gekauft. Ein großer Vorrath geht auf das folgende Jahr über, und

Digitized by Google

da auch die neuen Bestellungen verhältnißmäßig unbedeutend sind, bringen manche Fabricanten den Rohstoff wieder zum Angebote, so daß dieser unter den vorjährigen Preis sinkt. Die Fabricanten, welche nun die aus der Mode gekommenen Hüte umarbeiten lassen müssen, können die den doppelten Arbeitslohn oder die Differenz der Einkaufspreise auf den Preis der Hüte schlagen? Dieser ist abhängig von dem Verhältniß der angebotenen Hüte zu der nachfragenden Wirthschaft, und den Producenten bleibt nichts übrig, als sich diesem Verhältniß zu unterwerfen, einen günstigen Wechsel desselben zu benützen, einen ungünstigen zu ertragen. Mehrwerth wie Minderwerth tritt hier ein ohne die Theilnahme der Arbeit, also hat auch dieser keinen Anspruch an jenen. Die Waarencirculation ist die Bewegung der Waaren, die stete Veränderung ihrer Stellung zu einander und zur Wirthschaft, und wie jede andere Waare, kann auch das Productionsmittel außerhalb aller Arbeit durch Zeit- und Ortsveränderung seinen Werth ändern; Beides, Mehrwerth wie Minderwerth, fällt in diesem Falle dem zu, dem das Productionsmittel gehört, dem Capitalisten.

Die Maschine — Marx kommt später besonders darauf zurück — ist ein Productionsmittel und gehört als solches dem Capital. Wie bei jedem andern Productionsmittel ändert sich auch der Werth der Maschine je nach der Lage, in die sie zur Wirthschaft gebracht wird. Der Schlosser, der die Maschine producirt hat, und der Fabricant, der sie gebrauchen will, vertreten gegen einander ganz verschiedene Verhältnisse der Wirthschaft, und dem entsprechend ändert die Maschine ihre Stellung zur Wirthschaft, sobald sie aus der Werkstatt jenes in die Fabrik dieses übergeht. So lange die Maschine dort unverkauft bleibt, steht sie in dem Verhältniß des Erzeugnisses zu der erzeugenden Einzelwirthschaft, und dieses Verhältniß bildet die Grundlage des zu erlangenden Verkaufspreises. Der Fabricant, der kommt, um die Maschine zu kaufen, verlangt den Gebrauchswerth derselben als eines Productionsmittels, berechnet also, was und wie viel ihm dieselbe im Gebrauche nützen wird. Beide haben für ihre Preisbestimmung ihre ganz bestimmten Grenzpunkte; der Verkäufer darf nicht unter, der Käufer nicht über den seinigen hinausgehen beide aber möchten, jener möglich über, dieser möglich unter seinem Grenzpunkt den Preis finden. Die Nachfrage für den Verkäufer besteht aus den Einzelwirthschaften, welche die Maschine zu productiven Zwecken gebrauchen können, die Nachfrage, die der Käufer im Auge hat, ist die des ganzen consumtiven Theils der Volkswirthschaft, welcher die mittelst der Maschine gefertigten Producte begehrte. Mit dem Uebergang vom Verkäufer zum Käufer wechselt also auch das Werthverhältniß der Maschine und das zweite Verhältniß, nicht das erste, ist in dem Productionsproceß, dem die Maschine dient, maßgebend. — Außerdem aber ist die Maschine kein Productionsmittel, dessen Werth nur durch die Arbeit Anderer auf das Product übertragen wird, sondern das selbst Arbeit leistet, selbst Gebrauchswerthe schaffen hilft. Ist der Werth einer Waare die in derselben vergegenständlichte Arbeit, so ist der Werth einer mit Hülfe von Maschinen ge-

Digitized by Google

fertigten Waare gleich = x Menschenarbeit + (y Maschinenwerth + z Maschinenarbeit). Gehören z. B. zur Herstellung eines Waarenvorraths 100 Arbeitstage eines Arbeiters, mit Hülfe einer Maschine aber nur 25, wer leistet die Arbeit der überflüssig gewordenen 75 Tage? Doch nur die Maschine! Diese also, nicht der Arbeiter, schafft in solchem Falle einen Mehrwerth, und ist derselbe gleich der ersparten menschlichen Arbeitskraft, so gebührt er auch der Maschine, die ersparen macht, nicht der Arbeit, die erspart wird, also, da die Maschine zum Capital gehört, dem Capitalisten. So unbescheiden aber ist die Maschine nicht, sie verringert dafür, wie wir wissen, den Werth des Products, erhebt aber entschiedenen Widerspruch, wenn der Arbeiter den durch sie ersparten Arbeitstag in sein Arbeitsbuch schreiben will.

Die täglich zur Production der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel kosten, wie Marx S. 159 folg. fortfährt, einen halben Arbeitstag. Die vergangene Arbeit, die in der Arbeitskraft steckt, und die lebendige Arbeit, die sie leisten kann, ihre täglichen Erhaltungskosten, und ihre tägliche Verausgabung sind zwei ganz verschiedene Größen. Die erste bestimmt ihren Tauschwerth, die andere ihren Gebrauchswerth. Wenn nur ein halber Arbeitstag nöthig ist, um den Arbeiter 24 Stunden zu erhalten, so hindert ihn das nicht, einen ganzen Tag zu arbeiten. Diese Differenz zwischen dem Werth der Arbeitskraft und ihrer Verwerthung im Arbeitsproceß hat der Capitalist im Auge, wenn er die Arbeitskraft kauft. Er zahlt den Tageswerth der Arbeitskraft und ihm gehört ihr Gebrauch während des Tages, die tageslange Arbeit. Daß die Erhaltung der Arbeitskraft einen halben Tag kostet, während sie einen ganzen Tag schaffen kann, ist ein besonderes Glück für den Käufer, doch kein Unglück für den Verkäufer — und dieser Umstand ist es, der Geld in Capital verwandelt. — Der Verwerthungsproceß ist nichts als über einen gewissen Punkt fortgesetzter Werthbildungsproceß. Dauert letzterer bis zu dem Punkt, wo der vom Capital gezahlte Werth der Arbeitskraft durch ein neues Aequivalent ersetzt ist, so ist er einfacher Werthbildungsproceß, dauert jener über diesen Punkt hinaus, so wird er Verwerthungsproceß. Die Einheit von Arbeitsproceß und Werthbildungsproceß ist der Productionsproceß der Waaren, die Einheit von Arbeitsproceß und Verwerthungsproceß aber die capitalistische Form der Waarenproduction, bei welcher der Mehrwerth nur herauskommt durch einen quantitativen Ueberschuß von Arbeit, durch eine verlängerte Dauer des Arbeitsprocesses.

Derselbe Hergang, meine ich, wiederholt sich offen und ehrlich bei jedem Kauf. Kein verständiger Wirth kauft etwas, das er nicht des dafür gegebenen Preises werth hält und von dessen Gebrauch er nicht etwas anderes erwartet, als was ihm der Gebrauch des Preisgutes leisten könnte. Kauft jemand, um wieder zu verkaufen, so ist die Differenz zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreis das, was ihn zu dieser Handlung bewegt. Daß er diese Waare als Tauschwerth gebrauchen kann, ist für ihn der Gebrauchswerth der Waare. Kauft jemand ein Productionsmittel, so ist die Differenz zwischen dem Kaufs-

Digitized by Google

preis und der Verwerthung seines Gebrauchswerthes im Productionsproceß, was ihn allein zum Kaufe reizt. Kauft jemand menschliche Arbeitskraft um einer Dienstleistung willen, so ist ihm diese Dienstleistung in dem Augenblick und zu dem Zwecke da er sie gebrauchen will, mehr werth als der Preis, den er dafür zahlt. Kauft er endlich diese Arbeit zu productiven Zwecken, so kann er sie doch nur kaufen, wenn sie sich im Verbrauche auch „verwerthet". Wenn die Erhaltungskosten der Arbeitskraft als das Minimum des Verkaufspreises von Seiten des Arbeiters angenommen werden, so bildet die Verwerthung der erkauften Arbeitskraft im Productionsproceß das Maximum des Kaufpreises für den productiven Käufer. Verlangt der Verkäufer zu dem Minimum die ganze Differenz zwischen diesem und dem Maximum, wird er dann auf dem „freien Arbeitsmarkt" noch einen Käufer finden? Daß dieser unter dem Maximum kauft, ist für ihn wie für den Verkäufer gleich nothwendig. Um den höchsten Kaufpreis kann nur die Arbeitskraft sich selbst kaufen, d. i. dem freien Arbeiter bleibt dann nichts übrig als selbst den vollen Gebrauchswerth seiner Arbeitskraft zu verwerthen. Will er nur eine einzige Arbeitskraft zur Mithülfe kaufen, so tritt er dieser als „Capitalist" gegenüber und kann nur kaufen, wenn er billiger kauft als verkauft. Wenn nicht jeder Arbeiter für sich allein arbeiten will und die volkswirthschaftliche Production sich in ihre Atome auflösen soll, so ist nur eine Form der Production möglich, in welcher der Arbeiter zum vollen Genusse auch dieses Mehrwerths kommen kann, das ist die Form der productiven Arbeitergenossenschaft, und diese Form zu benützen, steht ja jedem Arbeiter frei! Sobald aber der Arbeiter seine Arbeitskraft zu Verkauf anbietet, muß er neben dem Arbeitsproceß den Verwerthungsproceß des Käufers anerkennen. Auch auf dem Arbeitsmarkte liegt das Gebiet der Verhandlung des Verkäufers mit dem Käufer zwischen dem Minimum auf Seiten jenes und dem Maximum auf Seiten dieses. Und ebenso ist das Werthverhältniß der Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkte gegenüber ihren productiven Consumenten ein ganz anderes als wenn sie vergegenständlicht in Producten der consumirenden Gesammtwirthschaft gegenübergestellt wird. Von jenem Werthverhältniß geht die Forderung des Verkäufers aus, an diesem findet das Preisanerbieten des Käufers seine Grenze, und nur wenn beide ihren Standpunkt gegenseitig anerkennen, ist ein Vertrag und ein dauerndes Wechselverhältniß zwischen beiden möglich. Eine solche Differenz aber zwischen dem Kaufpreis der Arbeit und der Summe ihrer Verwerthung ist gar nicht anders zu erreichen, als wenn die Arbeitskraft mehr Producte erzeugt als zur Ersetzung des Kaufpreises, d. i. des Arbeitslohnes nothwendig ist. Die verlängerte Dauer des Arbeitsprocesses über den Punkt, wo der vom Capital gezahlte Werth der Arbeitskraft durch ein neues Aequivalent ersetzt ist, bildet eine durchaus nothwendige und unentbehrliche Bedingung für die Erhaltung der gesammten volkswirthschaftlichen Production wie für die Erhaltung eines „freien Arbeitsmarktes", die Schwierigkeit bleibt freilich immer noch dabei die Richtigstellung des Verhältnisses der beiden

Digitized by Google

Arbeitsabschnitte zu einander — und auf diese Frage führt uns Marx im Folgenden.

Der Arbeiter überträgt, so fährt Marx S. 166 folg. fort, die Werthe der Productionsmittel als Werthbestandtheile auf das Product nicht durch das Zusetzen von Arbeit überhaupt, sondern durch die specifisch nützliche Form dieser zusätzlichen Arbeit. In ihrer abstracten allgemeinen Eigenschaft als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft (oder Arbeitszeit) setzt die Arbeit z. B. des Spinners den Werthen von Baumwolle und Spindel Neuwerth zu, und in ihrer concreten, besonderen nützlichen Eigenschaft als Spinnproceß überträgt sie den Werth dieser Productionsmittel auf das Product und erhält so ihren Werth im Product. Durch das bloße quantitative Zusetzen von Arbeit wird neuer Werth angesetzt, durch die Qualität der zugesetzten Arbeit werden die alten Werthe der Productionsmittel im Product erhalten. Je mehr nothwendige Arbeitszeit des Spinners auf dasselbe Quantum Arbeit geht, desto größer der Neuwerth; je mehr Baumwolle aber in derselben Arbeitszeit versponnen wird, desto größer der im Product erhaltene alte Werth. Da aber das Productionsmittel nie mehr Werth an das Product abgibt, als es selbst im Arbeitsprocesse verliert, so gibt es auch nur einen Tauschwerth insoweit ab, als es selbst Tauschwerth hat, d. i. Product menschlicher Arbeit ist. Niemals also kann es dem Product mehr Werth zusetzen als es selbst, unabhängig vom Arbeitsproceß, dem es dient, besitzt. Der Arbeiter aber kann neue Werthe nicht zusetzen ohne alte zu erhalten, ohne die Werthe der Productionsmittel auf das Product zu übertragen. Diese Fähigkeit, vorhandenen Capitalwerth zu erhalten, ist eine Naturgabe der sich bethätigenden Arbeitskraft, die dem Arbeiter nichts kostet und dem Capitalisten viel einbringt. Die Arbeit, der subjective Factor des Arbeitsprocesses, bildet, indem sie den Werth der Productionsmittel auf das Product überträgt, in jedem Moment ihrer Bewegung Neuwerth, und dieser ist der einzige Originalwerth, der innerhalb dieses Processes entsteht, der einzige Werththeil des Products, der durch den Proceß selbst producirt ist.

Was ist, frage ich zunächst, die Arbeit in „ihrer abstracten allgemeinen Eigenschaft als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft“? Ist eine Bewegung die nichts bewegt, eine Arbeit, die nichts arbeitet auch nur vorstellbar? Die Arbeitskraft ist entweder ruhend und unbewegt, oder bewegend und bewegt. Ruhend kann kein Käufer dieselbe gebrauchen, denn in der Bewegung, in der „Verausgabung“ allein kommt ihr Gebrauchswerth zur Darstellung und um dieser nur wird sie gekauft. Ist nun eine Bewegung der Arbeitskraft ohne Ziel, eine Verausgabung von Arbeitskraft ohne bestimmten Zweck eine abstracte? Z. B. ein stundenlanges Umherwerfen der Arme oder Beine in leerer Luft? Ist es auch abstract, so kauft es doch niemand. Eine Verausgabung von Arbeitskraft ist nur denkbar durch ein Medium, an welches dieselbe verausgabt wird; sie ist also stets concret und in ihrer Abstraction ohne Wesenheit. Ob nun jede Arbeit zugleich nützlich ist, ist eine andere Frage;

Digitized by Google

ein productiver Käufer von Arbeitskraft aber sucht niemals eine nutzlose Vergeudung, sondern stets eine zweckmäßige Verausgabung derselben und nur als zweckgemäß hat sie für ihn Werth. Ein Mädchen, das mit einem Knäuel Garn eine Stunde lang Fangball spielt und damit ihre Arbeitskraft verzehrt, setzt dem Garn niemals einen Neuwerth zu, erst wenn sie dieser Verausgabung ihrer Arbeitskraft die specifisch nützliche Form des Strickens gibt, fertigt sie den Strumpf, der mehr Werth enthält als das Garn. Nur in ihre concreten, specifisch nützlichen Form also kann die Arbeit Werth zusetzen, in ihrer Abstraction ist sie ein Unding, weder innerhalb noch außerhalb des Productionsprocesses vorhanden, und sobald sie aufhört nützlich zu sein, hört sie auch auf Werth zu haben und Werth zu schaffen.

Marx unterscheidet ferner die Werth erhaltende und die Werth zusetzende Thätigkeit des Arbeiters. Kein Mensch erzeugt etwas aus dem Nichts. Jedes Wirthschaftsmittel hat eine stoffliche Unterlage, den die Arbeit hat umwandeln müssen, um das Wirthschaftsmittel zu produciren. Zerstört er die stoffliche Unterlage so ist auch die Umwandlung unmöglich. Eine Werth zusetzende Thätigkeit ohne die erhaltende ist in der volkswirthschaftlichen Production so undenkbar wie eine abstracte Verausgabung der Arbeitskraft. Das eine Hülfsmittel der Production ist der Gegenstand, der durch Form- oder Artveränderung in ein Wirthschaftsmittel umgewandelt und dadurch in Gebrauchs- und Tauschwerth erhöht wird. Das andere Hülfsmittel ist das Productionsmittel, das wie z. B. die Kohle durch den Productionsproceß den Gebrauchswerth verliert, dessen Tauschwerth aber auf das Product übergeht. Was wäre die Arbeit des Feuerers, der die Kohle verbrennt, ohne daß sie durch ihre Hitze die geforderte Dienstleistung, Wasser in Dampf zu verwandeln, erfüllt? Was wäre die Arbeit des Drechslers, der ein Stück Elfenbein zerschnitzelt, ohne den verlangten Stockknopf zu fertigen? Beide zerstören Gebrauchswerth und Tauschwerth. Wer den Gebrauchswerth eines ihm von seinem Arbeitsherrn anvertrauten Productionsmittels zerstört oder verbraucht, ohne durch Uebertragung desselben auf ein Product den Tauschwerth zu erhalten, muß das Zerstörte mit Grund und Recht wieder ersetzen. Der Arbeiter leistet also nur den schuldigen Ersatz für ein ihm anvertrautes Gut, wenn er im gefertigten Product den Tauschwerth für den zerstörten Gebrauchswerth zurückgibt. Hier ist kein besonderes Verdienst der Arbeit, sondern eine unerläßliche Bedingung derselben, ohne welche aus der wirthschaftlichen Production nichts würde als eine unwirthschaftliche Zerstörung.

Wenn Marx von dieser erhaltenden Thätigkeit sagt, sie koste dem Arbeiter nichts und bringe dem Capitalisten Vieles ein, so ist das ein offenbarer Widerspruch mit der unmittelbar vorher und nachher von ihm aufgestellten Behauptung, daß *nur* der Tauschwerth der Productionsmittel auf das Product übertragen und kein Mehrwerth dadurch erzeugt werde. Wenn ein Productionsmittel 10 Thlr. kostet und nur diese 10 Thlr. als Tauschwerth im Werthe des

Digitized by Google

Productes wieder ersetzt werden, woher dann nun das Extra-Einbringen des Capitalisten? Wird dem Capitalisten hier etwas eingebracht, so ist es der Mehrwerth, den das Productionsmittel erlangt durch den Uebergang aus einem niedrigeren in ein höheres Werthverhältniß. Der Arbeiter ersetzt im übertragenen Tauschwerth den ihm anvertrauten, von ihm zerstörten Tauschwerth, thut er das nicht, so muß er das anvertraute Gut in anderer Weise ersetzen. Will der Arbeiter Lohn für seine Arbeit, so muß er mehr thun als das Anvertraute erhalten, er muß dasselbe umwandeln, den alten und geringeren Werth desselben in einen neuen und höheren umbilden. Nur die Erzeugung von Neuwerth, die Werth zusetzende, umwandelnde Thätigkeit gibt die Möglichkeit, Arbeitskraft zu kaufen und zu bezahlen, die erhaltende Thätigkeit ist keine von jener getrennte, sondern eine nothwendige Eigenschaft derselben, ohne welche jene aufhört, Werth zu haben und überhaupt — zu existiren.

Statt der 6 Stunden, sagt Marx S. 175 folg., die zur Reproduction des Werthes der Tagesarbeit genügen, dauert der Proceß 12 Stunden, also wird durch die Bethätigung der Arbeitskraft ein Mehrwerth producirt, der den Ueberschuß des Productenwerths über den Werth der verzehrten Productionsmittel wie Arbeitskraft bildet. Der Ueberschuß des Gesammtwerthes des Products über die Werthsumme seiner Bildungselemente ist der Ueberschuß des verwertheten Capitals über den ursprünglich vorgeschossenen Capitalwerth. Der in Productionsmittel umgesetzte Theil des Capitals ist, weil er seine Werthgröße im Productionsproceß nicht verändert, constantes Capital, der in Arbeitskraft umgesetzte Theil des Capitals, weil er seinen Werth im Productionsproceß verändert und den Mehrwerth producirt, variables Capital. Die Productionsmittel liefern nur den Stoff, worin sich die Werth bildende Kraft fixiren kann. Die Natur wie der Werth dieses Stoffes sind gleichgültig, er muß nur in hinreichender Masse vorhanden sein, um das während des Productionsprocesses zu verausgabende Arbeitsquantum einsaugen zu können. Diese Masse gegeben, mag ihr Werth steigen oder fallen oder werthlos sein wie Erde und Meer, der Proceß der Werthschöpfung oder Werthveränderung wird davon nicht berührt. — Die proportionale Größe des Mehrwerths, also das Verhältniß, worin das variable Capital sich verwerthet hat, ist bestimmt durch das Verhältniß des Mehrwerths zum variabeln Capital m/v, diese verhältnißmäßige Größe des Mehrwerths ist die Rate desselben. Die zweite Periode des Arbeitsprocesses, die der Arbeiter über die Grenzen der zur Reproduction des Werthes seiner Arbeitskraft nothwendigen Arbeitszeit hinausschanzt, kostet ihm zwar Arbeit, bildet aber keinen Werth für ihn, sondern Mehrwerth, der den Capitalisten mit allem Reiz einer Schöpfung aus nichts anlacht, Surplusarbeit, Mehrarbeit. So entscheidend es für die Erkennung des Werths überhaupt ist, ihn als bloße Gewinnung von Arbeitszeit, als bloß vergegenständlichte Arbeit zu erfassen, so entscheidend ist es für die Erkenntniß des Mehrwerths, ihn als bloße Gewinnung von Surplusarbeitszeit, als bloß vergegenständlichte Mehr-

Digitized by Google

arbeit zu begreifen. Nur die Form, worin diese Mehrarbeit dem Arbeiter abgepreßt wird, unterscheidet die ökonomischen Gesellschaftsformen, z. B. die Sclaverei von der Lohnarbeit. Die Rate des Mehrwerths ist daher der exacte Ausdruck für den Exploitationsgrad der Arbeitskraft durch das Capital oder des Arbeiters durch den Capitalisten.

Soll der Werth der Arbeit im Product ersetzt werden, so muß sie — das bestreitet niemand — wenigstens ihren eigenen Werth auf dasselbe übertragen. Soll Arbeit gekauft werden, so muß sie in dem Product wenigstens etwas mehr Werth erzeugen, als der Kaufpreis beträgt, sonst hört das Kaufen auf. Die Erzeugung eines Mehrwerths ist also eine eben so nothwendige Bedingung für die Erhaltung der freien Arbeitskraft, wie für die Fortsetzung der Production. Was jedoch die Anzahl der Arbeitsstunden betrifft, in denen die Arbeitskraft ihren eigenen Werth zu reproduciren vermag, so scheint mir, einen für alle Verhältnisse zutreffenden Satz anzunehmen eben so widersinnig wie unmöglich. Erstens ist der Werth der Erhaltungsmittel der Arbeitskraft steten Schwankungen unterworfen, zweitens ist der Gebrauchswerth der Arbeitskraft so verschieden wie die einzelnen Menschen selbst und die gesellschaftliche Durchschnittsarbeitskraft ist in der Volkswirthschaft das, was in der Statistik der „mittlere Mensch", eine wesenlose Abstraction. Und drittens, finden auch die Werthveränderungen der Lebensmittel offen statt und gleichzeitig mit der täglich fortschreitenden Erhaltung der Arbeitskraft, so producirt doch die Arbeit nicht die Lebensmittel selbst, sondern ein Product, in dessen Werth der Werth dieser enthalten sein soll. Die Werthbildung des Products aber wird erst vollzogen, wenn es vollendet, in die Circulation eingetreten ist, und sein Werth wird erst wieder erstattet, wenn es verkauft ist. So lange kann die Arbeitskraft in der Erhaltung nicht aussetzen, und sie hat wahrscheinlich bis die Verwerthung eingetreten ist, eine ganze Reihe neuer Producte gefertigt, die wieder auf ihre Verwerthung warten. Bei veränderten Verhältnissen und Bedingungen verwerthet sich also die Arbeitskraft schneller oder langsamer, mehr oder weniger, und der Wechsel dieser Umstände macht es unmöglich, einen allgemein gültigen Satz für die „nothwendige" Arbeitszeit aufzustellen.

Werth — ich wiederhole es — ist nicht Arbeit, sondern Grad und Ausdruck des Verhältnisses eines Wirthschaftsmittels zur Wirthschaft. Wie sich dies Verhältniß ändert, so verändert sich der Werth, und dies Verhältniß wird verändert sowohl durch eine Veränderung des Wirthschaftsmittels wie der Wirthschaft. Jedes Wirthschaftsmittel kann deßhalb Mehr- oder Minderwerth erlangen je nach der Art der Veränderung in diesem Verhältniß. Durch die Arbeit wird eine Veränderung veranlaßt, wenn sie das Wirthschaftsmittel in Form, Art und Ort verändert, ohne die Arbeit durch die Wirthschaft, indem sie das Wirthschaftsmittel anzieht und abstößt, ihr Begehren darnach mehrt oder mindert. Als „sich materialisirend" ist die Arbeit nicht der Werth, sondern nur ein Factor der Werthbildung, als „materialisirt" ist sie eben so wenig der

Digitized by Google

Werth, sondern nur eine der Bedingungen und Grundlagen desselben, als zum Angebot gebrachte Arbeitskraft geht sie denselben Gang der Werthbildung wie jedes andere Wirthschaftsmittel. Auf dem Arbeitsmarkte hat der Verkäufer seinen Minimal-, der Käufer seinen Maximalpreis; jenen bildet der Werth der zur Erhaltung der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel, diesen der Grad der Verwerthung der Arbeitskraft im Productionsproceß. Beide Grenzlinien sind wandelbar nach den wechselnden Verhältnissen. Eine „Rate des Mehrwerths", eine Differenz zwischen dem Minimal- und dem Maximalpreise *muß* stattfinden, um eine Fortsetzung der Production möglich zu machen, eine Rate des Minderwerths kann und darf nur in einzelnen Fällen vorkommen. Von dieser Rate des Mehrwerths fällt dem Arbeiter zu, was er über die Erhaltungskosten seiner Arbeitskraft im Arbeitslohn empfängt, dem Capitalisten, was ihm nach der Verwerthung über den gezahlten Arbeitslohn bleibt. Wie viel dieses auf beiden Seiten betragen wird, hängt von besonderen Bedingungen und Umständen ab, zunächst dort vom Gebrauchswerth der Arbeitskraft und hier von der Möglichkeit und Fähigkeit der Verwerthung, dann aber auch von dem Verhältniß des Angebotes der Arbeitskräfte und der durch dieselben gefertigten Producte zu der Nachfrage der consumirenden Wirthschaft. Die Rate des Mehrwerths eines Productionsprocesses ist aber etwas ganz anderes als die Rate des durch die Arbeit darin erzielten Mehrwerths. Jene wird gewonnen durch das Zusammenwirken von Capital *und* Arbeit, wird nun durch die Arbeit eine besondere Rate des Mehrwerths erzeugt, so kann diese nichts anderes sein, als die gesammte Rate des Mehrwerths, *weniger* der besonderen durch das Capital erzeugten Rate des Mehrwerths. Nennen wir die Gesammtrate des Mehrwerths m, die Verwerthungssumme des Products w, die Arbeit, das „variable Capital" v, das „constante" Capital c, die Rate des Mehrwerths von diesem mc, von jenem mv, so ist $m = w - (v + c)$, $mc = m - mv$ und $mv = m - mc$. — Unläugbar ist, daß eben nur in der Rate des Mehrwerths die Möglichkeit einer Steigerung des Arbeitslohnes über den Minimalpreis der Arbeitskraft gegeben ist, aber eben so unleugbar auch, daß dieser Mehrwerth von der Arbeit *und* dem Capital erzeugt, deßhalb auch von diesem mit demselben Recht wie von jener beansprucht wird. Also liegt nur in der *besonderen* Rate des Mehrwerthes $mv = m - mc$ die Möglichkeit der Steigerung des Arbeitslohnes, wie in der besonderen Rate des Mehrwerths $mc = m - mv$ die Möglichkeit eines Gewinnes durch das constante Capital. Der Weg den Marx uns zeigt, führt zum geraden Gegensatz dessen, was er bekämpft. Er bekämpft das Capital als ein Mittel, das, indem es die Arbeit auf den Stand des Minimalpreises hinabdrückt, nach seiner Auffassung unter allen Umständen zur Ausbeutung der Arbeiter führt, und er will nun, indem er das Capital auf seinen Minimalwerth hinunterbringt und alle Verwerthung desselben für die Arbeiter in Anspruch nimmt, die Ausbeutung des Capitals durch die Arbeit möglich machen. Statt der bekämpften

Digitized by Google

Zwangsherrschaft des Capitals eine erkämpfte Zwangsherrschaft der Arbeit! Franklin sagte: Krieg ist Raub, Handel Prellerei! Könnte nicht einmal, wenn diese Theorie von Marx ausgeführt und dem einen Factor der Werthbildung die anderen Factoren absolut unterworfen würden, die Losung der Unterdrückten lauten: Arbeit ist Gewalt, Arbeitslohn Erpressung?

Dresden. Johannes Falke.

---

* Eine Statistik der Aufführungen Shakespeare'scher Stücke beabsichtigt Dr. Robert Gericke in Leipzig künftig in dem Shakespeare-Jahrbuche zu geben und erbittet zu dem Zwecke die nöthigen Mittheilungen seitens der Bühnen, für die es, wie das Rundschreiben mit Recht sagt, eine Ehrensache sein muß, in der Uebersicht nicht zu fehlen. Die dramatische Production der Gegenwart drängt ein Theater welches noch etwas anderes als Belustigungsanstalt sein will, immer mehr dazu, sich an die Vergangenheit anzulehnen, und die verheißene Statistik wird daher einen willkommenen Beitrag zur Beurtheilung der Frage liefern, wie die verschiedenen Vorstände die Stellung ihrer Theater auffassen. Dr. Gericke selbst hat im VII. Bande des genannten Jahrbuches eine Uebersicht der Shakespeare'schen Aufführungen in Leipzig von 1817 bis 1871 gegeben. Im Jahre 1817 erhielt nämlich Leipzig eine stehende Bühne, am 26sten August wurde das „Stadttheater" unter Küstners Leitung eröffnet. 1818 wurde das erste Shakespeare'sche Drama, Hamlet, in das Repertoire aufgenommen, im nächsten Jahre kamen Macbeth und Romeo und Julia hinzu, in den folgenden Lear und Viel Lärm um Nichts, Der Kaufmann von Venedig, Die bezähmte Widerspänstige, Othello, 1829 Julius Cäsar, 1843 der Sommernachtstraum. Ferner sind dort noch gegeben worden: Heinrich IV., Richard II., Richard III., K. Johann, Komödie der Irrungen, Coriolan, Was ihr wollt, Lustige Weiber, Wintermärchen, Timon, Der Sturm, und am 1. Jänner 1872 Maaß für Maaß. Nur das Jahr 1834 sah keine Dichtung Shakespeare's über die Leipziger Bretter gehen. Wir erhalten auch Auskunft über die Zahl der Aufführungen, die Bearbeitungen, Besetzung, Gastspiele u. s. w.; zum Schlusse eine vergleichende Uebersicht der Aufführungen classischer Stücke in der gedachten Periode. Es kommt da Schiller 603 Mal vor, Shakespeare mit 425, Goethe mit 259, Lessing mit 114, Kleist mit 93, Moreto mit 71, Grillparzer mit 60, Calderon mit 47 und Moliere mit 27 Aufführungen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Kunstprincipien für Gartenanlagen

mit wiener Nutzanwendungen.

Von

Jakob Falke.

Zur Seite des neuen Hotel Métropole am Franz-Josephs-Quai in Wien ist ein Fleckchen Erde übrig geblieben, dessen Verwendung wir nicht ohne einige Verwunderung beobachtet haben. Das Stück ist gerade groß genug, um ein Paar Tische zu stellen, um sitzend ein bischen Luft zu genießen, so gut und so schlecht als sie der Franz-Josephs-Quai zu gewähren vermag: wollte man spazieren gehen, man würde schwindlig werden. Und was macht man daraus? einen englischen Garten.

Was bedeutet denn eigentlich ein englischer Garten? Man antwortet: die Nachahmung der Natur, der freien Natur. Wir werden sehen.

Als man im vorigen Jahrhundert die ganze Wirthschaft und Herrschaft der Perrücke, das steife Ceremoniel, den unnatürlichen Zwang, der allen Dingen angethan war, das hohle Pathos, das gespreizte und geschwollene Wesen satt und aber satt hatte, sehnte man sich in allen Dingen nach der Natur, oder vielmehr nach der Natürlichkeit zurück. Man mußte aber, um dahin zu kommen, erst durch die Periode des Zopfes und der Empfindsamkeit hindurch, und das ging nicht ab ohne „Sturm und Drang". Diesen selben Weg machte auch die Geschichte des Gartens im achtzehnten Jahrhundert.

In der Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur verwarf man den französischen Garten ganz und gar und stellte das entgegengesetzte Kunstprincip auf. Offenbar sind in der Gartenkunst, wenn sie überhaupt eine Kunst und nicht eine Agricultur sein soll, zwei Dinge, die zusammentreffen: einmal die Elemente der Natur, die das Material bilden, andererseits der künstlerisch ordnende Menschenverstand, der aus jenem Material ein Kunstwerk macht. Darnach ruhte der französische (ursprünglich italienische) Garten auf einem ganz richtigen Princip, indem er die Natur, das Material, der Kunst unterwarf; er irrte nur darin, daß er die Eigenschaften seines Materials, die bei jedem Kunstwerk berücksichtigt sein wollen und in diesem Falle sehr eigenartig sind, verkannte und ihnen mit seinen architektonisch geschnittenen Hecken und geometrisch

Digitized by Google

geformten Bäumen tyrannischen Zwang anthat. Der neue sogenannte englische Garten betonte nun die andere Seite, die Natur, und verwarf mit dem französischen Garten auch das ganze ihm zu Grunde liegende Princip. Der Garten sollte gar nicht mehr Kunst, sondern eine Nachahmung der freien, ja der wilden Natur sein. Man fiel also von der einen Seite auf die andere, vom Extrem ins Extrem.

Aber da kam der Zeitgeschmack und spielte dieser „Rückkehr zur Natur" einen argen Possen. Wie schon bemerkt mußte sie durch den Zopf und die Empfindsamkeit hindurchgehen. Den Zopf vertrat bei dem Garten das Chinesenthum. Zufällig — oder vielmehr nicht zufällig — war damals ein Buch über die chinesischen Gärten publicirt worden. In diesem Buche fand man die Ideale für das, was man suchte. Der chinesische Garten — so zu sagen die Natur in der Westentasche — war nicht eine Welt, sondern die Welt im Kleinen. Er vereinigte als Mikrokosmus auf möglichst kleinem Raume alles, was die Natur an Sehenswürdigkeiten bot, Wälder, Gebüsche und lachende Fluren, Seen und Inseln, stille, tiefe Ströme und über Kieseln murmelnde Bäche, steile, schroffe, zerrissene Felsen, von denen sich Gießbäche in Cascaden herabstürzten, um unter den Füßen des Wanderers zu verschwinden und in der Tiefe unter seinem Wege dumpf rollend dahin zu brausen; hier gab es dunkle Grotten, schauerliche Felsensteige und ebene, bequeme, weiche Sandwege zwischen lieblichen Blumenpartien. Das alles mußte unerwartet abwechseln und zwar so, daß der Spaziergänger stets durch den Contrast dessen, was er soeben gesehen, überrascht und frappirt wurde. Alles war selbstverständlich Kunst oder Künstelei, aber die Kunst, die Menschenhand sollte sich verbergen, sollte verschwinden, unter dem äußeren Scheine vollständiger Natürlichkeit.

Nach diesem Ideal begann man zunächst in England die Gärten umzuändern oder neu anzulegen, nur daß man mutatis mutandis die chinesische Natur in die englische verwandelte. So entstanden die langsam sich schlängelnden Bäche, die Felspartien und Grotten, aus denen ein Gewässer hervorbricht, die sanft abneigenden Wiesen, die unregelmäßig geformten Teiche, die zufälligen Baumgruppen, die krummen Wege, die wohl die Natur nicht selber macht, bei denen aber das richtig ist, daß der Mensch in der Wildniß, auf Flur und Wiese stets krumme Pfade geht, während die Thiere ihre Wege gerade ziehen.

Das fiel nun in die beginnende Periode der Empfindsamkeit, und wie das von Ceremoniel, Etiquette und sonstiger Verschrobenheit gekränkte Herz in die Natur sich zurückzog, so übertrug es auch seinen Gefühlsschwindel in den englischen Garten. Er mußte gewissen Ausdruck: er mußte Stimmung bekommen und zum Gefühle sprechen; er mußte hier das Schaurig-Oede, dort das Melancholische, Traurige, Einsame, dort auch wohl das Lieblich-Heitere, obwohl seltner, zur absichtlichen Erscheinung bringen. So wurden die düster einsamen Plätze beliebt, die Trauerweiden, wie sie hinüber in das stille Wasser hängen.

Digitized by Google

Zu ihnen gesellten sich die mit einem Kranz umhängten Urnen als Erinnerungen des Todes, der umrankte Säulenstumpf, die Stroh- und Schilfhütten, die Einsiedeleien, und damit man die Bedeutung davon auch recht verstände, wurden überall sentimentale Sprüche angeschrieben, die den nichts Arges ahnenden Wanderer an das Gefühl erinnerten, das an diesem oder jenem bestimmten Platze gefordert war. Mit dem veränderten Zeitgeschmack, als mit dem Empire oder früher schon das Griechenthum in Mode kam, traten dann die Tempel und Tempelchen hinzu und wurden ihrerseits mit der Romantik von den eingestürzten Thürmen und anderen sein sollenden Burgruinen, auch wohl selbst künstlichen Burgen abgelöset.

Man sieht leicht, mit all diesem Hocuspocus hängt dem englischen Garten der Zopf an, nicht minder wie dem französischen mit seinen geschnittenen Hecken und Figurenbäumen.

Heute sind wir nun darüber hinausgekommen und wir haben das künstlerische Princip des englischen Gartens, ohne es in der Hauptsache aufzugeben, ein wenig anders gerückt. Wir nennen dieses Princip, wie es heute gilt, das landschaftliche. Obwohl bei den Gartenkünstlern die Nachahmung der Natur noch immer ihr erstes Wort ist, so ist es doch mehr eine Anlehnung an die Natur als eine Nachahmung derselben, eine künstlerische Beherrschung und Verwendung der an jeder Stelle natürlich gegebenen Mittel im Anschluß an den Charakter des Ortes und der Gegend. Das Ziel ist die Schöpfung naturwahrer landschaftlicher Bilder, seien es nun reizende, sanfte Fernen, Wiesengründe mit Baumgruppen und spiegelnden Seen oder kühne Wald- und Felspartien.

Die Benennung „landschaftlich“ ist für dieses Princip auch insofern richtig, als hier der Gartenkünstler nicht anders verfährt wie der Landschaftsmaler, der mit freier Phantasie die Elemente der Natur zu künstlerischen Bildern unter bestimmter Absicht verwerthet, sei es unter dem Gesichtspunkt des Colorits oder der Linie oder der Stimmung oder um uns einen bestimmten geographisch-geologischen Charakter in künstlerischer Anschauung vorzuführen. Der Landschaftsgärtner als Künstler unterscheidet sich nur dadurch vom Landschaftsmaler, daß er nicht die Freiheit wie dieser über die ganze Natur hat, sondern an den gegebenen Charakter seiner Gegend gebunden ist, und daß er andererseits die Elemente in Wirklichkeit benützt, welche der Andere uns im Scheine auf die Leinwand zaubert.

Nehmen wir das Princip des sogenannten englischen Gartens in dieser Auffassung als richtig an, so sehen wir sofort, wo seine Grenzen liegen. Auf einem Raum von wenigen Quadratklaftern eine Landschaft herstellen wollen, ist kindisch, und ebenso ist diese Aufgabe dort völlig unangemessen, wo der gegebene Raum hofartig von der Architektur beherrscht ist. Nur dort, wo der Gartenkünstler auch wirklich die Natur zur Verfügung hat, oder wo Raum

Digitized by Google

genug vorhanden ist, daß er landschaftliche Bilder schaffen kann, die ohne von der Umgebung zerstört zu werden, den Schein der Wahrheit haben, nur dort ist das landschaftliche Princip anwendbar.

Wir begreifen also, was es auf sich hat, wenn der Gärtner inmitten von Häusern einen englischen Garten herstellen will, wir sehen, wie unangemessen es ist, hier zwischen Wänden und Mauern von Nachahmung der Natur reden zu wollen. Hier im beschränkten Raum der Stadt ist eben nicht die Natur nicht das Land, und jeder Versuch uns hier das Bild der Natur, das Bild von Landschaften geben zu wollen, wird von seiner Kleinlichkeit und seiner gemauerten Umgebung Lügen gestraft. Was wir in solchem Falle brauchen, ist nach Möglichkeit frische Luft und freie Bewegung, einen sonnigen Platz für den Frühling und den Herbst, kühlen Schatten für den Sommer, Grün der Bäume und einen heiteren Flor der Blumen. Die gewundenen Wege, der Gedanke einer Nachahmung der Natur, das sind Dinge, die hier dem Bedürfniß und der Aesthetik gleich schädlich sind.

Auch der Aesthetik. Ein Vergleich aus der landschaftlichen Gartenkunst, deren Princip wir, wie oben bemerkt, als richtig angenommen haben, mag das erläutern. In dem landschaftlichen Garten würde es jedermann unangemessen finden, wenn man in einer weiten, tischebenen Fläche, auf dem aufgeschwemmten Sandboden der niedrigen, breiten Flußufer — wenn man hier so mitten heraus einen puddingartigen Hügel emporrichten und auf diesem Hügel einen Teich mit einer an das Hochgebirg erinnernden Schweizerhütte anlegen wollte, ohne daß ein Mensch aus der Beschaffenheit der weiten, nirgends überragenden Umgegend her auch nur die Spur eines anderen Gedankens schöpfen könnte, als daß dieser Berg mit Schaufeln und Karren aufgetragen, das Wasser in diese wilde Alpenwelt anders als durch ein Pumpenwerk hinaufgekommen sein kann. Man müßte es ferner unangemessen finden, wenn man nun von diesem Sandhügel das Wasser aus irgend einem Loche hervorbrechen und in Cascaden herabstürzen lassen wollte zwischen Felsen, die in den Sand gesteckt sind, etwa wie die Mandeln in die Torte. Der Gedanke ist so unpassend, die Sache selbst so disharmonisch zu der gegebenen Natur, an welche sie sich anlehnen soll, daß so etwas natürlich nicht vorkommen kann.

Wie aber hier die Disharmonie das Urtheil spricht, ebenso ist es in der Aesthetik, wenn ein kunstvolles System von geraden Linien mit einem anderen, das aus lauter absichtlich unregelmäßigen besteht, unvermittelt verbunden werden soll. Wer sich gewöhnt hat, die Dinge ästhetisch zu betrachten, der fühlt hier den Widerspruch, das Disharmonische, Unpassende gerade so gut wie in jenem Falle.

Es folgt daraus, daß es für die Gartenkunst noch ein zweites ästhetisches Princip geben muß. Lehnt sich jenes, das landschaftliche, an die Landschaft an, so müssen wir dieses, die Anlehnung an die Architektur, als das architektonische bezeichnen. Ist jenes von der gewundenen Linie beherrscht

Digitized by Google

so steht dieses unter der Herrschaft der geraden Linie, womit nicht gesagt sein soll, daß alle Linien gerade sein müssen, aber die geraden Linien sollen vorwalten und die untergeordneten regelmäßig sein; sind die Elemente des landschaftlichen Gartens Wald und Waldwege, freie Baumgruppen und Gebüsch, Teiche und Bäche, Abhänge und Wiesen, Felsen oder Hügel, so arbeitet der Künstler des architektonischen Gartens mit geraden Wegen, mit Alleen und regelmäßigen, schattigen Baumpartien mit Hecken und Lauben, mit Blumenbeeten und Rasenparterres, mit Balustraden, Terrassen, künstlerischen Brunnen und Bassins.

So aufgefaßt, stehen sich beide Principien im Extrem gegenüber und beide können, und müssen auch so unter Umständen ihre Anwendung finden. Wie aber Stadt und Land, Natur und Architektur an einander rücken, so gibt es Uebergangs- und Mischungsfälle, wo man weder das eine noch das andere Princip in voller Reinheit anwenden, oder wo man einen Uebergang vom einem zum andern bilden wird. Je großartiger und bedeutender die Architektur, um so mehr muß sie auch die Anlage des Gartens beherrschen und sie dem System ihrer Linien unterwerfen; je weniger sie imponirt, je weiter sie zurück tritt, um so mehr kann man das andere Princip zur Geltung bringen. Es ist gewiß ein Fehler, wenn die gewundenen Linien, die freien Baumgruppen, die unregelmäßigen Anlagen unmittelbar an ein architektonisch bedeutsames Sommerpalais von regelmäßiger Anordnung stoßen: es ist die Kunst in den Wald gesetzt. In dieser Beziehung macht z. B. das Schloß zu Versailles von der Gartenseite einen ungleich harmonischeren und künstlerisch befriedigenderen Eindruck, als manches Schloß des achtzehnten Jahrhunderts, dem man heute seinen ursprünglich französischen Garten in einen englischen verwandelt hat. Es muß hier nothwendig ein Uebergang stattfinden. Die nächste Umgebung des Schlosses, soweit sie von der Architektur dominirt ist, muß auch in der Gartenanlage der Architektur unterworfen sein, und erst allmälig in den ferneren Partien darf die Natur, die Landschaft zu ihrem Rechte kommen. Ist Schloß oder Haus selbst schon von absichtlich unregelmäßiger Anlage, wechselnd und ungleich in seinen Profilen, bunter in seiner Farbe, nähert es sich dadurch selbst der Natur, so kann auch andererseits die Natur ihm näher an den Leib rücken, so daß es mit derselben zusammenwächst. Dies ist vorwiegend bei gothischen oder schweizerischen Hausanlagen der Fall, zumal wenn sie zwischen Anhöhen in eine grüne Waldesbucht hineingelegt sind. Ein gothischer castellartiger Bau freilich, auf grüner, ebener Rasenfläche gelegen, ist eben so ungerechtfertigt wie ein Barokschloß in freien Baumgruppen, es sei denn, daß beide zur Ruine zerfallen und, mit Epheu und Gebüsch überwachsen, selbst zur Natur zurückkehren. Ist das Haus kunstlos und unbedeutend, nur ein simpler Wohnkasten und der Garten herum nur ein Fleckchen Erde, so mag man thun was bloß zweckmäßig und angenehm erscheint, da man eben auf alle Kunst verzichtet. Erhebt man aber die Ansprüche der Kunst, will man die Garten-

Digitized by Google

kunst zur Geltung bringen, nun — so muß man auch eben beachten, was sie fordert und bedingt, nicht ein Princip zum absoluten erheben und ein anderes, an anderem Orte eben so berechtigtes, verdammen.

Man würde sehr irren, wollte man annehmen, wie es wohl geschieht, daß die Engländer, die heute noch immer die bedeutendsten Gartenkünstler sind und uns das eine noch herrschende Muster gegeben haben, eben nur dieses Princip anerkennen. Es war das der Fall, aber sie sind zur Einsicht ihres Irrthums gekommen. Allerdings fordert die Natur ihres Landes mehr zur Anlage des landschaftlichen Gartens auf und sie trachten, wenn sie ins Große gehen, den Park einerseits an die Landschaft anzulehnen, andererseits das Gebäude mit freierer, unregelmäßiger Anlage der Natur näher zu bringen. Aber heute sieht man in den Städten und in den Umgebungen der Städte unzählige Gärten vor und hinter dem Hause, die aus geraden Wegen und regelmäßigen Rasenflächen bestehen. Und daß dies Princip auch im Großen Anwendung findet, wo es hingehört, dafür gibt es aus jüngster Zeit ein schlagendes Beispiel in dem großen Garten der Londoner Gartenbaugesellschaft, welcher der gegenwärtigen internationalen Ausstellung fast allein Reiz verleiht. Von Gebäuden und Arcaden in langen Linien umschlossen, von dem riesigen Kuppelgebäude der Albert Hall beherrscht, sinkt er auf der einen Seite langsam mit Terassen und gemauerten Bassins herab und breite gerade Wege durchschneiden in völlig regelmäßigem Grundplan die grünen Flächen. Das Princip ist hier eben so richtig angewendet, wie die Ausführung gelungen.

Nach diesen Erörterungen kann man wohl nicht im Zweifel sein, was davon zu halten ist, wenn man bei einem Garten, wie demjenigen vor dem Hotel Métropole von Nachahmung der Natur spricht oder das sogenannte englische Princip zur Grundlage macht. Auf diesem winzigen Fleck, der vor seiner gemauerten Umgebung in nichts verschwindet, konnte man sich nur die Frage vorlegen, wozu er denn eigentlich dienen soll. Er kann ein Ornament des Platzes sein, dann mußte er architektonisch gehalten werden, oder er kann den Zweck haben, das bunt bewegte Treiben und Leben auf diesem Platze, der zu den reichsten, in mancher Beziehung interessantesten der modernen Weltstädte gehört, im Schatten mit behaglicher Ruhe genießen und studiren zu lassen. Und dieser Gesichtspunkt lag nahe mit Hinsicht auf das großartige Hotel, das sich zur Seite erhebt. Dann aber mußte in gerade entgegengesetzter Weise verfahren werden, als es jetzt zu geschehen scheint, wo, wenn wir recht schließen, der Garten sich gegen die Außenwelt absperrt.

Doch es erscheint kaum der Mühe werth, um dieses Gärtleins willen, das uns auch nur mit der Verfehlung des Princips den äußeren Anstoß gab, so viel Worte zu verlieren. Wir haben mit dem, was geschehen ist und geschieht, auch in bedeutenderen Fällen zu rechten. Wir meinen damit vor allem den Garten, den wir vor dem zukünftigen Rathhaus erstehen sehen und der wohl für alle Zeiten den Namen Rathhausgarten tragen wird.

Digitized by Google

Die Umgebung dieses Gartens ist, oder wird binnen kurzem, eine so eminent architektonische sein, wie sie kaum irgend ein zweiter Garten der Welt besitzt. Vier der großartigsten Kunstgebäude, das Rathhaus, das Parlamentshaus, die Universität und das neue kaiserliche Theater werden ihn völlig einschließen. Liegen sie so weit aus einander, daß man, hier in einem englischen Garten wandelnd, nur der Natur gedenkt und die Architektur, die Kunst vergißt oder nicht sehen kann? Mit nichten. Man *soll* sie gar nicht vergessen, da es sich ja hier nicht bloß um den Garten, sondern um einen Platz von der großartigsten architektonischen Anlage handelt. Der Garten ist hier nicht sich selbst Zweck, er ist nur um des Platzes willen da, der, zu groß, um offen zu bleiben, des Schmuckes und des Schutzes gegen den Sonnenbrand bedarf. Der Garten als solcher ist also künstlerisch hier völlig an seinem Platze, eben so sicher aber ist es der *englische* Garten *nicht*.

Es kommt hinzu, daß die Stellung des Rathhauses mit seinem Hauptportal im Hintergrund und die Gegenüberstellung des neuen Theaters auf seiner Achse (die wahrscheinlichste Lösung der betreffenden Frage!) den gegebenen regelmäßigen Raum mit einer breiten geraden Straße in zwei gleiche Hälften theilt und daß diese Hälften wiederum durch zwei monumentale Brunnen, wenn nicht zerlegt (wie es auf dem äußeren Burgplatz durch die beiden Denkmale geschieht), so doch beherrscht werden. Ein monumentaler Brunnen ist aber seiner Anlage und seinen Linien nach durchaus architektonischen Charakters. Diese beiden Hälften, von außen großartig überragt, tragen also auch in ihrer Mitte eine architektonische Dominante. Die Anlage des Reichsrathsgebäudes, wie sie von Hansen projectirt ist, enthält ohnehin schon eine Terrasse und die Abneigung des Terrains vom Rathhaus zur Ringstraße forderte weiter zu einer Benützung in dieser Richtung auf.

Kurzum, die ganze Situation ist der Art, daß hier absolut nur eine architektonische Gartenanlage am Platze war, die sich mit der Umgebung in Einklang setzt und die monumentalen Brunnen als Haupteffectstücke benützt. Anlagen mit gewundenen Gängen und Busch- und Baumpartien wie in dem langen Garten am Franz-Josephs Quai oder im Stadtpark werden hier von ihrer immensen, wuchtvollen Umgebung, weil sie nicht mit ihr in Einklang sind und nicht als ein Theil von ihr erscheinen, erdrückt werden und den kleinlichsten Anblick gewähren. Wir begreifen wahrlich nicht, daß die drei oder vier Architekten, welche diesen Platz gestalten und die heute die ersten Autoritäten der Welt sind, nicht gemeinsam mit ihrem Namen und ihrem Einfluß diese gärtnerischen Velleitäten zu verhindern gewußt haben.

Auch den „Stadtpark" hätten wir uns wohl anders denken können. Schon der Name, der eigentlich eine contradictio in adjecto ist, sintemalen wir das Wort Park von den eingezäunten Wildgärten auf unsere Kunstgärten übertragen haben, besagt, daß mit der principiellen Klarheit wohl nicht alles

Digitized by Google

in bester Ordnung war. Indessen lagen hier die Bedingungen doch etwas anders. Der Raum selbst ist größer, die Gebäude, welche allerdings bedenklich hereinragen, sind doch nicht von so eminent architektonischer Großartigkeit, und sodann fließt an der einen Seite ein verwilderter Fluß entlang, mit dem man nichts Besseres thun konnte, als ihn mit Bäumen und Gebüsch verstecken.

Wir wollen also mit dem gewählten Princip nicht rechten und uns auf den Standpunkt des Urhebers stellen. Wir wollen auch zugeben, daß der Stadtpark in seiner Zierlichkeit, in seiner musterhaften Haltung viele Reize besitzt, die wohl seinen Ruf rechtfertigen, Reize, die man schwerlich entdecken wird, wenn man tagsüber in der Sonnenhitze die schattenlosen Wege zu durchwandern hat, die sich aber mit der Abendkühle erheben, mit dem dämmernden Zwielicht steigen und mit der sinkenden Nacht und der phantastisch feenhaften Wirkung der zahllosen rothen Lichter ihre Höhe erreichen.

Jedennoch, sehen wir ab von seinem Schattenmangel und seinem etwas kleinlichen, allzuzierlichen Charakter, so hat der Stadtpark auch außerdem künstlerisch seine partie honteuse, und diese liegt in dem oberen Theil. Das Princip, wie gesagt, zugegeben, d. h. „die Nachahmung der Natur", da von einer „Anlehnung" an dieselbe hier innerhalb der Häusermauern nicht die Rede sein kann — das Princip zugegeben, so mußte man entweder den sogenannten Cursalon ganz anders halten, oder einen Uebergang von seiner Architektur zur Natur zu gewinnen suchen. Sollte das Gebäude mit der mehr gezierten als zierlichen, mehr coquetten als naiven Natürlichkeit des Gartens in Einklang stehen, so mußte es selbst zierlich, leicht und luftig, wenn nicht phantastisch, doch phantasievoll gehalten sein. Dieses schwere, drückende Gebäude aber, das, ohne monumental zu sein, monumentale Ansprüche erhebt, mit seinen niedrigen Säulen und plumpen Profilen, mit seiner dicken und hohen Balustrade, hinter der man sitzt wie hinter einer mit Schießscharten versehenen Festungsmauer, dieses Gebäude ist ganz und gar in Disharmonie sowohl mit dem Charakter des Gartens, wie mit seiner allernächsten Umgebung. Diese kleinlichen Blumenbeete auf dem großen Parterre, diese dünnen Stängelchen und feinen Drähte mit dem Bischen armseligen Rankengewächs, das offen in Sonnenbrand und scharfem Wind nicht zur Ueppigkeit gedeihen kann (vielleicht — da ja jetzt auch die Pflanze eine Seele haben soll — auch vor Aerger nicht will) — wie stehen sie mit der Architektur in Widerspruch! Sie gehören weder nach unten zur „nachgeahmten Natur", noch nach oben zu der schwerfällig sich breit machenden Kunst. Die ganze obere Hälfte mußte mit Anschluß an die Figur des Gebäudes regelmäßig gehalten und mit einer zweiten Terrasse und Stiegen der Uebergang zur unteren Parkanlage gebildet werden. Die Rosen brauchte man darum nicht zu opfern, sie hätten vielleicht zu schönerer, phantasievoller Verwendung kommen können. Auf das große Parterre vor der oberen Terrasse

Digitized by Google

gehört mit Nothwendigkeit ein Springbrunnen mit gemauertem Bassin, freilich nicht ein solcher, der mit bindfadendünnem Strahl ein paar Tropfen in die Luft verspritzt, sondern einer der rauschend und schäumend von Kraft und Mächtigkeit zeugt. Sein Abfluß, der noch künstlerisch sich hätte verwerthen lassen, hätte den unteren Teich gespeiset und erfrischt. So freilich wie eben die Anlage ist, würde ein Springbrunnen vielleicht nur eine neue Disharmonie bringen, und das um so mehr, je monumentaler er gehalten wäre.

Das ist das Unglück, daß unsere Gärtner in der großen Mehrzahl — wir meinen nicht bloß die Wiener — sich noch immer von der alleinseligmachenden Idee des englischen Gartens nicht los machen können. Diese Idee spukt noch so in ihren Köpfen, daß überall der kleinste Fleck Erde, auch wenn er von vier himmelhohen Mauern eingeschlossen ist, einem Parke gleichen soll. Eine rühmliche Ausnahme macht bei uns der Volksgarten.

Wir wollen freilich nicht sagen, daß die Aufgabe, die hier vorlag, und die allerdings durch die Unregelmäßigkeit des Platzes so wie andere gegebene Bedingungen erschwert war, in völlig gelungener Weise gelöset worden, wie wir z. B. die Anlage der Wege und Beete beim Ausgange an dem nunmehr selig in der Stadterweiterung entschlafenen Paradiesgarten nicht glücklich finden oder wie wir die große, schwere Brunnenschale mit ihren winzig dünnen Wasserstrahlen für völlig verfehlt erachten. Aber es ist anzuerkennen, daß der Schöpfer des Planes sich nicht von dem herrschenden Vorurtheil hat verleiten lassen und daß er hier nicht englische Anlagen hergestellt hat, die als Nachahmung der Natur oder gar als landschaftlich elegisches Stimmungsbild gedacht nur lächerlich gewesen wären.

Es thut noth, daß wir auch über die Gartenkunst — und sie ist eine Kunst — wieder zur Klarheit der künstlerischen Principien gelangen und uns von der Phrase, von der Schablone und vom Vorurtheil losmachen. Es wird aber auch nöthig sein, daß die Gärtner den großen, freien Blick des Künstlers wieder gewinnen, den sie über der Zucht der Pflanzen und Blumen nur zu leicht verlieren oder vielmehr nicht erlernen. Auch dazu würde das Studium der Vergangenheit nützlich sein, nur, scheint es uns, harrt die Gartenkunst noch ihres eigentlichen Geschichtschreibers und Aesthetikers.

Digitized by Google

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Schon öfters hatte man davon gesprochen, die jungen Kräfte Tirols in einem Almanach zu versammeln, welcher dort, wo man bisher, wie Schuler an Flir schrieb, mehr dem Nützlichen und Starken als dem Schönen und Wahren einseitig nachgestrebt hatte, das Interesse für Litteratur und Kunst wecken, dann den idealen Zusammenhang mit Deutschland vermitteln sollte. Im Jahre 1828 erschien der erste Band und von seinem Erscheinen datirt das Erwachen Tirols aus langem Schlafe und die Theilnahme am geistigen Leben der Gegenwart. Beachtenswerthe Talente leiteten die Bewegung ein, sie geht fort bis in unsere Tage und ist durch manches schöne Werk bezeichnet. Eine Litteraturgeschichte, welche die Thatsachen ins Auge faßt und sie nicht aus Interesse für eine Clique oder aus blödem Dünkel übersieht, darf da nicht stumm vorbeischleichen; bis jetzt hat ausschließlich Heinrich Kurz das Verdienst, dieses Capitel im vierten Bande seines großen Werkes S. 33 u. s. w. gewürdigt zu haben.

Das Album: „die Alpenblumen aus Tirol" vereinigte die vorhin Genannten, dazu noch J. Thaler und Pius Zingerle. Senn gab zwar nicht seinen Namen, wohl aber ein Sonnett „Macchiavelli", dessen Gedankenschwere unter all dem lyrischen Grünzeug einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringt. Man fühlt: Dieser ernste harte Denker gehört nicht zu den schwungvollen jungen Männern, die er an Tiefe und Wissen weit übertraf. Alois Flir, damals Mediciner zu Wien, lehnte die Einladung Schulers ab: „Ich freute mich gewiß innig, als ich sah, daß die Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, die schon seit geraumer Zeit da und dort wie einzelne Blitze aufzuglühen angefangen, vorzüglich sich durch Ihren Eifer gemeinsam fanden und verbanden; und ich betrachtete den Almanach als den ersten Ansatz der neu beginnenden, freieren, selbstthätigen Bildung, von wo aus dann diese immer höher und weiter sich entwickeln und ausbreiten werde. Ich selbst aber erbot mich weder zur Theilnahme daran, noch folgte ich einer mündlichen Mahnung; bloß deshalb, weil ich — in Wahrheit — meine Erzeugnisse für ungeeignet hielt, zum Vergnügen oder zur Aufregung eines andern ans Licht zu treten. Denn ohne alle Rücksicht auf andere, aus einem gewissen Trutz meines Gemüthes entsprungen, sind sie mehr wild als schön und wohl mehr abstoßend als anziehend. Es ist nun zwar schon seit ziemlicher Zeit das Gefühl der Ruhe, Ordnung und Formschönheit in mir

Digitized by Google

entstanden und es beginnt sich leise in meine Aufsätze, die ich hie und da noch immer versuche, zu ergießen, aber noch hätte ich mich in dieser stillen Entwicklung etwa zwei Jahre zurückgehalten und dann erst ohne Scheu und Zögerung mich Ihnen angeboten und zu Ihrem Chore gestellt." Auch einige Nicht-Tiroler schlossen sich an.

Die Alpenblumen blühten jedoch nur drei Jahre. Das heimische Publicum war zu wenig zahlreich, um die Kosten zu decken. Deutschland wurde damals von zu großen politischen und socialen Interessen aufgewühlt, als daß man dem Erwachen des Lenzes in den Bergen hätte viel Aufmerksamkeit widmen mögen. Zudem enthielt das Album mehr Gras als Blumen: warum sollte man mittelmäßige Gedichte lesen, weil sie von Tirolern waren oder Tirol besangen? Solche particularistische Poesie läuft stets Gefahr, daß die Landesfahne den Gehalt vertreten soll und schwache Köpfe eine Cocarde für genügend zur Reise auf den Parnaß erachten. Die Stammeseigenthümlichkeit kann den echten Dichter heben, wenn er ihre Farben und Töne zur Individualisirung des Stoffes benützt, er muß jedoch auf der Höhe seines Volkes stehen, sonst verkümmert er in dorfkirchlicher Beschränkung.

In dem Album ist keine Spur der Gegensätze zu bemerken, die später das Ländchen erschütterten; die Vorkämpfe der verschiedenen Parteien bewegten sich friedlich neben einander und schienen ein Ziel zu verfolgen. Die Klericalen ahnten jedoch bald mit dem ihnen eigenthümlichen feinen Instinct die Gefahr, welche diese so harmlosen von der Censur gestutzten Büchlein durch das Erwecken geistigen Strebens über sie brachten. Beda Weber schrieb 1828 an Schuler: „Joseph Giovanelli in Botzen ist ganz fürchterlich auf unsern Almanach losgebrochen und schickt einen stolzen Priester nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius Theilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich." Da trafen freilich Senns scharfe Pfeile so recht ins Schwarze. Als das Album einging, gaben die Giovanelli ihrer Freude, ihrem Hohne unverhohlen Ausdruck. Indeß die Wirkung blieb nicht verloren; J. Streiter sagt mit Recht: „Das Unternehmen erlosch zwar, wenngleich nicht die Flamme, die sich daran entzündet und genährt." Die Alpenblumen werden in Tirol noch immer gern gelesen, vielleicht jetzt sogar häufiger als bei ihrem Erscheinen.

Es ist nun an uns über die Beiträge zu den „Alpenblumen" zu berichten und sie wenigstens flüchtig zu charakterisiren. Heinrich Kurz hat uns aber längst ein Stück Arbeit abgenommen. Bei Thaler, der übrigens nicht Benedictiner, sondern Weltgeistlicher ist, wäre beizufügen, daß er hauptsächlich den Spuren Klopstocks folgt, während Pius Zingerle zu den Nachzüglern eines Mathisson und Salis zählt. Mit Magnus Beyrer macht uns ein kleiner Aufsatz von Joseph Streiter im fünften Bande des Alpenfreundes, Heft 2, S. 124 bekannt. Der Landesgerichtsrath Simon Strobl und der Dr. Joseph Matzegger lassen Anklänge an ältere Dichter erkennen, ebenso

Digitized by Google

J. G. Lindenburg und K. v. Riccabona, über dessen vom constitutionellen Vereine zu Innsbruck veröffentlichte Biographie wir erst vor kurzem in der „Oesterreichischen Wochenschrift" berichteten. Diese beiden Letzteren standen außerhalb des Kreises der Alpenblümler, die vor ihnen Genannten hatten auf die weitere Entwicklung des literarischen Lebens in Tirol keinen Einfluß; von Bedeutung blieben für die Zukunft nur noch Schuler, Streiter, Weber. Sie gingen lange Hand in Hand. Streiter und Weber schufen rüstig, Schuler vertrat die Stelle eines ästhetischen Gewissensrathes, denn zum Dichten fehlte ihm die Spontaneität. Ein lebhafter Briefwechsel vereinigte die Getrennten, die verschiedensten Fragen der Kunst und Poesie wurden berührt, wenn auch dabei weder hohe Gesichtspunkte entdeckt noch neue Gedanken zu Tag gefördert. Was jeder für sich geleistet, wird später zu besprechen sein, hier erwähnen wir bloß ihre gemeinsame Stellung zur Litteratur ihrer Zeit. Sie wurzelte ohne Frage in der Romantik; gegen die sogenannte jungdeutsche Schule erklärten sie sich mit einer Entschiedenheit, welche damals als Ketzerei gelten mochte, von der unbefangenen Kritik späterer Tage jedoch vollständig gerechtfertigt wurde. Schuler sagt: „Die meisten Poeten des sogenannten jungen Deutschlands verstehen nur zu machen, nicht zu schaffen. Ihre Erzeugnisse gleichen auf ein Haar dem Homunculus. Was diese Leute, die das deutsche Volk durch und durch regeneriren wollen, auszeichnet, ist nebstbei ein totaler Mangel an wissenschaftlicher Tiefe, daher sie fortwährend Eier ausgackern, die sie nimmermehr zu legen im Stand sein werden. Als die Schlegel reformatorisch auftraten, gesellte sich eine große wissenschaftliche Reife zu ihrer niederschmetternden Kühnheit, daher hatten auch ihre kritischen Bemühungen einen nachhaltigen und ausgezeichneten Erfolg." Eben so scharf äußerte er sich in einer Vorlesung, wobei er jedoch das poetische Genie Heine's lebhaft anerkennt. Das läßt auch Weber gelten und bedauert nur, daß man „bei so viel Poesie so jüdisch niederträchtig, so hündisch unsauber, so liberal lotterhaft sein könne". Streiter meint, Schuler habe das Buch der Lieder überschätzt. Er bezeichnet die Jungdeutschen als Leute, „welche ihre angeblichen Lorbeern nicht durch Schöpfungen, sondern durch Verwerfung alles bisher Geschaffenen erwarben. Ich sehe an ihnen nichts als ein Haschen nach Originalität, um Aufsehen zu erregen. Man nenne mir ein einziges Product von ihnen, das nicht den widerlichsten Eindruck auf Verstand und Herz zurückläßt". Senn erzählt eine Fabel: er habe im Frühling mit größtem Entzücken einer Nachtigall zugehorcht, als er jedoch hinter den Busch sah, Heine gefunden, der die Melodien nachpfiff und sich mit Ekel abgewendet. Das schroffe Urtheil begreift man bei Senn, der von seinen Versen rühmte:

„Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet".

Die Unwahrheit in manchen Gedichten Heine's mußte ihn abstoßen, der am Elend des Daseins schwer genug trug. Hermann von Gilm schreibt 1844:

Digitized by Google

„Der gegenwärtige Zank der jungen Dichter in Deutschland ist zwar unerfreulich und man könnte weinen, wenn sie von dem Baum der Freiheit die unreifen Knospen reißen und die Zukunft um Blüthe und Frucht betrügen. Aber doch ist es viel besser als bei uns. Denn dieser Baum ist von unendlichem Wachsthum und ich möchte sagen: je mehr man ihn mißhandelt, desto üppiger treiben seine Zweige. Bei uns ist die Atmosphäre verpestet und die Sonne verbaut und unsere künftigen Dichter werden lange, lange Schutt führen, ehe der Boden urbar ist." — Diese tirolischen Dichter sind wohl kaum dadurch gefördert worden, daß sie sich dem Strome der Modelitteratur, welcher die Papierschifflein so leicht dahinträgt, die man ihm überläßt, entgegen stemmten.

Das Triumvirat der Tiroler Poeten trug jedoch den Keim der Auflösung in sich, wenn auch die Risse und Sprünge oft geleimt wurden.

Weber neigte von Natur zur Mystik; er war durch seinen Stand und dessen esprit de corps gefesselt. Schuler hatte eine religiöse Erziehung genossen, noch als Dreißiger suchte er bei Herzensangelegenheiten Trost im Beichtstuhl, die Seherin von Prevorst führte ihn später zum „einfachen Glauben der Väter" zurück, bis er nach langen Kämpfen einen freieren Standpunkt erklomm. Streiter war nach dem Tode seiner Frau 1838 dem Pietismus verfallen: darüber wurde Schuler stutzig, dem wieder Weber seinen Pantheismus vorrupfte. Nur schied Streiter das Miasma bald aus und ging in der Selbstbefreiung noch weiter als Schuler, der bei der Wahl ins Parlament zu Frankfurt mit dem Decan in Widum zu Innsbruck transigirte. Noch weniger vertrugen sich Weber und Streiter. Jener schrieb schon 1840 an Schuler, „daß sich die Freundschaft mit Streiter nur mehr als Bekanntschaft fortschleppe". Streiter spottete bereits 1835 über Weber, „er sei in Görres und Phillips, mit denen er herumziehe, vernarrt," noch schärfer drückt er sich im April 1844 aus: „Schon seit langer Zeit finde ich in unserer Ansichten — litterarischen, religiösen, philosophischen, politischen — keine Sympathie mehr vor, wie soll ein freundschaftliches Band bestehen, wenn die Interessen so sehr von einander abweichen?" Dazu kamen Verstimmungen, die aus persönlichen Verhältnissen Webers und Streiters entsprangen und auch Zwischenträger mögen geschadet haben. Darüber zu erzählen hatte nur Streiter ein Recht, am besten bleibt das Alles der Vergangenheit überliefert.

Vielleicht wäre noch ein Ausgleich möglich gewesen. Da veröffentlichte Streiter am 6. December 1843 in der „Augsburger allgemeinen Zeitung" einen Aufsatz: „Poetische Regungen in Tirol". Damals glich Tirol noch der braven Frau, von der niemand redet, man war an ein freies Wort nicht gewöhnt, jede Aeußerung in einem öffentlichen Blatt hallte durch alle Berge wieder, so daß uns jetzt dieses Echo fast unbegreiflich scheint. „Wer hat das gewagt? Wer hat das geschrieben?" lag auf allen Zungen. Erst hatte man L. Steub in Verdacht, der verschwor sich aber hoch und theuer „es solle ihn der Menzel fressen, wenn er auch nur mittelbar betheiligt wäre". Fr. Lentner

Digitized by Google

sagte scherzend zu Weber: „Da hat einer im Land eine saure Brühe gekocht, die Brocken werden erst noch nachkommen. Gott verzeih dem armen Sünder!“ Man hatte den armen Sünder bald heraus und zwar auf amtlichem Wege, was in den Tagen der Censur kein Spaß war. Wir verzeihen ihm von Herzen, denn er hat Tirol in die deutsche Journalistik eingeführt und das vergeben wir ihm auch: daß er sich selbst besprochen. Er mußt' es thun und er brachte als Eigenlob nicht mehr, als was ihm jeder Unbefangene zugesteht, weniger als wir ihm einräumen. Er erlaubte sich jedoch die anderen olympischen Götter zu recensiren und die trugen statt der Haare Zündhölzchen; noch übler wurde es genommen, wenn er von einem schwieg, etwa von J. G. Lindenburg und seinen mathisson'schen Natursuppen, obwohl dieser weder unter den Poeten noch unter den Grillen eine Erwähnung verdient. Streitern war ein kecker Wurf gelungen; nachdem er jedoch das Eis gebrochen, gings in allen Blättern los; das wichtigste politische Ereigniß warf nicht so viel Staub auf, als dieser Poetenrummel in Tirol, wo man sonst nur „Gebeter“ sprach, und den Kalender las. Auch das wäre spurlos vorübergegangen, wie auf einem Sumpf den zufällig ein Stein gestört, bald wieder Ruhe eintritt. Da erschien 1844 eine Reihe giftiger Artikel in der Augsburger Postzeitung, die Liberalen wurden schmählich verhöhnt und denuncirt. Man rief Beda Weber als Verfasser aus. Dieser widersprach persönlich auf das Entschiedenste. Der Geschichtsforscher Mathias Koch, welcher bei dem Hader ganz unbetheiligt war, schreibt an Schuler: „Da Beda feierlich gegen alle Zumuthung protestirt, da Ihr keine andern Beweise als Vermuthungen habt und letztere doch täuschen können, so glaube ich allerdings, Beda habe keinen der Artikel in der Postzeitung fabricirt und sehe in den öffentlichen Anschuldigungen einen gewaltigen Mißgriff. Natürlich begnügte ich mich nicht mit Beda's Ablehnung, sondern stellte die Frage: wenn du nicht der Verfasser bist, wer ist es sonst? Wie kamen alle diese Artikel in die Postzeitung? — Auch hierüber gab er mir befriedigende Aufschlüsse. Jedes Jahr, sagte er, kommen Fremde nach Tirol, welche sich genau um die Landesangelegenheiten erkundigen und in München darüber schreiben. Er sei überzeugt, daß alle Artikel der Postzeitung dort fabricirt worden seien und Tiroler gar nicht zu Verfassern haben.“ Das half alles nichts, Weber mußte „das Bier umg'schütt“ haben, wie das Liedchen sagt. Jetzt wissen wir freilich ziemlich sicher, daß diese Artikel aus der Giovanellischen Clique flossen und nur der einzige „Ausflug nach Cavriana“, der mit der Fehde in gar keinem Zusammenhang steht, Weber zum Verfasser hat. Mit dem milden und versöhnlichen Schuler kam später ein modus vivendi zu Stande, der Bruch mit Streiter war unheilbar. Aber auch Schuler und Streiter zerwarfen sich bei den Bewegungen von 1848. Jener knüpfte überall an das Gewordene an, er war eine reformirende, keine revolutionäre Natur. Die geschichtliche Entwicklung galt ihm als das Natürliche, das Gesunde; alles sollte genetisch folgen und manches verwerfliche geduldet werden, bis es von selber

Digitized by Google

abfaule. Dadurch kam in seinen Charakter, der für Ruhe und Frieden gestimmt war, eine gewisse Unsicherheit, mancher fragte, ob er Fisch oder Fleisch sei? Männer, die ohne weitere Rücksichten nur nach Principien entschieden, mußten sich von ihm, der im Sturm schwankte, abwenden, ihm entgegentreten, wo er thätig eingriff. Streiter war ein solcher Mann; wenn Schuler „sowohl als auch" sagte, rief er drohend: „entweder oder!" Man kann seiner festen Gesinnungstüchtigkeit, seiner unerschütterlichen Consequenz die volle Achtung nicht versagen, nirgends gilt aber mehr der Spruch: Summum jus, summa sæpe injuria! als hier. Schneidig, mit juridischer Schärfe beurtheilte er Wort und That; er glaubte sich dazu berechtigt, weil er im langen harten Kampfe nie gewichen, auch nicht ein Pünktchen seiner Ueberzeugung geopfert, und so gab er die „tirolischen Studien", die wegen der Einseitigkeit und Schonungslosigkeit von Kritik und Darstellung eher den Namen Pamphlete als Geschichte verdienen. Eine fast zu verletzende Erwiederung blieb nicht aus. Ueber diese Zwiste mag Gras wachsen, ein jüngeres Geschlecht erkennt gern die Verdienste dieser drei Männer, jedes in seiner Art.

Was Schuler anlangt, so enthält die Biographie, welche der zu Innsbruck bei Wagner 1861 gedruckten Ausgabe seiner „gesammelten Schriften" vorangestellt ist, zuverlässige und genaue Daten, denen wir nur Einiges zur Ergänzung beifügen. Schuler war am 11. December 1800 zu Matrei geboren. Sein Vater, der Marktrichter, erhielt bald darauf die Professur des römischen und Kirchenrechts an der Universität zu Innsbruck, wo 1803 seine Frau starb. 1810 verehelichte er sich zum zweiten Male und wurde nach Salzburg versetzt. Hier begann der Sohn die Studien, zu deren Vollendung er 1820 nach Wien geschickt wurde. Hier gerieth er bei dem bekannten Gesangslehrer Tomaselli in die Gesellschaft von Schauspielern, und wurde zum Verdruß des ernsten frommen Vaters mehr und mehr dem Rechtsstudium entfremdet. Was der Jurist verlor, gewann freilich der Mensch an allgemeiner Bildung. Zu Wien lernte er Enk kennen, innige Freundschaft und die Liebe zu dem nämlichen Mädchen, einer Emilie, welche im Spital der Elisabethinerinnen an Lungensucht starb, vereinigte Beide. Auch Schuler erkrankte und mußte nach Tirol zurück. Er beschloß ins Kloster zu gehen. Die Zeilen, mit denen ihn Enk, der später selbst Mönch wurde und verzweifelnd in die Donau sprang, warnte, haben jetzt eine wahrhaft tragische Bedeutung: „Der Freiheit soll sich der Mensch nie begeben, der erst ins Leben treten soll. Das Kloster ist eine Ruhestätte für Greise, nicht für Jünglinge und Männer. Schon der Vorsatz, dort den Wissenschaften zu leben, beweist, daß du keinen Beruf dazu hast; verzeihe mir, ich halte es für eine Herabwürdigung der Religion: sie will den ganzen Menschen. Du erreichst so keinen von deinen Zwecken. Zur Wissenschaft fehlt dir die nothwendige Freiheit des Geistes, zum beschaulichen Leben die Einheit der Seele. Es ist etwas Schreckliches um einen unwiderruflichen Schritt! Bedenke dein Schicksal, wenn er dich reuen sollte; wie unglücklich müßtest du dich nicht fühlen? Und den

Digitized by Google

Menschen kennst du zu gut, als daß dir sein Wechsel unbekannt sein sollte. Die Zeit übt eine grausame Macht über uns. Ich selbst bin dir ein Beweis davon. Wie fest war ich damals mit dir entschlossen, wie glaubte ich damals in meinen und deinen Unfällen eine geheime Führung der Vorsehung zu erkennen, die uns diesen Weg anweise. Und nun glaube ja nicht, daß ich jetzt bessere Aussichten habe als damals; ich habe auf Lebensglück mehr als je Verzicht geleistet. Auch mein Verhältniß zu Emilie fängt an mich zu beunruhigen; sie interessirt mich sehr, und es ist nur ein neuer Zuwachs von Unglück, auch sie nicht glücklich zu wissen. Je mehr man Menschen kennen lernt, desto trauriger! Sind es gute, so quält uns ihr Schicksal, sind es schlechte, so ist es ohnehin elend genug!" So schrieb Enk am 18. August 1822, bald darauf trat Schuler als Noviz „Innocens" ins Kloster Fiecht bei Schwaz. Er fand dort nicht was er suchte und verließ es bald wieder, um zu Innsbruck die Studien fortzusetzen, die er zu Padua mit dem Doctorhut endete. Er kehrte nach Innsbruck zurück, hier schloß sich jener Dichterkreis, hier begann die Herausgabe der „Alpenblumen". Außer einer unbedeutenden „Scolie" gab er drei Erzählungen: „Liebeswahnsinn, die Teufelsburg und Jakob Stainer". Diese drei Erzählungen, von denen die letzte den Vorzug verdient, sind einfach und klar componirt, gewandt und flüssig geschrieben. Der Einfluß Hoffmanns ist unverkennbar, originell die Schilderung tirolischer Gebirgsnatur. Der „Liebeswahnsinn" ist durch und durch krankhaft, „Stainer" mag man auch jetzt noch mit Befriedigung lesen. Etwas später schrieb Schuler eine Oper „Die zehn glücklichen Tage", zu der eine Novelle Fouqué's den Stoff lieferte. Von Schindelmeißer componirt, wurde sie mit geringem Erfolg zu Graz, mit größerem zu Innsbruck aufgeführt. Schuler fühlte übrigens gar wohl, daß er nicht zum Dichter geboren sei und entsagte daher weiterer Production. Noch 1840 schrieb ihm Streiter; „Laß dein schönes Talent auch wieder einmal im Schaffen vor den Menschen leuchten und mach deinen Freunden und der Nachwelt die Freude zu sehen, wie das was du erlebt und erlernt, nicht mit dir zu Grabe geht!" Auch Flir drängte vergebens. Wegen dieser scheinbaren Unthätigkeit schalt ihn Streiter scherzweise den „großmächtigsten Sultan im Schlaraffenland". Schuler blieb übrigens nicht zurück, das mußte selbst der bissige Streiter zugeben: „Schuler scheint zumeist aus den uns bekannt gewordenen Litteraten mit dem Geist der Zeit vorgeschritten zu sein. Seinem unausgesetzten Studium der neueren Litteratur verdankt nicht nur der ihn unmittelbar umgebende Kreis die Bekanntschaft mit dem Gediegensten daraus, sondern auch der Verein des Ferdinandeums zu Innsbruck mehrere in seiner Mitte gehaltene Vorlesungen." Diese sind gedruckt und zeigen das feine Verständniß, den klaren Sinn des Mannes. Schuler besaß eine schöne Bibliothek, in dieser „Giftbude" fand man alle von der Censur verbotenen Bücher, und er lieh sie bereitwillig aus, auch an Studenten. Besonders anregend wirkte Schulers persönlicher Umgang; jetzt, wo der geistige Verkehr zu Innsbruck mehr und mehr verödet, denkt man mit

Digitized by Google

Wehmuth an seine Gesellschaften, welche auch die Polizei so lebhaft interessirten, daß sie alle, die das Haus besuchten, sorgfältig aufzeichnete. Daß Schuler zu Innsbruck nicht versauerte, zeugt von der unbezwinglichen Elasticität seines Geistes, das angemessene Feld der Thätigkeit hätte er nur in der Stellung eines Genz gefunden. Dafür wurde er 1828 Redacteur des amtlichen „Tiroler Boten" — wer lacht da? — und endlich 1831 durch F. Giovanelli's Einfluß, der, voll Begeisterung für Tirols Geschichte, den begabten Mann gewinnen wollte, ständischer Archivar.

Schuler dankt mit Wärme und schreibt: „Eingedenk Ihres Abschiedswortes habe ich fleißig gesammelt und vorbereitet für die Geschichte von 1809. Mit den handschriftlichen Quellen sieht es etwas mager aus, doch habe ich Hoffnung, worüber ich mir nächstens mehr zu berichten erlauben werde. Ich habe bereits die äußeren Umrisse aufgezeichnet, demnach dürfte die Geschichte in vier Bücher zerfallen: 1. Des Kampfes Ursache, Veranlassung und Beginn bis zur Capitulation in Wilten. 2. Des Kampfes Fortgang bis zur officiellen Verkündigung des Friedens. 3. Des Kampfes Höhe bis zum letzten Angriff am Berge Isel. 4. Auflösung und Ende. Ein Anhang müßte noch die Tragödie fortführen bis zum Jahre 1814, da mit Hofers Tod und der Theilung des Landes dieselbe noch nicht hinlänglich abgeschlossen erscheint." Allein schon 1834 hatte sich Schulers Sinn geändert. Er schreibt an einen Freund in Brunecken: Ich will meinen Landsleuten nicht Unrecht thun, aber bisher habe ich immer mehr Fähigkeit des Machens — d. h. technische — an ihnen entdeckt, als Geist und tiefes Gemüth in der Auffassung und Composition. — Gott besser's! — Das scheint überhaupt unser Los und dürfte mit der Natur unseres Landes zusammenhängen. Unsere Natur, nämlich die, in der wir leben und die uns umgibt, ist genial, dafür sind wir in der Regel höchstens talentvoll; wir können unsere kühn gethürmten Berge nicht übersehen, daher heftet sich unser Blick gern an die Sohle des Thales. Hohe Berge isoliren den Menschen nach den durch sie gebildeten Thalzügen, sie umgrenzen fast unersteiglich den Thalbewohner, daher dieser so leicht zum Particularismus, zur Beschränktheit neigt; der enge Fleck, auf dem er lebt, wird ihm die Welt. Diese Ansicht von der Denkart meiner Landsleute ist es, welche mich größtentheils der Bearbeitung der tirolischen Geschichte abgeneigt macht. Jeder möchte viel lieber die Geschichte seines Dorfes als die des Landes. Deßhalb haben wir auch bisher nur unbedeutende Monographien und keine Geschichte. Für eine solche hat der größte Theil noch keinen Sinn." Diese Charakteristik der Tiroler hat so viel Zutreffendes, was auch noch heute im ganzen Umfang gilt, daß wir uns nicht versagen konnten, sie ganz mitzutheilen. Die Ursache, warum Schuler die Geschichte nicht schrieb, ist in seiner Abneigung gegen trockene Quellenforschung und systematisches Arbeiten nach einer Richtung zu suchen.

Schuler hatte auch in politischer Beziehung großen Einfluß. Zunächst durch seine Persönlichkeit auf den Kreis seiner Bekannten. Er galt als Führer

Digitized by Google

der Liberalen. Um das in den Tagen der Reaction vor und nach dem März 1848 zu sein, brauchte man nicht sehr weit links zu stehen. Sein politisches Glaubensbekenntniß liegt in den „tirolischen Gedanken", welche ihm, obwohl er nur für Einführung berathender Stände sprach, in den Tagen des Absolutismus manche Anfeindung eintrugen und im „Frieden von Villafranca", wo er Oesterreichs Aufgabe auch in Bezug auf Deutschland behandelte. Ein Liberaler der Gegenwart würde diese Schriften kaum für sich reclamiren, Schuler regte aber schon dadurch an, daß er die Discussion politischer Fragen zu einer Zeit in Fluß brachte, wo man nur von Theater und Bällen zu reden wagte. Er wurde thatsächlich überholt, seine vielseitige Bildung, seine klare Auffassung der Dinge, seine milde Humanität im Urtheil über Andere könnten auch jetzt noch zum Vorbild dienen und mögen unvergessen bleiben! Ueber seine Leistungen im Landtag, beim Parlament, im Bürgerausschuß gegenüber von Aufgaben, wie sie eine bewegte Epoche im reichen Maße stellte, berichtet jene Biographie ausführlich, wenn auch die Hand der Freundschaft Manches vielleicht zu schön malt, zu sehr in den Vordergrund rückt. Schulers kleine Schwächen verhülle der Mantel der Liebe; — der Liebe ja! das ist das wahre Wort, abgesehen davon, daß bloßer Klatsch nicht unsere Aufgabe sein kann.

Er starb, allgemein betrauert, am 12. October 1857.

Seinem besten Freunde folgte schon am 28. Februar 1858 Beda Weber in das Grab — als Stadtpfarrer von Frankfurt. Die Umrisse seines Lebens gibt H. Kurz im 4. Bande seiner Litteraturgeschichte S. 34; ausführlicher Moriz Brühl in dem Werklein: Beda Weber, Lebens- und Litteraturbild. Regensburg bei Pustet 1858. Abziehen muß man freilich auch hier Alles, was der Verfasser, wennauch in redlichster Absicht, zur Verschönerung beifügte. Webers Mund blieb bis zum Tode geschlossen. Entsiegeln wir die kalten Lippen und werfen einen Blick voll tiefsten Mitleids in dieses Herz, das so heftig und leidenschaftlich schlug und sein Geheimniß nicht offen aussprechen konnte. Nichts ist so tragisch als ein Geist, der auffliegen will zur Sonne, aber schwer unter die Krähen niederfällt und einstimmen muß in ihren Chor. Wir geben nur Einiges aus den Briefen Beda's, genug, um die Kämpfe des Mannes zu begreifen und seine Züge in Wahrheit zu vervollständigen.

Johannes wurde am 28. October 1798 zu Linz geboren, unter Leitung des Vaters wurde er Schustergeselle, ging jedoch mit sechzehn Jahren in das Gymnasium zu Botzen. Dann wurde er Noviz im Kloster Marienberg, legte 1821 das Ordensgelübde nach der Regel des heiligen Benedict ab, wobei er den Namen „Beda" erhielt und bezog alsbald die Universität Innsbruck, um hier Theologie zu studiren. Wir sind ihm im Kreise Schulers begegnet. Das dritte Jahr verbrachte er im Seminar zu Brixen. Er schreibt am 14. December 1823 an Professor Karlmann Tangl: „Die Wirklichkeit engt mich sehr ein, aber das Reich der Ideale ist mein, darin bin ich Kaiser und Papst ohne Beschränkung. In die Gefilde meiner Zauberphantasien und in die Riesenschlösser

Digitized by Google

meiner kühnsten Träume kann der Regens mit seiner hundertjährigen Perrücke nicht nur nicht hineinsteigen, sondern er weiß nicht einmal ihr Dasein und wenns sein muß betrüg' ich ihn in einer Stunde fünf Mal. Hier in Brixen glaubt man allerlei Dinge, von denen Sie schließen werden, daß ich sie nicht glaube und Sie sind nicht unrecht daran. Aber daß sie sich von der Pfaffenstupidität und von dem allerdümmsten Aberglauben der hiesigen Stadt keinen Begriff zu machen im Stande sind, wollen Sie Gott die ganze Zeit ihres Lebens inbrünstiglich anbeten und lobpreisen." An Schuler schreibt er am 3. Juli 1824 in der gleichen Stimmung: „Lieder und Thatkraft hab' ich genug und ein Funke Gottes, rein und unbefleckt, beseelet mich, den keine menschenfeindliche Pfaffenlist und keine irdische Rücksicht in mir erlöschen kann, der lichterloh und unbezwinglich in mir aufbrennt und meinen Beruf mir laut verkündet. Warum soll ich schweigen? Warum soll ich altern in meiner Jugend? Wenn das Taschenbuch nur einmal beginnt: allerlei wunderliches blüht auf meinem Felde. Am 17. August enden die Prüfungen. Darauf werd' ich Priester und kein Pfaff und gehe nach Lienz, meine erste Messe zu lesen. Alsogleich nehm' ich den ersehnten Wanderstab und gehe über die Gebirge nach Innsbruck; zu dir, dir muß ich und denken müssen wir Gedanken, wie sie jungen Unsterblichen ziemen!" — Nach einem Jahr Seelsorger wurde er 1826 Professor am Gymnasium, er blieb es durch zweiundzwanzig Jahre. 1829 unternahm er eine Reise nach Italien. Streiter schreibt: „Beda ist am 8. August hier von Rom angelangt und verweilte ein paar Tage bei mir". Der Besuch Roms scheint bei Weber die gleichen Wirkungen hervorgebracht zu haben wie bei Luther! Der Brief vom 6. April 1832, worin er die damaligen Gebresten der Kirche schildert, ist ein sehr merkwürdiges Zeichen der Zeit: „Ich müßte in einem Lande leben, wo die Presse frei ist. So hingegen bin ich bannflüchtig oder besser gesagt: ein gebannter eingepreßter Geist, nicht unähnlich einem großen schönen Milchbruder in der Messiade mit der nämlichen zweifelhaften Aussicht auf Erlösung. Nach meiner Meinung krankt der Katholicismus an zwei Hauptgebrechen, die die Zeit nicht heilen, sondern zur Zerstörung des Kerns benutzen will. Das erste liegt in den abgenutzten Formen uralter Kirchlichkeit, die ihren Zweck längst erfüllt hat; von der gleichwohl die zahllosen Gänseriche die Rettung des Capitals erwarten und das morsche Brettergerüst sorgsam pflegen und von demselben den Völkern zeigen wollen, wie die himmlische Wahrheit gestaltet ist. Aber die Uebersichtigkeit der Völker hat aufgehört, sie sehen natürlich vor sich hin und spotten der Mummerei. Die verdammten Schullehrer sind Schuld daran. — Das zweite Uebel, das bei weitem größere, ist die völlig verkehrte Stellung der Priester. Verschmitzte Despoten haben sie seit Jahrhunderten benützt, die Landesfreiheiten zu zerdrücken, das Volk in Stupidität einzuwiegen, standesherrliche Besitzer an die Hoftugenden zu gewöhnen. Die Priester sind daher mit den Königen allein auf der tabula rasa entzogener Menschenrechte, sie tragen das Salböl, die Wunden der Bajonette zu betröpfeln

Digitized by Google

und die Heiltropfen werden zum Gift für Geradsinn, Recht und Freiheit. Nun lese ich in den Büchern kluger Männer der ersten christlichen Jahrhunderte, daß der Priester Priester und nichts weiter sein soll; kein Hoftheologiemacher, kein Knecht der Tyrannei, kein Maulpfaff, wie sie aus den Seminarien hervorkriechen. Die Religion muß mit ihren Dienern frei sein, unabhängig von Amt, Stelle, Hofgunst, Gleisnerey. Ohne diese Emancipation ist an keine Reform der Kirchlichkeit, an keine hierarchische Wiedergeburt zu denken!" So vor vierzig Jahren! Wie Vieles ist seitdem anders geworden. Unsere Zeit hörte einen Cavour die gegenseitige Unabhängigkeit von Staat und Kirche ausrufen, sie sah Concordate schließen und aufheben, ein großer Staatsmann wirft in den Sturm der Parteien das Wort: „Wir gehen nicht nach Canossa!" Wenn wir obige Zeilen Webers lesen, scheint uns die Zeit aus der er sprach, nicht um Jahrhunderte zurück zu liegen? — Doch genug der Reflexionen!

Am 28. Jänner 1834 schreibt Weber an Schuler: „Deine Ansichten von der Päpstlichkeit sind auch die meinen, ungeachtet ich in einer Gegend lebe, wo man sie nicht äußern darf, ohne gesteinigt zu werden. So lang jedoch die Menschen bleiben wie sie wohl bis zum jüngsten Tag bleiben werden, hat die weltliche Macht des Papstes eine feste Stütze. Die Fürsten brauchen den Papst und deßwegen besteht er noch und wird noch länger bestehen. Die Widerstandskräfte gegen das Licht sind von den Liberalen viel zu gering angeschlagen. Daß ich hier vom Papst nur als Aristokraten und als Haupt aller Aristokraten rede und nicht im dogmatischen Sinne, versteht sich von selbst. Ich habe den Abbé Lamennais längst ausgelacht als er die ursprünglich demokratische Form der Kirche im Avenir proclamirte. Die Priester selber hingen ihm alle an. Lamennais hat Geist und Gedanken, was sie leider nicht haben und das hat sie benachtet. Sie streckten das Maul auf als über eine ketzerische Lehre, als ich sagte „„das wird in Rom alles verdammt, das frißt der geistlichen Aristokratie die Wurzel ab"". Et factum est ita! Schau nur, wie andächtig Heuchler und Spitzbuben von der Nothwendigkeit einer Staatsreligion und Staatskirche reden! Das sind lauter böse Zeichen!" — Seitdem ist die kirchliche Aristokratie in eine absolute Monarchie verwandelt worden, was würde Weber jetzt sagen? — In einem anderen Briefe aus jener Zeit spricht er sein religiöses, politisches und ästhetisches Glaubensbekenntniß sehr drastisch aus. „Wer als deutscher Geist das Mittelalter in den Quellen studirt und mit seinem unerschöpflichen Reichthum vertraut geworden ist, der kann die Reformation nicht anders als mit der tiefsten Verachtung anschauen, die alles das bis auf die Wurzel zerstört hat. Die Emancipation der Geister, woran mir allerdings sehr viel liegt und die man so gern der abscheulichen Lutheriade auf die Rechnung schreibt, wäre ohne sie um drei Jahrhunderte früher ans Licht gekommen.

Erasmus ist noch immer weit freisinniger als all das hosenlose Gesindel. Ich will ein deutsches Reich, ohne 38 Civilisten und Herrscherlinge, und

Digitized by Google

Einen deutschen König; ich will den ganzen heiligen Lieder- und Lebensfrühling, der in den Nibelungen, dem Heldenbuche, dem Tristan und den Minnesängern aufgeblüht; ich will die andächtige gottesherrliche Kunst in Münstern und Gemälden, ach nur in wenigen Resten dem bilderstürmenden Lutherthum entgangen! — ich will das warme, off'ne, herzinnige deutsche Leben und Weben ohne die gräuliche Heuchelei der falschen Sittenstrenge, nach Johannes Nariskus mit Recht nicht bloß einem schwarzen lutherischen Gebetbucheinband ähnlich, sondern seines Geistes Kind. Die lutherische Toleranz, die lutherische Poesie, die lutherische Wissenschaft ist mir als das allein heilige ein Gräuel und nur so viel werth als deutsches und gutes daran ist. Man muß nicht alle Zufälligkeiten der Zeit, alle gewaltigen Riesenschritte des ungebändigten Menschengeistes dem niederträchtigen Lutherthum (diesem ganz undeutschen, bengelhaften, negirenden Zerrbilde) aufrechnen. Den Papst und seine Pfaffen mag ich auch nicht; dazu brauch ich aber kein Lutherthum, ich habe an Constanz, Basel und Ems genug. Und mich vom Christenthum, ohne daß Deutschheit und deutsches Reich unmöglich ist, durch lutherische Pastoren absolviren zu lassen, dazu habe ich zu viel deutschen Stolz und herzinnige Gottesluft in der Seele." — Gegen diesen wüthenden Ausfall müßte man wohl repliciren, wär er nicht längst schon zum historischen Document verjährt. — Im Jahre 1842 sehen wir ihn auf einem anderen Standpunkte, ein erschütternder Schmerzensschrei entringt sich seiner Brust. „Ich bin einsam, ich bin todt, aber die grauen Nordspitzen schauen mich bedeutsam an wie ihren Freund und alle Berge grüßen mich als ihren Sohn. Das allein veraltet mir nie. Und je mehr die Welt mich abstößt, desto heimlicher wird mir die Natur, desto göttlicher leuchtet mir die Urkraft aus jeder Knospe. Mir wird ganz pantheistisch zu Muthe und ich kann mir nicht helfen. Es singen tausend Stimmen des Lebens aus der stummen, stillen Feier der Natur. Meine Collegen gefallen mir jetzt viel weniger als früher, sie sind roh und ungeschlacht, aber ihr Geträtsch kümmert mich auch nicht mehr, ich muß lachen, was ich einst für ein Gewicht darauf gelegt. Das sind sinkende und gesunkene Sterne! Mein Heil war in Passeier versteckt, ich werde ewig dahin zurückdenken, der gesunde Bergessinn hat mir die verrenkte Nase ins Geleis gebracht. Und was ich einst nicht zu sagen gewagt, das springt mir muthig über den Zaun der Zähne. Heute war Religionsprüfung. Und die ganze Absurdität dieser Prüfung drehte sich um die beiden Sätze: „„der Mensch ist von Natur zum Bösen geneigt"" und „„die menschliche Vernunft ist durch die Erbsünde ganz verdorben worden"". Ich saß eine Weile still, dann schlich ich weg und hustete den Plunder in das helle aufglänzende Wetter des schönsten Morgens. Solche Dinge glaube ich nicht; daß wir nicht gar zu gut sind, dafür müssen wir Gott danken. Denn nichts ist stinkender am Menschen als diese lächerliche Allgüte, wobei alle Moralität verloren geht. Und unser Verstand oder wie sie sagen unsere Vernunft kann gar so verdorben nicht sein,

Digitized by Google

weil sie einsieht, was die Esel für Unsinn als christliche Religion herschwatzen. Es steht mit unserer Religionslehre schlecht, weil sie so viel Unsinn tradirt, daß sie den Verstand und die Vernunft abläugnen muß." — Das ist heftig genug und dennoch haben wir einige der schärfsten Ausdrücke gemildert! Später ruft er Schuler und Flir zu: „O! bewahrt den freien unbändigen Geist mitten in aller jesuitischen Nacht und Unfreiheit und seid nicht gar zu stockkatholisch, sonst seid ihr leibhaftige Esel! Das ist meine Ermahnung und ich weiß es besser als Ihr." — Man staunt, wenn man solche Kraftstellen aus Beda's Feder liest und fragt: wie konnte er noch Mönch bleiben? Er strengte wie sein glücklicherer Mitbruder Albert Jäger alle Muskeln an um loszukommen und bewarb sich um die Kanzel der Philosophie an der Universität — vergebens! Damals war Pater Martin Gritsch der allgewaltige auf Marienberg. Dieser sagte: „Geistliche, welche ordentlich das Brevier beten, haben keine Zeit zum Bücher machen. Vor dem Kloster ist noch öder Grund genug, da soll man solche Leute hinausschicken, Aecker für Erdäpfel urbar zu machen." — Man denke sich einen geistvollen Mann wie Beda Weber unter der Scorpionsgeißel eines solchen Menschen. Verzweifelnd schreibt Weber im Jahre 1842: „Mein Unglück ist der Zustand von Marienberg, er wird mit jedem Jahre schlechter, auch gute Kräfte verdummen im ewigen Gerede vom Geist des heiligen Benedict, der im Grund nichts anders war als ein . . . ." Wir wagen doch nicht die Stelle hier beizusetzen. Weber fährt fort: „Wie kann aber auch ein Geist wie der meinige gedeihen, gedeihen auf einer Lebensbahn, wo er sich nie äußern darf, wie er sich gedrungen fühlt, wo ihn die Heuchelei scheinheiliger Priester so ganz umspinnt, daß auch sein Leben von der nämlichen Heuchelei nothwendiger Weise durchdrungen werden muß. Die Atmosphäre ist ansteckend. Wer sich längere Zeit darin bewegen muß, glaubt am Ende an die unselige Rolle, die er gegen seine Natürlichkeit mit allem Aufwand von Kraft und Scharfsinn spielen muß. Das ist eine alte Geschichte." Mit diesen Zeilen unterschreibt Beda Weber sein moralisches Todesurtheil. Bei solcher Gesinnung mußte er wenn auch nicht wie der arme Enk ins Wasser springen, doch die Kutte wegwerfen und aus der Zelle fliehen. Er that es nicht, und daß er es nicht gethan, ist die Schuld und das Unglück seines Lebens. Er ist übrigens nicht der einzige in seinem Elend, wir kennen mehr als einen hochbegabten Priester in Tirol, der solchen Verhältnissen erlag.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus deutschen Humanistenkreisen.

Mannigfach und erfolgreich sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre die Bemühungen deutscher Gelehrten gewesen, den Werdegang des Humanismus und die Biographien der Träger desselben aufzuhellen. Frisch und lebendig, voll von leidenschaftlich pulsirendem Leben zieht namentlich das Bild des kühnen Ritters Ulrich v. Hutten — durch David Strauß' Meisterhand ausgeführt [1]) — unsere Blicke auf sich. Und in beneidenswerth correcter und instructiver Ausgabe liegen — von Böcking edirt — die Schriften jenes genialen Dichters und Schriftstellers vor uns, ein prachtvolles Nationalwerk, das keiner Bibliothek mangeln sollte. Freilich schlimm genug sieht es um die Mitkämpfer im Streite aus. Noch immer entbehrt Sickingen, der edle Schirmherr aller Bedrängten, einer wahren Biographie, ja Luther selbst und der große Erasmus haben in unserem gelehrten und vielschreibenden Volke noch keinen Schriftsteller gefunden, der in würdiger und großer Weise ihr Leben und Wirken geschildert. Und erst in unseren Tagen kann man sich einer völlig befriedigenden Biographie Joh. Reuchlins erfreuen. Ungleich besser sind die Kleineren unter den Humanisten — wenn ich so sagen darf die localen Größen — bedacht worden. Die Specialforschung der historischen Vereine hat da das Ihrige gethan, und ganz interessante Aufklärungen werden uns aus solchen Einzelstudien für die Würdigung und Charakterisirung der gesammten Bildung und Entwicklung zu Theil. Eine Reihe von Schriften dieser Art sind es, die uns u. A. in erfreulichster Weise über die Anfänge des niederrheinischen und westphälischen Humanismus belehren. Ich hebe nur zwei der wichtigsten hervor, nämlich die Schrift: De Johannis Murmelii Vita et Scriptis Commentatio Literaria Scripsit Dr. Theodoricus Reichling. Monasterii Apud Adolphum Russell (65 SS.) und Die Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westphalen von Pastor Karl Krafft und Dr. Wilhelm Crecelius I. Heft Calvary Berlin (80 SS.) Die erste Schrift zeichnet sich durch ihre Gründlichkeit, durch die Aufhellung bisher dunkler Punkte, durch die Ordnung und Sichtung früher verwirrter Partien in hervorragender Weise

[1]) Eine zweite gedrängtere und billigere Ausgabe des herrlichen Buches erschien 1871 bei Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

vor den meisten Hervorbringungen dieser Art aus. Nur die Schriften des Murmelius wünschte man ausführlicher besprochen, doch macht Reichling Hoffnung auf eine weitere Monographie, in der er dies nachholen will. Als einen guten Gedanken muß man es ansehen, wenn Reichling gegenüber der humanistisch gefärbten Darstellung des Streites Reuchlins mit den Kölnern — wie man sie fast überall vorfindet — einmal auch die andere Partei zu Worte kommen läßt. Es ist gewiß ganz berechtigt, wenn wir nicht jedes Schimpfwort, jede Satire und Caricatur der von der Kampfeswuth erhitzten Streiter für bare Münze nehmen und gewiß passend, u. A. Köln nicht stets und zu allen Zeiten als das eigentliche Zion der Ignoranz und Bornirtheit anzusehen, zu dem es die „Dunkelmännerbriefe" machten. Doch darf man auch hier nicht zu weit gehen. Einen Hoogstraten, A. v. Tungern, Ortuinus Gratius wird man wohl nie völlig weiß waschen können [1]). Abgesehen von alledem wird man das Büchlein Reichlings als eine dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntnisse über jene wichtige Epoche rühmen müssen, als einen schönen Beitrag zur Geschichte der Pädagogik und des Schulwesens.

Weniger Lob verdient dagegen das zweite Schriftchen. Obwohl es zwei Herausgeber hat — oder vielleicht gerade darum — fehlt dem Ganzen ein erkennbarer, durchgreifender Plan. Auf dem Titel heißt es, daß Angaben über niederrheinische und westphälische Humanisten gegeben werden sollen, zu unserem größten Erstaunen finden wir aber unter Nr. 55 (S. 68) einen Lausitzer, den Aesticampianus, Nr. 57 gar eine ganz unbedeutende Biographie des — Hieronymus Sauonarola und Nr. 58 biographische Notizen über — Amerigo Vespucci! Was diese mit dem westphälischen Humanismus zu thun haben, ist mir wenigstens unklar.

Auch sonst fehlt es, wie es scheint, an der letzten Feile; statt der deutschen Uebersetzung einiger Stellen des lateinischen Textes, die wir den Herausgebern bereitwilligst geschenkt hätten, statt eines Excurses über die Herren von der Leyen (S. 15 bis 21) würden wir eher controlirende Noten und bibliographische Angaben gewünscht haben, die den Haupttheil und das eigentliche Verdienstliche des Büchleins sicherstellen würden. Dieses Verdienstliche liegt in der theilweisen Edition jenes Werkes des Johannes Butzbach [2]), Prior des Laacher Klosters († 1526), in dem es dieser rührige Mann versuchte, in Verbindung mit seinem Freunde Jakob Siberti einen Nachtrag zu des Trithemius Werk de Scriptoribus Ecclesiasticis zu geben. Ein Werk unter dem Titel

---

[1]) Vgl. darüber und über einige Verstöße die eingehende Recension Ludwig Geigers in den Götting. Gelehrt. Anzeig. 1870. Nr. 31.

[2]) Ueber Butzbach vgl. die sehr ansprechende Chronika eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des J. Butzbach. Aus der latein. Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Regensburg 1869, ein Pendant zu den Autobiographien der beiden Platter (ed. Fechter).

Digitized by Google

Auctarium Joan. Boutzbachii de Scriptoribus Ecclesiasticis, das eine Litteraturgeschichte seiner Zeit darstellen sollte. Freilich von großer Bedeutung sind die meisten der darin so überschwänglich Besprochenen nicht; wenn sie auch größtentheils mit denselben superlativischen Attributen genannt werden — Individualisirung ist gerade nicht Butzbachs starke Seite —, so finden sich unter der großen Schaar der Genannten doch nur Wenige, die über ihren Kreis hinaus einen Namen erlangt hätten.

Trotz alledem ist die Publication werthvoll, da sie uns einen Einblick in die litterarischen Leistungen der Kleineren unter den Humanisten verschafft und es durch Angabe einer Masse von Productionen ermöglicht, die verschiedenen in der Litteratur herrschenden Richtungen beinahe statistisch darzustellen. Da ist denn vor allem zu bemerken, wie viele der gelehrten Schriftsteller ihre classische Bildung zur Behandlung kirchlicher Stoffe verwenden.

Häufig begegnen wir (z. B. bei A. Hegius) einem Panegiricon ad diuam (!) Mariam, ferner einem Dialogum inter Mariam et puellas (von Coruello) oder einem Triplex rosarium beate Marie (H. v. d. Busch), einem Hymnus de beata Anna (J. Husichen), der Schrift des Philipp Haustulus (Drunck), über d. h. Anna u. a. Eben so zahlreich erscheinen aber die pädagogischen, grammatischen und commentatorischen Schriften. Alexander Hegius schreibt Bemerkungen zum bekannten Doctrinale Alexanders und „Quedam in grecis", ebenso J. Sinden eine „Glosa super primam et secundam partem Alexandri, Bemerkungen in composita uerborum und in uerba deponentalia, Heinrich v. Amersfoort ein Vocabularium grecum (!), eine „Prelectio in secundam partem Allexandri" und einen Commentar in tractatus Petri Hispani. Peter Gymnich arbeitet an einer Schrift de arte dialectica, zeigt sich aber auch auf der Höhe des damaligen Humanismus, indem er „de ydeis Platonicis" schreibt. Es fällt auf, daß dieser Peter von Aachen noch vor dem hierin tonangebenden Wittenberg sich dem Studium des Augustinus hingibt [1]) und einen Versuch de comparatione Hieronimi et Augustini verfaßt. Joh. Edicolius schreibt: In Plotarchum de vita Tullii, und Commentaria in uitam ejusdem Tullii, der bekannte Rector der Domschule in Münster, Eimann Kemener, war äußerst thätig im Verfassen von Compendien, von denen ich nur das „Compendium aureum tocius grammatice" hervorheben will, Joh. Aesticampianus aber verfaßte u. A. einen Prologus und ein Argument zu den Briefen des Libanius. Ein pädagogisches Werk lieferte der Freund Melanchthons, Jakobus Montanus, nämlich Collectanea ad puerorum institutionem.

---

[1]) In diesem Punkte läßt sich eine eigenthümliche Scheidung der Schulen nicht verkennen. Der erasmische, der Basler Kreis studirt vornehmlich den Hieronymus, den Tertullian und Origenes, die Wittenberger dagegen hauptsächlich Augustinus.

Digitized by Google

Man sieht, es wird eifrig gearbeitet, und man ist bemüht, die Hülfsmittel der neuen Bildung herbeizuschaffen. Bis zu welchen Consequenzen die Begeisterung der Humanisten für ihr geliebtes Latein gehen konnte, zeigt uns u. A. die artige Geschichte, die Butzbach (Fol. 127) von der ostfriesischen Familie Canter erzählt. Johann Canter der Vater unterrichtete nämlich nicht bloß Söhne und Töchter im Latein, sondern auch seine Frau, ja selbst — seine Magd, denn eine andere als eine lateinische Familie — so sagt er — wolle er nicht haben. In der That brachte er es dahin, daß seine Tochter Ursula ein Wunder von Gelehrsamkeit und Eloquenz geworden, über das sich auch Butzbach in begeisterter Rede ergeht. — Zeitgenössisches und Geschichtliches behandeln wenige der mitgetheilten Schriften, ich finde nur die Excitatio des Johann Ostendorp ad Deum contra astrologos, und desselben Schrift ad Deum contra milites gregarios, Michael Hoebings Schrift ad Maximilianum regem, Johannes Edicolius Epithome geographiæ Galliæ et Germaniæ, und des Antonius Lieber Arbeit de laude Coloniæ. Doch genug der Angaben, aus denen man hinlänglich den Werth der Publication wird entnehmen können; es mag nur noch erwähnt sein, daß der Katalog auch zwei Musiker anführt: Michael Höbing zu Wesel — musicus famosissimus wird er dort genannt — und den Friesen Andreas Cantoris. In weitaus größere Kreise, gewaltigere Strebungen werden wir eingeführt, wenn wir die Bücher Ludwig Geigers (Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke, Leipzig, Duncker und Humblot 1871, 488 SS.) und F. Otto Sticharts (Erasmus von Rotterdam, Leipzig, Brockhaus 1870. 398 SS.) zur Hand nehmen. Sind es ja doch die Humanisten par excellence, die hier ihre biographische Darstellung finden, Persönlichkeiten, die mit Recht zu allen Zeiten als Bannerträger im Heere der Gelehrten betrachtet werden, und führen uns ihre Schriften, wie ihre Thaten so recht hinein in die bewegtesten Zeiten des Geisterkampfes in jenem gewaltigen Jahrhunderte! Mit Spannung und Freude nimmt man solche Bücher zur Hand, je weniger die bisherigen Bearbeitungen genügen konnten, je unmuthiger man es empfand, daß über diese Zierden deutscher Gelehrsamkeit bisher nichts völlig Ausreichendes vorlag. Es ist hier nicht der Ort, den reichen Inhalt des Geiger'schen Buches auch nur im Auszuge wiederzugeben, vielfach wäre man genöthigt, allgemein Bekanntes zu wiederholen, aber der Behandlung, die der Stoff gefunden, soll und muß dankbar gedacht werden. Man kann es wohl sagen, in solchem Umfange ist der Quellenstoff noch in keiner Bearbeitung des Lebens Reuchlins benützt, nirgends eine gleich scharfe und zutreffende Kritik geübt, nirgends auch so sehr den Stimmen und Anschauungen der Gegner Rechnung getragen worden. Die Schriften Reuchlins und seiner Widersacher sind nicht bloß citirt oder mit wenigen Worten abgefertigt, sie sind bibliographisch genau beschrieben und in instructivster Weise besprochen. Wir hören beide Parteien sprechen, wir hören, was die öffentliche Meinung dazu sagt, in klarem überschau-

Digitized by Google

lichem Gange entrollt sich uns das Bild der Begebenheiten, unserem Urtheile wird nirgends vorgegriffen, wir können selbst prüfen, selbst richten. L. Geiger, überhaupt ein vorzüglicher Kenner des sechzehnten Jahrhundertes, bewundert mit Recht die ungemeinen Verdienste eines E. Böcking und David Strauß um die Aufhellung und Darstellung der Biographie und des litterarischen Wirkens U. v. Huttens; es geschieht dem Verfasser des Lebens Reuchlins wohl nur sein Recht, wenn ich sein Werk als eine in jener gerühmten Methode abgefaßte musterhafte biographische Leistung der Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes wärmstens empfehle. Den Fachgelehrten würde aber der eifrige Schriftsteller neuen Dank abgewinnen, wollte er die (p. XVIII) versprochene Sammlung der Briefe Reuchlins ungesäumt erscheinen lassen. Daß sie den Anforderungen der wissenschaftlichen Kritik entsprechen wird, glaube ich nach den Proben in dem eben genannten Werke mit voller Bestimmtheit versichern zu können. Nur noch wenige Worte über die vorzügliche Reuchlin-Biographie, die nicht in die Scylla der meisten Biographen verfiel, einen Panegyricus des geschilderten Mannes zu liefern. Die ersten zwei Abschnitte behandeln in ruhiger sorgfältiger Darstellung die Lebensereignisse (3 bis 61) und Werke Reuchlins (S. 61 bis 205). Namentlich über seine Kenntniß des Hebräischen, des Talmud u. s. w. ist Geiger seiner Stellung und seinen Studien nach in der Lage, ganz Neues zu bringen; wahrhaft dramatisch aber wirkt die Darstellung des Kampfes mit den Kölnern (205 bis 457).

Dies ist der Höhepunkt der Schilderung. Der letzte Abschnitt ist dem Lebensreste und Tod Reuchlins gewidmet und schließt mit den schönen Worten: Der Fünfzehnjährige bezieht die Universität, der hohe Sechziger besteigt den Lehrstuhl, die ganze Zwischenzeit ist erfüllt von unermüdetem Streben nach Erkenntniß. Wahrheit ist der erste Ruf des Jünglings, der sich aus den Banden der Scholastik befreit, Wahrheit das letzte Wort des lebensmüden Greises, was gelten ihm Autoritäten und Meinung, die allein das Alter heiligt — „die Wahrheit nur bete ich an als Gott“. Ja so war er, der ruhmvolle Ahnherr ruhmvoller deutscher Gelehrtengeschlechter, er, den die Zeitgenossen als den glücklichen Kenner dreier Sprachen („trilinguis“) priesen, er, dem es gegönnt war, noch vor Luther für die freie Forschung und gegen die Bornirtheit aufzutreten, der deutsche Gelehrsamkeit zu Ehren brachte, dessen Ruhm in Paris und Rom anerkannt war! Wie rührend und erhebend zugleich die innige Liebe, die unzerstörbare Anhänglichkeit seiner Schüler und Zöglinge, die enthusiastische Begeisterung von Hunderten, die Reuchlin nie gesehen und die nur als er bedroht wird, sich zu seinem Schutze um ihn schaaren. Reuchlin ist nicht bloß der Bannerträger im Heere der Gelehrten, er selbst ist das Banner; bei dem Namen Reuchlin denkt Jeder an Freiheit der Wissenschaft, an die schönen Studien, an Fortschritt, an Licht. Seine Gegner, seine Feinde sind die Feinde aller Gelehrten. Man wird die Schilderung bei Geiger nicht ohne freudige Rührung lesen können, wo uns erzählt wird, wie es sich sammelt das kühne

Digitized by Google

Heer der Geistesstreiter aus allen Ecken und Enden des deutschen Landes, wie es seine Waffen prüft, sich an ihren Blitzen, an ihrer Schärfe freut und endlich zum Angriff losfährt. Und wie sitzen diese Hiebe! Wie jämmerlich schlecht pariren die Gegner! Nichts als Lufthiebe führen die täppischen Hände der Dunkelmänner! Gutmüthig sind die Humanisten für ihren alten Lehrer eingestanden, um ihm seine letzten Lebensjahre zu schützen vor dem Geifer und der gefährdenden Wuth der Gegner, aber sie wissen es, sie kämpfen nicht bloß für das geliebte Haupt, sie kämpfen auch gegen die verhaßte Scholastik. Die Art der Controverse ist bekannt; fein ist es dabei so wenig zugegangen, als in den Fehden der gelehrten Italiener des Fr. Filelfo z. B. Vor Luther schon ging man sich bekanntlich mit immenser Derbheit an den Leib, der Cultus des heil. Grobianus gedieh gewaltig. Aber eben diese Art des Kampfes, so sehr sie auch der selbst ängstliche (vgl. Geiger S. 145. 453 ff. und namentlich den prächtigen Brief Huttens an Reuchlin S. 486 ff. mitgetheilt) Reuchlin verstand, gefiel gar wenig dem Manne, der so recht eigentlich auf dem Throne des Humanismus saß, — mißfiel dem Desiderius Erasmus. Das leisetretende, zurückhaltende und ängstliche Wesen dieses gewaltigen Gelehrten, es hat — wie es schon damals Hutten aufs Heftigste gegen den einst Gerühmten erregt — auch die neueren Geschichtsschreiber vielfach gegen Erasmus verbittert, es ist vielleicht mit ein Grund, das weder unsere gelehrten Theologen, noch unsere Philologen sich der Ehrenpflicht unterzogen, Leben und Wirken des Erasmus in großer und eindringender Schilderung darzulegen. Was wäre es doch für ein stolzes Werk, wenn man unternähme, Editionsthätigkeit und Texteskritik des Erasmus der detaillirtesten Betrachtung zu unterziehen! Oder welche Fülle interessanter, für die Wissenschaft hochwichtiger Angaben würde eine Darstellung seiner Beziehungen zu Fürsten und Gelehrten seiner Zeit ergeben? Oder die Schilderung seiner Stellung zur Kirche und zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit? Doch halt, dieses letzte Thema ist es eben, das den Inhalt des Stichart'schen Buches ausmacht.

Pfarrer Stichart war es nicht um eine vollständige Biographie des Erasmus zu thun, die gelehrtphilologische Thätigkeit läßt er abseits liegen, auch das Biographische wird in den zehn Seiten der Einleitung — nicht weit über Beatus Rhenanus hinausgehend — abgethan. Ihm kommt es darauf an, der „gegenwärtigen, an Conflicten auf dem confessionellen Gebiete so reichen Zeit" aus den Schriften des Erasmus selbst einen Begriff von der „außerordentlichen Geistesklarheit und Geistesschärfe" zu geben, mit der Erasmus „die Mißstände in den kirchlichen Verhältnissen seiner Zeit erkannt und blosgelegt". In emsiger und geschickter Zusammenstellung wird uns in dem Buche auch wirklich Alles geboten, was diesem Zwecke dienen kann. Wir erfahren die Ansichten des Erasmus über die Kirche und ihre Satzungen, über das Papstthum und den Papst, über Cardinäle, Bischöfe, Weltpriester, Professoren der Theologie wie über Mönche, freuen uns an der scharfen Kritik, an den zutreffenden Aeuße-

Digitized by Google

rungen und staunen über die wundersame Balancirkunst des großen Gelehrten der bei so wahrer und rücksichtsloser Verurtheilung der Sachen und Einrichtungen, mit den Personen doch meist auf gutem Fuße blieb. Wie sprach er sich doch über die Ceremonien (vgl. S. 119) über Reliquiendienst, Wallfahrten, Fest- und Fasttage, über Gelübde und die Sacramente aus. Oder man höre sein gerade jetzt wieder beachtenswerthes Wort über die Unfehlbarkeit des Papstes, sie sei ein übertriebenes Vorrecht, das nur die Italiener dem Papste beilegen, der als Mensch Fehltritte thun und sich irren kann. Ebenso erklärt er sich in seiner Schrift „Adagia" gegen die weltliche Herrschaft. „Ich will" sagt er hier „daß der Priester herrschen soll, aber ich halte es für unwürdig, daß sich ein himmlisch gesinnter Mann mit jenem weltlichen Herrschaftssitze belaste. Ziemt es sich denn, daß der Stellvertreter Christi einen Julius, einen Alexander, einen Crösus und einen Xerxes, die nichts anderes waren, als Räuber im Großen (!) sich mehr zum Vorbilde nimmt, als Christum selbst? .... Christus hat öffentlich erklärt, sein Reich sei nicht von dieser Welt und man will es für passend halten, daß der Nachfolger Christi die weltliche Herrschaft nicht nur für zulässig findet, sondern auch nach derselben strebt und für dieselbe sozusagen jeden Stein in Bewegung setzt .... Mit welcher Stirn will der das lehren, was Christus gelehrt und gethan hat, und was die Apostel so oft einschärfen, daß man nämlich dem Uebel nicht widerstreben sondern Böses durch Gutes überwinden soll, der um den Besitz eines Städtleins .... willen die Welt mit Kriegsstürmen erfüllt!" Der Mann, der also schrieb, correspondirte dennoch auf das Freundschaftlichste mit den Päpsten Leo X., Hadrian VI., Clemens VII. und Paul III.; ja der Letztere ernannte ihn durch die Bulle vom 1. August 1535 zum Propst von Deventer und wollte ihn sogar zum Cardinal machen. Um dies zu verstehen bedenke man, wie sehr Erasmus bei aller Kritik, bei allem Tadel den Würdenträgern der katholischen Kirche und dieser selbst zugethan war. Ein Verhältniß, das der treffliche Keßler in seiner Sabbatha mit den Worten charakterisirt: „Er ging mit der katholischen Kirche um, wie eine Mutter, welche ihr Kind zwar schlägt aber dann wieder liebkost." Ein seltsames Verhältniß trotz alledem; der Correspondent jenes dritten Paul, zugleich die gefeierte Leuchte der Humanistenwelt! Nicht bloß als Gelehrten aber ertheilt man ihm den Preis, es gibt Männer, die ihn auch für reif und fähig zum Reformator der Kirche halten. Als sich im Anfang der Reformation das Gerücht verbreitete, Luther sei gestorben, war es Albrecht Dürer, der mitten in der schmerzlichsten Erregtheit, von der hier sein Tagebuch erfüllt ist, die letzte Hoffnung auf Erasmus setzt, dieser möge die Reformbewegung nun hindurchführen. — Dies war wohl ein großer Irrthum des genialen Künstlers. Erasmus hatte durchaus nicht das Zeug zum religiösen Reformator. Wo ist bei ihm die rücksichtlose Energie wo die hinreißende Begeisterung, wo das kindliche innige Gottvertrauen, wo ist jene Weltverachtung, jene wundervolle Sicherheit und vor allem jener felsenfeste Muth, der sich in den Männern der

Digitized by Google

Reform, der sich vor allem und am Gewaltigsten in Luther zeigt? Erasmus war seiner ganzen Natur wie seinem Bildungsgange nach nicht zum Reformator angelegt. Wer ihn näher kannte, mußte im Gegentheile — trotz anfänglicher Aehnlichkeiten — die Kriegserklärung gegen Luther und die Reformation, durch die sich Erasmus so viele Gegner bis auf den heutigen Tag gemacht, begreiflich, ja nothwendig finden. Der vierte und fünfte Abschnitt des Stichart'schen Buches, die sich mit Erasmus Ansichten über eine Reform der Kirche und über Luther und sein Werk beschäftigen, bringen die instructivsten Angaben über die schrittweise Entfernung des Erasmus von den reformatorischen Lehren und zeigen, wie er anfangs uneingenommen dann zweideutig gewesen, endlich in Zwist und Kampf mit den Reformern kam. Trotz alledem ist gerade er — wie Stichart bemerkt — in seinen besten Werken bis auf den heutigen Tag ein beredter und lauter Zeuge von der unläugbaren Nothwendigkeit und vollen Berechtigung der auch ohne seine Beihülfe durchgeführten Reformation." — Stichart's Buch — so fleißig es gearbeitet ist, kann doch nach seiner ganzen Anlage das Bedürfniß nach einer streng wissenschaftlichen Arbeit über Erasmus nicht aufheben. Hoffen wir, daß deutscher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit mit einer Biographie dieses Mannes einen neuen Beitrag liefern zur Aufhellung des sechzehnten Säculums, dieser gewaltigen Uebergangszeit ins moderne Dasein!

Adalbert Horawitz.

---

* Ein Stück Orient. Reisebriefe von Wilhelm Langhans. Berlin, Oppenheim.

Der Verfasser dieser, ursprünglich für den „Hamburger Correspondenten" geschriebenen Briefe besitzt Talent zum Reisen. Er hat Freude am Leben, bringt gründliche Bildung und nur wenig Voreingenommenheit mit und verliert nicht leicht den guten Humor. Da er überdies angenehm zu erzählen weiß, begleitet man ihn gern auf der Fahrt durch Gegenden, welche doch immer noch zu den weniger bekannten gehören. Und zu den letzteren rechnen wir nicht bloß diejenigen, welche sein Reiseziel bildeten, sondern ebenso oder noch mehr die auf dem Wege zu jenen berührten. Oder läßt sich heutzutage nicht behaupten, daß Constantinopel und Smyrna den Touristen viel geläufiger sind als Kärnten, Ober-Steiermark und Ungarn außer Pest, und daß die meisten auch viel mehr Fähigkeit und guten Willen verrathen, die Zustände des Orients gerecht zu beurtheilen? Langhans nahm seinen Weg von München aus durch den Pinzgau über Villach, Marburg, Pragerhof nach Ungarn. Er ließ Wien abseits liegen, nicht aus Antipathie, sondern im Gegentheil aus Furcht vor „der Anziehungskraft der unvergleichlichen Hauptstadt". Die Bedrängnisse der Fahrt über den Radstädter Tauern im gebirgsüblichen Einspänner, die Reize der Landschaft und was ihm gesprächsweise über das Leben bekannt geworden, wird gutgelaunt geschildert. Für die Reise durch Ungarn bemüht er sich sogar — allerdings nicht mit durchgängig glücklichem Erfolge — in die Geheimnisse der magyarischen Orthographie und ein wenig in die Sprache selbst einzudringen. Der Plattensee mit Füred, die Margaretheninsel, die Herculesbäder und andere Punkte erfreuen sich einer eingehenderen und liebevolleren Betrachtung als ihnen gemeinhin zu Theil wird. Die Beobachtungen über Land und Leute der Türkei erheben sich dagegen selten über den Horizont des mit einem „Vergnügungszuge" Reisenden.

Digitized by Google

Fiel schon in den Briefen über Ungarn auf, daß dem Verfasser so mancher charakteristische Zug im Volksleben nicht aufgefallen zu sein schien, so ist es völlig erstaunlich, daß das Treiben auf der großen Brücke, in den Gassen Stambuls und Pera's, die Bazare und Bäder u. s. w. keine gestalten- und farbenreicheren Erinnerungen bei ihm zurückgelassen haben. Ein hübsches Bild erhalten wir von den Prinzeninseln, und von Smyrna und dessen Umgebungen weiß Langhans vielerlei Interessantes zu berichten. Die Stadt, die (oder vielmehr deren ältere Vorgänger) er mit Gründen, welche der historischen Kritik wohl nicht ganz genügen dürften, als Geburtsstätte Homers gegen die Mitconcurrenten Rhodos, Kolophon u. s. w. vertheidigt, zieht ihn sichtlich viel mehr an als Constantinopel, und die in Begleitung kundiger Landsleute unternommenen Ausflüge, namentlich zu dem Colossalbilde der Niobe am Berge Sipylos geben Gelegenheit zu lesenswerthen Mittheilungen. Gegenüber weitverbreiteten Vorurtheilen ist hervorzuheben, was er von der Erziehungsanstalt der Diaconissen von Kaiserswerth in Smyrna erzählt. Schon in Pera hörte er in europäischen Familien das Institut rühmen, welches ihnen gestattet, ihren Töchtern in relativer Nähe höheren Unterricht zu verschaffen; die Erscheinung der Vorsteherin „Schwester Maria" entsprach solchen Vorstellungen: „selten oder nie ist mir ein Gesicht vorgekommen, auf welchem männliche Energie und edle Weiblichkeit so harmonisch zu einem Ganzen verschmolzen sind, ein trotz aller Tiefe und Volltönigkeit doch so herzgewinnendes Organ, ein Auge, welches zu beherrschen versteht ohne jemals drückende Fesseln aufzuerlegen." Die Dame ist vor siebzehn Jahren mit sechs Thalern in der Tasche als Gouvernante nach Smyrna gekommen, jetzt hat ihre Anstalt ein palastartiges Gebäude mit wohlgepflegtem Garten, unterrichtet zweihundertfünfunddreißig Schülerinnen und noch über hundert in einer Armenschule. Schwester Maria ist von fünfzehn Lehrschwestern und einer ähnlichen Zahl Hausstandschwestern umgeben, welche, aus Deutschland gekommen, auf dieser ersten Station sich die nöthigen Sprachkenntnisse aneignen und sich an das Klima gewöhnen, um dann weitergeschickt zu werden nach Beirut oder Jerusalem. Der Unterricht muß in französischer, deutscher, englischer, griechischer und armenischer Sprache ertheilt werden, zur allgemeinen Verständigung dient jetzt noch das Französische, welchem das Deutsche langsam Concurrenz macht.

Die eigentliche Specialität unseres Autors ist die Musik und seine Bemerkungen über die Zigeuner, über türkische Militärmusik u. a. m. lassen bedauern, daß für Studien dieser Art gerade der Orient ein so unfruchtbares Gebiet ist.

Die Reise fand einen tragikomischen Abschluß. Um der Cholera-Quarantäne in Syra zu entgehen, verzichtete der Autor auf den Besuch Griechenlands, mußte aber dafür sechs Tage vor Triest vor Anker liegen, und hier geht ihm denn selbst noch in der Erinnerung die Geduld aus.

Entgegnung.

Von Herrn Hunfalvy erhielt ich letzter Tage folgendes Schreiben, welches ich die geehrte Redaction der „Oesterr. Wochenschrift" abdrucken zu wollen freundlichst ersuche:

„Pest, den 31. August 1872.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe soeben Ihre Abhandlung „Sind die Ungarn Finnen oder Wogulen?" erhalten, wofür ich danke und Sie zugleich bitte, Sie möchten gütigst in einer nächsten Nummer der „Oesterr. Wochenschrift" einige Irrthümer über meine Person berichtigen und zwar:

1. Bin ich nicht Secretär, sondern Bibliothekar der ungarischen Akademie;
2. Habe ich nie eine Reise in die Uralgegenden gemacht, wo die heutigen Wogulen und Ostiaken wohnen.

Wollten Sie noch einige Kleinigkeiten mit in die Anmerkung aufnehmen, so würden Sie damit vielleicht Ihre Leser verbindlich machen.

Digitized by Google

Ob das germanische lif (ein-lif tva-lif) ein Leib Brod sei, das mögen Sie mit den Germanisten und Keltisten ausmachen: das wogulische lov heißt weder Brot noch Kuchen, sondern „die Zahl". Deak, „der dermalige Dictator Ungarns", ist kein altkeltischer doctus, sondern ein kirchenlateinischer diaconus, und ist von den Südslaven eingewandert. — Das husz wird wohl weder mit dem griechischen i-kosi noch mit dem kelt. fi-keud u. s. w. identisch sein, denn das husz besteht aus den Elementen hu + sz (tiz), und das hu = ei-, vi-, das sz aber = -kosi, sib. ꝛc. ꝛc.

Endlich versichere ich Sie, daß wenn „die Herren in Pest" die Wahl haben, die Sie so gütig sind, ihnen vorzuschlagen, zwischen schönen Tscherkessinnen und häßlichen Menschenfressern, sie in jedem Falle sich an die schönen Mädchen halten.

Mit Hochachtung

Ihr
ergebenster Diener
Paul Hunfalvy."

Dem Vorangehenden möchte ich nachstehende Bemerkungen beifügen:

lif bedeutet nicht Brod oder Kuchen, sondern Theil, hier also eine in Theile gesonderte Masse Teiges, die wir Laib nennen. Deak mag immer zunächst vom griech. Diakonus oder dem kirchenslavischen djak, dijak herkommen, das griechische Wort selbst aber kann nur wieder aus teagh, gelehrt, entstanden sein, denn eine andere Ableitung für diakonos ist nicht aufzufinden, obwohl das Wort schon im classischen Alterthum in der Bedeutung von Kirchen-Diener, Gehülfe des Priesters, vorkommt. Die Diakonen waren danach wohl dieselben, wie die Ullamh bei den Kelten, die Ulemas bei den Arabern und die Propheten bei den Hebräern, welche oft mit, oft aber auch gegen die eigentlichen Priester standen.

husz und i-kosi bezw. fi-cheud meine ich denn doch als identisch aufrecht halten zu dürfen.

Bei dieser Veranlassung möchte ich einen kleinen Zusatz zu dem von mir in meiner Schrift über die Abstammung der Magyaren Gesagten beifügen. In der Edda werden häufig die gewaltigen Helden „Hunde, Hundinger, hunnische Männer" genannt, so namentlich oft der gehörnte Siegfried oder Sigurd, was doch sicher hier nicht auf Ural-Hunnen gedeutet werden darf; es ist der Gegensatz zu den Uelfingen oder Wölflingen, womit in der Edda sowohl als auch im Nibelungenlied ein Theil der Gothen bezeichnet wird.

Der Name Magiar, Feldmann, Bauer, findet sich bei den Griechen des kimmerischen Bosporus in der Form Georgos, Erdarbeiter, und wird sonach wohl auch der Name der heutigen Georgier daher stammen, so daß also die ackerbautreibende Classe im Süden wie Norden des Kaukasus hier in keltischer Form Magiar, dort in griechischer Georgios benannt worden wäre.

Im Mittelalter bezeichneten sich die Ungarn noch als Skythen; so wurde das sog. Mittelthor in Klausenburg um 1550 von ihnen das „Skythische" benannt; auch sonst ist in den Urkunden jener Epoche von Skythen als besonderer Bezeichnung für die Ungarn die Rede, Zapolya wurde vom ungarischen Volke 1505 deßhalb zum Fürsten gewählt, weil er dem skythischen Volke angehöre. Es ist nun nicht wohl vorauszusetzen, daß das ungarische Landvolk im Mittelalter schon Bekanntschaft mit römischen oder griechischen Classikern gemacht und daher den Ausdruck Skythen auf sich übertragen habe, wohl aber möchte er noch einer alten Erinnerung an den ursprünglichen Namen des Volkes am Kaukasus entstammen, wo die Alanen oder Iberen nach Angabe der irischen Jahrbücher in der That sich „iath-sgiot", Pfeil-Volk, nannten. sgod bedeutet indeß auch Herr. Weitere Forschungen werden hierüber Klarheit bringen.

W. Obermüller.

Berichtigung. In Heft 33 und 34 ist zu lesen S. 163, Z. 14 „heranmacht" statt herannaht, S. 164, Z. 15 „gehörte" st. gehört, S. 169, Z. 25 „Aeoler" st. Aeolen, S. 170, Z. 21 „dann st. denn, S. 205, Z. 16 „gedächtnißmäßige Aneignung" st. gedächtnißmäßigen Anregungen, S. 206, Z. 3 „aber" st. eben, S. 206, Z. 32 „übrigen" st. obigen, S. 207, Z. 21 „können" st. könne, Z. 22 „unserer" st. in ihrer, Z. 32 „überstrahlten die Töchter" st. überstrahlte die Tochter, S. 208, Z. 2 „Theiles" st. Theil, S. 210, Z. 24 „Alkman" st. Alkmar, S. 215, Z. 14 „welcher der Welt" st. welchem der Held, S. 217, Z. 2 „aber" st. eben.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die niederländischen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen.

Es gibt wenig Länder von Central-Europa, wohin nicht niederländische Auswanderer, wohl zu den verschiedensten Zeitpunkten und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen, zugleich mit einem seltenen Gewerbefleiß und einer außerordentlichen landwirthschaftlichen Tüchtigkeit die Keime einer neuen politischen Organisation und socialen Entwicklung gebracht hätten. Die Spuren dieser Einwanderungen sind noch heutigen Tages in Holstein, Brandenburg, Sachsen, Thüringen, Schlesien u. s. w. in zahlreichen Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens, in der Physiognomie der auf diese Weise colonisirten Strecken, in den Gewohnheiten, Beschäftigungen und mitunter selbst in der Sprache der Bewohner deutlich zu erkennen. Aber auch in entfernteren Gegenden und selbst jenseits des Meeres treffen wir die Ueberreste einstiger niederländischer Colonien an: so suchten im Jahr 1103 eine große Anzahl Holländer und Friesen in Folge der entsetzlichen Ueberschwemmungen, die ihr Vaterland verheerten, eine neue Heimat in England und gründeten dort eine Niederlassung, von der die heutigen Bewohner der Grafschaft Pembroke abstammen [1]). — Christian II. von Dänemark, der eine niederländische Princessin zur Gemahlin hatte, siedelte im Jahr 1516 in der unmittelbarsten Nähe von Kopenhagen, auf der Insel Amager, eine aus den Dörfern Magleby und Dragö bestehende holländische Colonie an, um den Gartenbau zu heben und die Milchwirthschaft nebst Käsebereitung nach holländischem Muster zu betreiben [2]). Die Colonisten stammen aus Nord-Holland und tragen noch heutzutage blaue Mützen, schwarze Kleider und offene Schuhe. Gothenburg in Schweden wurde gleichfalls von niederländischen Auswanderern und Baumeistern zur Zeit Gustaph Adolphs angelegt, und, wie Gustav Rasch [3]) versichert, trägt diese Stadt noch heute einen deutlich ausgesprochenen holländischen Charakter. Beiläufig zur selben Zeit suchten niederländische Colonisten sogar das entlegene Rußland auf, und grün-

[1]) Alb. Wild. Die Niederlande. (Lpzg. 1862). Bd. I. S. 24.

[2]) Siehe Yssel de Schepper. Lotgevallen van Christiern II. (Zwolle 1870). S. 39—40. Meerman. Eenige berichten omtrent het Noorden van Europa. Bd. I. SS. 296—315.

[3]) „Aus einem freien Lande". (Wien 1869). S. 194 bis 5.

Digitized by Google

deten im Gouvernement Grodno die Niederlassung Neudorf, deren Bewohner sich jetzt noch durch ihre hohe Statur und besondere Moralität auszeichnen [1]).

Mit Ausnahme der gegen Ende des 17. Jahrhunderts vom Grafen von Veilen mit holländischen „Veenbauern" angelegten Colonie Papenburg im Arembergischen, welche jetzt 6000 Seelen und eine Flotte von 176 Seeschiffen zählt [2]), haben jedoch die meisten niederländischen Ansiedlungen im nördlichen, östlichen und mittleren Deutschland ihr ursprüngliches Gepräge größtentheils verloren und zumal was Stammesindividualität betrifft, sich im Laufe der Zeiten den angrenzenden Bewohnern beinahe gänzlich assimilirt, eine Erscheinung, die uns umsoweniger zu überraschen vermag, als die Gleichartigkeit der Rasse auf die Dauer nicht ohne Wirkung bleiben konnte.

Gerade die entgegengesetzten Factoren waren bei den im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts in Ungarn und Siebenbürgen entstandenen niederländischen Colonien thätig. Dort fanden sich die eingewanderten Ansiedler auf allen Seiten von heterogenen Elementen umgeben: bald waren es Magyaren, bald Rumänen, bald Slaven, die an ihre Wohnsitze grenzten, und die sich zu einer Verschmelzung mit den germanischen Ankömmlingen eben so wenig veranlaßt fühlten, wie diese nach einer Annäherung an jene verlangten. Kein Wunder also, daß in Ungarn und Siebenbürgen die Niederlassungen der Flamänder und Niederdeutschen länger als anderswo ihre Eigenart, ihren volksthümlichen Charakter bewahrt haben, während sie an anderen Orten in die allgemeinen Formen des Germanenthums aufgegangen sind.

Der belgische Legationssecretär Emil de Borchgrave, dem wir bereits eine eingehende Schilderung der niederländischen Ansiedlungen im nördlichen Deutschland [3]) verdanken, hat nunmehr die ungarisch-siebenbürgischen Colonien zum Gegenstand seiner Untersuchung gewählt und eine Abhandlung darüber veröffentlicht welche von der Brüßler Akademie in der Sammlung ihrer „Mémoires couronnés" herausgegeben wurde [4]), obgleich sie nach unserer Ansicht keineswegs allen Anforderungen einer Preisschrift entspricht.

---

[1]) Im Uebrigen ist diese Colonie aber schon völlig russificirt. Friedrich Matthäi in seinem Werk: „Die deutschen Ansiedlungen in Rußland" (Leipzig 1866) erwähnt ihres niederländischen Ursprunges nicht, wie er überhaupt hinsichtlich der Herkunft der Ansiedler höchst lückenhaft ist. Bloß auf S. 124 sagt er, daß die Einwanderer . . . auch aus Holland, der Schweiz u. s. w. kamen.

[2]) Vgl. „Die holländischen Veene" in „Unsere Zeit". 1869. Hft. 6 S. 469.

[3]) Histoire des colonies belges, qui s'établirent en Allemagne pendant les 12 & 13 siècles. Bruxelles 1865. 4°. 375 p.

[4]) Essai historique sur les colonies belges, qui s'établirent en Hongrie et en Transylvanie pendant les 11, 12 & 13 siècles. Bruxelles 1871. 4°. 126 pag.

Digitized by Google

In Bezug auf die Ursachen, welche der Auswanderung niederländischer Colonisten zu Grunde lagen, liefen in früherer Zeit die Meinungen der Gelehrten sehr auseinander. Die Einen sahen die Auswanderung als eine Folge der Kreuzzüge an, Andere schrieben sie den Kriegen und inneren politischen Kämpfen zu, die damals das Heimatsland der Colonisten verwüsteten, noch Andere meinten, die Auswanderung sei durch die großen Ueberschwemmungen, welche zu wiederholten Malen im 11. und 12. Jahrhundert stattfanden, bewirkt worden, Andere endlich dachten, daß sie durch die Uebervölkerung der Niederlande entstanden sei. Wenn man die Verhältnisse näher betrachtet, so findet man, daß Ursachen dieser Art zwar mitgewirkt haben können, die Auswanderungsbewegung zu unterstützen, daß es aber schwer ist die Behauptung aufzustellen, dieselbe sei durch jene hervorgerufen worden. Ein aufmerksames Studium der ältesten Gründungsurkunden lehrt vielmehr, daß die ursprüngliche Ursache der Bewegung gesucht werden muß in dem vergleichsweise vorgeschrittenen Zustand, in der verhältnißmäßigen Vollkommenheit, in denen sich in diesem Zeitraum der Ackerbau und überhaupt gewisse Zweige der landwirthschaftlichen Arbeit in Holland und Flandern befanden. Die Vortheile, welche fremden minder vorgeschrittenen Ländern aus der Tüchtigkeit und dem Gewerbefleiß von Arbeitern dieser Provinzen erwuchsen und umgekehrt, die Vortheile welche Letztere fanden indem sie ihre Gewerbsthätigkeit in Länder trugen, die für Urbarmachung und Bebauung gewisser Bodenarten günstige Verhältnisse boten, — das war es, was die ersten Auswanderer zur Auswanderung bewog. Und dies sind auch im Wesentlichen die Punkte, welche Hr. Borchgrave in seiner Arbeit aufführt, obwohl dieselben unseres Wissens schon früher vom Löwener Professor Arendt angedeutet worden sind [1]).

Ueber die ersten Beziehungen Ungarns zu den Niederlanden erfahren wir, daß als unter der Regierung Kaiser Konrads II. eine furchtbare Hungersnoth in Frankreich, Deutschland und Ungarn ausbrach, es namentlich Friesen, Deutsche und Ungarn waren, welche die unerschöpfliche Mildthätigkeit des Lüttlicher Bischofs Reginhard in Anspruch nahmen, mit außerordentlicher Güte von ihm aufgenommen wurden, und sich in seiner Diöceſe ansiedelten. Die Letztgenannten gründeten daselbst eine Gemeinde, die den Namen „vicus Hungarorum" erhielt. Dies geschah im Jahr 1029. So wie aber eine Hungersnoth diese Uebersiedlung der Ungarn nach dem Lüttich'schen veranlaßt hatte, so wurde kaum zwanzig Jahre später eine solche, welche namentlich die belgischen Provinzen und Frankreich heimsuchte, ihrerseits wieder die Veranlassung, daß eine Anzahl Bewohner dieser Diöceſe, denen sich ein Theil der kurz vorher eingewanderten Magyaren anschloß, sammt Weib und Kind ihre Heimat verließen und nach dem entfernten Ungarn auswanderten.

---

[1]) Bulletin de l'Acad. roy. de Belgique. (Année 1855), Tom. XXII. II. Part. p. 600—614.

Digitized by Google

Eingedenk der liebevollen Behandlung seiner Unterthanen durch Bischof Reginhard bereitete König Andreas I., der damals in Ungarn regierte, den Lütticher Aukömmlingen die beste Aufnahme, wies ihnen ausgedehnte Grundstücke in der Diöceſe Erlau an, und empfahl ihnen die Aufrechthaltung sowohl ihrer Sprache wie ihrer wallonischen Sitten, obgleich Näheres über die ihnen ertheilten Privilegien und auferlegten Verpflichtungen nicht bekannt ist. Sie vermehrten sich rasch und schon nach wenigen Jahren war ihre Kopfzahl so bedeutend, daß sie mehrere Dörfer bevölkerten, die man im gewöhnlichen Leben loca gallica auch vici wallonorum nannte.

Jan Stavelot und andere Chroniſten ſetzen dieſe erſte belgiſche Einwanderung nach Ungarn ins Jahr 1052. Herr Borchgrave verlegt dieſelbe jedoch auf Grundlage triftiger Anhaltspunkte ins Jahr 1046. Während fünf Jahrhunderten wußten die belgiſchen Coloniſten ihre Sprache und nationale Eigenart ziemlich unverfälſcht zu erhalten. Was ſpäter aus ihnen geworden, iſt unbekannt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wurden ſie von den Türken, die 1552 bis 1596 das Erlauer Gebiet verwüſteten, ausgerottet. Heutzutage findet man daſelbſt keine Spur mehr von den Lütticher Einwanderern.

Das Hauptverdienſt niederländiſche und überhaupt fremde Coloniſten nach Ungarn gerufen zu haben, gebührt indeſſen König Geiſa II., oder vielmehr der damaligen Regentin Königin Helene, welcher durch den Biſchof von Erlau die Vorzüge der belgiſchen Einwanderer und die dem Lande durch ſie zu Theil gewordenen Segnungen genau bekannt waren. Nichts verbietet uns zwar anzunehmen, daß hie und da auch Nachzügler von dem großen Kreuzfahrerheere, das 1147 durch Ungarn zog, in dieſem Lande zurückblieben, allein aus den noch vorhandenen Urkunden geht deutlich hervor, daß die Einwanderer von der Regierung berufen (vocati) wurden, und, wie Herr Borchgrave vermuthet, dürften einzelne geiſtliche Orden, die gleichzeitig Niederlaſſungen in Belgien und in Ungarn beſaßen, die Vermittlung dieſer Berufung übernommen haben. Frägt man endlich nach dem Grund der letzteren, ſo liegt derſelbe ausgeſprochenermaßen in dem damals in Ungarn vorherrſchenden Mangel an Bevölkerung, o wie deutſche Fürſten zur Wiederbevölkerung ihrer in Folge des Vertreibungskrieges gegen die Slaven entvölkerten und verwüſteten Länder gleichfalls niederländiſche Coloniſten verwendeten.

Die germaniſche Coloniſation in Ober-Ungarn zerfällt in zwei Perioden. Die erſte fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts und knüpft an die Regierung Geiſa's II. (1146 bis 1161) an; die zweite hingegen fällt in die Regierungen der Könige Emerich, Andreas II. und Bela IV. (1196 bis 1270) Nach ihrem vorherrſchenden Charakter kann man jene die niederdeutſche, niederländiſche oder vlamiſche, — dieſe die mitteldeutſche oder ſächſiſche nennen.

Es beſteht allerdings keine Gründungsurkunde mehr, welche der Flandrer als Coloniſten der Zips Erwähnung thäte; und auf dieſen Mangel jedes ge-

Digitized by Google

schriebenen Beweises hin haben manche Historiker den flamändischen Charakter dieser Colonie in Zweifel gezogen, u. z. um so mehr als die spätere Physiognomie derselben sich eher als eine mitteldeutsche (sächsische) darstellte. Allein die ältesten Volkslegenden sowohl wie verschiedene andere Anhaltspunkte deuten mit großer Bestimmtheit auf die linksrheinischen Niederländer; auch der Umstand, daß die Zips vom Erlauer Bisthum abhing, darf hier nicht außer Acht gelassen werden. Sehr richtig bemerkt ferner Borchgrave, daß der Name des von den Flamändern bewohnten gebirgigen Landstriches weder in dem Magyarischen, noch in dem benachbarten Slovakischen, wohl aber durch die Geschichte der belgischen Niederlassungen in Deutschland seine Erklärung findet. Die Naturalabgabe an Getreide, welche die Flamänder und andere Colonisten in Meißen, Pommern, Sachsen und der Nieder-Lausitz als Vergeltung des ihnen eingeräumten Selbstverwaltungsrechtes zu leisten verpflichtet waren, hieß nämlich zip (zep Wurzel, oder osep, Getreide). Höchst wahrscheinlich führten die nach Ober-Ungarn eingewanderten Flamänder die selbe Abgabe ein, und wurden davon „Teutones jure Zip viventes" oder kurzweg „Zipsenses" genannt. In der Zipser Willkür vom Jahre 1370 heißt es auch ausdrücklich: „Als der Zips gestift ist". Obige Hypothese findet man übrigens schon bei Schlözer und Engel.

Während an anderen Stellen Deutschlands die Ortsnamen ein Kriterium für die Beurtheilung der Nationalität ihrer ursprünglichen Bewohner abgeben, müssen wir in der Zips dieses Beweismittels völlig entrathen. Deßgleichen läßt sich schwer bestimmen, ob eine oder die andere der Einrichtungen, welche später in der Zips blühten, als ein Vermächtniß der Flamänder zu betrachten sei oder aus einer jüngeren Epoche stamme; bloß die Errichtung der Zipser Probstei (um 1198) und die 1204 erfolgte Gründung der vierundzwanzig verbündeten Städte mit Leutschau als Hauptstadt, (Fraternitas Plebanarum XXIV Regalium) fallen noch in die flandrische Zeit. Vom 13. Jahrh. an aber wurde diese ursprünglich niederdeutsche Ansiedlung von dem anwachsenden Strom der mitteldeutschen Einwanderer, — Saxones oder Teutonici, wie sie in den ungarischen Urkunden des Mittelalters hießen — immer mehr und mehr überflutet und verlor allmälig völlig sein niederländisches Gepräge.

Schließlich erwähnt Borchgrave der Vollständigkeit halber noch der flamändischen Niederlassung im Ugocsaer Comitat, im Bezirk Batar, von deren Existenz wir jedoch bloß eine einzige Nachricht, u. z. aus dem Jahr 1216 besitzen. Seither wird ihrer nirgends mehr erwähnt und es ist wahrscheinlich, daß sie bei der großen Tatareninvasion im Jahr 1241 ihren Untergang fand.

Sowohl ihrem Umfange als ihrer Dauerhaftigkeit nach sind die germanischen Colonien in Siebenbürgen weitaus bedeutender wie jene Ungarns.

Es war im Jahr 1003 als König Stephan das alte Dacien eroberte und mit Ungarn vereinigte. Da erhoben sich die Petschenegen, durchzogen Siebenbürgen und bekriegten die Magyaren. Allein der König verjagte sie

Digitized by Google

vollständig (1021), befestigte die Grenzen und ließ sich überhaupt die Sicherstellung des Landes gegen fremde Einfälle angelegen sein. So wurde diese Besitzergreifung, so unvollkommen sie auch war, der Keim der späteren germanischen Colonisirung. Denn wieder waren es die niederrheinischen Gegenden, nach denen sich die Blicke der ungarischen Monarchen wandten, als es sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts darum handelte durch Herbeiziehung tüchtiger und thatkräftiger Ausländer nicht bloß die Lücken der Bevölkerung zu ergänzen, sondern zugleich den Muth der Eingebornen neu zu beleben. Hiebei mögen die bekannte persönliche Tapferkeit der Niederländer, so wie deren unbeugsamer Freiheitssinn maßgebende Factoren gewesen sein.

Als ältester Niederlassungsbezirk der Flamänder wird das Aluta-Thal bezeichnet, wo Hermannstadt, Leschkirch und Schenk deren Hauptsitze waren. Gleichzeitig aber ließen sie sich im Erzgebirge nieder, von Broos bis zu den bewaldeten Bergen der Szekler jenseits von Reps. Ein Theil siedelte sich auch diesseits des Miereſch an und gründete Chrapundorf (Magyar-Igen) und Krako; ein anderer überschritt den Fluß und erbaute Rams. Bald darauf, aber noch immer zur Zeit Geisa II., suchten andere Flamänder die Ufer der großen und der kleinen Kokel auf, um dort ihre Wohnstätten zu errichten, während der Bistritzer Bezirk beiläufig zur selben Zeit seine germanische Bevölkerung aufgenommen zu haben scheint, denn schon im folgenden Jahrhundert war Radna eine volkreiche, blühende Stadt.

Gleichwohl ist die erste Zeit der flandrischen Ansiedlungen in Siebenbürgen in ziemliches Dunkel gehüllt. Wir wollen von der Etymologie des Namens „Siebenbürgen" absehen, welcher durch Prof. Robert Rösler wohl seine beste und endgiltige Erklärung gefunden haben dürfte [1]), — und uns dafür der Bezeichnung „Flandrenses" zuwenden, unter welcher die von Geisa II. berufenen Colonisten in den Urkunden erscheinen. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man dieselbe in ihrem heutigen beschränkten Sinne auffassen und das jetzige Flandern als die Heimat der Siebenbürger „Sachsen" betrachten. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die Auswanderungsbewegung, welche wir im 12. und 13. Jahrhundert am Niederrhein beobachten, von den Holländern und Flamändern ihren Anstoß erhielt; dann aber breitete sie sich immer weiter aus und bezog allmälig auch die mittelrheinischen Gegenden von Aachen bis Köln, Bonn, das Siebengebirge und selbst bis zum Hundsruck in ihr Gebiet ein. Der einzige Unterschied, den mit einiger Bestimmtheit festzuhalten uns gestattet ist, ist der zwischen Flandrenses und Teutonici; unter letzteren verstand man jene Deutschen, die aus den Gegenden zwischen Aachen und dem Siebengebirge abstammten; alle übrigen hießen Flandrenses. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn, wie Wattenbach [2]) richtig vermuthet, auch Friesen

[1]) Die Anfänge des walachischen Fürstenthums. (Wien 1867). S. 30 bis 33.

[2]) Die Siebenbürger Sachsen. (Heidelberg 1870). S. 14.

Digitized by Google

unter den nach Siebenbürgen eingewanderten Colonisten sich befanden, — eine Vermuthung die durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß im Stadtwappen von Hermannstadt jene selben Wasserlilienblätter erscheinen, welche Jacob Grimm als ein uraltes Sinnbild und Abzeichen des friesischen Stammes nachgewiesen hat. Allein im Großen und Ganzen sind die Anhaltspunkte nicht zahlreich, welche einen Nachweis über die niederländische Herkunft der germanischen Bevölkerung Siebenbürgens gestatten.

Schon vom 13. Jahrhundert an verlor sich allmälig die Bezeichnung Flandrenses, oder richtiger ging in die mehr allgemeine Benennung Saxones über, was wohl seinen Grund darin haben mag, daß von dieser Zeit an die Einwanderung auch aus anderen Theilen Deutschlands zunahm und die Magyaren, unempfindlich für die Stammesnuancen der einzelnen Einwandererschaaren, die bis dahin gemachten Unterschiede zwischen Flandrenses und Teutonici aufgaben, um sämmtliche deutsche Einwanderer mit dem gemeinschaftlichen Namen Saxones zu bezeichnen. Daß aus diesen „Saxones" im Lauf der Zeiten „Sachsen" wurden, ist leicht begreiflich.

Am spätesten wurde der südlichste Vorposten des Landes besetzt, das sogenannte „Burzenland". Hier, wo man am meisten den Angriffen der Rumänen ausgesetzt war, suchte König Andreas II. sich Schutz zu schaffen, indem er 1211 das damals öde und menschenleere Land dem deutschen Orden übergab. Dieser besetzte auch das Gebiet, sicherte es durch Burgen, deren Reste noch heute sichtbar sind, zog deutsche Ansiedler ins Land und drang siegreich in die Walachei vor. Allein der Orden vertrug sich nicht lange mit dem König, er wollte unabhängig herrschen und nur dem Papste unterworfen sein. Da ergriff Andreas II. 1225 die Waffen und vertrieb ihn wieder mit Gewalt aus dem Burzenland. Die Ansiedler aber blieben und vermehrten sich, ohne daß man je erfahren hätte, welche ihre ursprüngliche Heimat gewesen.

Angesichts des wiederholt constatirten Mangels urkundlicher Behelfe über die eigentliche Abstammung der nach Siebenbürgen eingewanderten Colonisten, stellt sich uns eine sorgfältige Erforschung und Vergleichung ihres besonderen Dialekts, ihrer Sagen und Märchen, Ortsnamen und Rechtsgebräuche und überhaupt ihrer Sitten, Gebräuche und Einrichtungen als das einzige halbwegs sichere Mittel dar, um das Dunkel aufzuhellen, welches die ältesten Ansiedlungen der Germanen an der südöstlichsten Grenze des Magyaren-Reiches umgibt. Ob Herr Borchgrave, trotz der in dieser Richtung erflossenen Andeutungen Wattenbach's, das geliefert hat, was man von einer gründlichen Untersuchung zu erwarten berechtigt gewesen wäre, wollen wir dahingestellt sein lassen. Nachdem er der für die politischen Einrichtungen der Einwanderer allerdings hochwichtigen „goldenen Bulle vom Jahr 1224, deren erschöpfender Commentar von Schlözer [1]) aber kaum von irgend einem übertroffen werden dürfte, ein

[1]) Kritische Sammlungen. SS. 512 bis 687.

Digitized by Google

ganzes Capitel seines Buches gewidmet hat, gönnt er kaum eben so viel Raum der Erörterung sämmtlicher oberwähnten Momente. Und doch war es die eingehende Prüfung dieser letzteren, von der wir die eigentlichen Aufschlüsse über die Siebenbürger „Sachsen", gewissermaßen die Quintessenz der ganzen Borchgrave'schen Arbeit, erwarteten.

Das einzige Merkmal, dem der Verfasser etwas mehr Aufmerksamkeit zuwendete, ist die Sprache; allein auch hier, wo ihm die trefflichen Vorarbeiten Schröers, Haltrich's u. A. vorlagen, hat er sich hauptsächlich auf das lautliche Moment beschränkt ohne in ein tieferes Studium des Siebenbürger Dialektes einzugehen. Gerade aber die Lautähnlichkeit ist am wenigsten geeignet ein richtiges Kriterium abzugeben, denn deutsche Mundarten, die die sächsische vollkommen decken, begegnen uns eigentlich nirgends. Nebstbei bemerken wir, daß einzelne der als Belege für die niederdeutsche Abstammung angeführten Worte, wie z. B. läppern, schwären, schel (scheel), azen (aasen) u. a. ihrem Zweck nur mangelhaft entsprechen, indem sie eben so gut in der schwäbischen fränkischen und überhaupt in oberdeutschen Mundarten, wenn auch nur dialektisch, vorkommen. Von größerem Belange würde sich eine genaue Untersuchung und sorgfältige Vergleichung des Sprachgeistes und Sprachbaues, zumal der syntaktischen Verhältnisse erweisen: so ist es beispielsweise eine wichtige Thatsache, daß das Participium praes. häufig in Verbindung mit âl gebraucht wird, eine Erscheinung, die wir selbst von den niederdeutschen Dialekten bloß beim Niederländischen beobachten. Die Siebenbürger Sachsen sagen nämlich: âl sânjân kâmen de Russen ân de Stadt", d. h. Singend kamen die Russen in die Stadt, was im Holländischen ganz übereinstimmend lauten würde: al singende kwamen de Russen etc. Damit sollte bloß angedeutet sein, daß solche sprachliche Merkmale, die sich der Beeinflußung durch das Ohr mehr entziehen wie die lautliche Wortbildung und folglich eine größere Bürgschaft für ihre Beständigkeit in sich tragen, einer eingehenden Betrachtung wohl werth gewesen wären.

Sehen wir uns auf dem Gebiet der Sagen und Märchen um, so unterliegt es allerdings keinem Zweifel, daß bei der großen Uebereinstimmung, welche auf demselben nicht bloß unter den Mitgliedern einer und derselben Familie, sondern unter ganz verschiedenen Völkern stattfindet, ein etwaiges Zusammentreffen bloß als ein Moment zu betrachten ist, welches in der Reihe anderer Analogien mitgezählt werden darf, von eigentlicher Bedeutung wird es nur da, wo die locale Ausschließlichkeit erwiesen ist. Jedenfalls aber wäre eine Vergleichung von Joseph Haltrichs „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande" [1]) mit den niederländischen Sagen- und Märchensammlungen von Wolf u. A. in dieser Richtung sehr förderlich gewesen. Allein Herr Borchgrave

[1]) Berlin, Springer 1856.

Digitized by Google

scheint dieses Werk nicht einmal dem Titel nach gekannt zu haben; wenigstens führt er es an keiner Stelle an.

Mit geringem Unterschied machen sich dieselben Verhältnisse hinsichtlich der Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten geltend: auch diese sind häufig in derselben oder ähnlicher Form sehr weit verbreitet. Indessen verdient es, unserer Meinung nach, Beachtung, daß der Siebenbürger Volksmund einzelne Redensarten aufbewahrt hat, deren Anklänge bloß in Flandern wiedergefunden werden; so meint der sächsische Aberglaube, daß, wer, im Wagengeleise gehe, seine Mutter verliere, während es in Belgien heißt: Laufen Kinder durch die Wagenspuren, so bekommen sie rothe Augen [1]). G. Schuller in seiner äußerst gründlichen Abhandlung über den „volksthümlichen Brauch und Glauben bei Tod und Begräbniß im Siebenbürger Sachsenlande“ [2]) führt mehrere ähnliche Beispiele an. Jedoch auch dieser wichtige Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des Sachsenlandes ist der Aufmerksamkeit Borchgraves entgangen, oder wurde als nicht genügend wichtig von ihm absichtlich unberücksichtigt gelassen.

Was die Spiele betrifft, so deuten mehrere derselben mit großer Bestimmtheit nach der Luxemburger Gegend, wie überhaupt eine Affinität zwischen den Bewohnern der Mosel-Ufer und den germanischen Colonisten Siebenbürgens in mehrfacher Beziehung nachgewiesen werden kann. So ist es eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß, als vor einigen Jahren Luxemburger Arbeiter durch den Eisenbahnbau nach Schäßburg geführt wurden, sie ohne Mühe den einheimischen Dialekt verstanden. Von den Siebenbürger Sachsen selber bemerkt Haltrich, daß sie in Deutschland nach ihrer Art und Weise hochdeutsch zu reden häufig für Schweizer, nach ihrem Sächsischreden hingegen für Holländer oder Engländer gehalten werden.

Es kann die Aufgabe gegenwärtiger Darstellung, welche von vorneherein einen referirenden Charakter haben mußte, nicht sein, in eine gründliche Untersuchung aller jener Momente und Verhältnisse einzugehen, deren Erörterung uns gleichwohl höchst wünschenswerth erscheint. Wenn einzelne derselben in vorstehenden Seiten stärker betont wurden, so hatten wir dabei bloß den Zweck auf die Lücken aufmerksam zu machen, welche Borchgrave's Arbeit in mehr denn einer Beziehung darbietet, und dadurch unsere Eingangs gemachte Aeußerung zu rechtfertigen.

Sieht man von der Frage ab, die uns gegenwärtig beschäftigt, so läßt sich der historischen Darstellung Borchgraves, insoweit sie die von den Auswanderern colonisirten Gegenden selbst betrifft, das Zeugniß des Fleißes, der Klarheit und der Genauigkeit nicht versagen; denn wenn der Verfasser von einem Bischof Pilgrim von Nassau spricht (S. 8) oder Hermannstadt zum Sitz einer

[1]) Wolfs Beitr. 224.

[2]) Erschienen im „Programme des evangel. Gymnasiums in Schäßburg“, Jahrgang 1863 und 1865.

Digitized by Google

Universität erhebt (S. 56), so weiß Jedermann, daß entweder ein Druckfehler oder ein dem Ausländer leicht verzeihlicher Irrthum hier obwaltet. Allein so dankenswerth eine solche historische Darstellung sein mag, so bleibt doch die Aufklärung über die Herkunft der jetzigen germanischen Bewohner Siebenbürgens die Hauptsache, und diese Frage ist, unserem Erachten nach, durch Herrn Borchgrave nicht gelöst worden. Ja, wir möchten beinahe sagen, sie habe unter seiner Feder auch nicht den geringsten Schritt vorwärts gethan. Sie steht noch immer dort, wo Schuller, Haltrich, Schnell u. A. sie verlassen haben und unwillkürlich drängt sich uns die Ueberzeugung auf, als ob die Acten über diese Frage noch lange nicht geschlossen werden dürften.

Wenn wir indessen einen Eindruck aus Herrn Borchgrave's Buch gewonnen haben, so müssen wir ehrlich gestehen, daß derselbe nicht zu Gunsten der Niederlande im engeren Sinn, als Wiege der ungarisch-siebenbürgischen Colonistenbevölkerung spricht; von der Erlauer Ansiedlung stellt er selber den wallonischen, also nicht germanischen Charakter der Colonisten nicht in Abrede; diese kommt daher bei der Frage der Colonisirung Ungarn-Siebenbürgens durch Deutsche überhaupt nicht in Betracht; von den übrigen sind die Beweise, welche der Verfasser zu Gunsten einer Einwanderung aus den Niederlanden, zumal aus Flandrisch-Belgien vorbringt, so mangel- und lückenhaft, daß wir auf Grundlage anderweitiger Anzeichen lieber die Gegend zwischen Mosel und Maas, etwa von Trier bis Aachen, als das eigentliche Stammland der Siebenbürger „Sachsen" ansehen möchten, wobei selbstverständlich die Möglichkeit von Zuzügen aus dem wirklichen Flandern und selbst von weiterher, wie aus Friesland u. s. w. nicht ausgeschlossen sein soll. Dies zu beweisen war aber offenbar nicht Herrn Borchgrave's Absicht, denn wenn auch in möglichst bescheidener Form und unter den weitestgehenden Zugeständnissen tritt doch allenthalben in seinem Werke das Bestreben zu Tag, den Ausgangspunkt der ungarisch-siebenbürgischen Colonistenschaaren in westlichere Gegenden des Niederrheins zu verlegen. Von diesem Standpunkt aus hat er nun freilich sein Ziel nicht erreicht, wie überhaupt die ganze Arbeit ihrem Wesen nach die Tendenzen mehr bekämpft als unterstützt, welche der Verfasser naturgemäß zum Ausdruck bringen mußte und eingestandenermaßen auch wollte. Denn auch was die wirkliche Bedeutung der in den betreffenden Ländern gegründeten Niederlassungen betrifft, ist Herr Borchgrave nicht sehr glücklich gewesen; die mühsam aufgetragene Schichte flandrischer Colonisirung, die sich hauptsächlich an einen Namen knüpft, sieht er schon im 13. Jahrhundert neben der allgemeinen germanischen Cultur erblassen; bald geht die mühsam bewahrte locale Eigenart unter der ebnenden Wucht eines gleichartigen aber darum gefährlicheren stärkeren Elementes unter; endlich muß er vor dem übermächtigen Strom fremder Einwanderung zurückweichen und Colonisten das Feld räumen, von denen er selber kaum genau anzugeben weiß, wer sie sind, noch von woher sie stammen. Kurz, was am Anfang dieses Jahrhunderts im Uebermaße der Kritik August v. Werfebe hinsichtlich der

Digitized by Google

niederländischen Colonien in Nord-Deutschland absichtlich that, indem er deren Erfolge zu verringern suchte, deren Einfluß auf die wirthschaftlichen Zustände des deutschen Nordens schmälerte, deren Zahl und Ausdehnung zu beschränken trachtete, — das beiläufig hat Borchgrave unabsichtlich mit Rücksicht auf die „belgischen" Niederlassungen in Ungarn-Siebenbürgen geleistet.

Ferd. von Hellwald.

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte.

(Schluß.)

Die prosaischen Schriften Beda Webers verzeichnet Moriz Brühl in dem genannten Werke S. XXXV. Seine geschichtlichen Werke sind gewandt und schwungvoll geschrieben, das ersetzt jedoch nicht den Mangel an Objectivität und Verständniß der Urkunden. Ebenso fehlten ihm für die Ausgabe Oswalds von Wolkenstein die sprachlichen Kenntnisse. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit auf seine Poesie. Die „Lieder aus Tirol" erschienen 1842 bei Cotta. Ihnen folgten 1850 bei Frommann in Jena die „vormärzlichen Lieder aus Tirol". Brühl sagt S. XXXVI: „Zu bemerken ist, daß die vormärzlichen Lieder aus Tirol, wennauch unter Webers Namen erschienen, doch nur wenige Gedichte von ihm enthalten." — Herr Brühl hat das Büchlein wohl gar nicht gesehen, sonst wüßte er, daß es ohne Namen erschien und daß es nicht bloß „wenige" Gedichte von Weber enthalte, sondern daß alle seine vaterlos ausgesetzten Kinder sind. Weber hatte guten Grund, die Autorschaft zu verläugnen. Da wären Berge über ihn gefallen, hätte man erfahren, er habe solche Strophen gedichtet wie S. 75: In statu quo 1846:

„Wunderherrlich ists bestellt
Auf der schönen Erde,
Selbst die steile Alpenwelt
Hat nicht viel Beschwerde.

Denken macht uns keine Noth,
Censorernst verhütet,
Daß sich kein Tiroler todt
Ueber Büchern brütet.

Von des Sandwirths Heldenglanz
Ist uns nichts geblieben,
Als sein alter Rosenkranz,
Wahrlich nicht zu lieben.

Digitized by Google

Zeugt er auch als Heiligthum
Von dem Schlachtenglücke,
Blieb er doch für Freiheit stumm,
Ward für uns zum Stricke.

Und wir nehmens gar nicht krumm —
Stille Opferkälber!
Und vergessen feig und stumm
Unsre Siege selber.

Oder „S. Romedio" S. 96, oder „Ludwig der Brandenburger" S. 102.

„Im duft'gen Alpenlande ist Glaubensfreiheit todt,
Nur eine Taufe giltig und der tirolische Gott,
Und kannst du ihn nicht fassen, so eil' vom Tannenhain
Die steilen Felsterrassen zurück zum Lech und Rhein,
Denn an den schroffen Hängen verwegner Gemsenbahn
Zieht selbst der Gott der Liebe das Kleid des Zornes an,
Und straft mit strenger Geißel den kecken Athemzug,
Der einen Ketzerseufzer vom Mund zum Himmel trug.

Was sagen unsere Particularisten zum Epilog Oswalds von Wolkenstein S. 106, etwa zu folgender Strophe:

Juhe, juhe, juheisa!
Gar süß ist unser Wein,
Hoch leb der deutsche „Kaisa"
Will er Tiroler sein!

Man kann Beda Weber unbedingt der zweiten romantischen Schule einrechnen. Es ist nicht zu bestreiten, daß er eine reiche poetische Ader besaß, seine Phantasie ist schwungvoll, die Sprache blühend und kräftig. Gedichte wie das „Bergmannslied", „Vaterschmerz" oder das „Communistenlied an Maria", „S. Nikolaus", Sylvesterabend", „Die Ehen im Himmel geschlossen" und der „Spatz" sind schön und eigenthümlich wie Weniges, was die neuere deutsche Lyrik schuf. Da doch einmal der Unfug der Anthologien besteht, machen wir Sammler darauf aufmerksam.

Diese Gedichte sind jedoch Ausnahmen; Webers Muse ist krank im innersten Mark; weil sie sich nicht frei aufschwingen konnte, verkroch sie sich in die dunkeln Gänge der Mystik und sagte verstockt der schlichten Einfalt ab, indem sie narkotisirt im Opiumrausch schwelgte:

Unlogisch mich zu nennen
Sind alle drauf und dran,
Die heißen Adern brennen,
Es reißt mich himmelan.

Digitized by Google

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl ihr kahlen Regeln!
Die Gottesstimme ruft.

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken
Erfinden kann sie nicht."

Nur schade, daß mit der Logik auch der Kunstverstand verduftete und mit dem Schwulst der Unsinn, mit der Verschrobenheit der Manierismus begann.

„Das streif'ge Ei des Lieds ranunkelt,
Von dir umglüht in meiner Brust;
Durchs zarte Schalgehäuse dunkelt
Die junge Frucht, sie lockt und funkelt
Ans goldene Licht der Frühlingsluft!"

„Unser Herr im Himmel wird mich verstehen!" kann Beda Weber mit Sancho Pansa ausrufen.

Es braust und stürmt in einemfort von Feuer, Flammen, Funken, Gluten, Blitzen, es sind aber nur Speiteufel, die verpuffen und ein bischen Gestank hinterlassen. Die Zeitgenossen waren in ihrem Urtheile über die „Lieder aus Tirol" so ziemlich einig. Streiter recensirte sie scharf aber richtig; er fühlte, daß von Weber kein Fortschritt zu erwarten sei, und er blieb auch in der That bis an sein Ende auf der gleichen Stufe. Wenn nicht der Stoff die Zeitbestimmung ermöglicht, sieht man keinem seiner Gedichte das Datum des Ursprunges an. Streiter schreibt: „Es hieße die nun einmal zur Natur gewordene eigenthümliche Weise des Dichters ändern wollen, wenn man ihn ermahnte, sich klarer, einfacher, kürzer zu fassen; dem Leser wird freilich Vieles mißfällig sein, was mit jener auf das innigste verwebt ist." Entschiedener drückt sich Hermann von Gilm in einem Briefe vom 3. April 1843 aus: „Ich habe die Lieder aus Tirol von Beda Weber mit Unmuth aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glaube desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu weisen und ihr endliches Heil so unendlich weit hinauszuschieben, und ekelhaft ist es, alle Hoffnungen durch die Schauer des Grabes und den Proceß der Verwesung zu führen."

Dem Publicum, dem man kaum zumuthen darf, sämmtliche Werke dieser tirolischen Poeten zu lesen und diesen Poeten selbst wäre am besten geholfen, wenn eine geschickte Hand eine Auswahl veranstaltete und in Druck gäbe.

Digitized by Google

Ueber Joseph Streiter, der in ehrwürdigem Alter auf seinem Gute zu Botzen lebt, dürfen wir uns kurz fassen, indem wir hauptsächlich nur über die Poesien, die er entweder ohne oder unter dem Namen Berengarius Ivo erscheinen ließ, sprechen. Die Daten zu einer weitläufigeren Biographie sind erst zu sammeln, eine kleine Skizze gibt Heinrich Kurz im 4. Bande seiner Litteraturgeschichte S. 34 und zugleich eine treue Schilderung der vielfachen Verdienste des greisen Vorkämpfers für das liberale Princip in Tirol. Nicht erwähnt finden wir seine Broschüre „die Jesuiten in Tirol", und doch gebührt ihr ein hervorragender Platz in den Kämpfen jener Tage, ebenso wie den Vorlesungen, welche Pater Albert Jäger, damals Hofmeister des Statthalters Grafen Brandis, im Nachwinter 1844 für die Mitglieder des Ferdinandeums gegen den gefürchteten Orden hielt; die Jesuiten hatten im Jahre 1839 das Gymnasium und Theresianum zu Innsbruck übernommen. Die Broschüre Streiters, deren Druck Schuler, ein Mann des Friedens und der Ruhe, verzögerte, schildert nun die Thätigkeit des Ordens in Tirol von liberalem Standpunkte. Sie erschien 1845 anonym bei Wilhelm Hofmeister in Heidelberg. Das Geschrei und den Lärm in jenen Tagen der Censur kann man sich leicht vorstellen. Geistliche und weltliche Spitzel fahndeten nach dem Verfasser ohne ihn zu ermitteln. Streiters andere Werke in Prosa zählt Kurz auf. Ihr Verfasser war mittlerweile Advocat zu Botzen geworden, kurzgemessene Ferien verwendete er auf Reisen, um litterarische Verbindungen anzuknüpfen; wir sehen ihn in lebhaftem Verkehr mit Theodor Hell, dem Redacteur der „Abendzeitung" in Dresden, für welche er eine Reihe kritischer Aufsätze widmete; mit Tieck, der ihm einen sinnreichen Spruch unter sein Portrait setzte; mit David Strauß und anderen hervorragenden, wennauch eben nicht censurfähigen Schriftstellern. Viele nahmen in seinem gastfreien Hause Einkehr, so Philipp Fallmerayer; Franz Grillparzer hatte sich für den Sommer 1844 angesagt, war aber verhindert nach Tirol zu reisen. Streiters Mappen bergen manches für die Litteraturgeschichte jener Epoche interessante Schriftstück, mög' er sie endlich öffnen!

Zahlreiche Beiträge gab er für die Alpenblumen. Legen wir den „Schauspielern" und dem Fragment „Friedrich mit der leeren Tasche" weniger Werth bei, so befremdet es uns, daß er die trefflich componirte und durchgeführte Idylle „Das Fensterln" nicht in die „Dichtnngen", welche er pseudonym als Berengarius Ivo 1843 bei Wagner herausgab, aufnahm. Die Hexameter sind allerdings sehr holperig, da ließe sich jedoch helfen. Das Urtheil von H. Kurz, dem wir beistimmen, wollen wir nicht abschreiben, hören wir, was Streiter selbst über das „Mysterium" sagt: „Dieses Gedicht beabsichtigt eine dem Byron'schen Kain entgegengesetzte Weltansicht darzulegen; wie sich dort an die Gebrechen unserer Kräfte und die vielen uns drückenden Uebel der Zweifel an eine weise Vorsehung knüpft, wird hier auf das Mißverständniß der „wahren und größten Kraft des Menschen, des Gefühls" hingewiesen, womit er

Digitized by Google

weit mehr als mit seinem Verstand, dem Vorzug höher begabter Geister, geeignet sei, sich der Anschauung des Urquells alles Schönen zu nähern." — Das Gedicht entstand 1840. Etwas früher fällt das orientalische Märchendrama, „Die Liebesquelle". Es ist stellenweise nicht ohne Reiz, die Composition jedoch zwiespältig und das didaktische Element zu stark betont. Das Trauerspiel „Heinrich IV." veröffentlichte Streiter 1846 ohne seinen Namen zu Heidelberg, die Censur der hochwürdigen David Moriz und Jakob Probst hätte den protestantischen Geist desselben schwerlich zugelassen. Anonym erschien auch 1860 das matte Lustspiel „Der Assessor" zu Berlin.

Das Trauerspiel zeigt viel Talent für die Bühne, leider konnte dieses Talent in einem Neste wie Botzen nicht zur vollen Entfaltung gelangen.

Schuler zeichnet Streiter in einem Briefe: „Halte dich an Streiter! Unter einer nicht sehr einnehmenden, ziemlich derben Außenseite liegt sehr viel Bildungstrieb, eine sehr große Liebe zur Litteratur und noch mehr Gutmüthigkeit des Charakters. Seine Büchersammlung ist sehr gewählt."

Bei Gerold in Wien erschienen zwei Bände von Gedichten des in Linz am 31. Mai 1864 verstorbenen Dichters Hermann von Gilm. Die Ausgabe bietet zu viel und zu wenig. Zu viel, weil eine Auswahl der wahrhaft guten Gedichte Gilm mehr Ehre gebracht hätte, als diese olla potrida in zwei Töpfen, zu wenig, weil man mehrere der besten Gedichte vermißt. Wie die Dinge jetzt stehen, muß man in einem dritten Bande alles, was noch vorliegt, nachtragen und es dem Leser überlassen, sich zurechtzufinden. Gilm hinterließ eine Novelle, welche in den „Herbstblumen zu Gunsten der Abbrändler von Terres" abgedruckt wurde. Das Album erschien 1868 bei Wagner zu Innsbruck. Das Ferdinandeum besitzt die Fragmente zweier Dramen, zu dem einen lieh der Kampf der Aebtissin Verena mit dem Bischof von Brixen Nicolaus Cusanus den Stoff, das andere hat einen k. k. Prakticanten unter Metternich zum Helden, der ob eines feschen Jesuitenliedes nicht mehr angestellt wird und deßwegen die Geliebte aufgeben muß.

Er schreibt am 12. October 1844: „Gegenwärtig beschäftigt mich ein Drama, das ich Oswald nenne, und das aus den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprungen ist. Pichler will es für kein Drama gelten lassen. Ich kann nicht urtheilen." Drama war es allerdings keines, sondern nur ein Gemeng lyrischer Intermezzos. Auch die Jesuitenlieder fehlen in jener Ausgabe. Man kann sie theils bei Heinrich Kurz im 4. Bande seiner Litteraturgeschichte S. 233, theils in Streiters bereits erwähnter Broschüre „Die Jesuiten in Tirol" finden. Sie sind für die Zeitgeschichte von Interesse. Um zu zeigen, wie Gilm die Sache ansah, lassen wir ihn in seinem Briefe fortfahren, „zugleich schwebt mein trauriges Schicksal mir immer vor Augen. In diesem Drama sucht' ich es zu fassen, zu incarniren und mir und Anderen zur Anschauung zu bringen. — Ich kann sehr unschuldig sein, und wäre es auch in

Digitized by Google

der That und Wahrheit, wenn nicht die heillosen Finsterlinge mich zur Verzweiflung brächten."

Gilm durfte sich nicht zu seinen Liedern bekennen und der bekannte Fenner von Fenneberg eignete sich eines zu, ließ es sogar drucken. Man hätte ihn für diese Unverschämtheit wenigstens insoferne züchtigen sollen, daß man erklärte, er sei nicht der Verfasser. Gilm schrieb jedoch an Schuler: „Fenners Handlung war kein litterarischer Diebstahl, das Poem war eine herrenlose Sache, eine verlassene Waise, ein ausgestoßenes Kind, dessen sich jeder bemächtigen kann, der Muth und guten Willen hat."

Gilm war damals in großen Sorgen. Seine Jesuitenlieder, obwohl nur handschriftlich in Freundeskreisen verbreitet, waren den Argusaugen der Klericalen nicht entgangen, bald witterten sie auch den Namen des Dichters. Ein Schmähartikel in der Augsburger Postzeitung folgte schnell. Gilm schreibt am 1. April 1845 an Senn: „Wir waren lang Kameraden und sind viele traute Stunden beisammengesessen. Jahre sind vergangen und wir stehen wieder Arm in Arm auf dem Pranger und über uns weht die verpehmte Fahne Jung-Tirols. Diese Denunciation, diese boshafte Verläumdung im Namen des Katholicismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht. Ich muß etwas thun und weiß nicht was. Alter Löwe rühren Sie sich. Ich bin Ihnen viel verpflichtet, Sie haben mich erst zu meinem poetischen Bewußtsein gebracht." — Senn, der die Ketten des Absolutismus getragen und durch ihn sein Lebensglück verloren hatte, wird bei dieser Angst des Prakticanten in Bruneck gelächelt haben. Wir erfahren aus diesen Mittheilungen, wie heftig und mit welchen Waffen gefochten wurde. So dauerte dieser Kampf von 1840 an; die Erinnerung daran wurde nur durch die Ereignisse von 1848 in den Hintergrund gedrängt; merkwürdig bleibt es immerhin, daß die ersten Feuersignale auf den Bergen Tirols, welches als die Hochburg des Ultramontanismus galt, loderten, während Wien sich noch auf dem Lotterbett sybaritischen Genusses dehnte und die anderen Provinzen gemüthlich in der bisherigen Weise fortduselten. Abgesehen von der geistigen Bewegung für und wider, welche zum Ausbruch drängte, kam den Tirolern beider Parteien die Lage des Landes zu statten, so daß sich ihnen leicht ein censurfreies Schlachtfeld in den außerösterreichischen Blättern öffnete.

Ueber Gilms Geburt, Studien, Amtsthätigkeit und Verheiratung gibt die Vorrede seiner Gedichte hinlänglich Aufschluß. Wenn man ihn bei Gelegenheit der Aufstellung seiner Büste als denjenigen bezeichnete, der in Tirol das Morgenroth einer neuen Aera heraufführte, so widerspricht das allen Thatsachen. Es ist gerade so, als ob man sagen wollte, die Schwalbe bringt den Frühling, während der Frühling die Schwalbe bringt. Gilm war auf das Leben, welches plötzlich an der Universität erwachte, ohne irgendeinen Einfluß. Seine Jesuitenlieder, die wie Raketen aufflogen und in der Nacht erloschen, waren den strebenden Jünglingen jener Tage, von denen mancher zu Ruhm und Ehren gelangte,

Digitized by Google

kaum bekannt, seine Persönlichkeit nicht der Art um anzuregen, abgesehen davon, daß er als Prakticant in fernen Nestern, wie Schwaz, Bruneck, Roveredo umbummelte. Das thut übrigens nichts zur Sache, eben so wenig als der Umstand, daß er von Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath und Heinrich Heine ausging. Er stellte sich auf eigene Füße und manches seiner Gedichte wird das deutsche Volk im Schatzkästlein seiner Poesie aufbewahren, wenn ganze litterarische Cliquen, die jetzt mit Bum-Bum und Tschin-Tschin den Leipziger Markt betäuben, zu namenlosem Moder verfault sind. Viel Treffliches über Gilms Poesie sagt Emil Kuh in seinem Aufsatz: „Ueber neuere Lyrik" (Oesterreich. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. 1865. Band 5 und 6) „Seine eigentliche Bedeutung fällt vor das Jahr 1848. Ein genauer Kenner von Personen und Zuständen äußert sich über ihn: „Die Märztage brachen an und setzten ihn auf den Sand." Gebt mir Freiheit, hatte er immer gerufen und ich will das Größte schaffen! — Da trat die Freiheit riesig vor ihn und er wandte sich zitternd ab, wie Faust vor dem Erdgeist, — er war verschollen!"

Johann Schöpf war mit keinem der Genannten in näherer Beziehung; er gehört jedoch wenigstens äußerlich der Zeit nach zu ihnen und verdient gar wohl Erwähnung in der Litteraturgeschichte. Geboren am 30. April 1811 zu Oberhofen bei Telfs am Inn studirte er Theologie, wurde 1841 zu Brixen ausgeweiht und wirkte seitdem an verschiedenen Orten als Seelsorger. Seit 1868 ist er Curat zu Innzing. Man könnte ihn den Auerbach Tirols nennen, nicht deßwegen, weil er 1857 bei Manz in Regensburg zwei Reihen „Dorfgeschichten" drucken ließ, sondern weil die Manier Auerbachs, den er jedoch an treuer und wahrer Auffassung des Volkslebens übertrifft, auf ihn Einfluß hatte, während sich die anderen Tiroler gegen denselben ganz ablehnend verhielten. Diese Erzählungen verdienten gar wohl weitere Verbreitung, es hat sie allerdings ein tirolischer Priester geschrieben, aber nur thörichtes Vorurtheil kann sie deßwegen zurückweisen. Sein „Spiegelkalender", Innsbruck 1856 bis 1861, fand trotz manchem trefflichen Zug wenig Beifall. Der Versuch, Dante für die Tiroler Bauern zu populariſiren, war ein Anachronismus. Schöpf führt ihn so ein: „Es hat einmal ein Poet oder Dichter gelebt, in Wälschland drin, und dieser hat einen Marsch gemacht durch Hölle, Fegfeuer und Himmel, durch alle drei Provinzen. Dichter kommen überall hin, wenn sie auch nie aus ihrem Zimmer gehen. Nun weiß auch dieser Dichter, er heißt Dante, von seiner Reise allerlei zu sagen und zu erzählen. Freilich ist alles nur ein Gedicht, und der Mann ist so wenig in der Hölle und im Himmel gewesen, als ich und du. Indeß ist Vieles, was er uns sagt, nicht übel und wohl beherzenswerth, und man kann sich dabei immerhin seine guten Gedanken machen und gehört eben nicht viel Verstand dazu, um sich herauszuklauben, welch ernste Wahrheiten der dichterischen Einkleidung zu Grunde liegen." Statt Dante lesen unsere Bauern den Pater Kochem, der ein gar duftiges „Capitel über den

Digitized by Google

höllischen Gestank" eingeschaltet hat. Schöpf verfaßte auch Trauerspiele. Die „heilige Elisabeth" erschien 1856 zu Innsbruck; „Gudrun" 1858 zu Brixen. Zu Ochsengarten und Innzing wird man eben so wenig ein dramatischer Dichter als zu Botzen. All diesen Männern fehlte nicht das Talent, wohl aber das Hoftheater und ein Enk, welcher Halm dressirte, soweit ein Poet Dressur braucht.

Alois Flir wäre dem Alter nach vor Gilm und Schöpf zu stellen, er öffnet jedoch das Thor einer neuen Epoche geistigen Lebens und darum schließen wir mit ihm. Auch über sein Leben theilt uns H. Kurz im 4. Band seiner Litteraturgeschichte S. 34 das Nöthige mit und zählt seine Werke mit gewissenhafter Kritik auf. Ein wichtiger Beitrag zur Biographie sind die zu Innsbruck nach Flirs Tod erschienenen Briefe aus Wien und Frankfurt und aus Rom. Letztere machten viel reden, denn Flir schwätzte sehr unbefangen aus der ultramontanen Schule. Was das Drama „Regnar Lodbrock" anlangt, so schrieb Flir bereits 1834 an Schuler: „Ich empfinde einen gewaltigen Drang, meinen Regnar, wie ich ihn nun fühle und zum Theil schon vor Augen habe, zu bewerkstelligen. — Aber bald sehe ich wohl wieder, daß ich entweder meinen heiligen Pflichten untreu werden oder vom Dichten einsweilen ablassen muß. Und wer weiß, ob dieses „„Einsweilen"" nicht gar zu lang dauert, bis die Jugendkraft bricht, das Feuer erlischt und die Bilder in trübe, gestaltlose Dämmerung zusammenfließen. Wie Gott will!"

So viel Schönes und Gelungenes Flirs Schriften bieten, weit mehr wirkte er als Lehrer. Er wurde 1835 Professor der Philologie und Aesthetik an der Universität zu Innsbruck und blieb hier, bis er 1853 als Rector der deutschen Kirche all anima nach Rom berufen ward. Schuler schreibt an Streiter: „Flir, der neue Professor der Aesthetik, macht hier durch seine geistvollen und begeisterten Vorträge Aufsehen. Es ist viel Streben, besonders nach der Tiefe in ihm und er weiß seine Zuhörer mächtig anzuregen. Ich hoffe die besten Erfolge von seinem Wirken auf die Jugend. Wie wenig wird davon bleiben, wenn einmal die Brotstudien und dann die über alle Beschreibung dürren und trostlosen Prakticantenjahre kommen. Ich glaube, es ist aus Furcht vor dem Ertödtenden unseres Staatsdienstes, daß sich gerade die besten Köpfe meist der Theologie zuwenden. Als wenn unsere Brixner Theologie nicht auch auf jedes höhere wissenschaftliche Streben wirkte, wie Schwefeldämpfe auf den Körper."

Und wodurch gab denn Flir einen so gewaltigen Anstoß? Er war kein strenger Fachgelehrter, der wie Heliogabal die Gäste unter Blumen seine Zuhörer mit Text und Glossen erstickt hätte. Wo sollt' er es auch hernehmen? Eine deutsche Universität hatte er nie besucht, er war nur Dilettant, ein bischen Autodidakt.

Er gab der Jugend nicht einmal den liberalen Flitter, mit dem sich ehrgeizige Professoren auf wohlfeile Art populär machen. Flir war Priester,

Digitized by Google

Katholik aus innerſter Ueberzeugung und mit der vollſten Wärme ſeines Gemüthes, enthuſiaſtiſch geſtimmt durch die Schönheit ſeiner Kirche; ſo daß er manchen phantaſievollen Jüngling in die Theologie ſprengte und dann als Urheber verfehlten Berufes Vorwürfe hören mußte. Er war ſo katholiſch, daß er einen jungen Philoſophen, der dem Tode nahe war, in den letzten Stunden quälte, er möge die Sacramente empfangen.

Und dennoch dieſer Einfluß!

Flir war eine dichteriſche Natur, voll Feuer und Leidenſchaft, voll Spott und Ironie gegen die ledernen Paragraphenzähler, das reine Gegentheil von den Vogelſcheuchen, die man bisher Profeſſoren nannte. Hören wir einen Schüler von ihm: „Auch früher gab es brave Lehrer, bei denen man ſich für ein Fach gut vorbereiten konnte, es that aber ein Mann noth, der ſie anhauchte mit dem Hauch der Begeiſterung, der ſie durchglühte mit der Liebe zum Idealen, ſo daß auch der Mittelmäßige einen Augenblick in den Himmel Platons ragte; es that ein Mann noth, der die Schranken der Zunft niederbrach und die Jugend vor dem Altar des Guten, Schönen und Wahren ſelbſtlos ohne Seitenblick auf den Futterkorb opfern lehrte. Der Mann kam zu rechter Zeit; die lange Reihe ſeiner Zuhörer, die er an ſein warmes Herz zog, wird, und mögen ſie was immer für einen Weg wandeln, ſich dankbar der herrlichen Stunden erinnern, die ſie bei ihm verbracht; ſie wird es dankbar anerkennen, daß mit Flir an der Univerſität in Tirol eine neue, nie dageweſene Aera begonnen habe.“

In jener Zeit herrſchte eine lebendige Gährung unter der Jugend; ſie wurde von Flir genährt, er weckte die Begeiſterung, und an der Begeiſterung entglühte die Freiheit. Dieſen Aufſchwung erſetzt kein Fachſtudium, und daß Flir an der Univerſität unerſetzlich blieb, dafür war auch geſorgt.

Seine Worte wirkten wie warmer Regen auf die vertrocknete Erdſcholle; neue Keime begannen zu ſproſſen, es war die Generation von 1848, die auf die Bühne trat. Dieſe Jünglinge und was ſich ſpäter an ſie ſchloß, bilden gegenüber den Männern des Vormärz eine eigene Gruppe. Auch von dieſer hat das Grab ſchon Manchen verſchlungen; wir denken mit Wehmuth an Alois Meßner, Adolf Purtſcher, Walpurga Schindl, Joſeph Schnell, Sigmund Schlumpf: ſei ihnen die Erde leicht. Ueber dieſe Gruppe zu ſchreiben iſt nicht unſere Sache, weil wir zu ihr gehören; möge ſie eine künftige Feder treu und wahrhaft ſchildern! A'r.

Digitized by Google

Das arme Deutsch.

Nicht jede Sprache wird so viele gedruckte Liebesbetheuerungen aufzuweisen haben wie die deutsche, aber kaum eine erfährt von ihren angeblichen Liebhabern eine so schlechte Behandlung. Auf das Unbarmherzigste experimentirt man an ihr herum, nicht die mindeste Rücksicht nimmt man auf ihr Wesen, ihren Charakter, ja die Wenigsten erachten es überhaupt der Mühe werth, Wesen und Charakter derselben zu studiren. Einen ganz auffallenden Beleg zu der letzteren Behauptung bietet die Thatsache, wie gering die Anzahl von Wörterbüchern der deutschen Sprache für den Handgebrauch ist im Vergleich z. B. mit der Menge von etymologischen, grammaticalischen, syntaktischen Nachschlagebüchern in England. Während es dortzulande als selbstverständlich gilt, daß derjenige, welcher sich in seiner Muttersprache correct ausdrücken will, auch einen Rathgeber für zweifelhafte Fälle zur Hand hat, scheint bei uns eine falsche Scham solchem verständigen Brauch im Wege zu stehen. Um nicht vor sich selbst eine Unsicherheit in der deutschen Sprachlehre eingestehen zu müssen, gibt man sich lieber vor aller Welt eine arge Blöße. Eine Blöße? Beileibe nicht! Eine Blöße gibt sich, wer gegen Gesetz oder Gebrauch einer anderen Sprache verstößt, etwa der französischen, wer hingegen die Regeln der deutschen Sprache verletzt, der verbessert diese Sprache.

Diese Klagen sind keineswegs neu und daß ein neues Hülfsbuch beim Gebrauch der deutschen Sprache [1]) den Anlaß gibt, sie neuerdings vorzubringen, scheint ihnen zum Theil wenigstens die Begründung abzusprechen. Aber es scheint auch nur so. Allerdings nehmen wir es als ein erfreuliches Zeichen hin, daß von einem Buche dieser Art bald eine zweite Auflage nothwendig geworden ist; das Bedürfniß macht sich also mehr als früher geltend. Und daß die Beschäftigung mit demselben vielfach Nutzen bringen wird, schon indem es zum Nachdenken über Recht und Gesetz auf dem Sprachgebiete anregt, das unterliegt keinem Zweifel. Aber der Nutzen könnte größer sein, wenn das Buch praktischer eingerichtet wäre. Der Verfasser hat wohl recht darin, daß „sobald der Nachschlagende sich nur erst mit der Einrichtung des Büchleins

[1]) Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Von Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt.

Digitized by Google

vertraut gemacht" habe, er das Gesuchte schnell und leicht auffinden werde. Allein diese Einrichtung ist eben eigenthümlicher und complicirter, als bei einem Nachschlagebuch wünschenswerth. Wer sich leicht darin zurechtfindet, wird es in den meisten Fällen nicht nöthig haben, und wer Geduld und Eifer genug besitzt, sich in das System einzuarbeiten, der — wird am Ende doch lieber eine wissenschaftliche Sprachlehre zur Hand nehmen.

Doch abgesehen hiervon haben wir ein principielles Bedenken gegen Sanders Methode. Von seinem leidenschaftlichen Auftreten gegen die Brüder Grimm her wird man sich erinnern, daß er diesen ganz besonders die Nichtachtung der neuesten Litteratur zum Vorwurf machte. Auch in der vorliegenden Arbeit fehlt es nicht an Ausfällen auf die Grammatiker, welche keinen Sinn für die natürliche Entwicklung der Sprachen haben, an alten Regeln kleben u. s. w. Wenn er solchen gegenüber das gute Recht mundartlicher Formen und Fügungen vertritt, so haben wir dagegen gewiß nichts einzuwenden. Wer wollte den Gewinn für die Schriftsprache verkennen, wenn sie mehr und mehr von dem Wortreichthum des Volkes und dem meist auf unanfechtbarem Grunde ruhenden Sprachgebrauch desselben in sich aufnimmt. Dagegen erblicken wir durchaus keine Veranlassung, jeder Willkürlichkeit oder Nachlässigkeit eines Schriftstellers und sei er übrigens noch so ausgezeichnet, gleich Bürgerrecht in der Sprache zu verleihen. Ein Wörterbuch für Männer der Wissenschaft kann in seinen Citaten vielleicht nicht zu vollständig sein, ein populärer Rathgeber wird, wenn er sich auf dieses Gebiet einläßt, mehr verwirren als belehren und aufklären. Sanders citirt aber mit Liebe Schriftsteller wie Heine und Gutzkow, die doch nichts weniger als gute Vorbilder sind, für ihn ist Fanny Lewald eine Autorität, ja selbst Zeitungen, die ihm gerade zur Hand sind. Und gegen das Zeitungsdeutsch — einem Zeitungsschreiber wird es wohl vergönnt sein dies auszusprechen — haben wir größere Ursache uns zu wehren, als gegen das Bureaudeutsch und das Börsendeutsch, weil jenes über viel mächtigere Verbreitungsmittel verfügt. Die Geschwindigkeit, mit welcher heutzutage für das Lesebedürfniß und die Neubegier der Menge gesorgt werden muß, entschuldigt es, wenn manchmal der Sprache Gewalt angethan wird; aber die Willkür, mit welcher alle Regeln auf den Kopf gestellt und der Geist der Sprache verletzt wird, übersteigt denn doch schon alle Grenzen. Und solchem Unfuge steuern zu helfen, wäre die Aufgabe eines Buches, wie das besprochene, nicht aber, ihm noch den Schein des Rechtes zu geben.

In den nachgelassenen Schriften Schopenhauers (Leipzig 1864) findet sich ein — wie es scheint viel zu wenig bekannt gewordener — Abschnitt „Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird". Wir möchten nicht jeden der reichlich mit Kraftausdrücken in bekannter Manier gewürzten Sätze in diesen Materialien unterschreiben, glauben auch, daß Schopenhauer, was die Ursachen der beklagten „Verhunzung" und „Verarmung" der deutschen Sprache anbelangt,

Digitized by Google

zu einseitig ist. Aber gewiß verdienten die fünfzig Seiten recht allgemein und recht oft gelesen zu werden — auch von denjenigen, welche sich sicher und schuldlos glauben. Denn es gehört ungewöhnliche Energie und Aufmerksamkeit dazu, sich nicht von dem Unfug anstecken zu lassen, da er so allgemein geworden ist. Zuerst verursacht jede unsinnige Neuerung uns wohl Ohrenschmerzen, hören wir sie wieder und wieder, so gewöhnen wir uns daran und ertappen uns endlich selbst auf dem Mitmachen der schlechten Mode. Den Neuerungssüchtigen aber vor allen wären jene „Materialien" zur Lectüre zu empfehlen. Schopenhauer gehört ja zu den Schriftstellern, welche noch Ansehen genießen; sein heiliger Zorn würde vielleicht im Stande sein, sie zu erschüttern, seine Dialektik sie überzeugen, und sie würden hoffentlich sich schämen, die deutsche Sprache zu mißhandeln „wie einen herrenlosen Hund".

Hier wollen wir nur die Hauptsünden, welche Schopenhauer aufzählt, in Kürze recapituliren und einige hinzufügen, welche er nicht beachtete oder die aus neuester Zeit stammen. Er rügt die Weglassung der Casusendungen, auch wo diese bei dem Mangel des Artikels zum Verständniß durchaus nothwendig sind. Von Eigennamen z. B. den Dativ richtig zu bilden, Goethen, Franzen u. s. w. gilt als altfränkisch. Schopenhauer führt als schlagendes Beispiel die Verszeile aus Arndts Liede an: „Und Gott im Himmel Lieder singt"; und in der That wird sich wohl Jeder aus seiner Jugend erinnern, daß er sich Gedanken darüber gemacht hat, wie denn Gott im Himmel dazu komme Lieder zu singen.

Er rügt den Mißbrauch, „Namens", was nichts anderes heißt als „mit Namen", für im Namen zu setzen.

Er rügt das Verdrängen der Pronomina „dieses, welches" u. s. w. durch das schlechtere „das"; ferner den Unsinn, anstatt „der die das selbe" — „der die das gleiche" zu sagen, während doch jedermann begreifen muß, daß das gleiche eben nicht das selbe ist; die Ausmerzung des „einander", z. B. „A und B. sind sich ähnlich", womit ausgedrückt wird, daß jeder von Beiden sich selbst ähnlich ist.

Er rügt das Verschlucken der Hülfszeitwörter. Wer elegant schreiben will, darf zumal in Relativsätzen nie ein „hatte" oder „war" gebrauchen, auch wenn völlig unverständlich wird, ob das übriggebliebene Participium activ oder passiv gelten soll. Dem entgegen umgeht man durch Hülfszeitwörter die Conjunctivformen; anstatt: „mir war als sähe ich" — „als würde ich sehen", was einen anderen Sinn gibt und zugleich den Satz unnöthiger Weise umständlich und schleppend macht. Dies wie manches andere Beispiel spricht übrigens gegen Schopenhauers Ansicht, daß Buchstabenersparung das Hauptmotiv der sprachwidrigen Neuerungen sei.

Er rügt die völlige Regellosigkeit im Gebrauche der Tempora und dieses Uebel macht fortwährend reißende Fortschritte. Es ist im Allgemeinen, als ob man gar keinen Unterschied zwischen Imperfect, Perfect und Plusquamperfect gelten lassen wolle, insbesondere aber scheint das Perfectum förmlich vervehmt

Digitized by Google

zu sein. „Ich bin in Paris gewesen“ muß wohl nicht schön sein, denn man sagt entweder „ich war in Paris“ oder „ich war in Paris gewesen“, auch wenn die Anwesenheit in Paris als etwas völlig abgeschlossenes, ohne Zusammenhang mit irgendeiner anderen Thatsache, gegeben werden soll. Man schiebt diese Confusion auf orientalische Spracheinflüsse. Vielleicht wäre sie nicht so weit gediehen, wenn wir die lateinischen Tempusbezeichnungen im Gebrauch behalten hätten, welche keine Mißverständnisse zulassen, wie die deutschen „halbvergangene, vergangene, längstvergangene Zeit“.

Er rügt die Verstümmlung der Adverbialformen, so daß Adverbium und Adjectivum gleichlautend werden, wie „sicher“ statt „sicherlich“ u. dgl. m. Dann den gedankenlosen Gebrauch der Präpositionen. In Wahrheit gehörte nur wenig Nachdenken dazu, um einzusehen, daß nicht „aus“, sondern „auf Anlaß“ gesagt werden muß, daß eine Sache nicht „in“, sondern „auf etwas beruht“. Dergleichen Schnitzer verschuldet die Nachlässigkeit. Das Ersetzen des „gegen“ durch „für“ ist aber meistens bewußte „Verbesserung“. Es hat sich der Glaube eingeschlichen, daß „gegen“ stets einen feindseligen Sinn habe, deßhalb meint man, nicht „Rücksicht gegen jemand“ haben zu dürfen, sondern „für“, nicht „freundschaftliche Gesinnung gegen“, sondern „für jemand“ u. s. f. „Schritt für Schritt“ ist offenbar dadurch entstanden, daß man das bis in den Anfang dieses Jahrhunderts vielfach anstatt „für“ gebrauchte „vor“ beseitigte und im Eifer nicht untersuchte, in welchen Fällen dieses „vor“ alles Recht auf seinen Platz habe.

Er rügt die Eliminirung von Partikeln auf Kosten der Deutlichkeit, wie z. B. „wenn — so“ u. a. den Gebrauch von „wie“ und „als ob“ für „daß“, „wie“ statt „als“ u. s. w.

Er rügt die Manie, die Präfixa der Zeitwörter und der Hauptwörter wegzulassen: „bessern“ statt „verbessern“, obgleich zwischen Beiden ein handgreiflicher Unterschied besteht, „stärken“ statt „bestärken“, „zeichnen“ statt „unterzeichnen“, „Hörer“ statt „Zuhörer“ u. s. w. Ferner die andere Manie, von zwei im Klange ähnlichen Wörtern eins abzuschaffen, z. B. anstatt „Beziehung“ „Bezug“ zu sagen. Wenn Schopenhauer höhnisch bemerkt, nach dieser Analogie müsse auch anstatt „Anziehung“ — „Anzug“ gesagt werden, so hat er prophetischen Geist bewiesen, denn schon haben wir „Anzugskraft“ gelesen, was, von einer Schauspielerin gesagt, einen Witz enthält, von welchem der Schreiber nichts ahnte. „Bezug“ und „bezüglich“ sind ganz besonders beliebt geworden; welche Freude würde aber der alte Grobian empfunden haben, wenn er eine der neuesten Schöpfungen erlebt hätte: „diesbezüglich!“ Man kann keine Zeitung mehr in die Hand nehmen, ohne diesem unglaublichen Worte zu begegnen, welches sagen soll „in Beziehung darauf“. Und es wird augenscheinlich so schön gefunden, daß man es setzt, wo ein „hierzu, deßwegen“ oder dgl. genügen, ja wo selbst dies überflüssig sein würde, z. B. „der und der Vertrag soll revidirt werden, die diesbezüglichen Verhandlungen sind eingeleitet“.

Digitized by Google

Er rügt die Wortzusammenziehungen, wie „Goethe-Monument", „Mozart-Geige". An einem Hause in Wien ist in Lapidarschrift zu lesen „Strampfer-Theater"; das soll aber nicht heißen: Theater, in welchem gestrampft wird, sondern Theater des Herrn Strampfer. Richtig zusammengesetzte Hauptwörter bestimmen durch den ersten Theil den Zweck des zweiten: „Obstgarten, Opernhaus, Schreibtisch" u. s. w. Der Mißbrauch hängt mit einem aus dem Actendeutsch eingeschmuggelten zusammen, zu sagen: „Der Proceß Richter", „der Antrag Herbst". Mit gleichem Rechte dürfte man sagen „der Roman Dumas" oder „der Rock Müller".

Er rügt Gallicismen wie „Tragweite", „Rechnung tragen"; „Unworte" wie „beanspruchen, vereinnahmen" (hätte er erst „beaufmerksamen" gekannt!) „Beleuchtdienst", „Längsschnitt", „etwaig" und noch hundert andere Mißgeburten.

Hier und da haben wir schon ergänzt, aber wir könnten noch Seiten mit anderen Verschönerungen der Sprache füllen, welche die größte Verwunderung derjenigen Dichter und Schriftsteller erregen würden, die wir unsere Classiker nennen und denen das Deutsche seine höchste Ausbildung verdankt.

So ist es z. B. Mode geworden, „zwischen" zu wiederholen. Deutschland liegt nicht mehr zwischen Frankreich und Rußland, sondern zwischen Frankreich und zwischen Rußland; danach mag Einer auf der Landkarte innerhalb des französischen und innerhalb des russischen Reiches die Enclaven suchen, aus welchen Deutschland besteht!

„Zeitlich", Gegensatz von ewig, wird allgemein für zeitig gesetzt, und aus dem Adverbium „früh" ein Substantivum „Früh" gemacht, welches den Genitiven Mittags, Abends an die Seite gestellt wird: „um 6 Uhr Früh" anstatt früh, oder in der Frühe oder, was das Natürlichste wäre, Morgens.

Geldverleiher kündigen an, daß sie „auf alles Werthbare leihen", und wie lange wirds dauern, bis wir in den Zeitungen das des Werthes bare für das gerade Gegentheil nehmen müssen!

Das köstliche Wort „Jetztzeit", an welchem auch Schopenhauer sein inniges Vergnügen hatte, scheint der Zunge doch etwas schwer gefallen zu sein, und so hat die Feder es sich auch, gewiß mit Kummer, abgewöhnen müssen.

Ein wahrer Jammer ist es endlich, wie mit den Zeitwörtern verfahren wird. Die starke Conjugation ist vielen Leuten ein Greuel. Sie verfälschen die Imperative „hilf, nimm, gib, tritt" u. s. w. in „helfe, nehme, gebe, trete", offenbar um der Schönheit des Klanges willen. Kommt noch ein Präfixum hinzu, so lauten die drei „e" vollends herrlich: verhelfe, entnehme, vergebe u. s. w. Consequenter Weise müßten sie weiter abhandeln: ich trete, getretet, und dahin wird es auch wohl noch kommen. Vorläufig wird ein erbitterter Krieg gegen das Augment des Participiums geführt und gegen die Trennung der Präposition von dem Verbum in zusammengesetzten Zeitwörtern. Das Augment „ge" wird weggeworfen oder bei dem Vorhandensein verwandter

Digitized by Google

(aber nicht gleichbedeutender) Wörter dasjenige bevorzugt, welches kein Augment annimmt; darauf ist wohl zurückzuführen, daß fast allgemein „erstreben“ für „anstreben“ gesagt wird, ersteres bildet „erstrebt, ich erstrebe“, letzteres die anstößigen Formen „angestrebt, ich strebe an“. Und die trennbaren Zusammensetzungen werden in unlösliche verwandelt. Man „übergeht“ und „ist übergangen“ zu einem anderen Gegenstande, man „anerkennt“, man „umwandelt“ und „hat umwandelt“ eine Sache in eine andere [1]). In welchem Grade muß das Sprachgefühl verdorben sein, wenn dergleichen überhaupt möglich ist, wenn jemand nicht mehr hört und fühlt, daß ein Unterschied besteht zwischen übergehen und übergehen, zwischen umwandeln und umwandeln, wenn man nicht erkennt, daß dieses Zusammenschweißen die Sprache schwerfällig, unbeweglich machen würde — wenn es überhaupt erlaubt wäre!

Aber gegen die deutsche Sprache ist Alles erlaubt!

Mit Gewalt wird sie ihrer Mannigfaltigkeit, ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten, ihres Wortreichthums, ihrer Beweglichkeit beraubt.

Und wie kommt es, daß an dieser Sprache Hinz und Kunz sich keck vergreifen, während sie vor jeder anderen Respect haben?

Schopenhauer antwortet hundert Mal „Buchstabenzählerei, Wortbeknapserei, Sylbenlukrirung“. Damit ist aber doch nicht Alles gesagt.

In dem Deutschen steckt unverkennbar ein pedantischer Zug, den er an der Sprache ausläßt. Er will sie wirklich verbessern und übersieht nur, daß man etwas gründlich kennen muß, ehe man die bessernde Hand daranlegen darf. Was Einer sich nicht gleich erklären kann, möchte er als falsch abschaffen, ohne zu fragen, wie denn seine Vorfahren dazugekommen sein mögen, gerade so und nicht anders zu schreiben. Solche unberufene Verbesserer sind ja keine neue Erscheinung. Sie haben glücklich aus dem „Burgemeister“ einen „Bürgermeister“ gemacht, sie laufen immer wieder Sturm gegen „Bedienter“, weil sie meinen, das Wort bedeute Einen, der bedient wird, nicht einen Bedienstelen, sie möchten uns eine „Zeichnenkunst“ und ein „Universitätstudium“ aufnöthigen, weil sie nicht wissen, wie die Sprache sich entwickelt hat.

Pedanten sind es, welche die Sprache „regelmäßig“ machen möchten, deren wirkliche Regeln und Gesetze sie nicht kennen, sie nach Paradigmen aus anderen Sprachen ummodeln, ihren Geist und Charakter durch Einschnüren in eine Uniform ersticken möchten. Weil sie etwas von der größeren Knappheit im Ausdruck bei anderen Völkern gehört haben, soll die deutsche Sprache sich vom Munde absparen, was sie zum Leben braucht.

---

[1]) Ein berühmter Schauspieler declamirte dem entsprechend in „Die Kraniche des Ibykus“: „Umwandelnd des Theaters Rund verschwinden sie im Hintergrund“ mit dem Ton auf der ersten Sylbe. Sollten die Erinyen vielleicht das Rund in ein Quadrat umgewandelt haben?

Digitized by Google

Hier liegt unzweifelhaft ein Verschulden der Schule vor, welche doch wohl nicht in dem Maße wie sie sollte, den Respect vor der Autorität der Sprache wecken und nähern muß. Schopenhauer mag auch darin das Richtige treffen, daß er der Vernachlässigung des Studiums der alten Sprachen einen Theil der Schuld beimißt, denn dieses ist doch vor allem geeignet, einen Einblick in den Organismus der Sprachen zu gewähren. Bei uns in Oesterreich hat die deutsche Sprache aber noch gegen eine besonders zahlreiche Schaar von Feinden sich zu vertheidigen, gegen die Vielen, welche das Deutsche gebrauchen, das nicht ihre Muttersprache ist, und das sie auch niemals gründlich gelernt haben. Es ist schier unglaublich und doch nur zu wahr, daß gerade solche Fremdlinge in der Sprache sich am ersten herausnehmen, sie reformiren zu wollen, ihr orientalische, slavische, magyarische Sitten aufnöthigen. Und während jede andere Nation derartige Gelüste mit der größten Entschiedenheit, mit den Waffen des Ernstes und des Spottes, zurückweisen würde, machen wir die fremden Moden mit, wie wir alle Modethorheiten mitmachen.

Und in der Theorie würde doch Jeder einstimmen, wenn gesagt wird: die Sprache ist ein heiliges Gut der Nation, das unverfälscht und unverstümmelt den nachfolgenden Geschlechtern überliefert werden muß.

Wie oft ereifert man sich gegen den Gebrauch von Fremdwörtern, die keine lebendige Sprache sich fernhalten, keine entbehren kann! Wollte man lieber darauf achten, daß das, was deutsch an der Sprache ist, rein und recht erhalten würde, damit wäre zugleich die Schutzwehr gegen den Mißbrauch mit fremden Wörtern gegeben.

Vor allem sollte man die deutschen Classiker nicht bloß im Bücherschranke stehen haben, sondern sie auch fleißig lesen, sie sind das beste Präservativ gegen die kopflose Neuerungssucht. Die Sprache, in welcher Lessing, Winckelmann und Goethe schrieben, dürfte wohl auch für die großen Geister der Gegenwart gut genug sein. B.

Reformen an der k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Mit dem Beginne des neuen Schuljahres treten an der Akademie der bildenden Künste eine Reihe von Veränderungen ein, die sich nicht bloß auf Aeußerlichkeiten beziehen, sondern principieller Natur sind.

Die Aufnahmsbedingungen sind wesentlich erhöht worden. Zunächst wird für neu eintretende Zöglinge nur eine Zulassung ausgesprochen; erst wenn der Canditat eine entsprechende Befähigung gezeigt hat, erfolgt nach einem halben Jahre die definitive Aufnahme. Dadurch ist es in die Hand des Professorencollegiums gegeben, eine Ueberfüllung der Anstalt mit unfähigen oder unvorbereiteten Zöglingen zu verhindern.

Digitized by Google

Es wird ferner Sorge getragen werden, daß bereits mit Beginn des Wintersemesters außer den bisherigen Vorträgen über allgemeine Geschichte, Kunstgeschichte und Anatomie auch ein ordentlicher Lehrkurs in Perspective und architektonischer Styllehre auch für Maler und Bildhauer gegeben wird. Ebenso wird den Zöglingen der Akademie die Möglichkeit geboten, Vorträge über Kunstmythologie zu hören. Es ist ganz wesentlich, daß die Elemente der allgemeinen Kunstbildung vermehrt worden sind.

Die sogenannte kleine Plastik entfällt ganz; sie ist kunstgewerblicher Natur, und gehört daher nicht in eine Akademie, sondern in die Kunstgewerbeschule.

Es sind Anstalten getroffen worden, daß die theilweise ganz veralteten Lehrmittel der Akademie erneuert und erweitert werden. Dies so rasch als möglich zu thun, war eine nicht abzuweisende Nothwendigkeit.

Die Lehrkräfte an der Akademie sind bereits seit einem halben Jahr einer gründlichen Erneuerung entgegen geführt worden. Es wirken mehrere jüngere Kräfte, Prof. Eisenmenger, Prof. v. Lichtenfels, Prof. Kundtmann bereits seit Monaten; zu ihnen treten noch Professor Kasp. Zumbusch und A. Feuerbach. — Die früher arg vernachlässigte Plastik hat jetzt zwei hervorragende Vertreter in den Professoren Kundtmann und Zumbusch. Da die bisherigen Räume an der Akademie aber für Plastik absolut unzureichend sind, so wurden, nach dem Vorgange von Berlin und Dresden, für die beiden Professoren zwei Staatsateliers gebaut, zu denen der k. Hof mit größter Bereitwilligkeit den Baugrund gewährt hat; dort wird Raum geboten, den Unterricht in der Plastik in größerem Style zu geben, als es bisher der Fall war. — Prof. A. Feuerbach wird erst im Frühjahr sein Lehramt antreten; er ist gegenwärtig in Rom mit Ausführung mehrerer größerer Bilder (darunter eine Amazonenschlacht) beschäftigt, die derselbe vor seiner Berufung begonnen hatte.

Der Neubau der Akademie, nach dem Projecte Prof. v. Hansens schreitet ziemlich rasch vorwärts, und wird heuer noch über das Niveau gebracht werden. — Die vollständige Durchführung des neuen akademischen Statutes, insbesondere dasjenige, was sich auf die Specialmalerschulen und die akademischen Ateliers bezieht, ist erst mit Vollendung des Neubaues möglich. Hoffentlich wird der Bau in drei Jahren vollständig zu Ende geführt sein.

Die Leitung der Akademie liegt, wie bei allen Hochschulen, in den Händen des Professorencollegiums, an dessen Spitze, heuer zum ersten Male, ein auf zwei Jahre von der Akademie gewählter Rector, nicht ein von der Regierung ernannter lebenslänglicher Director steht. — Die Bureaugeschäfte der Akademie leitet der Secretär.

Digitized by Google

(M.) Das vormalige österreichische Adelsgericht.

Als der uralte Gebrauch, nach welchem die Herzoge von Oesterreich von sechs zu sechs Wochen auf dem flachen Lande, nämlich zu Klosterneuburg, Tuln und Mautern, ihre Hofschrannen persönlich abzuhalten pflegten, aufgehört hatte, war die einzige bleibend aufgestellte Hofschranne die zu Wien. Unter Schranne, Schrane, Schranke (so viel als Schranke) verstand man ursprünglich einen mit einer Schranke eingefaßten, zu den öffentlichen Zusammenkünften einer Gemeinde bestimmten Ort, an welchem auch Rechtshändel geschlichtet wurden, und später wurde diese Bezeichnung daher auf den Gerichtsort, die Malstatt, die Versammlung der Gerichtsbeisitzer übertragen.

Die Satzungen der Hofschranne gründeten sich auf jene des alten östr. Landrechtes; auch wurden an den Hofschrannentagen die Privatlehensmänner zur Entgegennahme ihrer Lehen aufgefordert, Urkunden und Siegel amortisirt. Uebrigens wurde während des 14. Jahrhunderts nicht immer die gleiche Anzahl jährlicher Sitzungen abgehalten, noch die gleichen Tage hiezu gewählt. In jenen herzoglichen Städten, welche eigene Gerichte hatten, waren die Rechtsstreitigkeiten der Bürger unter einander diesen Gerichten zugewiesen. Wenn jedoch die Bürger auch Güter auf dem Lande besaßen und ihnen dort von Rittern und Knechten (rittermäßigen Knappen, welche noch nicht die Ritterwürde erlangt hatten) Unbill zugefügt wurde, so hatten sie das Recht, bei der Hofschranne zu klagen.

Herzog Wilhelm traf im Jahre 1406 als Vormund Albrechts V. die Bestimmung, daß von Herren, Rittern und Knechten je sechs dem Hofschrannengerichte beisitzen sollten, und als zwei Jahre darauf die Landherren einen Versuch machten, die Ritter und Knechte aus dem Beisitze in der Hofschranne zu verdrängen, entschied Herzog Leopold, ebenfalls als Vormund Albrechts V., daß nach altem Herkommen Herren, Ritter und Knechte mit einander in der Hofschranne Recht ertheilen sollten.

Von da an verschwand der Name der Hofschranne, wozu wohl auch der Umstand beitrug, daß wenig später, nämlich im Jahre 1437, das alte Schrannengebäude zu Wien abbrannte und der Bau des neuen am hohen Markte einige Jahre in Anspruch nahm. An die Stelle der Hofschranne trat das „Landrecht" und an die des Hofrichters der Landmarschall mit seinem Untermarschall. Kaiser Friedrich III. bestimmte im Jahre 1478 ausdrücklich, daß das Landrecht mit einem Landmarschall und täglichen Beisitzern vom Herren- und vom Ritterstande ordentlich besetzt, gehandhabt und beschirmt sein und daß dieses Gericht dem Armen wie dem Reichen offenstehen und aufrichtig gleichgehalten werden solle, wie es altes Herkommen erfordere.

Eine Zeitlang war das Landrecht auch die privilegirte Criminalinstanz für die Adeligen. Unter Kaiser Ferdinand I. und seinen Nachfolgern gestaltete es sich zu einem Landmarschallgericht mit vier besoldeten Beisitzern aus dem Herren- und Ritterstande. Dieses Landmarschallgericht war der Vorläufer der nachmaligen niederösterreichischen Landrechte, welche Behörde unter dem obersten Landrichter dann die von den Ständen ausgeübte Gerichtsbarkeit, jedoch mit Ausnahme der Criminaljustiz, übernahm.

In Criminalsachen hatten die zwei oberen politischen Stände, Herren und Ritterschaft, des Erzherzogthums Oesterreichs unter der Enns sich nunmehr vor das landesfürstliche Schrannengericht zu Wien zu stellen und mußten hier Recht nehmen und Recht empfangen. Aber schon während der Regierung des Kaisers Mathias, auf dem Landtage 1613, suchten sie um eine Veränderung dieses Gerichtsstandes nach und betrieben dieselbe Angelegenheit auch unter dem Kaiser Ferdinand II. Der Letztere starb, noch ehe etwas über die Sache entschieden war, und die Stände traten nun bei seinem Nachfolger, dem Kaiser Ferdinand III., mit der nämlichen Bitte auf, welche ihnen diesmal gewährt wurde.

Durch ein kaiserliches Patent, ddo. Preßburg, 3. December 1637, wurden die genannten beiden Stände von dem Schrannengerichte zu Wien in Criminalsachen losgezählt und die Ordnung festgesetzt, wie es künftig in dergleichen Fällen gehalten werden

Digitized by Google

sollte, wobei jedoch der Kaiser für Fälle des Verbrechens der beleidigten Majestät besondere Verfügung zu treffen sich vorbehielt.

Nebst den gewöhnlichen Beisitzern des Landrechtes sollte der Landesmarschall oder in seiner Abwesenheit der Landesuntermarschall noch aus jedem der beiden politischen Stände je drei des Landesbrauches und Rechtes erfahrene Assessoren erwählen und mit ihnen das Gericht bilden.

Diejenigen Manns- oder Frauenspersonen aus den beiden oberen Ständen, welche in flagranti crimine betreten würden, sollten in leibliche, doch sichere Verwahrung genommen, sonst aber durch den Landesmarschall ex officio citirt und im Landhause arrestirt oder, wofern sie ein Geleite der Regierung vorbrächten, in das Gelübde genommen werden, auf alle Citation unfehlbar zu jedem Rechtstage persönlich zu erscheinen und sich inzwischen ohne Wehr und Waffen zu halten.

Erschiene der Beschuldigte nicht, dann sollte er durch Anschlagung gebräuchlicher Edicte binnen sechs Wochen und drei Tagen, unter Androhung der Ausschließung aus dem Consortium der Landleute (Landherren) im Falle des Nichterscheinens, von Neuem und peremtorisch citirt und auf ungehorsames Ausbleiben für seine, doch nicht für die Person seiner Kinder, aus der Zahl der Landleute ausgeschlossen werden

Wenn aber der Beschuldigte auf die erste oder zweite Citation sich einstellt, so soll der Landesmarschall alsbald eine gebräuchliche Crida anschlagen lassen, den Ankläger wie den Angeklagten an einem Tage vor Gericht binnen sechs Wochen und drei Tagen zu erscheinen auferlegen, die genannten Assessoren auf den bestimmten Rechtstag bestellen und persönlich als Richter oder Präses an diesem Tage in der Ritterstube sitzen, die Crida vorlesen lassen und abwarten, ob ein Ankläger auftritt oder nicht, denselben, falls ein solcher vorhanden, anhören, den Beklagten darüber mit seiner Verantwortung vernehmen und die Gebühr verhandeln u. s. w.

In mancher Beziehung erhielten sich diese Verhältnisse bis zu den Jurisdictionsnormen des Kaisers Joseph II.; das Aufhören der privilegirten Gerichtsstände hat endlich jede Spur davon verwischt.

---

* Cuspinians Lehenhof zu St. Ulrich nächst Wien.

Wenngleich die nachstehenden Daten an und für sich keinerlei hervorragende Bedeutung besitzen, so dürften sie doch durch ihre Beziehung zu dem gelehrten Historiographen und Rathe Kaiser Maximilians I, Dr. Johann Cuspinian, dessen Familienname bekanntlich Spießhaimer (mundartlich Spieshamer) lautete, immerhin einiges Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Im Jahre 1515 am 12. Jänner hatte Kaiser Max seinem Rathe Dr. Johann Cuspinian einen sogenannten Exspectanzbrief ausgestellt, worin er ihm für seine getreuen Dienste den nächsten sich ergebenden Lehenfall zusicherte, welcher einen ungefähren Werth von 500 bis 600 fl. rh. repräsentiren würde — eine Bestimmung, welche die Annahme begründet, daß Cuspinian auf diesem damals keineswegs ungewöhnlichen Wege für irgend ein dem stets geldbedürftigen Kaiser geleistetes Darlehen schadlos gehalten werden sollte. In der Folge geschah es nun, daß der St. Ulrichshof bei Wien an Cuspinian u. z. durch Uebertragung seines Schwiegervaters Ulrich Putsch gelangte, worauf er von Erzherzog Ferdinand I., 1522, 14. August, mit demselben für sich und seine männlichen Erben belehnt wurde. — Der St. Ulrichshof lag gegen das Neustift zu, damals in einem kleinen Dorfe bei Wien, aus welchem sich nach der zweiten Türkenbelagerung die gleichnamige Vorstadt gestaltete. Zu dem Hofe gehörten zwei schöne Baumgärten, von denen der eine unmittelbar an den Hof stieß, indeß der andere dem-

Digitized by Google

selben gegenüber lag. Die dem Hofe dienstbaren behausten Güter lagen zerstreut auf dem Neustift und dem Neubau.

Im Jahre 1530 erscheinen Cuspinians Söhne Sebastian und Niklas Chrysostomus Spießhaimer im Besitze des Hofes, und nach Sebastians Tode, etwa seit 1537, Niklas Chrysostomus allein. Derselbe war Mitglied des äußeren Stadtrathes zu Wien, und wird 1542 bei Gelegenheit des gegen die Türken vorbreiteten Kriegszuges erwähnt. Da er nämlich wegen des Ulrichs-Hofes landesfürstlicher Lehensmann war, so hätte er als solcher persönlich gegen die Türken ausziehen sollen, wozu er sich auch bereit erklärt hatte. Doch die Stadtvertretung, welche den tüchtigen Bürger nicht missen wollte, bat mit Berufung auf die inzwischen ergangene Verordnung, wornach angesichts der Türkengefahr kein Bürger die Stadt verlassen sollte, um Belassung des Spießhaimer in Wien, zumal derselbe behufs Vertheidigung der Stadt mit Bereitung pyrotechnischer Werke beschäftigt war. Er starb im April 1561 ohne männliche Erben und hinterließ nur eine Tochter Magdalena. Nun sollte der Hof abgeschätzt und zur niederösterreichischen Kammer eingezogen werden. Da stellten jedoch die Vormünder der Enkelin Cuspinians vor, daß nach den Freiheiten des Landes Oesterreich nach Aussterben des Mannsstammes der halbe Lehentheil den weiblichen Erben gebühre und überdies noch die Ablösung des andern Halbtheils zustehe; zugleich machten sie geltend, daß im vorliegenden Falle noch jene 600 fl. einzubeziehen seien, welche laut Maximilians Briefe an Cuspinian verschrieben worden wären. Hierauf verordnete Kaiser Ferdinand I., daß die Lehensgnade der Tochter nicht zu verweigern sei, daß aber der ganze Besitz geschätzt und hierauf das von rechtswegen Heimfallende eingezogen werden solle; was endlich die Expectanz jener 600 fl. betreffe, so solle dieselbe als erloschen betrachtet werden, zumal die Spießhaimerischen Erben aus vielerlei Ursachen keinen Anspruch darauf hätten.

Die nun vorgenommene Schätzung ergab mit Einrechnung des Robotgeldes eine runde Summe von 2412 fl., wovon die Hälfte zu 1206 fl. dem Landesfürsten gebührte, auf welche schon zwei Bewerber, der kais. Rath und Hofsecretär Leopold Kirchschlager und der gewesene Thürhüter Thoman de Barsitia Ansprüche machten. Die Vormünder erhoben zwar Einsprache gegen die Höhe der Schätzung, boten aber gleichwohl im Interesse ihres Mündels die Ablösung an, worauf die beiden Gesuchsteller auf die Lösesumme verwiesen wurden, wovon dem Thürhüter 200 fl., dem Hofsecretär aber das Uebrige, also 1006 fl. in Abschlag seiner Expectanz von 1000 Thl. zufallen sollte. Auf weitere Vorstellung der Vormünder wurde das Robotgeld von der Schätzungssumme abgerechnet und es verblieb noch ein Gesammtbetrag von 1764 fl., wovon die Hälfte mit 882 fl. dem Landesfürsten zufiel und zur Vertheilung an die beiden Bewerber bestimmt wurde.

Der Name des Hofes, der zur Zeit insgemein der „Spießhaimerische Lehenhof" genannt wurde, kam verhältnißmäßig bald, eben in Ermanglung männlicher Nachkommen aus dem Gedächtniß — ein neuer Beleg zu dem bereits öfter ausgesprochenen Erfahrungssatze, daß schon damals in Wien ein Familienbesitz selten weiter als in die dritte Hand sich forterbte. K.

---

* Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft, von Emanuel Herrmann. Halle bei L. Nebert 1872.

Das in der neueren volkswirthschaftlichen Litteratur sichtbar zu Tage tretende Bestreben, die Nationalökonomie auf sicherere Grundlagen zu stellen, als dies bei dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft der Fall ist, das Bestreben, dieselbe womöglich zu jener Höhe der Sicherheit und Evidenz emporzuheben, welche die modernen Entwicklungen der Naturwissenschaften auszeichnen, hat in neuester Zeit vornehmlich zwei Wege eingeschlagen.

Digitized by Google

Während die einen von der Meinung ausgehen, daß zunächst die allgemeinsten und einfachsten wirthschaftlichen Erscheinungen in ihrem Wesen und ursachlichen Zusammenhange erforscht werden müssen, ehe mit Nutzen an die Betrachtung complicirter Einzelnerscheinungen der Volkswirthschaft geschritten werden kann, glauben die andern, daß es eben nur die ins Detail gehende Darstellung complicirter Einzelnerscheinungen der Volkswirthschaft sei, die zu jenen großen allgemeinen Resultaten führen werde und führen könne, welche das gemeinsame Ziel aller Anhänger der empirischen Forschung auf dem Gebiete der Nationalökonomie sind. Ein Vertreter dieser letzteren Richtung ist E. Herrmann, und sein neuestes uns vorliegendes Werk spiegelt die Vorzüge, allerdings auch die Mängel derselben in auffälligerer Weise wieder, als dies bei irgend einer anderen Erscheinung auf dem Gebiete der Nationalökonomie seit Langem der Fall war. Niemand wird ohne Anerkennung des ungewöhnlichen Beobachtungstalentes und der großen bis in die geringfügigsten Details sich vertiefenden Sachkenntniß die sieben Bilder aus dem Gebiete der Wirthschaft lesen, welche uns der Verf. vor das Auge führt (1. die Geschichte der Glasspinnerei; 2. das von Thünen'sche Gesetz; 3. die Correspondenzkarte; 4. die Formen der Organisation der Arbeit; 5. die Dampfmühle in Ebenfurt; 6. das Princip der Rotation; 7. die Launen der Pracht) Niemand wird auch dem Verfasser die Anerkennung versagen, daß er mit eben so viel Energie des Gedankes als Scharfsinn in den dem gewöhnlichen Auge bedeutungslos und zufällig erscheinenden wirthschaftlichen Vorkommnissen Gesetzmäßigkeit und Ordnung zu finden weiß und hiedurch seinen Forschungen eine methodische Bedeutung verleiht, welche weit den unmittelbaren Gewinn derselben für die Wissenschaft überragt. Eben so wenig wird indeß der unbefangene Beurtheiler der neuesten Schrift E. Herrmanns zu verkennen vermögen, daß derselbe die Grenzen zwischen der technischen und der wirthschaftlichen Seite der Production nicht genügend festhält, sich in seinen Forschungen bisweilen in völlig abgelegene Wissensgebiete verirrt und nicht selten dort ein wirthschaftliches Naturgesetz gefunden zu haben vermeint, wo es ihm doch nur gelungen ist, auf eine interessante Analogie zwischen den Erscheinungen der Volkswirthschaft und jenen der belebten oder unbelebten Natur hinzuweisen.

Das Werk E. Herrmanns, das uns mit seiner geradezu glänzenden Darstellungsweise gegenüber der staubigen Heerstraße der heutigen nationalökonomischen Schultheorien allerdings wie ein durch reizendes Waldesdunkel und Wiesengrün führender Seitenweg erscheint, hat uns in unserer Ansicht, daß eine Reform der heutigen politischen Oekonomie mit der ins Detail gehenden Darstellung complicirter Einzelnerscheinungen der Volkswirthschaft eben so wenig beginnen dürfe, als mit auf speculativem Wege gewonnenen allgemeinen Principien, nur bestärkt; ist die letztere Methode der Forschung eine an und für sich gänzlich unfruchtbare und werthlose, weil sie nothwendiger Weise anstatt zu Beobachtungen zu einer erfahrungswidrigen, aprioristischen Construction von Thatsachen und Verhältnissen führt, so ist die erstere, so gern sie auch die Etiquette der „naturwissenschaftlichen Methode" für sich vindicirt, in Wahrheit doch ihr Gegensatz. Die Naturwissenschaften sind dadurch groß geworden, daß man auf die einfachsten Elemente zurückging, um die complicirteren Erscheinungen der Natur zu begreifen, und nicht dadurch, daß man höchst complicirte Naturerscheinungen in ihren (oft zufälligen) Details schilderte, und geistvolle Analogien zwischen denselben und eben so complicirten Erscheinungen anderer Wissensgebiete zog. Eben so wird auch die Nationalökonomie nur dann einer gründlichen Reform entgegensehen, wenn die Erforschung der einfachsten und allgemeinsten Factoren der menschlichen Wirthschaft und jene der Gesetze, nach welchen die complicirteren Erscheinungen sich aus ihren einfachsten Elementen entwickeln, das gemeinsame Ziel aller Anhänger der empirischen Forschung auf dem Gebiete der Nationalökonomie sein werden.

Digitized by Google

Meisterhafte Darstellungen wirthschaftlicher Einzelerscheinungen, wie solche uns durch Herrmann in seiner neuesten Publication geboten wurden, werden auch dann noch immer ihren unzweifelhaften Werth behaupten, aber sie werden kaum mehr mit dem Anspruche auftreten „zur umfassenden und richtigen Erkenntniß des Großen und Ganzen der Weltwirthschaft zu führen". —r

---

* Deutscher Sprachwart.

Im Verlage der deutschen Volksbuchhandlung in Leipzig erscheint ein sprachwissenschaftliches Volksblatt unter dem Titel: „Deutscher Sprachwart. Zeitschrift für Kunde und Kunst der Sprache insonderheit für Hege und Pflege unserer Muttersprache in allen ihren Mundarten, für Schirm und Schutz ihrer Gerechtsame in Heimat und Fremde, für Reinheit und Richtigkeit ihres Gebrauches in Rede und Schrift". Die Tendenz des Herausgebers Max Moltke näher zu erörtern, ist nach dem Titel der im Monate zwei Mal erscheinenden Zeitschrift unnöthig; es handelt sich nur darum, ob selbe auch in der That ihren Zweck erfüllt. Die uns vorliegenden Nummern enthalten manchen verdienstvollen Aufsatz von berufener Feder, doch können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß der Herausgeber bei der Aufnahme von Beiträgen etwas zu milde Kritik übt und geradezu Unbedeutendes neben gediegene Arbeiten stellt. Herr Max Moltke selbst ist übrigens sehr fruchtbar an Heldengedichten, die in keiner Nummer des Sprachwart fehlen, obgleich wir dieselben nicht als Muster der Metrik empfehlen würden. Im Allgemeinen müssen wir das Unternehmen, an welchem sich auch zahlreiche österreichische Gelehrte betheiligen, als Hülfsmittel für Lehrer, Schriftsteller, Redacteure, für Studirende und Gelehrte bestens empfehlen. Der Preis ist billig und die Ausstattung hübsch.

---

* Fortschritte des Farbendruckes in Italien.

Uns liegen die ersten Lieferungen zweier in Italien erscheinender Prachtwerke in Folio vor, welche einen glänzenden Fortschritt des Farbendruckes zeigen. Das eine führt den Titel Musaici cristiani, saggi dei pavimenti delle Chiese di Roma anteriori al secolo XV., herausgegeben mit italienischem und französischem Texte von Gio. B. de Rossi (Roma 1872 libreria Spithöfer) — das andere „la capella del real Palazzo di Palermo" erscheint auf Kosten der Herren Visconti und Huber nach Zeichnungen des Künstlers Terzi. Die ersten Tafeln des Rossi-Spithöfer'schen Werkes sind in der päpstlichen Chromolithographie-Anstalt ausgeführt, die späteren in der Anstalt des Herrn Spithöfer. Das Werk über die k. Kapelle in Palermo ist ein Privatunternehmen. Beide Werke sind wesentliche Bereicherungen der Kunstlitteratur Italiens. Was aber am meisten überrascht, das ist die vollendete Ausführung in Farbendruck. Beide Werke können sich mit den besten Publicationen ähnlicher Art in Deutschland, England und Frankreich messen.

Veran w. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ein französischer Roman des dreizehnten Jahrhunderts.

Professor Martin hat kürzlich einen altfranzösischen Roman herausgegeben, der Alle interessiren wird, welche das uns oft so fremdartige Geistesleben des Mittelalters zu beobachten lieben oder zu erklären bemüht sind [1]); es ist der Fergus Guillaume's des Clercs, eine Erzählung, welche das Costüm und einige Personen mit den Romanen der Tafelrunde gemein hat, doch im wesentlichen ihre eigenen Wege geht.

I. Analyse des Fergus.

Der Dichter führt uns ohne besondere Einleitung nach Kardigan in Süd-Wales an den Hof König Artus'. Es ist am S. Johannestag. Nach Tisch bricht der ganze Hof auf um einen weißen Hirsch im Walde von Goriende zu jagen. — Der Dichter muß keine klare Vorstellung von der Lage Kardigans oder dieses Waldes gehabt haben. Die Entfernung ist eine ungeheure, der Wald Goriende liegt an der schottischen Grenze, in der Grafschaft Cumberland. — Von dort wird der Hirsch in einem gewaltigen Bogen durch schottisches Gebiet gehetzt, bis nach Galloway — ein aus Walter Scott wohlbekannter Ort bei Glasgow, — wo ihn in einem Sumpfe der Bracke faßt. Die Jagd ist lebendig und anschaulich beschrieben. „Die Jäger stoßen ins Horn und treiben die Hunde an. Diese wittern den Hirsch und bellen gewaltig vor Freude: das hättet ihr hören sollen! Der Hirsch stürmt fort in seiner großen Angst und nimmt seinen Lauf in ein Thal. Der König verspricht nun seinen goldenen Becher demjenigen, welcher ihn erlegen würde. Da hättet ihr sehen können wie die großen Barone ihre Pferde spornten. Der Hirsch flieht durch das Thal, wie jemand, der den Tod fürchtet. Das ganze Thal durcheilt er und kommt gesenkten Hauptes in den Wald von Gedeorde. Dort versteckt er sich. — Aber er wird von Parzival aufgejagt und springt, als schon ein Jagdhund ihn am Fuße packt, in einen Sumpf. Doch der Bracke läßt nicht nach, er folgt ihm ins Wasser und würgt und beißt ihn, bis das geängstigte Thier untertaucht.

[1]) Fergus, Roman von Guillaume le Clerc, herausgegeben von Ernst Martin. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1872.

Digitized by Google

Da konnte der durstige trinken, wenn er Lust hatte. Aber er taucht wieder auf und versucht von neuem zu fliehen. Der Bracke jedoch kommt ihm zuvor und packt ihn an der Nase. Da läßt sich der Hirsch zum zweiten Male bis zum Grunde hinab: aber durch das viele Wasser, welches in seinen Körper eingedrungen war, birst das Herz. Der Leib des todten Thieres wird nun von dem Hunde ans Land gezerrt."

Am andern Morgen reitet die ganze Gesellschaft nach Carduel, d. i. Carlisle in Cumberland. Bei Galloway am irischen Meer kommt der prächtige Zug an einem jungen Bauer vorüber, der gerade mit dem Pfluge auf dem Felde arbeitet. Er ist Fergus, der Sohn des reichen Bauers Soumilloit, welcher als ein angesehener Mann und Richter in seiner Landschaft eines Edelmannes Tochter geheiratet hatte. Der adelige Sinn der Mutter war auf Fergus übergegangen. Sobald er von einem Knappen erfahren, daß es König Artus und seine Tafelrunde waren, die er gesehen, ist er entschlossen Ritter zu werden und an den Hof des Königs zu ziehen. Zum großen Erstaunen der Ackerknechte spannt er Pferde und Ochsen vom Pfluge los und reitet in größter Eile nach Hause. Der Vater sieht ihn athemlos und schweißbedeckt herankommen, und frägt unwillig, warum er zu so früher Stunde heimkehre und mit den Ackerpferden. Fergus erzählt seine Begegnung und ruft dann mit lauter Stimme: „Mein Vater, ich bitte euch inständig, gebt mir Waffen und rüstet mich wie einen Ritter. Dann werde ich am Hofe des Königs dienen, wenn er die Gnade hat mich aufzunehmen. Kein Mensch, auch der römische Kaiser nicht, wird mich abhalten dahin zu gehen, was auch daraus entstehe". Da wird der Bauer zornig: mit einem derben Knüttel fährt er auf ihn los und hätte ihn wohl zu Boden geschlagen, wenn nicht die Mutter dazwischen getreten wäre. Er begnügt sich nun mit schlimmen Worten gegen Sohn und Gattin seinem Grimme Luft zu machen: „Du Hurensohn! sagt er, was fällt dir ein nach Waffen zu verlangen! Ochsen und Kühe sollst du hüten, wie deine Brüder thun, welche alle Tage aufs Feld gehen, gekleidet in Hammelfelle." Die Frau verwahrt sich nun gegen den Antheil, welcher von jenem unanständigen Schimpfwort auf sie käme, und sucht dann ihren Mann zu überreden, daß Fergus' Wunsch nicht so unnatürlich und widersinnig sei als er meine: es sei eben ritterliches Blut in ihm, dann sei er auch der älteste und schönste ihrer Söhne und wohl geeignet bei Hofe sein Glück zu machen: ihnen blieben ja noch zwei andere für die Wirthschaft. Soumilloit läßt sich in der That überzeugen. Fergus erhält ein gutes Pferd, aber die Waffen waren aus der Rüstkammer seines Vaters, von veralteter Form und ganz roth von Rost. Aber doch als sie Fergus nur sieht, hätte er sie schon tragen, mit ihnen zu Pferde sitzen wollen: rasch schnallt er sich die einzelnen Stücke über seine Bauernkleider, schwingt sich aufs Pferd und sprengt davon, in einer Hand die Lanze, und dazu noch sechs Wurfspieße, in der andern eine Peitsche mit Knoten. Seine

Digitized by Google

Mutter, welche ihn erst in seinem Wunsch unterstützt hatte, bricht nun in laute Klagen aus.

Auf dem Wege nach Carduel, Artus' Residenz, erschlägt er zwei Räuber, schneidet ihnen, unwissend im Ritterbrauch wie er war, die Köpfe ab und hängt sie an den Sattel. Bei Hofe tritt er ohne Schüchternheit auf und verlangt unter die Berather des Königs aufgenommen zu werden. Keie, der immer krittelnde und übellaunige Hofmarschall, verhöhnt ihn bitter und fordert ihn dann auf, ein sehr gefährliches Abenteuer zu bestehen; er solle nach Noquetran in Süd-Schottland reiten, dort auf dem schwarzen Berge Rose und Schleier vom Hals des elfenbeinernen Löwen nehmen und mit dem schwarzen Ritter kämpfen. Trotz der Abmahnung des König Artus, der den unternehmenden Jüngling mit Wohlgefallen betrachtet, ist Fergus dazu bereit. Dann vom König entlassen, hätte er in seiner geselligen Unerfahrenheit beinahe im Freien übernachten müssen. Er reitet in der Stadt herum, Straße auf, Straße ab: niemand lädt ihn ein einzutreten. Es wird Nacht, es beginnt zu regnen; das Wasser dringt ihm durch den Harnisch bis auf die Haut: er macht eine jämmerliche Figur, als er so durchnäßt mit seiner langen Lanze hin und wieder reitet. Endlich drückt er sich unter einen Balcon, steckt seine Lanze in den Boden und beginnt an die Wand gelehnt einzuschlummern. Ein Mädchen sieht den hübschen Jungen vom Fenster, sie eilt hinab und frägt, was er da um diese Stunde vor ihrem Hause Wache halte. Er sagt ganz ehrlich, daß er kein Nachtquartier gefunden habe, ob sie ihn nicht beherbergen könne: sie werde dabei nicht zu Schaden kommen. Sie lacht und meint das sei nicht ihr Geschäft: ihr Vater sei königlicher Kämmerer und kein Gastwirth: aber sie wolle ihn vor der Hand aufnehmen: nur freilich wenn ihr Vater nach Hause komme und es unrecht finde, dann müsse er wieder gehen. Das verspricht Fergus: er folgt dem Mädchen in das Haus und sie sorgt gastlich für ihn. Als sie in allen Ehren beim Souper sitzen, kommt der Vater. Beide springen etwas verlegen auf, sind aber durch die Güte und Höflichkeit des Kämmerers bald beruhigt.

Am nächsten Tage wird Fergus zum Ritter geschlagen und befreundet sich mit Gawan. — Auf der Fahrt nach Noquetran kommt er gegen Abend zu dem Schlosse Lidel in Cumberland. Auf der Brücke geht ein Ritter mit einer jungen Dame spazieren, der schönsten, welche die Natur gebildet, es war Galiene, die Nichte des Hausherrn. Fergus findet freundliche Aufnahme bei dem Ritter, und bei Galienen bald leidenschaftliche Neigung. Amor hat ihr gewaltig einen seiner goldenen Pfeile ins Herz geschossen. Als man nach dem Abendessen sich getrennt hatte, ist sie allein auf ihrem Zimmer. Sie findet keine Ruhe, bricht erst in wortlose Klagen aus, — denn was hätte sie sagen sollen? — springt auf, seufzt und ruft endlich: „Ach Fergus, schöner theurer Freund! Freund? Thörin ich, was habe ich gesagt! Noch nie hat er mich gesehen bis heute: wie bin ich so kühn ihn Freund zu nennen? Man hätte

Digitized by Google

wohl Recht mich thöricht und keck zugleich zu heißen, daß ich mir jemanden in den Kopf setze, den ich in meinem Leben früher noch nicht gesehen habe, und der kein Wort mit mir gesprochen hat. — Und morgen früh wird er fortreiten und sich meiner nicht mehr erinnern. Ich weiß auch nicht warum er sich meiner erinnern sollte, denn er kann doch nicht überall sich verlieben, wo er Herberge nimmt. — Also morgen früh wird er fortreiten. — Wird dann die Liebe mich wirklich tödten? Einen Mord würde sie an mir begehen, wenn sie mich durch solchen Kummer tödtete. — Ach! wüßte er wie innig ich ihn liebe, er wäre nicht so grausam, er hätte Mitleid mit mir. — Aber er wird es nie wissen, — wenn ich es ihm nicht sage. Ihm es sagen! Welch thörichtes Wort, — so sollte ich meinen Stamm entehren! Lieber wollte ich auf dem Todtenbett liegen als zuerst um Liebe werben. — Was werde ich also thun? Ich werde fliehen und diese Liebe vergessen. Ich will nicht mehr von ihm sprechen hören. Mein Vater will mich ja verheiraten an einen König, einen mächtigen Fürsten und schöner, glaube ich, als dieser. — Schöner? O der Thorheit! Es gibt keinen von hier bis nach Pavia, der schöner und gewandter sei als er. Gewiß, wüßte er wie ich jetzt gegen ihn gefrevelt, nie würde er, glaube ich, mich lieben. — Lieben? Auch nicht ein Bischen liebt er mich. Hat er mir es doch durch nichts gezeigt. Liebte er mich irgendwie, so hätte er gestern Abend doch mich gebeten seine Geliebte zu werden. — Aber vielleicht wußte er nicht wie er sich dazu anstellen sollte". — So wogen ihre Gedanken hin und her. Nach langen Kämpfen und Qualen endlich entschließt sie sich zu Fergus zu gehen. Mit großer Angst schleicht sie in sein Zimmer und hier noch streiten Scham und Liebe, bis sie endlich doch vor seinem Bette niederkniet, ihn leise weckt und dem Verwunderten ihre Liebe gesteht. Er aber will ihre Liebe erst annnehmen, wenn er eine Heldenthat vollbracht hat. Jammernd eilt sie hinweg und will nächsten Tag zu ihren Eltern zurückkehren.

Doch ich muß es mir versagen die ferneren Begebenheiten des Gedichtes in dieser Ausführlichkeit wieder zu geben und dadurch die realistische Kraft und die wirkungsvolle Beredsamkeit des Verfassers zur Anschauung zu bringen. Nur auf einigen wichtigeren Momenten werde ich im Verlauf der Analyse mir noch zu verweilen erlauben.

Fergus besteht sein Abenteuer, nimmt den Schleier vom Hals des elfenbeinernen Löwen und besiegt den schwarzen Ritter, den er zu König Artus schickt, seine Niederlage zu verkünden. Nach Lidel zurückgekehrt erfährt er, daß Galiene verschwunden ist, und spricht seinen Schmerz in langen figurenreichen Klagereden aus. Das hindert ihn aber nicht denselben Abend noch zwei Kämpfe untergeordneter Bedeutung zu bestehen. Die Besiegten müssen wie der schwarze Ritter Fergus' Ruhm bei König Artus verkünden. Die Erzählung wendet sich auf kurze Zeit zum Hofe zurück und schildert den Eindruck, welchen die Zeugen

Digitized by Google

von Fergus' Siegen auf den König und die Ritter der Tafelrunde hervorbringen.

Fergus aber irrt verzweifelnd und halb wahnsinnig umher über ein Jahr, von rohem Wilde lebend. Ein Zwerg an einer prophetischen Quelle belehrt ihn endlich, daß er Galienen wiedersehen werde, wenn er den schönen Schild im Thurm von Dunostre, südlich von Aberdeen am deutschen Meere, gewonnen habe. Er macht die große Reise dorthin durch die Grafschaft Lodian — dem bekannten Midlothian südlich von Edinburg — über den Frith of Forth, den Meerbusen von Edinburg, dann durch Schottland aufwärts. In Dunostre erschlägt er eine Hexe, welche den Schild bewachte, und kehrt mit seiner Beute auf demselben Weg zurück. In Lodian erfährt er, daß seine geliebte Galiene Fürstin des Landes ist, aber in Roxburgh am Tweed von einem fremden König, dem sie ihre Hand versagt, belagert wird. Ihre Eltern waren gestorben und sie ihrem Vater auf dem Throne gefolgt. Er eilt natürlich, sie sofort zu befreien und zu erwerben, verirrt sich aber auf dem Wege und gelangt zum Mont Dolerous, südlich von Edinburg, nicht weit von Roxburgh, wo er einen Kampf mit dem Gatten jener Hexe vom Thurm Dunostre zu bestehen hat. Nachdem er ihn mit seinem Sohne erschlagen und in der Pflege schöner Jungfrauen etwas ausgeruht hat, reitet er nach Roxburgh hinüber, bricht in die Reihen der Belagerer ein, tödtet den Seneschall, sticht den Neffen des Königs vom Pferde und schickt dieses als Huldigung eines Unbekannten an Galienen. Ohne sich zu erkennen zu geben verschwindet er im Walde und kehrt nach Mont Dolerous zurück. Den nächsten Tag aber und so fort eine Woche hindurch mischt er sich wieder in den Kampf und fügt den Belagerern großen Schaden zu. Da schickt der König seinen hitzköpfigen Neffen Arthofilaus zu Galienen, sie zur Uebergabe aufzufordern. Sobald dieser den Auftrag erhalten, sitzt er auf und reitet in gestrecktem Galopp bis zu dem nächsten Thor von Roxburgh. Der Mann, welcher dort die Wache hat, nähert sich ihm. Arthofilaus schreit ihn grob an: „Oeffne die Pforte, du Lümmel. Der Teufel hat dich zum Thürhüter bestellt: öffne augenblicklich." „Herr! nur fein sachte, sagt der Thürhüter. Bei Gott ihr werdet mir erst sagen, hoffe ich, wer ihr seid und was ihr suchet, sonst werdet ihr keinen Fuß hereinsetzen." „Ich es dir sagen! du Hurensohn! Gott möge dir die Pest schenken! Ist es bei deiner Herrin Gewohnheit, daß man dem Thürhüter seine Botschaft ausrichtet? Zum Teufel! ist sie denn eine Viehmagd? Beim Leib des heiligen Petrus! jetzt habe ich eine noch schlechtere Meinung von ihr als früher!" — Da öffnet der Mann die Pforte, Arthofilaus reitet in die Stadt mit gehobener Lanze und grüßt weder Mann noch Frau. Vor dem Palast hält er, bindet sein Pferd an und steigt die Stufen hinauf zum Saale, wo die Königin und ihre Frauen sitzen. Ohne sich zu verneigen spricht er sie an: „Madame! jetzt schweiget still. Der König, mein Herr, sendet mich und befiehlt euch durch mich, daß ihr ohne zu zaudern ihm diese Stadt und euch selbst übergebet. Er hat schon beschlossen

Digitized by Google

was er mit euch thun wird. Seinen Knechten wird er euch überlassen. Er selbst wird sich nicht entwürdigen euch zu nehmen, ebensowenig als er in einen Sumpf spränge: [1])" — wolle sie das nicht, so möge sie einen Kämpfer für sich stellen.

Ueber diese unverschämte Anrede gewaltig aufgebracht sagt ihm Galiene auch schlimme Dinge: „Herr Ritter! Ihr habt wohl nüchtern einen Trunk gethan. Uebel bekomme es dem, der euch so viel eingeschenkt hat. Ihr seid ja nicht gewohnt, daß der Wein so wohlfeil ist. Wirklich, der König hat sehr Unrecht gethan, daß er euch hergeschickt hat, anstatt euch schlafen zu lassen. Geht, ruht ein wenig aus. Dann kommt zurück und erzählt mir gefälligst eure Neuigkeiten, — wie es eurem Herrn geht. Ich glaube, wie viel Nägelköpfe es an den Pforten dieses Schlosses gibt, muß er bereits wissen, denn er hat volle Muße sie zu zählen. Meinetwegen kann er schon wieder nach Hause gehen: ich werde ihn nicht aufhalten."

Als Arthofilaus das anhören mußte, wäre er beinah zersprungen vor Scham und Bosheit. Aber er ließ nichts merken und besteht nur darauf, daß ihr Zwist mit seinem Herrn durch Zweikampf ausgetragen werde: je einer oder je zwei aus beiden Heeren sollten um die Entscheidung kämpfen. In ihrem Uebermuth aber erklärt Galiene, nur Einen Ritter werde sie gegen zwei des Königs stellen. Und dabei bleibt es.

Aber Galiene muß bald ihr unbedachtes Anerbieten bereuen. Keiner ihrer Ritter ist bereit die gefährliche Aufgabe zu übernehmen. Vergebens bemüht sich die Dienerin Galienens, Arondele, einen Helden der Tafelrunde ihrer Herrin zu gewinnen. Die sind alle ausgezogen Fergus zu suchen. Auf dem Rückweg trifft sie diesen zufällig auf der Burg Mont Dolerous ohne ihn zu kennen und ohne ihm kriegerische Tüchtigkeit zuzutrauen. Nur als ihrem freundlichen Wirth erzählt sie ihm das Leid ihrer Herrin, auf seine Fragen auch deren frühere Geschichte und daß sie noch immer jenen jungen Ritter liebe, der sie zurückgewiesen. Traurig kommt sie zu Galienen zurück. Als diese hört, daß es keine Hoffnung gebe, fällt sie zuerst in Ohnmacht, geräth dann in Wuth und Verzweiflung, schilt ihre feigen Ritter, will sich tödten, und bricht endlich in folgende Klagen aus: „O ich Unglückliche! Wie bin ich zu böser Stunde geboren, und elend, in der That, ganz und gar. Was zaudre ich doch und stoße mir nicht ein Messer durch meine Brust! soll ich etwa warten bis jener schändliche König mich in seinen Armen hält. Fieberglut soll ihn verzehren und das hölliſche Feuer eher brennen als ich die Seine werde. Die Seine! Nie möge das Gott zulassen, daß ich ihm zu Willen sei. Das wäre ja eine Schmach für meinen Geliebten. Meinen Geliebten! Ach was sage ich. Wie vermessen spreche ich. Werde ich denn mit Gewalt seine Geliebte sein? Was weiß ich denn ob er todt oder am Leben ist? — Aber ich glaube es nicht, bei Sanct Denis. Gar wohl

[1]) Die Drohung Galienen den Knechten preiszugeben ist höchst wahrscheinlich interpolirt, wie ich an einem anderen Orte gezeigt habe, aber sie stand schon in der ältesten für uns erreichbaren Tradition und scheint dem Geschmacke des Publicums ganz entsprochen zu haben.

Digitized by Google

hätte ich es gemerkt. Die lichte Sonne hätte ja den dritten Theil ihres Glanzes verloren, wenn mein Geliebter gestorben wäre. — Aber es sind wohl zwei Jahre, daß ich ihn nicht gesehen habe. Das ist nicht seine Schuld: was könnte ich ihm vorwerfen? Aber mich sollte man tödten, daß ich damals nicht seine Rückkehr nach Lidel abgewartet habe. Mein Onkel hätte ihn mir ja zum Manne gegeben, wenn ich ihn gebeten hätte: Denn in meinen Augen war er schön genug. Schön! bei Gott, ob er schön war! Und hätte er einen Sack an und ich ein gesticktes Ciclatkleid, so wäre er doch hundertmal schöner als ich. Denn er hat blaue lachende Auge und sein Antlitz leuchtet so hell, wie eine Rose an einem Maimorgen. — Aber das ist gewiß, mein schöner süßer Freund, daß ich verloren bin. Denn Ihr werdet mir nicht beistehen in meiner Noth: ich weiß wohl, niemals werde ich euch wiedersehen. Morgen vor Tagesanbruch werde ich mich vom Thurme stürzen. So wird mein Leben enden."

Am nächsten Tage, als kein Retter naht, steigt sie in der That einsam und trostlos — denn jeden Tröster weist sie zurück — auf den Thurm und stellt sich zu einem Pfeiler, der dreißig Ellen tief abstürzt. Da bereitet sie sich zu ihrem Todessprung vor und zieht ihre Kleider fest um den Leib, daß der Wind sich nicht darein verfange und ihren Schwung aufhalte. Gerade will sie sich hinunterstürzen, da ruft eine Stimme vom Himmel: „Mädchen du bist nicht klug, sieh doch dort hin zum Wald." Sie thut es und sieht den Wald hell erleuchtet, als ob er in Flammen stünde. Es ist Fergus mit dem schönen Schild. Er besiegt nun beide Gegner, Arthofilaus und den König. Dieser gibt Galienen zu erkennen wer ihr Befreier ist. Sie begibt sich zu König Artus, der eben mit seinen Genossen darauf sinnt, wie er von Fergus Nachricht bekommen könnte, — und unter dem Vorwand politischer Rücksichten bittet sie den Landesfürsten ihr den Ritter mit dem schönen Schild zum Manne zu geben. Gawan führt ihn, der unerkannt in der Nähe weilt, herbei und die Vermählung geht unter allgemeiner Billigung vor sich.

II. Ueber die typische Natur der altfranzösischen Romane, nach deren Inhalt.

Auch wer nur der Umrisse des deutschen Parzifals sich erinnert, wird die ungemeine Aehnlichkeit bemerken, welche besonders in den ersten Partien der Erzählung zwischen diesem und unserem Roman statt hat, sie ist auch schon längst, zuerst glaube ich von Henrich, bemerkt worden; s. Villemarqué Romans de la Table Ronde S. 397. Ein Jüngling, unritterlich erzogen, wird ein Spiegel der Ritterschaft und eine Zierde der Tafelrunde. Wenn wir vom Gral absehen, ist dies die Formel, auf welche der Roman von Parzifal wie der von Fergus gebracht werden können. Aber die Uebereinstimmung geht viel weiter. Fergus wie Parzifal werden durch den Anblick einer vorüberziehenden glänzenden Ritterschaar heftig ergriffen, Beide fragen sofort wie sie zur Ritterwürde gelan-

Digitized by Google

gen können, Beide besiegen den Widerstand im elterlichen Hause, erhalten aber eine bäurische und lächerliche Ausrüstung. Auch der Schmerz der Mutter, der wohlwollende Empfang bei Hofe, statt dessen nur Keie Spott für den wunderlichen Ankömmling hat, die Belehrung über ritterliche Sitte, welche Beide bei einen älteren Ritter finden, sind gemeinsam. Bis auf unbedeutende Kleinigkeiten erstreckt sich die Aehnlichkeit: Jenen freundlichen Ritter, der sich des Unerfahrenen annimmt, finden Parzifal und Fergus auf der Brücke seines Schlosses; der Narr an Artus' Hof nimmt für Parzifal wie für Fergus Partei und geräth dadurch in Streit mit Keie [1]).

Einiges hat der Dichter auch dem Chevalier au Lion, unserem Iwein, abgesehen, s. Martin S. XVIII, vor allem die Vermessenheit, mit welcher die Dame — in Iwein ist es die Dienerin — auf ihre gute Sache vertrauend, einen einzigen Kämpfer zweien oder dreien ihrer Gegner gegenüberstellen will; s. Chevalier au Lion ed. Holland 3674, im deutschen Iwein 4145. — Aber im Wesentlichen war offenbar Chrestiens Perceval sein Vorbild und Muster, er erwähnt diesen wiederholt und seine Belesenheit in Chrestiens Werken steht außer allem Zweifel.

Wie ist nun jene Aehnlichkeit mit einem älteren Dichtwerke zu verstehen? Denn der Fergus stammt, wie Martin zeigt, wahrscheinlich aus dem ersten

---

[1]) Martin sieht außerdem in dem nächtlichen Besuch Galienens bei Fergus eine Nachahmung jener ähnlichen Scene zwischen Parzifal und Blanscheflur — so heißt bei Crestien de Troyes Wolframs Condwiramur. Aber nicht Liebe, sondern Sorge für ihre Ehre und das Wohl ihres Landes treibt Blanscheflur zu einem Schritte, der ihre Sittsamkeit verdächtigen könnte, während Galiene ihrer Leidenschaft folgt wie eine Demoiselle irgendeines karolingischen Romanes. L. Gautier behauptet, es gäbe dort 20 bis 30 Fälle solcher Liebeswerbungen, Epopées françaises 1, 18. 19, und 128, und sehr häufig sind sie jedenfalls. Aehnliches aus den nicht nationalen Epopöen stellt Jonckbloet zusammen Walewein 2, S. 301. Wenn aber die äußere Aehnlichkeit des Vorganges im Fergus wie im Parzifal genügen soll, die Abhängigkeit der Motive zu beweisen, weil so viele andere Punkte stimmten, welche nicht ein Gemeingut der epischen Poesie waren, dann müßte man noch manches andere hieherzählen, vor allem die Freundschaft, welche Fergus wie Parzifal mit Gawan verbindet. Aber Gawan ist auch Freund Iweins, Tristans, Meraugis, Lancelots im Chevalier de la Charr ꝛc. — Ein Gegenstück dazu ist die treue Dienerin und Freundin, welche die französische Epik uns in einer Reihe liebenswürdiger Gestalten vorführt. Arondele ist keine unwürdige Schwester der schlauen Lunete, der bis in den Tod getreuen Brangäne. — Dann die Episode von Fergus' Wahnsinn. Wahnsinn oder eine ihm ähnliche verzweifelnde Gemüthsstimmung ist beinahe ein nothwendiges Erforderniß des Artus-Romans. Er erscheint gerade in den berühmtesten, im Parzifal, Iwein, Meraugis, wie im Fergus, im Gipfelpunkte der Erzählung, als Episode im Tristan und Lancelot. Im französischen Prosaroman von Lancelot hat der Held widerholte Anfälle, Jonckbloet 2, LXXVI. CLI. Noch Don Quixote glaubte seinen Roman, ohne einen Versuch, diesen Geisteszustand nachzuempfinden, nicht gehörig gespielt zu haben. Das Motiv drang dann mit so vielen andern in den karolingischen Roman.— Auch daß ein Ritter Artus' Hof verläßt, dann schwer vermißt und durch Gawan zurückgebracht wird, ist ungemein häufig. s. Villemarqué, Romans de la Table Ronde S. 49. Schon der gälische Dialog zwischen Tristan und Gawan bietet die Schlußscene dieses Vorgangs.

Digitized by Google

Viertel des 13. Jahrhunderts. — Offenbar nicht als ein Versuch des jüngeren Dichters, das Verdienst einer glücklichen Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen. Chrestiens Perceval war ja ein wohlbekanntes vielgelesenes Werk. Aber die Aehnlichkeit beider Werke besteht auch nicht bloß in einer Wiederkehr solcher Motive, welche in einer bestimmten Kunst- und Culturepoche sich beinahe nothwendig in allen größeren Werken einer Kunstgattung finden müssen, wie etwa das Liebesverhältniß in der modernen Tragödie, der Ehebruch im französischen Roman der vierziger Jahre, der geprellte Alte in der römischen und italienischen Comödie: dazu geht die Uebereinstimmung zu sehr ins Einzelne; auch wissen wir nicht daß die Zustände der Champagne oder Flanderns, oder überhaupt der französisch sprechenden Gesellschaft gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Entstehung eines poetischen Vorwurfs, den man die Verherrlichung der Einfalt nennen könnte, begünstigt haben. Nichts weist darauf hin. In der Bretagne aber war der Stoff heimisch, nicht nur litterarisch, auch im Leben. — Schon Souvestre hat eine bretonische Sage von Peronik gefunden, welche große Aehnlichkeit mit dem Stoffe des Parzifal zeigt. Noch wichtiger sind die Lieder, welche auf Morvan, einen bretonischen Häuptling des 9. Jahrhunderts, gesungen wurden, der gegen Ludwig den Frommen kämpfte. Eine weniger reine Ueberlieferung ist der wälsche Peredur. Es ist wohl möglich, daß die Märchen, welche von ihm erzählen, schon die französischen Bearbeitungen voraussetzen. — Ob Dasjenige, was die bretonischen Morvanlieder mit der Geschichte von Parzifal gemein haben, sich wirklich zugetragen hat oder dem Charakter des historischen Morvan entspricht, wissen wir nicht. Beides wäre nicht unglaublich: denn im 14. Jahrhundert erzählt die Geschichte von dem berühmtesten bretonischen Ritter und Feldherrn ganz Aehnliches: von du Guesclin, der seiner Tölpelhaftigkeit, seiner schlechten Bewaffnung, seines unansehnlichen Pferdchens wegen erst nur Hohn erntete und doch in seinem 17. Jahre schon bei einem Turniere allgemeine Bewunderung erregte. Auch die Flucht aus dem elterlichen Hause, und die Pietät gegen seinen Vater stimmen trefflich zu den Schicksalen und dem Charakter des Romanhelden.

In der Bretagne also würde die Wiederkehr des Parzifal-Motivs in verschiedenen Dichtungen nicht als Entlehnung anzusehen sein, — wohl aber in Frankreich: — als eine Entlehuung jedoch, zu welcher Jedermann berechtigt war. Es hatte sich in Frankreich durch lang unterhaltene poetische Thätigkeit ein Vorrath von einzelnen epischen Motiven und ganzen epischen Plänen aufgehäuft, aus dem jeder Einzelne zu schöpfen eben so berechtigt war als aus dem Schatze der epischen Formeln und der poetischen Diction. Schon Gervinus hat in seiner Analyse des deutschen Lancelot (Geschichte der deutschen Nat. l. 14, 262) auf die typische Natur des Artus-Romanes hingewiesen. — Wir finden, abgesehen von Motiven, welche beinahe überall vorkommen, daß besonders die Parzifal- und die Tristanfabel nicht nur einzelne Scenen, sondern mehrere zu einem Schema verbundene mit einer Reihe anderer Dichtungen gemein haben. So

Digitized by Google

knüpfen sich an den Parzifal Fergus, Blancandin, Tristan von Nanteuil, an den Tristan Cliges, Lancelot, Guy de Warwyke; — ferner Aye d'Avignon, Guillaume de Palerme, Aiol, der Roman de l'escoufle, Amadas, und ebenfalls Blancandin [1]).

(Fortsetzung folgt.)

Richard Heinzel.

Dr. Joseph Ritter v. Bergmann.

Gestorben in Graz am 29. Juli 1872.

Nescio qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui.
Ovid.

Vorarlberg, das kleine freundliche Gebirgsländchen an den äußersten westlichen Marken der österreichischen Monarchie, beherbergt einen aufgeweckten, rührigen, erwerbfleißigen Volksstamm, welcher mit Recht sich rühmt, eine be-

---

[1]) Es liegt mir ob, das im Text Gesagte zu begründen. Lancelot wird in unritterlicher Einsamkeit erzogen wie Parzifal, von einer Meerfrau wie Wigamur. Sein Eintritt in die Welt ist eben so unvorbereitet, unbeholfen, als der Parzifals. Er wird von einem Zwerg beschimpft, wie Erec und Meraugis von einem alten Weibe. Die Tochter seines Wirthes verliebt sich eben so rasch in ihn, als Galiene in Fergus. Ein nächtlicher Besuch folgt wie im Parzifal und ähnlicher im Fergus; am nächsten aber steht der Besuch, welchen ein ungenanntes Burgfräulein Hestor macht, der ihre Hand verschmäht und ihr erklärt, er könne nicht an Liebe denken, bevor er seine Abenteuer bestanden habe; Jonckbloet, Roman von Lancelot, 2, S. LIV; vgl. auch S. LXXII. — Bei einem Brunnen im Walde findet Lancelot eine Glocke. Der sie läutet, muß auf einen gefährlichen Kampf gefaßt sein. Ganz wie im Iwein. Dann Riesen- und Löwenkämpfe wie beinahe überall. — Sonst ist die Wiederkehr des Parzifal-Planes oder einzelner Motive dieses Romanes nicht gerade häufig. Blancandin, der Held eines Roman d'aventure des 13. Jahrhunderts, wird auch unritterlich erzogen (Hist. Lit. 15, 197. 22, 765. 952.) und eine Art Carricatur des Parzifal ist Tristan de Nanteuil, der aus halbthierischer Roheit zu ritterlicher Tapferkeit und feiner Sitte herangebildet wird; s. Roman. Jahrbuch 9, 1. Der Witz ist aber eigentlich der, den Naturmenschen mit seinen ungebändigten Trieben der Sinnlichkeit und seiner Abneigung vor Schmerz und Gefahr der ritterlichen Gesellschaft gegenüberzustellen, ein Thema, welches das Zeitalter Rousseau's in einer langen Reihe von nicht besonders erquicklichen Romanen und Novellen nicht müde ward zu [illegible]ten. — Die Gawanepisode im Parzifal hat Raoul de Houdent nachgeahmt in Meraugis.

Mit der Fabel von Parzifal ward früh verbunden die Geschichte des jugendlichen Liebespaares Schionatulanders und Sigunens. Die verhängnißvolle Leine eines Jagdhundes ist nachgeahmt in der Mule sans frain. Das Abenteuer dreht sich um den Zaum eines Maulthieres, welchen der Ritter seiner Dame wieder verschaffen will.

Viel häufiger kehrte die Fabel und einzelne Scenen der Tristan-Dichtung wieder. Das Motiv des Ehebruches allein brauchte nicht auf poetischer Tradition zu beruhen. Die gesellschaft-

Digitized by Google

trächtliche Anzahl bedeutender Namen und Charaktere hervorgebracht zu haben Es sei hier nur daran erinnert, daß aus Vorarlberg hervorgingen: die Maler Gebhard Flatz, Johann Jakob Fink, Conrad Dorner, die Malerfamilie Moosbrugger, die Malerin Angelica Kaufmann; die Bildhauerin Maria Katharina Felder, die Architekten Christian und Peter Tum, die Dichter Hermann v. Gilm und F. Michael Felder; die Geschichtsforscher Prälat Jodok Stülz und Fr. Joseph Weizenegger, nicht zu erwähnen eine Reihe auf anderen Gebieten tüchtiger patriotischer Männer. Erst vor wenigen Wochen schloß sich das Grab über einem seiner treuesten Söhne, welcher, hervorragend durch Talent und Gemüth, bis an sein Lebensende nicht müde ward, für seine Heimat zu arbeiten und zu wirken: diesen auf seinem Lebensgange zu begleiten, soll hier von einem Freunde versucht werden, welcher durch fünfzig Jahre seiner vollen Zuneigung sich zu erfreuen hatte.

Wenn man vom südöstlichen Rande des Bodensee's den Abstürzen der Bregenzer Ache entgegenschreitet, so gelangt man in rascher Erhebung des vorderen Bregenzer Waldes zu einer Thalmulde von 2600 ' Seehöhe, wo zwei Seitenbäche der Bregenzer-Ache, der Subersbach und die Bolgerach ihr Bett tief in die Molasse eingeschnitten haben. In diesem anmuthigen, fleißig bebauten Hochthale, überragt vom Hittisberge und Rothen Berge, liegt der ansehnliche Ort Hittisau, welcher theils aus einer geschlossenen Reihe von Häusern, theils aus

---

lichen Verhältnisse des 12. wie des 19. Jahrhunderts drängten es der Litteratur auf: aber wenn im Cliges der betrogene Fürst ein Verwandter des Helden ist, so scheint doch Erinnerung an die Sagen von Mordred und Tristan gewaltet zu haben. Besonders wenn noch Nebenumstände stimmen wie im Lancelot die Entführung der Königin durch einen Räuber und ihre Befreiung durch Lancelot, die blutigen Spuren im Bett. Auch die Gesinnung Lancelots ist ganz die Tristans: nicht die Königin für sich zu erwerben und ausschließlich zu besitzen ist sein Ziel — dadurch würde ihre Ehre leiden — sondern vor der Welt soll sie seinem Herrn Gattin und Königin sein und im Stillen ihn beglücken. Deßhalb gibt er sich alle Mühe, als sie von Artus ungerecht verdächtigt und verstoßen wird, sie zu ihm zurückzuführen und in alle ihre Ehren einzusetzen. Dieser Begriff von Liebe und Ehre ist allerdings auch sonst historisch bezeugt — Zeitschrift für österr. Gymn. 1868 S. 551 ff., und dazu die franz. Romanze bei Bartsch N. 64, — aber zu unumschränkter Herrschaft war er natürlich nie gelangt. Cliges verlangt nichts besseres als seine entführte Geliebte in idyllischer Abgeschiedenheit zu besitzen. Außer den Grundmotiven verbindet auch der Zaubertrank Cliges mit der Tristan-Fabel. — Viel näher aber als beide steht ihr Guy de Warwyke. Der Held wird als Kind seiner Schönheit wegen von russischen Kaufleuten entführt. Der treue Diener Harold, bei dem er erzogen worden, wird Pilger um ihn zu suchen. Guy tritt in den Dienst des Kaisers, ein neidischer Seneschall klagt ihn an die Tochter seines Herrn verführt zu haben. Er wird von seiner Geliebten getrennt und ist im Begriff eine Andere zu heiraten: da erinnert er sich beim Anblick des Brautringes seiner früheren Geliebten und tritt zurück. — Sterbend schickt er seiner Frau einen Ring, mit der Bitte, zu ihm zu kommen, sie kommt zu spät und stirbt an seiner Leiche. Auch die Riesen- und Drachenkämpfe kommen vor. — Dieser Liebesroman von der Gattung, welche die Franzosen Roman d'aventure nennen, steht dem Tristan so nahe wie Fergus dem Parzifal, nur mit Artus ist Guy de Warwyke nicht in Verbindung gebracht und insofern ein Roman d'aventure reinerer Gattung; Hist. Lit 22, 847 ff. — Einzelheiten der Tristangedichte finden sich sonst vielfach wieder. Das Jugendleben Tristans bei

Digitized by Google

einzelnen Gehöften inmitten von Wiesengründen besteht. In einem dieser Einzelnanwesen wurde Joseph Bergmann am 13. November 1796 geboren.

Sein Vater Conrad (geb. 1755) war nach Bergmanns Angabe Stuccaturarbeiter, in früheren Schulzeugnissen wird er Lackirer genannt: vielleicht war er Beides, da man in jenen Zeiten und auf dem Lande mehrere Beschäftigungen zugleich ausübte. Der Vater hatte sich durch viele Jahre als Arbeiter in Frankreich und der französischen Schweiz die Fertigkeit der französischen Sprache angeeignet, was ihm und seinen Mitbürgern bei den wiederholten Einfällen der Franzosen in Vorarlberg in den Jahren 1800 und 1809 wohl zu statten kam, da er als Dolmetsch mancherlei zu schlichten Gelegenheit fand. Erst in späteren Jahren glückte es ihm in den Besitz eines kleinen Anwesens am Rain in Hittisau zu gelangen und mit Katharina Bilger (geboren 1769) sich ehelich zu verbinden. Aus dieser Ehe entsprang eine zahlreiche Familie, in welcher Joseph Bergmann der Zweitgeborene war.

Neben dem Besuche der Ortsschule wurde der junge Bergmann auch angehalten, bei den Arbeiten des Hauses und Feldes mitzuhelfen. Davon legte er noch in vorgerückten Jahren eine Probe ab, indem er gelegentlich die Sense eines Mähders ergriff und sie mit Gewandtheit handhabte. Frühzeitig war jedoch der damalige Caplan in Hittisau, Xaver Rüscher, auf die glücklichen Anlagen des Knaben aufmerksam geworden und rieth dem Vater, ihn studiren

---

Marke: im Aye d'Avignon, — der junge Garnier spielt am Hofe Karls des Großen eine Rolle sehr ähnlich jener Tristans am Hofe seines Oheims; — Hist. Lit. 22, 35. — Das Waldleben des Liebenden: im Guillaume de Palerme. Zwei Liebende fliehen in einen Wald, werden von einem Wolf genährt und in einer Höhle schlafend gefunden; Hist. Lit. 22, 835; im Aiol: Einsames Waldleben von Mann und Frau mit ihrem Kinde und einem Pferde; Hist. Lit 22., 275. Auch der Roman de l'escoufle hat die Situation in ziemlich ähnlicher Form, Hist. Lit. 22, 812, obwohl der Typus der Eustachiuslegende des Guillaume d'Angleterre der guten Frau zu Grunde liegt. — Der treue Hund: in Guillaume de Palerme vertritt ein Pferd dessen Stelle. Hist. Lit 22, 837. — Tristan wird als Narr geschlagen: Ydonie läßt im Roman Amadas ihren Geliebten eben so schimpflich durch ihre Knechte behandeln: unmittelbar vorher geht ein Vergleich mit Tristan und Isolde. Hist. Lit. 22, 761. — Die unvollzogene Ehe hat ihr Seitenstück nicht nur im Guy de Warwyke: auch in dem eben erwähnten Amadas enthält sich der ungeliebte Gatte Ydoinens, aber aus Furcht vor einer Prophezeiung. — Tristan und Kaedin aber finden wir deutlich in jenem Blancandin, dessen Anfang mit Parzifal Aehnlichkeit gezeigt hatte. Blancandin, entfernt von der Geliebten, dient einem fremden Könige und befreundet sich mit dessen Sohne. Er theilt ihm seine Liebe zu Orgueillousen mit und seinen Wunsch sie zu sehen. Sein junger Freund begleitet ihn. Hist. Lit. 15, 197. 22, 765. 952.

Die Lancelotmotive wiederholen sich im Prosa-Roman selbst. Der Wahnsinn des Helden kommt, wie eben erwähnt, zwei Mal vor. — Ein todter oder verwundeter Ritter wird auf einer Bahre herein getragen: wer den Splitter aus seiner Wunde zieht, oder wer ihn von der Bahre hebt, übernimmt die Verpflichtung ihn zu rächen. Jonckbloet 2, XX. LIII. LXVII. CXXXIV. Die einsame Insel aber, auf welche Lancelot mit Pelles' Tochter sich zurückzieht, und die Pinie, um welche die Mädchen Winter und Sommer unaufhörlich Reigen tanzen, erinnern an die immergrüne Zauberpinie im Meraugis; auch um diese sitzen die Mädchen herum und singen Tanzlieder.

Digitized by Google

zu lassen, indem er sich zugleich erbot, denselben für die lateinischen Schulen vorzubereiten. Der Vater ging auf Beides ein, und auf diese Weise kam Bergmann, obschon ziemlich unvollkommen vorbereitet, im Jahre 1808 an das Gymnasium in Feldkirch, wo er dieses und zwei folgende Jahre blieb.

Einen bleibenden Eindruck für sein Leben ließ ihm aus dieser Zeit ein Besuch in St. Gallen zurück, wohin ihn sein Vater auf einer Reise im Jahre 1809 mitgenommen und dem ausgezeichneten Historiker Ildefons von Arx vorgestellt hatte. Dieser würdige Mann hatte wahrscheinlich an den Antworten des lebhaften Knaben Gefallen gefunden und ihn zu weiterer eifriger Verfolgung seiner Studien ermuntert. Diese Ermunterung sollte bald ihre Früchte tragen.

Das Gymnasium zu Feldkirch, welches zu jener Zeit ziemlich schwach bestellt war, konnte dem Drange des lernbegierigen Jünglings nach derberer geistiger Nahrung nicht genügen. Er lag daher dem Vater an, das Gymnasium zu Kempten besuchen zu dürfen, welches damals den besten Ruf hatte und ihn auch verdiente.

Im Herbste des Jahres 1811 kam er in Kempten an: hier erwartete ihn abermals ein schwerer Kampf ums Dasein. Hatte er schon in Feldkirch durch Privatunterricht und Kosttage sich mühsam durchzubringen gehabt, so trat in Kempten dieselbe Sorge neuerdings und gesteigert an ihn, da gleich im ersten Jahre sein Vater gestorben war, und die Zuflüsse vom Hause gänzlich zu versiegen drohten. Wie geringfügig diese überhaupt gewesen waren, ging aus einer Mittheilung hervor, welche er seinen Kindern öfter wiederholte. Bergmann hatte in einer Semmel einen Sechser eingebacken gefunden und ihn dem Bäcker zurückgebracht. Dieser überließ nun das Geldstück großmüthig dem Ueberbringer als Geschenk, welches Bergmann in seiner damaligen Bedrängniß als eine willkommene Gabe erfreut annahm.

Der Druck der äußeren Verhältnisse vermochte jedoch nicht die geistige Spannkraft des eifrigen Musenjüngers herabzustimmen, denn in Kempten fand er, was er früher vergeblich gesucht hatte: tüchtig gebildete Schulmänner, besonders in den Fächern der classischen Sprachen; und mit dem Ausdrucke der größten Dankbarkeit erwähnte Bergmann immer des dortigen Rectors Kirchhofer sowie des Professors Böhm, und diese gaben ihm wieder bei seinem Abgange vom Gymnasium im Jahre 1815 das Zeugniß, daß er mit seinem Talente gewuchert habe.

Mittlerweile war Vorarlberg wieder an Oesterreich gekommen und sein Patriotismus bestimmte ihn, seine weitere wissenschaftliche Ausbildung und sein Fortkommen in Wien zu suchen. Auf der Reise dahin waren in Innsbruck seine Geldmittel zu Ende gegangen, und er sah sich genöthigt, um eine freie Fahrt über Paßau und Linz zu erlangen, als Ruderer auf dem Schiffe sich verwenden zu lassen.

Mit der Ankunft in Wien (1815) war ein wichtiger Zeitabschnitt in dem Leben unseres Bergmann eingetreten. In der großen Stadt ganz fremd,

Digitized by Google

ohne Subsistenzmittel, ohne Gönner und Freunde war er zum dritten Male auf seine eigene Kraft angewiesen. Diese war jedoch in dem jungen Manne erstarkt: seine in Kempten errungene eminente Durchbildung besonders in der griechischen Sprache, machte ihn seinen Rivalen im Lehrfache überlegen und der Ruf davon ging aus kleineren Kreisen bald in größere über. Nicht wenig trug dazu bei der Professor der lateinischen und griechischen Philologie an der Universität, Anton Stein, welcher die höhere Befähigung des neuen Ankömmlings sogleich erkannte, ihn in bessere Häuser, wie des Obersten de Traux, Consul Berks, später dem Landgrafen Fürstenberg, dem Grafen Karl v. Grünne u. A. empfahl und sogar — was damals unerhört war — gestattete, daß Bergmann noch als Studirender der Rechte Repetitorien in griechischer Sprache und Litteratur an der Universität halten konnte.

Im Jahre 1822 hatte Bergmann die juridisch-politischen Studien an der Universität absolvirt, im Verkehre mit gebildeten und gelehrten Männern hatte sich sein Gesichtskreis erweitert, durch beständig fortgesetzten Unterricht war er auch für eine öffentliche Lehrkanzel befähigt, und es konnte ihm nicht fehlen, daß er bei dem ersten Lehramtsconcurse (1826) die Stelle eines Professors am Gymnasium in Cilli erhielt. Damit war der bisher schwankende Boden seiner Existenz in etwas gefestet: ein weit günstigeres Verhältniß, das für sein ganzes übrige Leben bestimmend wurde, sollte ihn schon zwei Jahre später (1828) in Wien erwarten. Durch das unerwartet frühe Hinscheiden des jungen ausgezeichneten Gelehrten Alois Primisser war die Stelle des dritten Custos am k. k. Münz- und Antikenkabinete mit der Dienstleistung bei der Ambraser Sammlung erledigt worden und Bergmann erhielt diese Stelle, nachdem er, ohne daß er es hoffen durfte, aufgefordert worden war, sich darum zu bewerben. Er hatte damit eine Stellung erreicht, worin die weitere Entfaltung seiner reichen natürlichen Anlagen mit seiner Amtspflicht gleichen Schritt gehen konnte. Als Custos der Ambraser Sammlung hatte er im unteren Belvedere seine Wohnung zu beziehen, welche er durch 43 Jahre bis nach seiner Jubilirung nicht mehr verlassen sollte.

In seinem Amte wurde ihm die Partie der Münzen und Medaillen des Mittelalters bis zur Gegenwart übertragen, worein er sich sogleich mit solchem Eifer versenkte, daß die zahlreichsten Publicationen in Verbindung mit historischen Excursen in rascher Folge ans Licht traten und die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf den rüstigen Forscher hinlenkten.

Ungeachtet durch diese neue Richtung seiner Studien die classische Philologie zurückgesetzt werden mußte, so war seine Vorliebe für Vorträge in diesen Fächern noch fortwährend lebendig, und zu seinen angenehmsten Erinnerungen gehörten jene an die Zeit, wo er griechische Autoren mit dem Dichter Franz Grillparzer und der genialen Blumenmalerin Pauline Freiin von Koudelka — später die Gemahlin des Ministers A. von Schmerling — gelesen hatte.

Digitized by Google

Im Jahre 1831 wurde ihm die Ehre zu Theil, bei den Söhnen des Erzherzogs Karl zum Unterrichte in der Geschichte und lateinischen Sprache berufen zu werden. Wie sehr Bergmann den von ihm gehegten Erwartungen entsprochen hat, dafür lieferte die Thatsache den Beweis, daß er durch vierzehn Jahre bis zum Jahre 1844 nach und nach bei sämmtlichen vier jungen Erzherzogen Albrecht, Karl Ferdinand, Friedrich und Wilhelm den Unterricht fortzusetzen hatte, und auch nach dessen Vollendung von seinen erlauchten Zöglingen bis in sein spätestes Alter mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit und Huld ausgezeichnet wurde.

Während unablässiger geistiger Arbeit war Bergmann in seinem Amte im J. 1834 zum zweiten, im J. 1840 zum ersten Custos vorgerückt: im Jahre 1863 wurde er nach dem Tode des verdienstvollen Joseph Cal. Ritter von Arneth Director des Cabinetes, welchem er in dieser Eigenschaft noch durch acht Jahre vorzustehen hatte. Mit dem Namen Bergmann hat man zugleich auch die gewissenhafteste, treueste Verwaltung seines ihm anvertrauten Cabinetes bezeichnet: in übersichtlicher Ordnung war besonders die Partie der Münzen aufgestellt und erhalten und dem Publicum mit Zuvorkommenheit zugänglich gemacht, während in jedem Jahr die überaus reiche Sammlung neuen Zuwachs erhielt. Das Verhältniß des Leiters und der Custoden war das einer schönen Collegialität durch Bildung und Charakter einander nahestehender Männer; und noch in seiner letztwilligen Anordnung empfahl sich Bergmann dem Andenken des Cabinetes, mit dem sein ganzes Wesen eng verflochten war.

Am 1. März 1871 sah er sich nach fünfundvierzig Dienstjahren durch seine gebrochene Gesundheit genöthigt um seine Jubilirung anzusuchen, die ihm in ehrenvollster Weise ertheilt wurde. Er zog sich hierauf nach Graz zurück, wo am 29. Juli 1872 ein milder Genius nach langem Lungenleiden ihm die Augen schloß, worauf seine irdischen Reste auf dem Friedhofe von St. Leonhard ihre Ruhestätte fanden.

Für einen Mann, der aus kümmerlichen Verhältnissen sich emporarbeitend Gönner und Freunde sich erst erwerben und dann erhalten mußte, der seine ehrenvolle Stellung im Leben und in der Wissenschaft nur seinem fleckenlosen Charakter, seinem seltenen Talente und seinem rastlosen Fleiße zu danken hatte, ist es bezeichnend, welche Anerkennungen vom Staate und in wissenschaftlichen Kreisen ihm zu Theil wurden.

Bergmann erhielt im Jahre 1844 den Charakter eines kaiserlichen Rathes und 1868 „wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen“ den Charakter eines k. k. Regierungsrathes; wurde 1854 mit dem Ritterkreuze des Franz-Josephs-Ordens, 1866, bei seinem vollendeten vierzigsten Dienstjahre, mit dem Ritterkreuze des Ordens der eisernen Krone (damit die Erhebung in den Ritterstand) — 1871 bei seiner Jubilirung mit dem Comthurkreuze des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet. — Ferner ernannte ihn 1865 die Wiener Universität zum Ehrendoctor der Philosophie, 1848 wurde er in erster Reihe der Gewählten

Digitized by Google

wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien (worauf er immer den größten Werth legte), 1857 wurde er Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften; ferner war er theils früher, theils später Ehrenmitglied geworden der Vereine für Landeskunde in Tirol, Salzburg, Ober-Oesterreich Kärnten, Krain, Steiermark und von ausländischen historischen und numismatischen Gelehrtenvereinen in Württemberg, Hohenzollern, Nürnberg, London und Brüssel. — Außerdem ließen zur Erinnerung an sein vollendetes vierzigstes Dienstjahr im Jahre 1866 die gleichzeitigen Conservatoren seines Cabinetes Joh. Gabriel Seidl, Dr. Eduard Freiherr von Sacken, Dr. Friedrich Kenner eine Medaille auf ihn prägen mit der Unterschrift: „Historiæ, naturæ et loquelæ patriæ docto prædicatori, virorum inlustrium numis insignitorum fido præconi" auf seine historischen und dialektischen Forschungen über sein Vorarlberg und sein großes Werk: „Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates" anspielend. Bei seiner Jubilirung endlich im Jahre 1871 wurde auf Veranlassung des Oberstkämmerers Sr. Maj., Grafen von Crenneville, sein in Oel gemaltes Bildniß in den Räumen des Münzcabinetes aufgehängt, wo es seinen würdigen Platz neben jenen von Eckhel, Fröhlich, Düval, Neumann, Arneth gefunden hat.

In seiner äußern Erscheinung war Bergmann eine kräftig gebaute Gestalt von Mittelgröße und aufrechter Haltung, nur der Kopf war, wie bei allen bedeutend Kurzsichtigen, etwas nach vorwärts geneigt. Aus demselben Grunde da für ihn die Außenwelt außer in der nächsten Nähe wenig bieten konnte, wandelte er immer in sich gekehrt mit seinen Gedanken beschäftigt. Dadurch erhielten die scharfmarkirten Züge seines mageren Gesichtes einen ernsten, ja strengen Ausdruck, welcher jedoch sofort dem freundlichsten Entgegenkommen wich, wenn eine bekannte Stimme sich vernehmen ließ, und die Offenheit und Gutmüthigkeit seines Wesens trat aus seinen dunklen, ehrlichen Augen und dem freundlichen Lächeln um die Lippen deutlich hervor.

Bergmann war zwei Mal verheiratet. 1828 hatte er sich mit Marie Freiin von Pratobevera vermählt, der geist- und gemüthreichen Tochter des hochverdienten gelehrten Vicepräsidenten des k. k. Apellationsgerichtes in Wien Karl Joseph Freiherrn von Pratobevera († 1853), und nach deren frühzeitigem Hinscheiden (1839) mit der Schwester der Verstorbenen, Luise, die seinen Kindern eine zweite Mutter und die sorglichste Pflegerin seines hülfsbedürftigem Alters wurde. — Im engen Kreise seiner Familie fühlte sich Bergmann am behaglichsten. Er hatte seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung angedeihen lassen; am meisten wirkte aber sein eigenes Beispiel der Mäßigung, Ehrenhaftigkeit und Thätigkeit. Die Söhne waren noch während seines Lebens in ihren Kreisen selbstständig geworden: Der älteste, Karl, ist regulirter Chorherr im Stifte St. Florian, Max k. k. Hauptmann im Kriegsarchive, Ernst Custos im k. k. Münz- und Antikencabinete, die Tochter Johanna hatte der Mutter die Führung des Hauswesens abgenommen und unterstützte sie in der Pflege

Digitized by Google

des kränkelnden Vaters. So konnte der Vater seine Kinder, die sein Sterbebett umstanden, mit Beruhigung dem Schutze des Himmels für ihre Zukunft empfehlen.

Strenge Rechtlichkeit, selbstlose Uneigennützigkeit, ängstliche Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Berufspflichten machten den Grundzug seines Charakters aus. Treue Anhänglichkeit an seinen Monarchen und sein großes Vaterland wie seine kleine Heimat drückt sich in allen seinen Schriften aus. Warme Liebe für seine Familie und seine Freunde und ein allgemeines Wohlwollen für jeden Hülfesuchenden sprach sich ungeschminkt und wahr bei ihm aus. Ungeachtet er streng gegen sich selbst und seine Leistungen war, so war ihm dagegen die Anerkennung fremden Verdienstes bei jedem Anlasse ein Bedürfniß; oft wiederholt treten die Anpreisungen des Wirkens eines Eckhel, Düval, Alois Primisser und mancher anderen selbst von untergeordneter Bedeutung in seinen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen hervor.

Im geselligen Verkehre folgte er theilnehmend den fremden Auslassungen, nur wenn Gegenstände seines Faches zur Sprache kamen, konnte man belehrender Auseinandersetzungen sicher sein, ohne daß er mit seinem reichen überlegenen Wissen prunken oder sich damit aufdrängen wollte. Ein Freund heiterer Geselligkeit, empfänglich für harmlosen Witz, gab er gerne seine eigene naive Unbeholfenheit in manchen gleichgültigen Lebensformen dem Scherze preis. Fremde Zwecke nach seinen Kräften zu fördern, besonders wenn es seine liebe Heimat betraf, hielt er für Pflicht, nicht für ein Verdienst. Dagegen behielt er für ihm erwiesene Wohlthaten oder auch nur gewöhnliche Gefälligkeiten das dankbarste Andenken. Sein Widerwille, mit fremden Federn sich zu schmücken, ging so weit, daß er in seinen Publicationen auch bei geringfügigen Notizen niemals unterließ, den Namen des Mittheilenden anzuführen.

Sollte man nicht meinen, ein so offen angelegter, gediegener Charakter, welcher in siebzigjährigen Mühen dem Dienste der Wissenschaft und Humanität sich rastlos hingegeben hatte, müsse eine ausnahmslose Anerkennung erfahren? Und doch ließ eine von Parteileidenschaft getrübte Stimme und zwar von einer Seite sich vernehmen, wo man Pietät als Pflicht zu erwarten berechtigt war. Der Tod ersparte Bergmann diese Kränkung zu erfahren.

Wenn wir nun einen Blick auf seine wissenschaftlichen Leistungen werfen, so wird zuerst klar, daß Bergmann genau erkannte, was sein Talent vermochte, daß er nur unternahm, was zu bewältigen seinen Kräften angemessen war, und daß er beharrlich vollbrachte, was er begonnen hatte. Er wies Alles ab wovon er wußte, daß ihm dazu das Verständniß ferner lag und beherrschte dadurch desto sicherer den enger gezogenen Kreis seiner Studien. Hervortretend in seinen Anlagen war sein immenses Gedächtniß für Sprachliches, Namen und Fakten. Diese sorgsam gepflegte bis in sein spätestes Alter immer gleich bereite Dienerin belastete er aber nicht mit zwecklos durch einander gehäuften Einzeldingen, sondern sein Gedächtniß umfaßte eine wohlgeordnete Sammlung in

Digitized by Google

einander greifender Kenntnisse, die sich wechselseitig unterstützten und förderten. Durch seine frühzeitige Schulung in den classischen Sprachen und ihren Formen hatte sich ihm zugleich eine praktische Logik ausgebildet, die das Gleichartige rasch herausfand, gliederte und verarbeitete. Sein festes Beharren, sein eiserner Fleiß ließ das Ergriffene nicht mehr los, bis es für ihn erschöpft war und leitete ihn von jedem gewonnenen Standpunkte immer wieder zu neuen Aufgaben.

Die längere Lebensdauer, welche ihm durch ein gütiges Geschick beschieden war, hat er durch geistige Arbeit reichlich ausgenützt. Ueber einhundertsiebzig Publicationen sind die Früchte seines fünfzigjährigen Fleißes. Nach der Natur seines Berufes und seiner Neigung hatten diese Sprachwissenschaft, Numismatik und Geschichte zum Gegenstande. Während eingehendere Urtheile über seine Werke Fachschriften überlassen werden müssen, mögen nur einige übersichtliche Betrachtungen hier ihre Stelle finden.

Zu seinen frühesten sprachlichen Arbeiten gehören die Forschungen über die Volkssprache im Bregenzer Walde; ein vollständiges Idiotikon hatte er angelegt, aber nicht zu Ende gebracht. Später erschienen „die Untersuchungen über die sog. Cimbern der VII und XIII Comuni im Veronesischen Gebirge", welche er wiederholt selbst bereist hatte; die Schrift hat zur Zerstreuung der Fabel, daß es Cimbern waren, die sich dort niedergelassen haben, wesentlich beigetragen. Dieselbe Ansicht theilte mit ihm sein geistreicher und gelehrter Freund, der berühmte A. Schmeller, dessen „cimbrisches Wörterbuch" aus seinem Nachlasse herauszugeben Bergmann später von der Akademie der Wissenschaften beauftragt wurde. Aus dem Schatze der Ambraser Manuscripte gab er nacheinander heraus: „Von dem Mayr Helmbrecht, eine poetische Sittengeschichte aus dem XII. Jahrhunderte von Wernher dem Gartenäre", dann „Des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein Itwiz oder Frauenbuch vom Jahre 1275", endlich nebst mehreren Erzählungen aus dieser Zeit „Das Ambraser Liederbuch (mit 260 Liedern) vom Jahre 1582" für die Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart.

Von seinen speciell Numismatik betreffenden Schriften soll hier nur seine „Darstellung mehrerer Systeme für Anordnung von Sammlungen mittelalterlicher und moderner Münzen und Medaillen" erwähnt werden, worin Bergmann seine durch vieljährige Erfahrung und Uebung erlangte Ansicht vertritt, sowie er in der „Pflege der Numismatik in Oesterreich von 1709 bis 1862" einen von Fachmännern eifrig gesuchten Ueberblick der anerkennenswerthen Leistungen in dieser Disciplin in Oesterreich eröffnet.

Bergmanns bedeutendste litterarische Leistungen sind aber im historischen Fache, großentheils an Numismatisches sich anlehnend, niedergelegt. Wie ein rother Faden zieht sich dabei das Vaterländische hindurch: dem Vaterlande wollte er vor allem nützlich werden, wie er selbst in seinem an Umfang und Gehalt ausgezeichnetsten Werke: „Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete

Digitized by Google

Männer des österreichischen Kaiserstaates" (zwei starke Quartbände) an die Spitze desselben stellt: „Alii sectentur alia, nos patria." Am klarsten spricht er selbst sich darüber aus, was er mit diesem Werke bezweckte, indem er in der Vorrede sagt: „Ich wollte nicht stylistische Musterstücke, sondern gesichteten, geläuterten und zusammenhängenden Stoff dem historischen Griffel bieten. . . . Andere werden kommen und aus dem gewonnenen Erze dasjenige, was im Allgemeinen und in weiteren Kreisen Geltung hat, ausziehen und in ihre Form gießen." — Bescheidener konnte nach der Bewältigung eines so mühevollen Stoffes der Geschichtsforscher sich kaum aussprechen. Der erste Band dieses Werkes ist dem Erzherzog Albrecht, der zweite dem Andenken des Erzherzogs Friedrich gewidmet, dessen Lebensskizze nach den Reise- und Tagebüchern des Erzherzogs dieser Band enthält. — Um Raum für Einiges, was hier nicht übergangen werden kann, zu gewinnen, kann über seine die Zahl von 70 übersteigenden historischen Abhandlungen nur wiederholt werden, was Männern vom Fache zur Genüge bekannt ist, daß in Bergmanns Schriften überall kritische Quellenforschung, historische Treue, Wärme für seinen Gegenstand, ohne sich zur Parteinahme ablenken zu lassen, unbedingt vorausgesetzt werden darf, wodurch seinen Schriften ein bleibender Werth für jede Zukunft gesichert ist.

Zum Schlusse noch wenige Worte über Bergmanns Bemühungen um sein „theures" Heimatland Vorarlberg. Ungeachtet Bergmann schon seit seiner frühen Jugend von seiner Heimat entfernt zu leben genöthigt war, so zog es ihn doch immer wieder dahin zurück, und wie ein besorgter Sohn verfolgte er alle Vorgänge in seinem Vaterlande, als dessen „treuen Sohn" er sich selbst bekannte. Wo er etwas zur Förderung desselben beitragen konnte, vorzüglich zu genauerer Kenntniß desselben, versäumte er es, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, zu keiner Zeit. Als Motto zu seiner „Vaterlandskunde" stellte er selbst den Satz: „Die vernünftige Liebe zum Vaterlande entsteht und nährt sich nur in der richtigen Erkenntniß desselben. Jener ist ein Patriot, welcher mit Kraft sie fördert."

Ein solcher Patriot war unzweifelhaft Bergmann. Was er zur Kenntniß seines Vorarlberg nach allen Richtungen angestrebt hat, ist in einem langen Verzeichnisse von vierzig Abhandlungen aufgezählt.

Außer den umfangreichen „Beiträgen zu einer kritischen Geschichte Vorarlbergs, besonders in ältester Zeit" (186 Folioseiten), — dann den „Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort" — ferner den bedeutenden zwei Monographien über „Die Edlen von Embs und die späteren Reichsgrafen von und zu Hohenembs" sind vorzüglich auch von allgemeinem historischen Interesse seine scharfsinnigen „Untersuchungen über die freien Walliser in Graubünden und Vorarlberg", welche allgemeine Sensation hervorriefen. Die Quintessenz dieser und der meisten seiner Vorarlberger Publicationen enthält seine im Jahre 1868 erschienene „Landeskunde von Vorarlberg". Im gedrängtesten Rahmen ist über Geographisches, Naturhistorisches,

Digitized by Google

Ethnographisches, Culturhistorisches dieses Landes so Reichhaltiges, besonders aber in dem topographischen Theile bei jedem Orte seine besten Namen mit solcher Liebe und Genauigkeit angeführt, daß dieses Werk für Vorarlberg bahnbrechend und auch für andere Länder mustergültig dasteht.

Auch die Leute im Bregenzer Walde erkannten den Werth eines solchen Landsmannes. Bei einem Besuche desselben in ihrem Lande wurden ihm zu Ehren die Kirchenglocken geläutet und in dem Glückwünschungsschreiben zu seinem zurückgelegten vierzigsten Dienstjahre, einer Adresse der Stadt- und Marktgemeinden von Vorarlberg, wird Bergmann „eine Zierde des Landes" genannt.

Im Bewußtsein, mit diesen Zeilen nur Umrisse von dem Leben und Wirken eines wackeren Mannes gegeben zu haben, rufen wir bewegt dem verklärten Freunde nach: Have anima candida.

Im September 1872. L. R. von Köchel.

Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Vorträge von L. Geiger. Stuttgart 1871.

Unter den Sprachforschern, die in letzter Zeit hervortraten, nimmt der früh verstorbene Geiger einen der vordersten Plätze ein. Denn kamen ihm vielleicht an Umfang gründlichen Wissens nicht wenige der Fachgenossen gleich, so übertraf er doch die meisten durch die Tiefe und Neuheit seiner Ansichten, durch den Reiz klarer Darstellung, durch die Universalität seines Strebens. Ueber seine beiden der Untersuchung vom Ursprung der Sprache gewidmeten Werke gehen die Urtheile der Fachmänner aus einander; ich bekenne mich offen zur Ueberzeugung, daß das schwierige Thema durch Geiger nicht nur auf ungewöhnlich geistvolle Weise behandelt wurde, sondern daß er auch zuerst den Pfad wies, der uns zur Wahrheit führen wird, indem er zum ersten Mal, so viel wir wissen, mit aller Mystik brach und die Frage nach naturforschender Methode in Angriff nahm. Doch nicht von diesen Untersuchungen soll hier die Rede sein. Nach L. Geigers plötzlichem Tode hat sein Bruder Alfred eine Reihe theils schon veröffentlichter, theils noch unbekannter Vorträge in einem Büchlein gesammelt und damit einen höchst werthvollen Nachlaß in unsere Hände gelegt. Die darin auftretenden Ideen verdienen die Beachtung Aller, welche für anthropologische Fragen, für die Fragen von der successiven Fortbildung unseres Geschlechtes ein Interesse hegen.

Digitized by Google

Der erste Aufsatz: Die Sprache und ihre Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, vergegenwärtigt dem Leser alle jene Momente, welche in den letzten Jahrzehnten eine ungeahnte Erweiterung der geschichtlichen Epochen hervorgerufen haben. Als solche der sprachforschenden Thätigkeit zu verdankende Factoren müssen gelten die Entzifferung der persischen Keilschrift, der ägyptischen Heiligschrift, die Bekanntschaft mit der Zend-Litteratur, der Sanskrit-Sprache und dem Veda, durch welche unsere ganze Auffassung der alten Geschichte, die bisher nur von den griechisch-römischen Schriftstellern und der Bibel beherrscht war, eine so viel weitere und reichere geworden ist. Sind hier schon Entdeckungen berührt, welche ihren Werth wohl noch steigern aber niemals verlieren können, so ist die durch das Sanskrit angeregte und ins Leben gerufene Sprachvergleichung ein noch ungleich werthvollerer Erwerb für die Anthropologie zu nennen.

In Beziehung auf die bisher ganz dunkle schriftlose Vorzeit der Menschheitsgeschichte, welche bisher nur Theologen und Philosophen überlassen war und in Beider Händen gleich schlecht gedieh, hat die vergleichende Sprachforschung die Aufgabe des Teleskops übernommen. Wie dieses uns die Räume des Himmels erschloß, so jene die der Zeit, welche der Schriftaufzeichnung noch entbehrt. Und damit hat die Sprachvergleichung unsere Vorstellungen über Zeiträume hinausgerückt, welche die historischen bei weitem übertreffen, denn die Perioden der Menschheitsentwicklung werden je länger, je weiter sie von uns abstehen; der Fortschritt geht mit wachsender Geschwindigkeit.

Wenn es heute noch Linguisten gibt, die den Gedanken einer Ursprache des arischen Stammes nicht zu ertragen wissen, und gar die Vorstellung einer ursprünglichen Einheit der arischen und der semitischen Sprachen mit Abscheu verwerfen, L. Geiger zählt nicht zu ihnen, und wir merken mit Vergnügen an, daß die Grenzen der sprachforschenden Thätigkeit auch hier wie in seinen andern Werken von ihm viel weiter angesetzt werden. Er hält es für möglich, „daß sogar alle Sprachen der Erde aus einem einzigen Keime hervorgegangen und nur durch eine noch viel längere Trennungszeit zu ihren großen Gegensätzen herangewachsen sind“; er spricht es aus und wir halten dies für eine seiner glücklichsten Ideen, daß die Entwickelung der Sprache aus einem einzigen Urlaute, wenn man so sagen darf, hervorgebrochen sei. Wenn Geiger behauptet, es gäbe keine andere Lösung für das verborgene Räthsel, so pflichte ich ihm vollkommen bei und möchte sogar als unabweisbare Behauptung aufstellen, daß alles Sprechen nur mit einigen wenigen Lauten anfangen konnte, die keine anderen als die Labiale oder Dentale (Media oder Tenuis) in Verbindung mit nachfolgendem a gewesen sein muß. Die verschiedene Articulirung und Accentuirung dieser wenigen Lautgruppen, die Verdoppelung derselben führten zu einem Complexe von Lautschattirungen, in welchen sich das Denken und die Sprachlust des rohen Wilden lange durchaus genügte. Auch scheint mir gerade der sogenannte Ursprung der Sprache weit weniger der Aufhellung zu bedürfen, da

Digitized by Google

wir denselben, abstrahirt man nur von alledem was dabei als störende Einwirkung erziehender Thätigkeit anzusehen ist, tagtäglich an den Kindern beobachten können, sondern der auffallende Umstand, daß sich eine so zahlreiche Sippe gemeinsam Redender entwickeln konnte, so daß deren Nachkommen zu Völkern anwuchsen, welche ungeheuere Theile des Erdkreises erfüllten. Die Zersplitterung in zahllose Sprachen, wovon einige sogar auf ein par Familien beschränkt sind, wie sie Martius uns in Süd-America vorführt, erscheint auf den ersten Anblick viel leichter begreiflich, als die Massenverbreitung der Sprachen in der alten Welt. Es läßt sich die große Mächtigkeit von Sprachstämmen wie der arische oder semitische wohl nicht anders erklären als durch die Annahme eines sehr frühen dichten Zusammenwohnens vor aller Trennung in Völkerzweige; ein so dichtes Zusammenwohnen aber setzt einen eben so frühen Betrieb des Ackerbaues voraus; bei der Zerstreutheit des Lebens, wie es Jägervölker führen, konnten nur americanische Zustände vollkommener Sprachisolirung sich ausbilden. Hat aber kein Jäger-, kein Hirtenleben, sondern nur ein ackerbauendes Leben diejenige Dichtigkeit des Zusammenwohnens bewirken können, welche wir annehmen müssen, um den Sprachmittelpunkt eines so großen Kreises wie z. B. nur der arische allein ist, zu erklären, so können wir als die ältesten Wohnsitze der arischen Menschheitsgruppe nicht das östliche Iran annehmen, wo das Klima einen großen Theil des Jahres rauh ist und dem Menschen die Anfänge des Ackerbaues nicht leicht macht, auch nicht aus demselben Grunde das armenische Hochland, an das Manche gedacht haben, aber auch nicht das mesopotamische Tiefland, wo die unregelmäßige Flut gewaltiger Ströme nur einer vorgeschrittenen baukräftigen Cultur Segen verheißt, sondern nur solche Bezirke, in denen die Natur gleichsam von selbst alle Schwierigkeiten ebnete, die sich dem geselligen Leben einer großen Menge, dem Leben vom Ertrage des Ackers, entgegenstellen. Solche Gegenden sind, so viel wir wissen, in der alten Welt nur die des oberen Nils und Aegypten.

Die Sprachforschung führt uns nach Geiger an diejenige Stufe der Menschheit, auf welcher die Sprache sich erst zu bilden begann, damit aber auch an die der Vernunft selbst; für die Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen, die Ausbildung desselben in dem Maße als die Sprache sich ausbildet, werden uns neue anziehende Beweise vorgebracht.

An diesem Punkte erhebt sich dann die Frage, warum gerade nur der Mensch in diese sprachvernünftige Entwickelung, den Anfang seines historischen Daseins, lenkte. Unser Forscher findet den Grund dazu hier wie an anderen Stellen seiner Werke in der weitaus höheren Entwickelung des Gesichtssinnes bei dem Menschen: „erst bei dem Affen tritt der Gesichtssinn und das Interesse für das Sichtbare mehr in den Vordergrund. Den Menschen sehen wir auf niedriger Stufe sich noch der Spürkraft bedienen und nach der Witterung prüfen, wo uns ein solcher Sinn gänzlich abgeht. Endlich gelangt der Gesichtssinn mehr und mehr zur höchsten Herrschaft und das auf diesen wesentlich

Digitized by Google

gerichtete Interesse scheint daher das eigentliche Vorrecht des Menschen zu sein. Die Sprache bezeichnet ursprünglich und wesentlich nur sichtbare Thätigkeiten."

So läuft diese gesammte Ideenreihe endlich in die Frage aus, wie es kam, daß eben nur bei der einen Thierspecies der Gesichtssinn zu eminent stärkerer Entwickelung gelangte. Die vorwitzige Frage nach diesem Warum ist keine wesentlich andere als die, warum eine Classe der Thiere flugkräftige Schwingen erwarb, die den anderen Classen versagt sind und ähnliche mehr, Fragen, die zum Kreise der durch Darwin in Gang gebrachten Untersuchungen zählen. Hier ist vorläufig ein non plus ultra geboten, von welchem erst weit spätere Tage das widerwärtige non tilgen können.

In dem zweiten Vortrage: Die Urgeschichte der Menschheit im Lichte der Sprache, wird ein interessanter Versuch gemacht, das relative Alter des Werkzeugs festzustellen. „Der Mensch hat die Sprache vor dem Werkzeug und vor der Kunstthätigkeit." Geiger führt zum Beweise an, daß Mahlen, lat. molo, zur verbreiteten Wurzel mar gehörig, ursprünglich bedeutete, mit den Fingern zerreiben, so daß die Werkzeugsthätigkeit nach der einfachern älteren werkzeuglosen benannt erscheint. Dasselbe ergiebt sich ihm für sculpo und scalpo als deren ältere Bedeutung kratzen mit den Nägeln zu bezeichnen ist. Scheeren, ein scheinbar so bestimmtes Wort, führt doch auf schaben, scharren, rupfen hinaus, so daß auch hier die Hand eher alleinthätig war, ehe sie dem Werkzeuge ihre Verrichtung zuwies.

So bedeutete auch Kochen das Reifen der Früchte durch die Kraft der Sonne, ehe es auf die menschliche Nachahmung der Sonnenwirksamkeit angewendet wurde, denn der Mensch aß lange Zeit roh, ehe er kochte. So nimmt der Essayist keinen Anstand „zu behaupten, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo der Mensch Geräthe und Werkzeuge nicht besaß, sondern sich durchaus mit seinen natürlichen Organen begnügte; daß hierauf eine Zeit folgte, wo er schon im Stande war, diesen Organen ähnliche zufällig aufgefundene Gegenstände zu erkennen, zu nutzen, die Kraft seiner natürlichen Werkzeuge durch sie zu erweitern, zu erhöhen, zu bewaffnen und z. B. eine hohle Pflanzenschale als Surrogat für die hohle Hand, welche das erste Gefäß gewesen war, zu verwenden. Erst nachdem der Gebrauch dieser zufällig sich darbietenden Geräthe geläufig geworden war, trat auf dem Wege der Nachbildung die schöpferische Thätigkeit ins Leben."

Eine folgende Skizze weist auf eine bisher nicht beachtete geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes, eine allmälig und gesetzmäßig sich steigernde Reizbarkeit für Farbeneindrücke hin. Wir erfahren, daß Rigveda, Zendavesta, Bibel und Koran den Himmel niemals blau und die Erde niemals grün nennen, daß dem Homer schwarz und blau zusammenfallen, chinesisch hiuan einst schwarz jetzt blau bedeutet. Erst sehr spät tritt das Grün hervor und es fließt aus Wörtern, die ursprünglich gelb bedeuteten. Höher hinauf geht gelb aus Wurzeln hervor, von welchen das Gold benannt zu werden pflegt. Noch weiter

Digitized by Google

zurück tritt „der Dualismus von schwarz und roth in sehr schroffen Zügen als eine erste und primitivste Epoche alles Farbensinns hervor.“ Denn auf einem noch älteren Standpunkte fließen auch roth und schwarz in die unbestimmte Vorstellung des Farbigen zusammen.

Wenn die Sprache Erfindung wäre, so müßte die Weisheit der Menschen vor Erfindung der Sprache unendlich größer als die gegenwärtige gewesen sein. Mit diesem Ausspruche beschließt L. Geiger seinen 4. Vortrag über die Entstehung der Schrift, worin er dieselbe gleichfalls nicht als ein Werk des Verstandes, sondern als eine der instinctiven Schöpfungen des menschlichen Geistes bezeichnet.

Geiger geht weiter zurück als alle jene, welche bisher die Entstehung der Schrift zum Gegenstande ihrer Untersuchung gemacht haben. Daß man Bilder zeichnete, um Vorfälle zu fixiren und zu verewigen, ist ihm noch nicht Erklärung genug. Es müssen noch geringfügigere Anfänge vorausgesetzt werden und für die Thatsächlichkeit dieser Anfänge findet er die Beweise in der Sprache. Die Bezeichnungen für Schreiben gehen nicht nur auf ritzen und eingraben zurück, wie man das längst gewußt hat, sondern auf ein bestimmtes Ritzen zum Zwecke der Bezeichnung, mit andern Worten auf die Tätowirung. Nicht nur Sprachen der Südsee-Inseln bezeichnen Tätowiren und Schreiben mit demselben Ausdrucke, sondern auch das griechische stizo bezeichnete Tätowiren und auch Schreiben. Das lateinische signum ist ein eingegrabenes Zeichen und wohl die erste Handlung, bei der die Thätigkeit des Schreibens zur Anwendung kam. Aus der Uebung, Menschen und Thiere durch Einritzung von Zeichen kenntlich zu machen, entwickelt sich eine weitere Anwendung schreibender Thätigkeit auf Gegenständen, Rudern und Booten, Waffen und Hausgeräth. Geiger erinnert daran, daß die ältesten erhaltenen chinesischen Schriftreste Aufschriften auf Weihegefäßen sind. Einritzungen von Bildzeichen auf der Rinde von Bäumen scheinen eine weitere frühe Anwendung zu sein. „Die Lösung der Rinde von einem beschriebenen Baume, des Felles von einem mit Zeichen versehenen Thiere würde zugleich der erste Schritt zur Selbstständigmachung der Schrift, gleichsam die Erfindung des ersten Buches gewesen sein.“

Natürlich haben wir es hier durchaus mit einer Schrift zu thun, welche mehr minder deutliche Bilder der Dinge vorführt, aber auch hier schon ist der Unterschied zwischen Bild und Schrift ausgesprochen, auf deren scharfe Unterscheidung Geiger mit Recht dringt: „Das Bild ist nur Zeichen des Wortes, es soll Sprache wecken, an einen Laut, nicht an ein Ding erinnern. Das Gemälde stellt die Sache, die Schrift aber das Wort dar.“ So dürfen wir auch im Gegensatze zu bisherigen Anschauungen behaupten, daß die Schrift sich nicht aus einer älteren Anwendung von Malerei entwickele, sondern daß die Malerei sich neben der für die erste Schrift nothwendigen Zeichenkunst erst dann entwickelte, als der Nachahmungstrieb sich in freierer Weise zu regen anfing. Im Einklang damit steht es wohl, wenn gothisches meljan früher Schreiben bedeutete, und das Wort erst später die Bedeutung Malen empfing.

Digitized by Google

Zu den Problemen von hohem Interesse, denen sich in letzter Zeit mehrfache Theilnahme zugewendet hat, gehört die Entdeckung des Feuers durch den „Urmenschen". In einem Vortrage, reich an schönen Bemerkungen und voll Reiz der Darstellung wie Alles, was aus der Feder des berühmten Geographen fließt, hat erst jüngst Oscar Peschel sich in diesen Blättern um das Thema bemüht. Er ging davon aus, daß im Widerspruche zu landläufigen Behauptungen populärer Werke es feststehe, daß auf der ganzen Erde noch der Menschenstamm gefunden werden soll, der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielt. Er zeigt an einem schlagenden Beispiele, daß die Entdeckung des Feuers weit hinaufreiche in die vorgeschichtliche Zeit, denn sie war geläufig den einstigen Bewohnern des Schußenthales in Schwaben, welche in der Eisperiode lebten, umstarrt von Gletschern, und Zeitgenossen waren von jetzt hochnordischen Thieren als dem Eisfuchs und Fialfraß. Wie aber kamen die Menschen in den Besitz des Feuers? Der im Wetterstrahl aufleuchtende Baum erscheint Peschel als eine sehr zweifelhafte Quelle der Herleitung, denn es läßt sich die Vorstellung nicht abweisen, daß der mit den Vortheilen des Feuers noch ganz unbekannte Mensch bei dem Anblick jenes Phänomens keine andere Empfindung gefühlt haben kann als Entsetzen. Peschel ist daher geneigt anzunehmen „daß in der Nachbarschaft von Lava-Ergüssen aus Vulcanen die Menschen zuerst und dauernd mit den Wohlthaten des Feuers bekannt wurden". Da aber solche Wärme- und Feuerquellen intermittiren, so muß auch Peschel an eine künstliche Feuerbereitung denken, und er findet diese in dem Deutschen wie Indern und americanischen Indianern gemeinsamen Verfahren der Reibung zweier ungleichartiger Hölzer. Peschel verhehlt sich hiebei die Schwierigkeiten nicht, welche die erste Erfindung, besser gesagt, das erste glückliche Zustandebringen des Feuers nach dieser Methode hat. Die Reibung durch Quirlen oder Bohren erfordert nämlich eine lange fortgesetzte ununterbrochene Thätigkeit, um zu dem Resultate der Entzündung der sich dabei ablösenden Spähne zu führen. Wie konnten nun Menschen, denen noch nicht bekannt war, daß fortwährende Steigerung der Reibungswärme endlich Feuer hervorruft, die Reibungsthätigkeit fortsetzen, bis sie dasjenige erreichten, an das sie nicht gedacht hatten. Soll es demnach bloßer Zufall gewesen sein, der das Feuer entdecken ließ? Peschel will diese Frage nicht beantworten und verzichtet darauf die genaue Verkettung aller Vorgänge in jenen weit entrückten Zeiten schon jetzt durchschauen zu wollen.

Sehen wir nun, wie Geiger der Schwierigkeiten Herr zu werden sucht. Der Mensch war einst Rohesser, er zerriß mit Händen und Zähnen das blutige Fleisch der erlegten Jagdthiere. Wer möchte ihn um diesen Genuß beneiden? Wohl hätte ihm das Feuer die Mühe des Kauens der zähen Speise erleichtert, die Schmackhaftigkeit derselben erhöht, allein wie konnte er diese Wirkung des Feuers auf seine Fleischkost ahnen, was in aller Welt konnte ihn überhaupt die wohlthätige Macht des Feuers vermuthen lassen, da er höchstens die zerstörende desselben gesehen hatte? Daß der Mensch also das Feuer absichtlich

Digitized by Google

sich dienstbar gemacht haben sollte und um seiner Speisen willen ist ganz und gar undenkbar. Wir wissen auch, daß selbst lange nachdem das Feuer schon zum Gebrauche gekommen war manche Völker doch die Anwendung desselben für das Kochen nicht kannten. Aber war es vielleicht die wohlthuende Einwirkung, welche der Mensch unter Frost und Kälte schätzen lernte und die ihn das Feuer künstlich bereiten ließ? Gewiß auch nicht, der Mensch mußte, um der Natur nicht zu erliegen, zuerst in einem Klima gelebt haben, in dem ihm der Frost nicht nahte und wo das Bedürfniß künstlicher Wärme nicht auftrat. Die vulcanischen Ausbrüche und die damit in Verbindung stehenden Wärmeerscheinungen haben ihn also kaum anziehen und ihm den Gedanken nahe legen können, das Feuer absichtlich hervorzurufen.

Wenn nun der Mensch der künstlichen Wärme nicht bedurfte, den Werth gekochter Speise nicht kannte und um so weniger die Kräfte des Feuers für die Bereitung von Geräthen ahnte, wie gelangte er doch zum Besitz des Feuers? Wo die Absicht die Erklärung nicht bieten kann, muß sie der Zufall übernehmen. Es gibt, wie wir sahen, ein weitverbreitetes Feuerzeug, von dem man in Brasilien, wie in Indien, in Grönland, wie in Neuseeland Anwendung macht. Dieses Feuerzeug beruht auf einem Verfahren, welches mehr minder überall dasselbe ist. Das Feuer wird durch Bohren, Reiben oder Quirlen von zwei in einander gesteckten Hölzern ungleicher Härte hervorgerufen. Da dieses Verfahren sehr mühsam und zeitraubend ist, so haben praktischere Feuerzeuge dieses älteste Feuerzeug längst überall da aus dem Gebrauch gesetzt, wo die Cultur Fortschritte machte. Dennoch wird in Indien das heilige Feuer noch immer durch Quirlen bereitet, und zur Entzündung des sogenannten Nothfeuers, welches bei Germanen wie Slaven gleicherweise bekannt ist, wird auch nur diese älteste Bereitungsmethode gebraucht. Während man sich nun bisher damit begnügte, den Gebrauch jenes ältesten Feuerzeuges aus dem alltäglichen Leben in den Sonnencultus zu übertragen, aus dem die Nothfeuer ihre Entstehung nahmen, behauptet Geiger, daß man die Feuerquirle vielmehr zu Zwecken der Götterverehrung erfand und erst später auch im praktischen Leben verwenden lernte. Das Feuer ist ihm zufolge eine religiöse Entdeckung, es ist „aus der Götterverehrung entsprungen in Zeiten, wo die Menschen ein praktisches Bedürfniß zu seiner Gewinnung noch gar nicht empfanden und andererseits des Nachdenkens über eine technische Erfindung wie die des Reibfeuerzeugs noch gar nicht fähig waren."

Diese Erklärung aus religiöser Grundlage hat gewiß sehr viel Gewinnendes, aber kann man sich bei ihr schon beruhigen? „Aus der Drehung des Himmels und der Erde geht die Sonne, aus der Drehung der Reibhölzer ihre Verkörperung auf Erden, das Feuer hervor." Allein ist denn die Drehung von Himmel und Erde für den Menschen einer sehr tiefen Stufe, wie es der feuerlose Mensch war, eine so sichergestellte, eine für ihn so wichtige Beobachtung? Ist denn das Quirlen eines Holzes in einem anderen wirklich ein so unläug-

Digitized by Google

bares Abbild des himmlischen Drehungsvorganges? Meines Erachtens ist hier ein zu kühner Sprung gemacht. Wohl ist das indische Feuerzeug und die ihm ähnlichen Werkzeuge bei allerhand Wilden die älteste Art künstlicher Feuerbereitung, aber die Quirlung als religiöse Ceremonie in Begleitung eines Opfers kam wohl erst auf, als man des Feuers mannigfachen Werth bereits zu schätzen gelernt hatte. Dann wurde Agni der Holzgeborene, der schreckliche Sohn, der seine Eltern bei der Geburt verzehrt, zum mächtigen Gotte. Noch später mag der Hymnendichter in der Entstehung Agni's und dem Aufgange der Sonne vom Erdrande aus eine Aehnlichkeit gefunden haben, und nun konnte das Quirlen auch zur nachahmenden Ceremonie der Sonnencultur werden, der gewiß nirgends bei Ariern die älteste Form der Religion ist. Das Bohrfeuerzeug verdankt vielleicht der Nachahmung natürlicher Vorgänge ganz anderer niedrigerer Art, für die der Urmensch einen weit aufmerksameren Blick besaß, seine zufällige Entstehung, war also anfangs nicht religiös, sondern gewann seine religiöse Bedeutung erst im langsamen Umbildungsprocesse der Vorstellungen.

Ob jedermann die Gründe der sechsten und letzten Untersuchung überzeugend finden und „die Ursitze der Indogermanen" in Europa anzunehmen geneigt sein wird, möchte ich in Frage stellen, aber geistreich und anregend wird man Geiger auch hier finden. Die von R. G. Latham zuerst aufgestellte, von Benfey bekämpfte Ansicht wird hier mit sprachlichen Gründen gestützt, welche wenigstens so viel erweisen, daß die Sprachgruppe der keltisch-germanisch-slavisch-lithauischen Völker den Kreis ihrer Naturanschauungen, wie es in den Benennungen der Fauna und in den Nahrungspflanzen vorliegt, in einem nördlichen Klima, entsprechend dem von Deutschland, müssen gewonnen haben. Wo die Loslösung der ario-hellenischen Völkergruppen stattgefunden, scheint Geiger späterer Forschung vorbehalten zu haben; der Aufsatz hatte seine Vollendung noch nicht erhalten als der Tod den Verfasser vom Schauplatze seiner Arbeiten abrief. Hoffen wir, daß andere Forscher den Muth haben werden, diese Untersuchungen fortzusetzen und wünschen wir ihnen, daß der vorurtheilslose Geist, der in seinen Werken so laut spricht, auch in ihnen sich nicht verläugne.

Rob. Roesler.

Digitized by Google

*Reiseskizzen aus den Vereinigten Staaten von Nord-America. Von Max Freih. v. Kübeck. Wien, C. Gerolds Sohn.

Der Verfasser, k. u. k. Legationsrath und Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses, legt in der vorliegenden Schrift die Beobachtungen und Studien über americanisches Communicationswesen vor, zu welchen ihm eine vor einigen Jahren unternommene Reise nach den Vereinigten Staaten Gelegenheit gab. Bei der großartigen Entwicklung des Verkehrswesens dortzulande, dem Unternehmungsgeist und der Entschlossenheit, mit welcher die Yankees an die Benützung neuer Erfindungen und die Bewältigung scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten gehen, können diese theils auf eigenen Erhebungen, theils auf amtlichen Daten beruhenden Mittheilungen über Organisation, Construction und Verwaltung der Eisenbahnen in America, die Kosten der Anlage und des Betriebs, des Güterverkehrs u. s. w. der Beachtung des Fachpublicums sicher sein. Von Interesse für einen größeren Leserkreis sind die Einleitung und die Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung des americanischen Communicationswesens.

Nachdrücklich und mit überzeugenden Gründen spricht sich Herr v. Kübeck gegen die Tendenz aus, die primitive Anlage der americanischen Eisenbahnen als Muster für die Einrichtung europäischer, besonders österreichischer Bahnlinien hinzustellen. Der Unterschied in den Verhältnissen bedingt dort vielfach gerade das Gegentheil von dem, was hierzulande als zweckmäßig erscheint. Dort dienten und dienen die Eisenbahnen häufig erst dazu, neue Territorien der Cultur zu erschließen, sie zu bevölkern. Man baut sie deßhalb so primitiv und wohlfeil als möglich. Haben sie den Strom der Einwanderung in bisher unbewohnte Gegenden geleitet, sind auf dem kaum urbargemachten Boden die Ansiedelungen zu Städten von Bedeutung emporgewachsen, was ja bekanntlich in America in unglaublich kurzer Zeit geschieht, hat sich der Verkehr herausgebildet, so gestatten die Betriebsüberschüsse auch die größere Consolidirung der Bahnen, wozu dann nur selten neue Actienemissionen oder Anlehen vonnöthen sind. In der alten Welt dagegen, wo die Schienenwege bereits eine dichte Bevölkerung, cultivirtes Land und Verkehr vorfinden und den letzteren nur beleben und erhöhen sollen, muß nach des Verfassers Ansicht ihre Leistungs- und Ausnützungsfähigkeit gleich anfangs eine bedeutende sein und ist daher die Anlage provisorischer Constructionen, einfacher Geleise u. s. w. keineswegs als Ersparniß an Capital zu betrachten. Insbesondere betont er die Gefahr, daß bei dem System der Staatsgarantien trotz hoher Anlagscapitalien doch nur mangelhafte Objecte hergestellt werden, die stets Nachbesserungen bedürfen, wodurch das reine Einkommen künstlich unter das normale Zinserträgniß herabgedrückt wird.

Sehr instructiv sind die durch Abbildungen erläuterten Beschreibungen der verschiedenen Arten von Eisenbahnwagen, der Sicherheitsvorrichtungen ꝛc. ꝛc. Wenn indessen bei Gelegenheit des letztgenannten Capitels der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe die americanische Devise „Look out!“ (Sieh dich vor!) der europäischen Theorie vom beschränkten Unterthanenverstande gegenüberstellt, so gibt er doch an anderer Stelle selbst zu, daß ein wenig mehr polizeiliche Ueberwachung nicht vom Uebel sein würde. Nach der Schilderung der Schlafwagen sagt er nämlich: „Wer das peinliche Gefühl einer gewissen Idiosynkrasie, welches den Neuling auf americanischen Bahnen beim Anblick der luftigen und lockeren Constructionen und bei Durchlesung der Zeitungen, in denen täglich Unglücksfälle auf Eisenbahnen gemeldet werden, befällt, glücklich überwunden hat, mag mit Behaglichkeit sich der ambulanten Koje anvertrauen, doch gestehe ich, daß ich diese Behaglichkeit gern vermied.“ Und in der That, wer einen Schienenstrang zu überschreiten hat, wird es in den meisten Fällen sich selbst zuzuschreiben haben, falls er zu Schaden kommt; allein was nützt bei einem Brückeneinsturz oder beim Zusammenstoßen zweier Züge dem im Coupé Sitzenden das look out?

Digitized by Google

Für den Einfluß der americanischen Eisenbahnen auf die Entstehung und Vergrößerung der Städte führt Herr v. Kübeck zwei Beispiele an. In der Concurrenz um den Knotenpunkt der Bahnen vom Osten nach dem Westen trug vor 10 bis 12 Jahren das kleine Chicago über das schon bedeutende Milwaukee den Sieg davon, und nun hat das erstere, welches vor dreißig Jahren 600 Einwohner zählte, es auf 350.000 gebracht, während das letztere noch keine 100.000 zählt. Die ersten Petroleumquellen wurden im unbewohnten Urwalde entdeckt, eine Eisenbahn erschloß dieses Gebiet dem Verkehr und längs ihrer Linie und innerhalb sechs bis acht Jahren sind ganze bedeutende Städte entstanden, darunter eine von 10.000 Einwohnern an einer Stelle, wo vorher ein einziger Holzhauer kümmerlich sein Dasein fristete; nach ihm ist die Stadt Corry getauft worden.

Aus den zahlreichen Tabellen mögen hier einige Daten Platz finden. 1830 waren in der Union 23 Meilen Eisenbahn in Betrieb, 1840: 2818, 1850: 9021, 1860: 30.635, 1868: 42.255. Hieran reihen sich Großbritannien mit 14.247, Frankreich mit 9934, Deutschland mit 9918, europäisches Rußland mit 4317, Italien mit 4109, britt. Indien mit 4092, Spanien mit 3429 (durchgängig englischen) Meilen u. s. f. bis Natal in Africa mit 2 Meilen. Oesterreich-Ungarn ist nach dem Stande von 1871, also mit 9766 Meilen angeführt.

Wir hoffen, daß mit dem „Communicationswesen" die Reiseskizzen des Verfassers nicht erschöpft sein werden.

---

* Geographie von Oesterreich-Ungarn. Bearbeitet von Anton Steinhauser. Prag, F. Tempsky.

Das vorliegende Buch wurde im Auftrage des Ministeriums als Lehrbuch für die vierte Gymnasialclasse verfaßt. Von vornherein kann man nur seine Genugthuung darüber ausdrücken, daß mit dieser Aufgabe ein so ausgezeichneter Fachmann betraut wurde. Der Verfasser hielt sich vor Augen, daß nach der letzten Vertheilung des geographischen Lehrstoffes an den Gymnasien die Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie den Abschluß bildet und demnach für austretende Schüler des Untergymnasiums die ganze Summe der Vaterlandskunde und der österreichischen Staatskunde ausmacht, welche sie ins praktische Leben hinüberbringen. Deßhalb haben die Abschnitte über physische Cultur, Gewerbe, Handel, Communication, geistige Cultur, Staatsverwaltung und Staatshaushalt u. a. m. größere Ausdehnung erhalten, als herkömmlich ist. Doch beschränkte sich der Verfasser nicht auf trockene Daten und Ziffern, sondern war bemüht, durch graphische Darstellungen der Bodenconfigurationen, der Flächenverhältnisse, der klimatischen Bewegungen, der Bevölkerungs-, Religions-, Bodenculturstatistik u. s. w. leichter sich einprägende Vorstellungen zu geben. Die Erörterung seiner Methode und ihrer Anwendung für den gedachten Zweck muß den Fachblättern überlassen bleiben. Wir glauben jedoch dieses Lehrbuch auch außerhalb der Schule Allen empfehlen zu dürfen, denen es um Heimatkunde zu thun ist.

---

* Die Stellung der Deutschmährer in Vergangenheit und Gegenwart, von Dr. Franz Krones, k. k. Universitäts-Professor in Graz. Zweite Flugschrift des deutsch-politischen Vereines in Neutitschein. 1872.

Bei unseren dermaligen Zeitverhältnissen ist es für den besonnen und ruhig Denkenden zum Bedürfniß geworden, sich über naheliegende staatsrechtliche Fragen Aufklärung

Digitized by Google

zu verschaffen. Einem solchen Bedürfnisse entspricht die obgenannte Schrift in jeder Beziehung. Der Verfasser, ein zumal auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte rühmlichst bekannter Forscher, hat, einer ehrenden Aufforderung Folge gebend, es unternommen, die politische Stellung der Deutschen in seinem engeren Heimatlande vom streng historischen Standpunkte darzustellen. Die Schrift ist für das größere Publicum berechnet und gilt uns als ein gelungener Versuch, selbst schwierigere historische Verhältnisse in gemeinverständlicher Weise zu behandeln und überhaupt Aufklärung zu verbreiten. Während die ganze Darlegung in jenem ruhigen und ansprechenden Tone fortfließt, welcher die sämmtlichen Arbeiten des Verfassers auszeichnet, ersieht der Kundige aus den derselben angefügten zahlreichen Belegstellen, daß der Verfasser seine Ausführungen auf ein höchst umfassendes mit Fleiß und Umsicht herangezogenes Material basirt, das er kritisch sichtet und mit Meisterschaft verwerthet. Die Abhandlung reicht bis auf unsere Tage und bespricht noch die jüngsten Zeitfragen mit Maß und Einsicht. Der genannte deutsch-politische Verein hat sich durch die Herausgabe dieser trefflichen Schrift ein wahres Verdienst erworben, und es wäre nur zu wünschen, daß sein Beispiel, wichtige politische Fragen in echt wissenschaftlicher Weise zu behandeln, auch anderwärts Nachahmung finden möge. Freilich wird sich nicht überall wie hier eine Feder finden, die dies in so mustergültiger Weise vermag. K.

---

* Dürers Briefe, Tagebücher und Reime.

Der eben erschienene dritte Band der „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance" enthält sämmtliche Aufzeichnungen des großen deutschen Meisters, insoweit dieselben nicht unter seine Lehrschriften gehören, also die Familien- und persönlichen Nachrichten, die Correspondenz des Künstlers mit Pirkheimer, Spalatin u. a., die Zuschriften an den Nürnberger Rath, das Tagebuch der niederländischen Reise, endlich die Reime und einige Briefe an Dürer. Die hauptsächliche Schwierigkeit für die Bearbeitung, Uebersetzung und Erklärung dieser Documente, welche cultur- und kunstgeschichtlich gleich wichtig sind, lag wohl darin, daß der Text des Originals in einer sehr verderbten Gestalt auf uns gekommen ist. Dr. Moriz Thausing hat diese Hindernisse in äußerst gelungener Weise zu überwältigen verstanden, ein so wirres Chaos auch die Abdrücke von Murrs und Campe's sind. Wer sich selbst die Mühe gegeben hat, diese Aufzeichnungen Dürers daraus ins Neudeutsche zu übertragen, wird die vorzügliche Correctheit dieser Leistung zu würdigen wissen, deren Gelingen der Verfasser seinen germanistischen Studien zu gutem Theile verdankt. Es ist von dieser Ausgabe des schriftlichen Nachlasses Dürers zu erwarten, daß das Verständniß und die Kenntniß seiner eigenthümlichen und so vielfach merkwürdigen Individualität recht allgemeine Verbreitung gewinne, denn an sorgfältiger Einrichtung zur Benützung läßt das Buch nichts zu wünschen übrig. Die Uebersetzung, welche, wie gesagt, mit vielem Glück die zahlreichen Unverständlichkeiten und Lücken der bisherigen Textausgaben zu verbessern und zu ergänzen verstand, ist klar und bei allem treuen Anschließen an die Vorlage doch vollkommen im naiv schlichten natürlichen Tone des Originales gehalten. Mit außerordentlichem Fleiße gearbeitete Noten vermitteln das Verständniß des Einzelnen und sind in der Weise verfaßt, daß durch ihre Unterweisung der vollkommene Laie in das Verständniß des Gegenstandes eingeführt wird, aber selbst der Fachmann eine Fülle neuartiger Beiträge und Ansichten über die Details erfährt. Wir haben erst in letzter Zeit eine französische und eine englische Bearbeitung Dürer'scher Schriftstücke, die sich sämmtlich auch in Thausings Buche wiederfinden, kennen gelernt, Arbeiten, die zwar früher unternommen haben, was uns Deutschen längst schon eine Ehrenschuld gegen den großen Landsmann gewesen wäre, die indessen eben so flüchtige und nichtsbedeutende Elaborate sind als durch diese Arbeit der Stoff auf die gründlichste Weise durchgeführt worden ist.

Digitized by Google

Thausing beherrscht den Gegenstand Dank seinen bereits vieljährigen Dürer-Studien in umfassendster Weise und bekundet in jeder dem großen Meister gewidmeten Schrift jene warme Begeisterung, welche in allen Dingen die Basis mustergültiger Leistungen ist. Wir dürfen uns dieser Ausgabe der Dürer'schen Briefe und Tagebücher um so mehr erfreuen, als sie die Vorläuferin des großen Werkes ist, in welchem der Verfasser auch Kunst und Leben des Meisters eingehend behandeln wird. Nachdem in jüngster Zeit die deutsche Kunstlitteratur sich mehrfach mit Monographien von Künstlern beschäftigt hat, so müssen wir jene Leistungen um so willkommener heißen, welche in streng objectiver Behandlung den Gegenstand um seiner selber willen nach allen Seiten schildern, anstatt solcher, die uns das Bild des Helden hinter einem Schwalle subjectiver Expectorationen verbergen und dadurch mehr die individuellen Neigungen und Anschauungen des Verfassers über Kunstdinge auf den Markt bringen als durch die Mittel streng wissenschaftlicher Forschung die Gestalt des zu schildernden Meisters vor den Blick der Gegenwart klar hinzustellen.

---

* **Recueil général des formules usitées dans l'empire des Francs du V. au X. siècle par Eugène de Rozière. Troisième Partie. Paris 1871. 8. XI. 394.**

Unter der Jahreszahl 1859 wurde im Jahre 1861 in zwei starken Bänden die von Herrn Eugen de Rozière veranstaltete Sammlung von Formeln herausgegeben. In dieser sind nicht weniger als achthundert und siebenundneunzig Formeln enthalten, und zwar zerfallen diese nach der von dem Sammler gewählten Eintheilung in staatsrechtliche, privatrechtliche, auf das Gerichtswesen, auf das kanonische Recht und auf kirchliche Riten bezügliche Formeln; an diese schließen sich noch einige Muster zu Briefen an. Nach einer Unterbrechung von zehn, zwölf Jahren erscheint nunmehr der dritte Band dieser Sammlung. Der Inhalt desselben wird vornehmlich durch drei sogenannte tabulæ concordiantiarum oder vergleichende Uebersichten dieser Ausgabe mit den Handschriften und der früheren Ausgabe gebildet. Die Vorrede zu diesem dritten Bande, welcher außerdem mit einem umfangreichen Anhange von Zusätzen und Berichtigungen versehen ist, gibt Auskünfte über die Gründe der Verzögerung des Erscheinens dieser Abtheilung; unter ihnen wird auch die einer getäuschten Erwartung angetroffen. Der fleißige Sammler hatte nämlich immer gehofft, daß es ihm gelingen werde, noch irgendwelche bisher unentdeckte Handschriften zu entdecken und auf diesem Wege seiner Arbeit einen bedeutenden Zuwachs zu verschaffen; jedoch all' sein Suchen und Forschen blieb ohne Erfolg. Der Anhang bringt indessen doch noch einige bisher in der Sammlung fehlende Stücke und unter diesen auch mehrere ungedruckte. Dazu sind zu zählen: 1. Die Bestellung eines Witthums vom 9. Juli 887, worin Karl der Dicke als der zweite Sohn Ludwigs des Deutschen bezeichnet wird. 2. Ein Bittgesuch eines wassersüchtigen und an einer Magenkrankheit leidenden Abtes an Kaiser Lothar I. um Nachsicht mit seinem Zustande. 3. Ein Formular für den Ritus bei der Probe des kalten Wassers und 4. ein eben solches für den des glühenden Eisens. In der hier angewendeten Litanei findet man die Namen der drei ersten Nachfolger Petri: Linus, Cletus und Clemens; es ist dies in Betreff der Controverse interessant, ob von Cletus noch ein Anacletus zu unterscheiden sei, indem die Litanei hier ein Gegenargument böte. Auch die in der Sammlung selbst (p. 829) mitgetheilte Litanei enthält die Namen Cletus und Clemens, nicht aber den des Linus. Außerdem finden sich in jener Litanei mehrere Namen gallischer und fränkischer Heiligen und zwar: Firminus († 290), Fuscianus, Victoricus († 287), Gentianus, Leodegar (saec. 5. 6), Remigius († 532), Gregorius von Tours († 594), Medardus († 545), Furinus (?), Furseus († 514), Judocus († 668), Honorina († 898), Bathildis († 670) und Genovefa († 654). Von diesen Heiligen gehört keiner, mit Ausschluß der Honorina, einer jüngeren Zeit als dem siebenten Jahrhundert an; ist die Jah-

Digitized by Google

reszahl 898 bei der genannten Heiligen richtig, so müßte man wohl eine spätere Einschaltung annehmen. — An diese genannten Formulare schließen sich in dem Anhange noch einige Litteræ formulæ und ein par Epistolæ an; die Mittheilung jener verdankt Herr de Rozière vornehmlich den Herren Boretius und Sickel, die sie aus Wiener Handschriften entnommen haben.

Die nunmehr vollendete Formelsammlung, welche auch mit den erforderlichen Indices versehen ist, wird Herrn de Rozière einen bleibenden Namen in der Reihe der Herausgeber unserer germanischen Rechtsquellen sichern. Wir bemerken noch, daß derselbe neuerdings auch zu dem von ihm edirten Liber diurnus ein Supplement hinzugefügt hat. **Ph.**

---

* Meyer's Handlexikon des allgemeinen Wissens. Hildburghausen, bibliographisches Institut.

Eine Vergleichung dieses nur 115 Druckbogen umfassenden Nachschlagebuches mit den verschiedenen großen Conversationslexiken erinnert an die Geschichte von dem langen Briefe, der geschrieben werden mußte, weil für einen kurzen die Zeit mangelte. Die großen Werke konnten und mußten verfaßt werden, bevor die Veranstaltung eines so compendiösen Buches in Angriff genommen werden konnte, welches nur den Zweck hat, für den Moment zu orientiren und Fingerzeige zu geben, wo ausführlichere Belehrung über den fraglichen Gegenstand zu suchen sei. Andererseits läßt sich in dieser Litteratur eine Kreisbewegung verfolgen. Das „Handlexikon" ist im Wesentlichen das, was man in früheren Zeiten „Zeitungslexikon" nannte; aus den Hülfsbüchern dieser letzteren Art gingen die Real-Encyklopädien u. s. w. hervor, die durch das Anwachsen des Stoffes und die immer umständlichere Behandlung zu bändereichen und kostspieligen Werken wurden. Diese Stoffmasse wieder so zu comprimiren, daß nichts wesentliches verloren ging und doch eine handliche Form und ein wohlfeiler Preis möglich wurde, das war ein Stück Arbeit, welches nur wenige Leser (wenn dieser Ausdruck im vorliegenden Falle angewandt werden darf) in vollem Umfange werden zu schätzen wissen. Es versteht sich von selbst, daß auf den 1800 zweispaltig compreß bedruckten Seiten dieses einen Bandes nicht jedes Wort, jeder Name, jede Sache zu finden ist, die Einem beim Zeitungslesen auffallen können; es ist eben so selbstverständlich, daß eine absolute Gleichmäßigkeit in der Behandlung aller Materien nicht erreicht worden ist; aber in den meisten Fällen wird man nicht vergebens suchen. Und das will viel sagen, wenn man bedenkt, welche Ausdehnung im Laufe dieses Jahrhunderts gerade diejenigen Gebiete des Wissens gewonnen haben, mit denen uns das tägliche Leben in Berührung bringt, welche Fülle von Thatsachen und Personen die Geschichte geliefert hat, welches Material die technischen und Naturwissenschaften heraufbefördern, um wie viel sich der uns bekannte Theil der Erdoberfläche vergrößert hat u. s. w. u. s. w. Eine Specialität des Meyer'schen Handlexikons, welche besonders hervorgehoben zu werden verdient, besteht in den (44) beigegebenen Karten und Tabellen der mathematischen und physikalischen Geographie, der Culturstatistik, der Baustyle u. dgl. m. Auch hier können, wie es schon das Format des Werkes bedingt, nur die wesentlichsten Umrisse gegeben werden, aber gerade diese sind es, die man rasch bei der Hand haben will und die man an keinem anderen Orte so vereinigt findet. Das Buch verdient die größte Verbreitung und wird sie auch erlangen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Oesterreichische Wochenschrift

für

Wissenschaft und Kunst.

Neue Folge.

Zweiter Band.

(Jahrgang 1872. Heft 28—53.)

Wien.

Druck und Verlag der kaiserlichen Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus einer Dichterwerkstatt.

Von Eduard v. Hartmann.

Es ist eines der wichtigsten philosophischen Probleme, auf welche Weise der Künstler das Kunstwerk producirt. Die Meinungen darüber gehen noch weit auseinander, und die Entscheidung wird dadurch erschwert, daß das empirische Beobachtungsmaterial für dieselbe so schwer zu erlangen ist. Denn der Denker, insofern er nicht ganz ausnahmsweise selbst wahrhafte Kunstwerke geschaffen, und obenein seine Thätigkeit dabei beobachtet hat, sieht sich ausschließlich auf Rückschlüsse aus vorliegenden fremden Kunstwerken, auf die Entstehung derselben angewiesen, wobei bekanntlich oft die gröbsten Fehlgriffe vorkommen; der Künstler hingegen hat selten ein hinreichendes Interesse an der Art seines Producirens, um diese zum Gegenstand seiner Selbstbeobachtung zu machen, oder gar über dieselben Mittheilungen zu machen, die der Oeffentlichkeit zugutekommen. Wenn auch in neuerer Zeit Künstler aus verschiedenen Kunstgebieten zur Feder gegriffen haben, so war es doch stets mehr in apologetischer Absicht zu Gunsten ihrer eigenthümlichen Richtungen und Leistungen; solche litterarische Bethätigung kam mehr dem Inhalt der Aesthetik zugute, als der Frage nach dem räthselhaften Element der künstlerischen Production. Am Nächsten lag von jeher diese Frage den Dichtern, weil ihr Kunstmittel die Sprache ist, welche dem philosophischen Denken ebenfalls als Mittel dient, und deßhalb bei der Poesie eine engere Verwandtschaft zwischen Kunstthätigkeit und Denkthätigkeit als bei anderen Künsten vermittelt. Jedes neu hinzutretende Material dieser Art ist dankbar aufzunehmen, und in diesem Sinne hauptsächlich begrüßen wir die von Otto Heydrich besorgte Herausgabe der monologisirenden aphoristischen Studienhefte des verstorbenen Otto Ludwig [1]).

Daß Otto Ludwig bei allen Mängeln seiner Werke ein ungewöhnlich begabter Dichter war, dürfte wohl kaum bezweifelt werden; zugleich hat er aber mehr über sein Dichten gedacht als vielleicht jemals einer vor ihm. Beides würde seine intimen Selbstgespräche schon hinreichend der Beachtung werth erscheinen lassen; indeß es kommt noch ein Punkt hinzu, welcher der Sache

[1]) Shakespeare-Studien. Leipzig, Verlag von Karl Cnobloch, 1872.

Digitized by Google

ein ganz besonderes Interesse verleiht: der innere Widerspruch poetischen Schaffensdranges und hemmender Reflexion, in welchem er sich verzehrt, weil er weder die Energie hat, der Reflexion die Thüre zu weisen, noch die speculative Anlage und Bildung besitzt, sie durch den höheren Standpunkt der philosophischen Idee zu bändigen und zum aufgehobenen Moment herabzusetzen. Sich ewig heimsehnend nach der verlorenen Unschuld instinctiven Schaffens, kann er doch nicht zurück in das einmal verlorene Paradies, weil er als Kind seiner Zeit afficirt ist von der zersetzenden modernen Reflexion, und weil er diese, die er mit Recht für das in gewissem Sinne Höhere hält, nicht mehr vergessen kann. Aber ewig ringend danach, sich durch Reflexion von der Reflexion zu befreien, entfernt er sich durch dieses Vorwärtsdrängen nur immer weiter von der ihm in seltener Weise als Naturgabe zu Theil gewordenen Kraft poetischer Intuition, und verrennt sich immer tiefer in die Sackgasse abstracter Düfteleien, weil ihm sowohl nach seinem Bildungsgang als nach seiner natürlichen Begabung das philosophische Talent abgeht, die einseitigen Elemente der abstracten Reflexion durch speculative Intuition zu philosophischen Totalgedanken zu concresciren und sie dadurch so zu behalten, als ob man sie vergessen hätte, d. h als in der Einheit und Ganzheit der Idee aufgehobene Gedankenelemente, auf die man sich zwar, wenn man will, jederzeit wieder besinnen kann, die Einen aber nun nicht mehr beim poetischen Schaffen durch einseitige Vordringlichkeit stören. Zwar kennt Ludwig diese Auskunft nicht, in welcher Schiller in seiner Weise und für seine Zeit die Rettung fand, und in welcher sie jeder nicht in völliger Naivetät verharrende moderne Dichter finden muß (z. B. Robert Hamerling); aber von der subjectiven Unlösbarkeit des Widerspruchs, mit dem er sich abquält, hat er in lichten Augenblicken doch eine Ahnung, und dies verleiht dem psychologischen Inhalt dieser „Studien" einen tieftragischen Zug. Denn was kann tragischer sein als ein Menschenleben, das sich seines erhabenen Berufes bewußt ist, für die reine und edle Durchführung dieses Berufes sich praktisch zum Martyrium um Gotteswillen macht, und doch zugleich das Bewußtsein der unheilvollen Schranke besitzt, an der alles Ringen und Mühen scheitern muß: der Schranke, nicht vergessen zu können! Zu wissen, was die schöpferische Urkraft lähmt und bindet, und wie durch eine geheimnißvolle Verkettung des Schicksals den Zwang zu fühlen, diesen hemmenden Alp selbst immer höher und höher aufthürmen zu müssen! Die Arme auszustrecken nach der Küste des gelobten Landes, und das tragende Schiff von dieser Küste immer weiter sich entfernen zu sehen!

„Eigentlich hat nur das naive Gedicht eine poetische Form, denn die Ideen der sentimentalen Dichter wirken als Stoff, und da sie nur ausgesprochen und nicht dargestellt" (d. h. zur adäquaten Erscheinung gebracht) „sind, so ist ihre Form keine poetische; höchstens kann es der sentimentale

Digitized by Google

Poet zu einem Producte bringen, das stellenweise poetische Form, stellenweise bloß rhetorische hat" (Shakespeare-Studien S. 293 bis 294). Mit dieser fundamentalen Verurtheilung aller sentimentalen Poesie hängt Ludwigs Stellung zu Schiller zusammen, dem er nicht gerecht zu werden vermag, weil ihm das Naive und Schlichte über Alles geht; Schiller aber liebt ihm zu sehr das prunkhaft Bestechende, das oratorisch Glänzende und verwendet das Schlichte nur künstlich „als Putzmittel, wie zur vollendeten Toilette auch Einfachheit gehört" (S. 365).

Ein andermal sagt er, daß Schiller nur die Sehnsucht nach dem Schönen, Goethe das Schöne selbst als Naturerbe besessen habe; Sehnsucht nach dem Schönen hätten viel mehr Menschen als das Schöne selbst, und deßhalb sei Schillers Wirkung so sehr viel verbreiteter (S. 365). Immer und immer wieder dringt er auf vollkommene Objectivität und Naivetät der Dichtung, die bei der tiefsten Absicht doch den Schein vollkommener Absichtslosigkeit haben müsse, wie bei Sophokles und Shakespeare (92). „Wenn der dramatische Dichter hinter seinem Werk verschwinden soll, wie die Natur es thut, so muß er sich ihr auf das Aeußerste in seinem Verfahren ähnlich zu machen suchen" (518). „Die Kunst, die wieder Natur wird", das ist die wahre Kunst (285). Die Form der Naturthätigkeit ist aber der Instinct, soll also die Kunst Natur werden, so muß das Können instinctiv werden (312). „Das Poetische wohnt eben in jener dunklen Tiefe (der Charaktere), und das heitere Reich des Bewußtseins ist nicht poetischer, sondern philosophischer Boden" (204); deßhalb erklärt auch Ludwig, daß bei der Conception der poetischen Fabel „sein Wille und alle bewußte Thätigkeit sich ruhig und passiv verhielten". Hiernach kann die Thätigkeit der eigentlichen künstlerischen Production nur als eine unbewußte von ihm verstanden worden sein.

Auf der anderen Seite zeigt sich Ludwig der Gefahren der Reflexion überall auf das Klarste bewußt. Er citirt folgende Stelle aus einem Briefe Schillers an Goethe; „Ihre eigene Art, zwischen Reflexion und Productivität zu alterniren, ist wirklich beneidens- und bewundernswerth. Beide Geschäfte trennen sich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geschäft so rein ausgeführt werden. Sie sind wirklich so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen: und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht aus Ihnen heraus, und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und Anderen. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vortheil der Sache." Ludwig bemerkt dazu: „Wunderschön, vortrefflich! — Es ist zu bejammern, daß Schiller stets in der Lage war und im Zwange, durch Thätigkeit der Reflexion die Anschauung zu ersetzen; dies wurde zuletzt ein Theil seines Wesens, so sehr, daß er sich keiner Anschauung mehr unbefangen überlassen konnte, und das Mittel zum Zweck wurde" (275). Von der Reflexion gilt das was Ludwig unrichtiger Weise von der

Digitized by Google

Philosophie sagt, daß sie alle Unbefangenheit ertödtet und die Anschauungsorgane abstumpft und verdirbt; daß das Lebende nicht für sie ist, und der Schmetterling ihr nur an der Nadel interessant ist, kurz daß sie (umgekehrt wie Christus) vom Leben zum Tode durchdringt (390). „Die Prosa kommt vom Verstand und geht auf den Verstand, die Poesie vom inneren Sinn auf den inneren Sinn" und Beide sind durchaus nach Mittel und Zweck verschieden (419). Bewunderung für die bloße Geschicklichkeit im dramatischen Combiniren erzielen zu wollen, ist „ein unendlich leeres Treiben". „Sowie unser Verstand unmittelbar durch den des Dichters angeregt wird, läßt er Phantasie und Empfindung nicht aufkommen" (319). „Um es noch einmal zu sagen: der Verstand darf bloß negativ bei der poetischen Arbeit thätig sein, bloß vorkehrend, verhindernd, verhütend, bloß als warnender oder billigender Rathgeber, nicht als Mitschöpfer. Er macht seinen Theil ein für allemal ab, wie der Baumeister, und entfernt sich dann. Uebel ist es, wenn er mit seinem Maßstabe und Schurzfell uns dnrch das Bauwerk begleitet" (406).

Diese Worte treffen in der That den Nagel auf den Kopf; alles Verstandeswissen, alle noch so richtig von anderen Kunstwerken abstrahirten Regeln der Kunst helfen beim Produciren selbst gar nichts, denn sie können keinen schöpferischen Impuls geben; im Gegentheil verhindern sie das Schaffen, so lange sie den Raum des Bewußtseins und der Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen. Erst wenn man an die Regeln gar nicht denkt, ist man überhaupt im Stande zu produciren; erst wann die unbewußte schöpferische Thätigkeit einen Entwurf arrangirt hat, kann der Verstand herzutreten und kritisiren. Billigt er den Entwurf, so leistet er gar nichts; verwirft er ihn, so ist seine Leistung rein negativ. Dasselbe gilt wenn er ihn im Ganzen billigt, aber Einzelnes daran verwirft. Meistens ist es in solchem Falle besser, das Ganze zu verwerfen und auf eine neue Conception aus Einem schöpferischen Guß zu warten als auf Aenderungen sich einzulassen, es sei denn, daß diese mehr äußerlicher und wenig einschneidender Natur sind. Eingreifende Aenderungen, aus kritischer Verstandesreflexion hervorgegangen, heben meistens das Organische des Entwurfs auf und verpfuschen ihn. Deßhalb darf der Verstand nur ein Mal an die Conception herantreten, hat sich vor altklugen Amendirungen zu hüten, und bloß „ja" oder „nein" zu der Sache zu sagen.

Was von der Ur- und Grundconception des Kunstwerks gilt, das gilt ganz eben so von den Nebenconceptionen, in deren Summe die Ausführung besteht. „Der Fiesco hat viele wunderschöne charakteristische Züge, die aber nicht vorher erdacht, sondern im Feuer der Ausführung von selbst gekommen zu sein scheinen. Und ich fange an, wieder zu glauben, daß dies auch das Rechte ist" (63). Leider gibt es kein Genie, dem die genialen Nebenconceptionen bei der Ausführung immer gleich willig zu Gebot ständen, und deß-

Digitized by Google

halb gibt es kein Kunstwerk, bei dem nicht stellenweise die combinirende Reflexion die unbewußte Intuition vicarirend ersetzt hätte; aber dies ist nur der Zoll, den alles irdische Schaffen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur entrichten muß, und die Untersuchung des Begriffs des Kunstwerks muß eben von solchen den empirisch gegebenen Kunstwerken anhaftenden Mängeln abstrahiren. Denn glücklichsten Falls lassen sich solche Stellen, wo der Verstand mitschöpferisch eintrat, geschickt unter den künstlerisch producirten Umgebungen verbergen und verstecken; aber dem Auge des Kenners sind sie doch schwer zu entziehen und werden von diesem als schwache Punkte empfunden. Wenn aber gar der Verstand sich anmaßt, in wesentlicheren Punkten mitschöpferisch aufzutreten, oder überall das Schaffen mit einseitig berechtigten und den organischen Zusammenhang störenden Verbesserungen schulmeisternd zu begleiten, dann wird nothwendig auch bei dem größten productiven Talent der künstlerische Charakter der Productionen zerstört werden. Wer nicht im Stande ist, sein Talent unbeirrt walten zu lassen, und während des Schaffens an keine Regel und Vorschrift zu denken, wer nicht bei aller Strenge im vollständigen Verwerfen des Geschaffenen die größte Schonung und Vorsicht in kritischen Abänderungen und Verbesserungen übt, der wird niemals wahrhaft künstlerische Leistungen zu Stande bringen.

Ludwig kennt nun nicht bloß die Gefahren der Reflexion im Allgemeinen, er weiß auch, daß sein specieller Feind darin lauert. Schon in den Studien aus d. J. 1851 bis 1855 sagt er: „Ich glaube, ich habe mich von der philosophischen und der rein verständigen Kritik zu sehr irre machen lassen“ (95). Später spricht er sich ausführlich und mit voller Klarheit über den Widerspruch in seiner Natur aus: „Nun endlich kenne ich meinen Feind genau, von Ansehen und Namen; er heißt: zu große und fortwährend wirkende Neigung zur Vertiefung des Verstandes. Damit hängt der Hang zusammen, Figuren und ihr Handeln, den ganzen Vorgang in Detail zu zerlegen, statt sie daraus aufzubauen. Statt die aus einander gelegten Theile nun zusammenzufassen, zerlege ich sie von Neuem; nun habe ich eine Anzahl von kleinen Motiven, so groß, daß mein Ueberblick nicht mehr die für die Darstellung wesentlichen herausfinden kann. Der Fehler kommt daher: Meinen ersten Versuchen fehlte, daß der überblickende Verstand nicht im Gleichgewichte mit Phantasie und Empfindung stand. Dem abzuhelfen, gab ich dem Verstande wiederum durch Uebung ein lähmendes Uebergewicht gegen jene anderen Kräfte. So verlor er die Natur des intuitiven Verstandes. Immer weiter auf dem Irrwege, der vielleicht ein nothwendiger war, faßte ich als Aufgabe des Dichters, den reflectirenden Verstand zu überzeugen. Da nun doch Phantasie und Empfindung noch nicht so geschwächt waren, diese Tyrannei schweigend zu erdulden, schwollen mir meine Pläne ins Maßlose an und fühlte ich bei möglichster Causalität bis ins Kleinste hinein, je mehr der Verstand sich befriedigte, eine Unbefriedigung des ganzen Menschen. Ueber dem zweck- und ziellosen Herüber und Hinüber ver-

Digitized by Google

lor ich Hoffnung, Luſt und Kraft." Er weiß, daß ſein Fehler das „zu weit getriebene Individualiſiren" iſt (280), das er bei Hebbel ſo tadelt (24). „Nichts alſo mehr kleinpſychologiſch gedacht, noch weniger ſo gegliedert; einfach große Umriſſe, Styl. Den Ernſt der Kunſt nicht bis zur Proſa getrieben" (283). Er nennt als ſeinen Feind „ſeinen naturaliſtiſchen Tic" (266), und weiß, daß dieſer dadurch bei ihm entſtanden iſt, daß er „in Reaction gegen die Phantaſterei der Romantiker auf das Verſtändige zu viel Gewicht gelegt, wie denn ein Extrem zu dem anderen zu führen pflegt" (370). „In der Schwäche des intuitiven" (unbewußt inſpirirenden) „und in der Ueberſtärke des analytiſchen" (discurſiv reflectirenden und kritiſch zerſetzenden) „Verſtandes liegt das poetiſche Uebel unſerer Zeit" (370). „Die Noth unſerer Bildung iſt nicht die Armuth, ſondern der Reichthum. Wir haben überall genaſcht; es fehlt uns nicht an Rath, er wird uns zu viel ertheilt. Wir müßten eher vergeſſen als hinzulernen. Der Inſtinct hat ſeine Unbefangenheit verloren." Das ſind goldene Worte, aber Ludwigs Schickſal iſt es, ſie ſelber nicht beherzigen zu können; er fährt fort: „Doch aus der Irre, in die wir durch Reflexion gerathen, kann uns nur Reflexion befreien; wir müſſen uns durch ſie von ihr befreien. Und ſollte es mein Schickſal ſein, daß ich an die Findung des Weges meine letzte Kraft zuſetzte und ihn nicht ſelbſt begehen könnte, ſo wird er vielleicht Anderen zugutekommen" (249). Anderen alſo noch mehr Rath geben, während es ſchon zu viel davon gibt? Niemals kann die Reflexion uns von der Reflexion, niemals die Analyſe uns von der Analyſe befreien.

Um aus der zerſetzenden Analyſe endlich wieder zur aufbauenden Syntheſe zu gelangen, wonach Ludwig ſtrebt, bedarf es eben jenes intuitiven Verſtandes, der das Gegentheil der discurſiven Reflexion iſt, wie Ludwig auch weiß, — bedarf es aber jenes Verſtandes, der in dem noch nicht durch Reflexion geſtörten Inſtinct wirkſam iſt, nur aber in einer höheren Form der Wirkſamkeit: in der ſpeculativen Syntheſe.

Die Philoſophie allein, welche die Reflexionserkenntniß ſynthetiſch zum organiſchen Syſtem verknüpft, kann uns vor den Gefahren der analytiſchen Reflexion Rettung bringen, aber nimmermehr die Steigerung der Reflexion, welche immer wieder nur das von Ludwig beklagte Reſultat zu Stande bringt, das ſchädliche Uebergewicht des discurſiven Verſtandes durch Uebung immer mehr zu erhöhen und dadurch die ſchon geſchwächten Stimmen des intuitiven Verſtandes immer mehr zu übertäuben.

Hier lag, wie ſchon erwähnt, die Grenze von Ludwigs Einſicht. Von der Philoſophie ſcheint er hauptſächlich nur die Hegels gekannt zu haben; von dem abſtracten Charakter dieſer Begriffsdialektik fühlte er ſich abgeſtoßen, ohne zu dem unter der trocknen Phraſeologie verhüllten ſpeculativen Gehalt mit ſeinem Verſtändniß durchdringen zu können. So entſtand der Irrthum in ihm, daß es das Weſen der Philoſophie ſei, die Schäden der abſtracten analytiſchen

Digitized by Google

Reflexionserkenntniß gerade im äußersten Maße an sich zu tragen, und so kam er dazu, seinen ganzen Haß gegen die seine Productionskraft untergrabende Reflexion ungerechter Weise auf die Philosophie zu concentriren, (vgl. S. 204, 234, 388 bis 390), bei welcher allein er hätte Rettung finden können. Weil Ludwig vollständig in der Reflexion stecken bleibt, kommt er auch mit all seinem Reflectiren nicht um ein Haarbreit weiter; sein Standpunkt ist zu Ende seiner Studien i. J. 1865 genau derselbe als in den ersten Heften aus d. J. 40 bis 51, nur daß er bei breiterer Ausführung immer kleinkrämerischer wird und seine Shakespeare-Manie immer riesiger anschwillt. Dieses Stehenbleiben und relative Rückschreiten beweist am besten, daß diese Studienhefte nicht nur seiner dichterischen Thätigkeit nicht förderlich, sondern ihr geradezu schädlich gewesen sind, und daß er viel weiter gekommen wäre, wenn er mit dem Standpunkt, den er vor Beginn dieser Hefte besaß, rüstig darauf losgearbeitet und immer neue Werke geschaffen hätte. In welch unglaublichem Maße die Reflexion auf ihn hemmend wirkte, und wie verblendet er doch zugleich wiederum über den Werth dieser Reflexionen für sein Arbeiten war, geht aus der einmal geäußerten Besorgniß hervor, daß er über der Nothwendigkeit, wieder eine Erzählung schreiben zu müssen, „die sämmtlichen Erwerbnisse seines nun wieder ein Jahr alten Studiums des Drama's verlieren könnte" (209).

Als er in seinen ersten tragischen Leistungen neben großen Vorzügen große Mängel hat erkennen lassen, sucht er den Grund der letzteren „anstatt in der Beschaffenheit der Fabel und der zu besonderen Charaktere", wie die Kritik treffend rieth, in der unmittelbaren Art der technischen Ausführung (298 bis 300). So gerieth er auf den Abweg jener Hamlet-artigen Kritiker, welche durch zu genaues Bedenken der einzelnen Umstände um ihren Hauptzweck kommen (393).

Das Studium der Technik des Drama's war es naturgemäß, dem er sich nun zuwenden mußte, das Eindringen in die handwerksmäßigen Kunstgriffe und Behelfe, welche zwar unter Umständen ganz nützlich sein können, deren Wirkung aber doch immer noch besser „durch charakteristischen und poetischen Gedankengehalt" zu erreichen ist (96), kurz er verlernte es nun, sich auf „seine großen Situationen, auf die Wirkung des Ganzen als Ganzen" zu verlassen, was immer besser ist, als in jeder einzelnen Rede nach Vermehrung der Spannung zu trachten (160). „Am Ende ist es doch nur die Langeweile, das schwache Interesse, was uns an den neueren Tragikern verdrießt ... Die Leerheit, das Gemachte, Abstracte dieser Gestalten, der Katechismus, die in die Augen schlagende Absichtlichkeit in Allem, besonders in kleinen Künsten" (512). Das ist ein sehr wahres Wort. In der That läßt man sich unglaublich viele und große dramatisch-technische Mängel gefallen, wenn nur die Dichtung gehaltvoll, großartig und ergreifend in ihrer Idee ist; dies beweisen am besten die Schiller- und Goethe-Aufführungen. Hat ein Dichter große poetische Ideen und

Digitized by Google

dabei dramatisches Talent, so wird er ohne alle Reflexion über die Technik des Drama's durch bloße Kenntniß der classischen Muster aus der Idee die adäquate Form der künstlerischen Darstellung herausgestalten, während ohne diese inneren Voraussetzungen alle Kenntniß der Technik des Drama's noch viel weniger jemals Dichter schaffen wird als die Kenntniß der Aesthetik (235). Denn das Dichtwerk und insbesondere das Drama entsteht durch „organisches Entwickeln eines Ganzen aus einem einzigen lebensvollen Keim" (247), der Idee, (73, 344) und diese Idee ist selbst „das plastische Gesetz des Werkes" (176), sie trägt die Nothwendigkeit ihrer Entwicklung bereits in sich, sonst käme ja kein Organismus heraus (248, 478). Die Idee oder „der ideale, psychologisch-ethische Gehalt" ist „die eigentlichste Seele des dramatischen Stoffes. Es darf bei der Ausbildung desselben nichts als nur diese Seele zur Erscheinung kommen, nichts ihr Fremdes hinzu erfunden werden" (220). Nicht, wie es jetzt in der Regel ist, die pragmatische, sondern die ideale Verknüpfung muß die Hauptsache sein, „in welcher die Idee selbst der Pragmatismus ist" (382). „Nicht der pragmatische Nexus als solcher, nein, nur insofern er mit dem idealen Nexus Eines ist, muß das Stück sein" (402); d. h. alle Regeln oder Bemühungen, über den pragmatischen Nexus als solchen Bestimmungen zu geben, sind von vornherein verfehlt, da derselbe nur der organisch von innen hervorgewachsene Leib des idealen Nexus sein darf, und weiter nichts, oder wie Ludwig es ausdrückt: „die Hauptgelenke des idealen oder tragischen Nexus müssen zu den poetischen und schauspielerischen Effecten zugleich anschwellen" (434).

Bei diesen allein haltbaren ästhetischen Anschauungen muß natürlich der Werth der äußerlichen dramatischen Technik als ein höchst untergeordneter erscheinen; aber wie der Irrsinnige, der in einem Augenblick über seine bunten Kiesel ganz vernünftig redet und im nächsten Augenblick gierig in ihnen weiterwühlt, überzeugt, darunter Edelsteine zu finden, gerade so grübelt Ludwig mit hastiger Gier seine äußerlichen Reflexionen immer wieder und wieder durch, überzeugt, darin doch endlich, und sei es auch mit dem letzten Hauch seines Lebens, den dramatischen Stein der Weisen zu finden, der, wenn nicht ihm selber, doch seinem glücklichen Nachfolger als unfehlbares Recept zur Fabrication der vollkommenen Tragödie dienen wird. In solcher Stimmung ruft er dann aus: „Ideen sind nichts" (316), indem er die vielen concreten realistischen Ideale (430) oder Typen mit dem Unbegriff des einen abstracten Vernunftsideals (111, 228), welches im subjectiven Idealismus der Romantiker unwahr phantastische Schemen ohne künstlerisches Fleisch und Blut gezeugt hatte, confundirt, oder doch wenigstens dem Worte „Idee" die letzteren unterschiebt, wodurch er ihr freilich eine falsche abstracte Allgemeingültigkeit octroyirt (317). An anderer Stelle dagegen belehrt er sich selbst, daß die Idee des Drama's mehr concret als abstract genommen werden muß (176), daß sie mithin nur als typische Idee gefaßt werden kann, welche in ihrer typischen Er-

Digitized by Google

ſcheinung ſich zwar als concreter einzelner Fall darſtellt, aber doch zugleich in dieſem einzelnen Falle den Typus, d. h. das Allgemeine verſinnlicht, zu welchem der einzelne Fall gehört (367). Eben ſo ungerecht verfährt er in ſeiner Schilderung des „Idealiſten“ (S. 338 bis 339), wobei man ihm ſeine eigene Frage vorhalten muß: „Iſt Idee und Sentiment einerlei?“ (344). In ſolchen Stellen trifft der naturaliſtiſche Tic als feindliche Reaction gegen den falſchen Idealismus der Romantik mit dem verkehrten Haß gegen den philoſophiſchen, ſpeciell Hegel'ſchen Idealismus zuſammen, um ein recht unerquickliches Zerrbild wider beſſeres Wiſſen des Verfaſſers zu liefern. Dieſem Zerrbild des Idealismus ſtellt er eben ſo einſeitig den Naturalismus gegenüber, und meint als Syntheſe Beider den Realismus betrachten zu können (265 bis 266, 434); in Wahrheit aber bilden Idealismus und Realismus eine Antitheſe (155), und die zu Beiden geforderte höhere Einheit kann nur der Idealrealismus oder Realidealismus ſein.

Da Ludwigs äſthetiſirende Reflexionen eines eigentlich ſpeculativen Gehalts entbehren, ſo ſuchen dieſelben naturgemäß empiriſtiſch zu verfahren und brauchen hiezu ein Muſter, um die Regeln zu abſtrahiren. Als ſolches wird nun Shakeſpeare genommen. So treffend auch die dramatiſchen und techniſchen Vorzüge desſelben häufig hervorgehoben ſind, ſo fehlt es doch vollſtändig an der nöthigen Freiheit der Beurtheilung. Ludwig verkennt, daß Shakeſpeares Compoſition ganz eben ſo auf der Geſtalt ſeiner Bühne (ohne Couliſſen), ſeiner Schauſpieler und ſeines Publicums (ohne Frauen) beruht, wie die der Griechen auf den ihrigen; er begreift nicht, daß das poetiſche Ideal der culturgeſchichtlichen Epoche der Eliſabeth ein anderes ſein mußte, als das unſrige unter völlig veränderten culturgeſchichtlichen Bedingungen heute ſein kann; er empfindet nicht, daß die Sprache Shakeſpeare's wegen ihrer häufig geſpreizten Verkünſtelung und geſchraubten Dunkelheit im Allgemeinen kein Gegenſtand der Nachahmung mehr für die Leſer Goethe's ſein kann, wenn ſie auch noch immer das beſte Muſter für den dramatiſchen Pulsſchlag des Dialogs iſt. Ludwig hingegen findet Alles an Shakeſpeare abſolut bewundernswerth. Wenn er ſich in ſeiner früheren Zeit einmal ausnahmsweiſe zu einer ſcharfen Kritik des Hamlet verſteigt (S. 43 bis 46), ſo geht er ſpäter in der blindeſten Shakſpeare-Manie auf und — unter, denn ſeiner Weisheit letzter Schluß beſteht darin, daß dem *deutſchen* Drama nur durch Wiederkäuen des von Shakeſpeare Vorgekauten aufgeholfen werden könne.

Wenn wirklich das Drama über Shakeſpeare *nicht poſitiv hinaus könnte*, wozu dann noch Dramen ſchreiben? Die Menge machts doch nicht!

In einem lichten Augenblick ſagt er allerdings einmal: „Das *Nachſchaffen* darf kein *Nachahmen* werden, zu vermeiden ſind ſpecifiſch engliſche und Shakeſpeare'ſche Wendungen. Nur ſeine tragiſche Auffaſſung und Behand-

Digitized by Google

lungsweise, seine Kunstmittel, aber die Sprache deutsch; deutsche Lebendigkeit derselben" (348).

Aber solche vereinzelte Warnungen gehen unter in der blinden Shakespeare-Manie, und was wollen sie auch besagen, wenn die Aesthetik anerkennen müßte, daß unser heutiges Ideal des Drama's wirklich durch die Shakespeare'sche Kunstform gedeckt würde! Der intuitive Verstand des Dichters Ludwig dachte hier anders und richtiger als der discursive des Aesthetikers.

Es ist trostlos zu sehen, wie sich Ludwig immer tiefer in äußerliche Düfteleien über Shakespeare's technische Mittel und Manieren verliert, wie er z. B. die Polyphonie des Dialogs, die Bildung der Rede aus ineinandergeschachtelten Appositionen und Parentheſen und dergleichen auf das Peinlichste mit der Lupe analysirt. Nicht als ob dergleichen nicht auch seine relative Berechtigung hätte; aber Ludwig treibt diese Spielereien mit einer Wichtigkeit, als ob er dabei jeden Augenblick den dramatischen Stein der Weisen finden müßte. Jedenfalls ist ein Otto Ludwig zu schade dazu, um sich mit solcher Mikroskopie die Augen zu verderben, für die sich stets bereitwillige Schulmeisterseelen finden werden, um ihre Muße damit auszufüllen.

Bei alledem wollen wir keineswegs verkennen, daß neben vielem aufgebauschten Kleinkram auch viele werthvolle Aperçus und gute Beobachtungen in den „Studien" niedergelegt sind, wie sich von einem Manne wie Ludwig kaum anders erwarten läßt. Wer die Mühe nicht scheut, sich durch die zusammenhangslose Form durchzuarbeiten, wird sich durch reichliche Anregungen zum Denken belohnt finden. Daß Ludwig bei längerer Lebensdauer dazu gelangt wäre, die Resultate seiner Studien für den Druck zu bearbeiten, ist kaum wahrscheinlich, da das abrupte, aphoristische Reflectiren ohne die Fähigkeit speculativer Synthese zu tief in seiner Natur lag und er zu ehrlich und hochsinnig war, um einen äußeren Abschluß zu erzwingen, wo ihm der innere fehlte. Daß aber der Herausgeber in seiner Pietät gegen den Verfasser so weit gegangen ist, uns den ganzen unerquicklichen Verdauungsproceß desselben mit all seinen ermüdenden Gedankensprüngen und Wiederholungen unverändert vorzulegen, das erscheint schwer begreiflich. Die chronologische Stellung der Aphorismen konnte leicht durch jedesmalige Beifügung der Jahreszahl markirt werden, und die allgemeinen und besonderen Rubriken des Inhalts, nach welchen eine Ordnung vorgenommen werden konnte, liegen auf der Hand. In Fußnoten oder in einem Nachtrag hätten dann die doppelten und dreifachen Fassungen desselben Gedankens mitgetheilt werden können, wenn der Herausgeber uns doch einmal keine davon ersparen wollte. Auf diese Weise wäre ein ganz lesbares Buch entstanden, während man sich jetzt hindurch würgen muß.

Digitized by Google

Ein französischer Roman des dreizehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Am meisten aber hatte sich eine bestimmte Kunstform des Inhalts ausgebildet bei einer Abart des Roman d'Aventure und im jüngeren karolingischen Roman, so daß der Dichter durch die Wahl einer Voraussetzung zur Annahme einer ganz bestimmten Ausführung beinahe genöthigt wurde. Die Franzosen haben für derartige epische Gerippe oder Schemas einen glücklichen Ausdruck gefunden, den Moûle épique. L. Gautier beschreibt den des nationalen Heldengedichts im 13. und 14. Jahrhundert auf folgende Weise: Der Beginn ist eine Versammlung der Barone bei Karl dem Großen, ein Hoftag, es erfolgt eine Ausforderung durch einen heidnischen Fürsten, ein fürchterlicher Krieg entbrennt, der beendigt wird durch den Verrath einer heidnischen Prinzessin, welche der Liebe zu einem Christenritter nicht widerstehen kann. Den Schluß bildet die Einnahme der feindlichen Stadt. S. Epopées françaises 1, 117 f., 239 ff. Eben so übereinstimmend ist der Aufbau einer Reihe von Romans d'aventure: Ein junger Knappe verliebt sich in die Tochter seines Herrn — s. den Hofmeister in deutschen Romanen —, nach langem Zaudern wagt er ihr seine Neigung zu gestehen, sie verschmäht ihn: dann gefährlich erkrankt findet er Mitleid: die Geliebte fordert ihn auf, durch kühne Thaten sich ihrer werth zu machen und reicht dem glücklich Heimgekehrten ihre Hand. S. Hist. Lit. 22, 841.

Ganz kann auch die höchst entwickelte Kunst des Typus nicht entbehren. Die Kunstform der Tragödie verlangt gebieterisch bestimmte Ereignisse, ein gewisses Costüm. So die französische Tragödie des 17. Jahrhunderts. Ihren strengen Formen entspricht der typische Inhalt: fürstlicher Rang, große Thaten oder große Leiden, schließlich der Tod der wichtigsten Personen, des Helden; daneben ein Liebesverhältniß und bestimmte Charaktere. Auch der bedeutungsvolle Traum ist beinahe Regel, L. Gautier Epopées franç. p. 118 f. Die Shakespeare'sche Tragödie hatte ebenfalls an der adeligen Geburt oder hohen Stellung des Helden festgehalten, seinem Tode mußte große Schuld vorhergehen. Komisch — oder sehr belehrend ist es, daß Tasso, der in seiner Gerusalemme wohl unter allen Epikern der italienischen Renaissance am bewußtesten nach einer festen Kunstform strebte, glaubte, es gehöre zum epischen Apparat, die Helden einer Partei sowohl durch einen Katalog als durch eine Teichoskopie

Digitized by Google

dem Leser vor die Augen zu führen; im ersten und dritten Gesang. Eine Zufälligkeit, welche in der Entstehung des homerischen Epos begründet ist und in unseren Augen als ein Kunstfehler zu betrachten wäre, gelangte durch die hohe Achtung, welche die homerische Poesie durch so viele Jahrhunderte genossen hatte, zur Geltung einer Kunstforderung.

Aber am meisten geeignet Typen zu erzeugen, sind jene Kunstgattungen, welche den Bedürfnissen der großen Massen entgegenkommen, deren Phantasie zu beschäftigen, deren Gefühlsansprüche zu befriedigen bestimmt sind. Dunlop an verschiedenen Orten seiner History of fiction und Gervinus in der Geschichte der deutschen Nationallitteratur 1^4 264 hatten die ähnlichen Motive der griechischen Romane hervorgehoben, und K. Hofmann sucht in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom Jahre 1871 S. 230 eine Art moûle derselben zu geben. Und in der That, wer ein paar derselben gelesen, wird, wenn er an einen neuen geht, bei gewissen Punkten der Erzählung mit einiger Sicherheit die weitere Entwicklung voraussagen können, und in der ganzen abendländischen Romanlitteratur spuken die Entführungen, Verwechslungen, Verkleidungen, Erkennungen, die Seeräuber — ähnlich den Zigeunern der deutschen Romane — die Ringe und Wahrzeichen, der ganze Apparat, dessen sich die Griechen von Diogenes bis auf Achilles Tatius bedient hatten. Daneben war schon früh Appollonius von Tyrus übersetzt und über seine Fabel frei verfügt worden. S. K. Hofmann Münchner Sitzungsberichte 1871 S. 235.

Aehnlich verhält es sich mit den bretonischen Fabeln und den französischen Romanen. Auch hier wurden nicht nur einzelne Stoffe wie die Tristan-, die Parzifal-, die Iwein-Sage herübergenommen, sondern die Franzosen bedienten sich dieser und der anderen Fabeln und des ganzen bretonischen Vorraths an epischen Personen und Motiven nach Bedürfniß. Bei aller Unsicherheit im Einzelnen wird man über diesen Vorgang der Culturübertragung so viel sagen können. Die Bretonen besaßen einen reichen Schatz epischer Dichtung. In welchem Stadium sie stand, ob sie schon abgeschlossen, schon cyklisch geworden war, wissen wir nicht, doch möchte man es vermuthen. Die Franzosen bearbeiteten einige der berühmtesten Dichtungen. Daß der Antheil, welchen Chrestien de Troyes oder Marie de France durch poetische Erfindung und ausführende Darstellung an ihren Romanen und Erzählungen bretonischen Ursprungs hatten, ein ungleich größerer war als jener, welchen die deutschen Dichter ihren französischen Originalen gegenüber behaupten dürfen, ist kaum zu bezweifeln; schon deßhalb nicht, weil die Bretonen wahrscheinlich nur kurze Balladen hatten und an Sitten und ritterlicher Bildung so weit von den Franzosen abstanden. Auch hat außer Marie de France (s. Villemarqué Barzaz Breiz S. 154) wahrscheinlich kein französischer Dichter des 12. oder 13. Jahrhunderts bretonisch verstanden. Ihre Berufungen auf Bücher werden nicht die unmittelbaren bretonischen Quellen, sondern lateinische Uebersetzungen meinen, die ja bezeugt sind. Möglich,

Digitized by Google

daß diese schon angefangen hatten, den Stoff der bretonischen Lais ins Ritterliche umzugestalten.

Diese bretonischen Lais müssen eine ungemeine Anziehungskraft gehabt haben. Nicht nur Heinrich II., das ganze gebildete Frankreich und England verliebte sich in die wunderlichen Erzählungen. Die in ihnen geschilderten Begebenheiten schienen viel romantischer als die karolingischen Gesten. Der neue Inhalt, welchen das Leben durch das Ritterthum erworben hatte, ließ sich mit all seinen Idealen so bequem in jene Rahmen tragen, so bequem und so unberechtigt als Wieland seine moralischen, politischen, religiösen Ansichten durch Personen und Begebenheiten des griechischen Alterthums zur Anschauung brachte, weil das griechische Costüm für so unbedingt schöner galt als jedes moderne, — oder wie Byron seinen Weltschmerz in orientalisches Gewand kleidete. — Erinnern wir uns dabei, daß keltisches Alterthum, keltische Sitte und Natur ja im 18. Jahrhundert und in der Gegenwart noch einmal die Phantasie beinahe des ganzen gebildeten Europa für eine Zeitlang gefangen genommen und beherrscht haben: der Macpherson'sche Ossian, Mackenzie und Walter Scott, die Lakisten.

Die französischen Romane zeigen auch ganz deutlich, daß sie in einem romantischen Zeitalter spielen. Die weiten Reisen, welche die Ritter mit ihren jungfräulichen Damen machen, die Turniere, zu denen jeder Ritter seine Geliebte mitbringt, die Botinnen, welche allein und gewöhnlich ungefährdet durch das ganze Land ziehen — worüber sich Ariosto wundert, — die einfachen Sitten bei Hofe und auf den Schlössern der mächtigsten Ritter, welche z. B. Tristans berühmten Bettsprung ermöglichten, das ist weder französisch noch deutsch, muß aber in bretonischer oder gälischer Lebensweise begründet sein. Wie barbarisch erscheint so Vieles selbst noch in den gälischen Mabinogion, die doch aus dem 14. Jahrhundert stammen. — Der französische Prosaroman von Lancelot findet es auch nöthig zu erklären, daß zur Zeit der Tafelrunde es für einen Ritter höchst unanständig war, auf einem Wagen zu fahren. Jonckbloet 2, LXXXIV.

Wenn die Franzosen aber den ganzen Lebensgang eines bretonischen Kriegers auf einen beliebigen Romanhelden übertrugen, oder einzelne Schicksale oder Abenteuer derselben mit ganz verschiedenen Voraussetzungen in Verbindung brachten, zu rein künstlerischen Zwecken verwendeten, so thaten sie nichts anderes als was die Bretonen selbst zu thun pflegten. Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß ihre Epik selbst schon typisch geworden war.

Wir finden in der bretonischen Tradition zwei Typen, welche sich als Vorbilder der Parzifal-Fabel erkennen lassen, Morvan und Peronik. Morvan lez Breiz, das ist latus, robur Britanniæ, ist, wie oben erwähnt, eine bekannte historische Persönlichkeit, er war Vicomte von Léon und vertheidigte die bretonische Unabhängigkeit gegen Ludwig den Frommen; er stirbt 822. Die Lieder, welche von ihm handeln, sind in ihrer gegenwärtigen Form wohl nicht älter als das 14. Jahrhundert: der historische Charakter des Nationalhelden ist aber noch rein erhalten. Was nun von seiner Jugend erzählt wird, stimmt Zug

Digitized by Google

für Zug zu Chrestiens und Wolframs Erzählung: s. Villemarqué Barzaz Breiz p. 79. In der Einsamkeit bei seiner Mutter erzogen, sieht er einen gewaffneten Ritter, er hält ihn für den h. Michael, kniet vor ihm nieder und bekreuzt sich, denn nie noch hat er einen Ritter gesehen. Er läßt sich dann die Bestimmung der einzelnen Waffenstücke erklären und ruft wie Parzifal aus: „Hätten die Rehe solches Kleid wie dieser Harnisch, so wäre es schwierig sie zu tödten." Auch daß die Mutter aus Kummer um ihn stirbt, und die lächerliche bäuerische Ausrüstung, mit welcher er auf dem Kampfplatz erscheint, — auf einem kleinen weißen Esel mit einem Strick statt des Zaumes, — stimmen. Möglich übrigens, daß dieser letzte Zug durch die Anekdoten über du Guesclins erstes Turnier in die Sage gekommen ist, da er diesem näher steht als dem ersten Zweikampf Parzifals. — Morvan besiegt den fränkischen Krieger, erschlägt einen Mohrenriesen, unterliegt aber endlich den verhaßten Franken, welche ihm den Kopf abschneiden. Aber keine Spur vom Gral.

Dieselbe Verherrlichung der Einfalt und Unerfahrenheit, aber verbunden mit der Erwerbung des Grals als höchsten Preises kriegerischer Tüchtigkeit im bretonischen Peronik und im gälischen Peredur. — Die Jugendgeschichte Morvans, ein im bretonischen Charakter begründetes Liebesmotiv, wurde aber von Morvan, bei dem es vielleicht auch nicht ursprünglich ist, auf den Ritter, der den per, den Zauberbecher erringt, übertragen.

Viel weniger wahrscheinlich ist es, daß das Motiv der unritterlichen Erziehung von jeher mit der Erzählung vom Grale, den die durch den Namen schon als Gralsritter bezeichneten Peronik und Peredur erworben hätten, seiner Beliebtheit wegen von diesen Helden auf einen anderen Liebling der Nation, auf Morvan übertragen worden wäre. Allerdings wäre es wünschenswerth, eine bretonische oder gälische Gralsage zu finden, in welcher die Jugendgeschichte des Helden fehlte. Aber die Existenz einer solchen Fassung ist sehr wahrscheinlich. Der Zauberkessel ist ein uraltes Motiv keltischer Mythe. S. Villemarqué Romans de la Table Ronde 141 ff.

Die Verbindung mit einer christlichen Legende von der Schüssel des Joseph von Arimathia kann sich im Kloster Glastonbury auf der Insel Avallon, Grafschaft Somerset, vollzogen haben. Das Kloster hat nach der Sage Joseph von Arimathia selbst gestiftet und die Insel galt für die Grabstätte König Artus'. — Die Geschichte von dem Jüngling aber, der trotz seiner Unerfahrenheit die höchsten ritterlichen Ehren erringt, kann nicht wohl vor Ausbildung des Ritterthums selbst entstanden sein, da nur dieses, nicht aber, so viel wir wissen, oder nicht in diesem Grade, das Waffenhandwerk früherer Zeiten eine langjährige technische Ausbildung erforderte. Jedenfalls setzen die erhaltenen Morvan-Lieder das Ritterthum voraus und zeigen auch hierin eher das Costüm des 14. als des 9. Jahrhunderts. — Das erste Motiv wird demnach vor dem zweiten bestanden haben.

Digitized by Google

Nun erzählen die gälischen Märchen, Peredur habe das Becken erworben. Peredur ist ein gälischer Nationalheld wie Morvan ein bretonischer; die Annal s Cambrenses erwähnen ihn zum Jahre 945. Es ist wahrscheinlich, daß Ende des 10. oder im 11. Jahrhundert Peredur seines Namens wegen mit dem Beckenmythus in Verbindung gebracht worden sei. Nach unserer Annahme ohne das Motiv der unritterlichen Erziehung. Dieses ist danach aus einem anderen Zusammenhang auf die Sage von Peredur übertragen worden. Die Veranlassung dazu entgeht uns. Vielleicht sollte nur der scheinbar Unfähigste nicht allein ein hohes, sondern das anerkannt höchste Ziel irdischen Erfolges erreichen.

Allerdings, wer sagt uns, ob nicht in der That von Peredur oder auch von Morvan Analoges berichtet wurde als von du Guesclin, nicht unritterliche Erziehung, aber ein träumerisch-ungeschicktes Wesen, das keine großen Thaten voraussehen ließ — Rochat hat Beovulf verglichen: Ueber einen bisher unbekannten Percheval S. 159 —, oder in der That eine völlige Abgeschiedenheit, in welcher er sich jene Uebung in den Waffen nicht aneignete, welche auch vor dem Ritterthum für einen angehenden Krieger nöthig erachtet wurde. Die Annalen konnten natürlich über solche Dinge nicht berichten. — Aber nach dem gegenwärtigen Stande unserer Quellen sind wir auf den oben gezeichneten Weg der Sagenbildung verwiesen.

Die christliche Deutung, welche die Parzifal- und Gralsage jedesfalls schon im 12. Jahrhundert erfuhr, ist im Keime schon früh zu erkennen. Was den Gral betrifft, ist offenbar die Schüssel in der Legende des Joseph von Arimathia an die Stelle des heidnischen Symbols getreten. Die Buße Parzifals aber scheint in einer Sage von Morvan begründet zu sein. Die Lieder sind hier allerdings etwas unverständlich; Morvan ist todt, seinen Kopf in der Hand kommt er zu einem Einsiedler, der ihm eine strenge Buße auferlegt: wofür ist nicht gesagt. Möglich, daß die Erinnerung an eine Verschuldung des Helden blieb. Worin sie bestand wurde vergessen. Im 12. Jahrhundert suchte man dann etwas mühsam zusammen, was in Parzifals Leben als Schuld gelten, der Sühnung bedürftig scheinen konnte.

Aber die Uebereinstimmung, welche im Einzelnen zwischen den Morvanliedern und dem Parzifal besteht, könnte sie nicht auf einer Rückströmung beruhen, welche die französischen Kunstdichtungen wieder in die Bretagne getragen und dort zur Nachahmung aufgestellt hätte? Es ist nicht wahrscheinlich. Die Epopöen der Franzosen konnten in der Bretagne nicht populär werden, der fremden Sprache, des Umfangs und der Compositionsweise wegen, welche gar nicht auf öffentlichen Vortrag einzelner Stücke eingerichtet war. Die epischen Lieder der Bretonen aber, welche Villemarqué gesammelt hat, sind Balladenkränze.

Eine eben so frappante Uebertragnng wie wir sie schon in den keltischen Dichtungen der Parzifal-Sage finden, ist auch in der keltischen Tristan-Dichtung zu beobachten. Nur muß man hier gerade den Gang der Entwicklung anneh-

Digitized by Google

men, welchen wir für die Parzifal-Sage abgelehnt haben. Eine ganze Scenenfolge der ausgebildeten Tristan-Sage ist einem Liede von Bran, einem bretonischen Helden des 10. Jahrhunderts, aufgepfropft worden. Bran ist gefangen, er sendet einen als Bettler verkleideten Boten an seine Mutter. Dieser solle sich durch einen Ring legitimiren und die Mutter auffordern, zu ihrem Sohne zu kommen. Käme sie, so möge er ein weißes, wo nicht, ein schwarzes Segel aufhissen. — Der Wächter, welchen der Wartende frägt, sagt aus Bosheit, das Segel sei schwarz, während es weiß ist. Die Mutter kommt an. Sie frägt einen Greis, warum die Glocken läuten, und erfährt, der gefangene Ritter sei diese Nacht gestorben. Mit aufgelöstem Haar eilt sie hinauf, wirft sich auf den Leichnam und stirbt vor Schmerz. Barzaz Breiz S. 123.

Die Geschichte von Bran kann nicht das Ursprüngliche sein. Ueber die ältern Gestalten der Tristan-Sage wissen wir freilich wenig, aber der Schluß des Tristan ist deutlich jener Erzählung des Parthenius von Alexander und Oenone nachgebildet; Cap. 4. Alexander hat seine erste Geliebte Oenone verlassen und Helenen geheiratet. Von Philoktet verwundet, sendet er zu Oenonen, von der allein er Heilung erwartet. Sie weigert sich. Nachdem der Bote fort ist, kann sie doch nicht widerstehen und eilt zu ihrem früheren Geliebten. Dieser aber hatte unterdessen schon die schlimme Nachricht erhalten und war gestorben. Oenone findet seine Leiche und tödtet sich. Germ. 12, 85. Auch durch die Wunde, für welche Alexander bei Oenonen Heilung sucht, steht diese Liebesgeschichte der Tristan-Dichtung, wie wir sie z. B. bei Thomas finden, näher als die bretonischen Romanzen vom gefangenen Bran. Das Motiv mit den schwarzen und weißen Segeln ist vielleicht schon auf griechischem Boden mit dem Schluß der Parthenius'schen Novelle verbunden worden. Die Bretonen fügten ihn mit dieser Variation an ihre Tristan-Sage.

Die Erscheinung ist auffallend genug. Aber sie ist nicht vereinzelt. Auch andere antike Motive kehren in der keltischen Poesie wieder. König Midas mit den Eselsohren, dessen Barbier das Geheimniß seines Herrn ins Schilf flüstert: ganz dasselbe wird von König Marke erzählt, nur sind es Pferdeohren, auf welche des Königs Name zu weisen schien, und statt des Schilfes sind es die Wurzeln eines Dornstrauches, welchen gegenüber der Zwerg Froim sich seines quälenden Geheimnisses entledigt. So in den Tristan-Liedern, welche unter Beroz' Namen gehen. Daneben aber werden auch dem irischen König Labradh Loingseach Ziegenohren nachgesagt, s. Liebrecht zu Dunlop. Anm. 153. Auch der Spruch des Johann von Salisbury im Polykraticus Rex illiteratus est quasi asinus coronatus mag auf die Popularität der Anekdote weisen. Zeißberg Kadtubek S. 131. Sie ist übrigens auch im Serbischen und Kalmükischen nachweisbar. S. R. Köhler Götting. gelehrte Anzeigen 1868 p. 1928 f. — Das Motiv ferner, nach welchem die Verbindung eines Menschen mit einem dämonischen Wesen durch die verbotene Frage gestört wird, tritt uns zuerst in der Erzählung von Amor und Psyche entgegen. Aber die britischen

Digitized by Google

Lays von Graelant und von Lanval im 4. Band der Méonschen Fabliaux haben es auch. — Ob sämmtliche romanische Dichtungen, denen es zu Grunde liegt, wie Partonopier und Meliur, Raimund und Melusine, der Schwanritter, aus der Bretagne stammen, oder ob die antike Sage auch im französischen Frankreich heimisch war, wissen wir nicht; s. San Marte Parzifal-Studien 2, 271. — Die verhängnißvolle beschriebene Hundeleine in der Erzählung von Schionatulander, die doch wahrscheinlich auch bretonisch war, hat in dem beschriebenen Gürtel der Progne ihr Vorbild. — Der unsichtbar machende Ring Lunetens ist kein anderer als der des Gyges. — Die beliebten Keuschheitsproben der bretonischen Romane, der Mantel, der Becher u. s. w., sind eine beinahe unentbehrliche Zuthat des griechischen Romanes seit Heliodor. Nur handelt es sich in diesem in der Regel um Jungfräulichkeit, in jenen um eheliche Treue (Dunlop: Geschichte der Prosadichtung, Ausgabe Liebrecht S. 86.) Eine Art Treueprobe für Männer kommt im Lanzelot vor, Jonckbloet 2 LXIX. Darf man da nicht vermuthen, daß die Fee Ganieda, die Geliebte Merlins, der horazischen Canidia ihr Dasein verdanke? S. Villemarqué Romans de la Table ronde p. 43 [1]).

Woher gerade bei den Bretonen diese freie Herrschaft über eine ganze Reihe antiker Motive? Nicht die bretonische, wohl aber die irische Geschichte gibt darauf Antwort. Ist es doch seit Hauréaus reizender ersten Abhandlung in den Singularités allgemein bekannt, daß vom 5. bis zum 10. Jahrhundert nirgends im Abendlande eine so ausgebreitete Kenntniß und so selbständige Beherrschung der antiken, und insbesondere der griechischen Kunst und Gelehrsamkeit sich fand als in Irland. Ein Dichter wie Columbanus, ein Philosoph wie Johannes Scotus konnten nur aus Kreisen hervorgehen, welche die Antike entdeckt und mit Liebe und Verständniß aufgenommen hatten. — Scherer hat schön gezeigt wie die griechische Thierfabel nicht unmittelbar aus der Zelle des Gelehrten ins Volk drang, sondern von Halbgebildeten, verweltlichten Klerikern wohl ohne sichere Erinnerung in bald wechselnder, dem verschiedenen Costum der Zeit und des Ortes sich anschmiegender Gestalt als kurzathmige Anekdote mündlich weiter erzählt wurde, Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1870 S. 43 ff. Aus einer ähnlichen Gesindestube der irischen Gelehrsamkeit mögen die Brocken antiker Novellistik zuerst den irischen, dann den übrigen keltischen Balladensängern zugekommen sein.

Es ist begreiflich, daß die freie Verfügung über epische Vorstellungen den Respect vor der Ueberlieferung eines einzelnen epischen Werkes schwächte. Wenn die Grenzen zwischen verschiedenen Romanen nicht scharf gezogen waren, so entfiel das Interesse, ein bestimmtes Werk dieser Gattung in seiner ursprünglichen Gestalt zu erhalten. Und in der That hat das französische Kunstepos noch im

[1]) Ist die Schenkelgeburt des Kaisers Fanuel, von der Herrmann von Valenciennes erzählt, auch der antiken Sage entnommen, und die Analogien zum hölzernen Pferd im französischen Nationalepos; s. J. Bekker Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1866, S. 584?

Digitized by Google

Verlauf des 13. Jahrhunderts eine viel rücksichtslosere Behandlung erfahren, als das deutsche bis ins 15. Jahrhundert. Die Umformungen, denen es durch die redigierenden Schreiber unterworfen wurde, können nur den vermehrten und verbesserten Auflagen unserer der deutschen Heldensage angehörigen Gedichte verglichen werden.

III. Ueber die typische Natur des französischen Romans nach der Form.

Aber auch die Formen des Vortrags wurden von den französischen Epikern ungemein frei, das ist mit geringer oder keiner Veränderung nachgeahmt und wiederholt. Martin zeigt S. XVIII f. und in den Anmerkungen die Abhängigkeit des Guillaume'schen vom Styl des Chrestien. Eine Reihe von Wendungen und Vergleichen werden aus Chrestiens Werken entlehnt. Die Reden, welche in der Analyse übersetzt wurden, wenden mit Vorliebe jene Figur an, in welcher der leidenschaftlich Erregte ein Wort, das ihm in heftiger Rede entschlüpft, aufgreift und nach seiner Berechtigung befragt. Häufiger als Chrestien aber hat dies Thomas. Ob Guillaume dessen Tristan kannte, wissen wir nicht, die Tristan-Fabel erwähnt er 144, 27. — Von Thomas hat auch unser Gottfried eine ganz ähnliche wirkungsvolle Redeweise gelernt; Thomas' Tristan ed. Michel 3, V. 85. „Denn wenn sie mich über Alles liebte", sagt Tristan, „so würde sie mich trösten. Sie? und worüber? über diesen Kummer." Sie hätte ihn in allen Ländern suchen lassen sollen. „Und wo hätte sie mich gefunden? Dort wo ich bin." — Bei Gottfried 489, 32 „Warum hat sie nicht nach mir gesandt und Erkundigungen über mein Schicksal eingezogen? Um mich gesandt? Ach, was rede ich! Wohin hätte sie nach mir senden sollen, wie mein Schicksal erfahren sollen? Wie findet man mich denn, und wo? — Wo man mich findet? Nun dort wo ich bin. Die Länder laufen doch nicht davon."

Eine andere Figur, welche auch kaum sich verschiedenen Dichtern von selbst dargeboten haben wird, ist: Fergus erzählt, daß zwei Räuber ihn angefallen hätten, 242: „Beim heiligen Mango von Glasgow! Sie kannten mich sehr wenig. Hätten sie mich nur etwas gekannt, sie hätten sich nicht gegen mich gekehrt." Vgl. 51, 2 ff. Da die Figur der Correction aus dem Thomas'schen Tristan eben so gut als aus Chrestien stammen kann, so darf man auch hier an den Einfluß Thomas' denken, bei dem Wiederholung eines Gedankens in Form einer verneinenden Bedingung ungemein häufig ist. So sagt Tristan, als er sich in Zorn gegen die blonde Isolde hineinreden will, um die andere zu heiraten: „An Böses seid Ihr so gewöhnt, daß Ihr nicht davon lassen könnt: euren Willen müßt Ihr durchaus haben. Wenn Ihr es nicht von Jugend auf gewöhnt wäret, würdet Ihr nicht dabei beharren; wenn Ihr am Bösen nicht Vergnügen fändet, würdet Ihr es nicht so lange treiben." Man. Douce 240 ff.

Dergleichen und viel stärkere Entlehnungen sind im französischen Roman ganz gewöhnlich und offenbar durchaus gestattet. Zwei kleinere Gedichte schil-

Digitized by Google

dern eine Erkennungsscene zwischen Tristan und seinem Hunde. Das eine sagt: „Der Hund läuft auf ihn zu und hebt den Kopf: nie hat ein Thier solche Freude gezeigt: er stößt mit der Schnauze und schlägt mit den Füßen; es war sehr rührend.“ — Das andere: „Der Hund läuft auf ihn zu und hebt den Kopf: Niemals hat ein Thier solche Freude gezeigt: er stößt mit dem Maul und schlägt mit den Füßen: Jedermann hätte gerührt werden müssen.“ Und als der Verfasser des Guillaume de Palerme beschreibt wie ein Pferd den Sohn seines Herrn findet, drückt er sich offenbar eingedenk der Darstellung im Tristan so aus: „Jetzt springt und stampft es, schnaubt und wiehert, haut mit den Hufen und zeigt unmäßige Freude: denn es wittert und erkennt seinen Herrn.“ Hist. Lit. 22, 837.

Oder Tristan enthält sich der Neuvermählten trotz ihrer Schönheit: gente la sout, bele la set, e volt sun buen, sun desir het, Tristan 3. Band S. 609. Das ist nachgeahmt im Roman Amadas; in derselben Situation heißt es: bele la sait, gente la sent. Hist. Lit. 22, 762.

Der Anfang des Erec ist beinahe auch der der Mule sans frein; s. Holland Chrestien von Troies S. 245. — Chrestien selbst aber wiederholt im Chevalier au lion beinahe wörtlich einige Verse Wace's; Chevalier au lion 575 „So ging ich hin, so kam ich zurück, und zu Hause angekommen wußte ich, daß ich ein Narr war.“ Eben so erzählt Wace im Rou 2, S. 143 V. 11513 von seinen vergeblichen Forschungen im Walde Breziljam: „Wunder habe ich dort gesucht, aber keine gefunden. Als ein Narr kam ich zurück, als ein Narr war ich hingegangen: als ein Narr war ich hingegangen, als ein Narr kam ich zurück. Narretei hatte ich gesucht: nun wußte ich, daß ich ein Narr war.“ — Oder Chevalier au lion V. 5: A cele feste qui tant coste, qu'un doit clamer pentecoste: dieselbe Ausdrucksweise bei demselben Anlaß Lai du Corn. V. 7. Une feste ki mout couste a un jour de pentecouste, Gille de Cyn III V. 54 A un jor de pentecoste, c'est une feste qui moult coste.

IV. Ueber die Erfindung in den altfranzösischen Romanen.

In Deutschland haben wir Stylübertragungen verschiedener Art, so getreue Entlehnungen, wie die erwähnten aber doch kaum, und was den Stoff anbelangt, ein moule épique hat sich nicht gebildet und typische Wiederkehr desselben Motives läßt sich beinahe nur in der Spielmannspoesie des 12. Jahrhunderts entdecken. Die Entführungen durch einen Spielmann oder einen Diener ähnlicher Stellung, die Werbungen um niegesehene Frauen, die hochmüthigen Weigerungen, die Verkleidungen, Alles Kunstmittel, welche an den griechischen Roman erinnern und vielleicht aus ihm stammen, sind gemeines Gut der Spielleute, über welches der begabte Dichter wie der handwerksmäßige Bänkelsänger frei verfügt.

Der Grund liegt offen vor Augen: Zur Zeit der Kunstblüthe und nachher wiederholte man in Deutschland weniger, weil man weniger erfand.

Digitized by Google

Die Artus-Romane und die anderen Erzählungen bretonischer Sage wurden übersetzt, die Novellen und die Romans d'Aventure gleichfalls, — Eraclius und Athis und Prophilias kann man zu diesen rechnen, obwohl man vielleicht besser thut, nur die Stoffe von rein französischer Erfindung so zu nennen, — die Sagen des deutschen Alterthums wurden allerdings vielfach variirt und durch einander geschlungen, s. den Rosengarten und die Dietrich-Sage, in denen Siegfried und Dietrich sich mit einander messen müssen. Auch reine Erfindungen fehlen auf diesem Boden nicht, so im Biterolf, der uns das Eindringen bretonischer Motive in die deutsche Heldensage bezeugt, s. Jämicke, Heldenbuch 1, XXVI. Aber was will das sagen gegen die grenzenlose Willkür, mit welcher die Franzosen den Hof Karls des Großen nur als Schaubühne benutzten, um mit den Helden des nationalen Epos oder mit anderen beliebigen Personen alle möglichen Scenen darzustellen nach den Bedürfnissen und Eingebungen augenblicklicher Unterhaltung. — Hier war die Schule epischer Phantasie in Frankreich. Man erwartete Neues von dem Dichter: seine litterarischen und Lebenserfahrungen aber sind beschränkt, seine Gabe, zu combiniren, gleichfalls. Und auch auf die Empfänglichkeit des Publicums durfte nur nach einigen gewohnten beliebten Richtungen hin gerechnet werden, — das wirklich Unerhörte, Begebenheiten, denen ähnliche es nie gesehen, Fictionen, welche an keine vorhandenen anknüpften, wären unverstanden abgeglitten. Die Bildung des moûle scheint nothwendig, wenn ein Publicum von gleichmäßig unvertiefter Bildung der alten Erzählungen satt ist. Man erzählt sie ihm unter neuen Namen; s. z. B. Gautier Epopées franç. 1, 239 ff. — Die französische Epik ist durch diese freie Behandlung der nationalen Sage und ihre Verbindung mit Motiven der Artus-Romane allerdings nicht zu hohen Kunstwerken gelangt. Daß dies nicht Schuld der Gattung war, zeigen Bojardo und Ariost.

Aehnlich wurde der Artus-Roman als Rahmen für frei ersonnene Begebenheiten verwendet, welche entweder Personen der Artus-Sage oder auch anderen zugeschrieben wurden. Man schuf Neues durch veränderte Reproduction und Vermischung bekannter Motive der Artus-Romane, s. oben, man knüpfte sie selbst an historische Persönlichkeiten an. Fergus mag ein Beispiel davon sein. Martin hat die Vermuthung aufgestellt, daß Guillaume der Clerc seinen Roman für einen hochländischen Fürsten, Alanus von Galloway, 1200 bis 1233, gedichtet und den Helden des Romans nach dem berühmten Urgroßvater des Fürsten, dem Clanhäuptling Fergus, benannt habe. Dieser war 1161 gestorben. Jedenfalls ist Fergus ein schottischer Name. Ich erinnere nur an den prächtigen Fergus Mac Ivor von Glennaquoich, genannt Vich Jan Vohr in Waverley und an den Sohn des Fergus. Daß der historische wie der Held des Romanes in Galloway zu Hause sind, ist beinahe entscheidend. Auch Soumilloit, der Vater des Guillaume'schen Fergus, scheint eine Französirung des schottischen Somerled zu sein — der heutige Name Smollet ist nichts anderes — und einen Somerledus finden wir nicht weit von dem Schauplatz des Gedichtes. Er herrschte im

Digitized by Google

12. Jahrhundert auf den Hebriden und in Argyle, im nordwestlichen Festland; s. Martin S. XXIII. Daß man so bald nach dem Tode des historischen Fergus gewagt habe, seine Person mit dem mythischen Artus-Hofe in Verbindung zu bringen, ist nicht auffallend. Graf Hoyer von Mansfeld, der 1115 in der Schlacht am Welfisholze gefallen war, erlitt nichts anderes im Wigalois, welcher im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhundertes gedichtet wurde; Benecke zu Wigalois 2861. Und Alain Fergant, Herzog von Bretagne, im 12. Jahrhundert, Wohlthäter der Abtei Glastonbury auf Avallon (s. Villemarqué Romans de la Table Ronde 147 wird gar in den Stammbaum der Gralkönige versetzt vom Verfasser des Romanes vom h. Gral V. 3465 ed. Michel.

Hier sehen wir in Deutschland allerdings Aehnliches, wie schon der oben erwähnte Wigalois zeigt.

Die Artus-Sage wurde auch hier als Rahmen für eigene Erfindungen — oder vielmehr Variirungen bekannter Motive gebraucht. Konrad v. Stoffeln hat seinen Gauriel von Muntavel, den Ritter mit dem Bock, offenbar nach dem Muster des Iwein frei erfunden, aber er schmückt seine Fabel auch mit anderen Zügen bekannter Dichtungen. Gauriel hat eine Göttin zur Geliebten wie die S. 47 erwähnten Personen bretonischer und französischer Dichtungen. Wie diese, verscherzt er sein Glück durch ein unbedachtes Wort, er frägt sie nicht um ihre Herkunft, aber er rühmt sich ihres Besitzes. Wie Dietrich in der deutschen Sage muß er mit den berühmtesten Rittern der Tafelrunde um den Preis ritterlicher Tüchtigkeit streiten, mit Erec, Gawan, Iwein. An dem Kampf mit letzterem betheiligt sich auch der Bock und stößt Iweins Löwen nieder. Endlich gelingt es Gauriel sich mit der Geliebten zu versöhnen, wie Iwein die Huld Laudinens wieder erlangt. Aber er darf im neuen Glücke die Ritterschaft nicht vergessen wie Erec, und wie Iwein wieder erbittet er sich Urlaub von seiner Gebieterin. Auf seiner neuen Ritterfahrt gelingt es ihm wie Parzifal und Fergus eine Königstochter von der kriegerischen Liebeswerbung eines Fürsten zu befreien; s. Jeitteles Germania 6, 385. — Auch Pleiers Tandarois und Flordibel ist wohl eine Erfindung und nur lose mit der Artus-Sage verbunden. Ueber den Titurel wage ich nicht zu entscheiden.

Kaum etwas Entsprechendes aber können wir den Erfindungen der Romans d'Aventures gegenüberstellen, den reizenden Liebesgeschichten von Flos und Blancflos, Aucassin und Nicolette, den Novellen. Nicht als ob bei den Franzosen Alles französische Erfindung oder Verwerthung französischer Begebenheiten des 12. und 13. Jahrhunderts wäre. Aber die Quelle muß hier in der Regel die mündliche Tradition gewesen sein, während man in Deutschland aus französischen Büchern schöpfte. In Deutschland war die epische Phantasie bei aller Kraft anschaulicher Darstellung, welche einzelne Dichter zeigen, im 13. Jahrhundert wie versiegt, weit hinter dem Vermögen der Spielmanndichter des 10. bis zum 12. Jahrhundert: ich erinnere an Ruodlieb. — Und geradezu für unmöglich müßten wir in Deutschland halten jene Werke einer spielenden Phan-

Digitized by Google

taſie, welche heilige und weltliche Ideale zu einer ergötzlichen Miſchung durcheinandermengt. Ein Mönch, Huon de Mery, dichtete im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem Turnier, in dem Chriſtus und der Antichriſt ſich begegnen; daneben kämpfen noch die verſchiedenen Tugenden und Laſter, und die heilige Jungfrau ſieht zu, wie die preisſpendende Dame eines irdiſchen Turniers. Die Einleitung erinnert ſehr an Iwein, auch das gefährliche Becken kommt vor; Hiſt. Lit. 18, 800. Und der berühmteſte Dichter Nord-Frankreichs nächſt Chreſtien, Raoul de Houdenc dichtete eine „Höllenfahrt", die auch Traum von der Hölle heißt. Hier gibt Belzebub ein großes Diner, bei dem beſonders Braten von Wucherern und Benedictinern ſervirt wird, des zarten und fetten Fleiſches wegen. Während des Mahles werden die Biographien von Spielleuten vorgeleſen. Es könnten auch die von Minneſängern ſein. Die Aventuren des Grafen Wilhelm von Poitou oder des Herrn von Berguedan, ſ. Bartſch Roman. Jahrbuch 6, 231, wären eine für Ort und Zeit ſehr paſſende Lectüre. Wie Dante verſetzt Raoul auch gute Bekannte unter den Zeitgenoſſen in die Hölle, ſo den Boſſu d'Arras. Auch eine „Himmelfahrt" hat er gedichtet; ſ. Holland Creſtien von Troies 51 und Hiſt. Lit. 22, 787. — Aber die wunderbarſte Erfindung dieſer Art iſt wohl die anonyme Cour de Paradis. Es iſt ein Feſt, welches Gott Vater ſeinem himmliſchen Hofe gibt. Der heil. Simeon macht die Einladung. Dann kommen alle ihrem Range gemäß zur Verſammlung. Der Erzengel Gabriel mit den übrigen Erzengeln und Engeln voran. Zuerſt wird ein Tedeum geſungen, dann aber beginnt der h. Petrus:

Ne vous repentez mie
De loiaument amer,
Car de bien amer vient solaz (plaisir).

Nun faſſen ſich die fröhlichen Gäſte bei den Händen, machen Ronde und ſingen: Tout ainsi va qui d'amor vit et qui bien ame. — Alle ſind nun nicht ſo ſehr für die Liebe. Da theilt der h. Petrus als Ceremonienmeiſter die ganze Geſellſchaft in ſolche, welche lieben, und welche nicht. Die erſteren unterhalten ſich offenbar beſſer. Die Apoſtel ſpielen ihnen auf mit Trompeten und Flöten und tanzen und ſingen theils zuſammen, theils der Reihe nach. Auch Jeſus ſingt. Selbſt die h. Jungfrau darf ſich nicht ausſchließen. Jeſus bittet ſie, ihr Leid zu vergeſſen und fröhlich zu ſein. Da nimmt ſie Maria Magdalenen bei der Hand und macht mit ihr eine Tour durch den Saal. Dabei ſingen ſie

Je gart le bos (bois) que nus n'emport
Chapel de flors s'il n'ame.

Ja ſogar tanzen muß ſie: ſie ſchürzt ihr Kleid, tritt in den Reigen und ſingt:

Embrassez vous de par amour, embrassez —
Agironnez (dansez à la ronde) de par amor, agironnez.

Digitized by Google

Dieſem Beiſpiel folgt nun Alles, auch die Märtyrer und Beichtiger können nicht widerſtehen. — Jeſus nimmt ſeine Mutter mit der einen Hand, mit der andern Maria Magdalena à cui il fist le dous regart, quant les pechiés lui pardonna und ſingt dazu:

Je tien par les dois ma mie:
J'en vois (vais) plus joliment,

in welches Compliment ſich die zwei Damen theilen können. — Sogar die Seelen im Fegefeuer haben Antheil an der Freude. Hiſt. Lit. 22, 792.

Ich weiß wirklich im Augenblick nicht, was in der deutſchen Litteratur dieſer Dichtung dem Stoff und der Stimmung nach näher ſtünde als Kellers Tanzlegendchen.

Dieſer Freiheit dem Stoff gegenüber, welchen ihnen verachtete bretoniſche Jongleurs oder heilige Ueberlieferung entgegenbrachte, waren ſich die Franzoſen wohl bewußt. Sie nannten ihr Verfahren ſelbſt eine Verſchönerung: ſie erzählen pur l'istoire embelir. S. Triſtan den Schluß des Sneyd'ſchen Manuſcripts B. Der grämliche und pedantiſche Wace, der ſich für einen Hiſtoriker hält, eifert dagegen im Rou 10040, und nennt das Verfahren der Dichter gleichfalls contes embeleter. (Schluß folgt.)

Richard Heinzel.

Keltiſche Studien.

IV.

(An eine Frau gerichtet.)

„In meinem Hauſe wurde nie ein Papa und Mama geduldet. Die Kinder, ſobald ſie überhaupt zu ſprechen begannen, ſollten und mußten uns Vater und Mutter nennen. Jenes Pa und Ma und Ma und Pa im Munde ſprechender Menſchen erinnert mich immer an das Blöken der Schafe; der Würde der Eltern nicht nur, ſondern auch der Würde der Kinder als denkender und redender Geſchöpfe ſcheint mir einzig und allein das Vater und Mutter zu entſprechen.“

Vollkommen einverſtanden, verehrte Frau. Sie werden auch noch nie gehört haben, daß ein Bauernkind von Papa und Mama ſpricht. Dieſe Worte leben nur in den höheren Ständen, im Adel und in manchen bürgerlichen Häuſern, namentlich ſolchen, welche im vorigen Jahrhundert als Beamte oder ſonſtige Bedienſtete mit Höfen und Höfchen in einiger Berührung geſtanden ſind. Beide Worte ſind aus franzöſiſcher Litteratur und Sitte nach Deutſchland importirt worden; daher geht auch Hand in Hand mit dieſem ſcheinbar ſo trau-

Digitized by Google

lichen Naturlaute das steife, conventionelle, uns gleichfalls nur von auswärts angelernte „Sie“ und die ganze Geschichte ist in ihrem Ursprung und innersten Grund eine weichliche Affectation. In ihrem Ursprung, sage ich; denn das will ich hoffentlich nicht sagen, daß in einem Hause, wo das Papa und Mama und daneben vielleicht noch das „Sie“ erklingt, nicht eben so gute Liebe, Ehrfurcht, Ernst und Sitte walten könne, als da, wo Vater und Mutter gelten. Am besten studirt sich übrigens der Gebrauch jener Worte in Edmund Höfers trefflichen Erzählungen.

Aber glaubt denn nicht von jeher alle Welt, und glauben nicht insonders unsere Sprach- und Schriftgelehrten gerade in diesen zwei Worten den reinen Ur- und Naturlaut klingen zu hören, den ersten Schrei der Menschheit, welcher darum auch heute noch, nur verschieden variirt, allen Völkern und Sprachen der Erde gemeinsam sei? — Es würde einem unglücklichen hagastalt, einem Hagestolz oder, um deutsch zu reden, einem garçon übel anstehen, eine Mutter von sechs Kindern über das Werden der Kindersprache belehren zu wollen; derselbe hofft aber auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn er von jenen angeblichen Kindeslauten mama und papa allerhöchstens die Silbe ma oder ba als eigentlichen Naturlaut zugibt. Diese Silbe zu redupliciren, zu wiederholen, sie zu ma-ma oder ba-ba fortzubilden, fällt dem Kinde nicht im Schlafe ein, und im Wachen auch nicht, sondern das thun im liebkosenden Plaudern die verehrlichen Eltern selbst, und von ihnen lernt es das baby. Vater und Mutter durch ba und ma zu unterscheiden, fällt dem Kind eben so wenig ein, sondern kaum hat dem weichen Munde das erste halbwegs articulirte Stammeln einer Silbe sich entrungen, so wird dieser formlose Laut von den Lippen der Umgebung, von der Mutter vor allem, aufgefangen, gekaut und geformt und gerundet, und in solcher Gestalt dem Kinde wieder zu Ohr und Mund gebracht. Das geht so hin und her von ma zu mam und mama, und sorgfältigst wird darauf gesehen, daß der Herr Vater nicht etwa auch ma genannt werde, sondern daß man bei Zeiten lerne, einem Jeden nach Stand und Würde die Ehre zu geben, und conventionell und künstlich wird der Vater in die Rangclasse des baba erhoben.

Weit voraus dem wirklichen Thatbestand eilt die liebende Phantasie der Eltern und

os tenerum pueri balbumque poeta figurat.

Ja, nicht einmal die Silbe ma oder ba wird selbständig vom Kinde erzeugt; hundert und tausend Mal summt ihm die Mutter mit festgeschlossenen Lippen das m entgegen, öffnet sie dann mit rascher schnappender Bewegung und läßt bald kurz, bald lang den Vocal a hinterdrein klingen, in unerschöpflichem Spiel variirt sie die Laute, und mit Ohr und Auge folgt der Säugling diesem ersten Sprachunterricht. Uebrigens werden, so Gott will, diese unseres gebildeten Jahrhunderts unwürdigen läppischen Spielereien mit der Zeit

Digitized by Google

abkommen und die Zukunftskinder werden vermittelst Toussaint-Langenscheidt'scher Unterrichtsbriefe zum Selbststudium für Säuglinge [1]) auf rationellem und wissenschaftlichem Wege in ihre Muttersprache eingeführt werden. Durch genaueste Angabe der wirklichen hochdeutschen Aussprache wird dann auch vornherein das plebejische Element der Dialekte ferngehalten und der Säugling tritt nach Absolvirung des 52. Briefes als rein hochdeutscher Normalmensch in die gebildete Gesellschaft (Preis: nur 5 Thaler = 8 fl. 45 kr. rh.). Da er bei dieser Gelegenheit auch schon einen ganzen Roman gelesen hat — „Durch Nacht zum Licht. Roman für gebildete Säuglinge" —, so ist weiterer Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur im Grunde nicht mehr vonnöthen, und er kann sich unmittelbar zu Clavier und Musik, sowie zur Erlernung fremder Muttersprachen wenden.

Mag es sich indessen mit den Lauten ba und ma verhalten wie es will, so viel ist sicher, das die arischen Sprachen schon vor ungezählten Jahrtausenden diese Laute mit bewußter Energie ergriffen und aus rohem Naturstand zum organischen Worte gestaltet haben, daß sie eben darum die papa und mama lediglich als geduldete Spielerei nebenher laufen lassen. Aus der Gleichheit von papa, mama, atta u. s. w. würde nimmermehr Verwandtschaft zweier Sprachen sich folgern lassen, aber daß der Vater im Sanskrit pitar (pitâ), Zend patar, griech. patêr, latein. pater, goth. fadar; daß die Mutter sanskr. mâtar (mâtâ), griech. mêtêr (dorisch mâtêr), lat. mâter, ahd. môtar, muotar, kslav. mati, lit. moté heißt — das beweist Einheit dieser Sprachen; denn hier sind nicht nur ähnliche Laute, sondern gleiche Wortbildungen, es ist namentlich die Endung, die Bildungssilbe -tar, -ter, welche, an diesen und ähnlichen Verwandtschaftsnamen haftend, sie als einer Familie entsprossen zeigt. Das ma hat sich zu mâ gedehnt, das ba zu pa verhärtet, und Beide sind durch die bedeutungsvolle Silbe -tar — sie deutet nämlich auf eine Thätigkeit, eine Verrichtung hin — zu förmlichen Wörtern erwachsen.

Keltisch erscheint die Mutter vielleicht schon in der alt-gallischen Inschrift matrebo (Dativ Plur.). Irisch heißt sie máthir, die Ehe máthrathatu, mütterlich mádramil. Gleichzeitig erscheint aber auch die Mama als cambrisch hen-mam Großmutter, cornisch mabm, mam Mutter. Oder wäre auch das schon aus römischem mamma entlehnt?

Der Vater ist irisch athir (= patir mit Abfall des anlautenden p, einer im Keltischen sehr häufigen Eigenthümlichkeit), väterlich athramil, großväterlich sen-athardæ (sen, cambr. hen = alt, latein. senex). Aber auch hier erscheint das Kosewort, das cornische tat, tas Vater, hen-dat Großvater, entsprechend dem sanskr. tâtat, griech. tetta, lat. tâta, ahd. toto (Gevatter, Tote).

---

[1]) „Man bittet dieselben nicht zu verwechseln mit den zahlreichen, auf Plagiat und schnöder Speculation beruhenden stümperhaften Nachahmungen."

Digitized by Google

Der Bruder, sanskr. bhrâthâ, griech. frâtêr, lat. frâter, goth. brothar, kslav. bratru, lit. broter; ir. bráthir, cambr. brawt, braut, corn. brodar, bruder, brand, arm. brawt, breuzr.

Die Schwester, sanskr. svasar, lat. soror (= svosor), goth. svistar, slav. sestra; ir. siur, cambr. chwaer, corn. huir, arm. choar, hoar, hoer.

Der Schwager (im weiterem Sinn), sanskr. çvaçuras, griech. hekyros, lat. socer, goth. svaihra, kslav. svekru, lit. szészuras; corn. hvigeren.

Die Schwieger, sanskr. çvaçrûs, griech. hekyra, lat. socrus, goth. svaihro, kslav. svekrûvî, svekry; corn. hveger, hvigeren.

Bibelleser wissen, daß wir dereinst noch ein zweites Wort für die Schwieger hatten, die Schnur, der latein. nûrus (= snurus) entsprechend. Aber auch einen Schwager haben wir verloren, und zwar schon viel früher. Das Altdeutsche weist dafür das Wort zeihhur, zeichor auf, und ihm entspricht genau das angelsächs. tâcor, das sanskr. dêvar, griech. dâêer (= dâvêr kslv. deveri, lit. deveris und lat. lêvir [1]). Das gleiche Wort nun bietet sich im cambr. daw, dauu gener, corn. dof.

Mit schwankender Bedeutung geht ein anderes Verwandtschaftswort durch die arischen, mit doppeltem Laute durch die germanischen Sprachen. Sanskr. napât, naptar Enkel, napti Tochter, Enkelin, griech. nep-odes Nachkommen, a-nepsios Neffe, lat. nepos Enkel, Neffe, neptis Enkelin, Nichte, altnord. nefi Bruder, nift Schwester, ahd. nefo Enkel, Verwandter, niftila Nichte, goth. nithjis Vetter, nithjo Base, kslav. netij Neffe, böhm. neti Nichte. Keltisch, irisch nio nepos, filius sororis, necht neptis, cambr. nei Neffe, corn. noi nepos, noit neptis (daneben aus anderer Wurzel ir. aue nepos, iarm-ua pronepos Unser Oheim, angels. eám, ahd. ôheim, später ôme, ôm, steht dunkel und vereinzelt, doch aber gestützt durch ir. amnair avunculus, cambr. ewythyr, corn. euiter, arm. eontr.

Aus unserer wie aus andern Sprachen sind diese uralten Namen zum Theil gewichen; im eigentlichen Volke wurzeln noch einige, andere sind durch schwerfällige Zusammensetzungen, in den oberen Ständen durch französische Klänge verdrängt. Die alte Muhme liegt längst unter dem Boden, die Base ist nicht mehr, das Bäschen mit knapper Noth gesellschaftsfähig und „an verwaister Stätte schalten" Onkel und Tante, zum Glück nicht immer „liebeleer"; mit der Tante kam die immerhin noch erträgliche Cousine und schließlich aber der Cousin, eine nach Form und Inhalt in keinerlei Weise zu rechtfertigende Creatur, ein Geschöpf, dessen Zweck und Verrichtung in der Weltordnung absolut unerfindlich. Das einzige was der Cousin thut, ist, daß er, wenn die Sonne scheint, einen Schatten wirft.

---

[1]) Ein Wandel von d in l, wie er z. B. auch im latein. lacryma Thräne erscheint, welches altlateinisch dacruma lautet (= griech. dakry, gothisch tagr, engl. tear, althochd. gahar, neuhochd. Zähre).

Digitized by Google

Aber wo bleiben Sohn und Tochter? Letztere, irisch ingen, müssen wir vorläufig ganz verstoßen, der Sohn aber ist irisch mac, macc, in noch älterer, ogmischer Form magvas, cambr. map, corn. arm. mab. Es ist schon mancher auf „makadamisirtem" Trottoir gegangen und hat nicht daran gedacht, daß er keltischen Boden trat, die Erfindung des Mac Adam, welchen wir in deutschen Adreßbüchern als Adamsohn finden. Die Macdonald, Macmahon und wie sie alle heißen, Macpherson, der Erneuerer des Ossian, die Gestalten der Walter Scott'schen Romane, sie alle drängen auf den Leser herein, lauter Söhne des gälischen Hochlandes, Kinder des keltischen Bodens. Weit in die gallische Zeit hinauf reicht das Wort in der Form von Personennamen wie Magius, Magilus, Magalus, Maglocunus, Maglus Conomagli filius u. s. w., und wiederholt sich in cambrischen Namen wie Mailcun, in armorischen wie Cunmail; das arm. mael selbst wird mit miles gregarius glossirt.

Den gleichen Wortstamm nun bietet offenbar das goth. magus Knabe, Kind, Diener, magula Knäblein, magaps Jungfrau, woraus unser Magd, Maid und Mädchen erblüht ist. Gleichwie aber unser „Knabe" mit leichter lautlicher Aenderung ein dienender Knappe, ein Bergknappe, Mühlknappe wurde, wie das griechische pais, paidion zuerst Knabe, dann Diener heißt (daher der romanische „Page"); wie ahd. kneht, angels. cniht, d. h. das Kind des (adeligen) Hauses, jenseits des Canals zum Ritter, englisch knight erhoben, diesseits zum Knecht erniedrigt wurde; wie ahd. thegan, degan das Kind (griech. tek-non?) später zum Pagen, zum „Degen" wurde, der dann als „tapferer Degen", als „Haudegen" sich sonderbar mit dem ganz fremden romanischen Worte daga, dague = Schwert mischte [1]); wie endlich auch in unserem Fremdwort „Bube" die Begriffe Kind und Diener sich vereinen, genau so scheint auch das gallische ma gus sich in ein mac = Knabe und mug = Knecht gespalten zu haben; denn irisch mug ist Sclave, Knecht, Krieger, sóir-mug Freigelassener, mám Knechtschaft. Cornisch erscheint noch muw puer, mowes ancilla

Auch das jetzt allverbreitete Vassall ist keltischen Stammes. Schon gallische Inschriften zeigen einen Gott Vassus; gall. Personennamen sind Vassus und (fim.) Vassa, Vassedo, Vassorix und Dagovassus, welch letzteres etwa mit Gutkind oder Gutknecht zu übersetzen wäre. Cambr. erscheint das Wort als gwas, guas puer, servus, arm. goas und davon goasoniez servitium. Hier scheint aber der Begriff des Dieners frühzeitig vorzuherrschen und dieser ist als

[1]) Im Inseratentheil von Zeitungen liest man hie und da, daß in einer Buchdruckerei ein „Schwertdegen" gesucht wird. Dies ist ein Setzer, der zugleich mit dem Drucken umzugehen versteht. Ich wage die Vermuthung, daß dieses sonderbare Wort in die Anfänge der Gutenberg'schen Schwarzen Kunst zurückgeht und aus „Schwarzdegen" oder „Schwärzdegen" durch Mißdeutung entstellt ist, also einfach einen Druckerknappen bedeutet. Umgekehrt ist das uralte Wort „Schwertfürbe" d. h. Schwertfeger, in den noch heute lebenden Familiennamen Schwärzfiren übergegleitet.

Digitized by Google

vassallus (cambr. gwasawle) in das Mittellatein, von da in die neueren Sprachen übergegangen. Und zwar schon sehr früh, denn sonst hätte sich das alte v im Anlaut nicht erhalten, sondern wäre in romanisches gu übergetreten. Eine altfranzösische Ableitung ist vaslet, varlet, und daraus das heutige valet. Aus dem keltischen Kriegsmann ist der moderne Kammerdiener geworden. Auch englisch, d. h. normännisch, bekanntlich varlet. Lautlich würde gall. vass oder vas an ahd. fasal anklingen, das jedoch nur von Thieren gebraucht wird.

Der Uebergang vom freigebornen Sohne zum pflichtigen Knechte darf uns nicht auffallen. Das Majorat des älteren Bruders, des Erstgebornen, ist uralt — confer Jakob und Esau — und waltet heute noch; das patriarchale Verhältniß der germanischen Sclaven hebt Tacitus in wenigen Worten plastisch hervor; die römische familia bestand bekanntlich zunächst aus den famulis und famulæ, den Knechten und Mägden, und der Herr des Hauses war auch der pater familias; die altbairischen Dienstboten heißen Eh-halten, mit einem Worte das etymologisch auf der gleichen Wurzel ruht wie die Ehe selbst. Ziehen wir also gleich noch zwei andere Worte für den dienenden Theil der Familie heran. Irisch finde ich: scoloca manestrech — coloni monasterii, fer-scala Mannknecht, ban-scala Weib-knecht, also Sclave und Sclavin, Knecht und Magd. Das möchte aber Entlehnung sein aus goth. skalks, ahd. scalc Sclave, Knecht (woher unser „Schalk"). Dagegen glaube ich in do-r-im-thirthetar ministraverunt, tim thirect ministerium, timthirthidi servi u. s. w. das gothische thivan = dienen zu sehen, thius und thêvis Knecht, thivi Magd, thivadu Knechtschaft, ahd. dionôn dienen, diornâ Magd, Dirne.

Sicherer allerdings und sehr schön ist ein anderer Zusammenklang von Deutsch und Keltisch. Wir wissen zwar nicht, was gallische Personennamen wie Venutius, Venicarus u. a. bedeuten; der letztere aber könnte vielleicht wortwörtlich mit Winfried oder mit unserem heutigen Weinhold übertragen werden. Nur in Eigennamen lebt ja dieses uralte Wort noch, welches altsächs. und ahd. wini lautete und den Blutsfreund, den Geliebten, den Gatten bezeichnete. Noch lesen wir die Erlasse des Bonifacius und des Kaisers Karl, darinnen männiglich unersagt wird, in Kirchen und Klöstern Volkslieder und wini-leod d. h. Liebeslieder zu singen und zu schreiben. Ach wie viele tausend Bände lateinischer Theologie gäben wir heute hin für ein einziges deutsches wini-liet aus dem 8. oder 9. Jahrhundert! So freuen wir uns, wenigstens diesen seltenen Wortstamm nun auch im keltischen Boden gefunden zu haben; denn irisch fini heißt die Verwandten, cognati.

Mit vorstehenden Worten und Namen wären also die Grundzüge einer keltischen Familie gegeben, wie sie vor mindestens 4000, vielleicht vor 6000 und mehr Jahren aus Haupt und Gliedern zusammengesetzt war, also zu einer Zeit, wo nach correcter Ueberlieferung die Welt überhaupt geschaffen wurde. Wir haben, den Fußstapfen des Wortes folgend, gefunden, daß Vater und Mutter, Bruder und Schwester und eine schwankende Anzahl sonstiger

Digitized by Google

naher Verwandtschaftsbegriffe der arischen Urzeit gemeinsam waren, daß die friedliche Flamme des häuslichen Herdes schon damals entzündet war als es noch keine Kelten und Germanen, keine Slaven und Römer, keine Inder und Griechen gab, sondern all diese Stämme noch als „Arier" in unbekannten Winkeln Asiens oder — nach neuesten Hypothesen — Europa's hausten. Es bleiben uns aber noch einige andere Wörter, welche im Zusammenhang mit dem Geschlechts- und Familienleben mindestens eben so hoch, wo nicht höher hinaufreichen als jene speciellen Sippschaftsnamen; vor allem die Ausdrücke für Mann und Weib als solche.

Da ich die Ehre habe, zu einer Frau zu reden, so wage ich es im Widerspruch mit dem Alten Testamente mit dem Weibe zu beginnen. Der keltische Name für diese Krone der Schöpfung lautet in irischer Form ben und ban, cor. benen, benyn. Der allgemeine sexuelle Sinn des Wortes zeigt sich darin, daß es mit einem grammatischen oder natürlichen Masculinum zusammengesetzt, dessen Femininum bezeichnet: dalem Wirth, ban-dalem Wirthin, mil Soldat, ban-mil Kriegerin u. s. w. Noch stärker darin, daß es in gleicher Weise auch auf Thiere angewendet wird, z. B. ban-cu Hündin.

Diesem ban gegenüber steht als Mann das irische fer (und fir), vielleicht schon enthalten in gallischen Personennamen wie Viro-marus, Viro-manus, Vircondagus, in Volksnamen wie Viro-mandui, in Ortsnamen wie Viro-dûnum. Cambrisch lautet es gwr, gur, corisch gur Mann, gor-ty Herr des Hauses, Familienvater. Schwerlich aber vermuthen Sie, daß diese beiden nämlichen Wörter, vir (sprich wir) und ban in dem deutschen „Welt" und in der most gracious queen Victoria sich wiederfinden. Sie wissen indeß, daß unsere Wel- englisch world lautet, und so hieß sie auch im älteren Deutsch werld, noch älter wer-alt, wer-old. Goth. vair (= vir), ahd. wer ist einer der vielen alten Namen für Mann, und die wer-alt ist ursprünglich das Mannesalter, die Lebenszeit eines Menschen, dann das Leben, endlich das ganze Universum. Das gleiche Wort steckt in unserem Werwolf, d. h. Mannwolf, dem in Wolf verwandelten Menschen; und im Wergeld, d. h. die Geldbuße für Schädigung oder Tödtung eines wer, eines (freien) Mannes. Im Sanskrit lautet das Wort vîras, griech. hêrôs Held (= vêros), latein. vir, lit. výras.

Das stehende Wort für Weib ist im Goth. qvêns und qvino; frühzeitig absterbend, rettete es sich durch das Angelsächsische hindurch in das Englische mit der Bedeutung des höchsten und edelsten Weibes, der Fürstin, der Königin. Im Sanskrit findet sich das Wort als gnâ, ganî, im Zend als ghena, griech. gynê mit der mundartlichen Nebenform bana (= gvana), altpreuß. ganna, kslav. zena. Dieses Wort steht nun in allernächstem Zusammenhange, sachlich und lautlich, mit einer noch allgemeineren gemeinsam arischen Wurzel gan, welche den Begriff des Zeugens, Gebärens und Geborenwerdens ausdrückt und

Digitized by Google

ihrem Begriffe getreu in einer Fülle von Entfaltungen durch die arischen Sprachen wuchert.

Hier nur das Nothwendigste.

Sanskr. ganâmi ich zeuge, ganus Geschlecht; griech. genos Geschlecht, gi-gn-omai, ge-gon-a werde geboren: latein. genus Geschlecht, Familie, Volk, gi-gno gebäre, gens Stamm, gener Schwiegersohn. gnascor und nascor werde geboren, nâtus (und gnâtus) geboren, nâtio Volk, nâtura Wesen, Natur. Goth. knôda und kuni Art, Geschlecht, ahd. chindt Kind, knuat und knôt, knôsal und knuosal Geschlecht, Natur; engl. kind Art; lit. gimtis Geschlecht, gentis Verwandter, gente Schwager.

Die gleiche Wurzel läuft keltisch in verschiedenen Formen schon durch den gallischen Boden; eine Menge alter Personennamen endigen auf -genus, -genius und -gena, -genia, unter ihnen Natu-genia, welches wortwörtlich der griech. Eugenia, der Gutgeborenen entsprechen könnte. Eine zweite Gruppe zeigt sich im Namen wie Ad-gentius, Ad-gennia, Nitio-genna u. a. Eine dritte in Druti-cnos, Arti-cnos. Selbständig treten auf Cnatus, Gnatus, Gnatius und ihnen entsprechend Catu-gnatus, Devo-gnatus (wörtlich gleich dem griech. Dio-genes) u. s. w. Irisch ro-genair er ward geboren, in-gen Tochter, (vgl. latein, indigena), cenel Geschlecht, aicned (= aith-gned) Natur; cambr. cenitol Zeugung. Wörtlich genau dem lat. und gall. gnâtus (und nâtura) schließt sich irisch gnát gewohnt, gnás und gnús Gewohnheit, cambr. gnawt Art, Wesen.

Nach anderer Begriffsseite hin entwickelt sich ir. gnúis Antliz (vgl. unser „gebären" und „Geberde"). Noch allgemeiner ir. gniu, gnéo ich mache, gním That, Handlung, gniad Arbeiter.

Aber die anmuthigste Ueberraschung habe ich Ihnen bis aufs Letzte aufgespart, ein Wort, welches hier, wo von der Familie die Rede ist, durchaus nicht fehlen darf. Unser allzu früh dahingerafften württemberg. Landsmann Otto Abel begann sein reizendes Büchlein über die deutschen Personennamen (Berlin 1853) mit den Worten: „Das Eigenste was der Mensch besitzt, das ist sein Name. Durch ihn wird er, noch ehe sich Vernunft und Verstand bei ihm einstellen, als ein geistiges Wesen ausgezeichnet vor dem Thiergeschlecht, das keinen Namen hat; durch ihn scheidet er sich aus der ganzen Gattung als ein Besonderes aus. Mit dem Namen, den er erhält, führt ihn, den noch sprachlosen wimmernden Säugling, die Kirche in ihre Gemeinschaft ein. An dem Laut dieses Namens erwacht sein Selbstbewußtsein und wenn schon längst Gras über seinen Hügel wächst, lebt das Andenken an ihn fort in seinem Namen."

Entsprechend dieser tiefen Bedeutsamkeit der menschlichen Eigennamen hat sich denn auch seit 20 bis 30 Jahren eine ganze Litteratur über den Gegenstand entfaltet, Gutes und Schlechtes, und bei dieser Gelegenheit ist man mit erneutem Interesse an das Wort „Name" selbst herangetreten, was denn wohl der Ursinn dieses Lautes sein möchte. Auch im Sanskrit lautet es nâma; im

Digitized by Google

Griech. o-noma Name, an-ônymos namenlos lag das gleiche Wort unverkennbar vor, noch mehr im Lat. nômen (umbrisch nome, nume); kslav. ist i-me, goth. namo mit dem Zeitworte namnjan wovaus unser „nennen" sich bildete. Die Verwandtschaft dieser Wörter unter sich war klar, aber der Schlüssel zu ihrer Bedeutung lag nur in einer der arischen Sprachen verborgen, in der lateinischen. Denn da findet sich neben dem einfachen nômen das zusammengesetzte co-gnômen Beiname, i-gnôminia Unname, Schmähung, Schmach. Dieses g hatten offenbar die Schwesterſprachen verloren, mußten es schon in sehr alter Zeit verloren haben, und man durfte es ihnen nur wieder anfügen, um eine einfache und schöne Lösung des Räthsels zu haben. Wie wir oben ein latein. nâtus, nâtura neben älterem gnâtus sahen, so sehen wir lat. nosco, nôvi ich kenne, nôtus bekannt neben gnosco, co-gnosco, co-gnôvi; neben gnârus wissend, i-gnôrare nicht wissen; narrare kund thun, erzählen, neben altlat. gnârigare. Der Name ist also ungefähr das Kennen oder Kennzeichen, zunächst wohl des Menschen, später auch der Sache.

Diese Deutung war aber natürlich nur dann erlaubt, wenn die übrigen Sprachen gleichfalls einen Wortstamm wie das lat. gnosco besaßen. Und dies ist der Fall. Sanskr. gânâmi ich kenne, gñâs Bekannter, Verwandter; griech. gi-gnôskô ich kenne, gnôtos bekannt, goth. kann ich kenne, kunths kund, bekannt, ahd. knâu ich kenne; ksl. znati kennen znamenije Kennzeichen, lit. žinau ich weiß. Irisch gné Kunde, ratio u. s. w. Und nun dürfen wir, trotz der stärker abweichenden Form, hieherstellen: ir. ainm Name, cambr. enw, cor. hanow.

Vergleicht man nun die oben verzeichneten arischen Wörter für Zeugen, Gebären, Geborenwerden, Stamm, Art u. s. w. mit den eben verzeichneten für Kennen, Erkennen, so scheinen Beide in einer und derselben Wurzel gan oder kan zusammenzulaufen. Auch darüber hat man sinnige und mehr oder minder wahrscheinliche Betrachtungen angestellt. Ich selbst begnüge mich, Sie auf den Artikel „Erkennen" in Ihrem Grimm'schen Wörterbuche zu verweisen und Sie zweitens aufmerksam zu machen, daß gerade der „Name" gleichsam den Mittelbegriff zwischen jenen beiden gan oder kan zu bilden geeignet ist; denn der Name ist nicht allein das Eigenste was der Mensch hat, sondern er ist eigentlich der Mensch selbst. Wesen, Art, Natur des Menschen wie der Objecte überhaupt vermögen wir ja nicht anders zu bezeichnen als durch das Wort. Das Wort ist auch die Sache; ein Ding, für das wir kein Wort, keinen Namen haben, hat auch keine Existenz für uns. Erst indem wir es benennen, tritt es für uns ins Dasein, wird gezeugt und geboren; es tritt gleichzeitig in unser Bewußtsein, unsere Begriffswelt, wird erkannt und gewußt.

Adolf Bacmeister.

Digitized by Google

* Der Aussteller und die Ausstellungen. Erörterungen von Prof. Dr. W. F. Exner. Zweite vervollständigte Ausgabe. Weimar, Voigt.

Ein Vorläufer der Flut von Ausstellungsschriften, deren wir uns für das nächste Jahr zu versehen haben. Prof. Exner hat das Ausstellungswesen zum Gegenstande ganz besonderen Studiums gemacht und ließ schon vor der letzten Pariser Ausstellung eine Schrift unter dem gleichen Titel erscheinen, welche eigene und fremde Erfahrungen über die besten Methoden des Ausstellens vorlegte — „Ausstellen" natürlich im weitesten Sinne genommen, so daß hierbei die Fragen was, wann und wo man ausstellen, wie verpackt und transportirt, wie angemeldet und katalogisirt, wie die Gegenstände am zweckmäßigsten zur Schau gebracht und gegen Schaden bewahrt, wie die Ausstellungen ausgenützt werden sollen u. s. w. u. s. w. zur Erörterung kamen. Die Jahre 1867 u. ff. bereicherten und berichtigten die Ansichten des Verfassers vielfach, so daß er bald einen Anhang folgen ließ. Beide Schriften erscheinen nun hier abermals durch einen zweiten Anhang vermehrt, welcher insbesondere die nächstjährige Ausstellung in Wien im Auge hat, die wichtigsten der bisher zu derselben erschienenen Actenstücke reproducirt u. s. w. Der Augenblick des Erscheinens ist gewiß der richtige, und man muß nur wünschen, daß das große Publicum der Aussteller, namentlich diejenigen, welche sich zum ersten Male anschicken, an einer so großartigen Exposition Theil zu nehmen, jetzt, wo noch Alles sich im Stadium der Vorbereitung befindet, die praktischen Rathschläge und Winke berücksichtigen möge.

---

* Vom Büchermarkt.

Das schon lange erwartete neue Werk Darwins, „on expression in animals" soll nun im November erscheinen. Gleichzeitig mit dem engl. Originale wird eine von J. V. Carus besorgte deutsche Uebersetzung (Schweizerbart in Stuttgart) erscheinen unter dem Titel: Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Thieren. — Das älteste gedruckte dänische Buch, die „danske Rimkrönike" wird in einer photo-lithographirten Facsimileausgabe in Kopenhagen neu herausgegeben. Das Original, von dem nur 2 Exemplare bekannt sind, wurde 1495 gedruckt. — Der Herausgeber des New-York-Herald, Herr Frederik Hudson wird in nächster Zeit eine Geschichte des Zeitungswesens im Verlage von Harper Bos. in New-York erscheinen lassen. (De. Buchh. Corr.)

---

* Der Künstlerverein in Frankfurt a. M. geht mit dem Gedanken um, dieser Stadt ein „Künstlerhaus" zu verschaffen, wie Wien es besitzt. Für diesen Zweck wird am 15. d. M. eine reichhaltige Sammlung von Kunstwerken verlost werden: Oelgemälde Frankfurter, Münchener, Düsseldorfer ꝛc. Maler, Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Photographien, plastische Arbeiten. Lose zum Preise von einem Thaler sind von Herrn Otto Cornill in Frankfurt zu beziehen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Standpunkt der prähistorischen Wissenschaft.

I.

„Es hat sich in unseren Tagen eine neue Wissenschaft herangebildet, die meiner Meinung nach an zwei besonderen Fehlern leidet: an ihrer zarten Jugend und an der Begeisterung ihrer zahlreichen Jünger. Mit ihrer Jugend steht der Mangel an reifer und gediegener Erfahrung in Zusammenhang, und mit der Begeisterung die Uebertreibung scheinbarer Thatsachen. Ich rede von der sogenannten prähistorischen Wissenschaft, welche gegenwärtig die Welt des Geistes bewegt, indem sie den kühnen Versuch macht, die Grenzen der geschichtlichen Ueberlieferung mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten und auf Grund eigenthümlicher Untersuchungen die Urzeit des Menschenthums vor unseren erstaunten Blicken bis in die kleinsten Details auszumalen. Auf der breitesten Grundlage jener Thatsachen erhebt sich eine Pyramide scharfsinniger Hypothesen, auf deren Spitze in nebelhafter Höhe das Bild des Menschen-Affen als letztes Schlußtableau thront."

Mit vorstehenden Worten begann ein Feuilleton der „Presse" [1]), dem der unterzeichnete Name, in der Wissenschaft von hohem Rufe, eine besondere Wichtigkeit verleiht. Niemand anderer als der bekannte Aegyptologe Prof. Dr. Heinrich Brugsch nannte sich als Verfasser des gegen die Resultate der modernen prähistorischen Forschung in schärfster Weise zugespitzten Aufsatzes. Wenn Leute, welche gelehrten Untersuchungen überhaupt fern stehen, an den anscheinend unfaßlichen Errungenschaften des menschlichen Geistes Anstoß nehmen und beispielsweise der Behauptung, daß man die Masse eines entfernten Planeten gewogen habe, ein trockenes „das glaube ich nicht" entgegensetzen, so ist dies eben so verzeihlich als begreiflich. Wie aber ein Gelehrter auf irgendeinem Gebiete so wenig Verständniß für wissenschaftliche Forschung bezeugen kann als es Prof. Dr. Brugsch in dem beregten Aufsatze thut, ist schwer zu erklären. Ich will eine solche Erklärung auch gar nicht unternehmen, sondern mich lediglich an die vorliegende Thatsache der Skepsis halten und diesen Anlaß dazu benützen — nicht etwa um Herrn Prof. Dr. Brugsch speciell zu bekämpfen —

---

[1]) Vom 4. September 1872 unter dem Titel: „Die prähistorische Wissenschaft und der Mensch-Affe."

Digitized by Google

sondern um ein getreues Bild des gegenwärtigen Standpunktes unseres prähistorischen Wissens zu entwerfen. Dabei beeile ich mich hinzuzufügen, daß ich selbst mich in keiner Weise zu den schwärmerischen Anhängern der neuen Wissenschaft zähle, vielmehr ein gutes Stück Skepsis mit hineinbringe; um nur Eines zu erwähnen, gestehe ich offen, daß ich den großen Pfahlbau von Robenhausen am Pfäffikon-See in der Schweiz, nachdem ich denselben besucht hatte, mit größeren Zweifeln verließ, als sich zuvor in mir regten. Von diesen Zweifeln aber beispielsweise bis zur völligen Läugnung der Pfahlbauten überhaupt ist noch ein weiter Weg, und wenn in der neuen Wissenschaft sicherlich auch Manches noch auf Hypothesen beruht, die mit der Zeit durch bessere Erkenntniß ersetzt werden dürften, so gilt es gerade hier den treffenden Satz in Erinnerung zu bringen, daß eine schlechte Hypothese immer noch besser ist als gar keine.

Die prähistorische Wissenschaft, was ist sie? was verstehen wir darunter? Offenbar Alles was sich auf den Menschen bezieht vor jener Zeit, von welcher wir die ersten geschichtlichen Nachrichten besitzen. Jene Epoche liegt natürlich ungemessen vor uns, da wir ihren Anfang nicht kennen; die Phantasie hat also für den Zeitpunkt des Erscheinens des Menschen einen weiten Spielraum. Die prähistorische Wissenschaft bezieht sich aber nicht nur auf das Auftreten des Menschen und seine Urzustände allein, sondern sie muß auch alle sonstigen Umstände ins Auge fassen, welche in der anorganischen wie in der organischen Natur mit diesem seinen Erscheinen Hand in Hand gingen. Aus diesen allein wird es ihr ja möglich — bei dem sonstigen Mangel an jedwedem chronologischen Anhaltspunkte — eine Ansicht über das Alter des Menschengeschlechtes auszusprechen. Sie wird endlich noch die Frage nach seinem Ursprunge zu ventiliren haben, um die Stelle zu ermitteln, welche dem Menschen in der Natur gebührt, um zu zeigen, aus welchen Anfängen die gegenwärtige Cultur, mit Recht der Stolz unseres Jahrhunderts, sich entwickelt hat.

In den alten biblischen Wahn, wonach der Welt und mit ihr dem Menschen nur ein Alter von beiläufig 6000 Jahren zukäme, hatte die zunehmende naturwissenschaftliche Erkenntniß schon seit längerer Zeit eine arge Bresche gelegt; eine Menge von Thatsachen ließen sich damit doch gar zu wenig vereinbaren. Zudem ist nicht abzusehen, warum die hebräische Tradition einen größeren Anspruch auf Wahrhaftigkeit haben sollte als z. B. die indische, welche das Alter des Menschen auf hunderttausende von Jahren hinaufrechnet. Wollte man mit der Skepsis Prof. Brugschs vorgehen, so müßte man aber selbst die biblischen 6000 Jahre bedeutend reduciren und könnte getrost in den Bereich der Mythe den größten Theil dessen verweisen, was uns aus der alten Geschichte erzählt wird. Wir haben jedoch der Gründe genug, mit der vorgeschichtlichen Zeit nicht minder glimpflich umzugehen als mit den historischen Epochen. Hatte noch der große Cuvier sich zu dem gewagten Ausspruche verleiten lassen: es gibt keinen fossilen Menschen, so machten schon 1828 die Höhlenfunde in Frankreich

Digitized by Google

stutzig; 1854 wurden die Schweizer Pfahlbauten entdeckt, und obwohl die Gegenwart über deren Alter zu weit nüchterneren Anschauungen gelangt ist, so gehören sie doch zu urgeschichtlichen Menschenwerken, die jedenfalls in sehr alte Zeiten zurückreichen. Die große Bewegung auf dem Gebiete der Urgeschichte begann jedoch erst mit dem Erscheinen des Darwin'schen Werkes über die Abstammung der Arten, dessen letzte Consequenzen, von den denkenden Köpfen des Jahrhunderts sofort gezogen, durch Herbeischaffung neuer Materialien ihre Bestätigung finden mußten. Seit den sechziger Jahren reiht sich in der That Entdeckung an Entdeckung, und das vorhandene Materiale hat sich jedenfalls so sehr angehäuft, daß es mit einem einfachen ungläubigen Kopfschütteln nicht abgethan werden kann. Indem man dem Altvorderen des Menschen nachspürte, fand man dessen Spuren selbst, und zwar unter Umständen, welche die Grundlage der modernen prähistorischen Wissenschaft wurden. Der vergleichenden Anatomie und der Geologie gebühren zum großen Theil die Verdienste, welche die Urgeschichte auf ihre heutige Höhe gebracht haben, und diese beiden Disciplinen sind's, die selbst ein Aegyptologe vernehmen muß, ehe er in dieser Frage ein Urtheil fällt.

Um nicht in die Gefahr von Wiederholungen zu gerathen und im Interesse möglichster Klarheit, will ich in den nachfolgenden Erörterungen genetisch zu Werke gehen und unsere Kenntniß dessen darlegen, was sich auf den prähistorischen Menschen bezieht, von dessen Ursprung an bis zu dem Augenblicke, wo die beglaubigte Historie beginnt.

Zuerst also die Frage nach dem Ursprunge. Heute, wo in Deutschland die Naturforscher an den Fingern herzuzählen sind, welche sich nicht zu Darwins Entwicklungstheorie bekennen, ist ein anderer als dieser Standpunkt wissenschaftlich wohl nimmer festzuhalten. Man weiß, daß diese durch die seitherigen Forschungen sich immer glänzender bestätigende Theorie darin gipfelt, die gesammte dermalige organische Schöpfung von einigen, vielleicht nur von einer Urform abzuleiten, welche Prof. Huxley in seinem Bathybius oder Tiefsee-Schleim erkannt haben will. Wenn aber auch nicht eben aus diesem, aus einer sehr niedrigen Lebensform jedenfalls müssen im Sinne der Descendenztheorie selbst die bedeutendsten Thiere und mit ihnen der Mensch hervorgegangen sein. Damit ist auch der blöde Einwurf beseitigt, der Mensch stamme vom Affen ab, was, wie es scheint, die gedankenlose Menge gar so sehr in Harnisch bringt. Warum fühlt denn Niemand sich beleidigt, wenn man viel richtiger sagt: der Mensch stammt vom Urschleim ab? Mensch und Affe, und Rind und Pferd, und Vögel, Fische, Reptilien, Käfer sind alle mit einander verwandt. Mensch und Affe, die sich sowohl in ihrer äußeren Erscheinung als in ihrem inneren Bau so nahe stehenden Formen, haben im Sinne Darwins nur einen gemeinschaftlichen Stammvater besessen. Geradezu lächerlich ist es aber, stets die Behauptung, der Mensch hätte sich aus dem Affen entwickelt, wiederkäuen und dem verdienstvollen Naturforscher Karl Vogt heute noch in die Schuhe schie-

Digitized by Google

ben zu hören. Vogt hat diese seine irrthümliche Ansicht längst zurückgenommen und steht heute auf dem Darwin'schen Standpunkte. Seinen Irrthum bekämpfen ist also entweder ein Kampf mit Windmühlen oder ein plumpes Kunststück um „den unbefangenen und mit der Sache nicht vertrauten Leser" irre zu leiten.

Wenn sich auch unser biologisches Gewissen dagegen sträubt, so mag indeß doch Jedem das Recht zugestanden werden, die Darwin'sche Erklärung für den Ursprung der jetzigen organischen Wesen, also auch des Menschen, zu verwerfen. Nur werden wir uns dann selbstverständlich eine andere, treffendere Erklärung ausbitten müssen. Wissenschaftlich wird an Darwins Theorie nicht zu rütteln sein, bis eine bessere an ihre Stelle gesetzt wird. Dies ist nun freilich bisher noch nicht geschehen und ihre Gegner bewegen sich vorläufig ausschließlich in der Negation. Sie verwerfen die Theorie auch nicht deßhalb, weil ihnen ihre innere Begründung unzureichend, sondern weil sie ihnen aus anderen, der Theorie selbst ganz fremden Motiven unbequem erscheint. Es ist wahr, daß die Descendenztheorie auf natürliche, also materialistische Weise erklärt, wozu man sonst supranaturalistischer, also unverständlicher Annahmen bedurfte, und daß sie dem Menschen den anthropocentrischen Standpunkt raubt, welcher noch heute bei der großen Mehrzahl herrscht und den Menschen als den Mittelpunkt und alleinigen Zweck der gesammten organischen Schöpfung betrachtet, als das Ebenbild Gottes oder als den Herrscher und Mittelpunkt der irdischen Welt, deren sonstige Einrichtungen alle mehr oder weniger nur zu seinem Nutzen und mit Rücksicht auf seine speciellen Bedürfnisse geschaffen oder vorhanden sind. Aehnlich wie der geocentrische Irrthum in der Astronomie durch Kopernikus, Keppler, Galilei und Newton gestürzt worden ist und heute, trotz allen Widerstandes der damaligen Zeit, von jedem Schuljungen verlacht wird, ähnlich, sage ich, wird der anthropocentrische Irrthum durch die Descendenztheorie den überwundenen Standpunkten zugewiesen. Und Jene, die gegenwärtig die neue Lehre bestreiten, sind genau dieselben, welche Galilei zum Widerrufe zwangen; ja noch mehr, auch die Motive sind bei Beiden identisch; fürchten sie doch, daß die Idee des persönlichen Schöpfers und Weltenlenkers dadurch noch mehr aus den Angeln gehoben und bei Seite gesetzt werde, als dies auf anderen Gebieten, wo ein Kampf nicht mehr möglich, ohnehin schon geschehen. Dieser Pferdefuß guckt auch nur zu deutlich bei Prof. Brugsch hervor, wenn er in unverblümter Weise zum Schluße seiner Philippika warnt vor der Masse jener „Himmelsstürmer", welche den Lesern „Eindrücke und Ansichten von der Abstammung und dem Alter des Menschen aufdrängen, die besonders in einer dem Materialismus zusteuernden Zeit eben so beunruhigend und Zweifel erregend auf den Einzelnen wie gefährlich auf den großen Haufen wirken. Der Mensch ist eine Creatur der unerforschlichen göttlichen Allmacht, er hat zu allen Zeiten der Würde dieser Abstammung entsprochen und wird es thun, so lange der Name Mensch existiren wird. Sein Geschlecht auf die Fratze des Affenthums

Digitized by Google

zurückführen, heißt die Zwecke der Allmacht vollkommen verkennen und dem Zufall anrechnen, was Ausfluß der höchsten Weisheit ist." Wir bedauern von Herzen, daß der Herr Professor, der so genau weiß, daß der Mensch eine Creatur der göttlichen Allmacht ist und uns vorwirft, die Zwecke dieser Allmacht zu verkennen, die er selbst eine „unerforschliche" nennt, uns über diese ihm vielleicht bekannten Zwecke nichts Näheres mitzutheilen für gut befunden hat. Wir unseren Theils sind nicht in der Lage zu verkennen was wir überhaupt nicht kennen.

Jetzt wo die Ursprungsfrage, wie mir bedünkt, zur Genüge erörtert ist, will ich mich den ältesten Funden zuwenden, weil diese es sind, die zunächst bei der Frage nach dem Alter unseres Geschlechtes in Betracht kommen. Dabei setze ich selbstverständlich voraus, daß die Lehren der neueren Geologie als giltig angenommen werden, worauf ja die Altersbestimmungen der Funde vorwiegend beruhen. Wenn jemand nun auch die Grundsätze der Geologie in Abrede stellen will, so ist mit ihm überhaupt nicht weiter zu discutiren; läugnen läßt sich am Ende Alles; es wäre aber nicht abzusehen, wo man mit solch sinnloser Negation hinkäme. Wo Alles wankt, kann freilich nichts aufgebaut werden; dann ist aber auch die gesammte Wissenschaft eine bloße Chimäre. Bereitwillig kann man die Berechtigung der wissenschaftlichen Skepsis zugestehen; sie hat ihr Gutes und war wohlbegründet in dem kritiklosen Verfahren zwar nur einiger Weniger, aber sie darf nicht so weit gehen, daß der Gang der Wissenschaft völlig stille steht. Es wird sich also darüber wohl streiten lassen, ob eine Fundschichte dieser oder jener Formation angehört, darüber aber darf nicht mehr gehadert werden, ob miocän oder pliocän früher, also älter war. Einen weiteren Aufschluß geben gemeiniglich die Knochen jener Thiere, in deren Gesellschaft die menschlichen Ueberreste gefunden wurden. Es kann nun allerdings die Frage entstehen, ob die Thierknochen und die menschlichen Ueberreste nicht etwa durch spätere Umstände zusammengekommen sind; dort aber, wo die wissenschaftliche Untersuchung dargethan hat, daß eine Störung der Schichten oder der Anschwemmung nicht stattgefunden hat, dort wäre es wohl einfach lächerlich, gegen den Schluß ankämpfen zu wollen, daß Thier- und Menschenreste gleichzeitig dahin gelangt seien. Wenn nun eine weitere Prüfung ergibt, daß die aufgefundenen Thierknochen vorweltlichen Geschöpfen angehören, so ist auch nur der fernere Schluß logisch richtig, daß der Mensch zur Zeit dieser vorhistorischen, also fossilen Thiergeschlechter gelebt haben müsse. Wie viele Zeit verflossen, seitdem diese Arten ausgestorben, vermag man nicht zu bestimmen; die Geologie spricht nur ungern in concreten Ziffern, allein im Allgemeinen hat sie es nur mit langen, sehr langen Zeiträumen zu thun. Wenn jemand das Alter unserer gegenwärtigen Quaternärzeit auf 100.000 Jahre schätzen will, eine Ziffer, die gar Manchen kopfscheu macht, so wird ihm sicherlich in geringerem Maße von der Geologie widersprochen werden, als wenn er sich mit nur 6000 Jahren begnügt. Im Uebrigen scheint uns jeder Versuch, die geologischen Perioden ziffermäßig zu begränzen, eine müßige Speculation.

Digitized by Google

Gewöhnlich trennt man von dem Pliocän, womit die Tertiärzeit schließt, ein Postpliocän oder Quaternär, Diluvial, auch Drift genannt, ab: man sieht diese letzte Bildung gewissermaßen als neutralen Boden an, der bald für die Urwelt, bald für die jetzige Zeit in Anspruch genommen wird. In diese Diluvialepoche fällt auch die sogenannte Eiszeit, an welcher heutzutage ein Zweifel auch nicht mehr gestattet ist, nachdem sich die dieselbe charakterisirenden Phänomene über den ganzen Erdball zerstreut beobachten ließen; in derselben Diluvialzeit kommen noch Thiergeschlechter vor, die seither vom Erdboden verschwunden sind, wie eine Gattung Königstiger (Felis spelæa), der Höhlenbär (Ursus spelæus), die Faulthierarten des Megatherium und Mylodon, endlich die Dickhäuter Elephas priscus Gf. primigenius und Mammuth u. s. w. In diese Periode fällt endlich auch das Erscheinen des Menschen. Ohne vorläufig in vage Hypothesen uns verirren zu wollen, können wir denselben nicht höher als bis zur Eiszeit hinaufführen; die große Gletscherzeit hat er aber sicherlich noch gesehen; wenn Prof. Brugsch triumphirend ausruft: der nie gefundene tertiäre Mensch beruht auf reiner Einbildung, so hat er allerdings darin Recht, daß ein tertiärer Mensch bis heute noch nicht gefunden worden ist. Es hieße aber ganz entschieden zu weit gehen, die Möglichkeit auszuschließen, daß nicht noch einmal auch aus jenen Zeiten sichere Spuren des Menschendaseins sollten erwiesen werden; dazu haben am allerwenigsten Solche ein Recht, welchen schon die Auffindung des fossilen Menschen überhaupt eine genügende Lehre sein sollte, daß man sich in wissenschaftlichen Dingen vor absprechender Uebereilung zu hüten habe.

So weit nun die heutigen Forschungen reichen, gehört der fossile Mensch zu den erwiesenen Thatsachen. Seine Knochen wurden zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten gefunden und wohl constatirt; so unter Anderen durch Herrn Tournal in der Höhle von Bize (Departement der Aude) und durch Herrn Christol in der Höhle von Pondres bei Nimes in Süd-Frankreich, 1828; in der Engis-Höhle am linken Ufer der Maas in Belgien durch Dr. Schmerling, und am rechten Maas-Ufer in der Höhle von Engihoul 1833 — 1834; das Jahr 1857 brachte die Entdeckung des berühmten Neanderthal-Schädels in einem Thale der Düssel bei Düsseldorf durch Dr. Fuhlrott aus Elberfeld; früher schon, 1852, war bei Aurignac im südlichen Frankreich eine wahrscheinlich als Grabstätte benützte Höhle aufgedeckt, worin sich die Knochenreste von 70 Menschen fanden; 1863 ward die von dem lange verkannten und verspotteten französischen Forscher Boucher de Perthes aus einer Kiesgrube bei Abbeville im Departement der Somme hervorgezogene menschliche Kinnlade von Moulin Quignon durch eine internationale gelehrte Commission als echt anerkannt; in jüngerer Zeit fanden die berühmten Entdeckungen des Stuttgarter Prof. Dr. Oscar Fraas statt, welcher bei Schussenried in der Nähe des Bodensee's fossile Menschenknochen fand und erst im verflossenen Jahre im Hohlefels bei Schelklingen, in der Nähe von Blaubeuren, neue Beweise für den fossilen

Digitized by Google

Menschen erschloß. Nicht minder bemerkenswerth sind die Funde der Skelette und Schädel von Les Eyzies (Höhle von Cro Magnon) in Périgord. Auch im Hönnethal sind vorgeschichtliche Spuren des Menschen aufgefunden worden und der 1871 bei Brüx ausgegrabene Menschenschädel, welcher mit dem Neanderthal-Schädel eine merkwürdige Aehnlichkeit aufweist, stammt gleichfalls entschieden aus prähistorischer Zeit. Von dem erst kürzlich aufgefundenen menschlichen Skelett von Baoussé-roussé bei Mentone wollen wir vorerst noch schweigen, da seine Stellung noch nicht außer Zweifel steht.

An allen diesen Orten ist das Vorhandensein menschlicher Knochen gut constatirt, und die gewissenhafte Untersuchung hat gezeigt und außer Frage gestellt, daß dieselben prähistorischen Menschen angehören. An diesem Resultate wird dadurch nicht das Geringste geändert, daß in neuester Zeit die Gelehrten über einzelne Punkte anderer Ansicht geworden sind; so z. B. hält Prof. Virchow in Berlin die auffallende Depression des Neanderthal-Schädels nur für eine pathologische Mißbildung, und Hofrath Rokitansky neigt sich, wie ich mündlicher Belehrung verdanke, einer ähnlichen Ansicht in Bezug auf den Brüxer Schädel zu. Dies Alles läßt aber die Frage nach deren Alter völlig unberührt; keinem von diesen Herren ist es beigefallen, diese Schädel als einer nahen Vergangenheit angehörig zu bezeichnen. Wenn nun gesagt wird, wie Prof. Brugsch thut, daß der Mensch und die gefundenen Ueberreste seiner Thätigkeit auf das Menschenalter verweisen, welches geschichtlich sicher 6000 Jahre vor unseren Tagen bestand und vielleicht 4000 Jahre einer Vorentwicklung umfaßte, so läßt sich eine solche Annahme nur als eine absolut willkürliche bezeichnen. Niemand vermag das Alter des Neanderthal-Schädels ziffermäßig zu bestimmen; fest steht nur, daß er unter Umständen aufgefunden wurde, welche ihn einer früheren als der gegenwärtigen Erdbildung unfehlbar zuweisen. Soweit indeß die geologische Wahrscheinlichkeit mitreden darf, wird man weniger irren, wenn man diese vorhistorischen Perioden nicht nach allzu kurzen Zeiträumen bemißt. Vergessen wir nicht, daß ein Sprachforscher, der Wiener Linguist Prof. Dr. Fried. Müller, mindestens 12.000 Jahre annimmt für die Entwicklung der jetzt vorhandenen Sprachen allein. Noch ist aber niemand da, welcher sagen könnte, welche Sprache diese Urmenschen gesprochen, noch weniger aber welche Zeit verstrichen bis sich von ihrem ersten Erscheinen auf Erden an überhaupt eine Sprache bei ihnen gebildet.

Ich habe bisher es unterlassen, jener Orte Erwähnung zu thun, wo sich nicht menschliche Gebeine selbst, sondern nur menschliche Werkzeuge oder sonstige Spuren der menschlichen Thätigkeit vorgefunden haben; ich will mich hier damit begnügen, die Ursprungs- und die Altersfrage beleuchtet zu haben nach dem Standpunkte unseres dermaligen Wissens, die Betrachtung der urmenschlichen Werkzeuge und Bauten einem weiteren Aufsatze vorbehaltend. Noch eines Einwurfes muß ich jedoch gedenken. Alle genannten Thiergattungen, womit menschliche Gebeine gesellschaftlich entdeckt wurden, so meint Prof. Brugsch, sind nicht im

Digitized by Google

Stande, dem Menschen ein Alter von hunderttausenden von Jahren zu schaffen. Ich habe schon zur Genüge betont, was es mit der Angabe von concreten Ziffern auf sich habe; ganz irrig ist aber des gelehrten Aegyptologen Meinung in Bezug auf die fossilen Thiergeschlechter; dort wo es sich um noch lebende Arten handelt, kann an einem relativ jungen Alter nicht zu zweifeln sein. Auch das ist richtig, daß Thiere der Tertiärzeit in das Diluvium hineinragen; ja kein Mensch ist im Stande, auch nur die vorkommenden Landsäugethiere der tertiären Pliocene gegenüber denen des Diluviums zu bezeichnen. Allein kein Thier der Tertiärzeit hat sich bis in die Gegenwart oder wenigstens das was wir dafür gelten lassen dürfen, erhalten. Der Hinweis auf Gattungen, die in historischer Zeit erweislich ausgestorben sind, ist demnach völlig hinfällig. Wir wissen sehr gut, daß das Mammuth noch in verhältnißmäßig moderner Zeit in America gehaust, wir wissen auch, daß der Mensch in Europa noch ein Zeitgenosse des Mammuth gewesen, aber kein Beweis für seine Jugend wird durch die Thatsache erbracht, daß sich Mammuth- mit Mastodon-Knochen vereint gefunden haben. Ganz im Gegentheil spricht das Zusammensein des tertiären Mastodon-Knochen mit Resten menschlicher Werkthätigkeit entschieden für das hohe, sehr hohe Alter dieser Letzteren. H.

Der ewige Jude.

Von Theodor Vernaleken.

I.

An diesen räthselhaften Mann knüpft sich ein Stück Culturgeschichte.

Es gibt in der Geschichte der Menschheit kaum ein merkwürdigeres Volk als das der Juden, merkwürdig durch ihre Patriarchenzeit, durch ihre Wanderungen nach Aegypten und Babylonien, durch den einen Tempel auf Moriah, durch die Glanzperiode ihrer Gesetzgeber, Könige und Propheten, durch das aus ihrem Schoß hervorgegangene Christenthum, das die Welt umgestaltet hat, durch den Sturz dieses Volkes und durch die darauffolgende Zerstreuung in alle Welt.

Wie nirgend das echte Christenthum eine solche Aufnahme gefunden als bei den Deutschen, so hat auch kein Volk größeren Antheil genommen an den Schicksalen des Wandervolkes, und es kann darum nicht auffallen, daß die Volksphantasie, die Alles personifizirt, sich auch einer solchen Erscheinung bemächtigt hat. Diese ist selbst in das Sprichwort aufgenommen, denn um auszudrücken, daß einer weder Ruhe noch Rast hat, sagt der Volksmund: Er ist wie der ewige Jude.

Digitized by Google

Diese Person ist bekannt unter dem Namen Ahasverus. So wird im A. Testamente bald Kambyses (Esra 4, 6), bald Astyages (Daniel 9, 1), bald Xerxes (im Buche Ester) genannt. Auch ist in vorchristlichen Zeiten von einem Sameri (Weil, bibl. Leg. 172) die Rede, welcher nach einer arabischen Legende (Grätze S. 94) das goldene Kalb verfertigte und deßhalb, von Moses verflucht, nicht sterben kann. Man könnte dies auf das heidnisch gesinnte Judenthum beziehen im Gegensatze zum reinen Mosaismus. In ähnlicher Weise verhält sich auch, wie es Einige auffassen, Ahasver zu Christus. Da aber Ahasvers Gesinnung in das Gegentheil umschlägt und er seine That reumüthig büßt, so kann die Legende nicht jüdischen Ursprungs sein, denn nach Aurifaber (Tischreden 427) sind die Juden dem Liedlein „Christ ist erstanden" überaus feind. Das war die allgemeine Ansicht des Mittelalters, und aus ihr gingen ursprünglich die Judenverfolgungen hervor. Die Legende kann aber auch nicht aus der Stiftungszeit des Christenthums stammen, denn es stimmt gar nicht zum Charakterbilde Jesu, der nicht wieder schalt, da er gescholten wurde, und der noch am Kreuze für seine Peiniger betete; damit läßt sich der Zug nicht vereinigen, daß er den Fluch über Ahasver ausgesprochen habe. Ein solcher Christus kann nur ein mittelalterlicher sein. Diese Züge der Sage wurzeln im mittelalterlichen vom Römerthum geschürten Judenhaß, und dazu gesellte sich dann, wie wir sehen werden, noch etwas Anderes.

Ueber eine solche Person berichtet weder die h. Schrift noch irgendein Geschichtschreiber der ersten Jahrhunderte. Die älteste Kunde von ihm gibt ein englischer Mönch, Namens Mathias Paris (Parisiensis), der im 13. Jahrhundert lebte (gest. 1259). Dieser nennt ihn Cartaphilus [1]). Einst, heißt es in der Chronik, kam ein armenischer Erzbischof nach England, und man fragte ihn nach jenem Joseph, über den viele Reden gehen unter dem Volke, wie er, als unser Herr litt, zugegen war und mit ihm sprach und bis auf den heutigen Tag noch lebe zum Beweise der Wahrheit der christlichen Lehre. Der Bischof erzählte nun von ihm was er wußte. Dann nahm ein Ritter aus Antiochia, aus des Erzbischofs Familie, das Wort und erzählte: Als der Herr Christus von den Juden gefangen war, führte man ihn vor den Landpfleger Pilatus, auf daß er von ihm gerichtet würde. Als dann die Juden Christum aus dem Palaste schleppten und er an die Pforte gekommen war, da schlug ihn Cartaphilus, der Pförtner des Palastes, verächtlich mit der Faust und sprach also: Gehe hin, Jesus, immer gehe schneller, was zögerst du? Jesus aber sah sich mit strengem Blicke um und sprach zu ihm: Ich gehe und du sollst warten bis ich wieder komme. Und so wartet nach des Herrn Wort noch bis heute jener Cartaphilus, der zur Zeit des Leidens ungefähr 30 Jahre alt war, und allemal, wenn er wieder 100 Jahre verlebt hat, wird er ohnmächtig, dann aber

[1]) Die lat. Chronik ist abgedruckt bei Grätze (der ew. Jude, 2. Aufl. S. 122).

Digitized by Google

lebt er wieder auf und kommt wieder in das Alter, in welchem er stand, als der Herr litt. — Als nun der christliche Glaube sich immer weiter ausbreitete, da ließ sich Cartaphilus von dem Ananias taufen, der den h. Apostes Paulus taufte, und wurde Joseph geheißen. Seit der Zeit lebt er in Armenien und anderen Gegenden des Morgenlandes, schweigsam und zurückgezogen, und nur wenn man ihn fragt, berichtet er von dem was er gesehen. Ruhig erwartet er so die Wiederkunft des Herrn, den er einst verspottet hat, und macht sich Hoffnung auf seine Gnade. Viele Männer aus entlegenen Weltgegenden besuchen ihn, aber alle ihm angebotenen Geschenke weiset er zurück.

Das scheint nun freilich eine aus dem Morgenlande uns zugebrachte Ueberlieferung zu sein. Bei deutschen Dichtern oder Schriftstellern des Mittelalters findet sich keine Spur. Da taucht auf einmal im 16. Jahrhundert dieser räthselhafte Mann auch in Deutschland auf, aber immer noch vereinzelt, denn weder die Schwankbücher, noch die theologischen Schriften erwähnen seiner. Schon 1505 will ihn ein Leinweber, Kokot, zu Königinhof in Böhmen gesehen haben; der gab ihm Speise, die er aber nur stehend genießen durfte; er nahm auch kein Geld, weil er keins brauche. Sein erstes sicher nachgewiesenes Auftreten fand zu Hamburg im Jahre 1547 statt, wie uns dies Chrysostomus Duduläus Westphalus in einem Volksbuche erzählt, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckt ist, und den Titel hat: „Wunderbarlicher Bericht von einem Juden aus Jerusalem bürtig und Ahasverus genannt, welcher fürgibt, als sei er bei der Kreuzigung Christi gewesen und bisher von Gott beim Leben erhalten." ꝛc. [1])

Darin heißt es: Paulus von Eitzen, Bischof zu Schleswig, hat vor etlichen Jahren erzählt, er habe 1547 zu Hamburg in der Kirche während der Predigt einen langen Mann gesehen, der über die Schultern herabhängende Haare gehabt, und barfuß die Predigt angehört habe. Jedesmal, wenn der Name Jesus genannt wurde, neigte er sich und schlug an seine Brust. Nach der Predigt suchte ihn der Bischof auf und fragte ihn, wer und woher er sei. Der Fremde antwortete: Ich bin ein Jude aus Jerusalem, heiße Ahasverus und bin meines Handwerks ein Schuhmacher; ich war zugegen bei der Kreuzigung Christi und seit der Zeit bin ich lebendig geblieben und habe viele Länder und Städte durchreiset. Dann erzählte er auch von den Zuständen des Morgenlandes, von den h. Aposteln und vielem Andern. Paulus von Eitzen erkundigte sich nochmals nach Allem und der Fremde erzählte noch Folgendes: Auch ich hielt Christum für einen Aufrührer, und als er von Pilatus fortgeführt wurde, kamen sie bei meinem Hause vorbei. Wir standen vor der Thür, und Christus wollte, um auszuruhen, sein schweres Kreuz an das Haus lehnen. Ich aber litt es nicht, und sagte, er möge sich weg verfügen, wohin er gehöre. Da sah mich Christus stracks an und sprach: Ich will hier stehen und ruhen.

[1]) Goedeke, Grundriß 425. Gräße 85 fg.

Digitized by Google

aber du sollst gehen bis an den jüngsten Tag. Da trieb's den Schuster fort, er folgte dem Zuge und sah die Kreuzigung mit an. Er kehrte nicht mehr nach Hause zurück, sondern durchzog wie ein Pilger ein fremdes Land nach dem andern. Nach Jahren kam er auch nach Jerusalem zurück und fand Alles zerstört, so daß kein Stein mehr auf dem andern war. Er sah nun ein, Gott wolle an ihm am jüngsten Tage einen lebendigen Zeugen wider die Juden haben, damit die Ungläubigen des Sterbens Christi erinnert würden, er aber hatte den Wunsch, Gott möge ihn aus diesem schnöden Jammerthal erlösen.

Nachdem Ahasver dies ausgesagt hatte, ist er auch in Danzig und Lübeck, Krakau, Wien und anderen Orten Europa's gesehen worden. Niemals hat er gelacht und in jedem Lande redete er die Sprache des Landes. Dieser Bericht des Duduläus (datirt „Rafal anno 1613") schließt mit den Worten: „Was nun aber verständige gottliebende Menschen von dieser erwähnten Person halten wollen, stehet einem jeden frei".

Diese Ueberlieferung ist dann übergegangen in die „wunderbaren und erbaulichen Historien" der folgenden Zeit [1]), und steht in der Reutlinger Ausgabe noch heute vor den Fenstern der Wiener Büchertrödler.

Bekanntlich war das 16. Jahrhundert ein geistig sehr bewegtes; die Volksbücher waren ein Niederschlag der Gesinnungen und Bestrebungen jener Zeit. Die Zauberschwänke vereinigten sich auf den Namen Faust, und die landesübliche Ortseinfalt auf den Namen Schildbürger, der muthwillige Humor auf den Till Eulenspiegel. So entstand auch die Personification des Judenthums im Ahasver, der vermuthlich in der Zeit der Kreuzzüge zuerst genannt wurde. Ahasver bildet gewissermaßen den Gegensatz zu den Personen der übrigen Volksbücher, namentlich zum Faust. Während dieser sich an das Leben klammert und des Lebens Lust genießt, muß Ahasver sich in der Entsagung üben, und er sucht den Tod, wiewohl vergebens.

Es ist für die Culturgeschichte wesentlich, die Ideen zu beachten, die sich durch ein ganzes Zeitalter hindurchziehen. Sie bilden das was man den Zeitgeist nennt. In den drei Jahrhunderten vor der Reformation machte sich z. B. die Mystik geltend, im Leben und in der Volksdichtung. Ferner erhielt die Legendendichtung einen großen Zuwachs. Hierher gehört auch das Verschwinden von Persone: die dann nach Jahrhunderten wieder auftreten und alles gänzlich verändert finden. Diese Idee mochte durch den 90. Psalm veranlaßt sein, worin es heißt: „1000 Jahre sind vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist." Wenn die Phantasie des Volkes einen frommen Mann Jahrhunderte lang leben läßt, ohne daß er es weiß, so ist es kein Wunder mehr, wenn das Volk einen Uebelthäter ewig leben läßt mit dem peinlichen Bewußt-

[1]) Ein Augsburger Druck von 1619 u. a. bei Heyse „Bücherschatz" Nr. 1722 fg. Vgl. Goedeke 425.

Digitized by Google

sein. Das Leben an sich ist ja weder Lohn noch Strafe; auf das Wie kommt Alles an. Alte Legenden erzählen uns von einem Mönche Felix, der nach 100 Jahren wieder kam und glaubte, er sei nur eine Stunde fern gewesen (Hagen G. Abent. 3, 659) [1]). Bekannter ist die Geschichte von den Siebenschläfern (Ausg. v. Karajan), von den 7 Jünglingen zu Ephesus, die vor Decius in eine Höhle flohen und von ihm eingemauert, dort 248 Jahre schliefen, bis sie unter Theodosius entdeckt und Zeugen für die bestrittene Auferstehungslehre wurden.

Eine ähnliche Sage bietet der um 380 redigirte Talmud [2]): Chuni Hamaagal, der um die Zeit der Zerstörung des Tempels lebte, schlief in einer Höhle ein und blieb dort 70 Jahre. Dann erwachte er und bemerkte, daß die Welt sich verändert hatte: Oerter, an denen Weinberge gewesen, trugen Oelbäume, Oerter, an denen Oelbäume gestanden, zeigten Saatfelder.

Einen ähnlichen Zug finden wir auch in der deutschen Sage, zu der wir nun übergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein französischer Roman des dreizehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

V. Erklärung der Thatsachen, die näheren Gründe.

Man frägt sich natürlich, woher in Frankreich diese größere Kraft des Erfindens und Gestaltens. Gar Verschiedenes wird dazu beigetragen haben. Ueber die frühe Ausbildung des kirchlichen Schauspiels in nationalen Sprachen, ebenso über den frühen Gebrauch französischer Prosa für Uebersetzung historischer Partien des alten Testaments und für die heimische Geschichtschreibung könnte man zweifelhaft sein, ob sie eine Ursache oder eine Wirkung des beobachteten Phänomens sei. — In der Hauptsache wird wohl das große Interesse, welches man in Frankreich an den durch die Dichtung dargestellten Begebenheiten und Gefühlen nahm, dem Gedächtniß des Dichtenden die seinen Ansichten und Wünschen schmeichelnden Vorstellungen so fest und deutlich eingeprägt haben, daß, wenn ihnen die Aufgabe gestellt wurde, gleichgestimmte Zuhörer zu unterhalten, die poetischen Motive sich rasch und willig darboten. Es ist ja außer allem Zweifel, daß Religion, Ritterthum und Frauendienst in Frankreich mehr Sache des Gemüthes waren als in Deutschland. Die geschichtlichen Thatsachen, welche die Stärke religiöser Empfindungen in Frankreich während des 12. und 13. Jahrhunderts illustriren, sind jedermann gegenwärtig: Die Kreuzzüge, unter

[1]) Vgl. Loringus in Pf. Germania 9, 265.
[2]) Vgl. Goedeke M. A. 227.

Digitized by Google

denen der gegen die südlichen Ketzer mit nicht geringerem Fanatismus geführt wurde als die gegen die Türken gerichteten, das entwickelte Mönchsleben, die Erneuerung desselben durch die Franciscaner und Dominicaner im 12. und 13. Jahrhundert, für diese Zeit eben so bedeutend als die Gesellschaft Jesu im 16. und 17. Jahrhundert, die zahlreichen „Bekehrungen" unter den höchsten Ständen, der ungemeine Aufschwung der christlichen Philosophie seit Anselmus. Alles dies sind Erscheinungen, denen wir in Deutschland nur blasse Abbilder gegenüberzustellen vermögen; s. Zeitschrift für öst. Gymn, 1869, S. 585. So ist auch das nationale Epos der Franzosen religiös, ja kirchlich, das deutsche beinahe noch heidnisch. — Und daß die ritterlichen Ideale den Franzosen, insofern sie nicht bei ihnen entstanden, aus erster Hand zukamen, den Deutschen aus zweiter, ist auch bekannt. Da den Franzosen in dieser neuen Aristokratie ein ideales Leben verwirklicht schien, so mußten sie verabscheuen, was sich davon durchaus unterschied oder ihr gefährlich war. Von einem so wilden Haß, einer so tiefen Verachtung, welche der französische und provençalische Ritter gegen den vilain, den manant ausspricht, haben wir in Deutschland wenig Beispiele: encore vaut mieux, ce m'est avis, un courtois mort qu'un vilain vis, sagt Crestien de Troyes. Daneben die freigeistigsten Aeußerungen über die Vorurtheile der Geburt. Der französische Ritter hatte mehr Interesse, sich die Vortheile seines Standes zu sichern, der französische Bürger mehr Begierde die Genüsse des Ritterlebens zu theilen als Ritter und Bürger in Deutschland.

Der Frauendienst stammt gewiß aus der Provençe. Das kann niemand zweifelhaft sein, der Fauriel gelesen hat, oder der nur die Flamenia, einen rein socialen Roman, oder einige der provençalischen Novellen kennt. Aber auch ohne diese Form und vor ihr ist das Motiv der Frauenliebe als unvernünftige aber unbezwingliche Leidenschaft mächtig in die französische Litteratur gedrungen. Das deutsche Mittelalter kennt kaum die Ballade — die deutschen Taglieder schildern nur eine Situation und immer dieselbe; sie nennen keine Namen, und meist merkt man ihnen an, daß sie nur frommen Wünschen des Dichters Ausdruck geben. Auch das große Gedicht Günthers von dem Forste — s. v. d. Hagens Minnesänger 2, 165 b — geht nur wenig über die gewöhnliche Form hinaus und kann sich entfernt nicht messen mit der auch dialogischen Romanze Ciullo d'Alcamos. — Frankreich zählt eine Reihe der interessantesten und schönsten Lieder des 12. Jahrhunderts zu dieser Gattung. Sie sind jetzt in der Sammlung von Bartsch leicht zugänglich. Beinahe die bedeutendsten gehören Audefroi, dem Bastard, an, einem bürgerlichen Dichter, wie man sagt, des 12. Jahrhunderts. S. F. Wolf Wiener Jahrb. 66, p. 208. Liebesverhältnisse mit Mädchen, Bräuten, verheiraten Frauen oder Nonnen sind der ausschließliche Inhalt. Ich will von allen Fällen einige Motive aus Bartsch's Sammlung ausheben. 1, 56. Gerard liebt Isabella. Seine Liebe ist so rein, daß er nie sie zu verführen trachtet. Sie ist genöthigt, einen Andern zu heiraten. Gerard macht einen Kreuzzug. Als er zurückkommt, trifft er sie im Garten. In ihrem Glücke

Digitized by Google

vergessen sie alle Zurückhaltung. Der Gatte kommt dazu — und stirbt vor Schmerz. Die Liebenden können sich nun heiraten. Wo in der ganzen deutschen Litteratur des Mittelalters kommt eine solche Scene vor? Wo und wann wäre sie auch nur denkbar? — Aehnlich ist 1, 58. Beatris soll auf den Wunsch ihres Vaters Herzog Heinrich heiraten: sie ist aber schwanger von ihrem Geliebten Hugo. Sie entbietet diesen in ihres Vaters Garten und bittet ihn, sie zu entführen. Das geschieht. Herzog Heinrich wüthet, läßt sich aber doch durch Beatris' Vater bewegen Hugo nicht zu verfolgen — und stirbt aus Kummer. — 1, 57. Idonie liebt Garsiles trotz der Feindschaft zwischen ihm und ihrem Vater. Dieser schlägt sie und sperrt sie durch drei Jahre ein, um sie von dem Geliebten abzubringen. Endlich schreibt er ein Turnier aus: der Sieger solle seine Tochter heimführen. Das ist nun Garsiles. — Selten sind es so ausgeführte Geschichten: oft ist es wenig mehr als eine oder zwei Situationen, aber nicht die des Taglieds: 1, 1. Grembors, eine Kaiserstochter, sitzt am Fenster, Raynaut reitet vorüber ohne hinaufzublicken, da er sie im Verdacht der Untreue hat. Sie beschwört ihn zu kommen, sie sei unschuldig. Er kommt herauf und sie versöhnen sich. — 1, 2. Aiglentine sitzt bei ihrer Mutter und sticht sich beim Nähen in den Finger. Ihre Mutter bemerkt ihre Blässe und ihre veränderte Gestalt. Aiglentine gesteht, ihr Geliebter habe sie verführt; sie wisse nicht, ob er sie heiraten wolle. Sie geht zu ihm und findet ihn noch zu Bett. Auf ihre Vorstellungen ist er sofort bereit, sie zu heiraten, und sie wird eine mächtige Gräfin. — 1, 3. Doette liest am Fenster; da kommt ein weinender Bote. Sie fällt in Ohnmacht. Zu sich gekommen, hört sie, ihr Geliebter sei todt. Sie wird Nonne und stiftet eine Abtei. — 1, 7. Tholande näht an einem Kleid, das sie ihrem Geliebten schicken will. Vor Sehnsucht und Kummer setzt sie sich auf die Erde. Da ist er plötzlich da. Sie kann nicht sprechen, jauchzt, lacht und stürzt in seine Arme. — 1, 15. Doe sitzt unter einem Weißdorn und wartet auf Doon. Sie klagt dem blühenden Baum, unter dem er ihr Liebe geschworen, daß er immer noch nicht kommt. — Eben so ohne Pointe ist 1, 18. Renaut und Geliebte reiten zusammen bei Nacht über die Heide, — oder 1, 14. Mutter und Tochter sitzen an der Stickerei: Die Mutter ermahnt die Tochter, die Arbeit zu lernen und Doon zu vergessen. — Noch häufiger aber werden Frauen vorgeführt, welche gegen den Zwang einer verhaßten Ehe zu kämpfen haben. Dabei ist sie gewöhnlich von edler Geburt und des Geldes wegen an einen reichen Vilain verheiratet, gerade wie Fergus' Mutter. Die Romanzen dieser Art, gewöhnlich Monologe der jungen Frau, sind in der Regel weniger gefühlvoll, eher derb, ja cynisch, häufig aber sehr witzig in der Verhöhnung der bäuerischen Eheherrn und der Versicherung, unter allen Umständen dem Geliebten zu seinem Rechte verhelfen zu wollen. So sagt eine muntere Dame 1, 38, nachdem sie alle Untugenden ihres Gemahls aufgezählt: „Das Beste an ihm ist noch, daß er Hahnrei ist." Französisch ist das noch hübscher gesagt: tote sa graindre bontés c'est de çou qu'il est cous. — Oder eine andere: toz jorz me guet (guette) il e

Digitized by Google

cous sera il, se dex me gart de peril. — 1, 67 wird der unglückliche Ehemann selbst mit Schlägen und Fasten bedroht. — Oefters aber beklagt sich die Frau auch über seine schlechte Behandlung: er schlägt sie, 1, 9. 26. 60; 68, will ihr schlechte Kleidung und wenig zu essen geben, wenn sie nicht von ihrem Geliebten läßt, 1, 35. 41. 42. — 1, 22 erklärt die Frau ihrem Mann ins Gesicht, diese Nacht werde sie bestimmt mit ihrem Geliebten zubringen, er solle sich nichts daraus machen: Morgen habe er sie wieder, s. auch 1, 25. — An andern Stellen aber wieder Ausdruck des schmerzlichen Widerwillens gegen den Zwang, mit dem ungeliebten rohen Gemahl das Lager zu theilen 1, 38. 41. 51 bien est cis gent cors honi quant il l'a. Ueber ein ähnliches Motiv s. Zeitschrift für österreich. Gymn. 1868, S. 545. — Andere Frauen werden auf die Scene gebracht. Die jungen unterstützen den Betrug, die älteren warnen und strafen 1, 36. 48. 67. — 1, 21. 38. 39. Auch die Mutter mischt sich ein: sie tadelt Tholanden nicht, weil sie schlecht nähe oder zuschneide, oder zu lange schlafe, sondern weil sie zu viel mit dem Grafen Malis spricht, worüber ihr Mann zürnt, 1, 6. — Aber selbst Gott ist auf der Seite übel verheirateter Frauen und schickt ihnen ihren Geliebten, 1, 9. — Gottes Galanterie ist aus Gottfried von Straßburg bekannt. Zeitschrift für öst. Gymn. 1868, S. 551; auch Flamenia baut auf sie, s. Paul Meyer p. X f. — Nonnen erscheinen 1, 33 Malois soit de deu, verflucht sei der von Gott, sagt sie, qui me fist nonette; sie wird von einem Ritter entführt. — 1, 34 bringt ein Rendezvous zwischen einem Mönch und einer Nonne. — Eine Fülle von Motiven aus dem Liebesleben liegt in diesen Liedern, auch ein komisches. So 1, 62: ein Ritter war von einer Dame lang hingehalten worden; nach vielen Jahren läßt sie sich erweichen; nun findet er sie aber zu alt. In dem Streit, der daraus entspringt, sagen sie sich arge Dinge: sie behauptet, er küsse lieber einen hübschen Knappen als schöne Frauen, und er antwortet: Troja war auch eine schöne Stadt und jetzt weiß man den Platz nicht, wo sie gestanden. Sie beruft sich nun, wenn er ihre Schönheit nicht mehr gelten lasse, auf ihre hohe Geburt. Aber auch das ist ihm kein Grund zur Liebe. — Phantastisch spielend ist 1, 28. Der Ritter liegt im Arm der Geliebten unter einem Olivenbaum. Er beschreibt ihre wunderbar prächtige Toilette von Seide, Gold, Blättern und Blumen und l'aumonière estoit d'amor. Er vertieft sich so in seine Phantasien, daß er sie, die eben in seinen Armen gelegen, auf einem kostbar geschmückten Maulthier sitzen läßt, auf dessen Sattel drei Rosenbäume gepflanzt sind, um ihr Schatten zu geben. Schließlich erfahren wir, ihr Vater sei eine Nachtigall, ihre Mutter eine Sirene. Trotzdem, wäre sie ma fame esposade! Das Liedchen ist südfranzösisch. Nicht ganz so toll ist 1, 30 a, wo der Dichter Stallmeister des Liebesgottes wird, der im Frühling von einer Menge Vögel begleitet über die Wiese reitet. Vögel spielen auch sonst eine große Rolle. Die Lerche verkündet dem Liebespaar den anbrechenden Tag. Er will es nicht glauben: l'aloette nos mant. Die Nachtigall bittet eine schöne Frau um Liebe

Digitized by Google

1, 29, aber auch den französischen Schlachtruf fier fier, oci oci legt ihr der Dichter in den Mund 1, 66. — 1, 32 ist ganz Vogelsang und Liebe. — In der Gesinnung auch welche Mannigfaltigkeit! Neben heißer Sinnlichkeit oder kecker Frivolität s. 1, 69, eine Zartheit, welche die Geliebte durch Bitte um Liebesgunst zu verletzen fürchtet und um ihre Ehre mehr besorgt ist als diese selbst, 1, 56 mieux de li gaarda s'onor. In einer Pastourelle heißt es gar, daß sinnliche Liebe eine Gemeinheit sei, 2, 115. Dann aber spielt wieder Geld oder Geldeswerth den Vermittler in Liebessachen. 1, 37 muß der Ritter von der Uneigennützigkeit seiner Dame erst überzeugt werden. — 1, 52 fordert die Geliebte aber geradezu ein neues Kleid als Preis für ihre Gunst.

Den Pastourellen entspricht allerdings die deutsche Dorfpoesie. Vieles ist sehr ähnlich: Die Warnungen der Mutter, Bartsch 2, 90, die geputzten und bewaffneten Bauern, 2, 21. 36. 3, 30. und ihre Rivalen die Bacheliers 2, 90, die Tanz- und Prügelscenen der Bauern 2, 21. 22. 27, welche beim Namen genannt werden wie die Personen der Balladen. Auch der aufgeblasene Don Juan des Dorfes kommt vor, ein Priesters-Sohn. Er ist grob gegen eine Tänzerin, ein heftiger Streit beginnt, Prügel drohen: Besänftigung durch Musik 3, 30. — Aber die gewöhnliche Form der Pastourelle, Liebesabenteuer eines Ritters, gewöhnlich des Dichters, mit einer Dorfschönen, ist Frankreich eigenthümlich; sie wird höchst mannigfaltig variirt und bietet Anlaß zur Erfindung einer ganzen Reihe von Typen. — Ganz ähnlich wie der bretonische und karolingische Roman zuletzt nur mehr den Rahmen bieten zu den willkürlichsten Compositionen, so muß die französische Pastourelle schließlich sich sogar religiösen und politischen Inhalt gefallen lassen, bei Froissart und Bartsch. p. XIII.

Der ungemeine Reichthum nun an Vorgängen und Situationen des Liebesverkehrs aller Stände, welcher in der französischen Balladen- und Pastourellenpoesie vom 12. Jahrhundert ab aufgespeichert ist, wird zum Theil der Beobachtung des wirklichen Lebens, zum Theil der nach Analogie bildenden Phantasie zu danken sein. Jedesfalls zeugt er von einem Reichthum des Einzellebens und von einer Werthschätzung jenes Lebensinhalts, der von Frauenliebe bestimmt und beherrscht wird, von welcher man in Deutschland weit entfernt war.

Aber schon vor dem 12. Jahrhundert finden wir in Schilderungen französischen Seelenlebens eine Weichheit der Empfindung, welche auf die Liebesleidenschaft der Balladen und den Frauendienst der Epopöen vorbereitet. Die herrschenden Gefühle der Rolands-Lieder sind Religion, Lust am Kampfe, Patriotismus, Freundesliebe, auch Gattenliebe. Der Schmerz nun, welcher aus der Begegnung dieser Gefühle mit einem unerbittlichen Geschicke entspringt, äußert sich auf eine Weise, welche der harten Männlichkeit des alten französischen Epos auffallend widerspricht. Die Helden weinen, werden ohnmächtig, fallen vom Pferde, eine Reizbarkeit der durch keine Etiquette und keinen Stoicismus unterdrückten Empfindung, welche das französische Heldenzeitalter näher mit dem griechischen verbindet als mit dem germanischen. S. J. Bekkers

Digitized by Google

Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1867 p. 434. Vgl. auch die anderen homerischen Aufsätze J. Bekkers ebds. 1866. 67. 68, in denen er griechische und altfranzösische Sitte und Poesie vergleicht. — Später mit dem Ritterthum verschwinden diese Gefühlsäußerungen auch in Frankreich; s. Gautier Epopées franç. 1, 129. In Deutschland werden sie gerade erst beim sinkenden Epos etwas häufiger s. Müllenhoff Kudrun p. 24. — Aber auch das Ritterthum war in der Lebensauffassung, welche das Rolands-Lied voraussetzt, vorbereitet. Die Uebung der Waffen war mit den verehrtesten und geliebtesten Dingen in Verbindung gebracht worden, mit Religion und dem Vaterlande, — douce France.

Als nun die ritterliche Gesellschaft sich bildete, stand der französische Dichter den Lebensformen, welche zunächst seiner Darstellung zufielen, Ritterthum und Frauendienst, mit dem lebhaftesten Interesse gegenüber. Sie waren ihm das Höchste, was das Leben überhaupt bot. Natürlich machte dies sein Auge schärfer für alle Aeußerlichkeiten, alle Gestalten und Farben, welche damit in Beziehung standen. Weil er den Stand des Ritters, Kampf und Waffenspiel, Jagd und gefährliche Abenteuer für Ideale des Lebens hielt, erschien ihm auch Alles, was am ritterlichen Leben in die sinnliche Erscheinung fiel, wichtig, — und mit Wärme und Anschaulichkeit, er wollte ja in seinem Zuhörer dieselben Empfindungen wecken, die ihn beseelten, schilderte er Waffen, prächtige Kleidung, Pferdegeschirr, Festlichkeiten, Turniere. Eben so machte ihn die Liebe zu einem Kenner und Maler männlicher und weiblicher Schönheit. Die Schilderungen z. B. der eben besprochenen alten Balladen ist viel charakteristischer als wir sie bei deutschen Dichtern finden. So ist Raynaut breit von Schultern, aber schmal um den Gürtel: blond ist sein Haar und gekräuselt 1, 1, die Frau 1, 36 ist schlank und doch voll, groß und von gerader Haltung; und im Fergus 42, 31 ff. bemüht sich der Dichter, um eine sehr ins Einzelne gehende Schilderung seiner Heldin zu geben, aber nur ihrer Gesichtszüge und ihrer Gestalt, nicht ihrer Toilette, wie es in deutschen Gedichten gewöhnlich geschieht. Galiene hat graue Augen, die Brauen aber sind beinahe schwarz, kleine Zähne, die Schultern etwas voll, lange Arme und kleine Hände, aber nicht zu klein. Natürlich geht diese Malerei dabei oft ins Breite und verfehlt den Zweck. So in der Beschreibung des dreijährigen Lancelot im Prosaroman.

Aber weil der Dichter sich so ganz im Einklange fühlte mit der idealen Welt, welche er schilderte, weil er im Leben dasselbe verehrte und anstrebte, was seine Kunst in Versen verherrlichen sollte, so fühlte er den Abstand zwischen Leben und Poesie überhaupt weniger deutlich, und trug kein Bedenken, die Dinge so darzustellen, wie er sich den Vorgang nach seiner Erfahrung am natürlichsten und wahrscheinlichsten dachte. Kein Gefühl für epische Würde hielt ihn hiebei zurück. Auch das Unritterliche und Unhöfische stellte er dem höfischen Ritterthum eben so unbedenklich an die Seite als es das Leben thut. — Dieselbe Liebe zu den Stoffen seiner Darstellung ermuthigt den französischen Erzähler auch mit seiner Person hervorzutreten, seine Gedanken und Empfin-

Digitized by Google

dungen bei den geschilderten Ereignissen auszusprechen oder durchblicken zu lassen. Es erscheint ihm natürlich, daß sein Publicum, mit ihm so einig in allen Zielen der Liebe wie der Abneigung, auch an seiner Person Interesse und Gefallen finde. In den Pastourellen erzählt er in der Regel seine eigenen Begebenheiten in erster Person, in der Epopöe liebt er es, sich vertraulich an sein Publicum zu wenden. „Das hättet ihr hören sollen", sagt Guillaume bei Schilderung des Jagdlärms. Diese Naivetät ist beinahe der größte Reiz altfranzösischer Dichtung.

VI. Erklärung der Thatsachen; die entfernteren Gründe.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß Christenthum und die Ideale ritterlichen Lebens in Deutschland ungleich weniger auf die Geister wirkten als in Frankreich. Das Christenthum und die Staatsverfassung Karls des Großen hatten in Deutschland die nationale Cultur gewaltsam unterdrückt und etwas Fremdes an die Stelle gesetzt. In den romanischen Landen hatte eine Mischung stattgefunden: dem alten noch unerstorbenen Stamme antiker Cultur war durch die Einwanderung der Barbaren ein frisches Reis aufgepfropft worden. Die Fremden machten mit Begierde sich zu eigen, was das römische Leben an verfeinertem Genusse bot; die Römer lebten auf an dem germanischen Blute, das sich in ihre Adern ergoß. Ein Theil der antiken Cultur war nun das Christenthum. Die Glut, mit welcher dieses die romanischen Germanen aufnahmen, war nur eine Apperception: es gefiel, weil es auch ein Theil der im Allgemeinen so wohlthätigen gewinn- und genußreichen römischen Gesittung war. Ferner, trotz der unbezähmbaren Wildheit, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung der Franken in Gallien die ganze Bevölkerung, die heimische und die germanische, wie in einem wüsten Taumel herumtrieb, ist es doch möglich und wahrscheinlich, daß das gesellige Leben Reste der municipalen Cultur bewahrte, welche der neuen ritterlichen des 12. und 13. Jahrhunderts zugute kamen. Im Süden war es jedenfalls so. Fauriel hat aus der vom römischen Rechte beeinflußten Erbfolge in der Provençe, welche auch Frauen den Besitz von Lehen gestattete, auf größeres Ansehen geschlossen, welches die provençalische Frau vor der französischen genossen habe, Histoire de la poésie provençale (1846), 1, 497. Der Schluß wäre richtig, aber auch französische Frauenlehen gab es, wie italienische, 1. Laboulaye Recherches sur la condition civile et politique des femmes (1843) 442. Aber das ist allerdings wahr, daß im Süden die römischen Rechtsanschauungen durch die feudalen Coutumes nie vollständig verdrängt wurden, und daß dadurch die Selbständigkeit der Frau eine bei weitem größere war als im Norden. Die Mitgift der provençalischen Frau gehörte allerdings dem Manne, aber sie war unveräußerlich, über jeden anderen Besitz verfügte sie unumschränkt. Und gegen die Gütergemeinschaft protestirten die provençalischen Stände wie gegen eine Barbarei, die höchstens für die ger-

Digitized by Google

manischen Wälder passe; Laboulaye 402 ff. 408 ff. — Der Frauendienst konnte hier oder in Spanien, wo das römische Recht noch reiner bewahrt wurde, entstehen. Daß es in der Provençe geschah, wird in dem größeren Reichthum der höheren und älteren Cultur und in dem befriedigten Zustande des Landes seinen Grund haben.

Von alledem in Deutschland nichts oder das Gegentheil. Der Germane hatte sein ganzes nationales Leben hingeben müssen, und mit dem, was er dafür erhielt, wußte er vorderhand nicht viel anzufangen. Die spiritualistische Religion, der Zwang des geordneten Staatslebens wurde ihm durch keine neuen Reize des Lebens annehmlicher gemacht. Seinen harten Kopf mußte er mit römischer Schulbildung quälen, die ihm von oben aufgedrungen wurde, und seine wilden Leidenschaften sollte er zähmen, weil es der mächtige Kaiser so wollte oder die durch die Staatsgewalt gestützte Kirche.

Aber auch als die kaiserliche Gewalt erlahmte, brachte die größere Freiheit des Handelns den herrschenden Geschlechtern mehr Mühe und Schaden als Genuß. Sie eroberten nicht auf eigene Faust blühende Städte des Südens und des Orients wie die Normannen oder romanischen Fürsten in den Kreuzzügen: sondern dem Kaiser leisteten sie widerwillige Heerfolge, oder stritten unter einander um Hab und Gut, oder sie unternahmen das schwierige und gefährliche Werk, der Herrschaft des Kaisers die eigene gegenüberzustellen. — Die geselligen Formen des germanischen Alterthums waren mit dem Heidenthum selbst zum größten Theil geschwunden. Römische Lebensgewohnheiten ließen sich aber schwieriger mittheilen als Gelehrsamkeit und technische Künste. — Die Stellung der Frauen hatte gegen das germanische Alterthum verloren. Das Wehrgeld der Germanin war höher gewesen als das des Mannes. Die deutsche Frau stand, vielleicht durch den Einfluß christlich-ascetischer Anschauungen, unter dem Preise; Wilda, Strafrecht 571 ff. Sie war auch eine Andere geworden: weder männliche Thaten vollbrachte sie mehr, wie die Heroinnen des deutschen Epos, noch verstand sie sich auf zauberische Künste und Weissagungen. So flößte sie auch den Männern nicht mehr jene religiöse Verehrung ein, von der Tacitus berichtet.

Das war nicht der Boden, auf welchem eine leidenschaftliche Hingebung an die Verhältnisse des wirklichen Lebens gedeihen konnte, welche in Frankreich Ritterthum und Frauendienst erzeugt hatten.

Dazu kommt noch Eines. Das germanische Recht war von der Sittlichkeit bei weitem weniger geschieden als das römische. Beide Sphären ästhetischer Urtheile kreuzten sich häufig. S. Bethmann-Hollweg, Der germanisch-romanische Civilproceß 1, 2 f. 24 f. Und eine der wichtigsten Institutionen des germanischen Staatslebens, das Gefolgewesen, war auf moralische Eigenschaften der contrahirenden Parteien gegründet. — Vom Christenthum sagte den Deutscheu weder die mythologische noch die theologische Seite sonderlich zu. Es trat aber doch mit dem vom Staate unterstützten Anspruch auf unbedingte Giltigkeit und Heiligkeit

Digitized by Google

auf. Schon dies mußte seinen moralischen Forderungen ungemeines Gewicht verleihen. Das germanische Recht, die staatlichen Einrichtungen der Gefolgschaft und der Belehnung kamen entgegen. Die politische Tugend der Treue war auch eine christliche. Ihre Geltung wurde durch die neue Religion nur vermehrt. Die Bischöfe wachten aber nicht allein über die Reinheit des Glaubens und der Sitte, sie waren auch die zuverlässigste Stütze der königlichen Reichsgewalt. — Diese übereinstimmenden Forderungen des Christenthums und des nationalen Staates in einer so wichtigen Angelegenheit erzeugten ein günstiges Vorurtheil für die übrigen Punkte der christlichen Sittenlehre und verschafften ihr Eingang in die deutschen Gemüther, trotz so Vielem, das in ihr den nationalen Lebensanschauungen hart widersprach.

Die Moral bekam dadurch in Deutschland eine Gewalt, welche es ihr ermöglichte, den Kampf mit anderen Lebensmächten aufzunehmen und oft glücklich zu bestehen. Ihre Stärke und die Schwäche religiöser Empfindung, insofern sie christlich kirchlichem Sinne entspringt, haben bei uns schon früh die eigenthümlich deutsche Form des Rationalismus vorbereitet; s. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie 2 ², 232 ff., eine Geistesbeschaffenheit, welche in der Reformation gewaltige Thaten verrichtet hat und seitdem die Normalstimmung geworden ist, zu welcher die Nation nach allen politischen, religiösen und ästhetischen Anspannungen am liebsten zurückkehrt.

Eine unkirchliche Art der Frömmigkeit erlangt in Deutschland erst nach Verfall der ritterlichen Cultur größere Bedeutung. Sie ist so nach innen gekehrt, so unsinnlich, daß sie mit der weltlichen Heiterkeit oder dem abenteuernden Thatendrange des Ritterthums gar nie in Verbindung hätte treten können.

So stand auch die Poesie der ritterlichen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts in Deutschland dem wirklichen Leben ferner als in den romanischen Ländern. Denn nicht das nationale Lebensgefühl hatte sie erzeugt, sondern mit verschiedenen anderen Verfeinerungen des Lebens war auch eine gewisse Art der poetischen Kunst vom Ausland entlehnt worden. Dies war nun von erheblichen Folgen für die Formen der neuen Poesie. — Sie hat im 13. Jahrhundert die Aufgabe, ein Ideal des Lebens darzustellen, welches dem Dichter und dem Publicum nicht vollkommen vertraut war. Das bewirkte, daß der Dichter nicht wagte, sich vollkommen gehen zu lassen, sich ganz zu geben, wie er in Wirklichkeit war, und daß auch seine Zuhörer nur Ungemeines hören wollten, größere Thaten und feinere Gefühle als ihnen das Leben bot, in einer Sprache, die nie von der Ausdrucksweise abwich, deren die beste Gesellschaft sich bediente, welche durch die Vorschrift des höfischen Verkehrs autorisirt war. Dieser selbst muß um Vieles abgezirkelter und förmlicher gewesen sein als der französische. Die richtige Mittellinie des Benehmens festzuhalten, wird immer wieder als höchste Tugend empfohlen. Erstaunen und Lächeln doch gegenwärtig noch häufig die Fremden über die Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der aus der Fremde entlehnten Höflichkeiten, mit welchen die Deutschen sich gegenseitig

Digitized by Google

das Leben erschweren. Von der strengen Wahl der Worte, von der Zurückhaltung in Schilderung geschlechtlicher Vorgänge, von der Vermeidung des Häßlichen und Natürlichen, welche den deutschen epischen Styl kennzeichnen, finden wir in Frankreich nur wenig. Es ist kaum zu bezweifeln, daß ein französischer Dichter die Stelle der Gudrun nur komisch gefunden hätte, in welcher das Aufschreien der Heldin vor unmittelbarer Todesgefahr als ein Verstoß gegen die Sitte hervorgehoben wird, 1474, 1. — Die Abweichungen zwischen den deutschen Gedichten und den französischen Originalen bestehen zum großen Theil darin, daß der französische Dichter unbedenklicher, natürlicher ist als der deutsche.

Sehen wir einen der berühmtesten Romane darauf an, den Chevalier au lion. 144. Calogreaut sagt, eher als sein Abenteuer zu erzählen, ließe er sich einen Zahn reißen; — das übersetzt Hartmann nicht. 912. Ein gefahrdrohendes Fallthor wird mit einer Rattenfalle verglichen: auch dies mißfiel dem deutschen Dichter. 1046. Chrestien gibt uns die Speisekarte eines Mahles; Hartmann begnügt sich mit Allgemeinheiten. — 2385. König Artus umarmt freundschaftlich Laudinen parmi les flancs, und sie ihn auch à plain braz; das schien Hartmann wohl unschicklich. — 2846. Das Brot des Eremiten konnte nicht 20 Sous gekostet haben; Hartmann läßt diese gemeine Genauigkeit fort. — 3376. Die Künste und menschlichen Geberden des zahmen Löwen, das Aufwarten, Knieen, Weinen, welche Chrestien mit naivem Interesse ausführlich schildert, übergeht der geschmackvolle Hartmann; aber der Selbstmordversuch des Löwen, den er doch nicht zu unterdrücken wagt, sieht dann im deutschen Gedicht noch alberner aus als im französischen. — 4108. Die Einzelnheiten, wie Harpin das Fräulein seinen Knechten überlassen wolle, fehlen bei Hartmann. — 4207. Iwein haut im Kampfe dem Riesen von der Wange ein Stück ab, so groß wie eine Carbonade; fehlt bei Hartmann gleichfalls. — 4512. Mit Gebet helfen ihm die Damen: einen anderen Stock haben sie nicht; statt dieses Scherzes bei Hartmann die Galanterie, Gott sei so edlen Sinnes, daß er so vielen schönen Lippen die Bitte nicht versagen konnte. — 5193. Der jämmerliche Aufzug der Damen wird ausführlich geschildert: an den Brüsten und Ellenbogen waren die Kleider aufgetrennt und die Hemden am Halse schmutzig; so weit wagt Hartmann nicht zu gehen. — Auch im Erec mildert Hartmann die bei Chrestien wieder drastische Schilderung von Enitens mangelhafter Toilette. Chrestien Erec 1544. — Die Beschreibung der Brautnacht ist bei dem französischen Dichter sinnlich ohne Roheit 2068: bei Hartmann ganz allgemein. — 2570. klagt Enite ihre eigene Thorheit an in dem volksthümlichen Bilde: „so lange wälzt sich die Ziege herum, bis sie schlecht liegt“: so könnte Hartmann eine Dame nicht sprechen lassen. — 3382. geht die französische Enite in ihrer Verstellung so weit, dem räuberischen Ritter ziemlich starke Avancen zu machen, was der Dichter dann auch entschuldigt, 3404, es sei doch besser, sie sage eine Lüge als daß ihr Mann getödtet werde: bei Hartmann nichts davon.

Digitized by Google

— 5082. die behagliche Schilderung des Nachtlagers und des Soupers im Zelte fehlt bei Hartmann. — 5155. Die Heilung Erecs schildert Chrestien mit viel medicinischem Detail; nun wissen wir aus Gottfried, daß Apothekerausdrücke in höfischer Rede gemieden wurden: er verhöhnt Wolfram deßwegen; s. Zeitschrift für österreich. Gymn. 1868, S. 547 f.; Hartmann schweigt also, wie billig, davon.

Allerdings, die Kunst, d. i. die Ausbildung eines durch Beschränkungen bestimmten Styles gewann durch die deutsche Dichtweise. Einen Künstler wie Gottfried von Straßburg hat das französische Mittelalter nicht hervorgebracht. — Und manche zarte Seelenregung findet nun auch in den Hartmann'schen Romanen ihren Ausdruck, welche man vergebens in der französischen Epik suchen würde. Aber Viele dürften doch die anschauliche und durch fortwährende Vergegenwärtigung des Hörers so lebendige Erzählung der Franzosen, die innige Theilnahme an den Geschicken ihrer Helden, die prächtige Rhetorik ihrer Affecte und die genaue, aus der Beobachtung einer entwickelten Geselligkeit gewonnene Kenntniß des menschlichen Herzens, aller Delicatesse der Empfindung und behutsamen Ausdrucksweise Hartmanns vorziehen; vgl. Lippold, Ueber die Quelle des Gregorius von Hartmann von Aue, s. 19. Der französische Prosaroman von Lancelot ist gewiß kein Meisterwerk, aber es sind hinreißend schöne Scenen darin, wie wir sie in der gewöhnlichen Unterhaltungslitteratur in Deutschland nie zu lesen bekommen. Die hat gewiß keine Francesca von Rimini verführt. Ein gewisses Maß poetischer Begabung und künstlerischen Vermögens war in Frankreich weit mehr Gemeingut als in Deutschland.

Wolfram, von dem eben nicht beweisbar ist, daß er eine seiner so scharf gezeichneten und so leuchtend gemalten Scenen selbst erfunden, dessen Phantasie also im Wesentlichen nicht schöpferischer war als die Hartmanns, steht den Franzosen näher durch rücksichtslosen und anspruchsvollen Realismus der Darstellung. Scherer vermuthet in seinem Styl Nachwirkung der Spielmannspoesie, einer Dichtweise also, welche anderen als den ritterlichen Lebensgefühlen entsprossen war, welche lange ohne große litterarische Ansprüche den Geschmack aller Stände beherrscht hatte und zu welchem derselbe nach der beschwerlichen Aufregung und Zurückhaltung der idealistischen Kunstepoche wieder zurückkehrte, ähnlich wie Kotzebue, Lafontaine das Werk der Hermes und Gellert wieder aufnimmt, — das ja eigentlich nie unterbrochen worden war.

Die glänzendsten Eigenschaften Wolframs finden wir, nur dem Grade und der Mischung nach verschieden, auch in der französischen Epik und bei den Spielleuten. Sein folgenreiches Auftreten zeigt, wie schwach die idealistische Kunst des Hartmann und Gottfried im Geschmack der Nation begründet war. Diese aber haben, was kein Spielmann und kein Franzose uns bietet.

Ob der idealistische Styl der adeligen Epiker des deutschen Mittelalters aber nicht tiefer begründet ist als durch die Fremdheit des geschilderten Lebensinhalts? Das germanische Epos ist durch sein gehaltenes Pathos wesentlich von

Digitized by Google

dem anderer Völker verschieden: einen Thersites kennt es nicht. Und ein festes Hofceremoniel hatte sich bei den Angelsachen noch zur Zeit ihrer nationalen Cultur entwickelt.

Wir sind ziemlich weit von Fergus und Guillaume dem Clerc abgekommen, und doch wäre interessant gewesen, etwa den Plan der Erzählung genauer zu prüfen und mit den Schemen der verwandten Compositionen zusammenzuhalten, oder die Vortragsweise Guillaume's näher zu betrachten, den Scenenwechsel, die Uebergänge, die Redefiguren und Vergleiche, und überall hiebei seine Selbständigkeit oder Anlehnung an bekannte Muster zu erweisen, — aber obwohl ein Canon für Beschreibung eines poetischen Kunstwerks noch mangelt, so fehlt es doch nicht an trefflichen und anschaulichen Schilderungen dichterischer Individualitäten, dagegen hat für die ursächliche Erklärung der Geschmacksrichtungen in einzelnen Epochen, ihrer Verschiedenheit bei verschiedenen Nationen noch so Vieles, fast Alles zu geschehen. Es scheint mir, als sollte der Einzelne, was er an Material für diese wichtigste Arbeit zu leisten glaubt, sofort mittheilen und der öffentlichen Prüfung unterwerfen. Wäre es auch nur um zu zeigen, was noch Alles zu geschehen hätte, bevor man an eine historische Aesthetik denken dürfte.

Wien, 14. August 1872. Richard Heinzel.

---

* Der Kampf ums Recht. Von Rudolf von Ihering. Wien. Manz'sche Buchhandlung. 1872.

Der Kampf ist ein wesentliches Moment des Rechtbegriffes. Derselbe verfolgt zwei Richtungen. Nach der einen Richtung ist es der Kampf, der die Entstehung, Bildung, den Fortschritt des abstracten Rechts in der Geschichte begleitet; nach der anderen ist es der Kampf um die Verwirklichung der concreten Rechte. Der Kampf ums Recht ist eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst und gegen das Gemeinwesen. Dies sind die Grundgedanken Iherings. In der vorliegenden Abhandlung werden die Worte Recht und Kampf doppelsinnig genommen.

Der Kampf für den Fortschritt des abstracten Rechts in der Geschichte ist etwas ganz Anderes als der gesetzlich geregelte Kampf um bestehende concrete Rechte. Der Verfasser denkt sich das Recht als unausgesetzte Arbeit des ganzen Volkes und den Kampf als die Arbeit des Rechtes. In Folge des erwähnten Doppelsinnes wird es dem Leser zunächst unklar, für welche Art des Rechtes zu kämpfen Pflicht sei und welchen Subjecten die Kampfbereitschaft für die Verwirklichung der Rechtsidee obliege? Wer seine Kraft für das historisch gewordene und bestehende Recht muthig einsetzt im Kampfe gegen das ewige Unrecht der Menschheit auf das Werden, — der erfüllt, nach der Ansicht des Verfassers, ein Mal seine Pflicht, zum andern Mal verhöhnt er wieder die Rechtsidee, indem er sich gegen das neue Werden stemmt. Wer sein concretes Recht, welches mit der fortgeschrittenen Erkenntniß eines besseren, neuen Rechts im Widerspruche steht, energisch vertheidigt und behauptet, — trägt wohl sein Schärflein zur Aufrechterhaltung der bestehenden Rechtsordnung bei, nicht aber auch unter allen Umständen zur Verwirklichung der Rechtsidee.

Digitized by Google

Und hier begegnet der Leser wieder einem Doppelsinn des Wortes Rechtsidee.

Der Verfasser spricht von einem Conflictsfalle der Rechtsidee mit sich selber, — wenn Kämpfer für das historische bestehende Recht die Vertheidiger des ewig werdenden und sich verjüngenden Rechts bekämpfen, und für das einmal entstandene Recht ewige Fortdauer beanspruchen; denn die Idee des Rechts ist, wie der Verfasser sagt, ewiges Werden, das Recht ist der Saturn, der seine eigenen Kinder verspeist. Das Gewordene aber muß dem neuen Werden weichen.

Daß die bestehende Rechtsordnung nur ein unvollkommener und wandelbarer Ausdruck der Idee des Rechts sei, ist wohl unbestritten. Sind concretes und abstractes Recht, Rechtsordnung und Rechtsidee nicht congruente Begriffe, dann ist es unstatthaft, den Kampf ums concrete Recht mit dem Kampf um die Herrschaft der Rechtsidee zu identificiren. Das Rechte und Gerechte ist nicht immer das bestehende Recht. Für dieses unter allen Umständen, um jeden Preis sein Höchstes und Bestes einzusetzen, selbst wenn es mit dem ewigen Unrecht der Menschheit auf Werden, wie mit der Gerechtigkeit im Widerspruche steht, mag reckenhafte Streitlust, starres Legalitätsgefühl bedeuten: ein Idealismus des Rechtssinnes läßt sich in einem solchen Falle nicht nachweisen, weil hier von einer Schätzung des Rechts um seiner selbst willen keine Rede sein kann. Aber auch von einem Conflictsfalle der Rechtsidee mit sich selber dürfte nicht zu sprechen sein: weil der Gegensatz zwischen bestehender Rechtsordnung und sich neu bildender Rechtsordnung bloß in dem geschichtlichen Processe der besseren und der unvollkommeneren Verwirklichung der Einen Rechtsidee, nicht in dieser selbst zu suchen ist.

Es muß hiernach eine Einseitigkeit, ein Fehler in der „Kampftheorie" stecken.

Der Berechtigte darf das bestehende Recht nicht im Stiche lassen. Durch den Kampf um dieses kann der Conflict mit der — Rechtsidee oder Gerechtigkeit nicht gelöst werden.

Jeder fühlt, daß an dieser Stelle ein Correctiv nothwendig ist. Wäre es richtig, daß der Kampf ein Moment des Rechtsbegriffes und eine Pflicht des Berechtigten sei, so könnte von Seite des Rechtsbegriffes weder im Sinne des concreten noch im Sinne des abstracten Rechts — ein Correctiv geboten werden. Die Gesellschaftseinrichtung könnte nicht bestehen, wenn die rücksichtslose Behauptung eines concreten Rechtes um jeden Preis als eine allgemeine Maxime des Handelns, ja als eine Forderung der Rechtsidee aufgefaßt würde.

Einseitig ist es nun, das concrete Recht als eine wesentliche Existenzialbedingung der Person im Gemeinleben isolirt zu betrachten, und die Billigkeit und die Nächstenliebe in der Verwaltung desselben todtzuschweigen.

Die concrete Rechtszuständigkeit ist nicht unter allen Umständen höher zu stellen als die durch die Gerechtigkeit gebotene Billigkeit.

Diese ist dort unabweisbar, wo die Behauptung des strengen Rechts antisocial und antimoralisch wäre.

Die Billigkeit hat nichts mit jener verwerflichen Lauheit der Gesinnung gemein, die der Bequemlichkeit zu Liebe oder aus Feigheit dem Kampfe um das Recht aus dem Wege geht: auch sie erheischt entschlossenen Rechtssinn und mißbilligt die Preisgebung eines guten Rechtes dort, wo Menschlichkeit nicht Nachsicht vorschreibt, oder wo unzeitige, bloß durch Furcht oder Trägheit motivirte Schonung — gegen die Pflicht der Gerechtigkeit verstößt.

In der individualisirenden Billigkeit liegt das Correctiv des starren Rechts und des schonungslosen Kampfes um dasselbe. Das abstracte, die Regel der Fälle treffende Gesetz kann das Individuelle des einzelnen Falles nicht berücksichtigen. Erst in der Rechtsanwendung kommt dasselbe zur gebührenden Geltung durch die individualisirende Würdigung der Umstände des Falles. Hierin besteht die Ausgleichung einer für den

Digitized by Google

individuellen Fall unangemessenen Rechtszuständigkeit, die beständige, der individuellen Natur des Falles folgende Ueberwindung der abstracten Regel des strengen Rechts, um des Rechten willen.

Dazu kommt noch die Erwägung, daß das concrete Recht nur einen kleinen Theil, die äußersten Grenzen des sittlichen Gehaltes der einzelnen Rechtsinstitute beschreibt und der Mitwirksamkeit anderer social-ethischer Factoren bedürftig ist, um zum Segen der äußeren Lebensordnung zu werden. Einseitig ein Recht um jeden Preis behaupten, losgetrennt von diesen das Gemeinleben mitbestimmenden Factoren, heißt nicht an der Verwirklichung der Gerechtigkeit mitwirken, zumal wenn es sich um ein in Absterben begriffenes Rechtsinstitut handelt. Oder läßt sich etwa bei den tapferen Vertheidigern der Leibeigenschaft, der confessionellen Unduldsamkeit, der Tortur, des Zunftzwanges, der Censur — ein ideales Rechtsgefühl nachweisen? Fällt die Voraussetzung weg, welche gewisse Lebensverhältnisse bisher zu Rechtsverhältnissen gestempelt hat, so ist's auch um die geistige und sittigende Macht des veralteten Rechts geschehen und der hartnäckige Kampf um ein sittlich nichtig gewordenes Recht wird stets den anwidernden Charakter einer antisocialen und der Gerechtigkeit widerstrebenden Handlung an sich tragen.

Erhebend und adelnd ist nur der wackere Kampf ums Recht, so lange dieses auf dem Boden einer gesunden Gesellschaftseinrichtung steht und zugleich gerecht ist.

Wo aber die Unvollkommenheit der Rechtseinrichtungen und die Billigkeit einen Verzicht oder ein theilweises Ablassen vom eigenen Rechte im Dienste des Gemeinwesens rechtfertigen, dort ist der schonungslose hartnäckige Kampf um ein einmal erworbenes Recht eine Landplage und ein Hemmschuh für die Entfaltung des gesunden Rechtsgefühles.

Selbst gutes Recht kann bei unbarmherziger Anwendung die Quelle unsäglichen Elends werden.

Hieraus folgt, daß der Kampf ums Recht nicht immer, vielmehr nur unter gewissen Voraussetzungen als eine Pflicht des Berechtigten aufzufassen sei und darunter eben nur die Pflicht der Gerechtigkeit verstanden werden könne.

Die Bedeutung des hier in erster Linie zu erwägenden Satzes: volenti non fit injuria, wird in der Abhandlung kurz berührt. Auch die Verschiedenheit der Formen des Unrechts, gegen welche der Kampf ums Recht gerichtet, ist nicht eingehender in Bezug auf das strafbare Unrecht erörtert. Dafür findet der Leser glänzende und feine Bemerkungen über den Idealismus des Rechtssinnes auf dem Gebiete des Privat- und Staatsrechtes und eine geistreiche Interpretation der tief erschütternden Tragik des Schicksales von Michael Kohlhaas und von Shylok. Diese Beispiele sollen zeigen, welcher Abweg gerade dem kräftigen und ideal angelegten Rechtsgefühl droht, wenn, wie der Verfasser bemerkt, die Unvollkommenheit der Rechtseinrichtungen ihm seine Befriedigung versagt. Da wird der Kampf *für* das Gesetz zu einem Kampf *gegen* das Gesetz. Als ob nicht jeder Rechtsordnung das Merkmal der Unvollkommenheit im Verhältniß zur Rechtsidee ankleben würde! —

Recht und Gerechtigkeit verhalten sich zu einander, wie das Kunstwerk zu dem Ideal. Recht und Kunst sind bestrebt, sich dem Ideale zu nähern, welches nichts Feststehendes, vielmehr ein ewiges Werden ist, eine unerreichte vollkommenste Gestalt, die einer ganzen Culturepoche vor Augen schwebt im Gegensatze zu dem, was Recht und Kunst verwirklicht haben als geschichtliche Schöpfungen, als Rechts- und Kunstbestände. An dieser unausgesetzten solidarischen Arbeit des ganzen Volkes mit seinen Rechts- und Kunstbildnern betheiligt sich mittelbar Jeder, dem Recht und Kunst werth und heilig sind. Jeder trägt in seinem Geiste eine Vorstellung des Besseren und Höheren im Recht wie in der Kunst, und was er als

Digitized by Google

das Rechte und Schöne erkannt oder kennen gelernt hat, das überträgt er auf das edelste Gemeingut des ganzen Volkes, — auf das immer vollkommener gedachte Ideal von Recht und Kunst. Ein Bruchstück und Abglanz des Rechtsideals einer bestimmten Zeit liegt in jeder Gesellschaftseinrichtung. Selbst eine verderbte absterbende Rechtsordnung umgibt sich noch mit dem erkünstelten Nimbus des Gerechten. Aber auch in der relativ vollkommensten Ausgestaltung des Rechtslebens wird das Ideal des Gerechten nur durchschimmern wie das Schönheitsideal in einem gelungenen Kunstwerke.

So lange es die rechtsbildende Kunst eben nur zu einer Annäherung an die undefinirbare Fülle idealer Einrichtungen der Gerechtigkeit in der äußeren Lebensordnung der Gesellschaft und der Einzelnen gebracht hat, so lange wir schon stolz darauf sein können, daß wenigstens die maßgebenden großen Ordnungslinien in dem Rahmen der Gesellschaftsclassen leidlich der Gerechtigkeit entsprechen; insolange wird es unstatthaft sein, den Kampf für das bestehende concrete Recht mit dem Kampfe für die angemessenere Verwirklichung des Gerechten schlechthin zu identificiren.

Sind aber Recht und Gerechtigkeit in vielen Stücken noch unadäquate Begriffe, dann schreckt der kategorische Imperativ des Kampfes um concrete bestehende Rechte ohne Barmherzigkeit, ohne billige Nachsicht, ohne zeitgemäße humane Ermäßigung legaler Ansprüche im Geiste der Nächstenliebe, — alle Grazien zurück und die Apologie der härtesten Rechtsvertheidigung um jeden Preis könnte leicht ein überstarkes Selbstgefühl und einen gewaltthätigen Charakter verführen, auf dem Wege von Shylok und Kohlhaas das Ideal des Rechtsgefühles zu suchen.

Wohl soll und wird jeder rechte Mann, auf sein gutes Recht, wie auf seine Ehre tapfer halten, aber seine Rechtsherrschaft nicht bloß seines lieben Ichs oder der Ordnung wegen, vielmehr stets auch im — Dienste der Pflicht der Gerechtigkeit walten lassen.

All' was du hältst, davon bist du gehalten,
Und wo du herrschest, bist du auch der Knecht.
Es sieht Genuß sich vom Bedarf gespalten,
Und eine Pflicht knüpft sich an jedes Recht.

An einer anderen Stelle soll Herbarts Idee des Rechts gegen Iherings flüchtige Aburtheilung in Schutz genommen werden. — Daß die Abhandlung eben so elegant wie anregend geschrieben, ist bei einer Arbeit von Ihering selbstverständlich. Gewidmet ist diese Schrift einer durch Geist und Gemeinsinn hervorragenden Frau, — der Professorin Auguste von Littrow.

Dr. Wahlberg.

---

* Geschichte des Gymnasiums in Graz. Von Dr. Richard Peinlich. Graz 1872.

So eifrig und erfolgreich auch in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte gearbeitet wurde, so schöne Resultate auch als Früchte dieser Bemühungen bereits vorliegen, so gibt es doch noch manche Periode und manches Gebiet unserer vaterländischen Geschichte, welche noch immer der genaueren Durchforschung und Beleuchtung harren. Insbesondere ist es die Geschichte der Cultur, sowohl der materiellen als der geistigen, in der noch vieles zu leisten, Neues beizubringen, vorliegendes Material zu bearbeiten ist. Es ist auch erklärlich, daß dieses Gebiet historischer

Digitized by Google

Forschung noch weniger berücksichtigt werden konnte; erst wenn die politische Geschichte eines Staates klar vorliegt, wenn seine Stellung zu seinen Nachbarstaaten und im europäischen Staatenkreise überhaupt, so wie die maßgebenden staatlichen Vorgänge im Innern, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und gestaltet haben, ergründet sind und eine entsprechende Darstellung gefunden haben, kann man sich der Bearbeitung der culturgeschichtlichen Verhältnisse zuwenden. — Nichtsdestoweniger gibt es doch auch jetzt schon sehr bemerkenswerthe Monographien, welche sich mit diesem Theile unserer vaterländischen Geschichte beschäftigen und eben wieder wurde eine solche Arbeit vollendet, welche der Berücksichtigung von Seite aller Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde würdig ist. Es ist dies die „Geschichte des Gymnasiums zu Graz" von Dr. Richard Peinlich (Graz 1872), welche zuerst in einzelnen Aufsätzen des Programms der genannten Lehranstalt (1864, 1866, 1869, 1870, 1871, 1872) erschien, die nun gesammelt in einem umfangreichen Bande vorliegen. — Wir müssen sogleich im vorhinein bemerken, daß der vorliegende stattliche Band viel mehr enthält, als der Titel besagt; nicht nur eine Geschichte des Grazer Gymnasiums finden wir in dieser Arbeit, sie erstreckt sich auf die ersten Anfänge des Schulwesens in Steiermark zurück, behandelt die Gründung, die Geschichte und das Ende der freien Schule des deutschen Ordens an der Leechkirche zu Graz (1278 bis 1500), die evangelische Stiftsschule (1500 bis 1599), die Berufung der Jesuiten zur Durchführung der Gegenreformation, die Gründung ihres Collegiums (1573), aus welchem sich bald Gymnasium und Universität entwickelten, und stellt die Geschichte dieser Lehranstalten bis zur Aufhebung des Jesuiten-Ordens (1773) dar. — Peinlich belegt seine Arbeit mit einer ansehnlichen Reihe von Urkunden und Actenstücken, er bringt ungemein reiche biographische und litterargeschichtliche Daten aller derjenigen Personen, welche an den erwähnten Lehranstalten in Graz lehrten oder lernten, oder als Wohlthäter derselben oder sonst wie mit derselben in Verbindung kamen, er beschränkt sich nicht, nur die äußeren Geschicke und die innere Organisation dieser Schulen darzustellen, er handelt auch in eben so ausführlicher als anziehender Weise von den Sitten und Gebräuchen der damaligen Grazer Studenten, so daß seine Arbeit in der That als eine sehr werthvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über die Gelehrten- und Sittengeschichte der letzteren drei Jahrhunderte in Oesterreich gelten kann. — Als besonders interessant heben wir den Abschnitt über die evangelische Stiftsschule heraus, an der ein Johannes Keppler lehrte und welche der rücksichtslos durchgreifenden Gegenreformation Ferdinands II. zum Opfer fiel. Um die Wirkungen, welche von dieser Anstalt ausgingen, zu paralysiren, und die Wurzeln, welche die evangelische Lehre in der Steiermark und ihren Nachbarländern bereits geschlagen, gründlich auszurotten, erfolgte die Berufung des Jesuitenordens und die unter dessen Auspicien stattfindende Gründung des Gymnasiums (1525) und der Universität (1586). Aus Peinlichs Schrift lernen wir nun auch die Mittel kennen, welche die Jesuiten anwendeten um die Herzen der ihnen anvertrauten Jugend und der Eltern derselben zu gewinnen und dauernd an sich zu fesseln. Es war in erster Reihe der äußere Prunk und Glanz, es waren Festlichkeiten voll Pracht und Aufwand, theatralische Vorstellungen und Aufzüge, welche den ihnen anvertrauten Söhnen der steirischen Adelsfamilien den Aufenthalt in dem Jesuitenconvicte lieb und angenehm machen sollten, während an die Stelle wahrer Geistes- und Charakterbildung nur äußerliche Dressur und Politur trat. Mag die Zahl der Schriftsteller aus dem Jesuitenorden eine noch so große sein, mögen ihre litterarischen Arbeiten auch ganze Bibliotheken füllen, das 17. und 18. Jahrhundert wenigstens bis etwa 1750, in welchem Zeitraum sie die geistigen Herrscher in unseren Ländern waren, sind und bleiben eine Periode geistigen Stillstandes ja Rückschrittes und sind mit eine Hauptursache, weßhalb wir es in Deutsch-Oesterreich auf dem Gebiete geistiger und materieller Cultur lange Zeit unseren

Digitized by Google

Stammesbrüdern jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle nicht gleichzuthun vermochten. Dies ergibt sich neuerdings wieder, wenn auch theilweise wider den Willen des Verfassers, aus Peinlichs Schrift.

Graz. October 1872. Dr. Franz Ilwof.

---

* „Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alphabetisch schreibenden Völker." Von Heinrich Wuttke. Leipzig, Ernst Fleischer, 1872. I. Band XXXIV und 1—782 SS. gr. 8.

Das Werk, von dem soeben der erste Band erschienen ist, soll die „Geschichte der Schrift und des Schriftthums von den rohen Anfängen des Schreibens in der Tatuirung bis zur Legung elektromagnetischer Drähte" umfassen. Es ist das Ergebniß einer achtzehnjährigen, ohne Zweifel äußerst mühevollen Arbeit, welches der sehr productive Verfasser in diesem Buche niederlegt. Trotz seiner relativen Länge entspricht dieses Zeitmaß, sowie die Kraft eines einzelnen Menschen, kaum der Riesenaufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, und es begreift sich daher, daß das reiche Material, ungeachtet des großen Umfangs des Buches, in gewissem Sinne noch lange nicht erschöpft ist. Namentlich ist es der sogenannte litterarische Apparat, welcher, insofern er unumgänglich schien, einem besonderen, für Gelehrte bestimmten Bande mit Erörterungen vorbehalten bleibt. Aber, wird mancher Leser vorweg einwenden, wer soll, wer kann ein Buch von so großer Ausdehnung über das Schriftthum lesen? Es ist also wohl überhaupt nur für Gelehrte geschrieben? — Nicht ausschließlich wenigstens. Im Gegentheil hat sich der Verfasser „bemüht, den Gegenstand dieses Buches so einfach, klar und faßlich zu behandeln, daß jeder nur einigermaßen Gebildete es lesen und verstehen kann." Indessen macht sich unser Schriftstellerveteran, der sein Urtheil auf mancherlei Erfahrungen stützt, über diesen Punkt gerade keine zu großen Illusionen. Nicht ohne Bitterkeit bemerkt er dazu, daß, wenn er eine über den Gelehrtenkreis hinausgehende Lesermenge zu finden wünschte, er es in englischer oder französischer Sprache erscheinen lassen müßte, „nicht in der Sprache des „„Volks der Denker"", dessen meiste Männer in der Woche sieben Abende in der Wirthsstube, dem Casino oder geladenen Gesellschaften zubringen."

In der That ist der Gegenstand, welcher in dem mir vorliegenden Buche zwar mit gelehrter Gründlichkeit, darum aber nicht minder mit gemeinverständlicher Klarheit behandelt wird, von so hohem und allgemeinem Interesse, daß sich die Besorgniß des Autors vielleicht doch als etwas zu weitgehend erweisen könnte. Es ist nämlich die Culturgeschichte von ihrer wichtigsten und zugleich interessantesten Seite, welche da verfolgt, gedeutet und entziffert wird, von den unscheinbarsten Merkzeichen der Uranfänge an bis zu den überwältigenden Erfindungen der Gegenwart. Es ist die Geschichte der Entwicklung jener menschlichen Geistesarbeit, welche so recht den Schlüssel zu der eigentlichen Culturgeschichte liefert, und diese Geschichte umfaßt alle Zeiten und alle Völker, die von der Cultur überhaupt berührt worden und in derselben fortgeschritten sind.

Indem ich eine eingehende, sachliche Besprechung des hochinteressanten Werkes der berufeneren Feder eines Fachgelehrten überlasse, möchte ich es mit der hier beabsichtigten einfachen „Anzeige" gleichwohl durch einige Andeutungen näher charakterisiren, um so die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums auf eine schriftstellerische Leistung zu lenken, die hoffentlich nicht nur einen erkenntlichen, sondern auch einen größeren Leserkreis für sich gewinnen wird, als der Autor (im Allgemeinen wohl nicht ganz ohne Grund) vorauszusetzen zu sollen glaubt.

Digitized by Google

Wer sich etwa vorweg abschrecken lassen wollte durch die Annahme, das Buch sei vielleicht eine Anleitung, um Alphabete verschiedener Völker kennen zu lernen, dem sei bemerkt, daß es dies eben so wenig ist, als eine Anweisung zum Entziffern wenig gekannter Schreibweisen. Der Gesichtspunkt des Verfassers „ist durchgehends der des Geschichtschreibers gewesen." Was seiner Aufgabe fern lag, hat er bei Seite gelassen und demgemäß dem „Gelüste", sich an Auslegungen zu betheiligen, Widerstand geleistet. Da entschlüpft ihm aber schon wieder eine Bemerkung, die seine Verstimmung über die Ansprüche der deutschen Lesewelt nicht verschleiern will.

„Wäre eine Geschichte der Schrift" — so sagt er — „in Peking oder in Benares oder in Ispahan abgefaßt worden, so würde ohne Zweifel die Umständlichkeit in der Behandlung der einzelnen Theile ganz anders ausgefallen sein als bei dem Versuche einer solchen Ausführung in Leipzig, und Manches, was deutschen Lesern noch zu ausführlich vorkommen mag, in viel größerer Ausdehnung vorgetragen worden sein. Wenige erst begreifen, daß unser gewöhnlicher Gesichtskreis einer Erweiterung bedarf."

Obschon viele Grundansichten dieses Buches „den bisherigen Annahmen entgegenlaufen", legt sie der Verfasser dennoch „mit großer Zuversicht vor", und zwar darum, weil er immer nur bestrebt gewesen ist, „vom Stoffe zu lernen, niemals aber darauf ausging, etwas Neues aufzustellen."

Unter Anderem hat der Verfasser auch versucht, „eine chinesische und eine japanesische Litteraturgeschichte zu entwerfen", was vor ihm nicht geschehen ist.

Alles in Allem genommen, „erweise alles Neue, was dieses Buch enthält, sich als verfehlt und schlecht, so würde gleichwohl das eine Verdienst ihm bleiben, daß darin ein großer und wichtiger Stoff, der bisher in Reisebeschreibungen, Geschichtswerken und namentlich in einer bedeutenden Anzahl untersuchender, philologischer Schriften zerstreut ruhte, zu einer geschichtlichen Darstellung verwerthet ist," — ein Urtheil, dem wir mit voller Ueberzeugung beipflichten.

Zur Ausarbeitung dieses Werkes benutzte der Verfasser nicht weniger denn sieben große öffentliche Bibliotheken, und gleichwohl bestand das Uebel, das ihn gedrückt und worüber er klagt, im — Büchermangel. Das begreift sich sofort, wenn man einen Blick auf das Inhaltsverzeichniß wirft. Die Hauptüberschriften lauten: Einleitende Betrachtungen. — Zustand der Schriftlosigkeit. — Vorstufen: I. Gegenstände als Mahner. II. Die Hautmalerei. — Die Anfänge der Schrift. Die Aetzschrift (Tatuirung). — Redende Gegenstände. — Zeichnungen. — Schriftbehelfe der nordamericanischen Indianer. — Bilderschrift der Süd-Americaner. — Quipu-Schrift der Peruaner. Mittelamericanische Hieroglyfik. — Chinesische Schrift und chinesisches Schriftthum. — Umkreis der chinesischen Bildung. — Korea. — Japan. — Lutschu-Inseln. — Hinter-Indien. — Oestliche Mongolei. — Die Hieroglyfik der Aegypter. — Die Keilschrift im südwestlichen Asien. — Die Sprachlaute. — Das Alphabet. — Anmerkungen.

Die Lücke, die sich durch den Mangel der Abbildungen der behandelten Schriftzeichen im Augenblicke fühlbar macht, soll durch die auf dem Titelblatte versprochene „baldigste" Nachlieferung derselben ausgefüllt werden.

Uns bleibt nur zu wünschen übrig, daß es dem verehrten Verfasser gegönnt sein möchte, das äußerst interessante Werk zu Ende zu führen und in der Theilnahme der deutschen Lesewelt diejenige Anerkennung zu finden, die es, wie nicht bald ein anderes, in hohem Grade verdient.

F. St.

Digitized by Google

* „Kurzgefaßte Geschichte der Buchstabenschrift und Stenographie". Von Karl Faulmann. Mit VIII Tafeln. Wien, Verlag von Bermann u. Altmann, 1873.

Diese Schrift hat wohl einige Verwandtschaft des Gegenstandes mit dem vorstehend angezeigten Werke, unterscheidet sich von diesem jedoch in wesentlicher Weise. Bietet das Buch Wuttke's, wie betont wurde, eine Geschichte des Schriftthums, so befaßt sich die uns vorliegende Schrift vorzugsweise mit der Erklärung der verschiedenen Schriftarten an ihren bedeutendsten Vertretern. Das Verfolgen der Entwicklung und allmäligen Vervollkommnung der Buchstabenschrift ist dem Verfasser eigentlich nur Mittel zum Zweck. Zweck ist ihm der Nachweis der großen Bedeutung der Stenographie, welche in dem Gabelsberger'schen System bislang ihren Höhepunkt erreicht hat. Denn dieses gipfelt in dem Bestreben, „durch Anlehnung des Zeichens an den Laut jene Harmonie der Schrift und der Sprache zu schaffen, welche das Zeichen zum Bilde des Lautes, die Schrift zur Photographie der Rede macht, welche das Wort im Fluge erhaschen und den Gedanken im Augenblick des Entstehens festhalten läßt, — damit hat sich die Stenographie als die höchste Vervollkommnung der Schrift (ge)offenbart."

Diese Abhandlung ist mit sichtlicher Liebe zur Sache und umsichtiger Benützung der Quellen abgefaßt und wird allen denen, die sich für das Wesen und die Entwicklung der Stenographie näher interessiren, gewiß willkommen sein. Nicht übersehen wollen wir die Tafeln, mit welchen die strebsame Verlagshandlung das Werkchen ausgestattet hat und die zum Verständniß des Textes wesentlich beitragen müssen und so dessen Werth erhöhen. Diesen Vorzug hat es im Augenblick vor dem Wuttke'schen großen Werke, das freilich einen anderen Zweck verfolgt, allerdings voraus. Außerdem hat es aber auch noch den für Viele nicht zu läugnenden Vorzug übersichtlicher Kürze und den nicht zu unterschätzenden Vortheil der Billigkeit (80 kr. : 5 Thr.), selbstverständlich nur insoweit als von einem Vergleich überhaupt die Rede sein kann. F. St.

---

* Gelehrte Sonderlinge.

Am Schluße der Vorrede zu dem oben besprochenen Buche von H. Wuttke erklärt der gelehrte und fleißige Verfasser zum nicht geringen Erstaunen der Leser und noch größeren der Käufer des Buches, „daß er dieses Werk wahrscheinlich nicht zu Ende führen werde. Erstrecken sich auch seine Sammlungen bis auf die neueste Zeit, so würde er zur Ausarbeitung doch noch mehrerer Jahre bedürfen, hat aber noch über zwanzig Bände anderen Inhalts niedergeschrieben, manche lange vor Abfassung der Geschichte der Schrift, und gedenkt, nachdem er diese bis in den Anfang des Mittelalters fortgesetzt haben wird, jene anderen Werke erst zur Veröffentlichung fertig zu machen und herauszugeben. Sollte er damit zu Stande kommen und dann noch Leben und Kraft besitzen, so werde er die Geschichte der Schrift zu Ende führen" — das ist allerdings sehr wenig tröstlich, aber wenigstens ehrlich und deutlich. Leser und Käufer wissen Alles, und können sich über Täuschung nicht beklagen. Aber unter solchen Umständen ist es doch nicht recht begreiflich, warum der erste Band dieses Werkes, dessen Schluß der Verfasser selbst nicht in Aussicht nimmt, da er doch ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, nicht ohne Rücksicht auf die anderweitigen litterarischen Unternehmungen Wuttke's selbständig erschienen ist. Die Abneigung der Bibliotheken und der Gelehrten, band- oder lieferungsweise erscheinende Werke vor ihrer Beendigung anzuschaffen, wird durch diese freimüthige Erklärung allerdings nicht beseitigt werden.

Digitized by Google

* Studien über Agrargesetzgebung und die Pflege der landwirthschaftlichen Interessen in Oesterreich, von Dr. Georg Habermann. Wien 1872, Faesy und Frick.

Diese „Studien" bearbeiten ein Gebiet, welches seit dem Werke von Schopf „das Recht der Landwirthschaft" brach gelegen ist; sie suchen nämlich die Principienziele und Folgen der so rasch fließenden wirthschaftlichen Gesetzgebung in Oesterreich darzulegen. Der Verfasser behandelt in einer gewissen Systematik: 1. Die Grundentlastung und ihre Folgen, 2. die Grundtheilungsfrage, 3. die sociale Seite der wirthschaftlichen Gesetzgebung, 4. die Pflege der landwirthschaftlichen Interessen, 5. die Pflege des Realcredites, 6. die Association der Landwirthe. Der Verfasser zeigt sich als gründlicher Kenner bäuerlicher Verhältnisse und vertritt fast auf jeder Seite mit Wärme das Interesse der bäuerlichen Masse, als des Mittelstandes in der Landwirthschaft. In diesem Sinne sind insbesonders das 1. und 2. Capitel beachtenswerth.

Ganz eigenthümlich ist die 3. Abtheilung, welche den Einfluß des Principes der Enteignung und dessen Verbreitung in der Verwaltung des modernen Staates darlegt und damit den Beweis liefert, daß wir mitten im Socialismus stecken, während wir uns hartnäckig dagegen wehren. In der „Pflege der landwirthschaftlichen Interessen" wird das praktische Gebiet der Steuer- und Zollgesetzgebung berührt und auf die Consequenzen der mangelhaften Vertretung landwirthschaftlicher Interessen hingewiesen. In diesen Fragen ergreift der Verfasser, wie er es auch in der Vorrede ausspricht, offen die Partei des Landwirths gegenüber den begünstigten Factoren der Production „Industrie und Handel." Auch in dem Capitel „Pflege des Realcredites" herrscht dieser Gesichtspunkt vor, obwohl der vielfach ventilirten Frage manche neue Seite abgewonnen ist. Das letzte Capitel behandelt die Selbsthilfe durch die Association und würdigt dabei den großen Fortschritt der Agricultur in den letzten zwanzig Jahren. Das Buch hat einen wahrhaft wissenschaftlichen Werth, ist frisch geschrieben und wird insbesondere die Aufmerksamkeit unserer Politiker im Abgeordnetenhause und in den Landstuben erregen. Wir wollen hoffen, daß der Verfasser mit diesem Buche seine „Studien" nicht abschließt und in einer Fortsetzung die wichtigen Gebiete der ländlichen Arbeiterfrage und des landwirthschaftlichen Unterrichtes in Betracht zieht. Nach der vorliegenden Arbeit ist er der geeignete Mann, für Oesterreich ein Werk zu schreiben, wie Braun für Preußen „der Landwirth als Staatsbürger".

Eine Darstellung des geltenden Rechtes für die Landwirthschaft ist von allgemeinem Interesse. W.

---

* Die Ausgaben deutscher und ausländischer Classiker, welche im Verlage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erscheinen, nehmen ihren rüstigen Fortgang. Von der ersteren liegen 125 Lieferungen vor, welche die Werke Goethe's, Schillers, Lessings, Heinrichs v. Kleist und Chanusso's fast vollständig, von Herder, Wieland und E. F. A. Hoffmann eine Auswahl umfassen; die Sammlung ausländischer Classiker ist bis auf 145 Lieferungen gediehen, und zwar bieten die neuesten Hefte Novellen von Prosper Merimée, „transatlantische Novellen" (Washington Irving, Poe, H. Smith und Longfellow), Rousseau's Briefe, epische und lyrische Dichtungen von Byron. Wir wissen nicht, wodurch die den neuesten Lieferungen beigedruckte „Verwahrung" der Verlagshandlung hervorgerufen worden ist, sie suche nicht bloß „einen Platz im Wettbewerb um billige Classiker". Jeder, der ihre Ausgaben geprüft hat, wird ihr gern zugestehen, daß dieselben durchweg Zeugniß von der Thätig-

Digitized by Google

keit einer umsichtigen und geschmackvollen Redaction ablegen. Von deutschen Autoren sind nur solche aufgenommen, welchen der Rang als „Classiker" unbestritten ist, und ausgeschieden wurden nur diejenigen Schriften, welche für das große Publicum kein oder nur geringes Interesse haben. Und die Sammlung ausländischer Schriftsteller in größtentheils musterhaften Uebersetzungen gibt neben denjenigen, welche an solcher Stelle absolut nicht fehlen dürfen, auch Vieles bis jetzt weniger Verbreitete, wie die spanischen Dramatiker, Hohlberg, Chaucer, orientalische und americanische Dichter u. a. m. Die Ausstattung ist vorzüglich.

---

* Der Lesevereín der deutschen Studenten Wiens sendet uns seinen ersten Jahresbericht. Je größere Schwierigkeiten es gemacht hat, ein eigenes Lese-Institut für die deutschen Studenten in der Universität und der technischen Hochschule in Wien ins Leben zu rufen, um so erfreulicher sind die hier vorgelegten Beweise des kräftigen Gedeihens desselben. Gründungsbeiträge, Ertrag von Vorlesungen und laufende Einnahmen gestatteten dem Verein, Wohnungsmiethe, Einrichtung und sonstige Auslagen zu bestreiten und noch 950 fl. nutzbringend anzulegen; er besitzt eine Bibliothek von 400 Bänden und ungefähr 170 wissenschaftliche und politische Blätter, welche der großen Mehrzahl nach gratis oder zu ermäßigtem Preise geliefert werden. Außerdem haben die Privattheater, Kunstvereine, mehrere Buch- und Musikalienhandlungen dem Verein besondere Begünstigungen gewährt. Ueber die Aufgabe des Vereins heißt es in dem geschichtlichen Rückblick, welcher dem Jahresberichte vorausgeht:

„Galt es doch, einen Brennpunkt für ihr ganzes geistiges Leben zu schaffen; Jedem, auch dem Unbemittelten, der allein und fremd in der großen Hauptstadt durch aufreibende Privatstunden seinen Unterhalt sich erwirbt, die Mittel zur allseitigen Ausbildung an die Hand zu geben, durch den anregenden Umgang mit strebsamen Altersgenossen den sinkenden Lebensmuth ihm aufzurichten, die Geistesfrische, das lebensfrohe, thatkräftige Streben ihm wiederzugeben; dem Wohlhabenden, dem im Gewühle der großstädtischen Unterhaltungen nur zu leicht der ideale Schwung der Gesinnung abhanden kommt, die Liebe zur Wahrheit, zur einfachen, echten Herzens- und Geistesbildung wachzuhalten; ihnen Allen ein Feld zu bieten, auf dem sie im gegenseitigen Wettkampf die eigenen Kräfte kennen lernen, sie entwickeln und stählen können für den ernsten Kampf des Mannesalters; galt es doch, die deutschen Studenten aller Fractionen um ein Banner zu schaaren, nicht zur übermüthigen Aggression gegenüber den anderen Nationalitäten, sondern um in ernster, würdiger, aber auch entschlossener Weise den deutschen Geist und die deutsche Wissenschaft aufrecht zu halten an der zweitältesten Universität des deutschen Volkes!"

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Jüdin von Toledo.

Ein litterarhiſtoriſcher Verſuch von Eduard Chmelarz.

I.

Es bedarf wohl kaum noch einer Bemerkung, daß mit obiger Aufſchrift zunächſt Grillparzers Tragödie gemeint ſei, welche vor wenigen Tagen im ſiebenten Bande von deſſen geſammelten Werken dem Publicum übergeben wurde. Es iſt dies eines jener drei Stücke, welche der Verſtorbene ſchon vor Jahrzehnten geſchaffen, aber aus Scheu vor dem jungen Geſchlechte, das er nicht für fähig hielt, ihn und ſein Streben zu erfaſſen, ängſtlich vor der Oeffentlichkeit gehütet hatte. Nun hat der Tod den geliebten Greis, deſſen Vertrauen ſeine Zeitgenoſſen ein für allemal verſcherzt hatten, vollends aus unſerer Mitte geriſſen; doch forderte er zu unſerem Troſte milde und freundlich genug den ihm gebührenden ſterblichen Tribut von dem Unſterblichen. Wohl iſt es Grillparzer vergönnt geweſen, an der Neige ſeiner Tage ſich und ſeine Leiſtungen gefeiert zu ſehen, aber es war nur ein Lächeln der Wehmuth, das ſeine Züge bei all den Huldigungen aus Nah und Fern verklärte. Warum ſo ſpät? mochte er zu ſich ſagen. Konnte er nun auch mit Befriedigung zurückſehen auf die lange Reihe von Jahren, in denen er raſtlos, unerkannt, allein auf einſamen Pfaden vorwärts geſchritten, ſo war er doch trotz alledem ein lebensmüder Erdenwaller und gehorchte zuletzt gerne dem Führer, der ihn zum bittern, unvermeidlichen Ende, aber damit auch zur erſehnten, dauernden Ruhe geleitete.

Wir ſind nun ſeine geiſtigen Erben und können erſt jetzt die reichen Schätze erfaſſen, die er aufgeſpeichert hatte, ſtille und unverdroſſen ſchaffend in der Arbeitsſtube, ſeinem einzigen, geliebten Wirkungskreiſe. Die Abfaſſungszeit der Jüdin von Toledo läßt ſich nicht ganz genau beſtimmen. Nach Aeußerungen des Dichters im vertrauten Cirkel war ſie zwiſchen 1855 und 1857 bereits fertig, als ihm der Bruderzwiſt in Habsburg noch unvollendet vorlag. Laube ſpricht in der Einleitung zur Geſammtausgabe die richtige Vermuthung aus, Grillparzer ſelbſt habe jenes Stück für minder vollkommen gehalten und ſich keinen ſicheren Erfolg davon verſprochen. „Es kommt ſo etwas von Zauberei d'rin vor", ſagte er einmal gelegentlich. Nichtsdeſtoweniger war es ihm nach den Mittheilungen ſeiner Freunde vor Allem lieb, wie eine zärtliche Mutter ihr kränkliches Kind mit um ſo größerer Sorgfalt hütet.

Digitized by Google

Es fällt mir nicht ein, mich unter die Schaar der Kritiker zu drängen, und mit vorschnellem Urtheil die guten und die schwächeren Seiten dieses Dramas eingehend beleuchten zu wollen. Ich hatte jedoch Gelegenheit, die Originalhandschrift vor der Drucklegung kennen zu lernen. Nebst dem allgemeinen Interesse, das Entstehen einer Dichtung bis in die schaffende Geisteswerkstätte zu verfolgen, drängte es mich, hinter der idealen Außenseite des Kunstwerkes der realen Wirklichkeit nachzuforschen und zu erfahren, woher denn der Stoff zu dem Trauerspiel entnommen sei, inwieweit er vielleicht auf geschichtlicher Wahrheit beruhe und ob und in welcher Weise derselbe schon vor Grillparzer von Andern bearbeitet wurde. Dieser verdient sicherlich gleich allen andern bereits als mustergiltig anerkannten Größen jeder Litteratur ein so eingehendes Studium, sowohl wegen des Genusses, den uns seine Werke bieten, als hinsichtlich der Fülle dessen, was wir aus ihnen lernen können. Die Ergebnisse jener ursprünglich bloß für mich vorgenommenen Untersuchung erschienen mir aber schließlich als ein nicht ganz zu verachtender Beitrag zur Kenntniß unseres Dichters und seines Werkes und mit diesem Rückhalt übergebe ich sie im Nachfolgenden der Allgemeinheit.

Das Stück spielt in der Zeit des Königs Alfonso VIII. von Castilien, mit dem Beinamen des Edlen oder auch des Kleinen. Dessen Vater Sancho III. betraute auf dem Todtenbette 1158 mit der Erziehung seines vierjährigen Sohnes den Gutiero Fernandez aus dem Hause der Castro. Diese Familie genoß fürstliches Ansehen und ihre Mitglieder werden in den Quellen wegen ihrer Macht fast Könige genannt. Sie hatten jedoch ebenbürtige Nebenbuhler an den Grafen Manrique, Alvaro und Nuñez von Lara, deren großartige Besitzungen sich weit am Duero hinab erstreckten und die überdies an dem Reichthum ihres Stiefbruders Garcias, Grafen von Cabra, eine ausgiebige Stütze hatten. Es war vorauszusehen, daß diese beiden Häuser während einer königlosen Zeit nicht würden Ruhe halten und in der That ist die innere Geschichte Castiliens in den nächsten Jahrzehnten ausgefüllt mit ihrem Streite um Regentschaft und Uebergewicht im Reiche. Um dem beständigen Geschrei der Laras, als strebe er nach der Königswürde, ein Ende zu machen, übergab der greise und friedliebende Gutiero den Kronprinzen dem Garcias Cabra; dieser war ein äußerst guter, aber dabei etwas schwachsinniger Mann und noch dazu besorgt, daß ihm die Erziehung des Königs zu theuer käme, weil für dieselbe keine bestimmten Summen ausgesetzt waren. Manrique Lara wußte ihn also gar leicht zu überreden, daß er ihm den jungen Alfons übergebe; damit hatte jener seine Absicht, sich selbst der Person des Königs und somit der Regierung zu bemächtigen, erreicht und spottete nun des Gutiero, der zu spät seine Sorglosigkeit bereute. Schließlich blieb ihm nichts übrig, als den Bruder des verstorbenen Königs, den Ferdinand von Leon, zu Hilfe zu rufen, damit er dem Testamente Sancho's Geltung verschaffe. Hocherfreut benützte dieser die Gelegenheit, in die Verhältnisse seines Nachbarreiches einzugreifen,

Digitized by Google

und besetzte den größten Theil von Castilien, zuletzt auch die Hauptstadt Toledo; alle Abgaben wurden an ihn geleistet. Die Laras wurden ihrer Aemter verlustig erklärt, ihre Güter am Duero verwüstet und mit Beschlag belegt. Nun beriefen sich jene auf eine Bestimmung Sancho's, daß alle Aemter, Burgen und Güter den dermaligen Besitzern verbleiben sollten, bis Alfons an seinem 15. Geburtstage großjährig erklärt wäre. Ein Schiedsgericht sprach sich jedoch gegen sie aus und sie kamen immer mehr in die Enge, bis sie sich gezwungen sahen, dem König Ferdinand den Vasalleneid und die Auslieferung Alfonso's zu versprechen. Der feierliche Act sollte zu Soria vor sich gehen, wohin sie den Prinzen, weit entfernt vom Schauplatz ihrer Schlägereien und Kämpfe, hatten bringen lassen. Während einer der lange dauernden Verhandlungen hatte indeß ein den Laras ergebener Ritter Nuñez Almerique das königliche Kind in einen Mantel gehüllt auf schnellem Renner nach der Burg S. Estevan de Gormaz entführt. Die Laras eilten, ohne dem Könige von Leon gehuldigt zu haben, dem Flüchtigen nach und antworteten auf die Anklage wegen Untreue und Hochverrath öffentlich, ihnen genüge das Bewußtsein, mit allen Kräften ihren jugendlichen König aus der drohenden Knechtschaft seines Oheims, der ihn um sein väterliches Erbe und Reich bringen wolle, gerettet zu haben. Das ganze Land jubelte ihnen dafür zu als Verfechtern des castilischen Interesses und der nationalen Selbständigkeit.

Hiemit war jedoch dem Reiche noch keineswegs Ruhe geschafft, Ferdinand rächte die Ueberlistung durch Plünderung und Bedrückung, und dazu erstand noch ein neuer Feind in Sancho VI. von Navarra. Dieser glaubte den rechten Zeitpunkt gekommen und entriß in raschem Einfall dem Königreiche Castilien die Provinz Rioja. Nichtsdestoweniger behaupteten sich die Laras in ihrer Stellung, Dank ihren überreichen Hilfsmitteln und wohl auch der steigenden Gunst des Volkes, das Augen und Neigung jener Partei zuwandte, bei welcher sich sein angestammter König befand. Der Kampf ward ihnen allmälig erleichtert, weil sich Ferdinand und seine Günstlinge, die Castros, durch Uebermuth immer verhaßter machten. Bald erklärten sich mehr und mehr Provincialen für den jungen König; aber in Toledo commandirte Fernandez Castro und der Erzbischof Johannes sammt dem übrigen Klerus hielt's mit ihm. Da war also von einer friedlichen Uebergabe der Hauptstadt nicht die Rede, und List und Kühnheit mußten aushelfen. Ein reicher Bürger, Estevan Illan, persönlicher Feind Ferdinands, hatte in nächster Nähe von Toledo auf steilem Hügel eine Kirche des hl. Romanus und daneben zum Schutze des Heiligthums und zu seiner eigenen Sicherheit einen festen Thurm gebaut. Dorthin ward Alfons verkleidet gebracht, plötzlich das königliche Banner aufgezogen und dem Volke laut verkündet, sein König sei in seiner Mitte. Begeistert strömten bewaffnete Bürgerschaaren herbei, ihre Menge wuchs bis zur Uebermacht, und Fernandez, seiner Truppen nicht mehr sicher, mußte ohne Kampf den Platz räumen (26. Aug. 1166). Nun machte die Anerkennung des jungen Königs begreiflicher

Digitized by Google

Weise rasche Fortschritte, doch war die Zahl derer, die zu Ferdinand von Leon und den Castros standen, noch immer groß genug. Die Meisten beriefen sich nun ihrerseits auch auf die Testamentsbestimmung Sancho's und darauf, daß Alfons noch nicht das legitime Alter von 15 Jahren erreicht habe, und wollten von der Regentschaft der Laras, die jetzt natürlich mehr als je das Heft in den Händen hatten, nichts wissen. So paarte sich stets ein treues und unter Umständen sehr lösliches Festhalten am Rechtsstandpunkte mit Sonderinteressen und Familieneifersucht. Am hartnäckigsten vertheidigte ein Ritter Lope de Arena seine Burg Zurita, bis auch sie zuletzt durch Verrath fiel. Im Lager Alfonso's war nämlich ein früherer Diener Lope's, Dominguillo, der sich für guten Lohn zur Ermordung seines ehemaligen Herrn erbot. In der Noth griff man auch nach diesem Auskunftsmittel, damit das Ansehen des Königs nicht durch die zu lange fruchtlose Belagerung leide. Ein patriotischer Bürger von Toledo ließ sich von Dominguillo im Angesicht der Mauern von Zurita eine Kopfwunde beibringen, damit es den Anschein habe, als hätte sich Dominguillo absichtlich aus der Burg ins Lager geschlichen, um jene Heldenthat auszuführen. Zu seiner Rettung vor den verfolgenden Soldaten wurden ihm dann schnell die Thore geöffnet; so erwarb sich Dominguillo sogleich das vollste Vertrauen des Lope und er ermordete ihn während des Bartscheerens. Zurita, jetzt ohne Befehlshaber, kam bald in die Hände des Königs, der auch dem Verräther Dominguillo die versprochene Belohnung ertheilen, aber dann als Mörder die Augen ausstechen und ihn hinrichten ließ.

Inzwischen war der Erzbischof Johannes von Toledo gestorben und an dessen statt der frühere Lehrer Alfonso's, Cerebrun von Siguenza, erwählt worden, mit dem sich nun auch der gesammte Klerus des Landes zu Gunsten des jungen Königs entschied. Dieser war indeß 15 Jahre alt geworden und wurde 1170 durch Vermittlung der Reichsstände mit der schönen Eleonore, Tochter Heinrichs II. von England, vermählt. Gleichzeitig wurde auch ein Schutz- und Trutzbündniß mit Aragonien, wie schon früher ein Waffenstillstand mit Navarra geschlossen. Somit war Leon jetzt vereinzelt und auch schon erschöpft, weil sein König nicht von einem begeisterten Volke unterstützt ward. Ferdinand von Castro, dessen Stolz sich in Castilien vor den Laras nicht zu beugen vermochte, begab sich zum Erbfeinde der spanischen Christenreiche, zu den Mauren, mit deren Hilfe er wenigstens seiner Rache Genüge zu leisten hoffte.

Erst nach der Schlacht bei Lubricale 1174, in welcher Nuño von Lara, seit Manrique's Tode (1164) das Haupt seiner Familie, gefangen, aber von dem siegenden Castro großmüthig entlassen ward, kam es zu einem Ruhepunkte in dem unseligen Streite. Alfons war nun auf dem Throne so ziemlich gefestigt, und da nicht der Zweck dieser Zeilen ist, seine Regierungsgeschichte zu erzählen, so können wir getrost einen Zeitraum von fünfzehn Jahren überspringen. Seine Ehe mit Leonore war eine gesegnete, nebst mehreren Töchtern hatte er drei

Digitized by Google

Söhne, deren jüngster, Enrique, nach frühzeitigem Ableben der Brüder schließlich sein Nachfolger wurde. Selbst regen Geistes und umgeben von tüchtigen Rathgebern hob er das Ansehen und die Kraft Castiliens gegen das Ausland mächtig empor. Doch eben dieses Aufblühen seines Reiches veranlaßte die andern christlichen Könige der Halbinsel, von Leon, Navarra, Aragon und Portugal 1190 zu einem Bündnisse gegen ihn. Zuletzt gelang es jedoch Alfons dem Edlen, nachdem 1192 auf dem Reichstage zu Carrion ein Feldzug gegen die Mauren beschlossen worden, den jungen Alfons IX. von Leon und König Sancho von Navarra zu seinem Beistande zu gewinnen. Ein glücklicher Einfall des Erzbischofs von Toledo in Boetica 1194 reizte den Miramolin Abeniussuff, aus dem Heldenstamme der Almohaden, mit unermeßlichen Schaaren und überdies berathen von einem flüchtigen Pedro de Castro, zum Rachezug aus Africa herüber. Alfons ging ihm wohlgerüstet entgegen, bei Alarcos ward Lager gegen Lager aufgeschlagen. Weil man aber den heranziehenden Bundesgenossen die Theilnahme an dem erhofften Siege nicht gönnte, wurde der Angriff übereilt und endete mit der vollständigsten Niederlage des castilischen Heeres, so daß an eine Fortsetzung des Kampfes vorläufig gar nicht zu denken war. Alfons der Edle sah sich zum Friedensabschlusse genöthigt, und erst 1212, zwei Jahre vor seinem Tode, gelang es ihm durch seinen großen Sieg bei Navas della Tolosa oder Ubeda die Niederlage von Alarcos wieder gutzumachen.

Manchem meiner Leser mag diese historische Ausführung wohl überflüssig erscheinen, um so mehr, als in derselben die Jüdin von Toledo, welche doch die Veranlasserin von Grillparzers Drama ist, mit keinem Worte erwähnt wurde. Glücklicher Weise brauche ich die Geduld nicht weiter in Anspruch zu nehmen und bei der Besprechung der gleichnamigen Tragödie von Lope de Vega wird sich wohl auch die Zweckmäßigkeit jener geschichtlichen Auseinandersetzung erweisen. Um also endlich auf die Jüdin zu kommen: Wie bekanntlich für jede Niederlage eines Heeres mindestens ein Sündenbock gefunden werden muß, auf den sich die Schuld aller Uebrigen wälzen läßt, so war es auch nach der Schlacht bei Alarcos. Mariana sagt in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte Spaniens an betreffender Stelle im Cap. XVIII: „Die allgemeine Ansicht war, daß durch jene Niederlage ein Vergehen des Königs bestraft worden sei, der mit Zurücksetzung und Vernachlässigung seiner Gemahlin lange Zeit einer Jüdin gehuldigt habe, die durch nichts als ihre Schönheit empfohlen wurde. Das war nicht bloß unehrenhaft, sondern natürlich auch mit einem Frevel gegen die Religion verbunden. Doch hörte er nicht früher auf, als bis die Edlen des Landes, durch die Unwürdigkeit des ganzen Verhältnisses aufgebracht, die Kebse ermorden ließen. Der König raste vor Wuth, aber in Illescas erschien ihm zur Nachtzeit ein Engel und brachte ihn zur Besinnung. In der bekannten Gestalt als Jüngling mit strahlendem aber ernsten Antlitz trat er vor ihn und befahl ihm unter Drohungen, entweder den Lohn der Sittenreinheit zu hoffen oder die

Digitized by Google

Strafe für deren Mißachtung zu fürchten." — In der nachträglichen spanischen Ausgabe seines Werkes fährt er fort: „In der Kirche zu Illescas ist zur rechten Seite des Hochaltars die sog. Engelscapelle mit einer Inschrift, welche erklärt, daß an diesem Orte der Engel dem Könige erschienen sei."

So schreibt Mariana im 16. Jahrhundert, und vor ihm erzählt im fünfzehnten Rodericus Santius in seiner hist. Hisp. pars III nach der unheilvollen Niederlage: „Der König sah ein, daß er selbst das Unglück durch seine Sünden heraufbeschworen habe, that Buße und übte viele fromme Werke." Dann berichtet er von den großen Klostergründungen, besonders S. Maria de las Huelgas für Nonnen, in Verbindung mit einem reichbegabten Hospiz, wo jeder vorbeiziehende Arme für einen Tag Zehrung und Wohnung erhielt. Nach dem von Mariana Mitgetheilten ist wohl leicht zu entnehmen, welche Art von Sünde der wortkarge Bischof von Palentia gemeint habe und durch die meisten folgenden Geschichtswerke bis zu Aschbachs Geschichte Spaniens 1837 pflanzt sich diese Tradition von des Königs Verhältniß zu der Jüdin fort.

In jenen wenigen Zügen ist uns nun die Grundlage gegeben, auf der Grillparzer und, wie wir sehen werden, auch andere Schriftsteller vor ihm ihre poetischen und prosaischen Bearbeitungen des Stoffes von der Jüdin von Toledo aufbauten. Derselbe ist also historisch, das soll aber in unserem speciellen Falle nur sagen, von Geschichtschreibern überliefert. Nun besteht aber nebst dem politischen und allgemeinen Interesse, der Nachwelt bloß Verbürgtes zu übermitteln, die moralische Aufgabe der Geschichtschreibung besonders darin, immer und überall nach der Wahrheit zu forschen. Darum dürfen auch wir die angegebenen Beschuldigungen des Königs Alfons nicht einfach auf Treue und Glauben hinnehmen, sondern müssen weiter untersuchen, woher denn Mariana selbst seine Nachrichten geschöpft habe. In der Schilderung der sonstigen Lebensumstände des Königs folgt er ziemlich getreu dem Berichte eines absoluten Zeitgenossen, des Erzbischofs Rodericus von Toledo und des gleichzeitigen Lucas von Tuy, und wir konnten nach vorausgegangener Prüfung der Richtigkeit ungescheut seine Aussagen in obiger Skizze wiedergeben. Ueber den besonderen Fall mit der Jüdin enthält jedoch weder der Eine noch der Andere auch nur das Mindeste. Freilich kann man des Rodericus' Schweigen damit erklären, daß er in intimem Freundschaftsverhältnisse zu Alfons stand und ihm für vielfache Begünstigungen seiner Kirche zu Dank verpflichtet war. Vielleicht wäre es ihm und dem Lucas in der That sehr verübelt worden, durch so unzarte Veröffentlichungen dem Andenken des großen und geliebten Königs ein solches Schandmal anzuheften. Die erste Mittheilung von dem Verhältniß bringt uns die Cronica general de l'Espagna, welche König Alfons X. der Weise von Leon, ein Urenkel Alfons des Edlen, um das Jahr 1284, also zwei Generationen nach des Letzteren Tode, in spanischer Sprache verfaßte. Daselbst lesen wir parte IV, fol. 387, col. 2 zum Jahre 1171: „Nachdem König Alfons alle Mühsale zu Anfang seiner Regierung überstanden und geheiratet hatte, kam er

Digitized by Google

mit seiner Gemahlin Doña Leonora nach Toledo. Dort wurde er ganz bezaubert von einer Jüdin, Namens Fermosa, die ihn durch lange Zeit so umstrickt hielt, daß er seiner Frau vollends vergaß und sich von jener weder in irgendeiner Weise trennen, noch um irgendeine Sache sich bekümmern wollte.

In diesen Fesseln blieb er fast sieben Jahre, indeß er sein Reich und alles Andere vernachlässigte. Daher hielten die Edlen des Reiches eine Berathung, welche Maßregeln sie in dieser eben so mißlichen als anstößigen Angelegenheit ergreifen sollten, und sie beschlossen, die Jüdin aus dem Leben zu schaffen, damit sie ihren König, den sie förmlich verloren hatten, wieder gewännen.

Nach den gehörigen Vorbereitungen begaben sich einige von ihnen zum Könige unter dem Vorwande, mit ihm über etwas unterhandeln zu wollen. Inzwischen eilten andere an den Ort, wo die Jüdin sich befand und ermordeten sie und alle, die um sie waren. Als der König dies erfuhr, war er so betrübt, daß er nicht wußte, was er that; so groß war seine Liebe zu jener. Dann aber veranlaßten ihn seine Vasallen, mit ihnen von Toledo fort zu gehen und sie kamen an einen Ort Illescas, fünf Meilen von Toledo. Dort, so erzählen die Leute, erschien dem Könige, als er trübsinnig der Jüdin gedachte, in der Nacht ein Engel und sprach: Mit Unrecht denkst du Alfons an das Ueble, das du begangen hast und dessen Schmach der Herr von dir nahm. Du handelst schlecht und hart wird es Gott an dir und deinem Volke strafen. Der König fragte, wer denn solches zu ihm rede. Worauf jener: er sei Gottes Bote, eigens entsendet, ihm solches zu verkünden. Da bat der König, er möchte bei Gott Gnade für ihn erflehen. Darauf sagte der Engel: Fürchte Gott, denn es steht fest, daß er deine Sünde züchtigen wird. Wende dich für die Zukunft ab vom Bösen, so wird Gott deine Bekehrung gnädig annehmen. Hierauf verschwand er und das Gemach strahlte in wunderbarem Glanze und war voll des herrlichsten Duftes. Der König wurde sehr traurig über das Gehörte, doch war er künftig gottesfürchtig, besserte seinen Lebenswandel und that viele gute Werke." — So die cronica general, und nach der Schlacht bei Alarcos beruft sich Alfons X. auf das, was er hier gesagt. Dessen Sohn Sancho der Tapfere schrieb für seinen eigenen Sohn und Nachfolger Ferdinand IV. ein libro de los consejos (Buch der Rathschläge) und dort heißt es im cap. XVIII: „Hüte dich, mein Sohn, vor Dingen, wie sie dem Könige Alfons von Castilien, dem Sieger von Ubeda, nachgesagt werden. Dafür daß er sieben Jahre in sündhaftem Wandel mit einer Jüdin von Toledo lebte, strafte ihn Gott mit Strenge in der Schlacht bei Alarcos. Daselbst wurde er besiegt und mußte fliehen und ihm und all den Seinen erging's gar schlimm, und glücklich waren jene zu schätzen, welche gefallen waren. Weil aber der König später wieder zu Gott zurückkehrte, seinen Fehler bereute und zur Buße und Gnadenerlangung das Kloster de las Huelgas und das dortige Hospital erbaute, so verlieh ihm nachher der Herr glücklichen Erfolg und Sieg über die Mauren in der Schlacht

Digitized by Google

bei Ubeda.“ Nun hat aber für uns das, was der Sohn sagt, nicht viel Bestätigungskraft für die Aussagen des Vaters, dem er einfach nachgeschrieben haben mochte, um so mehr als uns der Bericht des Sancho auch in anderer Beziehung kein Vertrauen erweckt. Er setzt in den mitgetheilten Zeilen die Gründung des Klosterhospizes bei Burgos erst als Bußwerk nach der erlittenen Niederlage bei Alarcos an, während dieselbe urkundlich schon 1187 stattfand. Die folgenden Chronisten bis Mariana erwähnen die Geschichte der Jüdin mehrentheils gar nicht oder in einer Weise, die uns ihre gemeinsame Quelle nur in der cron. gener. offenbar macht. So sind auch wir eigentlich bloß auf diese beschränkt und es handelt sich jetzt darum, zu untersuchen, inwiefern ihr Bericht wahrheitsgetreu sei. Uebrigens sind wir nicht die Ersten, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Colmenares in seiner historia de Segovia erhob 1640 zuerst Bedenken gegen das Verhältniß mit der Jüdin. Ihm folgte D. Alonso Nuñez de Castro: Cronica de los reyes de Castilla 1665, hierauf Montezar: Memorias hist. del rey D. Alonso el noble 1783 und schließlich Florez: Memorias de las reynas catholicas 1790. Zunächst geleitet von ihrem Patriotismus, der den gefeierten Alfons nicht mit solcher Schmach befleckt dulden will, treffen sie bei ihrer Kritik jedoch ziemlich den richtigen Weg. Ausgehend von dem auffallenden Schweigen der Zeitgenossen über den ganzen Vorfall kommen sie zu dem Schlusse, daß der König unmöglich in Muße und Trägheit so lange in den Armen der schönen Jüdin geschwelgt haben könne. Nach der cron. gener. würde das Verhältniß in die Zeit von 1171 bis 1178 fallen. Die Hochzeit Alfonso's fand im September 1170 zu Tarazona statt, von dort begab er sich sammt Gemahlin nach Burgos, und dann nach Toledo. Hier soll er nun in die Schlingen jener Jüdin gefallen sein und durch volle sieben Jahre mit ihr in serailartiger Zurückgezogenheit gelebt haben. Sich selbst und alles andere vergessend, konnte er sich durch eigene Kraft nicht erheben, bis er durch Gewaltmittel der Großen aus seiner entehrenden Sclaverei befreit wurde. Hier fanden nun die genannten spanischen Geschichtsforscher den geeigneten Punkt zum Ansatz, um die ganze romantisch aufgebaute Erzählung über den Haufen zu werfen. Nach der Verheiratung des Königs war das Reich noch durchaus nicht in vollständigem Frieden und die nächsten Jahre vergingen unter stets wiederholten kleineren Einfällen der Mauren im Süden und beständigen Beunruhigungen auch von Seite seiner christlichen Nachbarn. Der Feldzug gegen Navarra 1173, die Schlacht bei Lubricale, die zweimalige Einschließung und endliche Eroberung von Cuenza, an der sich Alfons selbst betheiligte, sprechen dafür, daß er sich keineswegs der sorglosen Ruhe hingeben durfte, wie sie zur Aufrechthaltung jener Erzählung angenommen werden müßte. Was weiters der biedere Florez vorbringt, daß die Kinder Leonorens aus den Jahren 1171, 1173 u. s. w. ein glänzendes Zeugniß für ihres Gatten eheliche Treue liefern, ist natürlich kein Beweis.

Digitized by Google

Der triftigste Grund gegen die Annahme eines so lange dauernden Umganges mit der Jüdin zum Aergerniß der Großen und zum Schaden des Reiches liegt wohl darin, daß es uns gelang, eine Reihe von Urkunden zusammenzustellen, aus deren Ortsangaben und Datirungen zur Genüge erhellt, daß sich Alfons während des ganzen Zeitraumes von 1171 bis 1178 kaum je ein Jahr in Toledo aufgehalten habe. Er reiste in den verschiedensten Städten seines Landes, bald im Norden, bald im Süden herum, Privilegien, Schenkungen zu ertheilen und organisatorische Bestimmungen zu treffen. Oft ist neben seinem Namen auch der seiner Gemahlin oder eines der Kinder als gegenwärtiger Zeugen bei der Ausfertigung der Urkunde genannt. All dies berechtigt uns wohl zu dem Endurtheile, daß eine dauernde Störung des ehelichen Verhältnisses zwischen Alfons und Leonore nicht anzunehmen sei, am allerwenigsten aber eine vollständige Scheidung für mehrere Jahre. Man wird uns dagegen einwenden, daß ohne jedweden Grund jene Erzählung doch nicht entstanden sein kann und daß gewiß niemand von seinem Urgroßvater so schreiben wird, wie es Alfons der Weise gethan, wenn nicht ein Körnchen Wahrheit dazu vorhanden wäre. Dieses wird nun wirklich in einem galanten Abenteuer oder einer kurzen oder längeren Liebschaft des Königs mit einer schönen Jüdin, jedoch ohne jede größere politische Tragweite, gelegen haben, eine Ansicht, welche auch von Ruñez de Castro trotz seiner Verehrung für Alfons ausgesprochen wurde.

Gehen wir also nochmal an die cron. gener. heran, so wird sich uns ihre Schilderung jetzt unter ganz anderer Beleuchtung darstellen. Abgesehen davon, daß sie auch für die übrigen Lebensumstände Alfonso's nicht genau ist, ergab sich für unseren besonderen Fall als erste Unrichtigkeit die Zeitangabe. Eine weitere Unklarheit herrscht betreffs des Namens. In der cron. gener. heißt die Geliebte des Königs Hermosa, Fermosa, also offenbar ganz allgemein „die Schöne", Florez nennt sie Rahel, nach Andern soll sie Judith geheißen haben. Daß die Darstellung von der Abgeschlossenheit Alfonso's mit der Beherrscherin seiner Sinne und seines Herzens auf etwas südländischer Uebertreibung beruht, ist bei einer Liebesgeschichte fast selbstverständlich. Die schließliche Zurechtweisung und Bekehrung des Königs durch den Engel zu Illescas zeigt uns aber vollends den Weg, wo wir die breitere Ausschmückung einer einfachen Thatsache zu suchen haben, nämlich beim Volke. Die ganze Mittheilung in der cron. gener. ist nach Styl und Inhalt wahrscheinlich nichts anderes als eine in Prosa gesetzte Romanze. Das Zeitalter des Cid war damals noch nicht ferne und auch ohne solche vorangehende Anregung zur poetischen Richtung wird bei dem feurigen, phantasiebegabten, spanischen Volke alles zum Lied. Die unerlaubte Liebe eines verheirateten Königs, den sein Volk sonst als Edlen preist, dessen Verzweiflung, nachdem das Verhältniß gewaltsam zerrissen worden und sein wider Erwarten schnelles Aufraffen aus Trübsinn und Thatenlosigkeit, welches sich die Masse des Volkes nicht anders

Digitized by Google

als durch Eingreifen himmlischer Mächte erklären konnte, das alles bietet doch romantischen Stoffes genug zur Besingung im Liede. Für die Ermordung der Jüdin haben wir wohl auch kein anderes Zeugniß als die vielgenannte cron. gener., aber gar zu sehr brauchen wir sie deßhalb noch nicht in Zweifel zu ziehen. Auf der pyrenäischen Halbinsel stand bei dem beständigen Glaubenskampfe zwischen Christen und Mohammedanern, der immer parallel ging mit dem politischen Ringen um Vergrößerung des beiderseitigen Gebietes, die jüdische Bevölkerung der christlichen Lande mit mehr oder minderer Berechtigung im Verdachte eines Einverständnisses mit den Feinden, und so kam es dort noch öfter als im übrigen Mittel-Europa in der Zeit der Kreuzzüge zu förmlichen Judenverfolgungen. Bei einer solchen kann nun Rahel, wie auch wir künftig die Geliebte des Königs nennen wollen, da sie durch ihr Verhältniß dem bigotten Volke noch besonderen Grund zur Abneigung gab, sehr leicht sammt ihren Angehörigen den Tod gefunden haben. Der vorerwähnte Inhalt einer Romanze mit dem gewaltsamen Tode der Schuldigen ergibt aber für die Behandlung als Tragödie eine Grundlage, wie sich kein Dichter eine bessere zu wünschen braucht. Das wurde denn auch vielfach erkannt und die Besprechung einzelner von den Bearbeitungen dieses Stoffes führt uns zum zweiten Theil unseres Aufsatzes.

Der gegenwärtige Standpunkt der prähistorischen Wissenschaft.

II.

Haben wir in unserem ersten Aufsatze uns über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechtes verbreitet, so fällt uns heute die Aufgabe zu, die uns erhalten gebliebenen Reste menschlicher Werkthätigkeit näher zu betrachten. Die Funde derartiger Gegenstände geben natürlich über das Vorhandensein des Urmenschen auch an solchen Orten Aufschlüsse, wo keine directen Ueberbleibsel desselben, nämlich Skelette oder Knochen, bis nun entdeckt werden konnten. Denken wir uns den Besucher einer völlig unbewohnten Insel im Ocean, welcher plötzlich auf derselben den Abdruck eines menschlichen Fußes gewahrt; sofort wird er sich überzeugt halten, daß schon vor ihm ein Mensch die Insel betreten hat. Dasselbe Urtheil wird er fällen, wenn er gar ein menschliches Gerippe oder Theile eines solchen finden sollte. Aber auch jedes etwa vorgefundene Kunstproduct, ein Hammer, ein Nagel, ein Messer oder dergleichen, wird ihn unfehlbar zu dem nämlichen Schlusse führen. Genau so ergeht es dem forschenden Archäologen. Findet er Kunstproducte, Artefacte, wie menschliche Werkzeuge und Geräthe in Schichten, welche entschieden der Diluvialzeit angehören oder in Gesellschaft mit den Knochen fossiler Thiergeschlechter, so wird ihn die unerbittliche Logik zu der Annahme zwingen, daß der Urheber

Digitized by Google

dieser Artefacte, also der Mensch, schon in der Diluvialepoche und als Zeitgenosse jener Thiere existirt haben müsse. Es ist bekannt, daß im Laufe der letzten Decennien eine ganz unglaubliche Menge derartiger Artefacte der verschiedensten Gattung in den verschiedensten Gegenden gemacht worden sind. Die archäologischen Museen sind reich an solchen Beilen, Aexten, Nadeln, Ringen u. s. w. Worauf es dabei natürlich vor allem ankommt, ist die genaue Bestimmung, ob man es wirklich mit einem Artefact zu thun hat oder nicht. Einen Fingerzeig hierüber vermag vorerst das Material zu geben, woraus sie hergestellt sind. Bei bearbeiteten Metallen, wären sie noch so roh, kann kein Zweifel in dieser Beziehung herrschen. Heikliger ist die Bestimmung der Steinwerkzeuge, die mitunter schwer erkenntlich sind. Bereitwillig soll hier zugestanden werden, daß mancher Irrthum in diesem Punkte mit unterlaufen kann und vielleicht thatsächlich vorgekommen ist. Die Steinmesser der rohesten Urzeit haben mit gewöhnlichen unbearbeiteten Steinstücken häufig eine verzweifelte Aehnlichkeit, und ein Nichtarchäologe mag in der That manchmal mit Recht ein solches Artefact für einen gemeinen Kieselsplitter halten. Prof. Brugsch erzählt mit viel Behagen, wie Lepsius bereits gründlich nachgewiesen habe, daß die sogenannten Silex-Werkstätten an einzelnen Stellen der ägyptischen und arabischen Wüste auf reiner Einbildung ihrer Entdecker beruhen, da die vielfach gespaltenen Flintensteine ihren Ursprung und ihre Form (Spaltung nach einer gewissen Richtung) dem wechselseitigen Einfluß der glühenden Sonne und dem plötzlich abkühlenden Nachtthau verdanken, aber durchaus nicht auf prähistorische Arbeitercolonien zurückzuführen sind. Die Richtigkeit dieser Thatsache kann vollständig zugegeben werden, es entsteht aber die weitere Frage, was denn eigentlich damit bewiesen ist? Doch weiter nichts, als daß in diesem concreten Falle man sich geirrt hatte. Dies kann allerdings auch in vielen anderen Fällen geschehen sein, sicherlich aber nicht in allen, denn was die Herren Skeptiker zunächst aus dem Auge lassen, ist sowohl die große geographische Verbreitung als auch die Menge solcher gleichartiger Artefacte. La nature ne se copie pas lautet ein treffender Spruch der Franzosen. Nicht zwei Menschen, nicht zwei Thiere, nicht zwei Pflanzenindividuen, nicht zwei Steinstücke vermag man aufzuweisen, die eine absolute Aehnlichkeit mit einander besäßen. Und nun soll plötzlich an hunderten von Orten, hunderte von Meilen von einander entfernt, jedes Einzelne oft vom Nächsten getrennt, ohne jedweden Zusammenhang mit ihrem eigenen Gestein, die Natur tausende und aber tausende von gleichförmig regelmäßigen Stücken hervorgezaubert haben, etwa bloß um die gegenwärtige Epoche der Alterthumsforschung zu äffen! Einer solchen Ansicht widerspräche einfach der gesunde Menschenverstand. Man kann im Einzelnen irren, in der Masse nicht. Man durchwandere z. B. das Kopenhagener Museum der Société des antiquaires du Nord und wird dann wohl zur Genüge belehrt sein, ob man hier etwa bloß einen Haufen gemeiner Steine vor sich habe. Dabei ist noch unerwähnt geblieben, was jedenfalls schwer ins Gewicht fällt, daß diese Artefacte aus sehr verschie-

Digitized by Google

denen Gesteinsgattungen hergestellt sind und trotzdem stets dieselbe, anscheinend natürliche Form besitzen.

Was nun das Alter dieser Kunstgegenstände anbelangt, so liegen zu dessen Bestimmungen dieselben Anhaltspunkte vor wie bei den fossilen Menschenknochen. Aus dem Zusammensein mit den Resten vorweltlicher Thiere schließt man mit Recht auf die Gleichartigkeit Beider. Wenn daher der Beweis hergestellt würde, daß die Thierreste der historischen Zeit angehören, dann allerdings müßte auch dies für die damit vergesellschafteten Artefacte der Fall sein. Prof. Brugsch versichert, daß der französische Aegyptologe Herr Chabas die tausend- und aber tausendjährigen prähistorischen Zeitläufte, welche gewisse gegenwärtig ganz verschwundene oder verdrängte Thierformen charakterisiren sollen, auf die historische Zeit zurückführt. Wo sind heutzutage die Elephanten, welche in Mauritanien in so großer Zahl vorhanden waren; die Nil-Pferde Unter-Aegyptens, die Boas Calabriens, die Löwen, die Auerochsen, die Bären Macedoniens? Noch im siebzehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bildeten der Hirsch, das Reh, der Eber, der Wolf, die Fauna der Cevennen. Zu den Zeiten Cäsars lebte das Renthier im Schwarzwalde; der römische Feldherr beschrieb es zwar nach Hörensagen, „aber kennzeichnete es hinlänglich durch die Bemerkung, daß das Männchen und Weibchen dasselbe Geweih trugen". Wir glauben nun, daß die Beantwortung dieser Fragen in erster Linie den Zoologen und Paläontologen zufalle; sicherlich wird dort, wo es sich um Thierformen der Gegenwart handelt, ein sehr hohes Alter kaum mehr angenommen werden dürfen; so fällt es heute gewiß niemand mehr bei, die sogenannte „Renthierzeit" in einer unendlich fernen Vergangenheit zu suchen. Dagegen verdienten die Auslassungen des Hrn. Chabas gerade in Bezug auf das Ren eine Berichtigung. Aus der bezüglichen Stelle bei Cäsar ergibt sich, daß er Renthiere über dem Rheine mit eigenen Augen nicht gesehen hat, sondern sie entweder nach Hörensagen beschreibt oder vielleicht nur Felle und Gehörne vor sich hatte. Wenn also irgendein widerspänstiger Archäologe sich dagegen stemmen will, daß das von Cäsar beschriebene Thier ein Ren gewesen sei, so können wir seinen Eigensinn nicht brechen. Immerhin ist es aber möglich, daß Renthiere zu Cäsars Zeiten noch in Deutschland streiften; an sich würde das Vorkommen von Renthierüberresten uns also nicht nöthigen, den Höhlenbewohnern der Dordogne z. B. ein höheres Alter beizumessen, als etwa etliche Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, wären nicht andere Wahrzeichen gleichzeitig vorhanden; es wurden nämlich sehr häufig auch Reste des Mammuth vorgefunden, so daß über die Zeitgenossenschaft des Menschen und jenes Ur-Elephanten Zweifel nicht herrschen dürfen.

Man weiß, daß die dänischen Alterthumsforscher auf Grund der vorliegenden Funde die prähistorischen Perioden in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit getheilt haben. Anfänglich hatte man freilich für jeden dieser Abschnitte unberechenbar lange Zeiträume annehmen wollen; die Steinzeit hätte uns in ganz

Digitized by Google

unberechenbare Fernen zurück geführt. Gegenwärtig verkennt man nicht mehr, daß unter diesen drei Zeiten keine fest abgegrenzten, auf einander folgenden Perioden zu verstehen sind, sondern daß dieselben eine in die andere verschmolzen ohne merklichen Uebergang. Es kann also Steinwerkzeuge geben, die mit solchen aus Bronze vollkommen gleichaltrig sind, deßgleichen Bronze- und Eisengeräthe. Ja noch mehr, die Südsee-Insulaner lebten bei der Ankunft der ersten Europäer noch in voller Steinzeit; ebenso die Indianer Nord-America's; seit jenem Augenblicke existiren dort Stein- und Eisenzeit neben einander, und es wird einst möglich sein, ein Steinbeil und eine Flinte in gemeinschaftlicher Fundstätte auszugraben. Herr Chabas sagt also durchaus nichts Neues, wenn er triumphirend betont, daß man sich innerhalb der geschichtlichen Zeit zu Werkzeugen und Waffen desselben Flintensteines (silex) der prähistorischen Zeit bediente, welche man allgemein dem barbarischen Zeitalter und dem Mangel der Bekanntschaft mit den Metallen zuschreibt. Er vergißt dabei nur den Umstand, daß man sich dieses Beibehalten steinerner Geräthe neben metallenen fast in allen Fällen sehr wohl und ungezwungen zu erklären vermag. Zunächst lag kein Grund vor, die einmal schon vorhandenen Steingeräthe bei Entdeckung der Bronze bei Seite zu werfen, sondern man benützte sie eben so lange es anging, und dies war bei der Dauerhaftigkeit des Stoffes gewiß lang genug; dann wissen wir sehr genau, daß bei vielen religiösen Ceremonien der Gebrauch steinerner Geräthe geboten war, wahrscheinlich eine Erinnerung an eine längst verblaßte Zeit, wie solche sich eben im Cultus am zähesten zu erhalten pflegt. Ueber allem Zweifel erhaben ist und bleibt es jedoch, daß die Steinzeit uns in die älteste Menschenperiode zurückgeleitet und der Bearbeitung der Materiale voranging; es würde gegen die gesunde Vernunft verstoßen anzunehmen, der Mensch habe, *nachdem* er einmal das Metall kennen gelernt, sich dem Steine zugewendet; einer solchen Hypothese widersprächen auch alle bisher bei Naturvölkern und anderwärts gemachten Beobachtungen. Die ersten Zeiten des Geschützwesens zeichnen sich bekanntlich gleichfalls durch steinerne Wurfgeschoße aus; nachdem man aber einmal metallene Kugeln gegossen, kam niemand mehr auf den Einfall, solche von Stein zu erzeugen.

Es liegt uns nunmehr ob, den Fundorten der ersten menschlichen Artefacte selbst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Darunter stehen obenan die Pfahlbauten. Bis zum Jahre 1854, in welchem bei dem ungewöhnlich niedrigen Winterwasserstande an den flachen Gestaden des Züricher See's die ersten europäischen Pfahlbauten entdeckt wurden, war es nicht möglich gewesen, auch nur einigermaßen befriedigende Einblicke in die Verhältnisse der vorgeschichtlichen Bewohner unseres Erdtheiles zu erlangen. Grabstätten, Steindenkmäler, kärgliche Reste von Waffen und wenigen Geräthen waren die einzigen Zeugen vom Dasein derselben und genügten nicht einmal zu den bescheidensten Schlüssen auf Wesen und Leben dieser Ur-Europäer. Mit den Pfahlbauten war nun ein Feld von ungeahnter Fruchtbarkeit eröffnet; Dinge, welche in keiner anderen Weise

Digitized by Google

Jahrtausende hindurch sich erhalten haben würden, Geräthe, Werkzeuge, Schmuckgegenstände der feinsten und vergänglichsten Art, selbst zahlreiche Gewebe, Reste der Hausthiere und Culturpflanzen und der zur Nahrung benutzten Stoffe aus Thier- und Pflanzenreich lagen im vortrefflichsten Zustand auf dem Boden des See's oder im schützenden Torfe, die Bauart der Wohnungen, sowie ihre Einrichtung, die Vorrichtungen zur Fischerei und Jagd, in einzelnen Fällen sogar künstlich zubereitete Nahrungsmittel konnten nachgewiesen und erkannt werden. Dieser Reichthum setzte im Anfang die Wissenschaft in Verlegenheit, für solche massenhafte und vielartige Fundstücke genügten ihre schwachen und engen Gefächer, die zur Zeit bloß auf die ärmlichen Gräberfunde eingerichtet waren, in keiner Weise, und dennoch sollten die Resultate untergebracht werden. So entstanden denn zahlreiche Hypothesen über die allerdings räthselhaften Ansiedlungen, von denen aber eine nach der anderen mit fortschreitender Einsicht aufgegeben oder doch bis zu größerer Reife des Urtheils zurückgestellt wurde, bis man endlich in den letzten zehn Jahren, nachdem an zahlreichen Orten Mittel-Europa's diese Alterthümer studirt, mit den übrigen Resten unserer vorgeschichtlichen Vorfahren verglichen und mit den noch heute in tropischen Gegenden bewohnten Pfahlbauten in Zusammenhang gebracht worden sind, sich in den Stand gesetzt sah, dieselben insoweit zu deuten, als die erhaltenen Reste es möglich machen, vorzüglich aber über Zweck, Alter und Bewohner derselben wenigstens in den allgemeinen Zügen richtige Ansichten zu bilden. So glänzend wie die früheren Erwartungen sie gehofft hatten, sind diese Resultate freilich nicht ausgefallen, das Dunkel der Vorzeit ist durch sie noch nicht einmal zur Dämmerung erhellt, nur an wenigen Punkten gemildert, und man wird kaum zu pessimistisch urtheilen, wenn man behauptet, daß der größte Gewinn, den die Pfahlbauforschungen gebracht, mehr in der richtigen Auffassung und Anfassung der einschlägigen Probleme als in den Versuchen ihrer Lösung gelegen sei.

In welche Zeit fallen die Pfahlbauten? Wenn diese Frage die nächstliegende ist, welche sich bei Betrachtung der merkwürdigen Ansiedlung bietet, so ist sie doch sicherlich auch die am schwierigsten zu beantwortende; wollte man sie kurz abthun, so könnte man nichts anderes sagen, als daß dieselben den allerverschiedensten Perioden angehören. Die ältesten, die wir kennen, waren von Menschen bewohnt, denen der Gebrauch der Metalle zu Waffen und Werkzeugen noch unbekannt war; in ihnen finden sich keine anderen Geräthe als nur solche aus Stein, Knochen, Holz und Thon; sie gehören daher in die oberwähnte Steinzeit. Die jüngeren werden außer durch bessere Construction und vielfach feinere Zubereitung der Gefäße und Geräthschaften, vorzüglich durch das erst vereinzelte, dann schnell häufiger werdende Auftreten der Bronze charakterisirt, welche besonders in Form von Messern, Aexten und Schmucksachen erscheint und in der eigentlichen Bronzezeit fast alle Stein- und Knochensachen verdrängt hat. Die jüngsten endlich, die welche nach manchen Anzeichen bis in

Digitized by Google

die geschichtliche Zeit Mittel-Europa's heranreichen, enthalten neben der Bronze das Culturmetall der neueren Zeit, das Eisen; sie gehören in die bis heute und wer weiß wie lange noch fortdauernde Eisenzeit. Von den Pfahlbauten dieser letzten Periode hegt man theilweise die Vermuthung, daß sie noch bewohnt waren, als bereits die Römer in Mittel-Europa vorzudringen begannen; da indessen die Geschichtsschreiber dieses Volkes nichts von pfahlbaubewohnenden Stämmen dieser Gegenden melden, so bleibt diese Vermuthung einstweilen was sie ist. Nur wenig wird dieselbe durch ein Relief der Trajans-Säule gestützt, auf welchem dargestellt ist, wie römische Krieger die Brandfackel in dakische Hütten schleudern, welche auf hohen Pfählen stehen; denn die von E. Desor abgegebene Meinung, daß hier Fischerhütten, wie man sie noch heute an oder in der unteren Donau antrifft, gemeint seien, erscheint wohl begründet, da die eigentlichen Pfahlbauten niemals auf hoch aus dem Wasser hervorragenden Pfählen erbaut waren. Wichtiger als die Frage nach dem Alter der jüngsten ist die nach dem der ältesten, der in die Steinzeit gehörenden; es erhält dieselbe ihre Bedeutung dadurch, daß mit der Möglichkeit ihrer Beantwortung die Aussicht gegeben ist, ein Zeugniß zu gewinnen für gewisse Veränderungen, welche in der zwischen der Bewohnung dieser Pfahlbauten und der Gegenwart gelegenen Zeit hinausgeschoben werden könnte, wenn nur erst eine Zeitbestimmung für jene gefunden wäre. Aber alle nach dieser Richtung hinzielenden Versuche sind bis jetzt resultatlos geblieben, und es ist auch wenig Hoffnung vorhanden, dieselben jemals mit Erfolg gekrönt zu sehen. Die Methode einer solchen Zeitbestimmung kann nämlich immer nur die sein, die Zeitdauer einer Bildung, welche von der Pfahlbauperiode bis in unsere Zeit sich fortgesetzt hat, zu berechnen, sei es nun einer Torf-, Schlamm- oder Geröllbildung, wobei jedoch die Voraussetzung eines gleichförmigen, jedes Jahr oder Jahrzehnt um gleiche Größe anwachsenden Fortganges unerläßlich ist. Findet man z. B., daß über einem Pfahlbau eine fünf Fuß dicke Schlammschicht lagert, und weiß man, wie viele Jahre nöthig sind, um dieselbe um einen Zoll, oder wie viele Jahrhunderte um sie um einen Fuß wachsen zu lassen, so ist aus diesen Daten das Alter des Pfahlbaues ohne Schwierigkeit zu bestimmen. Die Unmöglichkeit, zu solchen Festsetzungen zu gelangen, beruht einfach darauf, daß weder der Torf noch das Gerölle, noch auch der Schlamm, der die Pfahlbauten bedeckt, genügend gleichmäßig anwachsen, um sichere Zahlen für ihr Alter gewinnen zu lassen; an diesem Umstande sind alle Bemühungen, das absolute Alter der Pfahlbauten zu berechnen, bis jetzt gescheitert.

Ganz anders verhält es sich mit der Bestimmung ihres relativen Alters; dieses ist genauer Feststellung zugänglich. Wie wir gesehen, hat man je nach der Art der Geräthschaften verschiedene Altersclassen aufstellen können, so daß man bestimmen kann, welche von zwei Ansiedlungen, die nicht von einander zu ferne liegen, die ältere, welche die jüngere ist; aber auf größere Strecken hin hält dieses Kriterium nicht Stich. Wenn es schwer denkbar, fast undenkbar,

Digitized by Google

daß auf engem Raume die Steinzeit und Bronzezeit neben einander ohne Vermischung existirten, so besteht dagegen eine sehr starke Möglichkeit dafür, daß solches an weit von einander entfernten Localitäten stattfand, wie wir ja auch heute die höchste Cultur der Großstädte und die naive Barbarei des Gebirges und Waldes unter einem und demselben Volke fröhlich blühen sehen. Wir dürfen indeß hoffen, über die Frage der Gleichzeitigkeit und des verschiedenen Alters der Pfahlbauten, sowie über das zeitliche Verhältniß, in dem sie zu den Völkern der Dolmen, Kjökkenmöddingers, sowie der jüngeren Höhlenbewohner stehen, mit der Zeit befriedigende Nachweise zu erhalten, die sich vorzüglich auf die genauere Erkenntniß der Unterschiede von Hausthieren, Culturpflanzen, Geräthschaften und dergleichen in den verschiedenaltrigen Ansiedlungen stützen werden. Bis jetzt besitzen wir in dieser Richtung nur Andeutungen, die freilich oft von der sonderbarsten Art sind, so wenn in ganzen Colonien die sonst fast überall so häufigen Spinnwirteln fehlen, wenn in nicht sehr entfernten Ansiedlungen ganz verschiedene Methoden der Fassung von Steinägten bei sonst großer Uebereinstimmung in den übrigen Gebräuchen herrschten.

Welches war der Zweck der Pfahlbauten? In den meisten Fällen der Schutz gegen Feinde, und zwar gegen Menschen. Früher dachte man, daß sie vorzüglich zum Schutze gegen wilde Thiere gedient hätten; allein die Kenner der Löwen und Wölfe belehren uns, daß es bei der wenig aggressiven Natur dieser Bestien nicht nöthig gewesen sei, die Wohnungen ihretwegen über das Wasser zu verlegen. Wo heute Pfahlbauten bewohnt werden, ist es nicht selten derselbe Zweck, der durch sie erreicht werden will, so in Borneo, wo die Dayaks vollkommene Pfahlfestungen innehaben; öfters aber ist es eine Sitte, von der diejenigen die ihr nachleben, am allerwenigsten den Grund und die Absicht kennen. So mag es wohl auch theilweise im alten Europa gewesen sein. Was man von den phönicischen Pfahlbaubewohnern, denen diese Ansiedlungen als Lagerhäuser gedient haben sollen, gesagt hat, fand wenig Beifall; eben so wenig jene Meinung, welche in denselben gottesdienstliche Stätten sah; auch die Ansicht, der zufolge dieselben ausschließlich Fischerdörfer gewesen wären, ist nicht ganz richtig, indem in manchen Ansiedlungen den Resten nach zu urtheilen mehr Ackerbau und Viehzucht als Fischerei betrieben worden ist. Dagegen ist als sicher anzunehmen, daß einige der nordostdeutschen Pfahlbauten bloß Zufluchtsstätten, welche gegen das Land hin abgeschlossen und zu Wasserfestungen gemacht werden konnten, darstellen; der Angriff auf sie mußte dann mit Flößen gemacht werden und war sicherlich kein Leichtes; so daß sie trotz der leichten Bauart ihrem Zwecke wohl entsprochen haben mögen.

Eine zweite Reihe von prähistorischen Denkmalen bilden diejenigen, welche wir unter der generellen Bezeichnung Dolmen zusammenfassen. Sie zerfallen je nach ihrer Gestalt und Bildung in verschiedene Gruppen, deren jede einen bestimmten Verbreitungsbezirk hat, die aber sämmtlich unter einander in naher

Digitized by Google

den für einen Schuhmacher. In Bern hat der Jude einmal seine Reiseschuhe zurückgelassen, die ungemein groß sind und von 100 Bletzen zusammengesetzt (Rochholz 2, Nr. 486). Wenn er das Frickthal und Basel-Land bereist, so übernachtet er stets in dem gleichen Wirtshause, obschon er dann die Nacht außer dem Bette zubringt und immerwährend in seiner Stube umläuft bis zum Weitergehen am Morgen; dort erzählte er, er habe, als er das erste Mal in die Gegend von Basel gekommen sei, nur einen schwarzen Tannenwald, das zweite Mal nur ein breites Dornengestrüppe, das dritte Mal aber eine vom Erdbeben zerrissene große Stadt vorgefunden. Wenn er zum letzten Male dieses Weges komme, werde man stundenweit hier gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammenzufinden. Auch in Tirol nennt ihn das Volk nur den umgehenden Schuster (Alpenburg Nr. 180). Nach Brennbichl kommt er alle 500 Jahre ein Mal. Als er zum ersten Male dorthin kam, war Brennbichl eine Stadt, beim zweiten Male war es ein See, beim dritten Male war es ein Berg. Diesen Sagenzug hat Rückert in seinem „Chidher" behandelt, wo er jede Strophe schließt:

„Und aber nach 500 Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren."

Nach dem Mythus der Orientalen hat Chidr aus der Lebensquelle getrunken und lebt nun bis zum jüngsten Tage.

In meinen „Alpensagen" (S. 8) habe ich erzählt: An der südlichsten Grenzscheide deutschen Landes ragt das Matterhorn empor. Da, wo jetzt die Visp einem Gletscher entfließt, soll nach der Aussage der Umwohner vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gelegen haben. Durch diese kam einmal der „laufende Jude", wie sie ihn nennen, und sprach: Wenn ich zum zweiten Male hier durchwandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum dritten Male der Weg daher führt, wird nichts da sein als Schnee und Eis (vgl. auch Grimm deut. Sag. Nr. 343). Im Walliser Thale geht die Sage, der Jude sei drei Mal über die Grimsel gewandert, und er habe sie zuerst als Weinberg, dann als Tannenwald und endlich als Schneeberg angetroffen.

In Tirol ist der Alte sogar zum Berggeist geworden, wie Ludwig Steub mittheilt: Auf den Fluren von Münster, und zwar auf der Tegerwiese, haust ein berühmter Berggeist, der sich vordem öfter sehen und dann auch einen Spruch vernehmen ließ, welcher lautete:

Wie bin ich so grau wie bin ich so alt,
Weiß die Tegerwies neun Mal
Wies' und neun Mal Wald!

Im Berner Lande erzählte mir ein Führer: Vur langest sige der ewig Jud emal im G'steig vurbi gange, un der heige gseit, wenn er noch emal

Digitized by Google

chume, su werdes da im G'steig una so wild si, wie's jetz usem Saanetz oben sige (Alpensagen S. 13). Auch in Vorarlberg erzählen die Bauern von dem wandernden Schuhmacher (Alpens. S. 82); eben so im bairischen Oberland, wo der Jude vor etwa 50 Jahren in Grünwald übernachtete, heißt er „der umgehende Schuster". Während er Speise zu sich nimmt, wandert er um den Tisch. Diese Ruhelosigkeit zeichnet ein englischer Dichter, W. Wordsworth, in treffenden Zügen, indem er dem Rastlosen entgegenstellt: Die Gewässer, die endlich in der Tiefe sich sammeln, die Gemse, die in der Felsenschlucht ihren Lagerplatz hat, den Falken, der den Pfad zu seinem Horste findet, ferner

„Seepferd' in der Wogen Tosen
Haben zwar kein eigen Haus,
Dennoch ruhn die sorgenlosen
Auf der Brust der Fluten aus."

Unser Wanderer dagegen kommt nie zum Ziele; er darf nach norddeutscher Sage (Kuhn, westphäl. Sag. 2, 32) nur da rasten, wo zwei Eichen ins Kreuz gewachsen sind, oder wenn ein mitleidiger Mensch zwei Eggen auf dem Felde dachförmig zusammenstellt. Nach Andern ruht der „Wanderjude" nur um Weihnachtsabend aus, wenn er dann noch auf dem Felde einen Pflug findet (Müllenhoff, schlesw. Sag. Nr. 549). Unter einem Dache darf er nicht schlafen (ders. Nr. 219).

Die Verknüpfung des ewigen Juden mit dem ewigen Jäger kann man nur in Odins (Wuotans) Wanderungen finden, und diese erklären sich am einfachsten aus Odins ursprünglicher Natur als Sturm- und Windgott. In den epischen Gedichten wird der Wind (wâta) als der immer Wandelnde aufgefaßt. Der deutschen Mythologie ist mit der indischen und mit der fast aller Völker die Idee gemeinsam, daß die Götter auf die Erde herabsteigen, um das Leben und die Sitten der Menschen zu prüfen. Oft kehrt Odin bei einem Schmiede ein, sein Roß beschlagen zu lassen (Simrock Myth. 213). In den vielen Wander- und Schmiedemärchen tritt aber statt des heidnischen Gottes Christus allein oder in Begleitung des Petrus auf, und sie theilen Gaben aus, in der Regel drei Wunschdinge. Am bekanntesten ist der Schmied von Jüterbok (bei Bechstein), der in allen Kriegen, die er mit Kaiser Friedrich hatte, unversehrt blieb. Er war schon über 100 Jahre alt, als ein Männchen auf einem Esel geritten kam, um das Thier beschlagen zu lassen. Dafür solle er drei Dinge wünschen, aber das Beste nicht vergessen. Unter den drei Dingen war auch ein Lebenselixir. Endlich klopfte doch auch der Tod an seine Thür, allein der Schmied wußte ihn zu überlisten. Da schickte der Tod ihm den Teufel auf den Hals, daß dieser ihn hole; allein auch der Teufel ward wie gewöhnlich angeschmiert, und so lebte der alte Schmied so lange, bis er selbst des Erdenlebens satt und müde ward. Da machte er sich auf den Weg und ging zum Himmel, aber Petrus wies ihn ab, weil er sich damals den Himmel nicht gewünscht habe.

Digitized by Google

Da gedachte er sein Heil in der Hölle zu versuchen. Der Teufel, der den Gast bald erkannte, schlug ihm die Thür vor der Nase zu. So hatte er weder im Himmel noch in der Hölle eine Zuflucht gefunden; er begab sich also, um nicht länger auf Erden zu sein, in den Kyffhäuser zu Kaiser Friedrich, dem er einst gedient. Da sitzt er nun, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird.

Deutlicher als hier tritt der Gegenstand unserer Untersuchung hervor in einer ähnlichen, bisher nicht gedruckten Sage aus den Gebirgsgegenden Nieder-Oesterreichs. Hier heißt er „der Schmied von Bumpersbach". Der Name erinnert an das Tiroler Märchen vom Schmied in Rumplbach (Zingerle Nr. 5), der droben im Himmel auf seinem Eigenthum sitzt, nämlich auf seiner Kappe, die er hineingeworfen hat, angeblich um sie herauszuholen. Nach der österreichischen Erzählung ließ unser Herrgott beim Schmiede von Bumpersbach ein Hufeisen machen. Der Herr kam nämlich reitend auf einem Esel und in Begleitung des Petrus zum Schmiede. Im Dorfe waren gerade die sieben theuern Zeiten zu Hause, und der Schmied durfte sich drei Dinge wünschen. Er wählte ein Fäßchen Wein, das nie leer würde, einen musicirenden Blasebalg und einen Birnbaum. Diese Dinge hatten die Eigenschaft, daß Keiner, der sich ihnen näherte, von der Stelle sich entfernen konnte ohne den Willen des Schmiedes. Nach Jahren kam wiederholt der Böse, um den Schmied abzuholen, allein dieser betrog ihn immer vermittelst seiner drei Wunschdinge. Nach und nach starben Alle, nur er nicht, weil er sich den Tod nicht gewünscht hatte. Er trat endlich lebensmüde seine Wanderungen an, kam zur Hölle und zum Himmel und nirgends fand er Aufnahme. Da er sein Fäßchen immer mit sich trug, gab er dem Himmelspförtner so viel zu trinken, daß der Schmied hinter dem Himmelsthor sich verbergen konnte. Der Allwissende aber entdeckte den Betrug und sprach zu ihm: Weil du dir den Himmel nicht gewünscht hast, so kann ich dich nicht hier lassen und du mußt wandern bis zum jüngsten Tag. Seit der Zeit wandert er rastlos herum, und auch auf dem „Stock-im-Eisen-Platze" (in Wien) will man ihn einmal gesehen haben, und man erzählt, daß er sich damals die Füße schon bis an die Knie abgegangen hatte.

So weiß die ebenfalls nie aussterbende Phantasie des Volkes ihre poetischen Gebilde zu verflechten, und man kann auch hierauf die Schlußworte Schmuhls in der Platen'schen Parábase beziehen:

„Alles sinkt in Nacht und Graus
Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus."

(Die verhängnißvolle Gabel I.)

An einer solchen tiefpoetischen Idee haben sich nun auch unsere Kunstdichter wacker versucht, und zwar, wie es ja jener alte Chronist erlaubt, in verschiedener Auffassung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

* Das Bethnall-Green-Museum in London.

Zweierlei hat London von seiner großen Weltausstellung geerbt: den Krystallpalast in Sydenham und das Süd-Kensington-Museum. Möge Wien eine eben so glückliche Erbin sein! — Das letztere, 1857 eröffnete Museum war in einem aus Eisen und Holz aufgeführten Gebäude ganz temporären Charakters untergebracht. Als dies 1865 durch ein permanentes Gebäude ersetzt wurde, proponirten die **Lords of the Comittee of Council on Education**, daß die dadurch verfügbar gewordenen Eisenmaterialien zum Behuf der Erbauung von District-Museen an verschiedene Stadttheile Londons vertheilt werden sollten. Die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Sammlungen des Süd-Kensington-Museums ist nämlich so groß, daß bei der fortwährenden rapiden Vergrößerung eine Dislocirung derselben in verschiedene Gebäude sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit herausstellt. Jenes Angebot wurde veröffentlicht, jedoch unter Beifügung der Bedingung, daß derjenige Stadttheil, der auf die Materialien reflectire, selbst einen passenden Bauplatz zu beschaffen habe. Aber siehe da! — von sämmtlichen Städten Londons meldete sich keine außer — Bethnall-Green, einem Quartier **in ultima Thule** Londons, im Centrum des East End, dem Wohnsitz der größten Armuth und Verkommenheit in jenem wüsten Conglomerat von gegen vier Millionen Menschen; es ist von der Bank of England noch zwei englische Meilen entfernt, wohin der Weg durch nicht überall besonders wohlriechende Gegenden führt. Es hatte sich dort ein Comité gebildet, welches — beseelt von dem Wunsche, dem Ostende ein öffentliches Bildungsmittel, wie es deren im Westen so viele gibt, zu verschaffen — sich um einen Theil jener Baumaterialien zu dem gedachten Zwecke bewarb. Durch Subscription in der Nachbarschaft wurde ein großer freier Platz erstanden, und man ersuchte nun die Regierung dort ein Museum zu erbauen, und zwar als Staatsmuseum und als eine Abzweiguug des Süd-Kensington-Museums. Die edlen Bestrebungen des Comités sind am 24. Mai d. J. von schönem Erfolg gekrönt worden. An jenem Tage eröffnete der Kronprinz von Wales im Namen der Königin feierlichst das Bethnall-Green Branch Museum. Es ist ein recht stattliches Gebäude, bestehend aus drei parallelen Längenhallen, im Innern aus Eisen construirt, mit Mauern aus rothen Backsteinen. Den Eingang desselben schmückt eine große Fontaine aus Majolica.

Von den Schätzen des Süd-Kensington-Museums sind zunächst zwei Sammlungen ausgeschieden und in das neue Zweigmuseum übertragen, die **Animal Products Collection** (Sammlung animalischer Producte) und die **Food Collection** (Sammlung aller Bestandtheile menschlicher Nahrung). Das ist es aber nicht, was gegenwärtig alle Kunstliebhaber Londons unwiderstehlich ostwärts in ihnen gänzlich unbekannte Regionen zieht, und weßhalb wir in diesen Blättern die Aufmerksamkeit auf das neue Museum zu lenken wünschen. Der große Magnet ist eine Gemäldesammlung von ganz seltenem Werth.

Unter den Sammlern von Kunstschätzen in Paris war seit vielen Jahren der Marquis of Hertford eine allbekannte Persönlichkeit, dem es sein enormes Vermögen ermöglichte vor keinem noch so exorbitanten Preise zurückzuschrecken. Schon 1854 wurde seine Gemäldesammlung auf 200.000 Pf. St. geschätzt, und seitdem ist noch Vieles hinzugekommen. Die Sammlung von Sèvres-Porcellan soll allein 100.000 Pf. St. werth sein. Unter Kunstkennern waren diese Schätze zum Theil schon bekannt, besonders durch Waagens Beschreibungen. Der Marquis ist 1870 gestorben und hat seine Sammlungen Sir Richard Wallace vermacht, der sich zur Zeit der Belagerung von Paris durch seine Bemühungen um die zurückgebliebenen Engländer einen ehrenvollen Namen machte. Er hat nun sämmtliche, bis dahin in verschiedenen Localitäten zerstreute Schätze zum ersten Mal zu einer Sammlung vereinigt und dem Bethnall-Green-

Digitized by Google

Museum zur Ausstellung für ein Jahr lang geliehen — eine Liberalität, die ihm in reichem Maße den Dank seiner Landsleute einträgt.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß diese Sammlung nicht, wie die meisten Privatsammlungen, ein mixtum compositum von guten und schlechten Sachen ist, wie sie der Zufall auf den Markt bringt; sie gibt sich im Gegentheil als das Resultat des jahrelangen, nach bestimmten Principien geleiteten Sammelns eines Mannes von hochgebildetem Kunstsinn und feinem Geschmack. Sie enthält fast ausschließlich vollendete Kunstwerke, ganz vereinzelt Mittelmäßiges, aber nichts unter Linie der Mittelmäßigkeit.

Was den Umfang betrifft, so enthält sie: 598 Oelgemälde, 119 Aquarelle, 252 Gegenstände von Porcellan (größtentheil Sèvres), 408 Stücke decorativer Mobilien und Bronzen, 122 Gegenstände aus Thon, meistens Majolica, und schließlich 179 Miniaturen.

Den Hauptbestandtheil der Oelgemälde bilden Niederländer und Franzosen. Von den 11 Rubens heben wir hervor die bekannte „Regenbogen-Landschaft", das Portrait der Helene Forman, der zweiten Frau des Künstlers, drei Skizzen, welche in der Serie von Darstellungen zur Verherrlichung Heinrichs IV. und der Maria von Medici im Louvre ausgeführt sind; ein Cavallerie-Gefecht bei einer abgebrochenen Brücke und eine heil. Familie mit der heil. Elisabeth und Johannes dem Täufer. Von den 6 Vandyks sind besonders bemerkenswerth die Portraits des Philippe le Roy und seiner Frau, der Frau des Malers Cornelius de Vos und eine männliche Figur, „Paris" bezeichnet. Ferner 11 Rembrandts, darunter die Portraits des Bürgermeisters Palekans nebst Sohn, der Frau Bürgermeisterin nebst Tochter, das Portrait des Malers selbst, ein junger Neger, und ganz besonders bemerkenswerth „Der unbarmherzige Diener". Von den übrigen Werken dieser Schule sind noch zu erwähnen: 11 Cuyp, 5 Teniers, 6 Metzu, 6 A. Vandermeer, 5 P. Wouvermans, 8 J. B. Weenix, 3 Potter, 4 Ruysdael, 8 W. Vandevvelde, 5 Hobbema, 3 A. Vandevelde, 10 J. Weenix, 9 Mieris und viele andere.

An Zahl noch bedeutender ist die Sammlung von Gemälden französischer Maler. Wir nennen hier: 36 Horace Vernet, unter denen unseres Erachtens das bekannte „Juda und Tamar" die erste Stelle einnimmt; 15 Meissonier, darunter „Napoleon I. und sein Stab;" 31 Decamps, fast ausschließlich Bilder aus dem Orient; 15 Paul Delaroche („Cardinal Richelieu auf der Rhone", „Cardinal Mazarins letzte Krankheit", „Mord des Herzogs von Guise" ꝛc.) 22 Greuze (in den meisten wiederholt sich ein und derselbe Mädchenkopf); 5 Ary Scheffer, ferner sind Watteau, Boucher, Nattier, Bellangé, Couture, Delacroix, Gérôme, Lancret, Prudhon, Roqueplan und viele andere vertreten.

An Werken deutscher Maler bietet die Sammlung gar nichts, wohl aber Einiges von Italienern und Spaniern: Landschaften von Antonio Canaletto und Francesco Guardi; eine Frau in orientalischem Costüm von Domenichino; La Vierge au lys, von Leonardo da Vinci; „Tarquin und Lucretia" von Cagnacci; eine Landschaft mit Apollo und der Sibylle von Salvator Rosa; Madonnen von Sasso Ferrato und Bernardino Luini, und eine Danaë-Studie von Titian. Von den Spaniern erwähnen wir 8 Gemälde von Velasquez und 11 von Murillo. Wenn wir noch hinzufügen, daß auch die englische Schule ziemlich zahlreich vertreten ist, so haben wir damit unsern flüchtigen Rundblick durch die Sammlung abgeschlossen. Wir müssen es Fachmännern überlassen, näher auf diesen Gegenstand einzugehen und auch die übrigen eben so reichen wie werthvollen Sammlungen einer Würdigung zu unterziehen; wir können es uns aber nicht versagen, hier noch ganz besonders auf die Miniaturen aufmerksam zu machen, die fast ohne Ausnahme Kunstwerke ersten Ranges sind.

Digitized by Google

Das Bethnall-Green-Museum scheint im Ganzen sehr praktisch eingerichtet zu sein. Es enthält außer den Sammlungen eine Bibliothek, eine Restauration und ein Schulzimmer. Mit dem Museum steht nämlich ein durch den ganzen Osten Londons weit verzweigtes Unterrichtssystem in Verbindung, wodurch erwachsenen Personen in den Abendstunden eine Gelegenheit, sich nahezu umsonst in verschiedenen Gegenständen auszubilden, geboten wird.

Hoffentlich werden nun auch die anderen Stadttheile Londons zu ähnlichen Bestrebungen angeregt und bemüht sein, sich ähnliche Institute zu gründen; wir würden darin eine neue Garantie für die Hebung der Volksbildung begrüßen. Leseanstalten und Lesemittel kann es nie zu viel geben, besonders nicht in einer Welt, wo der Kampf um die Existenz so schwer ist wie in der Welt Londons [1]). Ed. Sachau.

---

* Die Verfassungsrechte der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie. Rechtshistorische Beiträge von Dr. Herbert Pernice. 1. Heft. Das Königreich Böhmen und die sog. incorporirten Lande, die Markgrafschaft Mähren und das Herzogthum Ober- und Nieder-Schlesien. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, Wien bei Gerold, 1872.

Wo in einem Staate wie in Oesterreich so mannigfache staatsrechtliche Gebilde von altersher bestehen und nach Geltung ringen, da wird man eine Publication mit Freuden begrüßen, welche eine Klärung der verworrenen Verhältnisse sich zur Aufgabe macht, zumal wenn sie, wie im vorliegenden Falle, von competenter Seite ausgeht. Der Verfasser, ein auf staatsrechtlichem Gebiete wohlbekannter Fachmann, eröffnet sein weitaussehendes Unternehmen mit der Darlegung der Verfassungsverhältnisse der Krone Böhmen, und gelangt in dem vorliegenden 1. Hefte bis zur goldenen Bulle Karls IV. Im Angesichte dieses so oft mit leidenschaftlicher Aufregung behandelten Gegenstandes betont der Verfasser gleich im vorhinein, daß seine Untersuchungen jedes politischen Charakters vollständig entbehren, indem er weder durch Geburt noch anderweitige Rücksichten sich zu einer Parteinahme bestimmt finde und somit wenigstens die Anerkennung für seine Arbeit sicher in Anspruch nehmen könne, daß sie „Niemand zu Liebe noch zu Leide streng bemüht ist, wissenschaftlich die Wahrheit zu ergründen".

In einer kurzen Einleitung bespricht Verf. die staatsrechtlichen Titel der in der österreichischen Monarchie vereinigten Ländergruppen, wie sie seit der Pragmaticalverordnung Franz I. vom 1. August 1804 in jeweiliger Uebung standen, bis zu dem heutigen Begriffe „der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder". Hierauf geht der Verfasser zu seinem Gegenstande über, den er unter dem Schlagworte: „die Zugehörigkeit Böhmens zu Deutschland" eingehend behandelt. Zunächst folgt eine allgemeine Charakterisirung des Standes der Frage, und werden die bisherigen Erörterungen derselben einer genauen Kritik unterzogen. Entgegen den nationalen und neuerdings von Palacky präcisirten Anschauungen, so wie den daraus gezogenen Schlußfolgerungen Neuerer, welche Böhmen geradezu als ein dem deutschen Reiche coordinirtes

---

[1]) Ich kann meinen Bericht nicht schließen, ohne meinem verehrten Freunde Rev. Robert Gwynne, einem der vortrefflichsten Kenner Londons, unter dessen Führung ich London und auch jetzt das Bethnall-Green-Museum zuerst kennen gelernt habe, für verschiedene auf diesen Gegenstand bezügliche Materialien, die er mir freundlichst zugeschickt hat, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Digitized by Google

Gebiet erscheinen lassen, wird nun eine Reihe von Thatsachen vorgeführt, welche ein unzweifelhaftes Lehensverhältniß bezeugen. Auf Grund derselben charakterisirt Pernice das Verhältniß Böhmens als ein den großen Reichsländern homogenes und nach festen reichsrechtlichen Principien geregeltes, nur daß sich in Böhmen schon im 15. Jahrhunderte in Folge der hussitischen Bewegung das vorbereitete, was im übrigen Deutschland erst nach dem westphälischen Frieden zur Reife gedieh, nämlich die Souverainetät der größeren Fürsten. Für solche Ansprüche war nun der Uebergang Böhmens an das Haus Habsburg von entschiedender Bedeutung, indem Lehensherr und Vasall, Kaiser und Kurfürst in einer Person zusammenfielen, wodurch die für die böhmischen Beziehungen zum Reich maßgebenden Kriterien sich verdunkeln mußten.

Zu dem Capitel der „Speciellen Fragen" übergehend verzichtet der Verfasser auf Anführung all der Einzelheiten, die hier in Betracht kommen könnten, sondern beschäftigt sich speciell mit dem Nachweise des Lehensverbandes. In dieser Hinsicht muß es ihm unbegreiflich erscheinen, wie die neueren böhmischen Geschichts- und Staatsrechtsschreiber sich darauf versteifen können, Jahrhunderte hindurch zur Ehre und zum vermeintlichen Beweis der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes lieber ein tributäres als ein vasallitisches Verhältniß desselben zu Deutschland anzunehmen. Die daran geknüpften Argumentationen, daß Tributzahlung und Lehensnexus einander ausschließen und daß in der ersteren keine Unterwerfung begründet sei, erklärt der Verfasser für unhaltbar, läßt sie aber gleichwohl dahingestellt, indem er nur auf die unumstößliche Thatsache hinweist, daß gleichwohl eine Zeit kam, wo nach Wegfall des Tributs ein ganz reguläres Lehensverhältniß stabilirt wurde, zu dessen Erhärtung eine ganze Reihe einschlägiger Thatsachen beigebracht wird, unter welchen der Streit Ottokars mit Rudolf die Hauptrolle spielt. Die Ansicht derer, welche nichts von einer Feudalität des Landes, sondern nur von einer Belehntheit mit dem Rechte des Erzschenkenamtes wissen wollen, wird mit dem Hinweis auf die in der Revolutionszeit 1619 verfaßte Deductionsschrift der böhmischen Stände abgefertigt, welche beim alten Herkommen bleiben, und des Reiches Protection genießen wollten, somit in vollster Bestimmtheit zugestanden, was heutzutage von gleicher Seite aus geläugnet wird, daß „nämlich Böhmen mit allen incorporirten Landen ein fürnehmes Feudum und hochprivilegirtes Kurfürstenthum des röm. Reichs constituire". Dagegen gab es Besonderheiten, welche folgende Punkte betrafen: Belehnung ohne Geldzahlung, Begünstigung bezüglich des Ortes und endlich ein beschränktes Wahlrecht beim Erlöschen der Dynastie, indem der Kaiser bloß die Bestätigung hatte. Für alles Uebrige rechtfertigt sich der Schluß, daß einfach das gemeine Reichslehenrecht zur Anwendung zu kommen hatte, wenn auch selbstredend einem so bedeutenden Gliede des Reichs alle Indulgenzen und Bevorzugungen zu statten kamen, die die mächtigeren Reichsfürsten überhaupt in Anspruch nahmen.

Nach dieser Darlegung der Lehensverbindung Böhmens mit dem Reiche folgt der Hauptabschnitt des Buches: „Böhmen als Glied des deutschen Reiches", wo P. die sehr richtige Bemerkung macht, daß in dieser Hinsicht räumliche oder gar nationale Beziehungen nicht in den mindesten Betracht kommen, daß das deutsche Reich weder auf ein geschlossenes Gebiet, noch einen mit dem Gebiet der deutschen Zunge zusammenfallenden Nationalstaat ausging. Hierauf folgt eine specielle Erörterung der bisher gehörigen Punkte. Zunächst wird der Zeitraum bis 1198 ins Auge gefaßt, die Frage über den Anschluß Böhmens an Deutschland behandelt und gezeigt, daß die Tributpflicht nicht den ganzen Inhalt der geschehenen Unterwerfung deckte, sondern bei Böhmen vielmehr ein eigentliches Lehensverhältniß documentirte, welches sich in zahlreichen Thatsachen manifestirt. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Zeit 1198 bis 1278, in welcher sich die wichtige Wendung vollzieht, daß Böhmen zum Königreiche erhoben wird, das Recht der Investitur der Landesbischöfe und gewisse Bevorzugungen

Digitized by Google

erhält, als Dispens vom Besuche der Hoftage mit Ausnahme jener von Bamberg, Nürnberg und Merseburg, Leistung des Zuzugs mit 300 Bewaffneten oder Zahlung von 300 Mark zu den Römerzügen. Böhmen nimmt häufigen Antheil an den Reichsangelegenheiten, besonders bei Königswahlen und erscheint unter den sieben Wählern. Eine belangreiche Episode ist hier König Ottokars Stellung zu Rudolf, und sein Proceß, der von rein juristischem Standpunkt erläutert wird.

Der folgende Abschnitt behandelt die weiteren Verhältnisse Böhmens, das auf die deutschen Reichsangelegenheiten großen Einfluß nimmt, bis es unter Karl den deutschen Thron besteigt. Die goldene Bulle (1355/56) suchte nach einer an inneren Zerwürfnissen und äußeren Streitigkeiten reichen Epoche eine gewisse Sicherheit in das öffentliche Recht des Reiches zu bringen, doch bezüglich Böhmens brauchte nicht erst eine neue Rechtsstellung geschaffen zu werden, da das Königreich Böhmen bereits im Jahre 1356 als ein „in absolut keiner Beziehung qualitativ von den übrigen Kurfürstenthümern unterschiedenes, in Ansehung der Gesammtheit durchaus die gleichen Rechte und Pflichten mit seinen engeren Collegen theilendes Mitglied des römischen Reiches" zu betrachten war. —

Dies in Kürze der Hauptinhalt des vorliegenden Heftes. Bei der Behandlung seines Gegenstandes geht der Verfasser nicht in weitläufige, historische Ausführungen ein, sondern hält seinen juristischen Standpunkt fest und greift mit sachkundiger Hand die in Frage stehenden Hauptmomente heraus, die er sodann mit schlagender Dialektik erörtert. So erinnert die Darstellung, welche sich auf das lauterste Quellenmaterial stützt und auch die einschlägige Litteratur in großem Umfange heranzieht, in mancher Beziehung an die noch immer geschätzten Arbeiten Meister Pütters und ist gleich diesen klar und gewandt. Wenn endlich, wie es nun einmal so die Sache mit sich bringt, auch auf kleine Ungenauigkeiten hingewiesen werden soll, so wäre es S. 45, wo ein Herzog Nicolaus von „Oppau", statt Troppau angeführt wird; und wenn S. 136 unter den sonst vollkommen treffenden Bemerkungen bezüglich der Stadt Eger die Behauptung mitläuft, dieselbe habe überhaupt nicht zum staufischen Hausgut gehört, so ließe sich nur über die zu allgemeine Fassung dieser Bemerkung mit dem Verfasser rechten.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß das groß angelegte Werk ohne Unterbrechung der Vollendung entgegenschreiten möge um die ihm gebührende Stelle in der rechtshistorischen Litteratur vollständig auszufüllen. — Die Ausstattung ist sorgfältig und geschmackvoll.

Dr. Fr. Kürschner.

---

* Aus dem Nachlasse Franz Schuberts, einem wie es scheint unerschöpflichen Schatze, sind abermals nicht weniger als 40 Compositionen an das Tageslicht gefördert worden: Neueste Folge nachgelassener Lieder und Gesänge von Fr. Sch., Wien bei J. P. Gotthard. Der rührige Verleger entdeckte dieselben in Seitenstetten, Kremsmünster, Steyr, wo Schubert als immer gerngesehener Gast mit seinem Freunde Vogel häufig verweilte, und, sorglos wie er war, zurückließ, was er in solchen Tagen geschaffen hatte. Die Lieder (zu Texten von Goethe — Nur wer die Sehnsucht kennt, Freudvoll und leidvoll u. a. —, Novalis — Hymnen, Schiller, Schlegel, Körner ꝛc.) stammen aus den Jahren 1814 — 1825, bei einzelnen kann sogar der Tag angegeben werden; mehrere reihen sich dem Schönsten an, was wir von dem unvergleichlichen Liedersänger besitzen. Hoffentlich gelingt es weiterer emsiger Forschung, auch noch gewisse verschwundene Compositionen aufzufinden, wie die Cantate Prometheus.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

verwandtschaftlicher Verbindung stehen. Die Denkmäler aus einzelnen Steinen bestehen meist aus Platten oder Pfeilern.. Hiezu gehören:

Die isolirten Hünensteine, auch Heiden- oder Riesensteine; wälsch Maenhir oder Menhir (das ist Langsteine), bretonisch peulvan (von peul Pfeil), wenn sie spitz zulaufen; französisch colonnes druidiques, pierres debout, pierres fichades, pierres fiches, fixes, faites, fittes; englisch hoarstones; schottisch lechs oder harestones; angelsächsisch haranstanes; schwedisch bautastenars, pelarestenars (Steinpfeiler), wenn sie nicht so hoch sind. Sie sind pfeilerartig, oft pfeil- oder obeliskenförmig und stehen theils einzeln, theils gruppenförmig beisammen; ihre Gestalt ist zumeist viereckig und schlank, zuweilen in der Mitte am dicksten, so daß sie nach oben und unten dünner werden; deßhalb heißen sie in Frankreich auch Weiberspindeln: quenouilles à la bonne femme; ihre Höhe über der Erde ist verschieden, gewöhnlich 12 bis 15, oft auch 20 bis 24, aber auch bis zu 58 Fuß; etwa ein Viertel der Länge steht in der Erde. In England werden die Menhirs, in welche Sitze eingehauen sind, Orakelsteine genannt. Sie stehen gewöhnlich isolirt mitten im Felde, manchmal drei zusammen in gerader Linie; dann nennt man sie in Schweden Skyddspelare, Schutzpfeiler; zuweilen stehen sie in einem Pfeilerumsatze (Hünenbette).

Vereinzelte Steinplatten; Druden-, Trutten-, Teufelsteine; französisch pierres druidiques, creusées, sacrées; keltisch lech oder leach. Sie haben oft großen Umfang und ungeheures Gewicht und liegen ohne Unterlage am Boden; manchmal sind sie mit Figuren oder eingehauenen Rinnen und Löchern versehen; oft liegen sie innerhalb der Hünenbetten oder vor denselben. Ueberall knüpfen sich an diese Steine alte Sagen.

Vereinzelnte Steinklötze; Näpfchensteine (am unteren Main); sie laufen meist nach oben hin spitz zu und haben oben eingehauene, in gewisse Figuren gestellte Löcher in Form kleiner Näpfchen.

Steinpfeiler, theils unregelmäßig zusammengestellt (in großer Anzahl in Schweden, wo sie dann Valplätzer, Wahlplätze heißen), theils in kürzeren oder längeren Reihen oder Gängen; solche Pfeilergänge stoßen nicht selten an Hünenbetten und in England haben sie bisweilen eine schlangenförmige Figur, daher sie dort Drakontien genannt werden. Oft steht inmitten eines Pfeilerkreises ein Menhir.

Hünenbetten, Hünengräber, in Nieder-Deutschland auch Bülzenbetten, in Holland Huynen- oder Reuserbetter, in Dänemark Rund- und Longdyssers, in Schweden tempelkummel, fredsbana (Einfriedung) reeskuhlen (Riesengruben) troldestuer (Unholdstuben) genannt; im Bretonischen cær (Kreis), im Gälischen cromlech (von crom Kreis) carn, heiliger oder Orakelstein; englisch druidical temples, druidical circles und auch cromlechs. Es sind dies in Rechtecken oder Kreisen zusammengestellte Hünensteine; eine genau bestimmte Bedeutung für das Wort Hünenbetten gibt es eigentlich gar nicht. Sie bestehen meist aus in die Erde gesetzten großen und kleinen Steinpfeilern oder aus Steinklötzen,

Digitized by Google

selten aus vielen weniger großen Steinen; gewöhnlich liegen sie auf freien etwas erhöhten Stellen, theils einzeln, theils in kleineren oder größeren Betten beisammen, oft viele nahe bei aneinander.

Schwung-, Wag- oder Wacksteine; im Wälschen Llygatine (der Bezauberte) oder loganstones (von logan Höhlung); in der Bretagne logans; französisch pierres aux cocus, pierres branlantes, mouvantes; englisch rockingstones, routers. Sie bestehen aus einem Träger und einem schwingenden Hünensteine; es sind zumeist längliche, ballonartige Steine, unten halbkugelförmig, die auf einer Ebene oder in einer schalenartigen Vertiefung dergestalt stehen, daß sie nach jeder Seite hin bewegt und auch im Kreise herum bewegt werden können, ohne daß des Menschen Kraft im Stande wäre, sie umzustürzen; sie vibriren längere oder kürzere Zeit, und geben auch wohl einen eigenthümlichen Ton von sich. Ueberall knüpfen sich ebenfalls alte Sagen an diese Schaukelsteine.

Steinthore, pierres levées, stonehenges, in der Bretagne lichauen, lekaven; sie bestehen aus zwei Pfeilern und einem Deckstein.

Dolmen (von dol oder taol Tafel und men Stein im Bretonischen), auch lech, liach, liachhouven, im Wälschen kistvän (Steinkiste), lateinisch fanum Mercurii, englisch kistvaens, französisch pierres des fées, tables sacrées druidiques, pierres levades, levées, couvertes, croutes pesées des géants, de Guarguata, grottes des fées; portugiesisch antas; in Schweden altarkummel, tempelkummel, offeraltare, grottar; dänisch jynovne (Hünenofen) langdyssar, runddyssar; deutsch Teufelskanzeln. Sie bestehen aus rohen meist sehr großen Steinen, stehen frei und unbedeckt über der Erde, sind nicht vollkommen geschlossen und haben ein Steindach; gewöhnlich ruht ein Tafelstein auf drei Trägern, die nach den drei Seiten eines Rechteckes aufgestellt sind, so daß die vierte Seite, meistens die südliche, offen ist. Der Dachstein liegt keineswegs immer horizontal, sondern zuweilen schief; manchmal selbst mit einer Seite auf der Erde, mit der anderen auf dem Träger (dolmen incliné.)

Geschlossene Dachgebäude oder wirkliche Grabkammern. Sie sind den Dolmen sehr ähnlich.

Pflasterungen; überhaupt Denkmäler aus vielen unregelmäßigen Steinen welche gewisse Gestalten darstellen, aber keine Hünenbetten sind.

Die hier aufgezählten Monumente führen uns ebenfalls ohne Zweifel in die ältesten Epochen der Menschengeschichte zurück; für eine präcise Zeitbestimmung bezüglich ihrer Errichtung fehlen uns aber leider jedwede Anhaltspunkte. Was am meisten bei denselben in Erstaunen versetzt, ist ihre enorme geographische Verbreitung.

In Europa beginnt die breite Linie derselben in Kurland, wo sie als Heiden- oder Riesenbetten eben nicht häufig vorkommen, und zieht von Königsberg durch Pommern und das von ihnen übersäte Mecklenburg in die reichen Elbe-Niederungen und nach Schleswig-Holstein, Jütland, Hannover, Oldenburg. Westlich von der Weser nimmt aber ihre Zahl im Ganzen merklich ab, in Ost-Friesland

Digitized by Google

und in den holländischen Provinzen Drenthe und Overyssel, in welch letzterer man nur mehr 54 solcher Steinmonumente gezählt hat. In ganz Belgien ist der Teufelstein von Namur der einzige seiner Art. Im Norden der unteren Elbe hingegen treten die Dolmen, besonders in Schleswig, in Holstein und an den Westküsten von Jütland und Seeland in unzähliger Menge auf, während sie im östlichen und nördlichen Schweden, sowie in Norwegen fehlen. Jenseits der Nordsee finden wir sie auf den Orkaden und Hebriden, an der Westküste von Schottland, auf Anglesea und Caernarvon, sehr häufig in Wales und am häufigsten in Cornwallis. Auch in Sussex werden sie angetroffen. In Frankreich, wo man 2300 solcher Dolmen zählt, liegen sie vorzugsweise in den westlichen und nordöstlichen Departements, besonders aber in den ersteren. Sie sind demnach auf eine bestimmte Zone beschränkt und finden sich hauptsächlich längs den Flüssen, die sich in den Ocean ergießen. Sie fehlen gänzlich im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüssen der Rhone; ebenso auch in Italien und Central-Europa.

An der ganzen spanischen Westküste und in Portugal treten sie als Fortsetzung der französischen Steindenkmäler, namentlich bei Evora, la Garda und Penarva wieder auf und ziehen in breitem Gürtel an die Meerenge von Gibraltar, um hier nach Africa überzusetzen, dessen Nordrand zu besäumen und in der Gegend von Cyrene zu enden. Aber auch noch weiterhin gegen Osten lassen sie sich verfolgen; an der Nordküste des Schwarzen Meeres und am Südabhange des Kaukasus ziehen sie nach Iran, und zahlreiche Dolmen hat F. de Saulcy in Palästina an verschiedenen Orten entdeckt. Gifford Palgrave traf sie im nordwestlichen Central-Arabien, wo sie durch ihre imponirende Größe seine Bewunderung erregten. Captain Yule berichtete über ähnliche Monumente im südlichen Indien schon vor langer Zeit. Neuerdings vom Ingenieur Fraser untersucht, wurden sie den irischen vollkommen ähnlich befunden sie liegen im Bezirke von Koïmbatur am Südende des Hochlandes von Dekkan, im Gebiete der Tamilen und vom Kawery durchströmt. Tumuli, Menhirs und Cromlechs treten hier wie in Europa als Begleiter der Dolmen auf. Am oberen Godawery, im Lande der Koïs, fand der Missionär F. W. N. Alexander in der Nähe der nicht unbedeutenden Stadt Mangampatla cromlechähnliche Grabmäler, welche das Volk als die Gräber der Rakasulu, das ist der Riesen, bezeichnet. Die Zahl dieser Cromlechs ist sehr groß; sie laufen in einer Reihe bis tief in den Wald; man kann ihrer tausende zählen. Ganz dieselbe Art von Dolmen findet man auch in der Umgebung von Werrangel, der alten Hauptstadt des ehemaligen Telingana-Reiches, jetzt im Gebiete des Nizams von Hyderabad und noch an anderen Oertlichkeiten; überall aber gleichen sie sich. Die Verbreitung der Dolmen an der Küste von Malabar ist schon seit längerer Zeit bekannt.

Wir wollen und können es hier nicht versuchen, eine Erklärung dieser eigenthümlichen Stein-Denkmale zu geben; die verschiedenen Hypothesen

Digitized by Google

hängen sammt und sonders in der Luft; was feststeht ist, daß wir es hier unzweifelhaft mit Menschenwerken zu thun haben, über deren Erbauung die Geschichte keines historisch bekannten Volkes das Geringste meldet. Wir dürfen sie deßhalb mit Fug und Recht als prähistorisch betrachten. Dasselbe gilt, vielleicht in noch höherem Grade, von den seltsamen Kjökkenmöddingers oder Küchenabfällen, die sich nicht nur in Dänemark, sondern auch in Hinter-Asien und in America in verwandter Form vorgefunden haben. Diese Kjökkenmöddingers enthalten niemals einen metallischen Gegenstand, weßhalb man sie nach Morlots und Steenstrups Berechnungen auf etwa 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung versetzt.

Gehen wir zum Schlusse unserer Darlegung auf die ethnologischen Verhältnisse unserer Altvorderen über, so läßt sich heute darüber noch wenig Bestimmtes sagen. Aus den in Europa entdeckten Schädelfunden hat man ursprünglich geschlossen, daß der vorhistorische Mensch durchweg von kleiner Statur und brachykephal (kurzköpfig) gewesen sei. Diese Ansicht hat durch den Fund von Les Eyzies einen bedenklichen Stoß erhalten. Nicht minder als durch die Statur zeichneten sich diese alten Renthier-Jäger durch die Stärke ihrer Knochen aus. In Bezug auf den berühmten Neanderthal-Schädel, der sich durch seine außerordentliche Affenähnlichkeit auszeichnet, hat Prof. Virchow kürzlich erst dargethan, daß hier eine pathologische Mißbildung vorliege. Einer ähnlichen Meinung huldigt Hofrath Rokitansky, wie ich mündlicher Versicherung verdanke, in Bezug auf den im verflossenen Jahre entdeckten Schädel von Brüx. Man ist keinesfalls heute im Stande, die Schädel der alten Höhlenbewohner mit irgendeiner bestimmten Völkergruppe zu identificiren. Fast will es scheinen, daß sie ganz isolirt dastehen und innerhalb einer Grenze entstanden sind, die — nur von sehr beschränkter Ausdehnung — zu keinen weiteren Schlüssen berechtigt, als wozu der Fundort befähigt.

Die wenigen in den Kjökkenmöddinger aufgefundenen Schädel lassen vermuthen, daß sie vorwiegend kurzköpfig gewesen und eine besondere Aehnlichkeit mit den heutigen Lappen bieten, vielleicht die letzten Nachkommen einer einst weit verbreiteten Race. Ueber die religiösen Begriffe jener Epoche herrscht tiefes Dunkel; einige Andeutungen über den Cultus einer vergötterten Natur, des Feuers, der Sonne, des Mondes sind Alles was wir über diesen Gegenstand wissen. In ihrem übrigen geselligen Leben standen die Völker der Kjökkenmöddinger gleichfalls auf ziemlich tiefer Stufe; sie waren weder Ackerbauer noch Hirten; ihr einziges Hausthier war eine Hundegattung, weit kleiner als die heutige. Auerochs, Stier, Pferd und Schaf kannten sie nicht; den Fischfang betrieben sie in Booten aus ausgehöhlten Baumstämmen und wagten sich hierin auf die hohe See, denn die Kjökkenmöddingers bergen Ueberreste von Fischen, die nicht in die Nähe des Ufers kommen.

Die Pfahlbaubewohner wurden anfänglich zu den Kelten gestellt, die damals als die älteste der Völkerschaften Mittel-Europa's und vorzüglich als die

Digitized by Google

Besitzer der Kunst, Bronze zu verfertigen und zu bearbeiten, galten. Später erhob sich der Zweifel, ob die Pfahlbauer der ältesten Ansiedlungen das gleiche Volk seien, wie das der jüngeren und jüngsten, und man behauptete vielfach, daß die Bronze, sowie gewisse ungefähr gleichzeitig mit diesem Metall auftretende Bereicherungen und Verfeinerungen der Geräthe und Fertigkeiten von einem neuen Volksstamme, der den der Steinzeit unterjochte oder vertilgte, von Osten her eingeführt seien. Aber diese Ansicht ist durch spätere Erhebungen, bei denen namentlich auch die Hausthiere der alten Colonisten berücksichtigt wurden, in keiner Weise bestätigt worden, und es dürfte nun jene Meinung, welche die Stein-, Bronze- und Eisenzeit an einem und demselben, zeitweise allerdings unter verschiedenen Einflüssen stehenden Volke sich abspinnen läßt, ziemlich allgemeine Geltung erlangt haben. Die wenigen Reste von Menschen der Pfahlbauten, welche untersucht werden konnten, haben wegen ihrer Spärlichkeit und Unvollkommenheit bisher nicht schwer in die Wage fallen können, sie beweisen aber zum wenigsten, daß diese Ansiedler, so weit nach Schädeln und Knochen geurtheilt werden kann, nicht erheblich von den heutigen Bewohnern der gleichen Gegenden sich unterscheiden, so daß möglicher Weise trotz fremder Eindringlinge und trotz der Völkerwanderungen der Grundstamm der mitteleuropäischen Bevölkerung seit der Steinzeit der Pfahlbauten keinen äußerlich sehr merkbaren Veränderungen unterworfen gewesen ist.

Wer den vorstehenden Auseinandersetzungen gefolgt ist, der wird hoffentlich die Ueberzeugung gewonnen haben, daß, so viel auch noch auf diesem weiten Gebiete zu leisten ist, wir es mit einer sehr ernsten Wissenschaft zu thun haben, mit keiner „Scheinwissenschaft", wie Professor Brugsch zum mindesten sehr voreilig und unüberlegt behauptet. Den in ihren Behauptungen so weit aus einander laufenden Aegyptologen steht es sicherlich am allerwenigsten an, von Scheinwissenschaft zu sprechen; denn nicht ohne Recht möchte ihnen der alte Spruch entgegengehalten werden, zuerst den Balken aus dem eigenen Auge zu entfernen, ehe sie an dem Splitter ihres Nächsten Aergerniß nehmen. Die prähistorische Wissenschaft ist noch eine Disciplin, jung an Jahren, aber reich an Material und jeder Tag kann neue Aufschlüsse herbeiführen. Bei der Sorgfalt, welche man ihr nunmehr allenthalben angedeihen läßt, kann es nicht fehlen, daß sie in nicht allzu ferner Zukunft ihren Rang unter den übrigen Disciplinen eben so sicher und unangefochten einnimmt wie gegenwärtig die Geologie.

H.

Digitized by Google

Der ewige Jude.

Von Theodor Vernaleken.

II.

Wollen wir dieser räthselhaften Person etwas näher auf den Leib rücken, so müssen wir uns zur deutschen Sage wenden.

Der deutsche Mythus trägt bekanntlich überall Spuren kirchlichen Einflusses oder vielmehr: die heidnischen Vorstellungen begegnen den jüdisch-christlichen, z. B. die Vorstellung vom Weltuntergange (vgl. Surtr in Gr. Myth. 769) und die vom Antichrist. Es ist ferner bekannt, daß die heidnischen Götter von Zeit zu Zeit auf die Erde herabkommen. Nach der deutschen Mythologie ist der unter seinen Menschenkindern umwandernde Gott Wuotan oder Wode, der in der Edda (Simrock 24) die Worte spricht:

Gangradr heiß ich, die Wege ging ich
Durstig zu deinem Saal.
Bin weit gewandert, des Wirts benöthigt
Und deines Empfangs bedürftig.

Er gilt als grauer Waller mit Langbart, Breithut und Nagelschuh; er ist auch der ewige Jäger, und sein rastloses Herumziehen knüpfte sich leicht an die Idee des ewigen Juden. Dieser Vorgang steht nicht vereinzelt.

Zur Zeit der Kreuzzüge ward manche Sage, mit morgenländischen Elementen versetzt, wie z. B. die vom Herzog Ernst und von Orendel. Die Entstehung der Sage vom ewigen Juden lege ich ins 12. Jahrhundert, wo die in so hohem Grade erregte Theilnahme an den Schicksalen des h. Grabes und an Allem, was damit in Verbindung stand, sich in jeder Weise vordrängte und sich in jeder möglichen Gestaltung zeigte.

Das Volk erklärt sich das Wandern des Juden als Strafe für jene schnöde Abweisung, und in ähnlicher Weise erklärt es sich das absonderliche Wandern und das Aussehen des Kreuzschnabels als Lohn dafür, daß dieser Vogel die Qualen des sterbenden Heilandes gelindert habe. Der kreuzförmige Schnabel dieses Vogels verweset nicht, der Jude stirbt nicht: es ist derselbe egendische Zug, der überall in der Volkssage wiederkehrt; z. B. das nächtliche

Digitized by Google

Irrlichtern derer, welche im Leben die Grenzsteine verrückt haben; das Umgehen der Geister ist die Strafe für begangene Frevel.

Am Harzgebirge erzählt man (Kuhn, nordd. Sag. S. 499): Alle sieben Jahre zieht der wilde Jäger über die sieben Bergstädte. Er hat nämlich unsern Herrn Jesus aus einem Flusse, wo er seinen Durst stillen wollte, nicht trinken lassen, und dafür muß er nun ewig wandern und jagen. Auch andere Ursachen werden genannt, warum er ewig jagen müsse (Kuhn, Ndd. Sag. Nr. 324, 151). Hätten nun die ersten christlichen Jahrhunderte eine Legende von einem Ahasver, so könnte man (mit Wolf, Beitr. 2, 129) sagen, unsere Volkserzählungen seien eine Anwendung der Sage vom ewigen Juden auf den ewigen Jäger. Das ist aber kaum anzunehmen.

Je mehr das Christenthum Eingang fand, desto gespensterhafter wurden die deutschen Gottheiten, und Vieles im deutschen Volksglauben nahm ein christliches Gepräge an. So kann auch aus der uralten Sage vom wilden Jäger die vom ewigen Juden entsprungen sein, indem dabei gedacht wurde an die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung Jerusalems. Das jüdische Volk galt als heimatlos und hat leider so gegolten bis auf die neueste Zeit. Durch die ganze Legende vom ewigen Juden geht ein Zug von Mitleid, dem schon in Luthers Tischreden (Bl. 431) Ausdruck gegeben ist. Dort heißt es: „Juden sind die ärmesten Leute unter allen Völkern auf Erden, werden hie und da geplaget, sind hin und her in Landen zerstreuet, haben kein gewissen Ort, da sie könnten bleiben, sitzen gleich wie auf einer Schuckel, müssen immer besorgen, man treibe sie aus."

So viel scheint gewiß: die Völker germanischer Zunge, die das lautere milde Christenthum am innigsten bei sich aufgenommen haben, waren es hauptsächlich, die den wandernden Juden personificirten. Eine solche Auffassung scheint auch unsern Kaulbach geleitet zu haben, da er auf seinem Meisterwerke „die Zerstörung Jerusalems" den Ahasverus mit angebracht hat. Dieser enteilt den Peitschen der römischen Krieger, mit fliegendem Haar, die Brust entblößt, mit einem Fuße kaum den Boden berührend.

Es liegt nichts Gewagtes darin, wenn wir behaupten: In den deutschen Volkssagen ist Wuotan u. A. auch in den ewigen Juden verkehrt worden, aber Beide, Jäger und Jude, leben neben einander. Im Schwarzwalde glaubt man, daß der ewige Jäger (auch Woejäger genannt) dieselbe Person sei wie der ewige Jude, und gebraucht beide Bezeichnungen als gleichbedeutend. Von dem ewigen Juden sagt man, daß er stets einen Groschen in der Tasche habe und der gehe ihm nie aus, wie oft er ihn auch ausgebe (Meier, schwäb. Sag. 1, 116). Daß der Jäger sich alle sieben Jahre zeigt und auch oft auf einem Schimmel (Wuotans Roß) gesehen wird, bezeugen viele Sagen (Meier 1, 121 u. a.). Der immer sich erneuende Groschen gehört zu den Wunschdingen, die auf Wuotan zurückweisen. Noch deutlicher erkennt man den Wodejuden an den Raben und Hunden. Zwei Raben sitzen auf Wode's Schultern

Digitized by Google

und Hunde zu seinen Füßen (Simrock Myth. 192). Den Rabengott kennen wir als Freischützen (Müllenh. schlesw. Sag. Nr. 492): Ein wilder Bursche hatte nur Lust am Jagen. Einmal ging es aber sehr übel, da sah er im Walde einen fremden Jäger, dem pfiff er, und durch den schrillenden Ton wurden ein par Raben aus den alten Bäumen aufgeschreckt. Der Fremde offenbarte ihm dann das Geheimniß, wie man immer sicher treffen könne. In dem Augenblicke umflogen wieder die Raben krächzend beide Männer. Er versuchte den Freischuß mit einer geweihten Oblate, allein als er schoß, brachen Donner und Blitz los, er rannte nach Hause und fand es in hellen Flammen. Da trat der Böse wieder zu ihm und zeigte ihm an, daß er von nun an ewig jagen müsse und seine Kinder sollten ihn als Hunde begleiten. Als wilder Jäger zieht er Nachts vorüber, begleitet von seinen Hunden, und am Tage weilt er unter den alten Bäumen im Walde bei den beiden Raben. Das geht so fort bis zum jüngsten Tag, und er kann nimmer Ruhe finden.

Die Raben treffen wir auch in der allbekannten Sage vom Kaiser Barbarossa, der wie jene Siebenschläfer auf einmal verloren war. Aber die Bauern sagen, daß er sich oft bei ihnen als Waller habe sehen lassen [1]), und er habe ihnen mitgetheilt, daß er noch einmal erscheinen werde. Auch dieser Kaisermythus berührt sich mit dem Wuotans, wie wir denn überhaupt die Gebilde der Volksphantasie wunderbar verschlungen finden.

Zum Verständniß aller Tradition müssen wir festhalten: Die Sage formt sich im Laufe der Jahrhunderte um, verschiebt sich und klammert sich oft keck an ein neues Haupt. Wodan als irrender Jäger hat sich nicht bloß in strafällige Rittersleute, sondern auch in den irrenden Juden verwandelt, wie der Schimmelreiter Wodan in den heil. Martin.

Schon Diodor (5, 58) erzählt von den Drachenkämpfen des Lapithen Phorbas auf Rhodos, und siehe da, die That wird dem historischen Großmeister Dieudonné de Gozon angehängt, derselben Person, die Schiller im „Kampf mit dem Drachen" besingt. Und was ist's mit dem guten Joh. v. Nepomuk? Das hat uns 1855 Otto Abel sehr klar gezeigt.

Solche Verwechslungen und Anlehnungen, selbst wenn sie mit Bewußtsein und Absicht geschehen, können als Bestätigung meiner früher ausgesprochenen Behauptung dienen.

Eine Menge Züge in den Legenden, im Cultus und selbst im Dogma, haben ihre Wurzel entweder im Morgenlande oder in unserer nationalen Naturreligion. Einen werthvollen Beitrag dazu hat vor kurzem ein hiesiger Theologe geliefert, Prof. Roskoff in seiner „Geschichte des Teufels".

Kehren wir aber zurück zu unserm Ueberall-und-Nirgend. In verschiedenen Gegenden, wo jenes Volksbuch gelesen wird, hält das Volk den Wandern-

---

[1]) Wittschel, Sagen aus Thüringen. Nr. 268.

Digitized by Google

Der Begriff der Strafe in seinen geschichtlichen Beziehungen.

Antritts-Vorlesung an der Wiener Universität von Prof. Adolf Merkel.

Der Gegenstand der heute zu eröffnenden Vorlesungen, das Strafrecht, ist, wie das Wort an die Hand gibt, durch die Begriffe des Rechts und der Strafe bestimmt. Jenen kann ich als bekannt voraussetzen; dieser soll uns heute sammt seiner Geschichte beschäftigen.

Nach dem Strafrechte der römischen Republik hatte der Dieb das Vierfache oder nach Umständen das Doppelte des Werths der gestohlenen Sache an den Bestohlenen zu bezahlen. Diese Zahlung schloß zwei Bestandtheile in sich: den Ersatz des zugefügten Schadens und die verwirkte Strafe. Ersatz und Strafe erscheinen hier aber in Nichts geschieden. Die nämliche Klage ging auf Beides, Ein Rechtsstreit umfaßte und erledigte Beides und die Zahlung erfolgte ungetheilt an denselben Kläger.

Dies weist uns auf die Ausgangspunkte der Rechtsentwicklung hin. Die rechtliche Folge, welche sich mit den Rechtsverletzungen verbindet und dieselben in ihrer praktischen Bedeutung für das Rechtsleben aufzuheben bestimmt ist, erscheint ursprünglich als eine einheitliche, in gleichen Formen sich vollziehende. Erst allmälig sondert sie sich den äußeren Formen nach in die privatrechtliche Ausgleichung, zu welcher der Ersatz gehört, und die strafrechtliche Ausgleichung. Wie es aller Entwicklung charakteristisch ist, ursprünglich Verbundenes zu sondern und in eigenartigen Formen zu selbständigem Leben zu bringen, so auch der Entwicklung des Rechts. Von einfachen Formen ausgehend, führt sie zu gegliederten Instituten, welche den Reichthum der im Begriffe des Rechts, des Unrechts und der Bekämpfung des Unrechts, oder, um an dem schon gebrauchten Ausdrucke festzuhalten, der rechtlichen Folgen des Unrechts, enthaltenen Beziehungen zur Anschauung und zur Geltung bringen.

Einmal gesondert haben Ersatz und Strafe ihre eigene Geschichte, die in ihren weit aus einander gehenden Bahnen die ursprüngliche Verbundenheit und die wesentliche Gleichheit dieser Bestandtheile der rechtlichen Folge des Unrechts durchaus zu verläugnen scheint.

Digitized by Google

Auffallend ist hier vor allem die Einfachheit und Gleichförmigkeit der Geschichte des Ersatzes und überhaupt der privatrechtlichen Ausgleichung im Gegensatze zu dem Reichthum an Wandlungen und mannigfaltigsten Gestaltungen, welcher in der Geschichte der Strafe hervortritt. Nur dem tiefer dringenden Auge ist es erkennbar, daß dieser reiche Wechsel sich innerhalb der Peripherie des bereits bestimmten einfachen Begriffs der rechtlichen Folge des Unrechts bewegt und nichts zum Vorschein bringt, was nicht, wenigstens dem Keime nach auch in dem Begriff des privatrechtlichen Ersatzes eingeschlossen liegt.

Die Erklärung der bezeichneten Verschiedenheit ergibt sich uns, wenn wir die fraglichen Formen rechtlicher Ausgleichung: Ersatz und Strafe ihren besonderen Merkmalen nach ins Auge fassen.

Der Ersatz ist Wiederherstellung des dem Rechte entsprechenden Zustandes innerhalb der Vermögensverhältnisse. In der Verletzung dieser letzteren ist für ihn ein fester, einfacher und unveränderlicher Maßstab gegeben; der Dieb, der das Vermögen des Bestohlenen um 100 gemindert hat, kann die privatrechtliche Ausgleichung nur bewirken, indem er 100 zurückerstattet. Dies gilt für heute wie für gestern. Ein Wechsel ist darin nicht denkbar. Auch erledigt sich die Frage, wer zur Forderung des Ersatzes berechtigt sein soll, eben so, wie die Frage nach dem Zweck des Ersatzes von selbst und gleichmäßig für verschiedene Zeitalter und Völker.

So stellt sich hier die zu lösende Aufgabe als eine einfache dar, und folgeweise auch die Geschichte ihrer Lösung.

Die Strafe dagegen hat es nicht mit einer äußeren Störung und deren Ausgleichung zu thun, sondern mit dem was übrig bleibt, wenn der äußere Schaden ausgeglichen ist. Dies sind geistige Wirkungen des Verbrechens, welche eine von der äußeren Störung unabhängige Gefahr für den Bestand der rechtlichen Ordnung in sich schließen. Sie treten hervor in dem Bewußtsein des unmittelbar durch die That Verletzten und der ihm Nahestehenden, im Bewußtsein des Verbrechers und seiner Gesinnungsverwandten und im Bewußtsein der nicht direct verletzten Volksgenossen. Im Bewußtsein des unmittelbar Verletzten stellen sie sich insbesondere dar als Gefühl einer erlittenen Kränkung, als Rachelust und als Furcht vor weiteren Verletzungen, im Bewußtsein des Verbrechers als befestigte Macht der zum Verbrechen führenden Kräfte, im Bewußtsein seiner Gesinnungsverwandten als Lust zur Nachahmung des gegebenen Beispiels, im Bewußtsein der übrigen Volksgenossen als Minderung des Vertrauens in die Macht des Rechts, als Furcht vor Verletzung der Interessen, welche von der Aufrechterhaltung dieser Macht abhängen u. s. w., u. s. w.

In diesen Wirkungen des Verbrechens aber haben wir es mit einer complicirten und wesentlich veränderlichen Größe zu thun. Denn sie sind nothwendig verschieden nach dem Charakter der Betheiligten und nach den Zuständen, in welchen dieselben leben. So zeigen die Empfindungen, Gedanken und

Digitized by Google

Bestrebungen, welche im Bewußtsein des Volkes in Bezug auf bestimmte Gruppen von Verbrechen, durch diese veranlaßt, hervortreten, sich nach Inhalt und Kraft verschieden je nach der Gestaltung der gesellschaftlichen und politischen Zustände u. s. f.

Darin begründet es sich, daß die Strafe, welche von diesen Wirkungen des Verbrechens abhängt und ihnen gegenüber den normalen Zustand im Reiche des Bewußtseins aufrecht zu erhalten bestimmt ist, sich in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nach Qualität und Quantität, nach ihrer unmittelbaren Richtung, nach den Formen und den Bedingungen ihres Eintritts verschieden gestaltet. So mußte der Dieb in bestimmten Zeiten als Strafe den 2fachen, 4fachen, 8fachen Werth des gestohlenen Gutes zahlen, in anderen Zeiten wurde er gehenkt, jetzt wird er mit einer Freiheitsstrafe belegt. Ferner galt zur Forderung der Strafe in bestimmten Zeiten der verletzte Einzelne, in andern bei gewissen Völkern jeder aus dem Volke, bei andern lediglich die Gesammtheit in ihren ständigen Vertretern als berufen. Endlich hat die Frage nach Zweck und Grund und Maß der Strafe die verschiedenste Beantwortung, sowohl in der allgemeinen Meinung, wie im Bereiche der Wissenschaft erfahren.

Das Problem, das die Strafrechtspflege zu lösen hat, ist sonach ein complicirtes und in zahlreichen Beziehungen variirendes. Daher der reiche Wechsel in der Geschichte seiner Lösung, sowohl auf praktischem, wie auf theoretischem Gebiete.

Der Gegensatz zwischen der privatrechtlichen und strafrechtlichen Ausgleichung hat übrigens nicht bloß diese formale Bedeutung (daß dort Gleichförmigkeit, hier Veränderlichkeit herrscht u. s. f.), sondern zugleich eine ideale Bedeutung. Die ideale Bedeutung der Geschichte der Strafe nämlich ist eine andere und höhere als die der privatrechtlichen Ausgleichung.

Die Strafe hängt, wie bemerkt, von den Wirkungen des Verbrechens im Bewußtsein der von mir genannten Betheiligten ab. Diese Wirkungen aber bestimmen sich nach dem Charakter von diesen und nach den Zuständen, in welchen sie leben. Zu den Betheiligten gehört aber vor allem die Gesammtheit der Volksgenossen. Sie hat sich seit lange in dem größeren Theile Europa's als der Hauptinteressent geltend gemacht.

Darin liegt, daß die Gestaltung der Strafjustiz bei einem Volke charakteristisch sein müsse für dieses selbst und seine Zustände, daß sie uns die bewegenden Kräfte im Bewußtsein desselben erkennen und auf den tiefsten Grund desselben blicken lassen müsse.

Sie werden es danach verstehen, wenn ich die Geschichte des Strafrechts als den tiefgreifendsten Commentar zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit bezeichne.

Eine kurze Schilderung, wie sich eine Seite jener Entwicklungsgeschichte in der Geschichte des Strafrechts spiegelt, mag diese ideale Bedeutung der letzteren klarlegen.

Digitized by Google

Die Geschichte des Strafrechts läßt uns erkennen, daß im Leben der Gesellschaft die Sphäre bewußten, d. i. durch eine deutliche Erfassung humaner Zwecke bestimmten und die Mittel zum Zwecke bewußt gestaltenden Handelns sich allmälig erweitert habe, und zwar insbesondere erweitert habe auf Kosten der Herrschaft blinder Affecte und auf Kosten der Herrschaft des Autoritätsprincips. Die folgenden Daten sollen diese Behauptung erläutern.

Auf niedrigeren Stufen völkerschaftlicher Entwicklung zeigt sich das Strafrecht, wenn dieses Wort auf die Vorläufer einer geordneten staatlichen Strafrechtspflege anwendbar ist, beherrscht durch den Affect. Der unmittelbar durch das Verbrechen Verletzte übernimmt dessen Ahndung, getrieben durch das empörte Gefühl, durch den Schmerz, den die erlittene Kränkung ihm bereitet. Das erhitzte Blut, nicht Ueberlegung, treibt ihn zur Rache. Fast unwillkürlich schlägt er nach dem, der ihn zuerst geschlagen, wie das Kind nach dem Stuhle schlägt, an dem es sich weh gethan hat. Innerhalb gewisser Grenzen hat seine That ohne Zweifel die rationellen Wirkungen der Strafe. Denn in der Erfahrung, daß der Bruch des Friedens die Rache seitens des zunächst Betheiligten nach sich ziehe, lag die einzige Garantie für die Wahrung der Grundlagen dieses Friedens. Die Furien erscheinen so als die ältesten Wächter und Bürgen des öffentlichen Friedens, des Bestandes einer sanctionirten, einer rechtlichen Ordnung. Aber die rationelle Bedeutung der Rache liegt nicht im Bewußtsein des Rächers und ist nicht das Motiv seines Handelns. Nicht um die Geltung der verletzten Norm zu sichern, verfolgt er den Verbrecher, sondern als Sclave eines dämonischen Affects. Er will nicht abschrecken, präveniren, bessern u. s. f., sondern den leidend sehen, der ihm Leiden zugefügt hat, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, warum ihm dies Befriedigung gewähre. Er realisirt die Aufgaben, welche mittelst der Strafe zu lösen sind, als blindes Werkzeug, und realisirt sie um dieser Blindheit willen in unvollkommenster Weise. Denn der Affect ist wenig geeignet, Maß zu halten und sich ein Ziel zu setzen und das Gleichgewicht herzustellen zwischen den schwebenden Schalen der Schuld und der Strafe. Der Affect bringt daher die Vergeltung nicht zum Ziel. Die That des Rächers ist Grund zu neuer Rache und verewigt so den Streit statt ihn abzuschließen.

So vertreten ursprünglich niedere Kräfte die Interessen der Gattung und besorgen den Haushalt des Völkerlebens; aber sie besorgen ihn schlecht. Kommen höhere Kräfte zu glücklicher Entfaltung, so verdrängen sie jene und übernehmen die reinere Lösung der immer aufs Neue gestellten, das Wohl der Völker umfassenden Aufgaben.

Der Fortschritt über die bezeichnete Stufe der Herrschaft des Affects hinaus wird dadurch vermittelt, daß zwischen den der Begehung einer Uebelthat mit oder ohne Grund Beschuldigten und den durch diese That Verletzten Andere, unmittelbar nicht Betheiligte, treten und auf die Prüfung der Schuld und deren rechtliche Ausgleichung Einfluß gewinnen. Dies geschieht in mancher-

Digitized by Google

lei Formen und im Ganzen und Großen in aufsteigender Progression. An die Stelle des leidenschaftlich erregten Gefühls tritt so allmälig das abwägende Urtheil relativ Unbefangener und verleiht der Strafe mehr und mehr einen rationellen Charakter. Das Gebiet, das auf diesem Wege der Herrschaft des Affects und eines leidenschaftlich erregten egoistischen Interesses entrissen wird, das fällt der Herrschaft des Gedankens zu.

Eine älteste Form dieser Einmengung ist in Folgendem gegeben. Die Gemeinde begünstigt die Flucht des eines Verbrechens Beschuldigten, damit Spielraum gewonnen werde für eine auf die Vermeidung oder den Loskauf der Rache gerichtete Vermittlung. Denn sie hat vor allem ein Interesse daran, daß das durch die That begründete Streitverhältniß ein Ziel gesetzt bekomme.

„Gar trefflich", heißt es bei Euripides, „ward dies von den Vätern eingesetzt,
Daß aus der Leute Augen wich und nicht im Volk
Sich zeigen durfte, wer die Hand mit Blut befleckt:
Nicht wieder sterben sollt' er, sondern durch die Flucht
Entsühnung suchen; denn des Blutes wäre sonst
Ein Ende nie gewesen; und der letzte Mord
Hätt' immer frische Rach' und neuen Mord gezeugt."

Diese Form der Einmengung Dritter läßt an die Stelle der Rache für die Regel das Bußgeld treten. Dasselbe hat einen rationelleren Charakter als jene, indem mittelst seiner eine wesentliche Seite des Strafzwecks, und zwar gerade die für die Rache überhaupt nicht erreichbare, nämlich die definitive Ausgleichung des Geschehenen zwischen den zunächst Betheiligten, in bewußter Weise verwirklicht wird.

Aber bei dieser Form der Einmengung hat es nicht sein Bewenden. Mehr und mehr wird vielmehr der unmittelbar durch die That Verletzte bei Seite gedrängt und seinem Gefühle der Einfluß auf die Bestrafung erschwert. Die Rache wird verpönt. Deßgleichen die private Ausgleichung zwischen jenem und dem Verbrecher, das Bußgeld verliert den Charakter des Loskaufsgeldes für jene und fließt in die Cassen des Staats. Die Strafe streift jede specifische Beziehung auf den verletzten Privaten und dessen Interessen ab, und selbst ihr Eintritt wird innerhalb weiter Grenzen unabhängig gemacht von seinem Willen. An seine Stelle tritt die Gesammtheit mit ihren Organen, in welchen der durch die That entzündete Affect sich gleichsam nur wie im Wiederscheine geltend macht, und welche daher im Stande sind, der Strafe einen höheren Charakter zu verleihen.

Dort freilich, wo das Volk selbst sich unmittelbar durch die That getroffen fühlt, gilt von ihm das Nämliche, wie von dem Einzelnen. Der Privatrache steht die öffentliche, von der eine Unterart in der Lynchjustiz gegeben ist, mit wesentlich gleichem Charakter zur Seite. Auch treten in ihrer Geschichte ähn-

Digitized by Google

liche Erscheinungen zu Tage wie in der Geschichte der Privatrache. Eine bemerkenswerthe Rolle spielt hier insbesondere das Asylrecht. Dem wegen einer Uebelthat Verfolgten eröffneten sich im Mittelalter, wie vordem bei den Juden, Griechen und andern Völkern, Zufluchtsstätten, wo sie Muße finden konnten, ihre Unschuld zu erweisen und Freunde und Vermittler in Bewegung zu setzen, um eine gerechte oder milde Behandlung für sich zu erwirken. Noch heute findet sich etwas Aehnliches in dem politischen Asylrechte. Dem wegen politischer Verbrechen Verfolgten nämlich öffnen sich Schutzstätten jenseits der Grenzen seines Landes noch heute, und es steht dies in unläugbarem Zusammenhang mit der Thatsache, daß der Theil der Strafrechtspflege, welcher die politischen Verbrechen betrifft, im Ganzen der Entwicklungsstufe noch am nächsten steht, welche durch die Herrschaft des Affects charakterisirt ist, eine Thatsache, welche ihrerseits auf den Charakter des specifisch politischen Lebens ein bedeutsames Licht wirft.

Im Uebrigen haben wir bessere Garantien gegen den Einfluß der auch in der Gesammtheit und deren Organen mächtigen irrationellen Factoren gewonnen, als sie in dem Asylrechte gegeben waren.

Zwischen jene und den Beschuldigten, und allgemein zwischen die durch die That erregten Interessen und Leidenschaften und die Strafe tritt heute ein neutraler Factor von hoher Bedeutung, nämlich das Gesetz. Nicht die Eindrücke, welche die einzelne That hervorbringt, sollen fortan den Maßstab abgeben für die Behandlung des Thäters, sondern die allgemeine Erfahrung in Bezug auf früher begangene ähnliche Thaten und deren Bedeutung für die rechtliche Ordnung, diese allgemeine Erfahrung insofern sie einen objectiven, feststehenden Ausdruck im Gesetze gefunden hat. Das Schicksal der Beschuldigten also soll lediglich bestimmt werden durch das Gesetz und zwar durch ein Gesetz, welches den Maßstab für ihre Beurtheilung aufgestellt hat, ehe ihre Thaten begangen waren.

Es ist eine lange Entwicklung, welche in der uneingeschränkten Anerkennung dieses Satzes ihren Abschluß findet. Mit ihr aber beginnt eine neue Epoche für die Strafrechtspflege. Dieselbe stellt sich damit auf einen Standpunkt, wo der Wellenschlag, den die einzelne That in den Meinungen und Stimmungen engerer oder weiterer Kreise erregt, nicht mehr zur ihr emporbringt. Nun erst scheint Themis die Binde um die Augen zu legen und der Waage in ihrer Hand eine wirkliche Bedeutung zu verleihen.

Freilich gilt dies nur dort, wo die Anerkennung des fraglichen Satzes nicht eine bloß theoretische geblieben ist, wo vielmehr praktische Garantien dafür gegeben sind, daß der Richter sich an das Gesetz binde, und daß Gesetzgebung und Regierung nicht in die Sphäre richterlicher Thätigkeit übergreifen.

In den Ländern aber, wo dies der Fall ist, da vollzieht sich, hier rascher, dort langsamer, eine wesentliche Umwandlung in der Haltung der Strafjustiz.

Digitized by Google

Während bis dahin die Züge der Leidenschaft nicht vollständig aus ihrem Antlitz entschwanden, kennzeichnen sie nun immer entschiedener Maßhaltigkeit und Besonnenheit. Eine kritische Prüfung begleitet beständig ihre Wirksamkeit und der Einfluß der Wissenschaft auf sie beginnt ein beherrschender zu werden.

Während sie ehedem, dem Standpunkt des Affects gemäß, ein Hauptgewicht auf sinnliche Eindrücke und äußerliche Spuren ihrer Wirksamkeit legte, geht nun das Bestreben auf eine Belebung geistiger Factoren. Jener sinnlichen Richtung entsprach u. A. die Oeffentlichkeit der Hinrichtungen und sonstigen Executionen, dieser geistigen entspricht dagegen die Oeffentlichkeit der Verhandlungen über Schuld oder Nichtschuld, welche bestimmt ist, die Entwicklung und Befestigung des Rechtsbewußtseins im Volke zu fördern.

Uebersehen wir alle die Bestrebungen und Reformen, welche sich dieser Wandlung unterordnen und anschließen, so erhalten wir den Eindruck eines Erwachens aus einer traumartigen und durch trübe Affecte hin und her gezogenen Existenz zu deutlichem Selbstbewußtsein. —

Die Entwicklung des letzteren hat übrigens unabhängig von der allmäligen Paralysirung des Affects eine reiche Geschichte. Auf eine wesentliche Seite derselben, nämlich auf ihr Verhältniß zur Herrschaft des Autoritätsprincips habe ich bereits hingewiesen, und will bei derselben nun noch kurz verweilen.

Der Gedanke, der zuerst im allgemeinen Bewußtsein Macht erlangt, bringt die Strafe in eine Beziehung zu einem höheren, zu dem göttlichen Willen. In der Vorstellung, daß das Verbrechen diesen die Sitte und die bestehende Ordnung heiligenden Willen verletze, und daß die Strafe diesem Willen diene, ihm Genugthung gewähre oder auch einfach die Erfüllung seines Gebotes sei, finden die allgemeineren Beziehungen der Strafe, die über das verletzte Einzelinteresse hinausgreifenden Wirkungen derselben im allgemeinen Bewußtsein ihren ersten Ausdruck.

So erfassen die Völker die allgemeinere Bedeutung von Formen und Regeln des Handelns ursprünglich nur indem sie dieselben in Zusammenhang bringen mit ihren religiösen Vorstellungen und den Aeußerungen eines übergeordneten Willens. Aus diesem Zusammenhang erwächst den Institutionen Ansehen und Kraft, und das intellectuelle Bedürfniß der Völker findet Jahrhunderte hindurch in dieser einfachen Auffassung und Begründung derselben seine Befriedigung.

Die Entwicklung der Einrichtungen führt indessen zur Lösung dieses Abhängigkeitsverhältnisses. Die Elemente ethischen Lebens, welche in jener Vorstellung sich verbunden finden, scheiden sich in Folge dieser Entwicklung, und behaupten fortan ihre Selbständigkeit gegen einander in gesonderten Formen und Instituten. So setzen sich Recht und Religion auf höheren Entwicklungsstufen zu Beider Vortheil aus einander.

Digitized by Google

An diesem Verweltlichungsproceß des Rechts, der z. B. bei den modernen Völkern ein wichtiges Blatt in der Geschichte der letzten 100 Jahre ausfüllt, nimmt auch das Strafrecht Antheil. Wie indessen dieser Proceß in Bezug auf das öffentliche Recht im Allgemeinen einen vollständigen Abschluß noch nicht gefunden hat, so insbesondere in Bezug auf das Strafrecht. Gerade hier machen theokratische Anschauungen sich mit besonderer Zähigkeit geltend. Sie finden hier scheinbar eine besondere Stütze in gewissen viel angerufenen Bibelworten. So in dem Satze von dem Schwerte, das die Obrigkeit nicht umsonst trage, in dem Satze, wer Blut vergossen, deß Blut soll wieder vergossen werden u. s. f. Diese Aeußerungen werden in dem Sinne gedeutet, daß die Obrigkeit, indem sie das Schwert der Gerechtigkeit führe, einen göttlichen Auftrag vollziehe, und daß in diesem die von Rücksichten der Zweckmäßigkeit schlechthin unabhängige Begründung der Strafe gegeben sei. In den Kämpfen der Gegenwart um Aufhebung oder Beibehaltung der Todesstrafe, für und gegen die Milderung des Strafrechts und die Einschränkung seines Gebietes findet dieser Standpunkt beständig eifrige Vertreter. Was irgend an einer theokratischen Auffassung staatlicher Dinge festhält, das setzt sich einer Abschwächung der Strafgewalt in den angedeuteten Beziehungen unter Berufung auf jenen Auftrag und dessen vermeintliche, das ganze Gebiet der Sittlichkeit, oder wenigstens der äußeren Sittlichkeit umfassende Bedeutung entgegen. So berief sich Fürst Bismarck in den Verhandlungen des Nordd. Reichstags über die Todesstrafe auf den höheren Charakter der obrigkeitlichen Strafgewalt gegen die nach seiner Meinung im Gebiete der Strafrechtspflege platzgreifende Sentimentalität und Schwächlichkeit.

Den tiefsten Grund der letzteren will er darin gegeben finden, daß uns das Bewußtsein jenes höheren Auftrags abhanden gekommen sei, und daß wir daher die furchtbar ernsten Functionen der Strafjustiz ganz auf unsere menschliche Verantwortlichkeit zu nehmen genöthigt seien.

In der That handelt es sich bei den Gegnern dieses Standpunktes gerade darum, die Bestrafung der Verbrechen wie jede staatliche Thätigkeit im Zusammenhang menschlicher Interessen zu begreifen und zu begründen. An die Stelle eines dunklen, uns der Verantwortlichkeit überhebenden Auftrags soll die deutliche Kenntniß der Bedingungen und Folgen unserer Wirksamkeit auch auf diesem Gebiete treten, damit wir sie den gesellschaftlichen Interessen entsprechend und so gestalten können, daß wir sie menschlich zu verantworten vermögen. Aber der Streit, der sich in der Sphäre der Strafrechtspflege um diesen Punkt bewegt, hängt mit den allgemeinen Gegensätzen im Bereiche des öffentlichen Lebens zusammen und ist in seinem weiteren übrigens vorher bestimmbaren Verlaufe von dem allgemeinen Vorwärtsdringen des wissenschaftlichen Geistes abhängig.

In unserem Gebiete hat die Doctrin die bezeichnete rationalistische Aufgabe mit Ernst in Angriff genommen und die verschiedenen Merkmale und

Digitized by Google

Beziehungen der Strafe allmälig hervorgestellt und der Praxis gegenüber zur Geltung zu bringen gesucht.

Es geschah dies jedoch zunächst in einer Folge von einseitigen und einander ausschließenden Darstellungen. Man vermochte jeweils nur einer einzelnen Richtung der Strafe, z. B. der auf Abschreckung, Vorbeugung oder Besserung gerecht zu werden. Sie sollte die Rechtsbegründung der Strafe in sich schließen, welche doch nur in der Gesammtbedeutung der Strafe für den Bestand der rechtlichen Ordnung gefunden werden kann. Von einer Erklärung der geschichtlichen Entwicklung vom Standpunkte dieser einseitigen Theorien konnte selbstverständlich keine Rede sein.

Ihre Unzulänglichkeit machte es möglich, daß im Bereiche der Doctrin selbst das freilich hier in rationalistische Formen gekleidete Autoritätsprincip sich wieder und wieder etablirte. Die Berufung auf ein höheres Gebot, auf den Willensact irgendeiner den Einzelnen übergeordneten Macht hat den Vorzug, scheinbar keine Frage offen zu lassen und doch keine so präcis zu entscheiden, daß die Unzulänglichkeit der Entscheidung in die Augen spränge. Den religiösen Charakter aber hat das Princip in diesem Bereiche abgestreift. An die Stelle der göttlichen Anordnung ist ein kategorischer Imperativ oder die objective Vernunft, oder auch der Volkswille und die Volksüberzeugung ꝛc. getreten. Aber in allen diesen Potenzen sind nur neue Autoritäten an die Stelle der alten getreten, und ihre gemeinsame Bedeutung ist es, die Schwächen einer unentwickelten Auffassung zu verbergen. So ist die Berufung auf die Volksüberzeugung, welche die Strafe fordere und das Maß derselben an die Hand gebe, vortrefflich geeignet, Fragen zu beseitigen, nicht aber sie zu erledigen. Wir fragen, wie die Veränderungen sich erklären, und unter welchen Gesetzen sie stehen, welche in dieser Ueberzeugung hervorgetreten sind; woher der Zug zur Humanisirung des Strafrechts stamme, der darin sich geltend macht, und woher der Absterbeproceß, dem ein Theil des Strafrechts unter dem Einfluß dieser Ueberzeugung verfallen ist. Aber wir haben es mit einer Autorität zu thun, der eine Begründung ihres Verhaltens nicht abzufragen ist, und der gegenüber die Wissenschaft daher sich auf die passive Rolle eines Zuschauers und Chronikschreibers zu beschränken hätte.

Aber dies ist nicht das Ziel des Weges, auf welchem die Wissenschaft seit Jahrhunderten vorwärts dringt. Derselbe führt nicht zur Beseitigung, sondern zur Erweiterung ihres Einflusses auf das Verhalten des Volkes und die Entwicklung seiner Zustände. Dies gilt unzweifelhaft auch hinsichtlich der Wissenschaft des Strafrechts. Die zuletzt bezeichneten Theorien aber sind nur die Platzhalter einer allumfassenden und zugleich einheitlichen Auffassung, von welcher wir die Einsicht in den Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs und eine höhere Fähigkeit zur Leitung gegenwärtiger Bestrebungen zu erlangen hoffen.

Dies mag genug sein, um Sie auf den bedeutsamen Zusammenhang aufmerksam zu machen, in welchem die Geschichte der Strafrechtswissenschaft

Digitized by Google

und des praktischen Strafrechts steht und in welchem sie aufgefaßt sein willen. — Goethe räth denjenigen, welche sich in einer Gegend heimisch machen wollen, einen hohen Standort aufzusuchen, und sich den Lauf der Flüsse und Bäche zu merken, welche die Gegend durchziehen, als die beste Vorbereitung für eine Durchwanderung der Gegend. In diesem Sinne wollte ich Sie heute, Vieles anticipirend, auf einen Höhepunkt führen, von dem aus sich das Gebiet, in welchem Sie sich heimisch zu machen gedenken, weithin übersehen läßt, und von dem aus Sie sich den Lauf der Ströme in diesem Gebiete als Merkzeichen für künftige Wanderungen einprägen können.

Die Wahhabiten in Ostindien.

Was an gelegentlichen Mittheilungen über den ostindischen Continent, ein Babel der verschiedensten Völker und Sprachen von der Ausdehnung halb Europa's, in englischen und deutschen Zeitungen erscheint, ist im Allgemeinen — ähnlich den russischen Nachrichten über centralasiatische Vorgänge — sehr spärlich und sehr wenig zuverlässig. Wir Continentalen haben keine unmittelbaren Interessen in jenen Regionen zu vertreten, und die Regierungen von England und Rußland haben noch weniger Interesse daran, ihre asiatische Politik der Analyse europäischer Kritik geflissentlich zu unterbreiten. Ein schlagendes Beispiel dieses Indifferentismus bietet die Gegenwart. Wir wissen — oder vielmehr wir ahnen, daß russische Heere in dieser Zeit vollbringen, was sie schon einmal zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternommen, nämlich die Unterwerfung des Chanats von Chiwa. Damit vollzieht sich eine höchst gewichtige historische Thatsache: der letzte Act innerasiatischer Selbständigkeit, der Anfang der vollständigen und unbestrittenen Herrschaft Rußlands über ganz Central-Asien. Und trotzdem begegnet man in den Blättern europäischer Politik — selbst in einer Zeit drückenden Stoffmangels, wie in der jüngst verflossenen — nicht einmal einer cursorischen Reflexion über die etwaigen Folgen, welche sich aus jenem Ereigniß für die allgemeine Weltlage und für europäische Sonderinteressen ergeben können und werden. — Freilich ist es eine gar weite Entfernung zwischen uns und jenen Ländern, und Ostindien liegt bei Vielen schon tief in dem mythischen Theil ihrer Geographie. In England aber erscheint diese Entfernung nicht so enorm, weil man dort alltäglich nach Indien reist, schreibt und telegraphirt. Daß aber die Engländer trotzdem eben so wenig Interesse und Verständniß für ihr asiatisches Weltreich haben wie wir Continentalen, ist kaum in Abrede zu stellen und ihnen schon oft und mit Recht vorgeworfen.

Digitized by Google

Nur zuweilen dringen grelle Mißaccorde aus Indien zu uns herüber. Man liest fast beständig von vielverzweigten Verhandlungen wegen Majestätsverbrechen, von massenhaften Deportationen in die Strafcolonien. Der Chief-Justice Norman wird in offener Gerichtssitzung von einem angeklagten Wahhabiten erdolcht; eben so der Vicekönig Lord Mayo beim Besuch einer Strafcolonie von einem der Deportirten. Man sucht nach einem tieferen Zusammenhange dieser Ereignisse; aber woher die Materialien nehmen? woraus sich ein unparteiisches Urtheil bilden? — Indische Zeitungen kommen nur spärlich nach Europa und fast nur nach England, wo sie in den betreffenden Archiven in der Regel unbeachtet liegen bleiben; auch repräsentiren sie meistens nur eine Parteiansicht. Ist es im Allgemeinen schwierig, den Schleier gleichzeitiger Geschichte irgendwo zu lüften, so muß man, was Ostindien betrifft, schon zufrieden sein, wenn nur ein gelegentliches Streiflicht uns das Dunkel hier und dort ein wenig erhellt. Die Ansichten, die man dabei gewinnt, sind im Allgemeinen keine besonders erfreulichen, und man ist sehr geneigt zu glauben, daß viele unholde Elemente dort unter der Oberfläche gähren, welche ein jäher Zeitenstoß gar leicht zu einem Trauerspiel voll Blut und Zerstörung für die Annalen der Weltgeschichte componiren könnte.

Schon seit längerer Zeit haben die ostindischen — englischen wie einheimischen — Blätter offen und ausführlich die Frage ventilirt, ob die Muhammedaner Indiens durch ihr Gewissen, durch die Glaubenssätze ihrer Religion verpflichtet seien, gegen Ihre Majestät die Königin von England zu rebelliren. Wir heben hervor, daß diese Frage nur die Muhammedaner betrifft, nicht die Hindus und anderen Nationen Indiens. Derselbe Gegenstand ist mit allem historischen Zubehör in einem besonderen Buche von W. W. Hunter (The Indian Musalmans: are they bound in conscience to rebel against the Queen? — London, Trübner 1871) behandelt und dies hat bereits eine Gegenschrift in der Form gesammelter Kritiken aus der Feder des Sajjid Ahmed Behadur hervorgerufen (Syed Ahmed Bahadoor, C. S. J., on Dr. Hunter's Our Indian Musalmans etc. Compiled by a Mahomedan. London, H. S. King u. Co. 1872). Mr. Hunter, rühmlichst bekannt durch zwei verdienstvolle Werke über Bengalen und Orissa, war durch seine hohe amtliche Stellnng im Civildienst in Calcutta ganz besonders befähigt, über diese eigenthümliche Erscheinung Licht zu verbreiten. Sajjid Ahmed Behadur ist ein hochangesehener Mann, der mit den Mitteln orientalischer und europäischer Bildung in gleicher Weise ausgerüstet, den Islam zu reformiren und das Los seiner Glaubensgenossen zu verbessern bemüht ist.

Wenn vergleichsweise heutigen Tages die Katholiken Preußens den Gehorsam gegen ihren König öffentlich in Frage stellten und einer Kritik unterzögen, so müßte man schließen, daß nur in Folge ganz eigenthümlicher, das

Digitized by Google

Volksbewußtsein tief verletzender Ereignisse die öffentliche Meinung solche Auswüchse zu treiben vermochte. Woher stammt nun die Aufregung in den Gemüthern der Muhammedaner Indiens? Mr. Hunter gibt uns hierüber werthvolle Belehrung, und Weiteres erfahren wir durch Sajjid Ahmed Behadurs Gegenbehauptungen und Berichtigungen. Obgleich in vielen Fällen die Angaben beider Gewährsmänner eine strenge historische Kritik nicht zu ertragen vermöchten, obgleich manche wichtige Momente durchaus unaufgeklärt bleiben und wir verschiedene der Grundanschauungen Beider nicht zu theilen vermögen, so ergeben sich dennoch die Umrisse einer eigenthümlichen und höchst beachtenswerthen Erscheinung in der Geschichte unseres Jahrhunderts, die wir in Folgendem kurz zu skizziren versuchen.

Das in Frage stehende Uebel — und ein Uebel liegt hier vor — hat zwei Wurzeln, deren eine in Nedschd, dem mittelarabischen Hochlande, die andere im nordwestlichen Grenzgebirge Ostindiens zu suchen ist. Die erstere ist die Lehre Abd-alwahhab's, der Wahhabitismus, dessen Stellung in der Geschichte der muhammedanischen Kirche schon oft und nicht unpassend mit der Lutherischen Reformation verglichen worden ist. Ein freier, edler, menschenwürdiger, aber freilich auch zu puritanischer Schroffheit geneigter Geist durchzieht diese Lehre. Der orthodoxe Islam hat Muhammed zu einer Art Halbgott erhoben und ihn sammt vielen Heiligen zu Vermittlern zwischen Gott und Mensch gemacht. Abd-alwahhab degradirt Mohammed zum einfachen Menschen und läßt die große Rechnung — ohne Mittelsperson — allein zwischen Gott und Mensch abmachen. Der Islam hat seine Kirchenväter so gut wie wir, und kirchenväterliche Weisheit hat auch dort den wahren Sinn des „Wortes Gottes" mit ihren Schnörkeln bis zur Unkenntlichkeit incrustirt. Abd-alwahhab ist ein Rationalist; er verwahrt das Recht individueller Auffassung gegen die Tyrannei kirchlicher Tradition und gestattet jedem Einzelnen den Koran nach bestem Wissen und Gewissen zu erklären. Der Islam hat so gut wie andere Religionen sein langathmiges Ceremoniel, seine buntrockigen Priester, seinen Rosenkranz u. s. w. Alles dies verwirft Abd-alwahhab und erkennt nur das Gebet als die einzige Form des Gottesdienstes an. Ferner erwarten die Wahhabiten die Ankunft eines Messias, der seinerzeit der „wahren Religion" zum Siege über die ganze Welt verhelfen wird. Um nun aber zu verhüten, daß meine Leser nicht etwa sofort dem Christenthume den Rücken kehren und zum Wahhabitismus übertreten, muß ich noch schließlich erwähnen, daß der Wahhabitismus seinen Anhängern zwei bedenkliche Verpflichtungen auferlegt, nämlich alle Nicht-Wahhabiten beständig zu bekriegen und dem politischen Oberhaupt unbedingt Gehorsam zu leisten. Sajjid Ahmed Behadur sucht zwar diese beiden letzten Punkte durch verschiedene Beschränkungen abzuschwächen, aber ohne überzeugende Beweise.

Welche Gährung dieser um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstandene Sauerteig in Arabien verursacht hat, dürfen wir im Allgemeinen als

Digitized by Google

bekannt voraussetzen. Die politische Spitze der Bewegung war besonders gegen die Türken gerichtet. Die Wahhabiten eroberten den größten Theil von Arabien, auch Mekka (1803) und Medina (1804); aber 1812 nahmen ihnen die Aegypter die heiligen Städte wieder ab, und 1818 schlugen sie das Heer der Wahhabiten im Centrum ihrer Macht und erstürmten ihre Hauptstadt. Trotzdem hat ihr Reich fortexistirt und neuerdings sich wieder ausgebreitet; die jüngsten Nachrichten darüber hat uns der bekannte Reisende Palgrave gebracht.

Viel weiter aber als der politische Einfluß erstreckt sich die Missionsthätigkeit der Wahhabiten. Der orthodoxe Islam opponirt zwar überall gegen diese ketzerische Neuerung, aber denkende Muhammedaner (wie z. B. Sajjid Ahmed Behadur) können sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Islam — besonders da, wo er mit anderen Religionen in Berührung kommt — einer Reform an Haupt und Gliedern bedarf, und daß die wahhabitische Reformation viele vortreffliche Elemente in sich schließt. Ferner scheint diese Lehre auf die großen Massen des ungebildeten Volkes einen ganz bedeutenden Einfluß auszuüben. Wenn sie ausschließlich eine religiös dogmatische Tendenz hätte, so müßte ihr jeder wohldenkende und unparteiische Mensch die größte Verbreitung in der muhammedanischen Welt wünschen; leider aber hat sie, wie auf der Hand liegt, eine ganz bedenkliche politische Kehrseite, welche sie überall mit den anerkannten Auctoritäten in Collision bringen und zahlreichen Anhängern das Martyrium eintragen muß. Unglücklicher Weise hat der Wahhabitismus ganz besonders die Richtung nach Ostindien genommen; sehen wir, durch welche Vermittlung.

Der erste Apostel dieser Lehre in Indien war ein gewisser Sajjid Ahmed. 1786 in Rai Bareli von niedrigem Stande geboren, ergab er sich, nachdem er eine wüste Jugend durchlebt (auctore Hunter war er Freibeuter), 1816 in Delhi dem Studium der Theologie. Eine innere Umwandlung — vermuthlich im Gefolge epileptischer Anfälle — bemächtigte sich seiner; er glaubte sich von Gott inspirirt und trat 1819 eine Reform des Islam predigend zuerst unter den Rohillas in Rohilkand auf, begleitet und unterstützt von einem ihn an Kenntnissen und Begabung weit überragenden Manne, dem Maulawi Ismail. Seine Predigten fanden großen Anklang und 1820 trat er seine erste Missionsreise an; dem Laufe des Ganges folgend, machte er überall zahlreiche Convertiten, hielt sich einige Zeit in Patna auf, wo er ein Missionscentrum gründete, und zog dann weiter nach Calcutta. Außer einer allgemeinen Reform predigte er einen Glaubenskrieg (Dschihad) gegen die Sikhs, die Bedrücker der Muhammedaner im Panjab (spr. Pandschab). Alles dies geschah öffentlich und mit Vorwissen der englischen Behörden. 1822 machte er eine Pilgerreise nach Mekka, wurde dort mit wahhabitischen Missionären bekannt und selbst bald ein glühender Bekenner der neuen Lehre. 1823 nach Indien zurückgekehrt, predigte er überall die Reformation Abd-alwahhab's und ließ sich im folgenden Jahre im nordwestlichen Grenzgebirge Ostindiens nieder, das wir oben als die zweite

Digitized by Google

Heimat des in der indisch-muhammedanischen Welt grassirenden Uebels bezeichnet haben.

Diese Landschaft hat fast zu allen Zeiten eine merkwürdige Rolle in der Geschichte Hindustans gespielt; es ist eine großartige Alpenlandschaft, gebildet durch die Vereinigung des Himalaya und Hindukoh und deren südliche Ausläufer, im östlichen Theil von dem Indus durchströmt. Im Südwesten ist die Grenze das afghanische Grenzgebirge und die Hochebene von Peshawer, südlich die Ebene des Panjab und östlich Kashmir und Klein-Tibet. Dies für größere Truppenmassen unzugängliche indische Dalmatien ist seit Jahrhunderten von eben so unbändigen und raublustigen als fanatischen, unter einer Art Stammverfassung lebenden Afghanen-Stämmen bewohnt; sie sind noch niemals einem Kaiser Indiens, noch irgendeinem andern Machthaber für die Dauer unterworfen gewesen, und die oft unternommenen Versuche, sie zu bändigen, waren bis auf den heutigen Tag nichts anderes als eben so viele höchst kostspielige und blutige, aber gänzlich erfolglose Unternehmungen. Dieser Kaukasus wartet noch seiner Russen. Die einzelnen Stämme leben in der Regel in Fehde mit einander, aber zuweilen vereinigen sie sich zu gemeinsamen Zwecken, und dann ergießt sich zahlreiches Gesindel über die Dörfer und Städte des nördlichen Panjab, überall plündernd und mordend, aber vor jeder geordneten Macht schleunigst in ihre Berge zurückweichend, in die hinein man ihnen nicht zu folgen vermag. Der große Mongolen-Kaiser Akbar führte einen langwierigen Krieg mit diesen Stämmen, der auch insoferne den gleich zu erwähnenden Ereignissen unseres Jahrhunderts ähnelt, als ein religiöses Element auf Seiten der Afghanen ihrer Raublust zur Hilfe kam. Die Predigten Bayezid's, des Propheten der Afghanen, des Begründers ihrer Litteratur, entflammten sie zu einem Nationalkriege gegen die mongolischen Beherrscher Ostindiens.

Unter diesen Bergvölkern nahm Sajjid Ahmed seinen Aufenthalt und erwarb merkwürdiger Weise sehr bald Anhang und Einfluß. Die Afghanen gewann er vermuthlich weniger durch seine Dogmen als durch sein Predigen zum Glaubenskrieg gegen die Sikhs, der einträglichen Raub versprach. Jedoch der größte Theil des dem Sajjid Ahmed unbedingt ergebenen Anhanges bestand nicht aus Afghanen, sondern aus Bengalis (Leuten aus der Provinz Bengalen). Wie schon oben erwähnt, hatte er auf seiner ersten Reise ein Missionscentrum in Patna gegründet. Von dort aus wurde eine wohlorganisirte und von fanatisch begeisterten Männern geleitete Agitation für die Zwecke der neuen Lehre und ihres Propheten durch ganz Bengalen und besonders unter dem Landvolk unterhalten. Speciell sammelte man Geld, Waffen und Recruten für den Kreuzzug gegen die Sikhs und schickte alles auf einer zu diesem Behufe angelegten Etappenstraße viele hundert Meilen weit bis an die Grenze Indiens in das Standlager des Propheten. Diese Classe von Menschen war im Allgemeinen ehrlich und aufopferungsfähig; unter Sajjid Ahmed's Leitung sollen die als feig verrufenen Bengalis Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Es

Digitized by Google

gelang nun seiner Politik, die Grenzer zu einer Coalition zu bewegen, und nachdem er den Fanatismus dieser und seiner Bengalis durch die Vorspiegelung von Beute oder — ewiger Seligkeit zu hellen Flammen geschürt hatte, erklärte er 1826 den 21. December den Glaubenskrieg an die Sikhs, über die wir an dieser Stelle einige Worte einschalten müssen.

Die Sikhs (d. h. Schüler) waren ursprünglich eine sehr wenig bedeutsame, um 1500 entstandene Secte von Hindus. Zuerst ganz unbeachtet, wurden sie späterhin von den Mongolen-Kaisern verfolgt und Viele zu Märtyrern ihrer Sache gestempelt; in Folge davon wurden sie aus ruhigen, einem beschaulichen Leben ergebenen Leuten zu vogelfreien Wegelagerern, welche sich überall gegen die anerkannte Auctorität auflehnten. Besonders durch die grausame Verfolgung unter Aurangzib wurde ihre Sache gestärkt; aus Räuberbanden wurden ganze Heerschaaren, und in den Zeiten nach dem Tode Aurangzibs (1707), wo alle Bande der Ordnung sich lösten und der Zerfall des Mongolen-Reiches durch innere Zwietracht und unter den Schlägen der Perser, Mahratten und Afghanen sich vollzog, gelang es ihnen, sich nach und nach in den Besitz des ganzen Panjab zu setzen — eine Thatsache, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Ranjit Singh, einen der Häuptlinge der Sikhs, der es verstanden, über seine Collegen hinaus sich den Weg zur Alleinherrschaft zu bahnen, abgeschlossen wurde. Die Muhammedaner des Panjab, die früheren Beherrscher des Landes, wurden die Unterthanen, die früheren Bedrücker die Bedrückten; die früheren Besitzer des Bodens wurden jetzt Leibeigene einer ihnen verhaßten Hindu-Secte. Die Befreiung dieser Glaubensgenossen vom schmachvollen und drückenden Joch der Sikhs — das war die Idee, für welche alle Muslims Indiens sich begeisterten und zu deren Ausführung Sajjid Ahmed seine Schaaren in das Feld führte.

In den ersten Jahren wurde der Krieg ohne entscheidenden Erfolg auf irgendeiner Seite geführt und verlief lediglich in Raubzügen. Ende 1830 aber gelang es Sajjid Ahmed die Grenzfestung Peshawer zu erobern, worauf er sich zum Chalifen erklären und Münzen in seinem Namen schlagen ließ. Damit hatte er den Zenith seines Glückes erreicht, das ihm aber nicht lange hold bleiben sollte. Was der Tapferkeit Ranjit Singh's nicht gelungen war, gelang seiner Intrigue; er säete Zwietracht unter den Afghanen-Stämmen im Gefolge Sajjid Ahmed's. Als dieser nun für die von Heimat und Angehörigen weit getrennten Bengalis von den Afghanen ihre Töchter, die sie an den Meistbietenden zu verkaufen pflegen, zu Frauen verlangte, entstand ein offener Aufruhr; die Afghanen ermordeten viele der Bengalis und Sajjid Ahmed selbst mußte für sein Leben fliehen. Der ganze Troß lief aus einander und die Sikhs zogen wieder in Peshawer ein. Es gelang Sajjid Ahmed nicht mehr, sein Unglück wieder gut zu machen. Im Mai 1831 wurde er auf einem Streifzuge von den Sikhs überfallen und getödtet.

Digitized by Google

Man sollte erwarten, daß mit diesem kläglichen Ausgang die Wahhabiten-Bewegung an der Grenze ein frühzeitiges Ende gefunden hätte; aber das war nicht der Fall. Um die gänzliche Zerstreuung der Anhänger Sajjid Ahmeds zu verhüten und ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben, wurde die alte Mähr ausgegeben, welche in etwas veränderter Form nach dem Tode jedes orientalischen Propheten verbreitet worden ist, daß Sajjid Ahmed nicht getödtet, sondern nur verschwunden sei und sich irgendwo verborgen halte, daß er aber wieder erscheinen werde, sobald seine Anhänger sich zu einem neuen Glaubenskrieg vereinigten. Unglücklicher Weise wurde dieser Betrug aufgedeckt und bekannt, und die Entmuthigung in Folge dessen nur noch um so größer. Trotzdem blieb eine kleine Wahhabiten-Colonie an der Grenze bestehen unter der Leitung von Wilayet Ali und Inayet Ali, den früheren Vorstehern der Propaganda in Patna, zwei ernsten, ihrer Sache fanatisch ergebenen Männern. Unermüdet predigten und wirkten sie fort im Geiste Ahmeds, und ebenso ihre Sendboten unter allen Muhammedanern Indiens; fortwährend wurde zu einem neuen Kriege gegen die Sikhs gerüstet. Als nun aber 1847 die Macht der Sikhs gebrochen wurde und in dem Frieden von Lahor die zwei Jahr später erfolgte Annexation des Panjab an Brittisch-Indien vorbereitet war, kehrten diese beiden Männer nach Patna zurück. Noch einmal (1851) wandten sie sich wieder zur Grenze und starben dort einige Jahre später ohne — soweit sich erkennen läßt — besondere Spuren ihrer Thätigkeit zu hinterlassen. — Seit 1847 war nun aber die politische Lage jener Gegenden eine ganz andere geworden als vorher, und dieses Umstandes müssen wir hier in einigen Worten gedenken.

Der Friede von Lahor war ein großer politischer Fehler; anstatt die Sikhs absolut widerstandsunfähig zu machen, hatte man durch halbe Maßregeln, durch Zertheilung ihres Reiches sich des Friedens von dieser Seite her versichern zu können geglaubt — ein Irrthum, der bald theuer bezahlt werden sollte. Schon im folgenden Jahr erhob sich der ganze Panjab in Waffen zur Vertreibung und Vernichtung der Fremdlinge. Mit gewohnter Sorglosigkeit und erhabener Verachtung gegen orientalische Gegner ignorirte die indische Regierung die Anfänge der Bewegung, und erst nachdem Sikhs und Muhammedaner ihrer alten Todtfeindschaft vergessend im Verein mit den Afghanen von Kabul gegen die Engländer in das Feld zogen, machte man Ernst mit den Rüstungen und suchte rasch größere Truppenmassen zusammenzubringen. Es folgte ein entsetzlicher Krieg, der anfänglich die ganze englische Herrschaft über Ostindien in Frage zu stellen schien. Erst nach mehreren blutigen Schlachten gelang es den Panjab wieder zu besetzen, und im Frühjahr 1849 wurde das ganze Land förmlich annectirt. Nur die im Himalaya gelegene Alpenlandschaft Dschammu wurde dem Sikh-Fürsten Gulab Singh als Lehen der englischen Regierung gelassen. Damit haben die Sikhs, ihrer Zahl nach immer sehr unbedeutend gegen die Muhammedaner des Panjab, ihre frühere Bedeutung vollständig verloren;

Digitized by Google

zum Theil haben sie das Schwert mit dem Pfluge vertauscht, zum Theil sind sie in die anglo-indische Armee eingetreten und haben bis auf den heutigen Tag ihren neuen Brotherren treue und wesentliche Dienste geleistet. Hauptsächlich mit ihrer Hilfe gelang es, den Sepoy-Aufstand von 1857, 1858 in so kurzer Zeit wieder zu unterdrücken.

Durch diese Ereignisse, sollte man nun glauben, wäre der Agitation der Wahhabiten an der Grenze wie in Bengalen, wo ihre Lehren die tiefsten Wurzeln geschlagen haben, die praktische Spitze abgebrochen; es gab keine Glaubensgenossen mehr vom Joche der Sikhs zu befreien, keinen Glaubenskrieg mehr gegen die Sikhs zu predigen. Aber trotzdem hat die wahhabitische Bewegung fortgedauert und in bedenklicher Weise um sich gegriffen. Hunter behauptet nun, daß die Wahhabiten ihren Haß von den Sikhs einfach auf die Engländer übertragen haben, und der Vertheidiger der Loyalität der Muhammedaner, Sajjid Ahmed Behadur hat uns nicht zu überzeugen vermocht, daß diese Annahme ungerechtfertigt sei. Im Grunde haben nur die Namen und Personen gewechselt, aber die Sache ist dieselbe geblieben; anstatt der Sikhs beherrschen die Engländer die Muhammedaner des Panjab; Beide sind für den Wahhabiten „Ungläubige", die er bekriegen muß; von Beiden sind die Engländer die Verhaßteren — um so mehr, seitdem die Sikhs aufgehört haben gefürchtet zu sein. Zwar gewähren die Engländer allgemeine Religionsfreiheit, und die Muhammedaner können jetzt, was ihnen unter den Sikhs nur selten beschert war, ruhig ihrer Religion und ihren Geschäften leben. Daß aber eine solche Maßregel die Wahhabiten nicht versöhnen sollte, war bei ihrem puritanischen Wesen von vornherein wahrscheinlich.

Sajjid Ahmed Behadur sucht seine Leser glauben zu machen, daß der von den Wahhabiten seitdem noch fortwährend gepredigte und vorbereitete Glaubenskrieg (den er nicht in Abrede stellen kann) nicht gegen die Engländer, sondern gegen das oben erwähnte Sikh-Fürstenthum Dschammu gerichtet sei; aber seine Behauptung entbehrt jedes Beweises und jedes Scheines einer Wahrscheinlichkeit. Auch wäre in dem Fall zu bemerken, daß ein solches gegen einen Lehensmann der englischen Regierung gerichtetes Unternehmen einem Attentat gegen die letztere selbst gleichkäme. Obwohl wir im Einzelnen nicht genügend unterrichtet sind, läßt sich doch das Folgende als sicher hinstellen: Thatsache ist, daß die Engländer in den Jahren 1858, 1863 und 1868 drei kostspielige und blutige Kriege mit den Grenzern geführt haben. In keinem derselben haben die Engländer Lorbeern gesammelt; sie sind alle drei ziemlich elend und nicht ohne bedenkliche Krisen verlaufen. Und was das Schlimmste ist: ein durchschlagender Erfolg irgendwelcher Art ist nicht erreicht. Die Materialien gestatten uns nicht, über den ersten Krieg von 1858 mit derselben Sicherheit zu urtheilen, wie über die beiden späteren, und wir wollen gern die Behauptung Sajjid Ahmed Behadur's, daß verschiedenartige Reste der Sepoy-Rebellion das Hauptelement jenes Aufstandes gebildet haben, als nicht unwahrscheinlich

Digitized by Google

anerkennen. Aber Thatsache ist ferner, daß jenen Bewegungen an der Grenze ein religiöses Element beigemischt war, daß die Aufständischen hauptsächlich von Bengalen aus mit Waffen, Geld und Mannschaften unterstützt wurden, und daß die vom Wahhabiten-Apostel Ahmed 1820 in Patna gegründete, seitdem über ganz Bengalen und andere Provinzen verzweigte Propaganda die leitende Seele des ganzen hochverrätherischen Planes war. Die Engländer haben von je anher von diesem Treiben gewußt; sie hatten aber, so lange die Bewegung gegen die Sikhs gerichtet war, keine Ursache, Einsprache zu erheben, um dem Nachbarreiche Verlegenheiten zu ersparen. Wenn sie aber von 1849 bis 1864 dieselben nun gegen sie selbst gekehrten Umtriebe ruhig haben gewähren lassen, so ist das eben nur ein neues Zeichen jener hochmüthigen Sorglosigkeit, welche die anglo-indische Herrschaft schon zu wiederholten Malen an den Rand des Verderbens geschleudert hat. Den beiden letzten Kriegen an der Grenze sind allemal vielverzweigte und langwierige Gerichtsverhandlungen wegen Hochverrath in Calcutta gefolgt (1864 und 1868), und haben seitdem noch gar nicht aufgehört. 1870 wurden zwei District-Centra der Propaganda aufgehoben und verurtheilt. Aus der aufgefangenen Correspondenz und aus den Zeugenaussagen ergibt sich mit positiver Gewißheit, was wir oben als Thatsache hingestellt haben. Leider sind unter den Verurtheilten viele ehrliche Leute, welche, von religiösem Fanatismus geblendet, sich durch ihr Gewissen zu solchen Handlungen verpflichtet glauben, offen diese ihre Ueberzeugung bekennen und mit größter Standhaftigkeit und Seelenruhe die Folgen ihres Thuns über sich ergehen lassen. Dem gegenüber ist die Lage der englischen Gerichte eine sehr peinliche; Strenge ist nothwendig, aber ein Martyrium darf nicht geschaffen werden; so bleibt nichts übrig, als sie in großen Zahlen für lebenslang zu deportiren und einzukerkern. Aber alle Kerker Indiens würden nicht ausreichen, sämmtliche renitente Wahhabiten Bengalens (dort Farazis oder New Muslmans genannt) einzuschließen.

Obwohl muslimische Orthodoxie sich von jeder Berührung mit dem Wahhabitismus fernhält und letzterer besonders von den besitzenden Classen und der altgläubigen Geistlichkeit angefeindet wird, hat sich doch auch aller orthodoxen Muhammedaner eine eigenthümliche, angstvolle Aufregung bemächtigt. Sie haben ohnehin keinen besonderen Anspruch auf die Freundschaft der Engländer und fürchten jetzt durch das Betragen eines Bruchtheils ihrer Gemeinde in größeres Unheil verwickelt zu werden. In welchem Licht muß die Loyalität der muhammedanischen Unterthanen gegen Ihre Majestät die Königin von England erscheinen! wie sehr muß die Stimmung aller englischen Beamten gegen eine Gemeinde, in deren Schooß sich eine chronische Verschwörung seit mehreren Decennien nährt, verbittert werden! — Andere wiederum, die es noch ernst meinen mit dem Glauben ihrer Väter, fühlen sich in ihrem Gewissen beunruhigt, und fragen ängstlich, ob denn der Wahhabitismus wirklich der Ur-Islam, die reine, unverfälschte Lehre Muhammeds sei, ob es wirklich die Pflicht

Digitized by Google

des Muslim sei, die Ungläubigen zu bekriegen (d. h. die Engländer zu verjagen) oder — im Falle dies unmöglich — aus Indien nach einem andern muhammedanischen Lande auszuwandern. Diese Frage wurde eine brennende Tagesfrage in der muhammedanischen Presse, und man legte sie, um die Gemüther zu beruhigen, den ersten Auctoritäten im muhammedanischen Recht zur Entscheidung vor. Mehrere Fetwas (Rechtsgutachten) sind dann abgegeben und bekannt gemacht — alle dahin lautend, daß es die Pflicht des Muslims sei, einem „ungläubigen" Beherrscher so lange zu gehorchen, als dieser ihn nicht in der freien Ausübung seiner Religion hindere. Die betreffenden Capitel des muhammedanischen Rechts sind sehr vieldeutig und biegsam, und die Herren Muftis hätten ungefähr mit demselben Rechte den gegentheiligen Bescheid geben können; es war überhaupt ein gefährliches Experiment, sie zu Richtern in der Sache zu machen. Ob ihre Antworten für das Gewissen ehrlicher Leute ein genügendes Pflaster sein werden, muß die Zukunft lehren. Der ganze Hergang ist ein charakteristisches Zeichen für die tiefe Aufregung, welche in dieser Zeit die Gemüther der Muhammedaner, besonders derer in Bengalen durchzuckt.

Der Wahhabitismus und seine Verquickung mit den afghanischen Grenzvölkern ist eine dunkle Wolke am Horizont indischer Geschichte, aus der sich leicht wiederholte Ungewitter von unberechenbarer Tragweite entwickeln können. Daß aber gerade die Muhammedaner für solche Lehren besonders zugänglich, überhaupt zur Unzufriedenheit geneigt waren und sind, hängt auf das engste mit der Entwicklung der englischen Macht in Ostindien zusammen; und daß in dieser Beziehung Bengalen obenan steht, erklärt sich aus dem Umstande, daß es die älteste Provinz des englischen Reiches ist.

Staatsrechtlich betrachtet fungirte die anglo-indische Regierung ursprünglich als ein Diwan, d. h. Provinzialgouverneur oder chief revenue-officer des Kaisers von Delhi; in seinem Namen erhoben sie Steuern, übten sie Justiz, führten sie ihre Kriege mit den Fürsten Indiens, und annectirten sie Provinz nach Provinz. Das eigene Geld der East India Company trug bis zum Jahre 1835 das Gepräge des Großmoghuls. Erst seit Niederwerfung der Sepoy-Rebellion ist diese Stellung verändert; die Regierung hat sich für den Nachfolger des mongolischen Kaiserthums erklärt und beansprucht in dieser Capacität alle Rechte und Privilegien, welche vormals jenem zustanden. Da diese Usurpation von der nöthigen Macht unterstützt war, ist sie legitim geworden. Die Kaiser von Delhi waren bekanntlich Muhammedaner, und fast ausschließlich durch Muhammedaner regierten sie ganz Indien. Sie waren die Eroberer des Landes, und ihnen gehörte der gesammte Grund und Boden; ferner hatten sie alle einträglichen Stellen im Staate inne: den Hofdienst, das Militär, die Gerichtspflege, die Polizei, und vor allen Dingen die Steuerverwaltung. Ein Provinzialgouverneur oder ein Großgrundbesitzer haftete der Staatscasse für eine gewisse Summe von Steuern; wie er sie eintrieb — was in der Regel durch Hindu-Unterbeamte geschah —, das war seine Sache. Unter englischer

Digitized by Google

Herrschaft verloren sie alle diese Privilegien, indem sie den Hindus und anderen Nationalitäten Indiens — sie, die Beherrscher ihrer früheren Unterthanen — einfach gleichgestellt wurden. Ferner wurden durch die eigenthümliche Entwicklung der Steuergesetzgebung jene Hindu-Unterbeamte die eigentlichen Grundbesitzer, während an die Stelle der muhammedanischen Nobili der englische Steuerempfänger trat. Die Muhammedaner sind zwar keineswegs vom Militär- und Civildienst (mit Ausnahme der höchsten Diätenclassen) ausgeschlossen, aber in dem gleichberechtigten Wettkampf um die Existenz zwischen Muselmann und Hindu, der sich seitdem entsponnen hat, ist der Erstere dem Letzteren bedeutend unterlegen. Die Hindus haben sich rasch in die neuen Verhältnisse, die ihnen große Vortheile im Vergleich zu früher gewährten, gefügt; sie lernen englisch, befleißigen sich europäischer Bildung und füllen in einer überaus großen Majorität sämmtliche Zweige des Staatsdienstes, so weit sie Einheimischen offen stehen. Dem Muselmann wird es schwer, von seiner Höhe herabzusteigen und sich in den gemeinen Kampf um das Dasein zu stürzen; er hängt zu starr an seinen Traditionen und ermangelt der Versatilität des Hindu. In Bengalen sind die Muhammedaner fast vollständig aus dem Staatsdienst durch die Hindus verdrängt. Auch die Richtercarriere steht ihnen nicht mehr offen, seitdem 1864 das Kadi-Amt abgeschafft ist; und Medicin gilt dem Muhammedaner nicht als das Metier eines Gentleman. In einem Punkte sind allerdings die Hindu gegenüber den Muhammedanern sehr begünstigt; für Hindu-Erziehung ist nämlich von der Regierung sehr viel gethan, während der Unterricht der Muhammedaner arg danieder zu liegen scheint.

Die Muhammedaner Indiens sind eine große Nation mit glorreichen Traditionen, aber ohne Carriere. Aus einem stolzen, vielfach privilegirten Eroberervolk sind sie zu einfachen Staatsbürgern ihres eigenen, früher von ihnen selbst beherrschten Landes und zu Unterthanen einer fremden Krone degradirt. Der Sturz war jäh, und das muhammedanische Bewußtsein scheint das Gleichgewicht verloren und bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder gefunden zu haben. Es ist gewiß richtig, wenn Hunter behauptet, daß die englische Regierung die Muhammedaner stark vernachlässigt habe; und es wäre besonders zu wünschen, daß von ihrer Seite mehr für den Unterricht derselben geschähe. Unseres Erachtens ist aber die ganze Weltauffassung der Muhammedaner noch so sehr mittelalterlich, daß sie — auch cæteris paribus — in einem Leben, das nach angelsächsischen Grundsätzen dirigirt wird, mit anderen schwerlich competiren können. Es bedarf einer gründlichen Reform in ihrer ganzen Wirthschaft; sie haben sich noch mit dem Geist der Neuzeit auseinanderzusetzen, wenn sie nicht wollen, daß er über sie zur Tagesordnung übergehe. Hoffen wir, daß diese Reform recht bald eintrete und daß es ihren ernsten Anstrengungen gelinge, sich durch Kenntnisse und Fertigkeiten in Handel und Gewerbe eine Stellung und vor allen Dingen — Unterhalt zu erwerben. E.

Digitized by Google

Hausmusik.

(Stoßseufzer eines Dilettanten.)

Die Ansicht, daß es gegenwärtig an der Zeit sei, die Materialien zu einem Nekrologe der Hausmusik zu sammeln, muß darauf gefaßt sein, dem heftigsten Widerspruch zu begegnen. Müßte doch der Vers aus Hoffmanns unpolitischen Liedern: „In jedem Haus ein Klimperkasten“ heute, um zeitgemäß zu bleiben, wenigstens die Umwandlung des Haus in Stockwerk sich gefallen lassen, bietet doch die indiscrete Construction unserer jetzigen bürgerlichen Architektur dem Bewohner eines größeren Gebäudes täglich Gelegenheit, alle Ton- und Tactarten, alle Rythmen und alle Style gleichzeitig zu genießen. Das ist nun unzweifelhaft wahr: es wird gegenwärtig mehr Musik im Hause gemacht als je zuvor. Aber nichtsdestoweniger scheint uns doch die Hausmusik in den letzten Zügen zu liegen.

Diese Bemerkung ist übrigens schon öfter vor uns gemacht worden, z. B. von Riehl, welcher nur unseres Bedünkens in seiner Meinung von der Ursache der Erscheinung irrte und demgemäß auch in der Wahl des Mittels, durch welches er dem Patienten aufhelfen wollte. Er glaubte Mangel an rechten Compositionen für das Haus zu erkennen, setzte sich flugs nieder und componirte ein Heft „Hausmusik“, die schwerlich in irgend ein Haus Eingang gefunden hat.

Da liegt der Grund sicherlich nicht.

Stellen wir uns eine jener Situationen vor, in welchen ehedem, noch vor wenigen Jahrzehnten, die Hausmusik als eine allen willkommene Freundin herbeigerufen wurde, als das wahre Mädchen aus der Fremde, welches in einer Gabe Jedem die Gabe bot, die ihm erwünscht war. Denn damals glaubte man noch, durfte man noch glauben an die Sätze der Aesthetik (auch ohne sie je gelesen zu haben): „Die Musik gibt im Gefühl eingehüllt die ganze Welt, der Zuhörer öffnet in unendlicher Verschiedenheit die Hülle. So viele Zuhörer, so verschiedene Vorstellungen. . .“

Also: ein Familienkreis, ein Gast dazu. Das bei Tische lebhaft geführte Gespräch rinnt langsamer, schwächer dahin; der offene Flügel lenkt die Aufmerksamkeit auf sich; Wer trägt uns etwas vor? Die erwachsene Tochter zögert der Aufforderung zu folgen, und erst die Betheuerung des Gastes, daß

Digitized by Google

er kein Kenner, geschweige ein Kritiker sei, gibt ihr Muth, an das Instrument zu treten. Nun soll ein Stück für den Vortrag gewählt werden. Beim Durchblättern der Musikalien bleibt eine Sonate von Haydn halb unwillkürlich länger in ihrer Hand. Diese Sonate kann sie spielen, die spielt sie gern. Da ist ein so klares Adagio, ein so drolliges Scherzo, ein so befriedigend ausklingendes Finale, keine großen Schwierigkeiten. — Aber sie erinnert sich noch zur rechten Zeit des verächtlichen Lächelns, welches sie durch den Namen Haydn unlängst auf den Lippen eines Musikers hervorgerufen hatte, und sie wird noch roth bei dem bloßen Gedanken, daß sie sich auf einer so altmodischen Liebhaberei hat ertappen lassen; und so greift sie entschlossen nach dem neuesten Opus eines neuesten Componisten, der nach der Versicherung Urtheilsfähiger den Hegel weit hinter sich zurückläßt. Denn wenn der Philosoph nur von einem Schüler verstanden worden sein sollte, von dem einen aber falsch, so soll der Tiefsinn des Componisten ihm selbst unverständlich bleiben. Wohl wird ihr schwarz vor den Augen vor lauter Zweiunddreißigsteln, Accorden, Kreuzen, Been und Quadraten; doch macht sie sich muthig ans Werk und plappert ihr Pensum mit gehetzten Fingern herunter, wie der kleine Karl bei Goethe seine Litanei vom Schloß und Dorf Jaxthausen. Auch sie wäre um keinen Preis im Stande zu sagen, wer denn der Herr von Berlichingen sei! Und die Zuhörer? Der Vater brummt, er könne den sogenannten alten Meistern keinen Geschmack abgewinnen und muß sich von der Mutter ernst zurechtweisen lassen, und der Gast bewundert galant die Bravour des Fräuleins, verräth aber keinen Appetit auf weitere Proben derselben. Die Künstlerin fühlt wohl, daß sie unbefriedigt gelassen hat, und gibt etwa noch „Volkslied" obendrein; aber das arme Volkslied ist dermaßen eingehüllt und umrauscht von Rouladen und Trillern, wie von Seidenkleidern und Spitzen, daß man seiner kaum gewahr werden kann, — es verschwindet darin „wie die Maus im Wollsack".

Freude hat in diesem Kreise die Musik Keinem bereitet, und doch ist mehr als irgend eine andere Kunst die Musik berufen, Freude, reine Freude zu verbreiten. Mehr als jeder andern kommt ihr die allgemeine Empfänglichkeit entgegen, leichter und sicherer als irgend eine andere trifft sie die Saiten, welche im Innern des Menschen nachklingen. Den starren Schmerz zu lösen, den Trübsinn zu verscheuchen, uns der gemeinen Sorge zu entrücken — welche von ihren Rivalinnen vermöchte das so wie sie? Und zu alledem braucht sie nicht in ihrer vollendetsten Gestalt zu erscheinen. Mit dem gesprochenen Worte hat sie das gemein, daß auch in der schlichtesten Weise vorgetragen der Gedanke zu erschüttern, zu beruhigen, zu erheitern vermag. Das eben stempelt sie zur rechten, echten Hausfreundin. Aber als solche will man sie heute nicht mehr, sie soll immer in vollem Putz, frisirt und gantirt erscheinen, immer bereit sein, fremden prüfenden Blicken zu begegnen. Man musicirt nicht mehr für sich selbst, für das Haus, sondern denkt immer an das Urtheil derer, welche ungebeten und unfreiwillig Zuhörer werden.

Digitized by Google

Freilich, verbergen kann sich die Musik nicht. Man kann in der Verborgenheit Verse machen, in Oel oder Thon freveln, ohne daß eine Menschenseele davon etwas erfährt, aber um geheimen Umgang mit der Musik zu pflegen, müßte man schon in die Wüste fliehen. Ueber dies aufdringliche Wesen der Tonkunst klagen in der Regel nur die widerwilligen Zeugen fremder Kunstübung, es leiden aber darunter gewiß nicht weniger diejenigen, welche sich überhaupt keine, am wenigsten aber solche Zuhörer wünschen, die Musikfreunde, welche sich bewußt sind, keine Virtuosen zu sein. Dabei wird gern zarte Rücksicht auf die Ohren Anderer vorgeschützt, im Hintergrunde aber lebt doch die Sorge für den eigenen guten Ruf. Wer mag sich auch gern als „Dilettant" verschreien lassen?

An und für sich bedeutet zwar das Wort Dilettant nichts Ehrenrühriges, es ist ja nur die fremde und daher als vornehmer geltende Bezeichnung für einen Kunstfreund, Kunstliebhaber. Dereinst klang es unsern Ohren viel schmeichelhafter, viel bedeutender, zu sagen: ich dilettire in der und der Kunst, als: ich treibe sie aus Liebhaberei. Gegen diesen überwuchernden, sich über Gebühr breitmachenden Dilettantismus ist nun einige Jahrzehnte hindurch ein systematischer Krieg geführt worden und hat mit vollständiger Niederlage des ersteren geendigt. Aber die siegreiche Partei hat mehr vernichtet als sie ursprünglich wollte. Sie wollte dem ein Ende machen, daß die bloße Liebhaberei in der Oeffentlichkeit das große Wort führte über Dinge, die man ernsthaft studirt haben muß, um von ihnen etwas zu verstehen; sie wollte die nothwendige Schranke wieder aufrichten zwischen Fachleuten und Dilettanten. Das ist gelungen. Allein sie hat zugleich der ganzen nichtgelehrten und nichtkünstlerischen Welt einen Schrecken eingejagt, den wir nicht zu den heilsamen rechnen können. Die Abneigung unserer Zeit gegen allgemeine humanistische Bildung trifft mit diesem Schrecken zusammen. Da eine zahlreiche Secte die Schule in lauter Röhren oder Stollen verwandeln möchte, in welchen die lernbedürftige Jugend nur die Aussicht auf einen einzigen Punkt, den künftigen Lebensberuf, hätte, aber weder rechts noch links, weder oben noch unten etwas zu sehen bekäme, was sie von der Fachbildung „abziehen" könnte, und da diese Secte die „entschieden fortgeschrittene" ist, so würden es um die Zukunft ihrer Kinder besorgte und aufgeklärte Eltern für ein Verbrechen halten, denselben durch Unterweisung in Künsten Gelegenheit zu nutzloser Zerstreuung zu geben. Man spricht heutzutage nicht mehr von brodlosen Künsten, denn alle Welt sieht ja, wie Künste nicht nur Brot, sondern auch Braten und Wein liefern. Man ist nur eminent praktisch geworden. Tagtäglich kann man Väter sprechen hören: Mein Junge hat Lust zum Zeichnen, aber ein großer Künstler wird nie aus ihm werden, ein Dilettant soll er nicht werden, und deßhalb lasse ich ihm keinen Unterricht ertheilen. Musik läßt man die Mädchen lernen, denn sie haben Zeit sie zu üben, dafür müssen sie es aber auch zu „ungewöhnlicher" Fertigkeit bringen,

Digitized by Google

und das will etwas sagen, da heutzutage schon große Fertigkeit etwas Gewöhnliches ist.

Es ist nur noch erlaubt, Künstler zu sein oder Publicum. Ein Drittes ist vom Uebel. „Sich delectiren" an der Ausübung einer Kunst, das darf nicht mehr sein. Ueberhaupt denkt man in diesem Augenblick von der Kunst, besonders von der Musik, in einer Weise hoch, daß es beinahe schon als Lästerung gilt, wenn jemand sagt, sie mache ihm Freude. Das soll sie nicht. Sie soll nicht Sache der Empfindung, sondern des Gedankens sein. Wir stehen bereits unter dem Terrorismus einer musikalischen Commune, welche alle Denkmäler der Vorzeit erbarmungslos umstürzt und Jeden todt zu schreien trachtet, der noch andere Götter verehrt neben dem Einen, der da ist in Baireuth. Ihre Macht ist größer als wir Andern uns gewöhnlich eingestehen wollen. Wie oft haben wir schon erlebt, daß das musikfreundliche Publicum seiner herzlichen Freude über irgend ein altes Musikwerk, eine Symphonie, ein Singspiel oder dergleichen unbesonnen lebhaften Ausdruck gab, und sich dessen am nächsten Tage bitterlich schämte, wenn es in den Zeitungen wegen seines verrotteten Geschmacks tüchtig heruntergekanzelt worden war. Wir kennen so Viele, die um ihres guten Leumunds willen pünktlich dem Gottesdienst der neuen Gemeinde in den Concertsälen und Opernhäusern beiwohnen und nur in ganz vertrauten Kreisen offen bekennen, daß sich anstatt der gehofften Erbauung nur Langweile bei ihnen einstelle. Wir haben auch schon Strenggläubige dabei überrascht, daß sie der Begierde nach verpönter Kost nicht zu widerstehen vermochten und sich von der Askese bei Gassenhauern erholten, mochten diese nun aus der Offenbach'schen Fabrik stammen oder noch niedrigerer Herkunft sein.

Nun gestehen wir ja willig ein, daß Jene eine viel höhere Stufe zum Gipfel menschlicher Vollkommenheit erklommen haben als wir, vielleicht schon den Gipfel selbst. Wir glauben ohne Weigerung, daß ihnen eine Musikaufführung wie eine Vorlesung oder Predigt ist, daß ihnen jedes Intervall einen bestimmten Begriff ausdrückt, und daß sie im Stande sein würden, die musicirte Rede in Worten zu stenographiren. Wir wollen ja jedermann nach seiner Façon selig werden lassen, glauben aber eben deßwegen auch für uns Mindergebildete Duldung fordern zu dürfen. Wir glauben auch, daß die Musik eine Weltsprache ist, aber nur insofern sie Stimmungen, Lust und Trauer, Begeisterung und Sehnsucht, Ernst und Scherz jedem empfindenden Menschen verständlich auszudrücken vermag; wir überlassen uns noch gern beim Anhören der Musik dem verrufenen Gefühlsdusel; wir sind so beschränkt, Mozart noch für einen der liebsten Söhne der Götter und für einen der größten Wohlthäter der Menschheit zu halten. Wir erinnern uns auch, daß auf anderen Gebieten der Kunst gelegentlich Schulen zur Herrschaft gelangt sind, welche alles früher Geschaffene eben nur für gut genug erklärten, in Freudenfeuern für die allerneueste Richtung verzehrt zu werden, und daß trotzdem jenes Alte das Allerneueste überdauert hat; und wir bilden uns deßwegen ein, daß jene Musik, welche jetzt als

Digitized by Google

alter Plunder verachtet wird, auch noch einmal mit größter Mühe und Sorgfalt wieder hervor- und zusammengesucht werden könnte, um die von der jetzigen Herrlichkeit und Unergründlichkeit ermüdeten Sinne zu erquicken.

Wenn die Blumen an unserem Fenster verschwinden neben Palmen und Granatbäumen, sollen wir deßhalb ganz darauf verzichten, unser Heim mit lebendigen Farben zu schmücken, und mit Duft zu füllen? Dürfen wir uns nicht an Gypsabgüßen von Unsern lieben Frauen von Melos und Knidos und an Stichen nach der Sixtina erfreuen, weil wir die Originale nicht haben können?

Wir glauben sogar, (sothane Ketzerei darf aber natürlich nicht weiter verrathen werden!), daß die jetzt verachteten Dilettanten, welche im häuslichen Kreise ein Streichquartett zur Aufführung brachten, oder vierstimmig sangen, oder gar unisono an der Tafelrunde „Am Rhein, am Rhein“ anstimmten, ein ganz gutes Stück Culturarbeit verrichteten, welches uns durch keine noch so glänzende Aufführung mit zwei Orgeln, sechs Contrabässen und zwölf Posaunen, durch kein achttägiges Musikdrama in eigens erbautem Palaste ersetzt werden kann. Wir glauben sogar, daß die Welt unerträglich öde werden müßte, wenn es wirklich nicht mehr vergönnt sein sollte, „in Tönen zu denken, weil Gedanken zu fern stehen“. . . .

„Philister, Reactionäre, Schwachköpfe!“ Nun ja, wir wissen das, und hören auch schon auf. Um aber auf der Flucht nicht ganz ungedeckt den Wurfgeschossen übermächtiger Gegner ausgesetzt zu sein, wollen wir als Schild die Worte eines neuesten Aesthetikers benutzen, in denen so Manches zu unsern bornirten Dilettantenansichten stimmt.

Man hat zu manchen Zeiten die Musik hinsichtlich ihres bildenden Elements besser zu schätzen gewußt als jetzt. Die Alten sowohl wie das Mittelalter, wie selbst die neueren Zeiten bis in unser Jahrhundert hinein haben dies in vielen Beziehungen gezeigt. Sehen wir heute auf die volksbildende Macht der Musik, so ist die sehr gering. Viel Geklapper vor den Ohren, wenig Musik in den Köpfen und Herzen. In den Volksschulen, namentlich auf dem Lande, sollte die Musik besser gepflegt werden. Auch die einfachsten Instrumente sollten da für die Begabteren gelehrt werden. Ein wie tiefes Musikbedürfniß im Volke steckt, zeigt seine Bewunderung der Drehorgel, seine Neigung, die Ziehharmonika zu spielen u. s. w. Wie gern es singt, ist bekannt. Man unterstütze diese Neigung, aber man menge sich nicht überweise hinein und wolle es gleich nach allerhöchsten Principien maßregeln. Musikfreudige Zeiten in einigen katholischen Ländern könnten da vielleicht Anhaltspunkte geben. Ohne Musikfreude in der Kirche würden wir uns nicht an Jodeln und Zither in unsern Alpen erfreuen. — Ein solcher Kunstschacht könnte ganz sicher besser ausgebeutet werden. Man freut sich so unendlich, wenn man neue Erdschätze entdeckt, und

Digitized by Google

wirft sich mit wahrer Leidenschaft auf ihre Ausbeute. Die Schätze, die im Volke liegen, werden wenig beachtet. Sie sind vorhanden, aber man kümmert sich kaum darum. Nun, so werden sie von klügeren Zeiten gehoben werden!

Klügere Zeiten als die unsere? Ein kecker Wicht, der Lemcke!

Leipzig. P. E. Pauli.

Der ewige Jude.

Von Theodor Vernaleken.

III.

Es liegt wohl in der Eigenthümlichkeit dieser Ueberlieferung, daß der ewige Jude auf dem Theater noch nie erschienen ist; er wird nur behandelt in der Form von Legenden, Romanzen oder Novellen. Es ist begreiflich, daß auch die Franzosen sich des Stoffes bemächtigten, und man braucht nur den Namen Eugen Sue zu nennen, um in allen gebildeten Kreisen, die das Wesen der Poesie verstehen, einiges Entsetzen zu erregen. Die liebe deutsche Leserwelt wird nicht müde, jede modernste Seifenblase, die in Paris aufsteigt, andächtiglich zu bewundern. Sue's ewiger Jude ist nur eine fratzenhafte Verzerrung Ahasvers.

Zum Glück haben wir eine Anzahl größerer und kleinerer Dichtungen, in denen der Stoff mit mehr sittlichem Ernste behandelt ist, z. B. von Schubart, Al. Schreiber, Jul. Mosen, Lenau, L. Schefer, Rückert, Heller und Hamerling. Goethe hat den Gegenstand zu spröde gefunden. Ueber den nicht ausgeführten Plan spricht er sich im 15. Buche seiner „Dichtung und Wahrheit" aus. In seiner „italien. Reise" erinnert ihn das dortige Kirchenwesen an den ewigen Juden, der Zeuge aller dieser Entwicklungen gewesen, von der Apostelzeit bis zur Gegenwart. „Es mußte mir schaudern", sagt er (17, 195), „was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet." Goethe erinnert sich dabei jener Legende („venio iterum crucifigi"), nach welcher Petrus kurz vor seinem Tode dem Kerker entronnen war. Da begegnete ihm an den Thoren Roms Jesus. Auf die Frage des Flüchtigen: Herr, wo gehst du hin? gab er zur Antwort: Nach Rom, um mich abermals kreuzigen zu lassen. Auf diese Antwort soll Petrus beschämt zurückgekehrt sein und den Martyrertod erlitten haben. Zu einer weiteren Anwendung dieser Legende auf den ewigen Juden ist Goethe nicht gekommen, die Faust-Idee lag ihm näher.

Dieser Auffassung des ewigen Juden, der gleichsam das immer offene Auge der Weltgeschichte sei, huldigen auch andere Dichter. Das ist aber die übertragene, allegorische Auffassung, nicht die ursprüngliche. Nach letzterer erscheint er als Vertreter des alten verstockten Judenthums im Gegensatze zum

Digitized by Google

Christenthum. Ich wiederhole: Veranlaßt ist die Sage durch das wirkliche Zerstreutsein dieses Volkes unter den anderen Völkern, ein Schicksal, das ihnen schon ihre Propheten geweissagt haben. Damit verband sich nun die rein nationale Mythe vom ewigen Jäger, und der jüdische Schuster wandert als Alterego mit dem deutschen Gott rastlos seine Wege. Ich halte sowohl die legendische als auch die mythische Seite hauptsächlich für ein Erzeugniß des deutschen Volksgeistes, dagegen die übertragenen Deutungen gehören den Kunstdichtern an, zu denen ich auch die Novellisten rechne, wie z. B. Berth. Auerbach, der den ewigen Juden dem Spinoza erscheinen läßt in dem Augenblicke, in welchem ihn die Juden, seine alten Glaubensgenossen, ausgestoßen haben. Eine sonderbare Mißdeutung ist es, wenn Ahasver sich dem Spinoza als jüdischer Messias vorstellt.

Großartig angelegt und originell durchgeführt sind zwei Dichtungen, die der neuesten Zeit angehören: Ahasverus in Rom, eine Dichtung in sechs Gesängen, von Robert Hamerling (Hamb. u. Leipz. 1868 in 3. Aufl.) und S. Hellers Ahasverus, ein Heldengedicht (Leipz. O. Wigand). Die Behandlung des Stoffes ist eine wesentlich verschiedene, und das kann nicht anders sein, denn die Bedeutung mythischer Gestalten ist eine schwankende, und es ist Sache des Dichters, dem Schwankenden eine feste Richtung zu geben, eine solche aber, die dem Stoffe homogen ist. Und da dies bei beiden Dichtungen geschehen ist, so werden Viele, die nur eine leichte Unterhaltungslectüre suchen, denselben wohl fern bleiben.

Hamerling sieht in dem ewigen Juden den ewigen Menschen. Als epischer Held, meint der Dichter, kann Ahasver nur der ewige Mensch, die sinnbildliche unsterbliche Menschheit sein. Die Sehnsucht Ahasvers nach dem Tode bedeutet dem Dichter nichts anderes als die Ruhesehnsucht der Menschheit, die da ewig qualvoll ringt und strebt, während das Individuum sein Ruheziel im Tode findet. Darum identificirt er den Ahasver mit dem ersten Menschenkinde.

Hamerling concentrirt das Ganze aber auf eine einzelne Begebenheit: er stellt dem Vertreter der Menschheit das titanisch sich aufbäumende Individuum, und zwar den Nero, gegenüber, und so liefert er, wie in seinem „König von Sion“ [1]) ein Zeit- und Sittenbild. Ahasver will nicht allein Rom vernichtet sehen, sondern auch den Nero, den Gipfel seiner todeswürdigen Zeit, will er beugen. Und als ihm das gelungen, scheucht er den flüchtigen Cäsar in die Katakombe zu den Christen, und hier sieht der gestürzte Titan, daß seine Stunde gekommen ist. Nach Nero's Vernichtung wandert Ahasver in die germanischen Wälder und spornt die Fürsten der Germanen an, sich wie Geier zu stürzen auf das Aas des römischen Weltreichs.

---

[1]) Der König von Sion, epische Dichtung von Robert Hamerling, Hamb. u Leipz. bei Fr. Richter. 1869.

Digitized by Google

Im Lebenslaufe Ahasvers ist das Ganze nur eine Phase; es wird zwar auf die milde Lehre des Christenthums hingewiesen, aber es erfolgt kein Abschluß. Das Herz der Menschheit soll sich heben in neuer Lebensfrische. „Dann" — sagt Ahasver — „will ich zu euch, o ihr Männer kommen, und müde von der langen Pilgerschaft, will ich im Schatten eures Kreuzes mich hinstrecken, nicht auf ewig auszuruhen, (sondern) zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern."

Minder glänzend und wesentlich verschieden ist das Heldengedicht Hellers. Anknüpfend an die bekannte Legende beginnt die erste Wanderung mit der Zerstörung Jerusalems, und Ahasver steht mitten im Glaubenskampfe zwischen Heiden-, Juden- und Christenthum. Nach und nach wendet sich seine Anschauung ab vom jüdischen Gottesreiche, und als der Dogmenkampf beginnt und die Ketzerrichterei, flieht er in die Wüste, aus der ihn erst die Völkerwanderung aufscheucht. Er wandert weiter und sucht die Verwirklichung seines Ideals vom Gottesreich, aber vergebens. Weltgeschichtliche Ereignisse gehen an ihm vorüber und erweitern seinen Gesichtskreis. Dem Glauben tritt das Wissen zur Seite, und Faust eröffnet ihm das Verständniß des reinen Menschenthums. Der Mensch hat als höchstes Ziel seines unablässigen Ringens endlich sich selbst gefunden. Die Entwicklung des Menschenthums aus engster nationaler und confessioneller Beschränkung zu freiester allseitiger Entfaltung und klarem Bewußtsein — das ist, kurz gesagt, die Idee der Heller'schen Dichtung.

In einigen Dichtungen, z. B. auch in der von J. G. Fischer, geht Ahasver in den Prometheus über, dessen Mythus allerdings eine tiefere Grundlage hat, wie denn das griechische Volk das ewig und allgemein Menschliche überhaupt reiner zur Darstellung bringt. So repräsentirt z. B. Sisyphos eine Idee, die sich mit der des ewigen Juden und mit den Schicksalen der Menschheit vergleichen ließe. Wie mühevoll arbeitet sich der menschliche Geist empor, wie viel Blut wird vergossen, um nur einigermaßen dem Freiheitsdrange der Völker zu genügen, und siehe da — es treten in der Geschichte immer wieder Perioden ein, in denen der hinaufgewälzte Stein wieder herabkollert, um dann einem neuen Geschlechte abermals neue Mühen zu verursachen.

So bieten die menschlichen Zustände in allen Perioden der Weltgeschichte ein wahres Zerrbild. Die Gegensätze schwanken hin und her, es ist ein ewiges Hinauf und Herunter.

Und so glaube ich nun das ganze Bild des ewigen Juden nach seiner Entstehung, Entwicklung, Verwandtschaft und poetischen Auffassung aufgerollt zu haben. Das Anschauen dieses Bildes von Ahasver kann den Denkenden nur befriedigen. Man kann sagen: Er ist im Wandelbaren das Bleibende, im Sterblichen das Unsterbliche, und in diesem Sinne wird er wandern, so lange Herzen auf der Erde schlagen.

Digitized by Google

* Galizien vor 100 Jahren. Ein statistisches Bild, entworfen nach den Reisenotizen des Ministers Grafen C. Zinsendorf.

Es war im Juni 1772, als nach getroffenem Einverständnisse zwischen den drei Höfen zu Wien, Berlin und St. Petersburg österreichische Truppen unter Führung der Generale d'Alton und Esterhazy von der ungarischen Grenze aus in Galizien einrückten, in unausgesetzten Märschen bis Lemberg und an die Ufer der Weichsel und des Dniesters vordrangen und dort die Grenzpfähle mit dem kaiserlichen Adler aufrichteten, als Zeichen, daß Galizien nunmehr unter österreichischer Herrschaft stehe [1]).

Zum Sitze der österreichischen Regierung wurde die Stadt Lemberg (Löwenberg, Leopolis, Lwów) erklärt. An die Spitze der Administration stellte die Kaiserin ihren geheimen Rath Graf Pergen, welcher mit kräftiger Hand die Organisation des Landes leitete.

Die Grenzen des occupirten Gebietes erstreckten sich vom rechten Ufer der Weichsel (von Oswieczym) bis zur Mündung des Sanflusses, von da über Fronepol gegen Zamość und Rubieszów bis zum Bug, jenseits des Bug an der Grenze Rothreußens bis Zbaraz, von da in gerader Linie am Flusse Podercze, bis er in den Dniester mündet; wozu noch ein kleiner Theil von Podolien und Pocutien kam [2]).

Seine Ansprüche auf den occupirten Theil Polens suchte Oesterreich in einer damals in französischer Sprache erschienenen und mit Urkunden belegten Staatsschrift unter dem Titel: Exposé des droits de la couronne de Hongrie sur la Russie rouge et sur la Podolie (Districtus Haliciensis et Vladimiriensis), ainsi de la couronne de Bohême sur les duchés d'Oswietzim et Zator" vor den Augen Europa's zu rechtfertigen.

Behufs besserer Verwaltung ward nun Galizien nach dem Vorbilde in den Erbländern in Kreise eingetheilt, deren Umfang die folgende Uebersicht enthält:

1.	Kreis	Lemberg	mit 264	Q.-Meilen	und	567.153	Einwohnern
2.	„	Halicz	„ 295	„	„	468.428	„
3.	„	Pilzno	„ 242	„	„	454.237	„
4.	„	Wilieczka	„ 168	„	„	424.953	„
5.	„	Sambor	„ 228	„	„	381.094	„
6.	„	Belz	„ 382	„	„	284.931	„
		Zusammen	1579	„	„	2,580.796	„

(Zählung v. J. 1776)

In dem auf die Besitzergreifung folgenden Jahre (1773) wurde in Galizien eine Volkszählnng vorgenommen, nach welcher in 199 Städten, 111 Märkten und 5575 Dörfern 2,352.520 Seelen lebten [3]); unter diesen waren 2,213.447 Christen und 139.073 Juden, welche jedoch auf mindestens 160.000 geschätzt werden. Dem Geschlechte nach theilte sich die Bevölkerung in 1,188.737 männliche und in 1,163.783 weibliche Personen. Geistliche

---

[1]) Preußen wurde damals um 630 Q.-Meilen vergrößert, an Rußland fielen außer ganz Liefland die Palatinate Polok, Witepsk, Micislaw und ein Theil des Minsker Palatinats mit 60 Städten und Märkten und mehr als 3000 Dörfern.

[2]) Bei der zweiten Theilung Polens im Jahre 1792 ging Oesterreich leer aus, bei der dritten im Jahre 1795 erhielt es West-Galizien, welches jedoch im Wiener Fr eden (1809) wieder verloren ging, bei welcher Gelegenheit auch ein kleiner Theil von Ost-Galizien (Kreis Zamośc) an Rußland abgetreten wurde. West-Galizien umfaßte 140 Städte, 100 Märkte, 6800 Dörfer mit 1½ Million Einwohnern.

Vor dem Wiener Frieden wurden in der österreichischen Provinz Ost- und West-Galizien 240 Städte, 290 Märkte und 12.800 Dörfer mit 5,100.000 Einwohnern gezählt.

[3]) J. A. Wolf: „Oesterreich unter Maria Theresia" sagt fälschlich: Oesterreich erwarb 200 polnische Städte, 50 Märkte und 6300 Dörfer mit 258.000 Einwohnern (!).

Digitized by Google

zählte man damals 7694, darunter 4294 Weltgeistliche, 2722 Ordensgeistliche und 678 Klosterfrauen.

Der Erhebung der vorhandenen Häuser wurde gleichfalls eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet; man zählte dort 11.978 Herrschaftshäuser, darunter 363 Schlösser und 6450 Edelhöfe, 4632 geistliche Häuser, 7067 Wirtshäuser, 5554 Branntweinhäuser, 21.569 Judenhäuser und 397.642 Bauernhäuser, zusammen 48.442 Häuser.

Zu den geistlichen Häusern gehörten 4061 Kirchen, 216 Klöster und 244 Synagogen.

Der Viehstand umfaßte damals 296.658 Pferde, 342.651 Ochsen und Stiere, 649.819 Kühe, 555.277 Kälber, 539.685 Schafe und 352.492 Schweine.

Bei der im Jahre 1776 wiederholten Zählung ergaben sich 537.183 Familien mit 2,580.796 Seelen in 486.081 Häusern; also eine Zunahme um 228.276 Seelen. Unter den erwähnten Familien befanden sich 17.445, welche als Bürger und Professionisten in den Städten lebten, 360.963 Bauernfamilien (darunter 2838 Freibauern) und 35.881 jüdische (darunter 609 Karaimen-Familien).

Bezüglich der Erwerbsverhältnisse ist Galizien in erster Linie auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen. Der Feldbau wird von den unterthänigen und größtentheils erbrechtlosen Bauern (ungefähr 367.000 Familien) betrieben; um nur einen Einblick in die Urproduction dieses Landes zu bieten, mögen hier die Mengen der jährlichen Aussaat dienen, und zwar Korn (Roggen) 1,230.700 Metzen, Weizen 415.100 M., Gerste 793.400 M., Hafer 1,656.200 M., Heidekorn 564.400 M., Erbsen 98.300 M., Linsen 16.400 M. und Leinsamen 68.800 Metzen.

Der Umfang der königlichen Güter, nachher k. k. Cameralherrschaften, läßt sich daraus beurtheilen, daß auf denselben 29.576 Pferde, 21.070 Ochsen, 51.336 Kühe, 43.750 Kälber, 45.700 Schafe und 38.000 Schweine gehalten wurden und die jährliche Aussaat auf 1,950.000 Metzen geschätzt ist.

Zur Beurtheilung der Lebensmittelpreise der damaligen Zeit wird hier erwähnt, daß ein Korez Roggen (ungefähr zwei österreichische Metzen) nur 12 Kreuzer kostete.

Die reichen Salzwerke zu Wielicka und Bochnia lieferten jährlich 414.745 Ctr. Steinsalz (in älteren Zeiten sogar über 700.000 Ctr.), welches von 735 Arbeitern in drei besonderen Werken, in den alten, den neuen und den der Janinerberge gewonnen und in vier Gattungen zu Tage gebracht wird, als Grünsalz (mit Thonerde gemischt), Makowiter-, Schibiker- und Krystall-Salz.

Von dem gewonnenen Salze gelangt ein großer Theil, jährlich über 80.000 Fässer im Werthe von je 25 fl., zur Ausfuhr nach Danzig. Den jährlichen Reinertrag der Salzwerke schätzt man auf 850.000 bis 900.000 fl.

Außerdem bestanden (zumeist im Besitze von Edelleuten) noch die Salzsiedereien (Cocturen) zu Sambor, Drohobycz, Modrzycz, Nohajowicz, Kolpec, Jasenica, Truskawicz, Stebnik, Solec, Tuslanowicz, Uliczno, Staraſol, Spryn, Huisco und Tyrawa ſolna, welche ungefähr 200.000 Ctr. erzeugten, wovon über 100.000 Fässer, zu je 140 Wiener Pfund und im Preise von je 10 bis 12 fl., nach Danzig geliefert werden. Das Reinerträgniß des Subsalzes wird mit Zurechnung des Salzaufschlages auf 487.000 fl. veranschlagt.

Die Industrie Galiziens ist sehr geringfügig zu nennen; einige Eisenhämmer zu Nowytarg, Glashütten zu Lubaczów, Ledereien zu Busk, Wollwebstühle zu Zaleszczyk (Erzeugung 100.000 Ellen grobes Tuch), Leinwandwebereien zu Przeworsk (bei 500 Stühle, welche die polnischen Leibbinden verfertigen); Goldwaaren erzeugen 20 jüdische Goldarbeiter zu Rzeszów; Wachsbleichen und Kerzengießereien bestehen zu Jaroslaw.

Der Handelsverkehr Galiziens beschränkt sich größtentheils auf Danzig, wohin dieses Land seine überflüssigen Producte, als Getreide, Holz, Asche, Salz, Salpeter,

Digitized by Google

Wachs, Wolle, Flachs und Leinwand sendet. Die Ausfuhr nach diesem Hafenplatze umfaßt durchschnittlich

186.860 Stück graue und weiße Leinwand,
13.020 Stein Hanf und Flachs,
88.980 Korez Getreide,
38.630 Centner Wolle,
230.000 Tonnen Salz.

Diese Producte werden größtentheils auf Komeggen (große, platte Fahrzeuge mit einem Fassungsraum von 1500 Metzen Getreide) verfrachtet, welche auf der Weichsel von Dubienko in 4 bis 5 Wochen und von Jaroslau ab auf dem Sanflusse in 7 bis 8 Wochen nach Danzig gelangen und dort nach dem Verkaufe der Fracht als Bauholz veräußert werden. Die Zahl der dort aus Galizien anlangenden Komeggen wird auf 700 geschätzt. Zum Frachtenverkehr nach Danzig benützen die Edelleute Juden als Commissionäre, welche ohne Entgelt und nur unter der Bedingung aufgenommen werden, sich mit den Geschenken bei dem Verkaufe der Waaren zufriedenzustellen.

Als der bedeutendste Handelsplatz im Innern des Landes gilt Brody, wo jährlich zwei Jahrmärkte, deren jeder einen Monat lang dauert, gehalten werden. Der Handel ist dort zumeist in den Händen der Juden, welche bei 250 Handlungen besitzen. Unter den 20 Großhändlern sollen einige Waarenlager bis zu dem Werthe von 80.000 fl. halten.

Eingeführt werden aus Rußland Pelzwaaren, Hausenblase, Thee, Zinn und Kupfer; ein Baumwollzeug, Chitty genannt, wird über Rußland aus China bezogen; aus Podolien und aus der Ukraine kommen Pferde, Horn- und Borstenvieh, Tabak, Unschlitt, Pottasche und andere Rohproducte.

Die Ausfuhr umfaßt Seidenwaaren, Tuch, Leinwand, Nürnberger-, Glas- und Eisenwaaren, zumeist nach Rußland.

Der nicht unbedeutende Wachshandel ist in den Händen zweier armenischer Kaufleute Namens Laskiewicz und Nikorewicz; ersterer sendet über 3000 Ctr. Wachs in die österreichischen Erbländer, von wo er dagegen über 20.000 Stück Sensen bezieht.

Brody steht in Handelsverbindung mit Frankfurt, Danzig, Breslau, Warschau und Moskau.

Schließlich möge zur Illustrirung dessen, in welch' primitiver Weise der Handel in Galizien damals getrieben wurde, die Thatsache dienen, daß die Edelleute ihre Kosaken auf die Straßen zu dem Zwecke entsendeten, um zur Marktzeit die Fuhrleute zu zwingen, in einem ihrer unterthänigen Orte die Waaren abzuladen und feilzubieten, und sodann von dem Erlöse ein bestimmtes Standgeld abzuliefern; auf eine solche Weise soll der Markt zu Lubaczów entstanden sein.

Wenn eine Vergleichung mit den gegenwärtigen Zuständen in Galizien auch nicht in den Rahmen dieses Bildes paßt, so können wir doch nicht unterlassen, einige wichtige Momente in dieser Richtung hervorzuheben und darauf hinzuweisen, daß sich die Bevölkerungsverhältnisse Galiziens seit 100 Jahren wesentlich gebessert haben. Wie in jedem Lande, das noch auf einer niedrigen Culturstufe steht und wo die Gesundsheitpflege im Argen liegt, so haben auch in Galizien Epidemien in früheren Zeiten massenhafte Opfer verlangt, Typhus, Cholera und Blattern hier immer grausamer als anderwärts gewüthet; noch zu Anfang dieses Jahrhunderts berechnet sich ein Sterbfall auf 25 Lebende, während in der neuesten Zeit ein solcher erst auf 32 Lebende kommt.

Die Zahl der an Blattern Gestorbenen betrug früher 5 bis 11 Procent aller Gestorbenen (wie im Jahre 1806) und ist nunmehr auf ein Procent gesunken; ebenso hat die Zahl der Ermordungsfälle in erfreulicher Weise abgenommen.

Digitized by Google

Nur die eine betrübende sociale Erscheinung läßt sich hier nicht verschweigen, daß die Zahl der Selbstmorde unverhältnißmäßig gestiegen ist.

Ferner hat die Pferde-, Schaf- und Schweinezucht so ziemlich im Verhältnisse zur Bevölkeruug zugenommen, dagegen ist die Rindviehzucht zurückgeblieben. Von weiteren Vergleichen wollen wir jedoch hier absehen und diese Anderen überlassen.

Wenn wir auch bei dieser nur obenhin gegebenen Skizze dieses 100jährigen Bildes die Gegenüberstellung mit der Gegenwart absichtlich vermieden und nur einige wichtige Vergleichsmomente hervorgehoben haben, so wird doch jeder Unbefangene schon im Vorhinein zu dem Ausspruche gelangen, daß die Zustände Galiziens unter österreichischer Herrschaft viel besser geworden sind.

Dr. V. Goehlert.

— k Bilder und Novelletten von Ludwig Bowitsch. Wien 1872. Verlag von Jakob Dirnböcks Buchhandlung.

Der als Novellist bekannte Verfasser scheint sich mit diesen „Bildern und Novelletten" nicht so sehr die Aufgabe gestellt zu haben, durchwegs sittliche und belehrende Tendenzen zu verfolgen, als vielmehr dem Leser eine vergnügte Stunde zu bereiten, obgleich damit nicht gesagt sein soll, daß ihm die Sittlichkeit dabei ferne lag. Die Darstellung ist bei knapper Form leicht, anmuthig und gewandt, die Figuren sind lebensfrisch und naturgetreu gezeichnet; aber die psychologischen Probleme, die uns geboten werden, entbehren nicht nur der Vertiefung, sondern sind auch, besonders in den zehn ersten Stücken mehr als unwahr — sie sind unwahrscheinlich. In den fünfzehn Erzählungen, welche auf kaum 108 Duodez-Seiten Raum finden, gehen von den vorgeführten Hauptpersonen vierzehn mit dem Tode ab, zwei werden irrsinnig und eine spaziert ins Zuchthaus. Wenn diese Bilder und Novelletten einen im Ganzen immerhin günstigen Eindruck zurücklassen und eine erkleckliche Dosis gesunden Humors enthalten, so möchten wir dem Verfasser doch rathen, künftighin mit den tragischen Lösungen ein wenig sparsamer umzugehen und auch nicht so viel Personen an Körper und Gemüth krank sein zu lassen. Liegt ja doch in der Gesundheit einer der mächtigsten Hebel, um zu wirken, und sind es nicht immer die schwärzesten Uebel, auf welchen Conflicte, namentlich in so kleinen Lebensbildern, beruhen müssen. Das frische, bunte Menschenleben bietet der Motive und Verwicklungen genug, um den Zweck, zu erheitern und zu belehren, wirksamer zu erzielen, als mit den letzten, eben so oft gebrauchten wie mißbrauchten Auskunftsmitteln von Tod, Narrenthurm und Zuchthaus.

---

* Ueber ein Goethe'sches Lied. Vortrag von Dr. Woldemar Masing. Leipzig, Bidder. Das Lied, welches in diesem zwei Bogen starken Heftchen vielseitige Würdigung erfährt, ist das sogenannte Ruhelied: Ueber allen Gipfeln ist Ruh' u. s. w. Wenn man auch nicht mit Allem einverstanden sein kann, was der Verfasser bietet, so muß man doch den Versuch, einem größeren Publicum an diesem einfachsten aller Gedichte das Wesen der Goethe'schen Lyrik darzulegen, loben, und von diesem Standpunkte aus dem Heftchen Verbreitung wünschen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Edward von Buckingham.

Im Frühling 1521 begab sich in England ein Ereigniß, welches lange vor den verhängnißvollen Ehescandalen in Heinrich VIII. den Löwen enthüllte, der Blutvergießen nicht scheut, — ich meine den Hochverrathsproceß des Herzogs von Buckingham. Er ist continentalen Lesern fast nur bekannt aus den kräftigen Versen, mit welchen Shakespeare den unglücklichen Dulder verherrlicht hat. Da ist es der böse ränkesüchtige Cardinal Wolsey, der „Fuchs und Wolf" zugleich, welcher seiner Rachsucht gegen den stolzen Baron freien Lauf läßt und ihn verdirbt. Schlimmer ist wohl niemals ein großer historischer Charakter durch einen dramatischen Dichter verzerrt worden als Wolsey durch die Zeichnung Shakespeare's im Heinrich VIII. Der listige Pfaffe, der erzstolze Schwindler, der giftige Fleischerhund, das böse Unkraut, die Pest des Landes, die scharlachrothe Sünde sind einige der Titel im Schmähllexikon des schimpfkräftigsten aller Dichter. Wolsey ist bei ihm feil, habgierig, ränkesüchtig, boshaft, doppelzüngig; aus gemeinen Motiven fließen alle seine politischen Handlungen, aus gemeinem Hasse überliefert er Buckingham dem Hochgerichte, aus gemeinem Hasse trennt er die Königin von ihrem Gemahl.

Und doch hatte England im 16. Jahrhundert keinen bedeutenderen Staatsmann als Wolsey, Heinrich VIII. keinen treueren Diener als Wolsey, keinen, der sich seiner Selbstsucht gefügiger erwies als Wolsey. Durch ihn vornehmlich hat er ohne bedeutende Anstrengungen des Schatzes ein Ansehen behauptet zwischen den Rivalen-Häusern von Valois und Habsburg, welches erst der unerwartet glänzende Tag von Pavia erschüttern konnte. Heinrich VIII. war aber auch bedeutend genug, um seinen ersten Minister nicht zu seinem Mentor werden zu lassen, wennauch nicht so bedeutend, um selbst mit Glück sein erster Minister zu sein. König und Minister sind aber darum auch eine Reihe von Jahren hindurch nicht von einander zu scheiden, ihre Politik ist eine und dieselbe. Die Depeschen, von welchen die Archive einen überwältigenden Reichthum darbieten [1]), zeigen, wie Wolsey selbst da, wo man immer behauptete, er

[1]) Letters and Papers foreign and domestic of the reign of Henry VIII arranged and catalogued by J. S. Brewer. Die Herausgabe dieser Actenstücke erfolgt in musterhafter nicht genug zu lobender Weise; die von Brewer verfaßten Einleitungen sind werthvolle historische Darstellungen des durch die Depeschen aufgehellten Zeitraums.

Digitized by Google

treibe ein verstecktes Spiel, wie bei seiner Bewerbung um die Papstwürde, im vollen Einklang mit seinem Herrn gehandelt hat. Erst im Verlaufe der Ehescheidungsangelegenheit kam ein Mißklang in das alte Verhältniß, und sogleich ließ ihn Heinrich VIII. nach beliebter autokratischer Art in völlige Ungnade fallen und seines jähen Sturzes freuten sich Alle, welche es dem Fleischersohn aus Ipswich nicht verziehen, daß er der königlichen Gunst genossen, den Purpur getragen und allmächtig geschienen. Ihre giftigen Urtheile klingen fort in den Zeilen, welche ihm Shakespeare, der Dichter der Aristokratie, gewidmet hat und in den Geschichtsdarstellungen, welche den unsicheren Grundlagen von Shakespeare's Dichtung nicht so fremd blieben. Wenn wir aber festhalten, daß Heinrich VIII. nicht der Mann war, seinen Minister für sich regieren zu lassen, sondern in Allem und Jedem ebensowohl Antrieb gab als empfing, so kann Buckinghams Fall wohl nicht dem Hasse Wolsey's allein entspringen, wenn wir auch im voraus nicht läugnen dürften, daß der Haß eines vom Könige geschützten Staatsmannes ein großes Gewicht mehr in die Wagschale könne geworfen haben. Sind denn aber die persönlichen Motive der Sympathie und Antipathie, welche die tragischen Dichter so gerne in Wirksamkeit setzen, diejenigen, welche im politischen Leben die Hauptrolle spielen, liegt nicht oft in den Verhältnissen ein Zwang von weit größerer Macht als alle Gefühle der Politiker?

Heinrich VIII. hat ohne jede Regung von Widerstand den Thron besteigen können, den sein Vater durch Gewalt gegründet hatte. Daß in seinen Adern das Blut der beiden feindlichen Häuser York und Lancaster vereinigt floß, erhöhte die Festigkeit seines Thrones. Noch mehr aber trug dazu bei die Angst, welche das aufblühende Bürgerthum vor jeder Erneuerung der alten Bürgerkriege empfand. Bei dem Ansehen, das der König nach außen erwarb, bei der Volksbeliebtheit, deren sich seine männliche glänzende Persönlichkeit erfreute, fehlte ihm, um jeder Sorge ledig zu sein, nur Eines, die Geburt eines Thronerben. Eben dieser aber blieb ihm hartnäckig versagt. Die Kinder aus der Ehe mit der Spanierin starben mit Ausnahme einer Tochter, Maria, bald nach der Geburt. Und um das Jahr 1520, nach einer mehr als zehnjährigen Ehe, glaubte niemand mehr, daß sich die Sehnsucht des Königs und des Landes erfüllen könnte. Welches aber sollte nun die Zukunft des Reiches werden? Die Alleinregierung einer Königin hatte man noch nicht gesehen, sie einzusetzen wagte niemand. Eine auswärtige Verbindung bedrohte die Unabhängigkeit des Reiches, eine mit einem französischen Prinzen, an welche oft gedacht worden ist, beleidigte die Gefühle aller Engländer, welche im Hasse gegen Frankreich lebten und webten. Wieder also konnte der Staat ein Tummelplatz derjenigen werden, welche aus ihrer Verwandtschaft mit den bisherigen Dynastien das Recht zur Thronfolge ableiteten, wieder schien das Königreich zu einer Beute für den bestimmt zu sein, der auf dem Schlachtfeld siegte. In diesen Verhältnissen konnte ein argwöhnisches Auge wohl Anlaß zu Mißtrauen erblicken. Wohl hatte Heinrich VII. schon Alles gethan, um die ehedem so mächtige Ari-

Digitized by Google

stokratie niederzubeugen. Die leiseste Anspielung auf Thronrechte, die noch ein Anderer als der König haben könnte, mußte William Stanley mit dem Kopfe büßen, obgleich manches Verdienst um den Thron laut zu seinen Gunsten sprach. Dieser furchtbaren Strenge ungeachtet haben spanische Gesandte dem ersten Tudor noch bemerken können, daß es einer auswärtigen Macht ein Leichtes sei, dem König von England ernste Gefahren im Innern zu bereiten.

Hat sich diese Gefahr der Lage unter Heinrich VIII. fortgesetzt oder hatten sich die Söhne der Kämpfer von Bosworth in das Loos ihrer gezwungenen Nichtigkeit ergeben? Denn der neue König, wie sehr er auch durch Weltlust, Pracht, ausgreifenden Ehrgeiz und manches chevalereske Talent von seinem Vater sich unterschied, hat darin die Maximen desselben fortgesetzt, daß er dem Adel keinen Einfluß einräumte, daß er sich mit Leuten niederen Standes umgab, die dem König allein Alles verdankten. Es scheint denn nun nicht, daß Alle so resignirt sich zeigten. Sie murrten insgeheim auf ihren Schlössern und schienen auf ihre Zeit, die doch wieder kommen müsse, zu warten. Konnte gegen diesen aufgesammelten Groll der Aristokratie die Liebe des Bürgers schützen, konnte es dem Könige Beruhigung gewähren zu vernehmen, daß man für sein Leben zitterte, wenn er nur Miene machte, persönlich in den Krieg gegen Frankreich zu ziehen?

Es kommt mir wohl so vor, als ob keinerlei flagrante Gefahr bestand, als ob Heinrich VIII. ruhig im Schlosse von Windsor hätte schlafen können, ruhig und sicher in der Hut aller der starken Einrichtungen, welche ein Zeitraum von mehr als 36 Jahren geschaffen hatte. Auch versprach sein Leben noch so lange Dauer, bis seine Tochter Maria heranwuchs, er brauchte nicht zu fürchten, daß sie ein schutzloses Kind zurückblieb und das Loos der Kinder Eduards IV. erfahre. Doch auf dem Throne sprossen Empfindlichkeit und Mißtrauen leicht in kräftigerem Wachsthum als an niedrigerer Stelle. Es war genug, daß man grollte und murrte, wennauch noch so heimlich und leise. Der König ersah sich seine Beute, fuhr hinein in die Schaar der Feindseligen wie die Weihe in den Fischteich und zerriß sein Opfer. Dieses Opfer war der Herzog von Buckingham.

Buckingham gehörte zu den hervorragendsten Männern des hohen englischen Adels; der Venezianer Giustiniani nennt ihn 1515 als Prätendenten neben den Herzogen von Norfolk und Suffolk. Er war Großconnetable des Reiches. Doch spricht nichts dafür, daß Edward Buckinghau hervorragende Talente besaß. Ihn beschien nicht die strahlende Sonne großer Popularität, um den Gedanken hohen Ehrgeizes in die aufgeregte Seele zu legen. Er war keine Natur wie Leicester und Essex, man wußte nichts von seinen Thaten, man redete nicht von seinen lockeren Streichen. Er liebte hoch zu spielen, hatte Neigung zur Arrondirung seiner Güter, wobei er nicht immer glimpflich mit den nachbarlichen Freeholders umsprang und er wetteiferte im Bauluxus mit dem Cardinal Wolsey, dem prachtliebendsten Manne in Alt-England. Bucking-

Digitized by Google

hams Macht lag wesentlich in seinem Reichthum; an prächtigen Schlössern und Burgen, einträglichen Weilern und Pachthöfen, wohlgepflegten Parken und Gärten, ausgedehnten Fischteichen und Jagdgründen war es ein königliches Besitzthum, dessen Einkünfte sich auf mehr als 70.000 Pfund jährlich beliefen. Sein hohes Amt gab ihm eine ansehnliche Stellung am Hofe, und er wurde zu Diensten, welche ehrenvoller als wichtig waren, oft verwendet. Er schien der Gunst des Königs zu genießen, welchen er im August 1519 zu Penshurst prächtig bewirthen durfte, welcher ihn noch im Mai 1520 an seinem Hofe hielt, ohne daß irgendetwas das Einvernehmen zu trüben schien, welchen er noch Juli 1520 zur Zusammenkunft mit Karl V. in Gravelingen begleitete. Seither hatte er in die Einsamkeit seiner Güter sich zurückgezogen, wo er noch im November desselben Jahres Bestellungen machte für Weihnachtsgeschenke an den König, die Königin und den Cardinal. Da sah man ihn mit Hunden und Falken jagen, Gauklern, Harfnern und Minstreln lauschen, Andachtstätten beschenken, Bauten beaufsichtigen, Wohnräume ausschmücken und anderes mehr. Ueberall erwies er sich freigebig bis zum Uebermaß und belohnte jede Aufmerksamkeit, die ihm erwiesen wurde, auf das Reichlichste.

Am 8. April 1521 berief ihn, der in Thornbury mit einem Schloßbau beschäftigt war, ein Eilbote des Königs nach London, und schon am 17. Mai fiel sein Haupt vom Blocke. Was hatte er gethan, das diesen furchtbaren Wechsel des Schicksals über ihn verhängte?

Er hatte Wünsche geäußert, daß es ihm vergönnt sein möchte, die drückende Lage zu ändern, er hatte Winke fallen lassen, daß er wohl derjenige sei, dem es bestimmt worden, nach des Königs erblosem Tode das Reich zu regieren, als der Nächste im Rechte dazu, er hatte bedauert, daß der Adel, von dem Wenige nur zufrieden seien, seine Stimmung verberge und sich zu vereinigen nicht den Muth habe, er hatte mit wenig Achtung von dem Charakter des Königs, mit Verachtung von dem Wirken des Cardinals geredet, der in seinen Augen nichts Besseres als ein königlicher Kuppler war. Solches Alles dürfen wir dem Herzog vielleicht zuschreiben zufolge dem Inhalt der Aussagen, die während des Processes gegen ihn gemacht worden sind, wie nach den Worten eines Warnungsschreibens, welches der Cardinal an ihn gelangen ließ.

Buckingham ist also sehr unvorsichtig gewesen mit der Zunge und büßte dafür mit seinem Kopfe. Nichts aber deutet darauf hin, daß er je etwas unternommen oder vorbereitet habe, was man eine hochverrätherische That nennen dürfte. Im Gegentheil, manche der in den Anklageschriften vorgebrachten und incriminirten Aussprüche machen es klar, daß der Herzog weit entfernt gewesen ist, wirklich Hand anzulegen an das, was er in unbewachten Augenblicken bei sich dachte und plante, und in unmuthiger Stimmung seinen Vertrauten vorplauderte. Eines Tages erklärte er, daß sein Bart wachsen solle, bis er den heiligen Boden von Jerusalem betreten, und die Erlaubniß des Königs zu einer Pilgerfahrt würde ihm lieber sein als ein Geschenk von

Digitized by Google

10.000 Pfund das ihm Se. Hoheit machte, Worte, die kaum ein halbes Jahr vor seiner Hinrichtung gesprochen wurden. Er bekannte ein andermal, ein großer Sünder zu sein, der die göttliche Gnade nicht besitze und deßhalb um keinen Preis etwas gegen den König unternehmen wolle. Daß er einen Diener, den der König aus seinem Dienste entlassen, in seinen Dienst aufgenommen, daß er um die Erlaubniß gebeten, einige Bewaffnete in Wales zu halten, wo große Unsicherheit herrschte, konnte nur die Böswilligkeit, die Alles und Jedes ihm zum Verbrechen machte, als Punkt der Anklage gebrauchen.

Obgleich es also nur Reden und Wünsche waren, deren er sich schuldig gemacht, so war sein Loos doch schon entschieden, als ihn der König verhaften ließ. Die Commission, der man die Untersuchung auftrug, hatte nur in gesetzlicher Form auszusprechen, was Ueberzeugung und Absicht des Königs war. Der Gerichtshof bestand aus 17 Peers des Reiches, worunter die Herzoge von Suffolk und Norfolk, welche durch größere Schmiegsamkeit die Gefahren glücklich vermieden, in welche der sprödere Buckingham fiel. Norfolk führte den Vorsitz. Die längstgesammelten Zeugenaussagen wurden dem vor die Barre geführten Herzog vorgelesen; sogleich mußte er antworten, ihm blieb kein anderes Beweismittel als zu läugnen, kein Rechtsbeistand als sein eigenes Wort, Confrontirung mit seinen Anklägern fand nicht statt. Sodann traten die Lords zusammen, und als die Frage umlief, ob der Herzog Edward von Buckingham des Hochverrathes schuldig sei, antworteten die Richter Stimme für Stimme, er ist schuldig. Sogleich wurde dem Angeklagten sein Urtheil vorgelesen. Es lautete schrecklich: Er sollte gehenkt, lebend wieder abgenommen, dann verstümmelt werden; die abgerissenen Glieder sowie seine Eingeweide seien vor seinen Augen zu verbrennen, ihm dann sein Haupt abzuschlagen und sein Rumpf zu viertheilen. „Seiner Seele solle Gott sich erbarmen". Ein solches Urtheil fällte ein Gerichtshof, der nicht nur aus Buckinghams Standesgenossen, sondern aus manchen Gesinnungsgenossen und Verwandten zusammengesetzt war. Der Herzog hörte in würdiger Ruhe zu und erklärte, nicht um Gnade bitten zu wollen.

Der König milderte das barbarische Urtheil auf bloße Enthauptung. Diese erlitt der Unglückliche mit festem Muthe, nachdem er die Menge, welche seufzend und weinend das Schaffot umgab, versichert hatte, als ein treuer Unterthan des Königs zu sterben, welchen er durch seine Nachlässigkeit beleidigt habe. Shakespeare schildert in der Scene, in welcher er den Herzog auf dem letzten Gange zeigt, diese versöhnte und ergebene Stimmung vorzüglich:

Commend me to his grace,
And, if he speak of Buckingham, pray, tell him,
You met him half in heaven. My vows and prayers
Yet are the kings; and till my soul forsake,
Shall cry for blessings on him; may he live
Longer than I have time to tell his years!

Digitized by Google

Im Jahre 1483 war sein Vater Heinrich von Buckingham in die Klaue Richards III. gefallen und hatte für den Antheil, den er an der Erhebung Heinrichs von Richmond genommen, mit dem Leben büßen müssen. Einer seiner Diener hatte ihn verrathen. Seltsam, daß auch der Sohn, den der zweite Tudor tödtete, der Nachkomme desjenigen, für den der Vater geblutet hatte, durch den Verrath der vertrautesten Diener fiel. Ob Master Robert Gilbert, Buckinghams Caplan und Kanzler, oder Delacourt, sein Beichtvater, den Verräther machte, bleibt zweifelhaft; das eine noch vorhandene Schriftstück an den Cardinal gibt keinen Anhalt zur Entscheidung an die Hand. Ein besonders gravirendes Zeugniß legte gegen ihn ab Charles Knyvet, ein Cousin Buckinghams, und sein Intendant, den er vor kurzer Zeit entlassen hatte. Nach ihm sollte der Herzog behauptet haben, er sei gefaßt, um Sir William Bulmers willen, den der König entlassen und er zu sich genommen, in den Tower gesetzt zu werden, fürchte es aber gar nicht, denn er werde dann handeln wie sein Vater, der unter dem Scheine eines Fußfalles Richard III. zu Salisbury habe ermorden wollen; so hoffe auch er mit eigener Hand Heinrich VIII. auf dieselbe Weise niederzustoßen. Eine besondere Rolle in dem Processe spielte der Mönch Nicholas Hopkyns aus Henton. Er sollte prophetische Gabe besitzen und gestützt auf diese mannigfache Eingebungen dem Herzoge gemeldet haben. So habe er ihm einmal sagen lassen, er würde Alles haben, denn der König werde keine männliche Nachkommenschaft erzielen, endlich zu mehreren Malen, Buckingham werde König werden, er wisse dies durch göttliche Gnade.

Spätestens Anfang April 1521, aber wahrscheinlich schon weit früher waren die Anzeigen eingelaufen und hatten den König zu beschäftigen angefangen. Bald gab er sich dem Geschäfte des geheimen Verhörs jener Ankläger des Herzogs in Greenwich ganz hin. Sein Staatssecretär Ruthal hatte ihn dabei zu unterstützen. Wolsey nahm daran keinen unmittelbaren oder wenigstens keinen nachweisbaren Antheil. Man verhaftete neben den Anklägern und Zeugen auch noch den Lord Abergavenny, Buckinghams Schwiegersohn, den Lord Montague und die Gräfin Salisbury, die Schwiegermutter seines Sohnes. Der Grund, welcher die Diener gegen den seiner Freigebigkeit wegen bekannten Herzog zu so gefahrbringenden Aussagen trieb, läßt sich nicht ermitteln. Es fehlt uns jeder sichere Einblick in die Geheimnisse des herzoglichen Haushalts, wo im Herbste 1520 einige Zerrüttung geherrscht haben muß. Auch gegen seine Gemahlin scheint der Herzog damals Grund zur Unzufriedenheit gehabt zu haben.

Es verdient angemerkt zu werden, daß zwei von den Richtern es nicht unpassend fanden, an der reichen Beute Theil zu nehmen, welche der Tod des Herzogs dem König in die Hände spielte. Wenigstens in diesem Punkte erscheint die gute alte Zeit nicht sehr zartfühlend.

Wenn der Eindruck, welchen die unvermuthete Katastrophe machte, schon im Auslande ein bedeutender war, so muß er desto größer in England gewesen sein, da die meisten der großen Häuser in Verwandtschaft mit Buckingham

Digitized by Google

standen und alle Glieder des Adels den Schlag, den der König gegen den Einen geführt, mitempfanden. War es ihm darum zu thun, Schrecken in ihre Reihen zu werfen, so hat er seine Absicht erreicht; fortan verstummte jedes Murmeln der Unzufriedenheit auf ihren Lippen.

Rob. Roesler.

Die Jüdin von Toledo.

Ein litterarhistorischer Versuch von Eduard Chmelarz.

II.

Im dritten Bande von Jacques Cazotte's Oeuvres morales et badines, die mir leider nur in der jüngsten, 3. Ausgabe, Paris 1816 zugänglich waren, ist erwähnt, daß jener Stoff von der Jüdin von Toledo in zwei spanischen Romanen, die äußerst selten und kaum bekannt sind, und in vier Dramen behandelt worden ist. Selbstverständlich ist es dabei mit der historischen Wahrheit nicht genau genommen, aber man liest eben keine Romane und Theaterstücke zum Zwecke geschichtlicher Belehrung. Bei einem Erzeugnisse der Dichtkunst liegt die Hauptaufgabe in der poetischen Wahrheit, und „die Poesie fängt da an, wo die Geschichte aufhört".

Für den Dichter ist eine geschichtliche Thatsache nur der Rohstoff für sein Kunstgebilde und die eigenwilligsten Zuthaten an Ereigniß und Umständen sind ihm gestattet, wenn er sie dem Ganzen anpaßt und uns wahrscheinlich macht. Die vorgeführten Personen müssen nur Menschen sein wie wir, mit denen wir mitfühlen können, und ihre Charaktere müssen mit ihren Thaten und diese mit ihrem Geschick unverrückbar und unabwendbar, folgerichtig verknüpft erscheinen.

Dann sind Leser und Zuschauer sicher zufriedengestellt. Diese geistige Befriedigung nach dem Genusse eines Kunstwerkes ist der Maßstab für dessen Werth, und gerade bei der Tragödie gilt dies am allermeisten.

Von den spanischen Romanen über unsern Stoff ist mir leider keiner zu Gesicht gekommen und von den Trauerspielen nur zwei. Meines Wissens war Lope de Vega, wie überhaupt der Schöpfer der spanischen Nationalbühne, so auch der erste, welcher die Jüdin von Toledo auf die Bretter brachte. Nach Grillparzers Urtheil ist gerade dieses Drama eines der besten unter den 1500, welche Lope während seines Lebens 1562 bis 1635 gefertigt haben soll. In der That ist es, verglichen mit den sonst von ihm beliebten Verwicklungen, Willkürlichkeiten und Ungereimtheiten, durch verhältnißmäßig einfache Fügung ausgezeichnet. Uebrigens gesteht Lope in den Rathschlägen, mit denen er seinen

Digitized by Google

Sohn davor warnt, Dichter zu werden, offenherzig ein, daß unter jener großen Zahl sehr viele schlechte und vielleicht nur sechs gute Stücke seien. Er entschuldigt aber seine flüchtige Vielschreiberei mit dem Geiste der Zeit und seines Volkes, das ihn für seine Arbeiten bezahle und dessen Geschmacke man billiger Weise ebenfalls Rechnung tragen müsse. Es soll jedoch all dies keineswegs das außerordentliche Talent Lope's herabsetzen, der mit fabelhaftem Reichthum an Phantasie die verborgensten Saiten des Menschengemüthes und Lebens vom wunderbar zartesten Schwingen bis zum wild brausenden Tosen ertönen machte. Nur hindeutend auf seine Vielseitigkeit sei erwähnt, daß auch von ihm bereits die Geschichte von Romeo (bei ihm Rosello) und Julia, von Demetrius und Ottokar in fertigen Dramen bearbeitet vorliegt. Freilich könnte man fast hinzufügen: „Aber fragt mich nur nicht wie." Grillparzer hatte Lopen wegen seiner nicht anzutastenden Vorzüge zu seinem Lieblingsdichter erkoren, ohne jedoch gegen dessen vielfache Schwächen förmlich blind geworden zu sein, wie es W. Schlegel mit Calderon geschah. Vielmehr hat er in den Studien zum spanischen Theater und durch manche Aussprüche, die uns Foglar in seinem Schriftchen mittheilt, seine Objectivität genugsam bewiesen.

Vielleicht zählte Lope selbst seine Jüdin von Toledo zu den obenerwähnten sechs guten Stücken. Eine genauere Inhaltsangabe des ersten Actes ist hier nicht mehr nothwendig, denn derselbe ist geradezu nur eine Inscenesetzung der historischen Skizze, wie sie in unserem ersten Abschnitte mitgetheilt wurde. Durch bewundernswerthe Aneinanderreihung der einzelnen Gruppen sehen wir wie in farbenprächtig wechselndem Kaleidoskop und trefflichen Miniaturen Alfonso's Proklamirung und Zurita's Fall. Für sich allein betrachtet ist also dieser erste Act ein Meisterwerk. Eine andere Frage ist jedoch die, ob er auch zu dem übrigen als organischem Ganzen sich anschmiege und so mit der nothwendigen Einheit der Handlung verträglich sei. Dieser Alfons ist ja gar nicht derselbe, wie in den folgenden Acten, als Kind hat er noch gar keinen oder einen ganz andern Charakter wie als Mann und ist weder im guten noch im bösen Sinne für seine Thaten verantwortlich. Seine Persönlichkeit als solche kommt später durchaus nicht wieder, eben so wenig fast seine gesammte Umgebung, und neue Individuen beanspruchen in der Folge unser Interesse. Um dies weniger auffallend zu machen, führt uns Lope den König, der sich doch selbst ein schwaches, zehnjähriges Kind nennt, nichtsdestoweniger in seinen Ansprachen an das Volk wie einen gereiften Mann vor. So herrscht ein innerer, unvereinbarer Gegensatz zwischen Alter, Worten und Thaten, und wie immer macht auch hier der zweite Fehler den ersten keineswegs gut.

Im zweiten Act erscheint Alfons mit seiner ihm neuvermählten Gemahlin Leonore in Toledo. Sein liebewarmes Entgegenkommen findet bei ihr nur kühle, englisch höfliche Erwiederung. In den Schloßgärten von Galiana tritt Rahel mit ihrer Schwester Sibylla auf; sie will der Königin als einer Ausländerin

Digitized by Google

ihre Schönheit nicht recht gelten lassen, und „in Spanien allein, da lebt die Liebe."

Während ihres Bades belauscht sie der König und, von ihren Reizen ganz sinnberauscht, läßt er sie durch seinen Busenfreund Garceran in das Schloß bringen. Bei seiner Rückkehr nach Toledo trifft er seine Gemahlin mit dem Schreiben eines Briefes an ihn beschäftigt, und nur halb gelingt es ihm, ihre aufsteigenden Besorgnisse und Zweifel an seiner Treue zu verscheuchen. Den Don Illan, Estevans Sohn, der ihm meldet, daß die Truppen für den beabsichtigten Feldzug gegen die Mauren zur Musterung bereit stehen, weist er barsch ab und eilt wieder nach Galiana. Eine schwarze Geistererscheinung vertritt ihm mit warnender Stimme die Pforte, aber die Hand am Schwerte dringt Garceran zuerst ein.

Im dritten Act schildert Leonore vor einigen zusammenberufenen Edlen in kräftiger Weise die schmachvolle Vernachlässigung von Reich und Ehre und Allem durch den König während ganzer sieben Jahre, ihre eigene Kränkung und die drohende Gefahr durch die Mauren; sie sollen die Rahel tödten oder sie kehre mit ihrem Sohne nach England zurück. Auch der kleine Enrique schmäht die Männer, daß sie durch ihre Thatenlosigkeit seine Mutter zur zweiten Hagar und ihn selbst zu einem Bastarde machen.

An den Ufern des Tajo unterhält sich Alfons mit Rahel durch Fischfang. In liebenswürdig scherzender Weise wollen sie ihre Beute gegenseitig austauschen; da zieht er den Kopf eines todten Kindes, sie einen Oelzweig heraus. Der König entfernt sich mit Ferdinand von Castro nach der Hauptstadt. Der Gärtner Velardo prophezeit aus dem Kindskopfe den baldigen Tod Rahels, aus dem Oelzweig, daß darnach das Reich den ersehnten Frieden genießen werde. „Und das Unglück schreitet schnell." Schon treten die Verschwornen in den Garten und ermorden Rahel sammt ihrer Schwester. — Der König ist wüthend und als die Königin nicht gerade zur guten Stunde zu ihm kommt, fährt er sie rauh an und eilt unversöhnt davon. Wir finden ihn dann beim Morgengrauen schlaflos in einem Gemache zu Illescas. Er denkt innig der todten Rahel; er selbst werde aus Schmerz sterben, aber zuvor soll der Geliebten blutige Rache werden. Da erklingt himmlische Musik, ein Engel erscheint und spricht zu ihm so ziemlich dasselbe, was früher aus der cron. gen. mitgetheilt wurde. Lope scheint also den ihm vorliegenden Bericht derselben nur in Verse gebracht zu haben. Zerknirscht verlangt der König von dem eintretenden Garceran zu dem Gnadenbild in der Kirche de la caridad geführt zu werden. Leonore war dem Könige auch nach Illescas gefolgt, und will nur vor einer neuen Unterredung mit ihm des Himmels Beistand erflehen. In dem matt erleuchteten Gotteshause sinkt sie in die Knie und bittet laut um Gnade für ihren Gemahl. Indeß war dieser eingetreten, ohne Leonorens Gegenwart zu ahnen und fleht seinerseits um Vergebung und Versöhnung mit seiner Gattin. Ein wunderbar zart poetischer Hauch weht durch diese sich ergänzenden Wechsel-

Digitized by Google

reden, die schönste Scene des ganzen Stückes und sicherlich eine der lieblichsten unseres gesammten Dichtungsschatzes. Garceran und seine geliebte Clara aus der Begleitung der Königin erkennen sich zuerst, dann erfolgt zu allgemeiner Freude die Wiedervereinigung des so lange getrennten Königspaares. Der Friede des Hauses und des Reiches ist hergestellt.

Eine Charakteristik der beiden letzteren Acte des Stückes wird sich uns im weitern Zusammenhange ergeben. Nur nebenbei sei hier erwähnt, daß Lope die ganze Geschichte der Rahel als Episode in den 19. Gesang seines großen Epos: Jerusalen conquistada, das eroberte Jerusalem, eingeschoben hat (in der colleccion de las obras sueltas Bd. 15 p. 283 u. ff.). Den König Alfons selbst hat er noch einmal in seinem „la corona merecida", die wohlverdiente Krone, auf die Bühne gebracht. Der König reist verkleidet seiner Braut Leonore entgegen, um sie ungestört beobachten zu können. Da verliebt er sich in Doña Sol, und sogleich gibt er ihrem Gemahl ein Hofamt, um jene in seine Nähe zu fesseln. Als sie sich vor den Verfolgungen des Königs nicht mehr zu schützen weiß, verstümmelt sie ihren Körper durch Wunden und bei deren Anblick flieht der König entsetzt davon. Später wird sie von der Königin mit einer Krone für ihre Tugend und Großherzigkeit geziert und ihre Familie von dem reumüthigen Alfons mit Gütern und Würden belohnt. (cf. Schack: Gesch. d. dram. Litterat. und Kunst in Spanien Bd. II. p. 315.)

Die nächste Bearbeitung des Stoffes von der Jüdin von Toledo liegt uns vor in einer französischen Novelle des obengenannten Cazotte, im III. Bande von dessen Oeuvres mor. et badines, von denen Georg Schatz 1788 eine Uebersetzung lieferte. Cazotte schrieb in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts recht gut, ja von Einzelnem wurde lange Voltaire für den Autor gehalten, ohne daß es dieser bei seiner sonstigen Aengstlichkeit auf seinen Ruhm für nöthig erachtet hätte, jene Meinung zu widerlegen. Die Novelle: la belle Juive ist übrigens minder gelungen, denn der Anfang ist ziemlich seicht und matt, erst mit dem Hereinbrechen der Katastrophe steigert sich unser Interesse. Hier wird jedoch, wie in Lope's Jerusalen conq., das ganze Vorkommniß nicht Alfons dem Edlen zugeschrieben, sondern durch ein Mißverständniß dessen Großvater Alfons VII., der später spanischer Kaiser ward und nach einer minder gebräuchlichen Zählung auch als der Achte genannt wird. In der Vorrede heißt es, man könne sich durchaus nicht entschließen, den König, den sonst die herrlichsten Tugenden zieren, durch volle sieben Jahre auf derartigem Abwege zu sehen. Ein solcher hätte gewiß dann auch nicht mehr die Kraft, sich selbst wieder aufzurichten; er müsse daher als ein Opfer einer Zauberei oder eines Verbrechens hingestellt werden, und von diesem Gesichtspunkte aus construirt Cazotte seine Erzählung.

Um dem übernatürlichen Einfluß einer Engelserscheinung auszuweichen, nimmt der aufgeklärte Sohn der Revolutionsdämmerzeit seine Zuflucht zu Hexereien. Bei

Digitized by Google

jener fürchtet er den Verdacht von Aberglauben, diese dünkt ihm nur eine geistreiche Unterhaltung.

Alfons spottet der Leichtgläubigkeit Garceran Manriques, welchen der Rabi Ruben durch einen Zauberspiegel von der Untreue seiner geliebten Diana überzeugt hatte. Der herbeigerufene Jude spiegelt dem Könige das schönste Mädchen auf spanischem Boden vor, und mit Hilfe eines kleinen Portraits des Königs bringt er die siebzehnjährige Rahel aus Cordova an den Hof. Selbstverständlich entbrennt der König in Liebesglut und wird ihr Sclave. Die Königin zieht sich gekränkt nach Oreia zurück. Die Herrschaft jener steigert sich durch Beeinflussung ihres bösen Dämons Ruben während sieben Jahren mit stets zunehmender Willkür zur Tyrannei, bis sich allenthalben Verschwörungen zur Abschüttlung des schandvollen Joches bilden. Ferdinand de Castro will solche illoyale Mittel verhindern und Alfonsen durch unumwundene Vorstellungen aus seiner Verblendung reißen, doch verhindert der feile Höfling Manrique seinen Zutritt. So kommt es, daß bei einer feierlichen Rundfahrt des Königs durch die Stadt seine Maitresse mit Todesdrohungen und Schimpf in den Palast zurückgejagt wird und Ferdinand auf offenem Markte ihm des Landes Unglück durch Rahel und ihre Sippe vor Augen hält. Durch die kniefälligen Bitten von Hunderten gerührt, verfügt Alfons augenblicklich die Verbannung der ganzen Judenschaft, aber Ruben kennt seinen Mann und läßt den Muth nicht so schnell sinken. Seiner Weisung gemäß bietet Rahel beim Abschiede in geheucheltem Schmerz all ihre Reize und Thränen auf; der König kommt bei diesem Anblicke fast von Sinnen, führt sie auf den Thron und läßt ihr von den versammelten Hofleuten huldigen. Nun folgten erst recht Tage des Jammers und der Qual für die armen Castilier; doch war die scheinbare Ruhe des Landes nur die schwüle Stille vor dem Gewitter. Unter dem Gewande von Pilgern und Kreuzfahrern gegen die Mauren strömten Tausende von außen nach Toledo, die Mönchszellen bargen die Waffenvorräthe, und als sich eines Tages der König zu Hofjagden entfernt, bricht der Sturm gegen Rahel los. Sie weist des edlen Ferdinand Antrag zur Flucht durch unterirdische Gänge zuerst mißtrauisch, dann stolz zurück und bald zucken hundert Schwerter gegen sie; aber Keiner will sich mit dem Blute eines wehrlosen Weibes beflecken. Da wird Ruben aus seinem Verstecke hinter dem Throne hervorgezogen und zur Erdolchung Rahels gezwungen. Alvarez reißt ihr noch das Bildniß des Königs vom Halse, ohne zu ahnen, welch großen Dienst er hiemit seinem Herrn erwies. Diesen hatten inzwischen Manrique und Ferdinand von der Gefahr seiner Geliebten benachrichtigt und mit Windeseile fliegt er zu Roß gegen Toledo zurück. Nur Ferdinand vermag ihm zu folgen; plötzlich sieht er Alfonsen halb ohnmächtig im Sattel wanken, eilt herzu, und reißt ihm zur Erleichterung die Kleider über der Brust auf. Da gewahrt er dort das Bildniß der verhaßten Jüdin und wirft es in der ersten Wallung des Unmuths in eine Regenpfütze. Der König schlägt sogleich die Augen auf, ihm ist so ungewöhnlich leicht und wohl

Digitized by Google

auf der Bruſt, er hört ruhig ſogar die Mittheilung von dem wahrſcheinlichen Tode Rahels an und ſchickt den Ferdinand mit ſeinem Siegelring als Zeichen der Vollmacht voraus nach der Stadt; er ſelbſt wolle dieſelbe nicht früher betreten, als bis alle Juden daraus entfernt ſeien. Jubelnd kommt das ganze Volk mit der Prieſterſchaft dem geliebten König entgegengezogen, der nur ein Opfer von Zauberei und verbrecheriſchem Betruge geweſen war. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß auf den Bildniſſen Rahels und Alfonſo's, welche beide wechſelſeitig an ihrem Körper getragen hatten, correſpondirende fremdartige Schriftzüge verzeichnet waren. In dieſen hatte die geheime Kraft gelegen, durch welche er ſo lange in die unzerreißbaren Feſſeln ihrer Schönheit geſchlagen war. Kaum hatte jedoch Ferdinand ihr Bild fortgeſchleudert, ſo war auch der Bann gewichen und der König von ſeinem Liebeswahnſinn geheilt; verſöhnt mit ſeiner Gemahlin regierte er noch lange ruhmreich über ſein Land und Volk.

Fünfzehn Jahre nach dieſer Novelle Cazotte's, 1778, wurde die Tragödie „Raquel" des Akademikers und kgl. Bibliothekars Garcia de la Huerta veröffentlicht. Offenbar kannte derſelbe die Novelle, denn von vielen Stellen liefert er nur eine verſificirte Ueberſetzung ohne die Zuthaten von Zauberei, welche der Franzoſe für nothwendig hielt, damit wir einerſeits den tiefen Fall und andererſeits die ſchnelle Bekehrung Alfonſo's begreifen. Er bringt uns nur die Kriſis und Kataſtrophe gegen Rahel und ihre Umgebung zur Anſchauung und beginnt daher mit Ferdinands Ankunft in Toledo und deſſen Zuſammentreffen mit Manrique. Die großen Maſſenaufzüge bei der Rundfahrt des Königs und in den Kirchen werden weggelaſſen oder entſprechend umgeändert, aber der übrige Verlauf der Handlung iſt ganz parallel mit der Novelle bis zur Ermordung der Jüdin. Dieſe ruft noch dem hereinſtürzenden Alfons zu: „Deine Liebe iſt mein Vergehen, dein Volk hat ſie gerichtet und verdammt. Ferdinand iſt dein einzig Getreuer und Ruben hat mich getödtet. Ich ſterbe gern für dich." Der König iſt raſend vor Schmerz, erſticht den Ruben und will auch an die Verſchwornen, die vor ihm auf den Knien liegen, Hand anlegen, jedoch Ferdinand fällt ihm in den Arm: er möge bedenken, daß dieſelben durch ihre Abſicht entſchuldigt würden; Rahel mußte ſterben, damit Alfonſo lebe. Dies genügt, denſelben zu beruhigen und umzuſtimmen: „Ich ſelbſt und meine Blindheit haben deinen Tod verurſacht. Mit Thränen von Blut will ich meine Schuld nun büßen. Drum auch vergeb' ich euch, ihr Edlen, euren Frevel, und eure Strafe ſei die Erinnerung an die Schauerthat, die ihr an jener todten Schönheit ausgeführt". Damit fällt der Vorhang.

Huerta war ein glühender Patriot und Gegner der Galliciſten in der ſpaniſcheu Litteratur zu Ende des vorigen Jahrhundertes. Die nächſte Veranlaſſung zu ſeiner „Raquel" war das Beſtreben, den Franzoſenfreunden unter ſeinen Landsleuten, die nur franzöſiſche Stücke überſetzten und behaupteten, die Spanier hätten gar kein tragiſches Talent, zu beweiſen, daß es an einem ſolchen

Digitized by Google

keineswegs mangle. Er tadelt die Eintheilung der französischen Trauerspiele in fünf Acte, zwischen deren Handlung oft lange Zeiträume liegen und die Personen in verschiedenster Weise wechseln können. Dieser großen Hilfe will er sich freiwillig entrathen und drängt seine ganze Tragödie in einen einzigen Act zusammen, mit nur drei Unterabtheilungen in den sogenannten Jornadas, Tagzeiten. Diese sollen aber weder die Handlung unterbrechen, noch einen größern Zeitabschnitt anzeigen, noch wird der Schauplatz während des ganzen Stückes verändert. Im Grunde ist dies bloß eine Selbsttäuschung Huertas, denn seine Darlegung ist doch nichts als eine Deutelei und durch theilweises Mißverständniß herbeigeführte Verdrehung der relativ französischen Einheiten von Ort, Zeit und Handlung. Er will gegen die kleinigkeitige Erklärung des Aristoteles durch Boileau und Genossen ankämpfen, sein gewaltsames Festhalten an seinem unrichtig construirten Systeme verleitet ihn jedoch zu neuen Unzukömmlichkeiten. Um seine beabsichtigte Einheit des Ortes zu erreichen, wählt er als Bühne den Audienzsaal des königlichen Schlosses mit dem Thron im Hintergrunde und läßt nun in diesem Raume die verschiedensten Personen offenbar unberechtigt aus- und einlaufen. Schließlich erscheinen auch die Verschwornen, müssen sich aber zuvor nochmal entfernen, damit die geängstigte Rahel Zeit finde, sich auf dem Throne zurechtzusetzen und dann erst mit Anstand daselbst ermordet zu werden. Der Hauptfehler seines Stückes liegt wohl schon in der Anlage, denn ohne Exposition springt er gleich auf die Höhe der Situation; trotz der geringen Steigerung und der Verzögerung der Katastrophe durch die Huldigungsscene eilt die Handlung eigentlich bereits abwärts ihrem Ende zu, so daß das Ganze dem vierten und fünften Acte eines gewöhnlichen Trauerspieles gleicht, denen die vorhergehenden Aufzüge fehlen. Huerta's Wille, die Nationalpoesie gegenüber den französischen Einflüssen zu heben, war sehr lobenswerth, aber seine eigene Befähigung war zu schwach. Abgerechnet die herrliche Rede, mit welcher Ferdinand das Elend des Landes dem Könige vorstellt und jener meisterhaft leidenschaftlichen Scene, in welcher Rahel in scheinbarem Abschiede den letzten Angriff auf dessen Schwäche macht und dem er wirklich so glänzend unterliegt, ist überdies alles in übertriebenem Pathos und ermüdender Langathmigkeit geschrieben. So bringt z. B. Alfons seinen Schmerz beim Anblick der todten Geliebten in achtzehn aufeinanderfolgenden Fragesätzen zum Ausdrucke. Nichtsdestoweniger machte das Stück, weil, es sich doch etwas vortheilhaft von der Unmasse der spanischen Mantel- und Degendramen unterschied, seinerzeit großes Aufsehen und wurde in vielen Exemplaren in alle Welt verbreitet.

Ein solches ward auch dem Joh. Christian Brandes zur Bearbeitung für die deutsche Bühne von einem Freunde zugesandt. Jener, geboren zu Stettin 1735, gest. 1799, hatte es nach einer abenteuerlichen Laufbahn vom Kaufmannsjungen, Tischlerlehrling, Schweinehirten, Herrschaftsdiener und Tabakver-

Digitized by Google

schleißer zum Schauspieler und endlich zum Hoftheaterdirector in Dresden gebracht.

Als Schauspieler war er von minderer Bedeutung, verhältnißmäßig besser als Director und fruchtbarer Schriftsteller für das bürgerliche Trauerspiel und Lustspiel. Er fand das Stück des Huerta reich an einzelnen interessanten Situationen, aber zu gedehnt und keine Person darin, für die man sich besonders interessiren könnte. Daher behielt er den Gang der spanischen Tragödie ohne wesentliche Aenderung bei, wählte aber die Jüdin zur schuldlos leidenden Person, um unser Interesse und Mitleid für sie zu gewinnen und wälzte alle Verbrechen auf Ruben als ihren Verführer. Er war so ziemlich fertig, als ihm Cazotte's Erzählung eingeschickt wurde, und weil er darin noch manches Verwendbare fand, so änderte er sein Stück um, und im 3. Bande seiner gesammelten dramatischen Werke figurirt dasselbe als „Rahel oder die schöne Jüdin", Trauerspiel in drei Aufzügen, verfertigt im Jahre 1789. — Von ihm erfahren wir wenigstens, daß der König bereits verheiratet ist, was Huerta gar nicht erwähnt und sich somit eines bedeutsamen Knotenpunktes in der Verknüpfung der Handlung begibt. Doch bringt auch Brandes die Königin nicht auf die Bühne, sondern in der Scene, in welcher Rahel auf den Thron erhoben wird, schließt Alfons seine Gemahlin feierlich von demselben aus, erklärt aber den mit ihr gezeugten Sohn als rechtmäßigen Erben von Castilien.

Wenn Brandes von der Verheiratung des Königs keine bessere Verwendung wußte, so hätte er füglich auch diese weglassen können, denn sie empört nur zwecklos unser Gefühl.

Weiters gefällt ihm die Finte Cazotte's mit den zuströmenden Verschwörern unter der Maske von Pilgern so gut, daß er sie beibehält; ihre Bewaffnung in der Kirche fällt jedoch aus. Da er mit dem Schlusse des Huerta'schen Dramas nicht ganz einverstanden war, so erspart er uns die Verwunderung über des Königs plötzliche unbegründete Beruhigung. Alfons überantwortet Ruben den gräßlichsten Martern und wirft sich zum Schluß über den Leichnam Rahels: „Mit dir sind alle Freuden meines Lebens auf ewig von mir gewichen, finstrer Gram und nagende Gewissensbisse sind nun meine Gefährten. Bald, bald werde ich dir folgen."

Man sieht also, daß die Veränderungen, die Brandes vornahm, in der That sehr unbedeutend und ohne besondern Vortheil für sein Stück ausgefallen sind, um so mehr als er seiner Absicht untreu wurde. Er wollte uns Rahel als das schuldlose, bloß liebende Weib vorführen, aber wir glauben nicht recht daran, wenn der König selbst sich veranlaßt sieht, auszurufen: „(Rahel) der Gegenstand des allgemeinen Hasses, aber auch meiner innigsten Liebe, deren Verbrechen ich verabscheue und deren Reize mich noch immer fesseln." Alfons bleibt uns am Ende auch ein ungelöstes Räthsel; konnten wir nicht begreifen, wie er zu der verbrecherischen Jüdin eine so glühende Neigung faßte, so wissen wir zuletzt wiederum nicht, was er weiters thun werde. Daß er aus Liebes-

Digitized by Google

gram sollte sterben, fürchten wir nicht von ihm, der kurz zuvor so kühl das Verbannungsurtheil aussprach. Wird er seinen Fehl einsehen und sich aus seiner Erniedrigung aufraffen? Kommt die Königin wieder an den Hof? Gehen die Verschwörer straflos aus und muß Ruben allein büßen? Auf alle diese Fragen bleibt uns Brandes die Antwort schuldig. Nimmt man zu alledem noch die schwerfällige Uebersetzung der ohnedies hohlen Phrasen Huerta's, so sind wir eines weitern Urtheils über sein Stück wohl enthoben.

III.

So sind wir nun bei der neuesten Verwerthung jenes Vorwurfs zu einem Bühnenstück angekommen, und ohne von dem Namen Grillparzer irgendwie beeinflußt zu sein oder Widerspruch fürchten zu müssen, können wir seine „Jüdin von Toledo" für die beste Bearbeitung jenes Stoffes erklären. Hiemit ist ja noch nicht gesagt, daß sie absolut gut und musterhaft sei, aber zur Rechtfertigung und Vergleichung wollen wir doch einige Streiflichter auf dieselbe fallen lassen, bis gewiegtere Fachmänner ihre Meinung aussprechen. Ob Grillparzer Huerta's Drama kannte, weiß ich nicht, von der Existenz des Brandes'schen Stückes erfuhr er wohl erst nach Beendigung seiner Arbeit, denn auf dem Titelblatt des Manuscripts steht von seiner Hand beiläufig die Bemerkung: „Brandes hat auch ein Stück über diesen Stoff geschrieben". Ohne Frage faßte Grillparzer seine Aufgabe am seelenvollsten und gefühlsinnigsten auf, daher ihm auch die Intention, welche Lope bei seinem Drama leitete, am besten zusagte. Dieser wollte uns offenbar die Erhebung Alfonso's von seinem moralischen Falle vor Augen führen und läßt dieselbe im Sinne jener Zeit und seines Volkes und auf Grundlage der ihm vorliegenden Romanzen und Chroniken durch Einwirkung höherer Mächte vor sich gehen. Rahel selbst ist ihm fast nur Nebenperson, so geistig unbedeutend und unschädlich zeichnet er sie. Die Schönheit allein ist ihre Macht, daß sie sich vom Könige lieben läßt, ihre einzige Schuld. Von ihrer Tyrannei bemerken wir nicht das Geringste, so daß uns die Beschuldigungen, welche von der Königin auf sie geworfen werden, ziemlich ungerechtfertigt scheinen. Die beleidigte Gattin schiebt eben die Politik als Vorwand vor ihre Eifersucht, die mit etwas frostigem Benehmen gepaart dem jugendfeurigen König die reizende Jüdin jedenfalls willkommener machte. Erst gegen Ende gewinnt sie durch ihre edelmüthige Anhänglichkeit an Alfons unsere Zuneigung, damit uns bei dessen Wiedervereinigung mit ihr keine Mißstimmung beschleiche. Ja sie geräth fast geradezu in das andere Extrem, wenn sie bei der endlichen Versöhnung den König um Verzeihung bittet, denn sie sei seiner Umarmung nicht werth. Solche kriechende Unterwürfigkeit widert uns wie die des Käthchens von Heilbronn an; nach all dem Vorausgegangenen ist trotz der Ermordung Rahels die Reihe um Vergebung zu bitten nur an dem zunächst schuldigen Alfons.

Digitized by Google

Huerta und Brandes fassen die Sache ganz anders an, Beide zeigen uns die Jüdin auf dem Höhepunkte und im Vollbesitze ihrer Herrschaft. Sie reizt mit Ruben durch das Verbot des Waffentragens und neue drückende Auflagen das Volk und nimmt den Kampf mit dem gesammten legitimen Adel Castiliens auf, so daß ihr Untergang unser Billigkeitsgefühl eigentlich nur befriedigt.

Huerta meinte wohl zu einem glücklichen Abschluß uns den König wieder beruhigt zeigen zu müssen, aber es gelang ihm dies so schlecht, daß Brandes es für räthlich hielt, diesen Theil wegzulassen und lediglich der schönen Jüdin „Glück und Ende" darzustellen. Diesen beiden Autoren war also Rahel die Hauptperson, um die allein sich unser Interesse concentrirt. Wie steht es nun bei Grillparzer?

Bei ihm erscheint uns Rahel als ein Judenmädchen aus ihres Vaters zweiter Ehe mit einer reichen Frau, voll des sprühendsten Feuers und fast ausartenden Uebermuthes, eitel, ihrer Schönheit sich wohl bewußt, mit inniger Glut sich an das Leben klammernd, das ihr auf allen Wegen in den üppigsten Farben entgegenlacht, verwöhnt von Haus aus, „wo alles ihr zu Willen und zu Dienst" und wo ihre Stiefschwester Esther, ein Muster von weiblicher Milde und Gereiftheit, ihr helles Kreuz haben mag mit dem wilden, aber schönen Rangen. Ihr gegenüber steht die Königin Leonore, eine stolze Engländerin, schon in den Flitterwochen ihrer Ehe durch allzu strenge Tugendhaftigkeit, die in Prüderie überschlägt, abstoßend kalt.

Gleich in den ersten Scenen werden wir gegen sie eingenommen, wenn sie für die Liebenswürdigkeit ihres Gemals und der Edlen kein Wort des Dankes findet und sich von der armen Rahel herzlos abwendet, als diese hilfeflehend ihr zu Füßen liegt.

Zwischen diese beiden weiblichen Wesen wird der junge König hingestellt, der leider keine ungestüme Knabenzeit genossen, frühzeitig in Schlacht und Verrath der Menschen schwärzeste Seiten kennen gelernt hatte und von guten aber für den freude- und lustbedürftigen Knaben allzu ernsten Männern erzogen und „vorzeitig mit der Weisheit Früchten genährt" worden war. „Mir selber ließ man nicht zu fehlen Zeit".

Trotzdem er zu wiederholten Malen versichert:

„Ich hab nach Weibern nie gefragt" und
„Daß Weiber es auch gibt, erfuhr ich erst,
Als man mein Weib mir in der Kirche traute"

oder vielmehr gerade deßhalb ahnen wir bald, was nachher wirklich eintrat. In Rahel

„Kommt ihm zum ersten Mal das Weib entgegen,
Das Weib als solches, nichts als ihr Geschlecht,
Und rächt die Thorheit an der Weisheit Zögling."

Digitized by Google

Da ist es um ihn geschehen, aber nicht wie bei Lope, wo fast selbstverständlich die Männer und Frauen sich stets beim ersten Anblicke „zum Sterben“ in einander verlieben. Bei Grillparzer gibt es keinen Sprung und keine Lücke in dem regelmäßigen Entwicklungsgange der Leidenschaften. Wenn auch in unserm Drama eine Art prädestinirender Wahlverwandtschaft durchschimmert, so können wir doch Wort für Wort und Schritt für Schritt der keimenden Liebe Alfonso's zu Rahel folgen. Und mit welch jungfräulicher Züchtigkeit wird hier Alles behandelt! Da ist nicht jenes billige Mittel Lope's angewendet, daß der König durch das zufällige Belauschen des schönen nackten Weibes im Bade geblendet und bezaubert wird. Zuerst fast verschämte Verlegenheit, als das reizende Mädchen in Gegenwart Leonorens allzu vertraulich seinen Fuß umklammert, und sozusagen elektromagnetische Wechselwirkung durchschauert beide in der gegenseitigen Berührung. Dann halb absichtlich, halb wider Willen unter dem Vorwand von Besorgniß für das Wohl seines Schützlings zog es ihn am Abende zum Gartenhaus und wie unsagbar lieblich ist das dortige Zusammentreffen ihrer Herzen geschildert. Beim Könige ganz Gemüth und Innigkeit der ersten Liebe, bei Rahel noch kindischer Trotz, gemengt mit Spielerei, deren Tragweite sie nicht ahnt. Doch verliert sich Alfons nicht ganz in dem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht, und sein Wiederaufraffen, seine Genesung von der geistigen Krankheit, wie er selbst später das Verhältniß zu Rahel nennt, ist die Schlußtendenz Grillparzers wie die Lope's, die bewegende Idee, um die sich Handlung und Charaktere krystallinisch anreihen. Doch braucht er hiezu nicht die kirchliche Mythologie als Decoration und keinen Boten des Himmels, um den König an sein Weib und das Wohl der Unterthanen zu mahnen. Er malt uns auch diesen geistigen Proceß mit allem Aufgebot seelischer Charakteristik und so zarter Detailausführung, daß sie vielleicht beim erstmaligen Lesen nicht genug in die Augen fällt und zur Darstellung auf der Bühne einen außerordentlich feinfühligen Schauspieler bedarf. Alfons ist schon von vornherein entschieden auf jenen Zweck hin angelegt. Das ist kein heißblütiger Spanier, dessen Leidenschaft auflodert, gleich sein ganzes Innere verzehrend, sondern eine ruhig überlegende, nordische Natur, die sehr bald inne wird, welche Gefahr ihr drohe und bei Zeiten derselben begegnet. Schon zu Ende des zweiten Actes hat er die Absicht, gegen die Mauren zu ziehen, denn:

„Vier Augen drohen in Toledo mir;
Voll Wasser zwei und andre zwei voll Feuer“

und weiter:

„Vor allem gilt es sich erobern selbst
Und dann entgegen feindlichen Eroberern.“

Wohl prahlt der habsüchtige Isaak, vom Glücke berauscht zu Uebermuth und Stolz: „Mein Rachelchen steigt täglich in der Gunst“ doch ist nichtsdesto-

Digitized by Google

weniger der Zenith der Liebe zu Anfang des dritten Actes eigentlich schon überschritten. Wir finden Alfonso gegenüber den Launen Rahels ziemlich gleichgiltig: „Nur noch ein Tage drei, daß dies Getändel — als abgethan ich aus dem Innern weise"; selbst das Coquettiren derselben mit Garceran erregt ihn nicht im mindesten zur Eifersucht. Und als er von der Versammlung der Großen wegen der Feindesnoth und zur Berathung über die Beseitigung der Jüdin Kunde erhält, tritt ihm sein Fehler in voller Klarheit vor die Seele: „Gut machen heißt es, damit fang ich an". Ohne besonders zärtlichen Abschied von Rahel zu nehmen, sucht er seine Gemahlin auf, gesteht sein Vergehen, nicht Reue bloß, durch Thaten seine Besserung versprechend, und unter seinem Bildniß soll die Inschrift angebracht werden:

„Ein König, der an sich nicht gar so schlimm,
Hat seines Amts und seiner Pflicht vergessen;
Gott sei gedankt, daß er sich wiederfand."

Doch Heine singt im Buch der Lieder:

„Langsam welkt die Liebe bloß
Und man reißt so raschen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los."

Alfons wird im Laufe des Gespräches immer leidenschaftlicher und wilder, gegen die Königin, die ihm überspannt tugendhaft erscheint, und gegen die Großen, die sich unbefugt in seine Hausangelegenheiten mischen.

Während er sich also selbst in zunehmenden Zorn hineinhetzt, hat sich Leonore unbemerkt zurückgezogen mit der Ueberzeugung, daß er doch noch nicht geheilt und darum das äußerste Mittel unvermeidlich sei. So wird der Stab über Rahels Schicksal gebrochen und Alfons kommt zu ihrer Rettung zu spät nach Retiro; er stürzt in das Gemach, wo ihre Leiche liegt, um seine Wuth gegen die Frevler zu nähren, doch es kommt anders. Er vergleicht ihr Antlitz mit dem Bilde, das er auf seiner Brust trug, und sie erscheint ihm jetzt entstellt, verzerrt und häßlich, mit „bösem Zug um Wange, Mund und Kinn und einem lauernd Etwas in dem Feuerblick." Es war eben das elektrisirende, sinnbestrickende Leben aus seiner Hülle entflohen, der kalte, todte Körper hatte keine Macht mehr über ihn. Das geistig unreife, nur körperlich südländisch üppig entwickelte Mädchen hatte „seine noch ungeweckte Sinnlichkeit" aufgestachelt und gefangen genommen. Doch wirkte sie nur wie das Nordlicht, dessen Erglühen am Horizonte die Magnetnadel in Unruhe versetzt; mit seinem Verschwinden hört die Störung von selbst wieder auf. Entsetzt wirft er ihr Bild von sich und nach einem letzten Aufflackern der frühern innern Glut beim Anblicke der versammelten Großen ist er seiner Familie und dem Volke wiedergegeben.

Digitized by Google

Vielleicht schwebte Grillparzer für diese Scene die Wirkung vor, die in dem oben erwähnten Stücke Lope's: la corona merecida der Anblick der verstümmelten Sol auf eben unsern Alfons übt. Wir können eigentlich von dieser Wendung seiner Gesinnung nicht mehr allzusehr überrascht sein, denn sie ist nur die endliche Durchführung eines oft gefaßten Entschlusses, bei dem der König in seiner lauwarmen, unentschiedenen Natur nicht schnell genug vom Willen zur That gelangen konnte. Jetzt haben Andere für ihn gehandelt, wohl allzu rauh und nicht nach seinem Sinne, doch nimmt er es wie eine bittere Arznei hin und fügt sich ins Geschehene. Die Leser des Stückes werden sich also vielleicht bald mit diesem Ausgange einverstanden erklären, mehr zu befürchten bleibt jedoch, ob von der Bühne herab dieser starke Wechsel in der Stimmung nicht den Zuschauer abstoßen werde. Auf diesen wirkt das Tragische des augenblicklichen Bildes viel nachhaltiger ein als die Vernunftgründe des flüchtigen Wortes. Das Ganze birgt etwas von der Enttäuschung und dem Unwillen über das frevle Spiel mit unserem Gefühl in sich, den wir empfinden, wenn wir an dem Orte, wo wir ein entsetzliches Unglück befürchten, hören, daß nur ein Scherz uns erschreckt habe.

Im Zusammenhange damit steht jene bisher noch unerwähnte Seite des Dramas, die Grillparzer seinem eigenen Geständnisse nach für bedenklich hielt. Wir meinen den geheimen Zusammenhang Alfonso's mit seinem eigenen Bildniß, als Rahel in trotzigem Uebermuth es mit der Nadel durchsticht:

„Wars doch als fühlt' ich in der eignen Brust
Den Stich nach jenem Bilde . . ."

und die Zauberkraft in dem Bild Rahels, sobald es der König an seinem Halse trägt. Grillparzer scheint also die Novelle Cazotte's gekannt zu haben, und seinem jugendlich träumerischen Wesen gefiel jene zauberartige Einkleidung des Franzosen. Er hat sich ja einmal geäußert: „Das Wunderbare und Märchenhafte ist der Poesie nothwendig. Ich für meine Person, wenn man mir das Wunderbare und Märchenhafte in der Poesie verwehren wollte, hätte an ihr gar keine Freude und keinen Reiz." Es ist hier nicht der Ort, sich über die allgemeine Giltigkeit dieses Ausspruches auseinanderzusetzen, aber er ist bezeichnend für des Dichters Gesammtauffassung seiner dramatischen Stoffe. Bei ihm liegt das Problem immer auf der psychischen Seite, selbst wenn das Substrat mitten aus der politischen Geschichte genommen ist — und vom Geistigen zum Wunderbaren, wie klein ist der Abstand. Aber wie verschieden ist in unserm besondern Falle die beiderseitige Darstellung. Was uns bei Cazotte als plumpe Charlatanerie und gemeiner Betrug gegenüber einem abergläubischen und ungebildeten Könige anwidert, das heimelt uns bei Grillparzer so traulich an, wie die Erinnerung an Erzählungen in der Kinderstube, und die Geschichte mit dem Nadelstich ist in der That frisch geschöpft aus dem unversiegbaren Born von

Digitized by Google

Poesie in Märchen und Sage selbst noch unseres heutigen Landvolkes. Nichtsdestoweniger wird dieser tändelnde Rahmen zu dem ernsten Bilde bei manchem kritischen Verstande Anstoß erregen, und bei der sonst so ausgezeichneten Charakterzeichnung der Hauptpersonen wäre vielleicht die ganze Zauberei wirklich überflüssig gewesen. Derartige Hilfsmittel sind an und für sich undramatisch und, wie reizend wir die indirecte Bezauberung Alfonso's finden mögen, die schließliche Art der Entzauberung berührt uns zum Mindesten höchst unangenehm. Ist diese Neigung zum Wunderbaren hier wie der verhängnißvolle Dolch in der Ahnfrau etwa der Tribut, den auch Grillparzer dem Mysticismus der Romantiker zollt? Wir sind jedoch weit entfernt, ihn damit vollends in diese Gesellschaft zu bannen; davor bewahrt ihn sein vollständiger Mangel an der romantischen Ironie und steten Selbstparodie, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich dulde. Er will keine geschlechtlose Poesie, kein Kunstwerk der Zukunft und hält die Grenzen der einzelnen Dichtungsarten scharf auseinander.

Uebrigens ist eine andere Frage viel wichtiger, nämlich die, ob denn der Tod der armen Rahel unvermeidlich und genügend motivirt ist? Was hat denn das blutjunge, lebenslustige Mädchen verbrochen? Daß der König sich in sie verliebte und sich nicht rasch genug zum Feldzug entschließen konnte. Die Beschuldigung der gereizten Gattin Leonore von einem Frevel gegen die Heiligkeit der Ehe braucht noch nicht den Tod nach sich zu ziehen; andererseits fällt die Schuld hievon doch größeren Theiles auf Alfons, und die unglückliche Rahel büßt für ihre Schönheit viel zu schwer [1]). Freilich schreitet das Schicksal erhaben hinweg über die unverdienten Leiden eines Einzelwesens, doch wäre es ein grober Verstoß gegen alle Regeln der Kunst, wenn die Jüdin nur deßhalb stürbe, um das Stück zu einer Tragödie zu machen; im Morden und Sterben allein liegt die Tragik nicht. Wenn Grillparzer schon von der traditionellen Tyrannei und Habsucht Rahels und ihrer Angehörigen abging, dann wäre ein milderer Ausgang etwa mit Verbannung der Beschuldigten auch angezeigt gewesen, selbst um die oben bezeichnete Intention des Stückes zu erreichen. Der ruhige, eigentlich leidenschaftslose Alfons wäre wohl auch mit einem minder gewaltsamen Mittel zu heilen gewesen und im schlimmsten Falle hätten wir statt eines Trauerspiels ein Schauspiel bekommen.

Als eine Art Liebesdrama hat auch „die Jüdin von Toledo", wie die meisten dieser Gattung, zwei Heldenpersonen. Bis zum Ende des dritten Actes nimmt vorwiegend Rahel unser Interesse in Anspruch, bis dahin hat sie den activen Theil und führt die Handlung. Sie fällt jedoch der Reaction der Verhältnisse zum Opfer, während Alfons mit derselben einen Compromiß abschließt. Er ist also ein pathetischer Held, aber nicht wie der unglückliche Rudolf unser

[1]) Und Julia, Ophelia, Clärchen u. s. w. u. s. w.? — D. Red.

Digitized by Google

Mitleid erregend, sondern ein Held ohne Mark und Kraft, der nur die reflectirende Unentschiedenheit Hamlets hat, ohne jedoch von selbst weder einer guten, noch einer bösen That fähig zu sein.

So reiht sich leider auch Alfons den anderen Grillparzer'schen Heldenmännern an, deren kein einziger uns durch wahrhaft moralische Größe und männliche Energie imponirt. Vielleicht ist es ein Vergehen an dem Andenken des verstorbenen Dichters, aber unsere Anschauung, ehrlich gestanden, ist die: Grillparzer selbst war seiner ganzen Anlage nach kein heftig leidenschaftlicher Charakter, kein Mann der That im eigenen Leben und konnte auch keine auf die Bühne schaffen, die seinem Wesen schnurstracks entgegen wären und den Kampf gegen das Geschick, das sie selbst sich durch ihr Wirken heraufbeschworen, muthig und heldenhaft durchführen würden. Immer sind allzu starke subjective Reflexe von dem Dichter selbst an ihnen bemerkbar; er selbst war Gemüthsmensch und daher seine Meisterschaft in der Zeichnung des innern Ringens des Individuums *bis* zur That. Nun soll aber der dramatische Dichter wie die schaffende Natur hinter ihrem Werke verschwinden. In den früheren Dramen Grillparzers ist dies auch eher der Fall, sie entstanden ihm noch wie in einem fieberhaften Zustande, unter der Einwirkung eines unwiderstehlichen, dämonisch wirkenden poetischen Dranges. Später schiebt sich die reflectirende Selbsterkenntniß immer mehr in den Vordergrund, hemmt leider verstandesmäßig den dichterisch freien Flug der Schaffungskraft und hat in der Gestalt Rudolfs II. ihr verkörpertes Abbild. Wie ganz anders gelangen ihm dagegen seine Frauengestalten: stehen wir bewundernd vor der Hoheit einer Sappho und Medea, so ist in Kreusa, Hero, Melitta und Esther eine ansteigende Reihe von weiblicher Lieblichkeit und Anmuth, wie sie die Dichtkunst wohl nur selten in so herrlichem Verein aufzuweisen hat. — Und Rahel? — Schließt auch sie sich dem holden Reigen an? — Sie besitzt nicht jenen „stillen Sinn, des Weibes schönsten Schmuck", nicht das „anspruchslose, fromm bescheidene Wesen" und die „liebevolle Innigkeit", Eigenschaften, die jene andern wie Raphaels Madonnen zieren, und dennoch gewinnen wir auch dieses ganz eigengeartete, närrisch übermüthige und gleich wieder schreckhaft eingeschüchterte Kind bald herzlich lieb. Erst im dritten Act wird durch die nicht mehr kindliche Launenhaftigkeit Rahels unsere Sympathie für sie etwas abgedämpft, vielleicht durch weise Absicht des Dichters, damit uns ihr Tod später nicht gar zu sehr zu Gemüthe gehe.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich zum Schluß über den herrlichen Fluß der Rede, die Fülle inhaltsschwerer Gedanken, die unaussprechliche Lieblichkeit einzelner Scenen, und im Ganzen über die allanerkannte Technik Grillparzers, die sich auch in seiner „Jüdin" bewährt, viel rühmender Worte machen. Wenn Lessing sagt: „Das Genie ist einfach, der Witz liebt die Verwicklung", so ist damit für unsern Dichter das größte Lob ausgedrückt. Ich begnüge mich nur hinzudeuten auf die meisterhafte Exposition und das bewunderungswürdige Beschränken des vorliegenden Stoffes, was gerade bei einem

Digitized by Google

historischen Drama die größte Schwierigkeit macht wegen des nothwendigen Zusammenhanges mit Vergangenheit und Zukunft.

Den ganzen ersten Act Lope's, also die Vorgeschichte, gibt er uns in der kurzen, aber so farbenprächtigen, jünglingbegeisterten Schilderung, welche Alfonso seiner Gemahlin beim Einzuge in Toledo macht. Von dem Verrathe des Dominguillo ist löblicher Weise gar nicht die Rede, denn er würde nur durch Zwecklosigkeit und Unschönheit stören. Jenes Zusammenziehen des Stoffes geht so weit, daß es die Bestimmung der Zeit für die Handlung erschwert. Im ersten Acte erhalten wir nämlich die Vorstellung, das Königspaar sei jüngst vermählt und komme zum ersten Male nach Toledo, also 1170. Im weiteren Verlaufe sind Andeutungen, als ob das Verhältniß zur Jüdin nur Tage, höchstens Wochen gedauert hätte und doch spricht Leonore im vierten Aufzug schon von einem Sohne, deren ersten sie im Jahre 1173 gebar. Alle sonstigen Anzeichen: Abenjussuf, Alarcos u. s. w. sprechen wiederum dafür, daß die Handlung unmittelbar vor den Feldzug 1195 falle, dessen Zurüstungen durch die Liebeständelei des Königs verzögert werden. So läßt uns der Dichter in kunstgerechter Form wie im leichten Kahn über Jahrzehnte hinweggleiten, ohne daß wir es nur merken.

Und wie zartsinnig läßt er die Ermordung der unglücklichen Rahel hinter der Bühne vor sich gehen und verschont uns sogar mit dem Anblick ihrer Leiche. Der geheime grausame Plan, wie sich das Netz stets enger um sein Opfer schließt, das schaurig wilde Bild des Schauplatzes, wo die umgestürzten Tische und herumliegenden Schmucksachen gleichsam mitspielen und uns deutlich genug die Ueberzeugung aufdrängen, daß die gräßliche That bereits geschehen sei, das Alles treibt unsere Spannung ohnedies bereits auf die Spitze und das Anschauen eines Todeskampfes hätte sie kaum zu noch edlerer tragischer Wirkung gesteigert. — Man vergleiche schließlich den unaufhörlichen opernartigen Scenenwechsel Lope's, der viel weniger begründet ist als bei Shakspeare, mit Grillparzers trefflicher Fügung eines Bindegliedes in das andere, bis der Kreis geschlossen, sozusagen der geborstene Ehering wieder zusammengelöthet ist.

Also ist „die Jüdin von Toledo" eigentlich auch ein Ehebruchstück? — Ja wohl, aber wie himmelweit verschieden von der Flut aller jener, mit welchen unsere Bühnen von jenseits des Rheines überschwemmt werden!

Ueber die Berechtigung solcher Darstellungen, welche uns nur immer den gähnenden Abgrund der Menschheit und die Fäulniß der höchsten und tiefsten Schichten der Gesellschaft mit allem Gräuel von Laster und Unglück zeigen, wollen wir hier nicht streiten. Vielleicht ist die Verantwortung solcher Erzeugnisse weniger dem Autor als dessen Zeitgenossen aufzubürden, welche ihm stets aufmunternd zujubeln.

Ja wir wären sogar mit den sogenannten französischen Sittenbildern vollends einverstanden, wenn die Schriftsteller den Zweck der Bühne, ein Spiegel des Lebens und eine Bildungsstätte zu sein, wahrhaft im Auge behiel-

Digitized by Google

ten, wie sie es uns in neuester Zeit so eindringlich vorreden. Doch können wir zur ihren Versicherungen und zu der Lauterkeit ihrer Absichten kein rechtes Zutrauen gewinnen, denn alle ihre Schreckbilder sind noch zu oft angethan mit dem blendenden Gewande von Vergnügen und raffinirtem Genuß. Ueberhaupt sind Drohungen und Furcht die niedrigsten und verwerflichsten Mittel der Erziehung, und das absolute Verneinen aller bessern Seiten der Menschennatur erscheint uns bloß wie das Niederreißen eines morschen Gebäudes ohne Plan für einen Neubau. Wie ganz anders ist es in Grillparzers Drama! Da ist nichts von Ekel vor des Lebens Uebersättigung, keine Gemeinheiten, Anspielungen und Lockungen, sondern frische Natürlichkeit und Freude, bei allen menschlichen Fehlern doch die reinste Moral und eine Fundgrube von goldener Weisheit vom Baume der Erkenntniß. Wohl steht sein Werk wie die meisten dramatischen Schöpfungen der Deutschen jenen anderen unläugbar nach an sprudelnder Lebhaftigkeit des Wechselgespräches, an Witz, an plastischer Darstellung und zündenden Effecten. Allein diese Eigenschaften bilden doch nur eine äußere Form, ohne die Weihe eines echten Kunstwerkes und ohne dauernden Werth.

Zwei italienische Kunstausstellungen.

Am 7. October wurden in Mailand zwei Ausstellungen geschlossen, welche zur Feier der Enthüllung des Denkmals Lionardo da Vinci's von einem Comité des Mailänder Adels waren veranstaltet worden.

Die eine dieser Ausstellungen sollte dem Programme nach die Perlen lombardischer Kunst, die sich im Privatbesitze befinden und schwer zugänglich sind, der Oeffentlichkeit vorführen, um im Anschlusse an die Sammlungen der Brera so vollständig als möglich das Leben und Wirken Lionardo's, seiner Schüler und Zeitgenossen zu illustriren; die andere dieser Ausstellungen Zeugniß geben von der Kunstthätigkeit des modernen Italien.

Die Eröffnung derselben wurde von der Mailänder Presse mit enthusiastischen Worten gefeiert; die Hauptstraßen der Stadt waren mit Flaggen geschmückt, der Re galantuomo kam in höchsteigener Person herbei, um dem Feste eine größere Weihe zu geben.

Die Ausstellung alter Kunstwerke wurde im Palast der Brera, jener der neuen in dem durch Anbauten erweiterten Café der giardini pubblici abgehalten.

Es war vielleicht nur ein glücklicher Zufall, daß die Localitäten beider Ausstellungen so weit von einander gelegen sind, der Contrast zwischen Einst und Jetzt wäre sonst gar zu grell vor die Augen getreten.

Digitized by Google

Bei der nicht eben großen Bescheidenheit der Künstler des heutigen Italien ist die Vermuthung gerechtfertigt, daß diese es vielmehr beklagten, die Producte ihres Pinsels und Meißels nicht unmittelbar neben die Meisterwerke der Renaissance gesetzt zu sehen; waren sie es doch gewohnt, bei den alljährlichen Ausstellungen zu Mailand und Venedig ihre Bilder keck neben die unverhüllten Werke der alten Meister in der Brera und der Galerie der Akademie hinzustellen, als wollten sie sagen das Wort: „Anch io sono pittore“, sage noch zu wenig, es müsse heißen: „Nur Wir sind Maler!“

Und wenn etwa Einzelne versuchen möchten abzuwägen, ob diese „Alten“ nicht etwa doch um Einiges schwerer wiegen, so konnten sie sich darüber schon am ersten Tage der Mailänder Ausstellung beruhigen, denn es wurde von officieller Seite ein um 3 Francs größerer Eintrittspreis zu Gunsten der modernen „Meister“ in die Wagschale geworfen.

Der König entfaltete bei der Eröffnung die ganze Pracht und Herrlichkeit monarchischen Pompes; alle Minister begleiteten ihn; es wimmelte vor, neben und hinter ihm von zinnoberroth gekleideten Lakaien und Reitern — nur er erschien im schlichtesten Gewande, in seiner für populäre Anlässe herkömmlichen Tracht: kurze Orleansblouse, über die sich ein weißer Halskragen bis über die Achseln legte, das Haupt mit einem runden Hut, die Hände gar nicht bedeckt.

An der Pforte wurde der König von dem Präsidenten des Comité's, dem Conte Belgiojoso, mit einer längeren Anrede begrüßt, und darauf von dem Präsidenten und dem Grafen Giberto Borromeo durch die Ausstellungsräume geleitet.

Im ersten Saale waren die plastischen Arbeiten aufgestellt.

Eine flüchtige Ueberschau genügte, um erkennen zu lassen, daß der Irrweg, den die Sculptur Italiens schon seit längerer Zeit geht, leider noch nicht verlassen wurde.

Die Grenzen der Plastik werden fast durchgehends überschritten, der Sinn für erhabene und edle Schönheit scheint abhanden gekommen zu sein und nur mehr die Sucht zu herrschen, durch Bravour in der Behandlung des Marmors zu blenden.

Die Sculptur des modernen Italien greift in das Gebiet der Malerei, und zwar namentlich der neufranzösischen des versumpften napoleonischen Regimes hinüber, sowohl bei der Auswahl der Gegenstände als auch in der Behandlung des Stofflichen. Einzelne der Bildhauer gehen sogar noch weiter als der ärgste der Naturalisten unter den Malern zu gehen wagt, und copiren die Poren und die kleinsten Fältchen und Sprünge der Haut, wie solche nur an nie gewaschenen Knieen und Füßen vorzukommen pflegen.

Solche Verirrungen sind um so bedauerlicher, je größer das Talent und Geschick ist, mit dem sie in vielen Fällen Hand in Hand gehen.

Die italienischen Bildhauer sind mit wenigen Ausnahmen nichts mehr als die Wohldiener der gedankenlosen und frivolen Menge. Die nackten Gestalten

Digitized by Google

scheinen nur gemacht, das Auge der jeunesse dorée zu erfreuen und zur Sinneslust aufzureizen.

Würden die Anfänge dieser Kunstrichtung nicht schon über das Jahr 1848 hinaufreichen, so wäre man versucht zu glauben, sie seien Alle von der krankhaften Idee der Italianissimi befallen, das alte Italien müsse mit Allem, was es Erhabenes und Unvergängliches geschaffen, über Bord geworfen werden, wenn eine neue Blüthe über dieses Eden kommen und Italien zu neuer Bedeutung gelangen soll.

Forscht man der Ursache dieses tiefen Falles der Kunst nach, so wird man den einzigen Erklärungsgrund kaum anderswo als in der geringen allgemeinen Bildung der Künstler, der Unkenntniß oder Mißachtung der Kunstgeschichte des eigenen Landes und dem Verkennen der Gesetze der Plastik suchen dürfen.

Wenn man sagen kann, daß die Kunst jeder Zeitepoche das jeweilige Schönheitsideal, und in einer gewissen Richtung den Gedankenkreis der Zeitgenossen zum Ausdruck bringe, so wird man von den gebildeten Kreisen des heutigen Italien, im Spiegel ihrer Kunst besehen, keinen günstigen Eindruck empfangen.

Wo einzelne Künstler einen Schritt zum Erhabenen machen wollen, verfallen sie ins Theatralische und sind nicht im Stande, sich vom Modelle frei zu machen. Die Monumente, die das heutige Italien geschaffen, kranken durchwegs an diesem Fehler.

Treten wir nun zu einigen der ausgestellten Arbeiten.

Das am meisten bewunderte plastische Kunstwerk der diesjährigen Ausstellung war „il genio di Franklin" von Monteverde.

Auf einem kleinen runden Thurme mit Zinnen, auf dessen Plattform sich ein Blitzableiter befindet, der höher ist als der Thurm selbst, sitzt eine nackte geflügelte Knabengestalt, die mit den Füßen den Blitzableiter umschlossen hält. Mit lachendem Angesichte läßt der Knabe mit einer Handbewegung als ob er Wurstfülle durch die Hand drücken würde, einen Gegenstand durch die Finger gleiten, von dem man bei näherer Besichtigung entdeckt, daß er einen gefangenen Blitz vorstellen soll.

Gesichtsausdruck und Körperbewegung machen den Eindruck, als erwarte der Knabe mit Spannung das Herausschlüpfen einer Maus, die er mit seiner Linken zu erhaschen gedenkt. —

Daneben befand sich ein junges hübsches Mädchen in schreitender Stellung, das nach einem marmornen Schmetterling haschte, welcher an einem etwa 5 Zoll langen Eisendraht schwebte, welch letzterer in dem oberen Ende des Zeigefingers der gehobenen Hand festsaß!

In der Nachbarschaft befand sich eine Dame im Nachthemde, die auf einem sehr schadhaften Strohsessel bei einem verzierten Tische saß und einen Brief schrieb — zu nächtlicher Stunde, wie man aus der angebrannten Mar-

Digitized by Google

morkerze neben , die mit marmorner Flamme brannte, schließen mußte. Warum nur der Künstler nicht zur Vervollständigung des Bildes an einem Draht einen marmornen Mond dazu aufgehängt haben mag?

Eine andere plastische Dame in voller Lebensgröße sitzt im Salonanzuge in einem Fauteuil und liest einen Brief. Die Beine sind übereinandergeschlagen und gewähren in dieser Stellung so viel Darunterſicht, daß man die Strumpfbänder besehen und die Feinheit der Arbeit an den Strümpfen bewundern kann.

Herr Calvi führte ein etwa zweijähriges Mädchen vor, das, in einem Kinderſessel sitzend, beim Suppeneſſen einschlief und den Löffel zur Erde fallen ließ. Die Schüssel mit der Suppe steht so bedenklich schief im Schooße des Kindes, daß bereits einige Tropfen auf das Kleid herabliefen.

„La Capriola" heißt eine Gruppe von Garofoli. Ein Gassenjunge steht gebückt, die Hände auf die Knie gestützt, während ein anderer über seinen Kopf hinweghüpft. (Alles in Lebensgröße.)

Am andern Ende des Saales sehen wir aus einem weißen Burnus einen Kopf von schwarzgefärbtem Erz hervorkommen und eine dunkle Hand, die ein unregelmäßig geformtes Stück weißen Marmors umklammert hält. Sehen wir das Kunstwerk näher an. Der weiße Klumpen ist das zusammengequetschte verhängnißvolle Sacktuch, welches von Othello mit grausiger Miene angestiert wird.

Daß Versaglieri und andere Figuren der Tagesgeschichte nicht vergessen wurden, ist selbstverständlich; auch die Politik fehlt nicht.

„La donna di Trastevere" ist eine Römerin im Volkscostüm, die mit dem Ausdrucke des Zornes ihre Ketten zerreißt und wahrscheinlich die heroische Selbstbefreiung vom römischen Joche verewigen soll.

Die Gruppe, „Il plebiscito" getauft, stellt zwei Knaben dar, die, Arm in Arm einherschreitend, mit kräftigen Evviva's die entfaltete Nationalfahne begrüßen und die Stimmzettel mit „Si" auf den Hüten tragen.

In einer Ecke steht eine Gruppe von Rota, „Il suore", die an realistischer Darstellung das Aeußerste leistet.

Ein Arbeiter steht auf seine Haue gestützt und hält in der Hand ein Stück Brot, das von dem Schweiß der Stirne gebadet ist. Die Ausführung der Schweißtropfen sowie des Brotes ist außerordentlich gewissenhaft.

Bilderwerke dieses Genres gab es in dieser Ausstellung noch viele, die in der Erfindung gegen die hier angeführten keineswegs zurückstanden.

Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß viele der in Marmor ausgeführten Werke Zeugniß gaben von sehr großen, eifrigen Naturstudien, von Talent und der vollständigsten Beherrschung der technischen Hilfsmittel.

Büsten Victor Emmmanuels, des Kaisers von Deutschland, Cavours ꝛc. fehlten nicht, eben so wenig alle jene Damen, die seit alter und neuerer

Digitized by Google

Zeit das Privilegium haben, in der besten Gesellschaft unbekleidet zu erscheinen und da heißen: Venus, Phryne, Odaliske, die Unschuld, die Wahrheit ꝛc. ꝛc.

Vergessen waren mit einem Schlage alle Statuen und Bilder, die sich in den giardini pubblici zusammengefunden hatten, sobald man die Galerie der Brera betrat, um die Kleinode zu sehen, die der reiche Adel Mailands bis heute als eine kostbare Hinterlassenschaft der herrlichen Zeit der Kunstblüthe Italiens verwahrt. Mit dem Gefühle eines Gläubigen, der von der lärmenden Straße in einen geweihten Tempel eintritt, um sich zu sammeln und zu erheben, durchschritt man die Räume.

Man konnte zwar bald wahrnehmen, daß es dem Comité nicht gelungen war, das Programm, laut welchem die Zeit Lionardo's durch ihre Werke illustrirt werden sollte, streng durchzuführen, denn man traf da auch Werke einer viel späteren Zeit, ja selbst etwa 4 bis 5 niederländische und altdeutsche Bilder; wer war aber geneigt, dies übel zu nehmen, da letztere der Gesellschaft, in der sie sich befanden, würdig waren, und wer konnte es den Besitzern verargen, wenn sie in dem Gefühle des Glückes, diese ihr eigen nennen zu können, damit prunken wollten?

In acht Sälen war mit sorgfältiger Auswahl das Kostbarste, was sich im Mailänder Privatbesitze befindet, zusammengetragen worden. Nebst den Gemälden waren Schnitzwerke, Niellen, Cameen, Schmuckgegenstände von Gold und Silber, Emails, Majoliken, die prachtvollsten Miniaturen, Waffen, Gobelins, kostbare Tafelgeschirre von getriebener Arbeit, Büchereinbände und Stickereien aufgestellt worden.

Der Marchese Gian Giacomo Trivulzio füllte allein zwei dieser Säle mit den vorzüglichsten Gegenständen seiner Sammlung.

Unter diesen befand sich ein Giovanni Bellini und ein in Tempera gemaltes, etwa 12 Schuh hohes und 8½ Schuh breites Bild von Mantegna mit Figuren in Lebensgröße, welches alle Vorzüge dieses Meisters im höchsten Maße in sich vereint. Das vorzüglich erhaltene Bild stellt eine Madonna dar mit dem Christuskinde, umgeben von Heiligen und einem Kranze von Engelsköpfchen.

Zu ihren Füßen stehen zwei (nur mit dem Oberleibe sichtbare) musicirende Engelsgestalten, die an Schönheit der Zeichnung und Durchführung, an Lieblichkeit des Ausdruckes geradezu bezaubernd wirken.

Für dieses Bild wurden dem Besitzer 300.000 Francs, jedoch vergeblich geboten.

In diesen beiden Sälen waren ferner in Schränken ausgezeichnete Niellen ausgestellt, darunter Arbeiten von Maso Finiguera, Elfenbeinschnitzereien, Büchereinbände der vortrefflichsten Art, und eine Reihe von Büchern mit wundervollen Miniaturen, von welchen besonders hervorzuheben Florentius („musicus et sacerdos") trattato di Musica, gewidmet dem Cardinal Ascanio Sforza, ein

Digitized by Google

„Abecedario“ des Massimiliano Conte di Pavia, und ein Buch mit Notizen und Federzeichnungen von der Hand Lionardo's.

Die Wände bedeckten 12 Guazzi mit Darstellungen der Monate.

Im Nachbarsaale erschloß der Nob. Cav. Giacomo Poldi-Pezzoli seine Schätze.

Von den hier ausgestellten Bildern fesselte vorzugsweise ein eigenthümlich componirtes Bild Carpaccio's, Bilder Luini's und seiner Schule, eine Madonna auf der Flucht nach Aegypten von Andrea Solari (signirt), von der feinsten Durchbildung und außerordentlich innigem Ausdruck der Köpfe, und eine Madonna von Beltrafio.

Das Kostbarste der Sammlung bildet ein kleines, etwa anderthalb Schuh hohes Hausaltärchen mit Flügelbildern, die auf der Rückseite grau in grau bemalt sind. Das Mittelbild, eine Madonna mit dem Kinde, verräth die Hand des Meisters Fra Bartolomeo della Porta. Die auf dem Bilde zur Linken knieende heil. Katharina ist von so hohem Adel der Zeichnung, einer so wunderbaren Durchführung, daß niemand anstehen würde, diese Figur (allein besehen) für ein Werk Raphaels zu halten.

Die Schränke dieses Saales füllten Limousiner Emails, Goldgeschmeide der seltensten Art, Cameen und eine große Anzahl schön gearbeiteter Waffen, darunter die Rüstung Coleone's.

Das Haus des Grafen Borromeo wählte für diese Ausstellung aus seiner mehr als 400 Bilder enthaltenden Sammlung zwei gediegene Bilder von Borgognone, einige Luinis, ein Portrait von Lionardo da Vinci und ein ausgezeichnet, erhaltenes kleines Gemälde, bezeichnet: „Bernardinus Betinonus de Trivilio pinxit“.

Dieses Bild, darstellend eine Madonna mit Heiligen und Engelsgestalten in einer Architektur, zeichnet sich durch seine schöne Zeichnung und außerordentlich feine Durchführung aus.

Die gestickten Decken, Bronzen, Gold- und Silbergeräthe, Sättel mit eingelegten Elfenbeinverzierungen u. s. w. u. s. w. tragen fast sämmtlich den Wahlspruch des Hauses Borromeo: „Humilitas“, und zeugen von der mit diesem Wahlspruche nicht ganz zusammenstimmenden Prachtliebe dieser Familie von altersher.

Der vierte Saal enthielt von Gemälden namentlich ein sehr schönes, sechs Schuh hohes Bild von Luini, eine Geburt Christi darstellend, ein herrliches Bild von Borgognone, ein anderes von Paris Bordone, einen reich gefüllten Schrank der prachtvollsten und seltensten Majoliken und andere Gegenstände; sämmtlich Eigenthum des Grafen Passalacqua. Daselbst befand sich auch ein dem Marchese Lodovico Trotti gehöriges Portrait einer jungen Dame, gemalt von Murando, das seiner ganz eigenthümlichen Farbe, markigen Zeichnung und Behandlung wegen hervorgehoben werden muß.

Digitized by Google

In den folgenden drei Sälen glänzten unter den Gemälden ein Marcus Ogione, ein außergewöhnlich schön ausgeführter Luini, ein Rundbild in altem Rahmen von Botticelli, eine dreitheilige Tafel von Vivarini, ein höchst interessantes Temperabild mit einer reizenden Architektur aus der Schule Mantegna's (?) (Eigenthum der Kirche S. Pietro in Gessate) und ein dem Bocaccio Bocaccino zugeschriebenes, etwa 6 Schuh hohes Bild, einen englischen Gruß vorstellend (im Besitze des Herrn Lorenzo Litta Modignani), welches durch seine feingestimmte kräftige Farbe und schöne Behandlung hervorragte.

Die kunstgewerblichen Gegenstände dieser Säle waren durch ihre Schönheit und ihre Seltenheit in hohem Grade bemerkenswerth und dürften kaum ihres Gleichen finden.

Die Gräfin Maria Crivelli-Serbelloni stellte eine Cassette aus, enthaltend das Tafelgeschirr eines vornehmen Mannes aus Tizians Zeit.

Auf Sammt gebettet liegen darin die prachtvollsten Pocale, Schalen und Schälchen, Kannen, Becher, ein Eßbesteck u. s. w.; zusammen 43 Stücke! Alle Gefäße sind aus Stein geschnitten, mit vergoldeten Silberornamenten und Cameen auf das reichste verziert. Da jeder Gegenstand nur einmal vorhanden ist, so läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß dieses Tafelgeschirr nur einer einzelnen Person zum Gebrauche diente. Die Cassette selbst ist innen und außen von rothem Sammt überzogen, an den Rändern von Goldborten eingefaßt, an den Ecken mit ornamentirten Beschlägen aus vergoldeter Bronze versehen und hat an der Innenseite des Deckels einen Venezianer Spiegel, dessen Einrahmung in eben so kostbarer Weise wie das Geschirr verziert ist.

Dazu gehören die in einem andern Kästchen enthaltenen 40 Stück Geräthschaften für einen Schreibtisch, die nicht minder prachtvoll ausgestattet sind.

Große Aufmerksamkeit erregten zwei vorzüglich gut erhaltene Spiele Karten, von denen das eine aus 52, das andere aus 48 Blättern besteht, deren jedes sieben Zoll hoch und $3^1/_2$ Zoll breit ist.

Diese Karten sind entweder mit figürlichen Darstellungen, in Deckfarben auf das feinste ausgeführt, bedeckt, oder tragen ein auf Gold- oder Silbergrund mit Punzen eingeschlagenes Ornament zwischen den Kartenzeichen (spadi, bastoni, coppi, danari).

Auf dem, dem Cav. Giov. B. Brambilla gehörigen Exemplare ist zu lesen: Martianns Tortonensis miro ingenio summaque industria perfecit.

Das andere wurde für den Herzog Filippo Maria Visconti, wie ein Zeitgenosse berichtet, für den Preis von 1500 Zechinen angefertigt.

Schließlich sei noch Erwähnung gethan der großen Sammlung der auserlesensten Bücher mit Miniaturen aus der Sammlung des Herrn Carlo Morbio.

Vor etwa 7 Jahren sah Florenz eine ähnliche Ausstellung in seinen Mauern; damals richtete der König im Namen der Stadt und aller kunstlie-

Digitized by Google

benden Kreise einen Appell an den Patriotismus der Besitzer, um die kostbaren Schätze in einem Museum bleibend zu vereinen. Der Erfolg war ein günstiger; Florenz besitzt seitdem eine neue Sammlung, die in den würdigen Räumen des Palazzo del Podestà aufgestellt ist. Wäre ein Gleiches in Mailand nicht möglich gewesen? F. Lr.

---

* Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten im menschlichen Denken mit besonderer Beziehung auf das „schottische Gesicht". Von Professor Dr. J. Hoppe, Freiburg i. Bg., Herder, 1872.

Der Verfasser hatte auf Grund von ausgedehnten Selbstbeobachtungen des Gestaltensehens und Gestaltenbildens in dem Zustande vor dem Einschlafen in einer früheren Schrift eine Theorie der Entstehung der „Hallucinationen und Visionen" aufgestellt, in welcher er wesentlich die Mitwirkung von Organempfindungen betonte, welche durch physiologische Vorgänge im Organ selbst zu Stande kommen. Die vorliegende Schrift baut hierauf fort und untersucht verschiedene überlieferte Beispiele von Hellsehen auf ihre Erklärbarkeit aus jener Theorie, wobei das Hauptziel der Betrachtung die Untersuchung der „unbewußt sich vollziehenden Vorstellungsthätigkeit" bildet (S. 5), welcher alle fertig vors Bewußtsein tretenden Gestalten zuzuschreiben sind (S. 66), und welche sogar bei dem bewußten Vorstellen das wesentlichste Mittel zum Erfolge ist (S. 69). Wenn wir die kleine Schrift als einen beachtenswerthen Beitrag zum Studium der unbewußten Vorstellungsthätigkeit im sogenannten Reiche der Phantasie empfehlen, so können wir nicht unterlassen, auf einen Punkt aufmerksam zu machen, auf den der Verf. nicht hinreichendes Gewicht gelegt hat.

Wenn wir eine Sinneswahrnehmung haben, so sind die Sinnesnervenfasern durch den äußern Reiz in einen actuellen Erregungszustand versetzt, dessen Qualität aber nicht so sehr von der Beschaffenheit des Reizes, als von der Beschaffenheit der mit den betreffenden Fasern verbundenen Endorgane abhängig ist. Der Erregungszustand des Sinnesnerven führt einen Erregungszustand gewisser Hirntheile herbei, welche als Wahrnehmung percipirt wird. Bei der Erinnerung taucht die Wahrnehmung viel undeutlicher und blasser auf, indem zunächst nur die im Hirn selbst von der früheren Erregung zurückgelassenen Schwingungsprädispositionen reactivirt werden. Die Erinnerung kann aber die Wahrnehmung mit verschiedenem Grade der Deutlichkeit reactiviren, und es ist anzunehmen, daß diesen Gradunterschieden ein Unterschied in der vom Centrum nach der Peripherie des Organs hin allmälig fortschreitenden Mitbetheiligung des Nerven entspricht, bis bei dem höchsten Grade der sinnlichen Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der ganze Sinnesnerv sammt seinen Endorganen in einen Erregungszustand versetzt ist, der demjenigen entspricht, welchen er früher durch den äußeren Reiz erhielt. Während damals von der Beschaffenheit des Reizes abhing, welche Fasern des Nerven erregt wurden, und von den erregten Fasern die Form des Erregungszustandes im Hirn bedingt wurde, ist jetzt umgekehrt durch die wiederaufgefrischte Erregungsform im Hirn eine Miterregung der Nervenfasern bedingt, welche am unmittelbarsten durch dieselbe berührt worden. Während bei der Wahrnehmung also der Nervenstrom der fortgepflanzten Erregung von der Peripherie nach dem Centrum verlief, verläuft er bei der Erinnerung zunächst vom Centrum nach der Peripherie und kann erst hier reflectirt werden. Der bewußte Wille kann hiebei sehr wohl mitwirken. Wie er im Stande ist, den allgemeinen Tonus der Empfindungsnerven im wachen Zustande auf den sensitiven Nerven eines bestimmten Organs als Aufmerksamkeit zu concentriren, so kann er den in der Aufmerksamkeit gesteigerten Tonus eines bestimmten Sinnes-

Digitized by Google

nerven wiederum auf eine Auswahl von Fasern dieses Nerven concentriren, indem er ein blasses Erinnerungsbild des Gehirns zum Gegenstande scharfer Aufmerksamkeit nimmt, und die sinnliche Lebhaftigkeit desselben Stück für Stück mehr und mehr zu verstärken sucht; das Gelingen hängt ebenso sehr von Uebung als von natürlicher Anlage ab. Ganz ohne diese Anlage denkt der Mensch nur in unplastischen blassen Begriffsschemen. Deßhalb hat Hoppe Recht, wenn er S. 64 sagt, daß auch die Erinnerungsvorstellungen keineswegs fix und fertig im Gedächtniß aufbewahrt werden, sondern, wenn sie in einiger sinnlicher Lebhaftigkeit reproducirt werden sollen, jedesmal erst construirt werden müssen, wobei die construirende Seele gern ein ihr aus zufälligen Organreizen zufließendes Empfindungsmaterial mitbenutzen wird, insoweit es sich gerade als für ihren Zweck verwendbar darbietet.

Dieser Proceß, der sich in bewußter Aufmerksamkeit zu beabsichtigtem Zwecke vollzieht, kann sich aber ebensowohl auch unwillkürlich, zwecklos und unbewußt vollziehen; er wird dann sogar wegen Ausschluß der durch das Bewußtsein stets hereingebrachten Störungen zu noch schärferen Resultaten führen (S. 58). „Je weniger ein physikalisch Aehnliches bereits im (subjectiven) Sehfelde liegt, um so mehr wird eine imaginäre Gestalt träumerisch oder ganz unbewußt gebildet sein" (S. 66). An Stimmungen des Gefühls und an bewußte Vorstellungen wird auch die unbewußte Gestaltenbildung immer anknüpfen; aber so wenig man sich bei einem solchen Proceß eines bestimmten Ziels der plastischen Production oder einer bestimmten Aufmerksamkeit bewußt ist, eben so wenig weiß man in der Regel von den Vorstellungen, an welche die unbewußte Thätigkeit anknüpft, und doch besinnt man sich später manchmal darauf, daß in der That gewisse frühere Eindrücke vorhanden waren, an welche solche Bildung angeknüpft hat. Während bei dem bewußten Gestaltenbilden die blasse schattenhafte Hirnvorstellung der allmälig deutlicher werdenden Sinnesvorstellung vorhergeht und sichtlich die Wege bahnt, kann man bei der unbewußten Gestaltenbildung vor dem fertigen Hervortreten der Gestalt keine bezügliche Hirnvorstellung im Bewußtsein entdecken, und man kann daher auch nicht sagen, ob das Unbewußte mit Ueberspringung der Gedächtnißdispositionen des Gehirns sofort die Einmündungsstellen des Sinnesnerven ins Gehirn erregt, oder ob nur die Erregung der Hirnvorstellung so schnell von der Erregung der Sinnesvorstellung gefolgt ist, daß erstere nicht als gesonderter Moment des Bewußtseins percipirt werden kann. Ueberhaupt bilden die Gedächtnißprädispositionen des Gehirns nur die zufällige Anknüpfung, die das Unbewußte benutzt, um das hervorzubringen, was den Stimmungen oder den Gedanken entspricht, von denen es gerade bewegt ist (S. 48), so z. B. bei der religiösen Ekstase (S. 58).

Wie soll aber das Unbewußte durch bloß geistige Erregungen (S. 58) eine an Deutlichkeit und Lebhaftigkeit von der sinnlichen Wahrnehmung ununterscheidbare Gestaltenbildung hervorbringen, wenn es nicht den Sinnesnerven in eine gleiche Erregung versetzt, wie derselbe durch den äußeren Reiz beim Wahrnehmungsproceß erlangt. Gleichwohl kann diese Erregung hier nicht als von der Peripherie, sondern sie muß, wie schon oben angedeutet, als vom Centrum ausgehend gedacht werden. Nur insoweit zufällig vorhandene Organreize eine subjective Erregung des Sinnesnerven hervorrufen, welche zufällig den Zwecken des Unbewußten sich dienstbar erweist, nur insoweit ist letzteres der Aufgabe überhoben diese nothwendige Erregung vom Centrum aus selbstthätig zu Stande zu bringen; aber eine solche Verwendung zufällig vorhandener Organreize bewegt sich in um so engeren Schranken, je mehr man von bewußten Bemühungen unvollkommener Gestaltenbildung oder von gleichgiltigen Bildern vor dem Einschlafen zu den Productionen unbewußter Vorstellungsthätigkeit übergeht (S. 65 bis 66), und um je höhere Leistungen unbewußten Hellsehens es sich handelt, da dann eine bloße Spur

Digitized by Google

von Aehnlichkeit genügt (S. 48), oder strenge genommen rein geistige Production angenommen werden müßte (S. 58).

Da nun unter allen Umständen der Rest der Erregung des Sinnesnerven, welcher nicht auf zufällige Organreize allein zurückgeführt werden kann, nothwendig der erregenden Thätigkeit des Unbewußten vom Centrum aus zugeschrieben werden muß, und gerade bei den wichtigeren Leistungen der unbewußten Vorstellungsthätigkeit der Einfluß jener Organreize ein verschwindend kleiner ist, so ist es unverständlich, wie der Verfasser von diesem centrifugalen Erregungsstrome im Sinnesnerven, dessen Möglichkeit er zugibt (S. 25), sagen kann, daß man an diesem nur einen Factor mehr (zur Erklärung) habe „ohne ihn noch verwerthen zu können" (S. 25). Diesem Factor kommt vielmehr bei der Erklärung des unbewußten Hellsehens von Rechtswegen eben so sehr der Löwenantheil zu, als die zufälligen Organreize zugestandenermaßen auf eine dürftige Spur von Aehnlichkeit mit den zu bildenden Gestalten herabsinken.

Ein zweiter Punkt, den wir zu erwähnen haben, ist des Verfassers Ablehnung des wahrsagenden Charakters des unbewußten Hellsehens. Ohne hierüber mit ihm zu rechten, meinen wir doch, daß er sich in einer Täuschung befindet, wenn er glaubt, durch seine Darlegungen die Unmöglichkeit der Sache bewiesen zu haben. Im Gegentheil trägt er dazu bei, die Möglichkeit derselben offen zu halten, indem er den Einfluß des Unbewußten auf das Hellsehen constatiren hilft, ja sogar es nicht einmal wagt, die Prophetie aus religiöser Ekstase anzutasten, wie sie in der Bibel niedergelegt ist (57 bis 58). E. v. H.

---

* Dilettantisches.

Wir lasen unlängst in dieser Zeitschrift, daß es gelungen sei, den Dilettantismus in die ihm gebührenden Grenzen zu weisen. Der Verfasser würde diese Behauptung nicht in solcher Allgemeinheit aufgestellt haben, wenn ihm die Blumen- und Thiermalereien bekannt wären, welche uns zur Beurtheilung vorliegen. Gewiß geht es keinen Dritten etwas an, wenn Fräulein Marie v. Reichenbach und Herr S. Steenbock ihre Mußestunden mit Aquarelliren ausfüllen, und auch der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie die Arbeiten der Genannten auf chromolithographischem Wege vervielfältigen läßt: wie das lange Verzeichniß von ähnlichen „Prachtwerken" desselben Verlages beweist, haben sie guten Absatz, kommen sie wahrscheinlich einem „tiefgefühlten Bedürfniß entgegen". Ueber Fräulein v. Reichenbach erhalten wir speciell die Auskunft, daß sie „durch ihre Bleameln" und ihr „Album der Blumenmalerei" in kurzer Zeit zu allgemeinster Beliebtheit gelangte, daß „ihre Darstellungen der Blumen und Bäume des deutschen Waldes überaus reizend, unübertrefflich ausgeführt" seien. Das wäre nun alles ganz schön, wenn nur nicht Frl. v. Reichenbach ihrem Album den Nebentitel „Musterblätter für Lehrer und Schüler" gegeben, und Herr Steenbock, eben so groß als Stylist wie als Maler, diesem „Lehrer und Schüler" seinerseits noch „Porzellan- und Glasmanufacturen und andere Industriezweige" angehängt hätte. Da ist es denn freilich Schuldigkeit, Lehrer, Schüler und alle Industriezweige der Welt ernstlichst vor diesen Musterblättern zu warnen und den beiden „Künstlern" anzurathen, daß sie sich nach tüchtigen Lehrern umthun, aber nicht um denselben „Musterblätter" zu liefern, sondern um vor allen Dingen sehen, zeichnen und malen zu lernen. ××

Berichtigung. Im 44. Hefte Seite 542, Z. 6 v. o. l. 408.422 statt 48.422.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Schillers Demetrius, fortgesetzt von Heinrich Laube [1]).

Heinrich Laube hat den Demetrius Schillers fertig gemacht; nicht zu Ende gedichtet, wie er sich ausdrücklich verwahrt, nur für den Theaterbedarf bis zur letzten Scene fortgeführt. Mit seinen Worten gesprochen: er hat das Thema Schillers „erledigt" und diese Erledigung nur für das Theater, nicht für die Litteratur versucht. Denn er ist der Ansicht, daß ein Torso, und rührte er auch von Schiller her, sich nicht dauernd auf dem Repertoire halten könne. Das Demetrius-Fragment Schillers aber verdiene vollauf, im Repertoire des deutschen Theaters zu bleiben. Damit dies möglich werde, habe er dem Torso die fehlenden vierthalb Acte hinzugefügt. Dies sagt Laube ziemlich weitschweifig trotz der kurzathmigen Sätze, in einer Einleitung zum 12. Bande seiner dramatischen Werke, welcher Schillers Demetrius und die Fortsetzung enthält. An einer anderen Stelle der Einleitung freilich spricht Laube von der schöpferischen Kraft, die ihn übermannt habe, ungeachtet aller Bedenken gegen das Unternehmen. „Der Verstand wird eben zurückgewiesen, wenn der Drang zum Schaffen mit unwiderstehlicher Gewalt über uns kommt." Da wir aber an einer dritten Stelle der Einleitung erfahren, daß Laube, selbständig vorgehend, nicht in den weiten Plan des Schiller'schen Demetrius eingetreten sei, so wird das Zugeständniß der kühnen Nachdichtung glücklich wieder aufgehoben.

Wenn wir den schriftstellerischen Charakter Heinrich Laube's nicht kennten, wir wüßten uns dann in der erwähnten Einleitung wahrlich nicht zurechtzufinden, so maskenfestartig ist ihre Logik. Er will dem Torso Schillers eine Fortsetzung für den Theatergebrauch geben, macht also auf künstlerischen Werth keinen Anspruch. Er wird zum Dichten gedrängt und zwar zum Dichten in Schillers Geleisen, aber er hält diese Geleise nicht ein. Nun, so viel steht fest: er hat sich Schillers Acte als Exposition genommen und derselben mehrere Acte eigener Erzeugung angehängt; angeblich zu dem Zwecke, damit sich der Schiller'sche Torso auf der deutschen Bühne behaupten könne, insolange kein Berufener erschienen, der vielleicht für eine bessere Fortsetzung sorgen werde.

---

[1]) Demetrius. Historische Tragödie in fünf Acten. Mit Benutzung des Schiller'schen Fragments bis zur Verwandlung imzweiten Acte. Von Heinrich Laube. Leipzig, J. J. Weber.

Digitized by Google

Nie noch ist die Kluft zwischen Bühne und Litteratur so muthwillig von einem Theaterschriftsteller erweitert worden wie durch Heinrich Laube in diesem Falle, indem er eines der gehaltvollsten Werke der dramatischen Kunst unter dem Vorwande, es für die Bühne zu retten, mit einer Arbeit enge verknüpft, von welcher er eingestandenermaßen die litterarische Zurechnung abweist. Dies klingt ungefähr so, als wollte jemand dem berühmten Torso des Phidias, um ihm Dauer zu sichern, weil er sonst möglicher Weise einmal als unverständlich zur Seite gesetzt werden könnte, die mangelnden Körpertheile und das Haupt aus Terracotta anstücken, aber nicht nach den Intentionen, die der Rumpf aus Meisterhand ahnen läßt, sondern nach dem persönlichen Dafürhalten eines Mannes vom Kunstgewerbe.

Sollte wirklich das deutsche Publicum, welches sich im Schauspielhause einfindet, so sehr heruntergekommen sein, daß es die gewaltige Erschütterung, die von den Demetrius-Acten Schillers ausgeht, nur mit einem Theatergenusse sich erkaufen möchte, welchen die Fortsetzung Heinrich Laube's vermitteln kann? So gering braucht man von diesem Publicum nicht zu denken. Wen Schiller zur Tafel bittet, der läßt sich, und wäre er noch so dürftigen Geistes, nach dem Becher unseres großen Dichters nicht sofort einen Krug Heinrich Laube's gefallen. Es verlohnte gar nicht der Mühe, mit Schillers Torso auf der Bühne überhaupt anzufangen, wenn ein Publicum vorausgesetzt wird, das für diesen Torso an sich keine Empfindung und kein Verständniß hat. Ich kann mir wohl vorstellen, daß die Leute, welche eben Schillers Demetrius-Acte empfangen haben, gleich darauf einem Lustspiele des Herrn v. Putlitz oder des Herrn v. Moser Aufnahmsfähigkeit entgegenbringen. Denn die Vornehmheit und Nachhaltigkeit einer reinen künstlerischen Stimmung, die jede Trübung schmerzlich empfindet, darf man nicht im Schauspielhause suchen. Was ich mir aber nicht vorstellen kann, das ist die Bereitwilligkeit der Zuhörer: augenblicks nach dem Andrange der Schiller'schen Diction, welche in dem Monolog der Merfa gipfelt, der Jamben-Prosa Heinrich Laube's zu folgen, die den nämlichen Vorwurf, die nämlichen Gestalten keuchend und blutlos zu „erledigen" sich anschickt.

Goethe sprach einst gegen den jungen Mendelssohn-Bartholdy von Schillers furchtbarem Fortschreiten. Wenn man ihn nach acht Tagen wieder sah, äußerte Goethe, so fand man ihn anders und staunte und wußte nicht, wo man ihn anfassen konnte. So gings immer bis 46 Jahr, sagte Goethe, da war es denn weit genug. Weil Goethe diesen unaufhaltsamen Schritt Schillers kannte, diese plötzlichen Veränderungen, diese unerwarteten Bewegungen der Schiller'schen Natur, deßhalb ließ er den Meißel rasch wieder sinken, den er in Gedanken erhoben hatte, um das Demetrius-Fragment, gleichsam als Todtenopfer, im Sinne des Freundes zu vollenden. Und als ein anderer Dichter, auf den ich später kommen werde, einmal die Absicht hatte, den grandiosen Torso auszuführen, da war es die Bewunderung allein, die den Reiz des Weiterbildens erregte; zur Besinnung gekommen aber rief er aus: Man könne eben so wenig

Digitized by Google

dort weiterdichten, wo Schiller aufgehört, als dort zu lieben anfangen, wo ein Anderer aufgehört habe.

Aber Heinrich Laube hat gar nicht weitergedichtet! wozu also den Aufwand an Worten? Gewiß, er hat nicht weitergedichtet, er hat sich jedoch des Fragments bemächtigt und es seinem Theaterstück einfach vorausgeschickt. Er hat etwas Schlimmeres gethan, er hat den Torso Schillers mißbraucht, mißbraucht, um, wie er versichert, denselben für die deutsche Bühne zu retten, thatsächlich aber um sein Stoffbedürfniß zu befriedigen, um eine interessante Novität zu liefern. Man müßte diesen Vorgang einen litterarischen Frevel sondergleichen nennen, wenn nicht der ans Krankhafte streifende Theatereifer Laube's entlastend zu erwähnen wäre. Heinrich Laube's Ansichten über das Recht eines Bühnenleiters, eines Dramaturgen, wenn es sich um die Bearbeitung dichterischer Werke für die Bühne handelt, sind so wenig im Einklange mit den Forderungen der Poesie und der strengen dramatischen Kunst. daß sein Angriff auf ein Heiligthum unserer Litteratur die böseste Deutung ausschließt. Endlich schreibt sich sein Eigensinn, seine Sophistik, seine Willkür nicht von gestern her. Was er liebt, das bevorzugt er, wogegen er Abneigung empfindet, das lehnt er ab, was seinem Ehrgeize frommt, das legt er sich bequem zurecht. Weil z. B. Grillparzer sein Lieblingsdichter ist, übersieht er die dramatische Gebrechlichkeit des „Bruderzwistes", weil er sich als der rührigste Anwalt des ersten Dichters Oesterreichs einmal ausgelegt hat, muß dieser Poet sogar den unnahbaren Zwei nahegerückt werden, welche eine Nachbarschaft weder dulden, noch einer solchen irgendwie nützlich sein könnten. Wer aber Grillparzer in Einem Athem mit Goethe und Schiller zu nennen vermag, der beweist schon dadurch, daß er Goethe und Schiller in ihrem Wesen nicht erkannt hat. Und in dem Mangel dieser Erkenntniß liegt einigermaßen die Entschuldigung dafür, daß Laube sich nicht gescheut hat, zwei der bedeutendsten Acte Schillers in seine Sämmtlichen Werke aufzunehmen. Denkwürdig zwar wird diese Einverleibung bleiben. Nicht dem Freiherrn v. Maltitz, der zuerst den Demetrius Schillers nach dessen Plane ergänzte, und nicht Gustav Kühne, der dasselbe that, ist es eingefallen, die bescheidenen Frachtgüter ihres Talents mit Schillers Ladung beschweren zu wollen. Sie glaubten ein Jeder pietätvoll zu sein, indem sie profanirten; sie strengten all ihren Witz, all ihre Erfindungskraft an, dem Schema Schillers gerecht zu werden. Der Eine wie der Andere nahm die Aufgabe ernst, was allerdings nicht hinreichend war, dem trockenen Maltitz Leben, dem phantasiebegabten Kühne dichterische Fülle und Beiden den Blick und die Persönlichkeit Schillers zu verleihen. Jedoch ihren eigenen Werken haben sie das Demetrius-Fragment nicht eingereiht, geschweige daß sie sich unterfangen hätten, Hand daran zu legen.

Hier stoßen wir auf den Punkt, wo die Bezeichnung Frevel keine Abschwächung verträgt. Ganz ohne Weiteres, den verwüstenden Rothstift gebrauchend, der im Shakspeare schon so toll gewirthschaftet hat, streicht Heinrich

Digitized by Google

Laube die Eingangsscene des Demetrius: den Reichstag zu Krakau, und wirft ihn hinter die kleinen Intriguenscenen der polnischen Edelleute, wobei er sich zugleich erlaubt, einzelne fremde Verse, nämlich seine eigenen, hin und wieder einzuschalten. Er ist natürlich auch hier mit Hinweisungen zur Stelle, welche das Unverfängliche solchen Vorgehens darthun sollen: Schiller habe häufig seine Entwürfe geändert, Schiller hätte auch die ersten Acte des Demetrius umgemodelt, Schiller sei in seiner Bearbeitung des Egmont souverain verfahren! Es wäre zu wohlfeil und zu sehr von der Hauptsache ablenkend, dergleichen Einwendungen zerfasern zu wollen. Das Unverhältniß Laube's zu Schiller kann nicht deutlicher wahrgenommen werden als in der Thatsache, daß Laube allen Ernstes glaubt, der große Dichter hätte bei wiederholter Prüfung des Planes anstatt der tiefen Perspective in die schicksalschwere geschichtliche Welt seinen Demetrius mit Bilderchen eröffnet, welche die Familieninteressen Marina's und des Wojewoden von Sendomir anschaulich machen. Heinrich Laube vergaß das Wallenstein'sche Lager, das uns gleichfalls vor dem Beginne der individuellen Tragödie in die elektrische Region der Massen versetzt; er vergaß den Tell, der nicht ohne zureichenden Grund mit dem melodramatischen Gemälde der Fischer, Jäger und Hirten, als mit dem Umriß des Landes anhebt, aus dem dann der empörte Mensch hervorsteigt, nicht etwa mit einem Zwiegespräch des Stauffacher'schen Ehepaares oder der Liebesleute Rudenz und Bertha. Ein Demetrius ohne den symphonischen Eingangsaccord des Reichstages zu Krakau ist Schillers Demetrius nicht mehr. Aber eben des Torso's wegen, damit er auf der deutschen Bühne sich behaupte, hat Laube seine Demetrius-Acte geschrieben, und diese Acte wiederum sind gleichwohl nicht im Plane Schillers weitergeführt worden! Ein Netz voll Widersprüchen, das kaum zu entwirren ist.

Wie verhält sich nun Laube's Auffassung des falschen Demetrius zu jener Schillers? Bevor wir diese Frage beantworten können, müssen wir einen Blick auf den Demetrius der Geschichte werfen und den geschichtlichen Helden mit dem Helden der Schiller'schen Tragödie vergleichen.

Als Iwan IV. starb, hinterließ er einen geistigen und leiblichen Schwächling, Feodor I., der seine ganze Zeit zwischen Schlafen und Beten theilte. Die Regierung überließ Feodor seinem Schwager, dem Bojaren Boris Godunow. Dieser, ein Emporkömmling, der Sohn eines tatarischen Hauses, herrschte an Stelle des Czaren; er beseitigte dessen Erben und ließ sich durch den Mund der Kirche als den Erwählten des Himmels bezeichnen. Der Preis für diesen Beistand der Kirche war die Stiftung des russischen Patriarchats. Die griechische Kirche im Auslande, unter dem Joche der Ungläubigen schmachtend und des russischen Schutzes und Geldes bedürftig, sah nicht ungerne ihre höchste geistliche Würde dorthin übergehen, wo die Gemeinde der Rechtgläubigen frei und mächtig war. Im Jahre 1588 erschien der Patriarch von Constantinopel, Jeremias, in Moskau und erklärte sich bereit, den Primat der ganzen Kirche nach Rußland zu verlegen und ihn demjenigen Bischof abzutreten, welchen der

Digitized by Google

Czar ernennen würde. Godunow lenkte Feodors Wahl auf Hiob, den charakterlosen Metropoliten von Moskau, von dem er sich bei seinen Unternehmungen jeden Vorschub versprechen durfte. Nachdem der erwählte Oberhirt eingeweiht worden, bestätigte eine Verfassungsurkunde gesetzlich die neue Würde, und ein Ukas that allen Völkern kund: da das alte Rom in das Verderben der Ketzerei gerathen, das neue Rom aber, Constantinopel, in den Händen der gottlosen Mohammedaner sich befinde, so sei nun Moskau das dritte und rechte Rom, und anstatt des von der Afterweisheit verfinsterten Lügenfürsten der abendländischen Kirche, der von seinen Brüdern, den Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem abgefallen, trete jetzt in deren Reihe als allgemeiner Weltbischof der Patriarch von Moskau und ganz Rußland ein. — Des Hauptes der Geistlichkeit war Godunow nun sicher und damit des vorzüglichsten Mittels, durch welches die Czaren seit jeher ihr Staatswesen im Innern einheitlich und nach außen furchtbar gemacht haben. Er nahm jetzt auch das Verbrechen in seinen Sold, indem er den Bruder des kinderlosen Feodor, den jungen Dimitri, Sohn Iwans IV. von dessen sechster Frau Maria, in Uglitsch ermorden ließ. List und Grausamkeit, Thätigkeit in den Geschäften und Klugheit bringen ihn auf den Thron. Aber Mißwachs und Hungersnoth verheeren bald darauf das Reich, über welches der Mörder der uralten Dynastie, als solcher ringsum mit Entsetzen erkannt, regierte. Da läuft mit einem Male die Kunde durch Rußland: Die alte Czarschaft ist nicht dahin, Dimitri, Iwans Sohn, ist nicht todt! Dr. William Pierson, dessen musterhafter Darstellung ich hier folge, bemerkt in seiner Monographie „Der falsche Demetrius“ („Aus Rußlands Vergangenheit“, Leipzig, Duncker und Humblot, 1870) über die Betrügerkomödie, die sich damals abspielte, Nachstehendes: „Es ist von Jesuitenköpfen manche feinere, manche glücklichere Schwindelei ersonnen worden; aber an Großartigkeit des Unternehmens überragt die Leistung des falschen Demetrius wohl alles Andere, womit sich die Gesellschaft Jesu im Fache des politischen Humbugs versucht hat. Denn hier handelte es sich nicht um diesen oder jenen deutschen Kleinstaat, selbst nicht einmal um einen abendländischen Königsthron; hier war eine ganze Menschheit in Roms Schafstall einzufangen: es galt Rußland und damit die griechische Kirche zu erobern.“ — Im Winter von 1603 zu 1604 führt der Beichtvater des Fürsten Adam Wischnewetzki in dem volhynischen Städtchen Gaschtscha einen Jüngling vor, welcher seit kurzem in den Diensten des Fürsten steht, und erklärt ihn unter Vorweisung von Documenten und Zeichen als den todtgeglaubten Dimitri, als den Czarewitsch von Moskau. Dimitri aber ist niemand Anderer als ein armer Bojaren-Sohn aus Galitsch, als ein verlaufener Mönch, Jurii Otrepjew mit Namen, der noch vor zwei Jahren als Lakai bei einem polnischen Edelmann diente. Vor dem päpstlichen Nuntius, Monsignore Rangoni in Krakau stellt er eine Urkunde aus, worin er sich verpflichtet, zur katholischen Kirche überzutreten und auch seine Unterthanen katholisch zu machen. Dagegen verspricht der Nuntius, in Polen, in Rom, in ganz

Digitized by Google

Europa für Dimitri's Echtheit einzustehen. Der König von Polen, Sigismund, wird gleichfalls für Dimitri's und der Jesuiten Sache gewonnen. Im Jesuitencollegium zu Krakau schwört der Vagabund aus Galitsch den griechischen Glauben ab, den römischen sich an und reist sofort in Begleitung zweier Jesuitenpatres an den Hof des Magnaten Mnischek nach Galizien, auf dessen Gütern sich bereits der raubsüchtige polnische Adel zu dem Zuge nach Moskau sammelt. Hier schließt der falsche Dimitri einen Handel mit Mnischek und dessen ehrgeiziger Tochter Marina ab, und im October 1604 bricht die ganze Bande über die Grenze in Rußland ein. Alles Gaunergesindel Ost-Europa's stieß zu dem Betrüger, die Kosaken voran, und wo er erschien, jauchzte das russische Volk dem Erlöser entgegen.

Im April 1605 war Godunow eines jähen Todes gestorben und Moskau selber öffnete dem Abenteurer die Thore. Godunows Frau und Sohn wurden auf seinen Befehl umgebracht, während er die Tochter zu seiner Concubine erniedrigte. Um vielleicht noch Zweifelnde von seiner Echtheit zu überzeugen, ließ Otrepjew seine vorgebliche Mutter, die Czarin Maria, unter großen Ehren nach Moskau kommen, und diese war zufrieden, ihr trauriges Exil mit dem Kreml zu vertauschen und als Mutter des regierenden Großfürsten zu gelten. Aber der verlaufene Mönch beging Unvorsichtigkeiten, welche den Russen Aergerniß gaben, und die Polen, denen er sich durch seine Vermählung mit Marina noch enger verbunden hatte, benahmen sich übermüthig und spielten die Herren gegen das Volk. Eine ausbrechende Verschwörung mit allem mongolischen Gräuel im Gefolge schließt vorläufig die Komödie. Otrepjew wurde vom Pöbel in Stücke zerrissen und sein Leichnam auf dem Markte öffentlich verbrannt.

Eine großartige Maschinerie und ein erbärmlicher Held: dies wird uns aus der historischen Ueberlieferung über den falschen Demetrius klar. Schiller erblickte in dem Stoffe den glücklichen Anlaß: den Kampf einer hochherzigen Seele mit der ihr von der Verflechtung der Umstände aufgebürdeten Lüge darzustellen. Wie die Schicksale ganzer Völker in diesen innern Widerstreit eines Einzelnen verwoben werden, wie das Zünglein der sittlichen Wage keine ihrer Schwankungen in Demetrius vollbringen kann, ohne daß das Verhängniß ihm theuere und ergebene Menschen, wie solche, die ihn zum Werkzeuge ihrer Eigensucht erkoren, ja Hunderte und Tausende ergreift und zermalmt: dies in einem tragischen Bilde zu zeigen war so recht ein Problem für Schillers hinreißendes pathetisches Talent. Das realistische Detail der Geschichte schied er aus, ihm genügte der breite historische Rahmen. Um die idealisirte Gestalt des Helden zog er eine Kette geschichtlicher Sinnbilder, welche Klima, Land und Stämme veranschaulichen, wie Standarten und Feldzeichen ein Lager kenntlich machen. Das Jedermann zugängliche Schema zum Schiller'schen Demetrius läßt über die Charakterentwicklung des Helden gar keinen Zweifel aufkommen. Der von Haus aus großgesinnte Demetrius, als er über seine Unechtheit aufgeklärt wird,

Digitized by Google

arbeitet sich allmälig in Bosheit und Grausamkeit hinein. Er verschlechtert sich unter dem Betruge den er übt, er verbrennt unter seiner eigenen Lüge, der ganze sittliche Mensch geht sozusagen in Flammen auf. „Demetrius als Czar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewußtsein erzeugt ein allgemeines Mißtrauen. . .“ Diese Charakterentwicklung ist unbedingt tragisch. In der Zerstörung der höheren Natur des Demetrius, nicht in der heroischen Usurpator-Rolle des Helden hat Schillers Adlerauge die Tragik des Gegenstandes erblickt. Man hat gegen diese Auffassung geltend gemacht: es wäre Schillern schwer geworden, für den bewußten Betrüger das menschliche Interesse noch ungeschwächt erhalten zu können. Möglich, daß sich Schiller anders besonnen hätte, aber außerhalb seines Vermögens lag die Bewältigung der Aufgabe, wie er sich dieselbe gesteckt, durchaus nicht. Gerade die Beimischung eines unreinen Elements, das Schiller seinen Helden auf eine in der dramatischen Litteratur einzige Art zu geben liebte, wäre ihm beim Demetrius nicht weniger zu Statten gekommen als dies beim Wallenstein und beim Tell geschehen. Der verrätherische Zug des Einen, die Verschlagenheit und Eigensucht des anderen sind aber die vornehmsten Hebel ihrer tragischen Wirkung. Im Uebrigen hatte Schiller noch einen anderen Bauriß zu Demetrius entworfen. Die 1858 von Karl Hoffmeister veröffentlichten „Supplemente zu Schillers Werken“ bieten uns den ursprünglichen Plan zum Demetrius und dieser Plan trifft in den wichtigsten Linien mit dem Vorspiel zu Friedrich Hebbels gleichnamiger Tragödie zusammen. Das erwähnte Vorspiel war, nebenbei bemerkt, längst gedichtet, bevor Hebbel jene Supplemente kennen lernte. Darnach hatte Schiller die Absicht, den Charakter des russischen Kronprätendenten aus dessen individuellsten Zuständen, gleichsam aus den Wurzeln hervorzuspinnen, ihn nicht schon als fertig, mit dem vermeintlichen Königsrechte ausgestattet, vor den Reichstag zu stellen. Daß Schiller das Letztere wählte ist in seiner Eigenthümlichkeit begründet, welche die Darstellung in möglichst allgemeinen Zügen liebte.

Nur Einer von den Poeten, welche nach Schiller den Demetrius-Stoff anfaßten, hat sich der historischen Gewichte bemächtigt, die Schiller aus seinem Triebwerk entfernte, und dieser Eine ist Friedrich Hebbel. Leider ist auch die Tragödie dieses Dichters ein Torso geblieben. Den Boden seines Demetrius bildet die in sich zerrissene slavische Welt und bis in den Vordergrund der Handlung herein treten die großen Kirchenmotive, welche das unerhörte Gaukelspiel hervorgerufen haben. Die Tragik des Hauptcharakters verlegte Hebbel, der Schiller'schen Anlage entgegengesetzt, in die edelste Männlichkeit und Menschlichkeit. Wird Schillers Demetrius aus dem großherzig Betrogenen der gewaltthätige Betrüger, der uns durch seinen sittlichen Fall erschüttert, so erweckt der Demetrius Hebbels durch den Contrast der furchtbaren Situation und der Lauterkeit seiner Seele ein erhabenes Mitleid.

Digitized by Google

Ich hätte auf diesen Demetrius keine Rücksicht nehmen dürfen, wenn nicht Heinrich Laube in seinem Stücke sich der Tragödie Hebbels stillschweigend erinnert hätte. Die völlige Schuldlosigkeit des Demetrius — im landläufigen ästhetischen Sinne genommen — die Schuldlosigkeit, indem er vom bewußten Betruge sich freihält, hat Heinrich Laube dem Hebbel'schen Demetrius entlehnt, sich aber wohl gehütet, diese Bearbeitung des Stoffs in seiner Einleitung auch nur zu nennen. Mit dem Schiller'schen Betrüger traute er sich, wie er bekennt, nicht vorwärts zu kommen, wenn auch, seltsam genug, mit zwei Schiller'schen Eingangsacten, und den Ausweg schlug er nach dem Vorbilde Hebbels ein, wobei er das Wagniß dieses Ausweges mit der Miene künstlerischer Entschlossenheit durchaus auf seine Kappe nahm. Jedoch rasch füge ich hinzu: daß Laube nichts als die Abstraction der Hebbel'schen Auffassung entlehnt hat, die baare Aeußerlichkeit eines edlen Demetrius.

Mit den stattlichen Beutestücken zweier Acte Schillers, mit einzelnen Winken seines Plans und dem Edelsinne des Hebbel'schen Demetrius ausgerüstet, der seiner Voraussetzungen, seiner individuellen Triebfedern, seiner Sinnlichkeit entkleidet ist, setzt Heinrich Laube den dramatischen Weg fort. Aber die Stöße Schillers, die auf eine Schlacht berechnet waren, verzetteln sich in Scharmützeln, und der vor jeder Unwahrheit zurückweichende Demetrius ist so bleich und knochenlos, daß ihm nicht einmal das Bluttrinken der homerischen Schatten zum Leben verhelfen könnte.

Analysiren läßt sich Laube's Arbeit nicht, denn sie unterscheidet sich in Nichts von den mittelmäßigen Theaterstücken, welche Jahr aus Jahr ein auf der deutschen Bühne abgelehnt werden oder Beifall finden, je nachdem der Zugwind der augenblicklichen Stimmung ihnen günstig oder ungünstig ist. Die Intrigue, mit dem Zubehör des Geheimthuenden, Unwahrscheinlichen und Albernen, die romanhafte Intrigue, welche die Neugierde reizen, die Ungeduld spannen, also die der Poesie feindlichen Regungen und Begierden stacheln und befriedigen will, schiebt sich mit der Energie rüstiger Ellbogen ins Proscenium und die inneren Processe der Hauptpersonen gehen discret in das Dunkel des Hintergrundes zurück. Eine farblose Liebesgeschichte zwischen Demetrius und der Czarentochter Axinia, so wie die Heiratsbestrebungen der Marina werden mit einer Ausführlichkeit und Zudringlichkeit behandelt, welche nicht selten entscheidende Scenen auf das empfindlichste stört. In dem Moment als Marfa ihre erste Begegnung mit Demetrius haben soll, ereifert sich die Mutter darüber, daß Demetrius das Eheversprechen umgehen wolle, welches er Marina gegeben.

Olga (leise zu Marfa).

Ich beschwöre dich,
Gebiete deinen Leidenschaften! Denk' der Zeit,
Da wir im Klosterelend uns gefunden,

Digitized by Google

Sei Christin, Marfa! Sei des Heilands Tochter!
Das höchste Glück führt er dir zu: der Sohn,
Der Todtgeglaubte naht, und du zerrüttest
Die Fähigkeit des Herzens dir durch Grollen
Um Nichtigkeiten!

Marfa.

Olga, wahr, ganz wahr!
Und Dank für deine Mahnung! — fort
Mit kleinlichen Gedanken eitlen Zorns,
Und Gott gedankt und aufgeschlossen weit
Das Mutterherz! — Mein Sohn! er lebt, er naht!

Wie ein renommirter deutscher Schriftsteller die christliche Niobe, Schillers Marfa, an einem und demselben Abend diese Worte kann reden lassen und die Verse des zweiten Acts:

Er ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln,
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn, u. s. w.

dies zählt zu jenen Unbegreiflichkeiten, welche nicht so sehr Entrüstung erwecken als Verwunderung und Bedauern. Es leuchtet ein, daß ein Mißgriff, wie der eben hervorgehobene, aus der Schlaffheit der Gesammtcharakteristik allein entspringt, nicht aus einer zufälligen Ermattung des Details.

Nirgends gibt uns das Stück Ausblicke in das zerklüftete Rußland, nirgends wird der römisch hierarchische Geist, der den falschen Demetrius in Scene gesetzt hat, auch nur angedeutet. Ein Mensch, von dem versichert wird, daß er edel sei, wird durch den Betrug eines Kosakenhetmans auf den Thron der Ruriks geschmuggelt und gleitet von demselben gutwillig wieder herunter, nun der Betrug offenbar geworden. Die Mutter taucht schattenhaft neben dem Schatten auf. Dafür ward auf den „komisch gehaltenen“ Hetman Komla, der die Mausefalle der Vorgeschichte des Demetrius gestellt hat, eine Sorgfalt verwendet, welche jeden Schauspieler, dem der komische Lump zufällt, zu aufrichtigem Dank verpflichten muß.

Wagnisse unternehmen kann den hurtigen Kopf wie den tiefsinnigen bezeichnen. Der hurtige späht rings umher, wo etwas anzugreifen sei, gleichviel was, wenn es nur den Anstrich des Ungewöhnlichen hat. Der tiefsinnige mag hin und wieder eine Aufgabe treffen, welche zu lösen Verwegenheit erheischt, dann aber wird die Ueberwindung der Schwierigkeiten seine edelsten Kräfte in Bewegung setzen. Der hurtige Kopf kümmert sich gar nicht darum, wie die

Digitized by Google

Schwierigkeiten überwunden werden, denn ihm ist es schon genug, wenn die Menge ausruft, daß er etwas Schwieriges überhaupt angerührt habe.

Wenn es sich bewähren sollte, was Heinrich Laube in seiner Einleitung zu dem fortgesetzten Demetrius sagt: ein Fragment, und wäre es auch vom größten Werthe, behalte auf der Bühne keine Dauer, darum habe er eine als Theaterstück haltbare Folge zu schreiben versucht, dann läßt sich, wie mich dünkt, dem Torso Schillers keine Dauer auf der deutschen Bühne prophezeien; denn für die Haltbarkeit der „Folge" Heinrich Laube's möchte es äußerst bedenklich sein sich zu verbürgen.

Meran, im October 1872. Emil Kuh.

Deutsche Renaissance.

Geschichte der deutschen Renaissance von Wilh. Lübke, Stuttgart, Ebner u. Seubert. (Zugleich fünfter Band von Kugler's Gesch. der Baukunst.) 1. und 2. Abth.

Es sind weite Lücken, die die Litteratur der Kunstgeschichte in ihrem heutigen Standpunkte noch offen läßt, Lücken, die nicht allein durch den Ausbau eines schon geschlossenen Systems zu füllen sind, sondern auch solche, die — wenn die Untersuchung der heute noch seitab liegengelassenen Partien vorgeschritten sein wird — vielleicht dem Gesammtbilde vom Gange der kunstgeschichtlichen Entwicklung eine von unserer gegenwärtigen Vorstellung ziemlich abweichende Physiognomie ertheilen werden. Daß dem so ist, ist bei einer so jungen Wissenschaft, wie der von der Kunst, nicht zu wundern; wie lange ist es denn überhaupt her, daß wissenschaftlicher Geist da seinen Einzug gehalten hat, wo früher lediglich ein Tummelplatz dilettantischen Treibens war? Und die gleichberechtigte Stellung der Kunstwissenschaft neben den übrigen Disciplinen ist heute deßhalb noch keine durchweg legitime und fest begründete, weil sie eben ihre Lehrjahre noch nicht völlig hinter sich hat. Jeder Schritt nach vorwärts zählt aber im Verhältniß ganz besonders, wo der zurückgelegte Weg ein kurzer, wo die Menge der Hindernisse, wie in der Kunstwissenschaft die vielfach noch undurchforschte Masse des Materials, eine große ist. Ein Unternehmen wie das Lübke's, dessen Titel wir oben ankündigen, verdient deßhalb schon seiner Tendenz wegen das beste Willkommen. — Die deutsche Renaissance! Wem fallen nicht bei diesem Worte die herrlichen Kunstschöpfungen des deutschen Geistes ein, mit ihrer reizenden Naivetät, mit ihrer übersprudelnden

Digitized by Google

Fülle von Geist und Erfindung, die fortwährend die engen Grenzen ihrer räumlichen Existenz durchbrechen zu wollen scheint. Man sollte glauben, der Interpret dieser Epoche müßte eine leichte und dankbare Aufgabe haben. Und doch ist dem nicht so. Bei einer kunstgeschichtlichen, sowie überhaupt bei jeder genetischen Darstellung handelt es sich darum, vor allem eine klare Umgrenzung des zu bearbeitenden Stoffes vor Augen zu haben, dessen Beziehungen und Gestaltungen allseitig zu erörtern eben die zu lösende Aufgabe ist; und diese Umgrenzung darf, wenn das Ganze nicht ein fragmentarisches Essay, sondern eine abgeschlossene Darstellung sein soll, keine willkürlich gezogene, sondern eine nur durch das Material selbst gegebene sein. Die Kunstwissenschaft ist allerdings so vorwiegend historisches Wissen, daß ihre Aufgaben vorerst nicht Lösungen von Problemen, und ihre Resultate nicht Definitionen sein können, aber von der bloßen Zeitgeschichte unterscheidet sie sich doch sehr wesentlich dadurch, daß sie sich mit unzweifelhaften auf- und absteigenden Entwicklungen beschäftigt, daher die Frage nach der allgemeinen Begriffsbestimmung des Abzuhandelnden eine nicht zu läugnende Berechtigung hat. Was ist „deutsche Renaissance", oder vielmehr was versteht Lübke darunter? Ist es die Kunstentwicklung des 16. Jahrhunderts in Deutschland und datirt diese Kunstentwicklung wirklich erst seit dem Momente als man in Deutschland anfing, etwas den italienischen Kunstformen Aehnliches auch da zu machen, oder ist nicht vielmehr, wie uns scheint, ein so enger Zusammenhang zwischen der Kunst des 15. und der des 16. Jahrhunderts vorhanden, daß eine Scheidelinie dazwischen nur zur Verwirrung der Anschauungen gereichen kann? Lübke zieht diese Grenze, und darum empfangen wir aus seinem Buche nicht den befriedigenden Eindruck einer vollen Klarstellung des Thema's. Wir werden sehen, warum.

Die Baukunst des 16. Jahrhunderts in Deutschland wird sich vor allem deßhalb kaum je zu einem geschlossenen Gesammtbilde zusammenfassen lassen, weil ihre Thätigkeit keine continuirliche, ihre Aufgaben mit wenigen Ausnahmen zumeist kleiner Art waren, an denen bedeutendere Geister keine Schulung, an denen hervorragende Kräfte kein genügend weites Feld der Bethätigung finden konnten. Die Begeisterung für den Kirchenbau war dahin, die politischen Verhältnisse und die Lebensgewohnheiten in Deutschland ließen ein Mäcenatenthum der Baukunst wie in Italien nicht aufkommen. Deßhalb mußten sich die Talente vorzüglich der Malerei und den verwandten Künsten zuwenden, und auf den Hintergründen der Bilder, auf den Malereien der Häuserfaçaden — die der glatten Mauerfläche wenigstens den Schein eines reichen architektonischen Lebens anzaubern sollten, in Entwürfen und Skizzen muß sich der sprudelnde Erfindungstrieb jenes Jahrhunderts sein durch keine materiellen Schranken gehemmtes Gebiet der freien Bewegung suchen. Die Kleinkünste aber, kurz Alles was dem innern bürgerlichen Leben dienen soll, wird so völlig von dem neuen Kunstgeiste durchdrungen, daß diese Schöpfungen durchweg den Charakter der höchsten Originalität und Selbständigkeit aufweisen. Ja man könnte ohne zu

Digitized by Google

fehlen noch weiter gehen. Die deutsche Renaissance als Kunststyl kann nicht erfaßt und begriffen werden ohne Heranziehen der Malerei und Plastik. Diese Schwesterkünste werden in Deutschland kaum je so völlig frei und selbstständig wie in Italien, denn selbst die höchste Aufgabe, die ihnen hier zu Theil wird, der Flügel- und Schnitzaltar, bleibt noch dem tektonischen Gedanken untergeordnet, daher tragen beide immer noch das Gepräge einer gewerblichen Kunst.

Das Herübernehmen der italienischen Kunstformen ist aber nur eine Seite der Entfaltung der deutschen Kunstindividualität zur Zeit ihres Mündigwerdens, die sich hier theilweise in italischer Form ausdrückt, so gut wie sie sich im 15. Jahrhundert in noch äußerlich gothischen Formen ausgedrückt hat, Formen die aber alsbald abgeworfen werden, sobald ein Kunststyl auftaucht, der dem Wirken des einzelnen schaffenden Künstlers freiern Spielraum gewährt. Der gothische Styl ist stets ein innerer Widerspruch gegen den deutschen Geist gewesen, man lasse sich durch seine dritthalbhundertjährige Herrschaft nicht verleiten, das Gegentheil zu glauben. Zu einer Zeit allerdings, in der die universale Kirche Alles, die Nation, das Individuum Nichts bedeutete, da konnte die Idee der Gothik — das Unterjochen und Dienstbarmachen jedes Theiles und jeder Regung für den kirchlichen Gesammtzweck, auch in der Kunst ihren Ausdruck finden, und dieser Ausdruck ist der gothischen Construction so präcise und vollendet gelungen, daß noch vielleicht nie ein Kunststyl dem leitenden Gedanken seiner Zeit so congruent war wie sie.

Das Erwachen des oppositionellen Nationalgeistes bedeutet zugleich das innerliche Zerbröckeln und die endliche Auflösung der Gothik, ein Proceß, zu dem der Keim gelegt war, sobald die Kunst daran dachte, ihre Werke ihrer selbst wegen zu schaffen, sobald der Künstler *seine* Arbeit von der Anderer absondern und aus der Menge kenntlich machen wollte. Es ist sicher nicht ein bloßer Zufall, gleichsam eine materielle Bestätigung dieser Sache, daß wir Künstler*namen* in häufigerer Zahl da antreffen und über die Lebensumstände ihrer Träger häufigere und nähere Kunde zu erfahren anfangen, wo die Gothik nicht oder nicht mehr herrscht.

Wenn man nun also dem Wesen der deutschen Renaissance nahekommen und sie bis auf ihre Keime verfolgen wollte, so dürfte man sie nicht erst von dort datiren, wo sie uns als eine jüngere Schwester der italienischen Renaissance entgegentritt, sondern man muß, so wenig einleuchtend das vielleicht auch im ersten Momente klingt, die deutsche Renaissance vorerst im gothischen Gewande zu erkennen trachten; die italienische Hülle, die dann hinzukommt, bedeutet nur das zweite Stadium der Entwicklung, das für sich allein betrachtet im Grunde vielleicht richtiger als „deutsche Renaissance“ die Umgestaltung italienischer Kunstformen auf deutschem Boden genannt würde. Denn die Wiedergeburt der Kunst in Deutschland umfaßt ungleich mehr als die gemeinhin als „Renaissance“ bezeichnete Weise, und geradezu liegt für einige Zweige der Kunst die glänzendste oder wenigstens originalste Epoche ihrer Blüthe vor dem Em-

Digitized by Google

vorkommen jener neuen Stylrichtung. Was dann ferner im 16. Jahrhunderte der deutschen Kunst als selbständiges Element verbleibt, und sie sehr wesentlich und kenntlich von einer bloßen Nachahmung der Italiener unterscheidet, ist, abgesehen von allen Verschiedenheiten, die Klima und Sitte bedingen, eben jener in seiner Allgemeinheit uns deutlich bewußte Charakterzug, der den Werken von diesseits und jenseits 1500 gemeinsam ist.

Wenn wir überdies noch bedenken, daß selbst die größten deutschen Meister des 16. Jahrhunderts, wie Dürer und Holbein, und ganz besonders der erstere von den genannten eigentlichen Schöpfern und Pfadfindern der Renaissance in Deutschland, vermöge ihres Lehrganges ganz und gar echte Söhne jener der „Renaissance" vorhergehenden Epoche sind, so werden wir den innern und untrennbaren Zusammenhang oder vielmehr die Einheit der beiden gewöhnlich getrennt behandelten Kunstperioden begreifen, und ebenso wird man uns zustimmen, wenn wir sagen, daß diese etwa um das Jahr 1500 gezogene Scheidungslinie eine nur sehr willkürliche ist.

Neben diesem für die Auffassung der deutschen Kunstgeschichte wie uns scheint außerordentlich wichtigen Verhältnisse der Wechselbeziehung der zwei Jahrhunderte, des 15. und 16., hat die Kunst unserer in Rede stehenden Epoche noch eine Eigenthümlichkeit, die ein partielles Abgehen von dem Systeme der Behandlungsweise, das man z. B. der italienischen Baugeschichte gegenüber einhalten kann, — hier nöthig macht. In Italien begleitet die Reform der Architektur gleich einem Grundton alle Reformen der gesammten Kunst, deßhalb trägt auch jene dort stets unverwischt den Stempel ihres Ursprunges aus der wirklichen Construction. Nicht so in Deutschland. Hier kam die architektonische Reform lange und langsam nach der totalen Umgestaltung der gesammten Kunstidee. Diese Umgestaltung war beinahe lediglich von der Malerei eingeleitet, daher auch die Architektur der deutschen Renaissance diesem Ursprung getreu auf ihrem ganzen Wege vorwiegend den Charakter der Decoration hat. Man sieht nun leicht, daß wir die deutsche Renaissance nicht als ein Capitel der Baugeschichte allein behandeln können, weil sie aus der Baukunst nicht ihren Anfang und ihr Herkommen hat. Wie ferner aber auch bei der italienischen Kunst die Triebkraft eine einheitliche war — das antike Vorbild — so mußte auch demgemäß die Entwicklung eine organische und klare sein, weil jene Triebkraft nur als Anstoß wirkte, das Uebrige dem eigenen Volke und dem Geiste der Epoche überlassen blieb. Nicht so in Deutschland. Hier mußte zunächst mit der eigenen unmittelbaren Vergangenheit, wenigstens was die Formensprache anbelangt, gebrochen werden (dem widerspricht nicht, daß einzelne gothische Bauglieder noch lange Zeit in Anwendung blieben, ihre eigentliche Bedeutung, die sie ja doch nur in der gothischen Gesammtconstruction haben, hatten sie längst verloren). Aber ein fester Grund, darauf die neue Kunst aufzubauen, war nirgends vorhanden. Die von außen auf sie wirkenden Factoren selbst waren an sich variable, gebildet aus den wechselnden Phasen der italienischen Kunstentwicklung. Es ist deßhalb

Digitized by Google

auch der Weg, den die deutsche Kunst im 16. Jahrhundert macht, nicht ein regelmäßiger und klarer, sondern gleicht vielfach einem verschlungenen Zickzack, in dem man jetzt oft nur schwer die Zusammengehörigkeit der einzelnen Stücke und die Tendenz ihrer Richtung zu erkennen vermag. Diese eigenthümlichen Verhältnisse, die wir hier nur in den allgemeinsten Zügen zu charakterisiren versuchten, machen einen großen Theil der Schwierigkeiten aus, mit denen jede historische Darstellung der deutschen Kunst zu kämpfen haben wird, die mehr als eine bloße Aneinanderreihung von Thatsachen sein will.

Doch wenden wir uns nun zum Buche Lübke's selbst. Es beginnt mit einer culturgeschichtlichen Einleitung, überschrieben „die Renaissance des deutschen Geistes." Das wäre nun an sich Stoff für ein ganzes Buch, und wir können es einem Forscher, der sich in erster Reihe mit der Untersuchung der Denkmäler selbst beschäftigt, nicht verdenken, wenn er uns hier wenig mehr als Bekanntes zu bieten vermag. Ist es doch selbst der Specialforschung bisher nur in wenigen Fällen geglückt, die geheimen Canäle aufzudecken, durch die zu den Künstlern unserer Länder die Kunde vom Alterthume, und die Anregung, dem Alten Aehnliches zu schaffen, gelangte, und den Vermittlern nachzuspüren, durch deren Darstellung diese Kunde von den Werken der fernen Zeiten und Länder einen guten Theil der eigenthümlichen Färbung empfing, die uns als ein oft ganz räthselhaftes Element, z. B. in der Weise wie Dürer und seine Zeitgenossen antike Motive und selbst solche der italienischen Renaissance auffassen, entgegentritt.

Ich erinnere hier beispielsweise an die kleine treffliche Arbeit Jahns über Cyriacus von Ancona — wie viel derartiges Material werden wir noch haben müssen, bevor wir in die Sinnesart der Künstler und damit auch in das Verständniß der Kunst vom Anfange des 16. Jahrhunderts einen tiefern Einblick erhalten als es bisher möglich ist. Unverständlich ist es uns geblieben, warum der Verfasser gerade dem Hanns von Schweinichen eine so eingehende Beachtung schenkt. Das ist ein recht amüsanter Schwätzer, der manche Seite der äußern Sittengeschichte seiner Zeit in mitunter recht scharfer Beleuchtung zeigt, aber mit der „Renaissance des deutschen Geistes" hat er Gott sei Dank sehr wenig zu thun gehabt. Mehr nähern wir uns in dem nun folgenden Capitel: „Die Anfänge der Renaissance bei Malern und Bildhauern" dem eigentlichen Punctum saliens der umgestaltenden Bewegung.

Wennauch der jüngere Holbein derjenige war, der die italienischen Kunstformen mit vielleicht noch größerer Hingebung und tieferem Erfassen ihres Sinnes in sich aufgenommen hat, so gebührt doch dem Nürnberger Meister, wo von den Anfängen der deutschen Renaissance die Rede ist, sicherlich der Vortritt. Und dies nicht nur der Zeitfolge nach, die Dürer vor Holbein voraus hat, sondern wie uns scheint der Größe des Einflusses wegen, die der Erstgenannte auf seine Zeitgenossen durch seine künstlerischen und litterarischen Arbeiten und durch seine Schule auf lange hinaus ausübt. Und so im

Digitized by Google

Großen und Ganzen betrachtet, kann Holbein, was gerade die Nachhaltigkeit seines Wirkens anbetrifft, doch nur als der in zweiter Reihe Stehende genannt werden.

Weiterhin behandelt Lübke die „Renaissance in den Kunstgewerben", die Bestrebungen der „Theoretiker", Schriftsteller wie Vorbilder entwerfender Künstler, dann diesen ersten Abschnitt schließend, indem er in einer allgemeinen Charakteristik der Bau- und Constructionsweise ein „Gesammtbild der deutschen Renaissance" zu entwerfen sucht. Hierauf beginnt die nach Localitäten angeordnete Beschreibung der Denkmäler. Wie vorhin Holbein vor Dürer gestellt wurde, so eröffnet auch die zweite Heimat des Augsburger Künstlers die Reihe der beschriebenen Denkmälergruppen, hier jedenfalls mit mehr innerer Berechtigung, da die Schweiz ganz vorzugsweise der Boden ist, auf dem die Baukunst der Renaissance diesseits der Alpen zu einer selbständigen und organischen Gestaltung gelangt. Daß aber die Scheidung nach rein topographischen Gesichtspunkten für die erzählende Darstellung viel Mißliches hat, und eigentlich jedes Mal einen Anfang vom Anfange nöthig macht, scheint der Verfasser selbst zu empfinden; wir können ihm aber, trotzdem ihn angenommen zu haben, nicht ganz Unrecht geben, da, wie es nach dem Stande der bisherigen Kenntniß dieser Epoche beinahe wirklich den Anschein hat, „die individuelle Mannigfaltigkeit viel stärker ist als der Zug der geschichtlichen Entwicklung". Ob man in einem vorgeschritteneren Stadium der Erforschung nicht doch wieder im Stande sein wird, die historische Betrachtungsweise consequent durchzuführen, wagen wir heute noch nicht zu entscheiden. Hiezu wird erst die Zeit kommen, wenn alles Material vollständiger und gesichtet vorliegt. Erfreuliche Bestrebungen zu diesem Ziele werden von vielen Seiten gemacht, und Lübke's Buch hat das Verdienst, zum ersten Male den Entwurf des ganzen Fachwerkes zu versuchen, in dem weiterhin die einzelnen Materien ihren Platz einnehmen können. Wenn wir daher, trotz des sichtlich angewendeten Fleißes gar manchen Flüchtigkeiten begegnen, und dieses Buch sicher nicht zu denen gehört, auf die das nonum prematur angewendet worden ist, so dünkt uns doch schon das Verdienst nicht allzu gering, weitern Kreisen einen neuen Einblick in eine vielfach unbekannte, und in ihrer wahren Bedeutung sogar oft verkannte Kunstepoche eröffnet zu haben.

F. Lippmann.

Digitized by Google

Ein österreichischer Schulmeister.

„Nur rastlos bethätigt sich der Mann".
(Goethe.)

Unter den vielen Gymnasialprogrammen, die ich nun am Ende des Schuljahres durchlas, hat keines einen so lebendigen Eindruck auf mich gemacht, als das des k. k. Josephstädter Obergymnasiums in Wien. Bei keinem wünschte ich so sehr, daß sein Inhalt größeren Kreisen zugänglich gemacht werde. — Elegant und stattlich nimmt sich das neun Druckbogen füllende Programm schon äußerlich aus. Die Anschaffungen für die Bibliothek und die übrigen Lehrmittelsammlungen, die Ergebnisse der Classification, der Cassabericht der Schülerlade, die Wahl der Themata — Alles gibt einen erfreulichen Beweis für den Eifer der Direction (Director K. Feyerfeil, in den letzten Monaten Rector J. Czermak) und die Tüchtigkeit des Lehrkörpers, in dem sehr bedeutende Kräfte wirken. Das strengwissenschaftliche Element ist durch die in classischer und eleganter Latinität einherschreitende Abhandlung des bekannten, vorzüglichen Philologen Wendelin Förster De Rufi Breuiario eiusque codicibus vertreten, eine Abhandlung, die allen Fachgelehrten wärmstens zur Beachtung empfohlen werden muß. Neben dieser werthvollen Studie finden wir noch einen Aufsatz des eifrigen Schriftstellers Prof. Karl Landsteiner unter dem obigen Titel, dessen Inhalt uns im Folgenden beschäftigen soll. Gleich hier sei aber dem Verfasser des Essay wie der Direction des Gymnasiums lebhafter Dank dafür gesagt, daß sie durch diese Skizze das Andenken eines trefflichen Lehrers erhalten — das Andenken des niederösterreichischen Dorfschullehrers Johann Wurth (geboren 9. Juli 1828 zu Trumau in Nieder-Oesterreich, gestorben 8. Juli 1870 zu Münchendorf). Der gefühlvoll und sorgfältig geschriebenen, vielfach ergreifenden Abhandlung Landsteiners folgend, erlaube ich mir die Leser dieses Blattes, vor allem Jene, die ein Herz für die Schule und inneres Leben haben, zur Betrachtung dieses Schulmeisterdaseins einzuladen.

Eine Leidensgeschichte ist es, deren Blätter wir aufschlagen; doch nicht Mitleid allein bewegt unsere Herzen, wenn wir das kurze Dasein des armen Landschullehrers überblicken, sondern auch Freude, herzliche Freude und das Gefühl des Stolzes über die unbeugsame, consequente Menschennatur. Denn

Digitized by Google

der Mann, der so viel gelitten, er wußte mehr als zu leiden, er hat viel und innig geliebt — seine Brust war voll von Nächstenliebe.

Diese Nächstenliebe aber war thätig, sie schuf, sie arbeitete. Keine zwiespältige, kranke Natur ist es, die uns entgegentritt, sondern ein Mann des Handelns, des Wirkens, der da weiß, was er will und der in seinem Kreise Erstaunliches und Preiswürdiges geleistet.

Aus den untersten Schichten des Volkes ist Johann Wurth heraufgekommen, sein Vater war ein armer Weber. Der poetisch angeregte Knabe — mit zehn Jahren versuchte er sich schon in kleinen Gedichten — mußte selbst durch zwei Jahre den Jammer des Fabrikslebens durchmachen. — Auch für ihn wie für so Viele ward der Ortspfarrer der Befreier. Der Heiligenkreuzer Priester P. Friedrich erkannte den mächtigen Drang nach Wissen in dem Knaben; unter den größten Entbehrungen gelang es Wurth endlich im pädagogischen Institute zu St. Anna in Wien Aufnahme zu finden. Bald darauf starb seine treffliche Mutter, ein Schlag, den er nie mehr verwunden. 1847 wurde er Schulgehilfe in Münchendorf bei Lazenburg. Damit begann eine neue Leidensperiode für Wurth, denn der Oberlehrer, unter dem er stand, machte ihm das Leben nichts weniger als angenehm. In diese Zeit fällt Wurths Bekanntschaft mit J. Herbeck, der damals in Heiligenkreuz durch sein eminentes Orgelspiel Aufsehen erregte und dem Wurth stets in hohem Grade zugethan war.

Eine Versetzung aus Münchendorf nach Baden und Heiligenkreuz war für W. von außerordentlicher Wichtigkeit. Denn nun begann seine eigentliche Lehrzeit, sein romantischer und dichterischer Sinn wurde durch die herrliche Cistercienser-Abtei vielfach angeregt, die Conventualen und der Prälat behandelten ihn freundlich, gaben ihm Rathschläge für seine Lectüre, versorgten ihn mit Büchern, öffneten ihm ihre Bibliothek, — so daß er selbst sagte — was er sei, verdanke er dem Kloster Heiligenkreuz. Hier begann er auch die Grundlage zu seiner Büchersammlung zu legen, die bei seinem Tode über 2000 (!) Bände zählte, und versuchte sich in pädagogischen und didaktischen Aufsätzen, die in Wiener Schulzeitschriften abgedruckt wurden. Sein späteres Leben ist bald erzählt. Es gleicht vielfach dem Dasein so vieler Berufsgenossen. Er ward 1857 als Lehrer nach Münchendorf versetzt, in demselben Jahre verheiratete er sich mit Karoline Weissenberger, in der er eine treue Lebensgefährtin fand, die nach Kräften sein Leben freundlich zu gestalten bemüht war. Zu ihr flüchtete er vor den Verfolgungen, denen er ausgesetzt war. Und deren gab es mannigfache, ein tyrannischer Pfarrer quälte ihn längere Zeit, die Gemeinde — wie es scheint eine Mustersammlung jener „Dörper" wie sie Garve beschreibt — machte sich lustig über den schwachen Lehrer, der das Wirthshaus mied, immer über den Büchern saß, und die Kinder nicht so prügelte, wie man das gewohnt war. Der rohste Egoismus, der colossalste Stumpfsinn und jener echte Bauerntrotz, der den Denkenden zur Verzweiflung bringen kann, begegneten

Digitized by Google

dem zartbesaiteten Manne. Zurücksetzungen fehlten nicht. „Seine Gesuche ließ man liegen oder gab abschlägigen Bescheid. Renitente Kinder nahm man gegen ihn in Schutz und scheute sich nicht, ihm manchmal offene Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern“ Dies Verhältniß besserte sich nicht, als der Schullehrer Beamter der autonomen Gemeinde ward. — Viele Schullehrer sprachen es gegen mich aus, daß sie nun der Dummheit ausgeliefert seien und keine Freude an ihrem Berufe mehr fänden, auch Wurth äußerte damals: Wehe dem Lehrer, der von der Gemeinde abhängen muß. . . So ein Tritt von einen Bauernstiefel thut gar weh. — Zu alledem kamen eine ihn schädigende Feuersbrunst, die Stürme des Jahres 1866, die sich auch in der kleinen Wirthschaft fühlbar machten und endlich 1869 der rasch nach einander folgende Verlust zweier Kinder. Gewiß Unglück und Sorge genug, doch keineswegs ein Hemmniß für die Fortsetzung seiner zahlreichen und ausgebreiteten Arbeiten, mit denen uns Landsteiner in sehr verdienstlicher Weise bekannt macht.

Wenn ich das Leben Wurths überblicke mit seinen mannigfachen Schicksalen und der dasselbe beherrschenden Führung, so schwebt mir nicht die Gestalt des idealen Schulmeisters aus Auerbachs Neuem Leben, sondern vielmehr die Erscheinung des echten realen Schullehrers von Grenchen, die Erscheinung des späteren Premierministers Badens, schwebt mir Karl Mathy vor. Freilich nichts Ungleicheres nach außen hin, als die gestählte Figur des männlichen Mathy und die gedrückte, kränkliche Persönlichkeit Wurths, auch ihr Wissen und ihre Lebenserfahrung wird man nicht im Entferntesten vergleichen können, und doch ist Eines gemeinsam in diesen zwei Männern und das ist die Unbeirrbarkeit, mit der sie, durch keinen noch so harten Schicksalsschlag gehemmt, stets ihre Pflicht thun, stets für das gemeine Beste arbeiten. — Beide stets reine Charaktere und treue, rastlose Arbeiter.

Um Wurths geradezu Staunen erregende Arbeitskraft würdigen zu können, höre man, wie seine Tagesordnung beschaffen war. „Um 5 Uhr früh stand er auf und begab sich in die Kirche, wo er das Ave-Maria-Läuten zu besorgen hatte; dann machte er während der Sommerszeit einen Morgenspaziergang im Garten, wobei er immer etwas las. Um 6 Uhr begann der Meßnerdienst . . . um 7 Uhr fing die Schule an und dauerte bis 10 Uhr, hierauf war Singstunde. Um 11 Uhr begab er sich zum Mittagsessen, um halb 12 hatte er den Fabrikskindern Unterricht zu geben . . . bis $^3/_4$1. Um 1 Uhr begann die Nachmittagsschule, welche bis 3 Uhr dauerte. Von 3 bis 4 Uhr war Nachstunde, von 4 bis 5 Geigenunterricht, von 5 bis 6 Uhr eine Privatlection, — dann war er frei und gehörte seiner Familie und seinen Studien. — Die letzteren waren verschiedener Natur. In ihnen liegt die eigentliche Bedeutung des Mannes, dessen poetische Begabung ebenfalls nicht zu verkennen ist.

Landsteiner theilt mehrere Proben aus den hunderten von Gedichten mit, die dem elegischen Gemüthe Wurths entströmten. Ich kann es mir nicht versagen, eines seiner Sonette hier einzurücken.

Digitized by Google

Heiligenkreuz.
(1860.)

Wie, wenn der Frühlingssonne gold'ner Strahl
In sanfter Wärme auf die Erde fließet,
Mit mildem Hauche Wald und Fluren grüßet,
Die schönen Blümlein sprießen ohne Zahl;

Und wie der Vögel Lied von Berg und Thal,
Vom Lenz geweckt, sich in das All ergießet
Und Quell' und Bach vom Liebesmund geküsset
Sanft murmelnd singen durch den Schöpfungssaal.

So hat, o Heiligenkreuz, Du Edelstein!
Mein Herz zur Frühlingszeit sich aufgeschlossen
In Deiner Liebe mildem Sonnenschein.

Manch' Blümchen ist daraus hervorgesprossen
Und manches Lied, das schlief im tiefen Schrein,
Hat sich aus liebdurchwärmter Brust ergossen.

Doch ungleich bedeutender sind seine außerordentlich zahlreichen pädagogischen Aufsätze. Seine große Belesenheit und reiche Erfahrung, seine Beziehungen zu vielen Amtsgenossen machten es Wurth möglich, daß er Treffendes und Praktisches bringen konnte, ob er nun das Gebiet der Didaktik oder der eigentlichen Pädagogik betrat. Gewann er durch diese Arbeiten in der gebildeten Lehrerwelt einen guten Namen, so verschafften ihm die grammatischen, lexikalischen und mundartlichen Forschungen, denen er sich mit unermüdlichem Eifer und lebendiger Begeisterung ergab, erfreuliche Beziehungen zu Gelehrten wie Frommann in Nürnberg, J. M. Wagner in Wien u. A. Namentlich der Letztere ward ihm ein treuer und fördernder Freund, den Wurth innig liebte und hochschätzte. Director Vernaleken und Prof. Mareta dankten dem eifrigen Schulmeister Beiträge zu ihren Werken über österreichische Märchen und den österr. Dialekt. Ganz vorzüglich war auch Wurths Liedersammlung, die wohl die Herausgabe durch einen gelehrten Kenner — J. M. Wagner — verdiente. Eine werthvolle Sammlung bildet die der Volksüberlieferungen, welche vielfach Reste uralten Heidenglaubens enthalten. Hoffen wir, daß sich unsere Akademie der Wissenschaften bereit finden wird, Prof. Landsteiner, der auf diesem Gebiete seit Jahren thätig ist, mit der Herausgabe dieses Theiles von Wurths Nachlaß zu betrauen. Noch warten reiche Convolute (weit über 1000 Nummern) über Gebräuche, Sitten und Aberglauben des Herausgebers und vor allem — des Verlegers.

Digitized by Google

Diesen Publicationen sich zu unterziehen, wäre wohl Sache unserer Akademie oder des Vereins für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. Aber auch die vier Bände Tagebücher würden edirt gewiß von hohem Werthe für den Lehrerstand und das schönste Denkmal des rastlos ringenden Mannes sein. Gibt es keinen Lehrerverein oder keine Subscription, dies zu ermöglichen?

Früh, als ein Zweiundvierzigjähriger, erlag Wurth den Strapazen, Kämpfen und Arbeiten, und hinterließ seiner unversorgten Familie nichts als seinen guten Namen. Aber es ist ein guter, fleckenloser Name, ein Name, den sich die heranwachsenden Generationen der Lehrer merken sollen.

Was er unter den elendesten Verhältnissen und zahllosen Hemmnissen vermochte, die eigene Veredlung, Läuterung und Bildung, es ist jetzt den jungen Lehrern leichter gemacht. Aber sie müssen im Geiste des Dahingeschiedenen uneigennützig, ehrlich und consequent arbeiten. Vorwitziges Absprechen, unreifer Aufklärichť, naseweises Plaudern von Allerlei thut es da nicht. Innige Liebe zur Jugend, zum Berufe, gründliches Wissen und Begeisterung für alles Schöne und Edle machen allein den wahren Lehrer. Der Mann, dessen Andenken in diesen Zeilen erneuert ward, war ein solcher; mir, dem Berufsgenossen, schien es eine Ehrenpflicht, von seinem rühmlichen Dasein Kunde zu geben [1]).

A. Horawitz.

---

* Projectirte und begonnene Ausgrabungen.

Kürzlich, als ich auf einer archäologischen Recognoszirung auch die alte Longobardenresidenz Cividale besuchte, händigte mir der Sindaco der Stadt, der italienische Abgeordnete Herr de Portis, eine kleine Schrift ein, welche mein Interesse lebhaft in Anspruch nahm. Sie ist betitelt **Manuale topografico - archeologico dell' Italia**, bildet einen Theil der **Atti del R. instituto veneto di scienze, lettere ed arti (Venezia 1872)**, ihr Verfasser ist der Senator des Königreichs Italien, Luigi Torelli. Es ist nur eine erste Lieferung; vielleicht ist inzwischen schon mehr erschienen.

Die Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen, eine allgemeine Einleitung und einen monographischen Theil, der kurzgefaßte, von verschiedenen Verfassern beigesteuerte Nachrichten über die hauptsächlichen jetzt verschwundenen oder verfallenen Städte Venetiens in der Absicht bringt, bei Untersuchungen der Ueberreste der einzelnen Plätze als erster Anhaltspunkt zu dienen. In derselben Weise sollen in späteren Heften die für den Unternehmer von Ausgrabungen wünschenswerthen geschichtlichen Hauptdaten, Nachrichten über frühere Ausgrabungen oder zufällige Funde nebst einer Uebersicht der darauf bezüglichen Litteratur auch von den übrigen Provinzen Italiens geliefert werden. Die Absicht Torelli's ist nämlich, einen neuen und thätigen Eifer für die Nachforschung nach Resten des Alterthums auf dem hiefür unerschöpflichen Boden Italiens zu erwecken.

---

[1]) Im Uebrigen verweise ich auf jenes oben erwähnte Programm Landsteiners, von dem mittlerweile ein Separatabdruck erschienen ist.

Digitized by Google

Torelli erzählt uns, daß der Gedanke seines Unternehmens ihm während der Zeit gekommen sei, als er die Provinz Pisa verwaltete, angesichts der Ueberreste uralter Cultur, die in Etruskerstädten wie Volterra u. a. in so besonders auffälliger und fragwürdiger Gestalt zu Tage treten. Ein Project, Ausgrabungen in größerem Umfange zu fördern, wurde schon damals, 1863, mit Professor Savi in Pisa und Anderen besprochen, doch blieb es dabei. Die Zeitläufe richteten die Gedanken in Italien zu vorwiegend auf andere Dinge mehr der Gegenwart und Zukunft, als der Vergangenheit. Torelli's Versetzung nach Venedig, wo sein Blick wieder auf die Plätze ausgetilgter Städte wie Concordia, Altinum u. a. fiel und seinen Gedanken abermals die früher genommene Richtung gab, geschah auch noch in Zeiten, die einem Unternehmen, wie er es im Plane mit sich trug, kaum hätten genügende Aufmerksamkeit zufallen lassen können. Heute dagegen glaubt er, daß die Nation durch die Erfüllung ihrer langjährigen Hauptwünsche hinreichend beruhigt sein dürfte, um seinem Vorschlage Gehör zu schenken, welcher dahin geht, eine Actiengesellschaft für Ausgrabung von Alterthümern in Italien zu bilden von der übrigens Nicht-Italiener durchaus nicht ausgeschlossen sein sollen. Er setzt selbst gleich hinzu, daß, wennauch ein solches Unternehmen seiner Meinung nach rein financiell angesehen, guten Gewinn abwerfen könne, dennoch nicht allein die Gewinnsucht, sondern, stark mitwirkend wenigstens, das Interesse für die Alterthumskenntniß, für die Vorgeschichte des eigenen Heimatlandes, einer solchen Gesellschaft die nöthigen Theilnehmer zuführen müsse. Er geht aber weiter zu dem Geständnisse, daß zuerst dieses Interesse noch sehr der Förderung bedürfe. Man sollte nun zwar vielleicht meinen, es sei gerade in Italien so viel local vereinzelte Liebhaberei für die Vorzeit bereits vorhanden, daß eine die zerstreuten Kräfte und Bestrebungen zusammenfassende Unternehmung guten Boden finden müsse; aber Torelli selbst ist der Ansicht, diese auf dem Ruinenboden freilich immer nachwachsenden Antiquare von Neigung in Italien seien doch nur vereinzelt unter der Menge, die, in den letzten Jahren zumal, von politischen Bestrebungen ganz eingenommen, jenen als sonderbaren Käuzen — und solche sind sie, der Wahrheit die Ehre, auch nur allzu häufig — wenig Beachtung geschenkt habe. So soll denn vor allen mit einer Belehrung des Publicums zur Weckung allgemeiner Theilnahme ein Anfang gemacht werden; die erste Probe davon ist im zweiten Abschnitte der Broschüre für das venezianische Gebiet geliefert.

Zur Gründung der Gesellschaft möchte Torelli eine Summe von 100.000 Lire beanspruchen. Die gefundenen Gegenstände sollen demnächst zur Hälfte an die Actionäre verlost, zur Hälfte zur Bildung eines Museums, welches Eigenthum der Gesellschaft bleiben würde, verwendet werden. Daß die Aufstellung und Verwaltung eines solchen Museums weiteren Aufwand erfordern würde, ist nicht ausdrücklich mit in Anschlag gebracht.

Das ganze Project ist dem venezianischen Institute zur Begutachtung vorgelegt, und, nachdem eine dazu gewählte Commission sich günstig ausgesprochen hat, sind von diesem Institute andere gelehrte Gesellschaften in Italien veranlaßt, jede aus ihrem Bereiche vorläufige Notizen über die in Betracht kommenden Orte zusammenzubringen. Wie schon gesagt, bringt das uns vorliegende Heft die Notizen über das venezianische Gebiet.

Diese Notizen beginnen, wie Torelli zugesteht, mit einer Ausnahme, einer solchen, die geeignet ist, gerade unsere Aufmerksamkeit zu erregen; den Anfang der Fundstellen macht nämlich Aquileja, auf österreichischem Territorium. Der Archäolog würde von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus gewiß nichts dawider haben, dem Boden von Aquileja, sei es auch durch die Bemühungen einer italienischen Actiengesellschaft, neue Denkmäler zu den vielen, welche dieser Boden schon geliefert hat, entsteigen zu sehen, vorausgesetzt, daß Eins geschähe, dessen in dem Torellischen Projecte gar keine Erwähnung

Digitized by Google

geschieht, daß die Fundstücke durch Abbildung, Besprechung, durch Publication, wie man das zu nennen pflegt, der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht würden; denn das nur Ausgraben und zur Hälfte wenigstens Verlosen, also in alle Winde Verstreuen, ohne daß zum Allermindesten in einem „giornale degli scavi della società scavatrice" Rechenschaft über die Funde niedergelegt würde, hieße den Werth der Leistung erheblich schädigen. Das muß für das ganze Unternehmen gelten. Wenn wir also mit den besten Wünschen, wir würden ja gern sagen, mit den besten Hoffnungen, das Torellische Project begrüßen, so müssen wir die Führung und Drucklegung eines solchen Giornale auf jeden Fall in den Plan aufzunehmen bitten.

Was nun aber Aquileja speciell angeht, so theilen wir bei dieser Gelegenheit gern mit, daß die Aeußerung Torelli's, es habe die österreichische Regierung niemals Ausgrabungen in Aquileja unternommen, heute nicht mehr zutreffend ist. Gerade im Laufe dieses Sommers ist auf Anordnung der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale dasjenige in Aquileja wirklich in Angriff genommen, wozu Torelli den Plan entwirft, allerdings in etwas anderer Weise, insofern nämlich aus Staatsmitteln bestrittene Ausgrabungen denen gegenüber, welche von Privaten und für private Liebhaberei oder Gewinnsucht unternommen werden, in einem Punkte von vornherein im Vortheile sind. Es braucht bei Staatsausgrabungen nicht das Streben obenanzustehen, und es soll nicht obenanstehen, auf kürzestem Wege zu einzelnen verwerthbaren Fundstücken zu kommen, sondern ein Aufdecken des äußeren Organismus eines antiken Ortes, damit immer die Aufhellung eines Stückes seiner Gesammtgeschichte, kann und soll als höchstes Ziel ins Auge gefaßt werden; man ist unbeirrt durch die Rücksicht, ob bei ausbleibenden Einzelfunden die geminderte Aussicht auf gute Dividenden murrende Actionäre macht. Unter solch' günstigeren Bedingungen wird ja auch bei den Ausgrabungen der italienischen Regierung in Pompeji gearbeitet und bei denen, welche der arbeitsame Rosa auf römischem Stadtboden gleichfalls auf Kosten des italienischen Staates vornimmt.

Weder den Erfolgen zu Pompeji, noch denen auf dem römischen Forum dürfen wir leicht hoffen, in Aquileja so bald etwas an die Seite treten zu sehen. Sind doch auch die verfügbaren Mittel nicht allzu groß! Aber sie laufen wenigstens von Jahr zu Jahr fort, sichern so dem Unternehmen einige Stätigkeit, und der erste Anfang unter der Leitung des Ingenieurs Baubella zu Görz erweckt gutes Vertrauen. Er hat nach den Weisungen der k. k. Centralcommission die Aufdeckung der antiken Stadtmauer im Süden und Westen von Aquileja begonnen. Ein coloffales Werk fängt an, in dieser gegen zwei Klafter dicken Mauer, der nach Außen eine Reihe von Thürmen vorgelegt sind, ans Licht zu treten. Der Stadtplatz Aquileja bietet, leider — muß der Archäolog im Gegensatz zum Landwirthe sagen, einen vortrefflichen Ackerboden, und bei der Bebauung desselben sind längst die einerseits hinderlichen, andererseits sehr gut verwerthbaren Steinblöcke der alten Bauten in großen Mengen fortgeschafft, ja bis zu oft erheblichen Tiefen aus ihrem Verschüttungsversteck in der Erde herausgeholt. Davon hat auch die Mauer, obwohl sie in ihrer Massenhaftigkeit mächtigen Widerstand bietet, vielerorts gelitten, so daß, was von ihr zum Vorschein kommt, vielfach schon unförmlich geworden ist. An der Südwestecke läuft aber ein Fahrweg, das feste Unterlager benutzend, auf der verschütteten alten Stadtmauer entlang, und hier ist also zunächst Hoffnung, die Construction wenigstens in ihrem unteren Theile noch einigermaßen intact zu finden. Die nächsten Wochen werden beim Fortgange der Ausgrabungsarbeit diese Aussicht wahrscheinlich verwirklichen.

Außer der Stadtmauer ist Herr Baubella im Einklange mit den ihm gewordenen Weisungen auch einzelnen Canälen, ferner dem noch erhaltenen Straßenpflaster hie und da mit vorläufig kleinen Probegrabungen nachgegangen, lauter Anfänge, von denen wir

Digitized by Google

uns den besten Fortgang versprechen dürfen. Die Torelli'sche Actiengesellschaft wird deßhalb, wenn sie erst besteht, gut thun, vorläufig von Aquileja abzusehen und unter den nähergelegenen Punkten beispielsweise Concordia ins Auge zu fassen, wo man nach manchen früheren Funden hoffen darf, auf künstlerisch bedeutendere Objecte zu stoßen, an welchen den Actionären gelegen sein würde. An solchen Stücken hat es zwar in Aquileja auch nicht ganz gefehlt, die Silberplatte mit getriebenem Relief im hiesigen Münz- und Antikencabinet allein nur zu nennen, aber eine Nachsuchung nach solchen Einzelstücken ist ebenfalls in Aquileja und seit Jahren in ziemlich schwunghaftem Betriebe — Zeugniß die Sammlung Zandonati, jetzt Eigenthum der Commune Triest, Zeugniß die Sammlungen der beiden Gutsbesitzer von Monastero, der gräflichen Familie Cassis und des Herrn von Ritter in Görz, Zeugniß ganz besonders noch die Fülle von Fundstücken aus Aquileja, welche ein anderer Grundbesitzer, dessen Ländereien bei dem Oertchen Columbara liegen, mit Eifer und Opfern zusammengebracht hat und beständig vermehrt. Es ist der Conte Francesco di Toppo. Mit Ausnahme der kleineren Anticaglien, welche er in seinem Wohnsitze zu Udine verwahrt, hat derselbe seinen aquilejischen Antikenbesitz, namentlich Inschriftsteine, darunter einen von kräftigster Schönheit der Schriftzüge aus der Zeit noch der römischen Republik, in seiner Villa zu Buttrio unweit Udine vereinigt und damit dieser Villa das einer italienischen Gartenanlage so gut stehende, an den alten Ruhm des Landes mahnende Beiwerk gegeben. An dem Hause und um dasselbe in Hof und Garten haben die Steine von Aquileja ihren Platz gefunden. Von der Hügelanhöhe der Villa herab beherrscht der Blick die weiten Niederungen um den Tagliamento und Isonzo, und deutlich sichtbar ragt in der Ferne aus der langgestreckten ebenen Fläche das Wahrzeichen von Aquileja, der hohe Glockenthurm, empor. So sind die Fundstücke doch noch im Bereiche ihrer Heimat geblieben.

Ich läugne nicht, daß, wenn Italien immer recht viele Grundbesitzer so voll Pietät gegen die Antike wie Conte Toppo aufzuweisen hätte, ich deren Wirken dem einer Actiengesellschaft, wie die von Torelli projectirte, noch vorziehen würde und darauf, daß sie herangezogen werden, kann ja das Bestreben Torelli's, den Werth der Alterthümer möglichst weiten Kreisen eindringlich ans Herz zu legen, auch von gutem Einflusse sein.

Wien. Conze.

---

* Volkslieder aus Steiermark mit Melodien. Gesammelt und bearbeitet von P. K. Rosegger und Richard Heuberger. Pest, Gust. Heckenast, 1872. gr. 8. 24 S.

Während andere deutsche Länder in Bezug auf die daselbst gesungenen Volkslieder bereits längst mehr oder weniger ausgebeutet sind, kann man ein Gleiches bis jetzt von den österreichischen Alpenländern nicht durchweg sagen. Außer den auf das Erzherzogthum Oesterreich beschränkten, zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen „Oesterreichischen Volksliedern mit ihren Singweisen, gesammelt und herausgegeben durch Franz Ziska und Julius Max Schottky" (Pest 1819) wurden weiterer Sammlungen von dem österreichischen Alpenstocke angehörigen Volksliedern bloß zwei veröffentlicht: eine aus dem Salzburger Ländchen durch Maria Vinc. Süß [1]) und eine aus Kärnten durch Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Herrmann [2]). Für zwei bedeutende andere

[1]) Salzburgische Volkslieder mit ihren Singweisen. Salzburg 1865.
[2]) Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Graz 1869—70. 2 Bdchen.

Digitized by Google

Alpenländer, Steiermark und Tirol, hat sich, wenn man von kleineren, dort und da zerstreuten Beiträgen absieht, der mit der rechten Zauberformel begabte Schatzgräber bis heute noch nicht gefunden.

Es war mithin an und für sich eine verdienstliche Unternehmung, daß hinsichtlich Steiermarks der als Volkserzähler vortheilhaft bekannte Schriftsteller Herr P. Rosegger im Verein mit dem Componisten Herrn Rich. Heuberger vor kurzem durch eine kleine Sammlung von Volksliedern mit Melodien sein Schärflein zu dem gedachten Zwecke beitrug. Nur ist in hohem Grade zu bedauern, daß der Standpunkt, welchen der Herausgeber der Texte hiebei einnimmt, derjenige nicht ist, den die Wissenschaft von solchen Sammlungen fordert.

Schon der auf dem Titel stehende Ausdruck „gesammelt und bearbeitet" deutet auf diesen Uebelstand hin; die darauf bezüglichen Worte der Vorrede, sowie die theilweise Beschaffenheit der Lieder bestätigen ihn. Herr Rosegger glaubt also in der That, solche mundgerechte Ummodlungen der Originalien seien Pflicht und Aufgabe des Herausgebers von Volksliedersammlungen. Daß diese Ansicht eine völlig verkehrte ist, weiß man in wissenschaftlichen Kreisen längst. Herrn Rosegger, der diesen Kreisen fernesteht, war sie offenbar leider verborgen geblieben. Gerade der ungeschminkte und ungeschmückte Text der Volksüberlieferungen ist es ja eben, welcher derartige Sammlungen werthvoll und bedeutend macht. Die Zeiten Arnims und Brentano's sind vorüber, wo auch eine uncorrecte, wiewohl mit feinstem Tacte bereitete Sammlung von Künstlerhand vielfach überarbeiteter Volksgesänge, wie „des Knaben Wunderhorn", ein durch ihren relativen Werth und ihre litterarhistorische Bedeutung ganz wohl gerechtfertigtes Erstaunen weckte. 60 Jahre sind seither ins Land gezogen, 60 Jahre voll ernsten wissenschaftlichen Strebens, in welchen der Aufbau einer eigenen Wissenschaft vom deutschen Geiste, wie wir die deutsche Philologie nennen möchten, zum Glanz und Vortheil unserer Nation sich vollzog. Da gilt es denn allerdings mit Thatsachen zu rechnen, will man nicht hinter den Fortschritten des Zeitgeistes als vereinsamter Spätling im Winkel zurückbleiben.

Außer dem gerügten Mangel, der die principielle Seite der vorliegenden Sammlung trifft, können wir uns aber auch in übriger Hinsicht mit ihr nicht durchaus befreunden.

Was zunächst die Auswahl betrifft, so wollen wir zwar mit den Herausgebern nicht darüber rechten, daß sehr viele der mitgetheilten Lieder den unsern Alpengegenden specifisch eigenthümlichen Charakter vermissen lassen, denn es ist allerdings schwierig, ja vielfach unmöglich, eine Scheidung des einem Stamme ureigenen Liederschatzes von theils aus den Nachbarländern, theils aus der Fremde eingedrungenen Gesängen vorzunehmen; aber das müssen wir fordern, daß alles auf so engem Raume Mitgetheilte mehr oder weniger die Bedingungen der Veröffentlichung in sich trage. Diese Eigenschaft können wir jedoch der vorliegenden Sammlung keineswegs zugestehen: unter 26 mitgetheilten Liedern finden sich kaum 6, welchen das Prädicat „schön" gebührt, und außerdem höchstens 15, welche einen relativen Werth, sei es in ästhetischer, sei es bloß in ethnologischer Beziehung, beanspruchen können. Es sind aber darunter geradezu alltägliche Reimereien der seichtesten Art, die allenfalls zum Theile in einer größeren Sammlung mit anderen werthvolleren Stücken mitlaufen könnten, auf dem beschränkten Raume einer Auswahl in nuce, wie sie hier geboten wird, jedoch gewiß zu vermeiden waren.

So lautet Nr. 13, das uns, nebenbei gesagt, nicht einmal in die echte ursprüngliche Form gefaßt zu sein scheint, folgendermaßen:

Geh' ich hin über d' Alm,
Geh' ich her über d' Schneid',

Digitized by Google

Such' ein Dirndl heim,
Das mich gar so g'freut;
Du Schwarzaugati,
Für Dich taugat ich,
Drum geh ich so weit
Her über d' Schneid'.

Worin soll hier das Volksthümlich-Schöne, fragen wir, worin überhaupt eine Pointe, welche die Mittheilung rechtfertigte, liegen?

Das Höchste an pöbelhafter Plattheit und crasser Poesielosigkeit enthält aber Nr. 14:

Ih woaß nit, sull ih auffi, sull ih owi
Oda sull ih bei der Mitt' durchi gehn;
Die Diandln sein ob'n und sein unten,
Bei da Mitt'n und überoll schön!

Wahrlich, wenn man solche gereimte Ungereimtheiten liest, wäre man eigentlich vollends berechtigt, dem Herausgeber, der doch in seinen eigenen Darstellungen aus dem Landleben Steiermarks zu wiederholten Malen einen so schönen Sinn und Beruf für das Volksthümliche bekundet hat, jedweden Geschmack in Sachen des Volksgesangs wie überhaupt in ästhetischen Dingen abzusprechen. Wir wollen so hart über ihn nicht urtheilen, können aber unsere mißbilligende Verwunderung nicht zurückhalten, wie eine solche Auswahl möglich war. Und unsere Mißbilligung muß um so strenger sein, da eine so ungeeignete Art der Mittheilung von Volksüberlieferungen ganz dazu angethan ist, eine falsche Vorstellung über die Befähigung des steiermärkischen Volksstammes für das Lied im Publicum wachzurufen. Gottlob, daß solche krankhafte Auswüchse am Stamme des Volksgesanges in Steiermark von tausendfachen gesunden und üppigen, durch Duft und Farbe innig erfreuenden Trieben überwuchert werden!

Mehrere Saftstücke der letzteren Art weist auch Roseggers Sammlung auf, z. B. Nr. 5, 7, 10, 17, 19, 24. Leider sind einige der reizendsten davon nicht eben in der glücklichsten Textfassung, mitunter auch in unvollständiger Weise mitgetheilt. In welch unvollkommener und verwahrloster Gestalt findet sich z. B. das reizende „Krippellied" Nr. 26, welches den Schluß der Sammlung bildet. Wir können es uns nicht versagen, davon den vollständigen Text hieherzusetzen.

1. Schau, Hiasel, he, was mueß das sein?
Kemmen [1]) Zigeuner in unser Dorf herein?
Oder seins Crawaten? I kenns halt net recht;
'S is a ganzer Schippl [2]), daß kaner zälen möcht.
Sie hab'n a gschnappisch Wesen, a G'hetz [3]) und mächtig's Schrein;
Was gilts, wann's unser Amtmann hört, so führt er's alle ein!

2. Hab'ns net a Packwerk? Es is grad a Graus;
I moan halt, sie hab'n schon viel Dörfer plündert aus.
Sie hab'n da rari Märchen [4]), 's sein bucklati Roß,

[1]) kommen. [2]) Haufen. [3]) Getümmel. [4]) Pferde.

Digitized by Google

Mach'n lange Kräg'n als wie a Franzos.
'S hab'n sonst die Samer [1]) net solche garstige Thier,
Sie hab'n ja nur Pferdl bisweil a drei a vier.

3. Aner is a kohlschwarzer Mann dabei,
Als wie der schwarzi Toni in unsern Kälbergai [2]),
Er schaut recht grausli und rabiatisch drein,
Er mueß zum Hanns Garsti der nächsti Vetter sein.
Ich fang da mit ihm, mein Sex [3]), net Handl an;
Gelt, Brueder, du kennst ja den Welisch'n enter [4]) schon?

4. Schau nur an Stern, der geht über se (sie),
Er funkelt und leucht't und zeigt ihnen den Weg.
Sie gehn da, mei Achel [5]), grad Bethlehem zua.
Dort liegt in an Stall drin a herziger Bua;
Es hoaßt gar, es wär selbst 'n Gott Vatern sein Kind,
Der uns sollt' erlösen von unserer Sünd'.

5. Brueder, jetzt ramen's das Bünklwerk aus.
Was ziehen's für g'spassige Sachen heraus?
Es hat aner dorten a ganz Trüch'l Gold;
Ei wann er sich b'sinnet und mir's schenken wollt'!
Den Weihrauch brauch i net, hab'n so erst gestern gackt [6])
Und d' Myrch'n is ma z'hanti [7]), daß 's Maul verderben möcht.

6. Hiasl, geh, gehma [8]) zusammen a hin
Und grüeßma das Kindl im Kripperl drin,
Und weil ma zum Geben sonst nix sein im Stand,
So gebma dem Buab'n a Busserl auf d'Hand.
Da müeßma fein höfli und gschmeidi a sein,
Sonst möcht ma 's Kind schreck'n, aft [9]) fiengs an zu schrein.

7. Jesu, o Jesu, holdseliges Kind,
Du göttliches Lambl [10]), das hinnimmt die Sünd,
Wir bitten: o nimm uns mit Gnaden an,
Es reut uns vom Herzen, was Bös' wir gethan.
Gib uns deinen Segen und mache zugleich,
Daß wir dich einst preisen im himmlischen Reich. —

Eines Verstoßes, der einem so productiven und auf dem Markte der Litteratur heimischen Schriftsteller wie Rosegger es ist, nicht hätte begegnen sollen, dürfen wir schließlich auch von wegen des Eigenthumsrechtes eines Dichterfürsten nicht unerwähnt lassen: unter den 26 Volksliedern aus Steiermark steht nämlich ohne jede die Aufnahme erklärende Bemerkung zugleich Folgendes:

---

[1]) Saumrosse. [2]) Kälbergau. [3]) Betheuerungsformel, ähnlich wie „bei meiner Treue". [4]) eher; ohnehin. [5]) s. Note [3]). [6]) geraucht. [7]) scharf. [8]) gehn wir. [9]) dann. [10]) Lämmlein.

Digitized by Google

Wie ist doch oft betrübt mein Sinn,
Hab' gar verzagten Muth,
Hab' gar ein schweres Blut;
Und wenn ich bei der Christel bin,
Ist alles wieder gut ꝛc. ꝛc.

Oder sollte wirklich Goethe auch dieses, sonst unter seinem Namen einhergehende, hier volksmäßig veränderte Liedchen dem Volksmunde „abgelauscht" haben? —

Die Würdigung des musikalischen Theiles der Sammlung möge einem in der Compositionslehre bewanderten Fachmann anheimgestellt sein.

Graz. Adalbert Zeitteles.

---

* Die Fahrten des Sajjid Battâl. Ein alttürkischer Volks- und Sittenroman. Zum ersten Male vollständig übersetzt von Dr. H. Ethé, Privatdocenten an der Universität München. 2 Bände Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871.

Der muhammedanische Orient hat in seiner weitschichtigen Litteratur auch den Roman ausgebildet und viele bändereiche Werke dieser Gattung producirt. Man erwarte nicht etwa hier orientalischen Dickens und Thackerays zu begegnen. Aber bevor es Dickens und Thackerays gab, gab es den Ritterroman, und dessen Urahn in directer Ascendenz finden wir in dem orientalischen Roman, von dem uns Dr. Ethé ein Specimen liefert. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das occidentalische Ritterthum sich in vielen Dingen als eine durch die Berührung mit dem Orient zur Zeit der Kreuzzüge vermittelte Entlehnung aus dem Morgenlande darstellt. Auch der Ritterroman geht in letzter Instanz auf dieselbe Quelle und in dieselbe Zeit zurück.

Seit Jahrhunderten hat der Orient aufgehört zu produciren und zu entwickeln, und so ist unter vielen anderen Dingen auch der Roman bis auf den heutigen Tag derselbe geblieben: eine Darstellung von Abenteuern ohne eine organische, auf psychologischen Motiven beruhende Entwicklung, ohne künstlerische Rundung und Einheit. Der einzige Faden des Zusammenhanges ist das Leben des Helden, um das Abenteuer in beliebiger Anzahl — wie um eine Schnur die Perlen — angefügt werden. Wir sehen Ereignisse vor uns vorübergehen, die eben so gut in umgekehrter Ordnung einander folgen könnten, wie irgend welche andere Gebilde des Zufalls; keine künstlerische Hand hat sie zu Erscheinungsformen einer Idee vergeistigt und damit den Gesetzen des vernünftigen Seins unterworfen. Künstlerischen Werth kann der orientalische Roman nicht beanspruchen.

Als Volkslitteratur hat der arabische, persische und türkische Roman immer eine sehr weite Verbreitung gehabt und hat sie noch jetzt. In den Café's der Städte, wie in den Zeltlagern der Wüste werden Episoden aus den allbekannten Romanen — meistens zur Begleitung eines Saiteninstrumentes — recitirt. Die bekanntesten sind: Die Thaten des Antar, eines vormuhammedanischen Beduinen-Dichters und Helden, des Hamza, eines Oheims des Propheten, des Saif Dhû Yezen, eines südarabischen Königs vormuhammedanischer Zeit, des Abû-Muslim, Statthalters von Chorasan, der die Omajjaden stürzte und die Abbasiden auf den Chalifen-Thron führte u. A. An diese Namen, in der Regel den einzigen historischen Kern der ganzen Composition, schließt sich ein freies Gebilde der Phantasie an. Wir begleiten den Helden von seiner Geburt bis an sein Ende durch sein thatenreiches Leben, das in einzelnen Episoden uns dargestellt wird.

Digitized by Google

Auf historische und geographische Verhältnisse wird meistens gar keine Rücksicht genommen, und mit Vorliebe ergeht sich die Phantasie in das Gebiet des Uebernatürlichen. Die Geister des Himmels und der Erde werden für oder gegen die Helden dienstbar gemacht; die Gottheit selbst mischt sich in den Lauf der Ereignisse entweder unmittelbar oder durch Boten, Träume, Vorzeichen u. a. Der Held ist mit übernatürlicher Kraft und Klugheit begabt und scheint gegen alle Anschläge seiner Gegner wie gefeit. Die Darstellung erhebt sich zuweilen zu dramatischer Lebendigkeit; der Styl ist einfach und kurz, nach unserem Geschmack geradezu gehackt.

Ein in türkischer Sprache überlieferter, von Prof. Fleischer an das Licht gezogener Roman, „das Leben und die Thaten des Sidi Battâl" liegt uns jetzt in Ethé's deutscher Uebersetzung vor. Es ist dies die erste vollständige Uebersetzung eines Werkes dieser Gattung in eine europäische Sprache.

Sidi — genauer Sajjid (d. h. ein Nachkomme des Propheten) — Battâl (Held) läßt sich als historische Persönlichkeit nicht nachweisen. Zwar zeigt man in Iconium, dem Stammsitz der osmanischen Macht, sein Grab, und der große Soliman hat 1534 dort seine Andacht verrichtet; aber damit gewinnt seine Figur keineswegs an Greifbarkeit. In einer Einleitung wird seine Genealogie nicht allein bis auf Muhammed, sondern sogar bis auf Adam zurückgeführt; aber dies Machwerk hat keinen Anspruch als Geschichtsquelle zu gelten. Wir haben im Gegentheil unseren Helden als eine Personification seines Volkes, der Osmanlis, als den Typus des osmanischen Ritterthums aufzufassen, welches um die Mitte des 15. Jahrhunderts den griechischen Kaiserthron stürzte, Constantinopel eroberte und das Gesetz Muhammeds über die ganze Balkanhalbinsel verbreitete. Die Idee, den Islam zu verbreiten, ist die Triebfeder alles Thuns, die Rechtfertigung jeder Unthat. Alles was nicht zum Islam sich bekehrt, muß mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Sidi Battâl ist ein eben so guter Theologe wie Kriegsmann, in beiden Eigenschaften unwiderstehlich. Seine Moral ist eine andere als die unserige; Gesandte schickt er verstümmelt zu ihren Absendern zurück, wie überhaupt das ganze Werk echte alttürkische Brutalität athmet. Christenblut fließt in Strömen — auf jeder Seite. Der Held kann auch noch mehr als Köpfe abschneiden, er ist ferner ein unwiderstehlicher Don Juan. Wo ihn ein schönes Weib sieht, verliebt sie sich in ihn; von jedem Heerzuge bringt er auch eine solche Beute mit heim, bekehrt sie zum Islam und heiratet sie — in infinitum.

Ueber den Inhalt bemerken wir in Kürze das Folgende: die Vorgeschichte des Helden beginnt mit Muhammed selbst, dem der Engel Gabriel verheißt, daß nach 200 Jahren ein Held aus seinem Geschlecht die griechischen Länder dem Islam unterwerfen werde. Muhammed stellt darüber eine Urkunde aus und übergibt sie einem seiner Gefährten, dessen Leben auf Jahrhunderte ausgedehnt wird, um sie seinerzeit dem betreffenden Helden als Accreditiv zu übergeben. — Seine Vorfahren fliehen vor den Omajjaden aus Arabien und lassen sich in Malatia, einer Stadt am nördlichen Euphrat, nieder. Zwei derselben Hasan und Husain bekleiden — jener das Kanzelredneramt, dieser die Oberfeldherren-Stelle des Fürstenthums Malatia. Dem Husain wird die Geburt eines gewaltigen Sohnes verkündigt, der Rûm (d. h. das byzantinische Reich) zum Islam bekehren wird. Er wird geboren zur Zeit als Omar die Regierung des Fürstenthums antritt, verliert aber frühzeitig seinen Vater, der im Kampf gegen die Griechen fällt. Battâl wird mit seinem 14. Jahr zum Kanzelredner gemacht, bildet sich aber auch in allen ritterlichen Künsten aus und beansprucht nun öffentlich die Stelle seines Vaters, die mittlerweile durch einen Andern besetzt worden war. Ihm wird aufgegeben, sich durch Heldenthaten als des Amtes würdig zu erweisen und zunächst den Tod seines Vaters zu rächen. — Allein zieht er in das Land des Feindes, besteht viel-

Digitized by Google

fache Abenteuer, tödtet den Mihrâl, der seinen Vater erschlagen nebst vielen Anderen und kehrt mit einer Sammlung abgeschnittener Köpfe nach Malatia zurück. Nun aber rückt ein zahlreiches Griechenheer heran, um Rache zu nehmen; aber unser Held schlägt es fast ganz allein, nimmt den Feldherrn, einen kaiserlichen Prinzen, gefangen und bekehrt ihn zum Islam. Er hat sich jetzt als den verheißenen Helden bewährt, und jener Gefährte Muhammeds übergibt ihm in offener Versammlung die Accreditive des Propheten. Er wird an Stelle seines Vaters Oberfeldherr und vom Chalifen bestätigt. Sodann beginnt der endlose Kampf mit den Griechen. Sidi Battâl siegt immer, und wenn die Feinde ihn einmal in ihre Gewalt bekommen und meinen ihn vergiftet, erhenkt, verbrannt, ersäuft zu haben, — er taucht immer wieder auf, um seinen Glaubensgenossen gegen die Feinde zu helfen. Er macht Züge durch die ganze Welt, kämpft mit Zauberern und bösen Geistern, kehrt aber immer siegreich zurück — mit großer Beute und in der Regel mit einer neuen Frau. So geht es fort bis an sein Lebensende. Eines Tages während der Belagerung eines Schlosses legte er sich, um auszuruhen, auf freiem Felde nieder. Die Tochter des belagerten Fürsten sieht ihn und verliebt sich in ihn. Um ihn vor einem heranrückenden griechischen Ersatzheere zu warnen, befestigt sie einen Brief an einen Stein, wirft ihn auf den schlafenden Helden zu, zerschmettert ihm aber die Brust. Sie eilt nun aus der Burg hinaus, und wie sie ihn todt findet, bekehrt sie sich schleunigst zum Islam und erdolcht sich. Unter Donner und Blitz werden die beiden Leichname gen Himmel entrückt. Die hinterbliebenen Angehörigen werden durch Traumgesichte von dem letzten Schicksale des Helden unterrichtet.

Das ganze Buch ist augenscheinlich das Werk eines und desselben Verfassers oder Redactors, der in das 14. oder in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen ist; Darstellung und Ideen bleiben sich gleich von Anfang bis zu Ende. Mit der Textüberlieferung solcher Bücher ist es in der Regel sehr schlecht bestellt; sie sind im Oriente niemals Gegenstand gelehrter Aufmerksamkeit gewesen und eine Vulgata des Textes hat sich nicht gebildet. Fast nie stimmen zwei Handschriften desselben Werkes in mehr als dem Kern der Erzählungen überein. Der Wortlaut wird von jedem Schreiber und Recitator ganz willkürlich behandelt, und auch in der Zahl und Reihenfolge der Erzählungen sind überall große Abweichungen. Die Sprache des Buches ist der altosmanische Dialekt, der übrigens von dem heutigen Türkisch — abgesehen von dessen zahlreichen persischen und arabischen Ingredienzien — sehr wenig verschieden ist. Dr. Ethé hat den ältesten Text übersetzt und aus anderen Redactionen die Abweichungen in den Bemerkungen mitgetheilt. Die Erläuterungen über orientalische Anschauungen und Verhältnisse hätten vielleicht noch etwas reichhaltiger ausfallen können. Wir können aber dem Uebersetzer, der bekanntlich in einer Person orientalischer Philologe und deutscher Belletrist und Dichter ist, das Compliment nicht versagen, daß er es verstanden hat, aus einem sehr unlesbaren Original eine recht lesbare Uebersetzung zu machen, und wir rechnen es ihm als sehr verdienstlich an, ein Werk dieser Gattung dem allgemeinen Lesepublicum Deutschlands und Europa's zugänglich gemacht zu haben. Einzelne Partien desselben wird Jeder mit Vergnügen lesen, während die Lectüre des Ganzen oder großer Stücke unerträglich monoton wird.

Ed. Sachau.

Digitized by Google

* Dr. E. Dühring. Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik.

Die von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte, umfangreiche Schrift des bekannten Verfassers ist nun im Druck erschienen (Berlin, bei Th. Grieben). Wir könnten uns auf das höchst ehrenvolle Urtheil der gelehrten Societät berufen und beschränken, um das Studium dieses wichtigen Werkes nicht bloß dem Fachmanne, sondern namentlich dem Philosophen und überhaupt Jedem, dem es um eine tiefere und gründliche Aufklärung über die Bedeutung der landläufigen und schon zu Parteiworten mißbrauchten Begriffe Materie und Kraft, sowie die Tragweite der mechanischen Principien zu thun ist, angelegentlichst zu empfehlen. Die Göttinger Facultät erklärt durch „diese schöne Leistung ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen" zu sehen. Sie hebt die Durchdringung von Darstellung und Kritik, das feine Gefühl des Verf. für klare Vertheilung der Massen, seinen historischen Sinn anerkennend hervor. Sie weist auf die Darstellung der Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation mit dem Bemerken hin, daß der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, in einer großen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar sei. Sie rühmt endlich die sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart.

Dühring behandelt seinen Gegenstand im höheren wissenschaftlichen Sinne, im Ausblick auf eine künftig zu leistende allgemeine Wissenschaftsgeschichte, zu der die Geschichte der Mechanik einen Bestandtheil und eine Voraussetzung bilde. „In ihr berühren sich Denken und Forschen am innigsten, und an ihr zeigt sich, was die Verfolgung des rationellen Zusammenhanges und die Kraft der ideellen Consequenz auf Grund weniger Naturthatsachen zu leisten vermöge". Da es dem Verfasser auf die Ausbreitung und Werthschätzung des innern Gedankengehaltes, der mechanischen Erkenntnisse als solcher, und nicht ihres bloßen Ausdruckes ankommt, so vermeidet er die Herbeiziehung des Formelapparates. Mit Recht erblickt er in der Vollziehung der symbolischen Operationen nur ein secundäres Ausführungsmittel des mathematischen Gedankengangs, und er macht auf die Gefahr aufmerksam, durch Verwechslung des Mittels mit dem Zwecke in seichten Formalismus zu gerathen.

In welch ungemeinem Maße dem Verfasser dies ohnehin seltene Vermögen des rationellen Eindringens in das logische Wesen der Formale eignet, zeigt vor allem die Darstellung und Würdigung der Verdienste Lagrange's um die mechanische Principienlehre. Dies Capitel (4. des III. Abschn.) scheint dem Recens. zu den lehrreichsten des trefflichen Werkes zu zählen, da es zur Berichtigung gewißer unlogischer mathematischer Conceptionen dient.

Uebrigens ist das ganze Buch wie aus einem Guße. Die schwierigsten wie die einfachsten Begriffe werden mit der gleichen ihres Gegenstandes gewaltigen Kraft des Raisonnements bearbeitet; und weil der Verfasser nirgends ermüdete, bereitet das Studium seines Werkes einen wahren Genuß des Denkens. Die Geschichte der mechanischen Principien ist bis auf die Gegenwart herabgeführt; das große Princip der Erhaltung der Kraft, und die dadurch bedingte tiefere Fassung des Kraftsbegriffes werden mit unübertrefflicher Klarheit behandelt. Das Schlußcapitel erörtert die Tragweite der mechanischen Principien, deren Schranke der Verfasser genau da erblickt, wo sie auch Recens. wiederholt nachzuweisen suchte — an der Empfindung an den qualificirten psychischen Erscheinungen als solchen.

Daß die kritische Geschichte der mechanischen Principien überall auf die ursprünglichen Quellen zurückgeht, wobei der Verfasser eine erstaunliche Belesenheit und Herrschaft über den Stoff bekundet, möge noch angeführt sein.

Digitized by Google

Das Feld der Wissenschaftsgeschichte hat der Verfasser früher nach anderen Richtungen durchforscht (in seiner kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus und in der kritischen Geschichte der Philosophie.) Von allen diesen Leistungen gebührt der vorliegenden ohne allen Zweifel der Preis.

Was ihn insbesondere in der Geschichte der Philosophie hinderte, zu gleich sicheren und fruchtbaren Ergebnissen zu gelangen, war der bedauerliche Mangel an jener leidenschaftslosen, objectiven Geisteshaltung, welche ihm in der kritischen Geschichte der Mechanik anzunehmen durch die Natur des Gegenstandes erleichtert wurde. Wir bezeichnen diese Geschichte als eine hervorragende Bereicherung unserer wissenschaftlichen Nationallitteratur, als wirkliche Vermehrung unseres Rufes als Nation der Denker. Riehl.

—k. „Jahrbuch des volkswirthschaftlichen Vereins in Wien. 1872." Druck und Verlag von Otto Maaß, Wien, 1872.

Das von dem Ausschuß dieses im Jahre 1869 gegründeten Vereins kürzlich herausgegebene „Jahrbuch" ist das erste, welches über die Wirksamkeit desselben Rechenschaft ablegt. Es enthält vor allem einen Rückblick auf die Thätigkeit des Vereines vom 1. October 1870 (dem Zeitpunkte einer im Schooße desselben entstandenen Spaltung) bis Ende October 1871; aber dieser „Rückblick" gewährt, wie sein Verfasser mit den einleitenden Zeilen constatirt, „nur wenig Befriedigung". Die Hoffnung, daß nach Wiederherstellung geregelter staatsrechtlicher Verhältnisse der Verein eine regere Thätigkeit entwickeln werde, „hat sich leider nicht erfüllt"; aber das Präsidium des Ausschusses — hebt der Berichterstatter hervor —, welchem es nicht gegönnt war, mit den Vereinsmitgliedern eine ersprießliche Thätigkeit zu entwickeln, wollte wenigstens für dieselben arbeiten und ihnen Stoff zur Discussion und statistisches Material zur Benützung bieten.

Bemerkenswerth ist der zu diesem Zwecke verfaßte Aufsatz über die Einführung der Goldwährung und Wiederherstellung der Valuta in Oesterreich-Ungarn; ferner eine von Prof. Dr. L. Stein herrührende interessante Abhandlung über die Reservefonds, ihre Verwendung und ihre Buchung. Das vom Vereinssecretär Dr. L. Grünwald verfaßte wirthschaftlich-statistische Bild der österreichisch-ungarischen Monarchie ist meist aus den neuesten officiellen Daten zusammengestellt, die dem Vereine theils von den verschiedenen Ministerien, theils von der statistischen Centralcommission zugekommen sind.

Wir begrüßen das erste „Jahrbuch des volkswirthschaftlichen Vereins in Wien" als einen schätzenswerthen Beitrag zu unserer nicht allzu reichen wirthschaftlichen Litteratur, und wünschen dem Vereine im gemeinsamen Interesse ein besseres Gedeihen als bisher, auf daß derselbe fernerhin eine ersprießlichere Thätigkeit entfalten und von dem ihm gebotenen Jahrbuch, das sich übrigens einer allgemeinen Beachtung empfiehlt, den erfolgreichsten Gebrauch machen möge.

---

* Meyers Deutsches Jahrbuch. Herausgegeben von Otto Dammer. 1 Jahrg. Hildburghausen, Bibliograph. Institut.

Auch diesem neuen Unternehmen der überaus rührigen Verlagshandlung liegt ein richtiger, praktischer Gedanke zu Grunde. Das Jahrbuch soll eine Mittelstellung einnehmen zwischen den Encyklopädien und den encyklopädischen Zeitschriften. Beweglicher

Digitized by Google

als die einen, stetiger als die anderen, kann es einen bestimmten Zeitabschnitt übersichtlich behandeln, die in demselben gelieferte geschichtliche und Culturarbeit zusammenfassen, und so zu bequemer Orientirung über die — so leicht dem Gedächtnisse entschwindenden — Ereignisse der jüngsten Vergangenheit dienen, ohne daß es der Gefahr ausgesetzt wäre, schon bei dem Erscheinen vielfältig veraltet zu sein, wie das bei den Conversationslexicis unvermeidlich ist. Die Schwierigkeiten, ein solches Unternehmen ins Leben zu rufen, wird Niemand verkennen und der Herausgeber ist daher in vollem Rechte, wenn er für diesen ersten Jahrgang Nachsicht beansprucht. Die nachstehenden Bemerkungen gehen auch nicht aus Tadelssucht, sondern aus der Absicht hervor, ein verdienstliches, lebensfähiges Unternehmen zu fördern. Uns scheint nämlich, daß bei der Redaction der künftigen Jahrgänge vor allem auf ein richtigeres Verhältniß in der Zumessung des Raumes und der Behandlung für die einzelnen Materien wird gesehen werden müssen. Finden wir z. B. das gesammte Kriegswesen auf 16 Seiten abgethan, während Litteratur und Kunst deren 156 einnehmen, so springt das Mißverhältniß in die Angen; und es erscheint wo möglich noch größer, sobald wir uns mit dem Inhalt der Capitel Litteratur, Musik, Theater ꝛc. bekannt machen. Wenn die ephemeren Erscheinungen, von welchen das heutige Theater lebt, so gewissenhaft registrirt, wenn Romane von Spielhagen u. A. so umständlich besprochen werden, so müßte die historisch-politische Uebersicht von Rechtswegen das Zehnfache des Raumes einnehmen, als gegenwärtig. Auch dünkt uns, daß dergleichen am allerwenigsten in einem solchen Jahrbuche gesucht werden wird.

Wir können nicht umhin, bei diesem Anlasse auf eine Lücke in unserer periodischen Litteratur hinzuweisen, welche allerdings durch Meyers Jahrbuch seiner ganzen Anlage zu Folge nicht ausgefüllt werden kann, aber doch der Aufmerksamkeit des Herausgebers und des Verlegers empfohlen werden soll. Es fehlt uns an einem Handbuche, welches umfassender und umständlicher das Material zu enthalten hätte, von welchem das diplomatisch-statistische Jahrbuch des Gothaischen Kalenders Uebersichten gibt. Verfassung und Verwaltung aller civilisirten Länder sind heutzutage in einem unaufhörlichen Entwickelungsproceß begriffen, überall arbeitet die Gesetzgebung unausgesetzt, kein Mensch kann im Kopfe behalten, welche Veränderungen sich fortwährend vollziehen, und wo soll man nachschlagen, wenn man über das Gemeindewesen, das Wahlsystem, die Besteuerung, die Münz- und Maßverhältnisse, die Militärorganisation und hundert andere Dinge dieses oder jenes Staates Auskunft zu erhalten wünscht? Für diesen Zweck wäre ein Jahrbuch vonnöthen, welches von jedem Staate das angäbe, was in einem größeren Handbuche der Geographie unter den Ueberschriften „Cultur, Verfassung“ u. s. w. gegeben zu werden pflegt, und von Jahr zu Jahr das Veraltete beseitigte und durch das neuerliche Gewordene ergänzte. Selbstverständlich müßte dasjenige, was Bestand hat, auch immer wieder aufgenommen werden, denn es ist ein ganz falsches Princip bei derartigen Nachschlagebüchern vorauszusetzen, daß der Suchende im Besitz aller früheren Uebergänge sei und dort finden könne, worüber die neueste Ausgabe keine Auskunft ertheilt. Einen Rathgeber der angedeuteten Art vermißt fast täglich Jeder der am öffentlichen Leben handelnd, kritisch oder auch nur beschaulich Antheil nimmt, und die statistischen, geographischen, historischen, genealogischen, ꝛc. Handbücher und Zeitschriften gewähren, abgesehen von der Mühe und dem Zeitverlust, nur einen sehr unzureichenden Ersatz. Dem Bedürfniß zu genügen wäre aber vor allem ein Institut im Stande, in welchem bereits Werke ähnlicher Art gearbeitet werden.

Inzwischen wünschen wir dem „Deutschen Jahrbuche“, deren Herausgeber sich mit bewährten Mitarbeitern, wie Wydenbrugk, Lammers, Br. Meyer u. s. w. umgeben hat, fröhliches Gedeihen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Karl Freiherr vom Stein in Oesterreich.

Vom Universitätsdocenten Dr. Ferdinand Lentner.

Maluerim veris offendere quam adulando placere.

I.

„Die Nachwelt weist jedem den Platz an, auf welchen er sich ein Anrecht erworben hat." So ist es auch; die volle Gerechtigkeit, nicht von Feindschaft gemindert, nicht von Freundschaft gemehrt, wird dem Menschen erst, wann sein Mund verstummt, sein Auge erloschen ist. Aber selbst dann vollzieht sich dieses Zuweisungserkenntniß selten ohne Berichtigungsverfahren. Eines solchen bedarf denn auch die Festschrift, welche der Geschichtsforscher Heinrich von Sybel anläßlich der Enthüllung des Stein-Denkmals in Nassau dem Andenken des großen Patrioten gewidmet hat.

Nicht als ob den mächtigen Gedanken, Gefühlen und Entwürfen dieses gerechten, in seinen Grundsätzen beharrlichen Mannes der Tribut pietätvoller Bewunderung vorenthalten, seiner gemüthvollen Herzensgüte, seinem offenen Sinn für Wissenschaft und Kunst des Lobes reiche Fülle verkümmert worden wäre; im Gegentheile, weit entfernt von nüchterner Beurtheilung, hat sich die Festschrift zu einem Pathos voll wärmster Dankbarkeit und Verehrung emporgeschwungen, welcher den wahrhaftigen und wahrhaft bescheidenen Charakter des Mitbefreiers Deutschlands in glänzenden Lichteffecten verherrlicht. Und dennoch scheint der Naheblick auf das Einzelne, die perspectivische Würdigung vom Standorte der neuesten Zeitgeschichte aus den Fernblick auf das große Ganze, die Einsicht in die mit der lautersten Wahrheit übereinstimmende Wesenheit des trefflichen Staatsmannes beirrt zu haben und die Erwägung ist kaum abzuweisen, wie nahe mit der panegyrischen Redeweise die Gefahr verbunden ist, in eine Stimmuug zu verfallen, welche den Gebilden des Tages und jenen, die sie schufen, mehr entspricht, als den weitschauenden Plänen desjenigen, der gefeiert werden soll.

Es ist richtig, ein ganzes, volles, noch dazu vielbewegtes, nach erhabenen Zielen ringendes Leben läßt sich nicht andeutungsweise in einigen portativen Sätzen zusammenfassen und erläutern, abgesehen davon, daß es bei Gelegenheitsreden nicht selten allgemeinere Rücksichten räthlich machen, gerade das nicht zu

Digitized by Google

sagen, wozu die meiste Veranlassung geboten wäre; allein dort, wo es gilt das Andenken an einen Mann aufzufrischen, dessen Liebe das ganze deutsche Volk umfaßte, dessen Geist und Beispiel den kommenden Geschlechtern als untheilbares Erbe überantwortet werden sollen, muß auch die leiseste Gefahr einer subjectiven Auffassung, einer Wandlung und Umgestaltung fremden Denkens und Empfindens vermieden werden und jedes selbst noch so wohlgemeinte Pactiren mit den Zeitverhältnissen ist vom Uebel, auch dann noch, falls Goethes herbes Wort zuträfe: „Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal sehr schwer zu rühren".

Es mag paradox klingen und hat doch seine Richtigkeit: derselbe Mann, dessen Feuereifer, den fränkischen Despotismus zu stürzen und Deutschland zu erlösen, selbst damals nicht erkaltete, als die Muthigsten verzagten, die Besten jede Hoffnung aufgaben, er hatte jener politischen Weisheit zugeschworen, welche größer ist in der Aufhebung und Versöhnung der Gegensätze, als in ihrer Verewigung, welche die Einheit und Einigkeit nicht als ein Ergebniß mechanischer Krafteinwirkung, sondern einer selbstbewußten nnd sich selbst bestimmenden Kraftäußerung auffaßt. Der Krieg gegen die Fremdherrschaft galt ihm nur als das Mittel, als der äußere Anlaß zur Verjüngung und Wiedergeburt des deutschen Reiches und indem sich in der Zeit der höchsten Noth durch die Belebung der Volksgefühle und deren Spannkraft gegen den Druck des Eroberers die Einigung der physischen Kräfte vollzog, war Freiherr vom Stein bedacht, für den geistigen Verband der deutschen Staaten eine gesicherte Grundlage zu schaffen und durch eine Reihe von heilsamen Schöpfungen in den Theilen unbeschadet ihrer Selbstständigkeit den Beruf fürs Ganze zu beleben. In jenem Momente, in welchem durch die Hammerschläge des Schicksals die einzelnen Bruchstücke zu einem großen strategischen Ganzen in einandergefügt waren, sollte die ernste Arbeit der politischen Einigung beginnen und die äußeren Bande der ehernen Nothwendigkeit durch die inneren der sittlichen Läuterung und Kraft ersetzt werden. Als solche galten dem echten Reichsfreiherrn die Ehrfurcht vor jedweder Auctorität, die Achtung vor den wohlerworbenen Rechten und altehrwürdigen Gewohnheiten, der unbedingte Gehorsam gegen das bestehende Gesetz und das mit demselben vereinbare Maß der individuellen Selbstbestimmung.

„Wenn in den Freistaaten" — äußerte er sich — „die Vaterlandsliebe zu den bewunderungswürdigsten Thaten und Opfern angespornt hat, so wird diese heilige Flamme durch die angestammte Liebe zu einem bürgerfreundlichen König, durch die ihm gewidmete seelenvolle Treue und Ergebenheit noch reichlicher genährt, noch lebendiger entzündet" — und als die Bundesversammlung im Jahre 1819, ähnlich wie Napoleon, die verbrieften Rechte der deutschen Universitäten bedrohte, gab ihr Stein zu bedenken, daß diejenigen, welche im Drange, alles umzugestalten, diese ehrwürdigen Institutionen vernichten möchten, ein edles, heiliges Erbtheil, ein Palladium deutscher geistiger Freiheit und Einheit anzutasten sich vermessen. Nicht minder freimüthig betonte er die Noth-

Digitized by Google

wendigkeit einer bedingungslosen Unterordnung unter die bestehenden Gesetze, die nur unter sehr erschwerenden Bestimmungen einer Abänderung unterworfen sein sollen. Seine Ueberzeugung läßt sich diesfalls am ebenmäßigsten in den Worten des Sophokles zusammenfassen:

„Der Uebel größtes ist Gehorsamlosigkeit.
Sie untergräbt die Staaten, sie bewirkt den Sturz
Der edlen Häuser; in dem Kampf der Speere bricht
Sie Flucht ein in die Reihen: steh'n geordnet sie,
Bewahrt Gehorsam viele vor dem Untergang."

An diesen Grundsätzen hat Stein festgehalten in den Zeiten einer schwankenden, ziellosen, in den letzten Folgen unheilvollen Politik, in den darauffolgenden sechs Jahren unerhörter Demüthignng und Erniedrigung, in der rasch verflogenen Epoche der höchsten Begeisterung, des größten Waffenruhms, in den kläglichen Tagen des Rückfalles aus der Zeit erregter Hoffnungen und Verheißungen in die alte Gleichgiltigkeit!

Diese Grundsätze hat er unmittelbar nach seinem zweiten Wiedereintritte in den preußischen Staatsdienst binnen Jahresfrist in Thaten verwirklicht, von welchen die Aufhebung der Erbunterthänigkeit des Bauernstandes und des ausschließlichen Besitzvorrechtes des Adels, die preußische Städteordnung, ein Muster vernünftiger Selbstverwaltung, die neue Wehrverfassung und das Institut der Reichsstände von seinem tiefen Verständnisse für das Volkswohl ein eben so glänzendes Zeugniß ablegen, wie die Art ihrer Durchführung von der ihm eigenen staatsmännischen Besonnenheit, welche die Dinge mit richtigem Gewicht abwägt und das Mögliche und Nützliche der äußersten, gefährlichen Folgerichtigkeit vorzieht.

Dessenungeachtet hat ihm der Haß seiner Gegner, die sich in dem schroffsten Ausdrucke des Neides überboten, die den Ostracismus freisinniger Ansichten gewerbemäßig betrieben, ein ähnliches Schicksal bereitet, wie die Epheser ihrem trefflichsten Manne, „weil Keiner der Beste unter ihnen sein sollte".

Ein vertraulicher Privatbrief Steins an den Fürsten Sayn-Wittgenstein in Berlin, dto. Königsberg, 15. August 1808, in welchem er letzterem zu bedenken gab, falls die mit Napoleon im Zuge befindlichen neuerlichen Unterhandlungen scheitern sollten, müsse man sich auf das Aeußerste gefaßt machen und auf die energische Vorbereitung eines Aufstandes in Hessen, Westphalen und Oesterreich bedacht sein, gerieth durch die beispiellose Unvorsichtigkeit des mit der Zustellung dieses Schriftstückes beauftragten Assessors Koppe in die Hände des Marschalls Soult und wurde in der Nummer des Moniteur vom 8. September mit folgender Randglosse veröffentlicht: „Wir glauben diesen Brief veröffentlichen zu müssen, als ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche. Er enthält die Denkweise des preußischen Ministerii, und er lehrt besonders Herrn von Stein kennen, welcher während langer Zeit das Ministerium verwaltet hat, und der jetzt fast ausschließlich mit der Leitung der

Digitized by Google

Geschäfte beauftragt ist. Man wird den König von Preußen beklagen, eben so ungeschickte als verworfene Minister zu haben."

Diese Auslassungen, so wie der Wortlaut des Schriftstückes selbst, von einem übel beleumundeten Berliner Blatte „der Telegraph" nachgedruckt und in der Vossischen Zeitung von dem Scribenten Samuel Lange in der abfälligsten Weise commentirt, machten unbeschreibliches Aufsehen und einen peinlichen Eindruck auf König Friedrich Wilhelm III. Stein, welchem es nicht zweifelhaft sein konnte, daß da ein Verrath seiner eigenen Amtsgenossen mit im Spiele war, verfügte sich sofort zum König, um seine Entlassung zu erbitten. Der König zögerte. Er sandte vorläufig an Stelle Steins den Minister der auswärtigen Angelegenheit Grafen Golz zum Fürstencongresse nach Erfurt, wo sich auch Kaiser Alexander von Rußland befand, mit der Weisung, den Eindruck dieser peinlichen Episode bei Napoleon möglichst abzuschwächen. Es mag wohl richtig sein, daß, wie Kriegsrath Scheffner in seiner Autobiographie andeutet, der Imperator den Vorfall deßhalb scheinbar ignorirte, weil die Gerüchte von Steins Entlassung außerordentlich deprimirend auf die Berliner Börse wirkten und unter solchen Umständen auf das Eingehen der enormen Kriegscontribution auch nicht zu denken war. So blieb denn der edle Minister um der Wohlfahrt seines erschöpften Vaterlandes willen vorläufig auf seinem Posten, bestürmt von einer großen Zahl Gutgesinnter, nur jetzt nicht stille zu stehen, sondern auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu dringen, um jeden Preis!

„Harren Sie aus", schrieb ihm der ehemalige Minister Graf Reden von Buchwald aus — „Wer Ihren Grundsätzen, Handlungsart und Ressourcen Gerechtigkeit wiederfahren lasset, und wer an Vorsehung und allgemeine Leitung glaubet, der kann dieserhalb nicht bange sein".

Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Scheffner, Humboldt, Süvern u. A. beschworen ihn, nur jetzt das kühne Werk der Verfassungsumbildung und Verwaltungsorganisation nicht fahren zu lassen, sie lenkten seinen Blick auf das alte, ehrliche Oesterreich, das durch Beispiel und Nothwendigkeit aufgerüttelt, aus seinem träumerischen Phlegma erwachen würde, sie wirkten durch Bitten und Vorstellungen, Lied und Wort auf König und Volk.

„Bleib unser Hort!" rief ihm in der „Königsberger Zeitung" vom 27. October Professor Süvern zu:

„Bleib unser Hort! Geführt von Dir, mit dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Muth!
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet
Der Bau, der fest auf Dir, dem festen Grundstein ruht!"

Und er blieb, des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein. Er kämpfte siegreich den schwersten Kampf, er bezwang sich selbst. Später, in seinem Exil zu Brünn und Prag, hat er oft gestanden, wie schwer ihm dieser Entschluß

Digitized by Google

geworden ist. Steins Thätigkeit wurde geradezu eine fieberhafte. Am 26. September legte er dem König einen Entwurf über die Grundsätze der zukünftigen Verwaltung vor, welcher öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Die Gedanken, welche in demselben über die Justizpflege und die Wehrverfassung niedergelegt sind, werden unvergänglich bleiben, das was darin in Uebereinstimmung mit Gneisenau über Oesterreichs Beruf, Machtstellung und moralische Hilfsquellen gesagt wird, muß noch heute jeden wahrhaften Oesterreicher mit Stolz und Freude erfüllen. Selten wird das Zusammengehen Oesterreichs und Preußens in der deutschen Frage überzeugungstreuer dargethan worden sein, wie in diesem Memorandum.

In der edelsten Männer Brust wurde durch dieses mannhafte Bekenntniß in einer so kritischen Lage das patriotische Feuer zur hellsten Lohe angefacht. In einer Denkschrift forderten ihn Scharnhorst, Gneisenau, Nikolovius, Süvern Schön, Grolman und Röckner bei Deutschlands und Preußens Ehre auf, alles daran zusetzen, um die Ratificirung des Erfurter Tractates zu vereiteln oder wenigstens hinauszuschieben.

Stein that es — ohne Erfolg. Am 9. October 1808 wurden die Genehmigungen durch Golz ausgewechselt. Napoleon machte bei dieser Gelegenheit seiner Erbitterung gegen Stein Luft, und der wankelmüthige, zudem vollends eingeschüchterte preußische Minister des Aeußern schrieb noch an demselben Tage nach Königsberg, man müsse sich nun gänzlich an Frankreich hingeben und mit dem Gedanken der sofortigen Entlassung Steins vertraut machen. In privater Eigenschaft könnte er als Rathgeber in Finanzangelegenheiten immerhin eine ersprießliche Verwendung finden.

Wahrhaft groß und edel denkend, ohne Verbitterung über eine so unzarte Zumuthung, legte Stein dem König mit der erneuerten Bitte um seine Enthebung einen provisorischen, auf die momentane Sachlage berechneten Verwaltungsplan nebst einem Organisationsplan der obersten Staatsbehörden so wie ein Verzeichniß von Persönlichkeiten vor, welchen die Führung der Amtsgeschäfte in seinem Sinne getrost anvertraut werden könnte.

Der König nahm beide Vorschläge wohlwollend auf und suchte, bestimmt durch den Rath Kaiser Alexanders, Freiherrn vom Stein zum Verbleiben im Staatsdienste, etwa als Geheimrath zu veranlassen. Stein war auch zu diesem Opfer erbötig, nicht nur um den Triumph seiner Gegner, welcher gleichbedeutend mit einer Vernichtung des begonnenen Reformwerkes sein mußte, zu verhindern, sondern vornehmlich, um am Tage der Erlösung Deutschlands aus den Sclavenfesseln zur Hand zu sein.

Diese neueste Wendung der Dinge zwang seine Feinde die letzten Minen flattern zu lassen und zwar in doppelter Richtung. Vor Allem sollte die Genehmigung der von Stein dem König unterbreiteten, die allgemeinen Verwaltungsgrundsätze enthaltenden Proclamation hintertrieben, ferner das französische

Digitized by Google

Gouvernement durch alle Mittel der Kabale zur äußersten Erbitterung aufgereizt werden.

In ersterer Beziehung war Herr von Voß, ein nicht gerade bösartiger, jedoch allen Neuerungen und jedweder freiheitlichen Bewegung abgeneigter Charakter, die Seele der Bewegung. Er verstand es, unterstützt von dem weit gefährlicheren, boshaften und gemein pfiffigen Geheimrath von Nagler, dem edelmüthigen jedoch auf seine Souveränetäteiferſüchtigen Könige das Gespenst der alles nivellirenden Volkssouverainetät vorzuspiegeln. „Stein", sagten sie, „sei ein guter Minister für das Volk, aber nicht für den König". Diese Formel wirkte. Der König weigerte sich das Manifest zu signiren, vermied es jedoch abermals, Steins Entlassungsgesuch zu bewilligen.

Nun mußte die Allianz mit den französischen Befehlshabern herhalten. Marschall Davoust sowohl als Daru waren ehrgeizig, hochfahrend, herrisch, von maßloser Heftigkeit und theatralischer Aufgeblasenheit. Letzterer war zudem gesinnungslos; er hatte, wie bekannt, die Jakobinermütze mit dem Generalshute vertauscht. Beiden hetzte man nun publicistischer Proletarier in Menge auf den Hals, anrüchige Auflaurer, welche die vertraulichsten Worte und Mienen, jedes arglose Lächeln, jedes Zucken mit den Wimpern im Sinne ihrer Abfütterer zu deuten bestrebt waren. Man fabelte von geheimen Anschlägen und Verschwörungen, man wies auf die Gedichte in den Königsberger Zeitungen hin, ferner auf einen Verein von Gelehrten, der später unter dem Namen der Tugendbund bekannt wurde; man machte Stein für einen Leitartikel des Staatsrechtslehrers Schmalz verantwortlich, obwohl dieser Artikel der französischen Cesur vorgelegt worden war und gar nicht zum Abdruck gelangte, man setzte sogar ein jämmerliches Vergiftungsattentat gegen Napoleon in Curs. Das wirkte einigermaßen. Herr von Nagler schlug dem Könige an Steins Stelle seinen Schwager Altenstein vor und dieser Vorschlag wurde auch genehmigt.

In einem Allerhöchsten, äußerst gnädig abgefaßten Handbillete vom 24. November 1808 erhielt Stein seine definitive Entlassung. Sie bildete den Abschnitt einer vielbewegten Periode seines thatenreichen Lebens. Kurz zuvor noch der bewegende Factor in den Ueberresten des preußischen Staates, war er jetzt zur Vereinsamung verurtheilt, von seinen Amtsgenossen, die sich dem aufgehenden Gestirne Altenstein-Dohna zukehrten, schon halb vergessen, durch die absichtliche Kälte vieler, die ihm ihre Stelle verdankten, tief verletzt. Aber in dieser von den einschneidendsten Gegensätzen bewegten Zeit wurde ihm auch die Genugthuung zu Theil, daß die Trefflichsten seines Volkes sich im Unglück enge um ihn schaarten, Männer, die schlimmere Gefahren als den ehrenvollen Tod in offener Feldschlacht, den Haß, die Verleumdung und Verfolgung nicht scheuten.

Die letzten Stunden seines Aufenthaltes in Königsberg benützte Stein dazu, seine Getreuen zum kräftigen, einmüthigen Ausharren zu ermuntern und

Digitized by Google

in einem Rundschreiben vom 24. November 1808 an die obersten Verwaltungsbeamten seine Reformpläne kurz zu erläutern.

Am 5. December traf er in Berlin bei seiner Familie ein, die Absicht hegend, von dort mit den Seinigen nach Breslau zu übersiedeln. Doch ehe dieser Plan ausgeführt werden konnte, langte der neue französische Gesandte Marsan mit dem berüchtigten Aechtungsdecrete Napolens vom 16. December 1808 an, welches „le nommé Stein" als einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte und seine Verhaftung, so wie die Beschlagnahme seiner Güter anordnete. Der Eindruck dieser Maßregel auf das Volk übertraf alle Erwartungen. Stein war mit einem Male Deutschlands gefeiertster Sohn, verknüpft mit ihm durch das stärkste Band, jenes der Leiden.

In dieser Stunde höchster Noth folgte der wackere Patriot dem Zuge seines Herzens, — er wandte sich nach Oesterreich, nach jenem viel angefeindeten altehrwürdigen Staate, zu welchem sich seine lebhafte Phantasie von jeher hingezogen fühlte, wenn ihm auch sein durchdringender Verstand nahelegte, daß der durch seine geographische Lage vor dauernden Erschütterungen gesichertere preußische Staat der Verwirklichung seiner Ideen günstiger sein mußte. Gleich seinem Namensgenossen, dem trefflichen Hippolyt a Lapide, der wegen seiner 1640 erschienen Abhandlung „Ueber die deutsche Reichsmisere" aus seiner Heimstätte wandern mußte, zog Stein in das Exil, körperlich leidend, aber voll ungebeugter Willenskraft. Nach einer rastlosen Fahrt mitten im Winter hielt er bei der Familie des Grafen Reden zu Buchwalde im schlesischen Riesengebirge kurze Rast um dann in Begleitung seines bewährten Freundes des Grafen Geßler die österreichische Grenze zu gewinnen. Von Buchwalde aus sandte er ein letztes Lebewohl an die erlauchte Prinzessin Wilhelm. „In wenigen Stunden" schrieb er in einer Stimmung edler Schmerzesverklärung „verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit 675 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältniß meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein. Mögte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen."

Er sollte nicht untergehen, der wahrhafte Reichsfreiherr, und es gereicht Oesterreich und seinen damaligen Staatslenkern zum Ruhme, ihm gastliche Aufnahme in jenem kritischen Momente gewährt zu haben, in welchem Preußen aus Furcht vor möglichen Verwicklungen seinen besten Mann preisgab und in dessen Heimat, Nassau, die Achtvollstreckung in servilem Uebereifer durchgeführt wurde.

Von Trautenau aus, der ersten Haltstation auf österreichischem Boden, schrieb Stein an den österreichischen Kammerpräsidenten Grafen Odonnel,

Digitized by Google

seinen ehemaligen Studiencollegen und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Stadion, beiden die Bitte um Gewährung eines Asyles warm empfehlend.

Das letztere bisher noch nicht veröffentlichte Schreiben ist ein glänzendes Zeugniß dafür, über welches Maß von Besonnenheit und Ruhe Stein selbst in Tagen einer bewegten Gemüthsstimmung verfügte, wie vorurtheilsfrei und würdevoll er die ihm widerfahrenen Ungerechtigkeiten und Kränkungen, wie sie eben zum Verständnisse des nachfolgenden Schreibens kurz dargestellt wurden, der fremden Beurtheilung anheimstellte.

Dieses Schreiben, mit genauer Beobachtung aller stylistischen und grammatikalischen Eigenthümlichkeiten wiedergegeben, lautet:

Monsieur le Comte!

En m'adressant a Votre Excellence pour la prier de me procurer de Sa Majesté l'Empereur la permission de trouver dans ses Etats un asyle, je crois de mon devoir l'informer des circonstances qui ont amenés le sequestre et la proscription que Napoléon a decreté contre moi, pour avoir essaié d'exciter des agitations en Allemagne.

Comme le decret n'indique aucune action tendante à exciter des agitations, je ne puis que former des conjectures et m'en tenir aux ouvertures que le Marechal Davoust et l'Intendant General Daru ont fait à Berlin dans le courrant du mois de Novembre aux Ministres du Roi Messieurs de Voss et de Golz. Les autorités francaises insisterent sur mon eloignement de l'administration, se plaignirent de l'insertion de Vers relatifs a moi dans les gazettes de Königsberg, d'une adresse du Professeur Schmalz aux Prussiens sur les principes que le gouvernement se proposait d'appliquer, et d'une reunion de gens de lettres en société secrete pour fomenter des troubles dans le Nord de l'Allemagne.

Votre Excellence me permettra de lui donner sur tous ces objets les eclaircissements suivantes.

J'avais deja prié le 22 de Septembre le Roi de m'accorder ma retraite puisqu'un Ministre qui avait inspiré de la defiance à la France ne pouvait plus lui être utile. Comme le Comte de Golz partait le même jour pour Erfurt, le Roi ne cru point pouvoir pour le moment se passer de moi, remis la decision finale jusqu' au retour du comte de Golz, et comme il tarda a revenir, je demandais le 9 de Novembre une seconde fois ma demission, que je obtins le 24 de Nov. Je quittais Königsberg le 5 de Decembre, pour me rendre a Berlin, y joindre ma famille, et m'établir pour cet hyver à Breslau.

Dans l'intervalle du 22 de Sept. au 24 de Nov. je m'etais occupé à preparer tout pour l'organisation des restes de la Monarchie Prussienne,

Digitized by Google

mais il s'eleva dans cette epoque, ou on cru mon eloignement très prochain dans l'interieur un parti violent contre moi.

Mes ennemis se composaient de tout ce qui tenait aux anciens prejugés, a cette bureaucratie lourde compliquée, et en partie pourrie, de personnes dont j'avais sans le vouloir heurté l'amour propre, de ceux qui voulaient ma place et enfin de ce grand nombre de gens sans opinion à eux qui se laissent aller a coller qu'on leurs donne. Tout ce parti commença à se reunir à s'agiter, a faire des insinuations aux Autorités françaises et à a me representer à eux comme le chef d'une faction qui voulait tout innover et tout bouleverser.

Je ne manquais d'un autre coté point d'amis, 28 ans dans l'administration je m'etais attaché bien des personnes qui se reunirent à tous ceux qui esperaient une reforme des anciens abus pour se mettre en opposition à ceux qui me persecutaient. Ce parti me desservit par des adresses au Roi pour me conserver en place, par des vers insérés dans les papiers publics, demarches dans lesquels les autorités françaises crurent trouver une intrigue de ma part pour rester en place et une réaction d'un parti qui s'était formé en ma faveur.

En même tems les affaires de l'Espagne, la durée du cantonnement des troupes françaises, l'incertitude sur leurs depart, sur le sort de la Prusse, tout se reunit a entretenir une fermentation dans les esprits qu'on se plaisait à m'attribuer.

L'adresse de Mr. Schmalz aux Prussiens ne contenait que l'ennumeration des mesures prises par l'administration depuis le mois d'Octobre 1807, et de celles qu'elle prendrait selon son opinion à l'avenir. Cette adresse avait eté soumise par l'auteur à la censure française, qui en avait refusé l'approbation, et elle n'a jamais paru dans le public.

Je n'ai aucune donnée sur l'existence d'une societé secrette de gens de lettres, mais je suis tres sur qu'il n'existe aucune espèce de liaison entre les savants Berlinois que le Marechal Davoust avait choisi pour les reprimander, scavoir le Professeur Wolf de Halle excellent philologue, Mr. Schleurmacher traducteur de Plato et le Fr. Buchholz l'auteur de plusieurs ouvrages remplis de sophismes.

Votre Excellence voudra se convaincre par les details que j'ai eu l'honneur de lui donner, que toute cette fermentation dans les esprits que les autorités françaises m'attribuent, influencés par mes ennemis, tient à des causes absolument etrangeres à moi, et que dans ma situation loin de vouloir conserver ma place, il me restait rien à desirer que la retraite dans la vie privée, afin de pouvoir vouer le peu de santé que l'age, les maladies et les chagrins m'ont laissé à l'education de mes enfants.

Puisse- je devoir ce bonheur à l'intercession de Votre Excellence auprès de Sa Majesté l'Empereur, pour que ce Souverain daigne m'accorder

Digitized by Google

la permission de rester cet hyver avec ma famille à Prague ou je vais me rendre.

Agréez Monsieur le Comte les assurances de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

de V. E.

Trautenau le 13 de Janvier
1809.

le tres humble et tres obeiss:
Serviteur
le Baron de Stein.

Hierüber erstattete bereits am 17. Jänner Minister Graf Stadion folgenden Bericht an Seine Majestät den Kaiser Franz:

„Heute ist mir durch die Hände des Grafen Odonnel beiliegendes Schreiben des ehemaligen preußischen Ministers von Stein zugekommen, welches dem ebenfalls beiliegenden Schreiben desselben an den Herrn Kammerpräsidenten beigeschlossen war.

Eine Zuflucht können meiner unterthänigsten Meinung nach Euer Majestät diesem eben so ungerecht als hart gekränkten Mann in dero Staaten nicht versagen und ich glaube also ohne Bedenken auf die Bewilligung dieser Bitte antragen zu dürfen. Nur scheint mir, daß es gut sein würde, daß er sich nicht in Prag etablire, weil die Anwesenheit daselbst des Landgrafen von Hessen, dann die Gegenwart des Gentz und anderer Personen, die allzusehr gegen Frankreich prononcirt sind, zu manchem Zeitungsklatsche und vielleicht selbst zu Vorwürfen von Seiten des französischen Hofes Anlaß geben könnte. Meine unmaßgebliche Meinung wäre, daß er sich in Brünn oder Gratz festsetzen könnte, wo nicht die nämlichen Ursachen, wie bei Prag eintreten.

Brünn würde mir ein sehr schicksamer Ort scheinen, weil uns Baron von Stein zu seiner Zeit sehr nützlich werden kann und wir ihn in diesem Falle näher zur Hand haben würden.

Worüber ich mir die Allerhöchsten Befehlen zu erbitten wage."

In Folge allerhöchster Entschließung wurde im Sinne dieses Vorschlages Brünn dem Freiherrn vom Stein zum Aufenthaltsorte angewiesen.

Bevor jedoch Graf Stadion Zeit gewann, denselben von dieser huldreichen Verfügung eigenhändig in Kenntniß zu setzen, erhielt der österreichische Minister bereits am 20. Jänner mittelst allerhöchsten Handbilletes einen Präsidialvortrag der obersten Polizeihofstelle zur Einsicht und Aeußerung.

Diesem Vortrag lag ein umständlicher Bericht „affiliirter Literaten in Berlin" bei, welche im Solde der Gegner Steins stehend, den hochherzigen Staatsmann Preußens in der schändlichsten Weise als Geheimbündler und ränkesüchtigen Neuerer anschwärzten.

Entrüstet über diese gesinnungslosen Miethlinge, welche aus der Angebe-

Digitized by Google

rei ein Gewerbe machten, erstattete Stadion noch an demselben Tage eine allerunterthänigste Vorstellung, in welcher es u. a. heißt:

„Vor allem erlaube ich mir mit Zurücksendung des mir Allergnädigst mitgetheilten Vortrages des Baron Hager in Betreff des Herrn Ministers von Stein zu bemerken, daß der Herr Polizey Vicepräsident völlig falsch berichtet ist, wenn er ihn zu einem Gliede der aufgeklärten Neuerer, die Euer Majestät Staaten Unruhen drohen, zu einen Mann von antifeodalen Grundsätzen, zu einen mit Maurer Geist begabten Mann machen will.

Ich kenne die Carriere des Baron von Stein von Jugend auf.

Er hat lange in dem Bergwerk und Salinendepartement, dann in verschiedenen untergeordneten Zweigen der inneren preußischen Administration, dann als Präsident der rheinischen Provinzen, dann als Staats- und endlich als Cabinets und dirigirender Minister gedient und sich nirgends durch Reformations und Umwälzungsgeist, sondern durch wahre Anhänglichkeit an seine Pflicht, an die Erhaltung der bestehenden Ordnung, durch warmes Attachement an seinen Hof und an sein Vaterland (Deutschland) ausgezeichnet und wenn er bei seiner damaligen Anstellung in Königsberg an großen Reformen und Aenderungen der innern Administration gearbeitet hat, wenn er darin, (was in seinem Charakter liegt) mit zu viel Hitze vor sich gegangen ist, so war es nicht Neuerungssucht, sondern die ihm einleuchtende Nothwendigkeit, bei dem jetzigen Verfall des preußischen Staates die äußerste Oekonomie zu bezwecken welche ihn zu diesen Reformen veranlaßte.

Ich glaube über diesen Punkt völlige Beruhigung gewähren zu können, weil mir die Laufbahn des Baron Stein hinlänglich bekannt ist. Die Ursache, warum ich seinen Aufenthalt in Brünn gewunschen habe, habe ich in dem ersten Vortrage angegeben.

Da Prag der theils beständige, theils vorübergehende Aufenthalt mancher von ihrer Heymath Vertriebener und mancher ehemals in Preußen bedienstete Civil- und Militärpersonen ist, so könnte sein dortiger Aufenthalt zwar keinen wirklichen Schaden thun, uns aber theils durch Zeitungsartikel von Außen, theils durch Furcht und Aengstlichkeit beunruhigen.

In der Nähe des Ministers von Stein von Wien und von Schlesien kann ich wohl unter manchen Umständen Vortheil für uns, in keinem Falle aber etwas Gefährliches sehen.

Sollte übrigens die Polizeybehörde glauben, daß des Baron Stein Aufenthalt in Prag ihr keine Verlegenheit zuziehen würde, so kann ich mir wohl, da mich Zeitungsartikel und selbst Reklamationen nicht schrecken, gefallen lassen, daß er dort verbleibe.

Nur muß ich allerunterthänigst ersuchen, da Baron Stein sich an mich gewendet hat, mich von Allerhöchst dero Entschließung verständigen und ihn

Digitized by Google

durch mich und nicht durch die Polizey darüber präveniren zu lassen, da ich Ursache zu glauben habe, daß er auf diese Form einigen Werth legen würde."

Der Kaiser gewährte denn auch diese letztere Bitte mit dem Bedeuten, daß es bei der ersten Entschließung zu verbleiben habe, wonach Baron Stein in Brünn seinen Aufenthalt nehmen möge.

Am 21. Jänner erhielt Stein, welcher inzwischen in Prag angelangt war, durch Odonnel und seinen Schwager Graf Wallmoden die ersten Nachrichten von der gnädigen Gewährung seines Gesuches. Drei Tage später verständigte ihn Graf Stadion amtlich „daß Se. Majestät der Kaiser sich freue in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der eben so sehr durch die seinem König geleisteten Dienste, als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei."

Bereits Ende Jänner 1809 vertauschte Stein Prag mit Brünn, wohin im März auch seine Familie übersiedelte.

Die sieben Todsünden.

Ein Gedicht von Robert Hamerling.

(Hamburg bei J. F. Richter. 1872.)

In der anspruchlosen Form zunächst eines musikalischen Textes, einer Cantate, deren Idee und Plan im allgemeinen Umriß überdies vom Componisten gegeben war, hat Hamerling ein Werk geschaffen, dessen selbständiges Auftreten hinlänglich durch seinen Vollwerth gerechtfertigt erscheint. Die sieben Todsünden sind eine Dichtung voll philosophischen Gehaltes — Weltanschauung in Versen, die an Großartigkeit, Tiefsinn und besonders an versöhnendem Geiste ihres Gleichen sucht, und dennoch echte rechte Dichtung! Vielleicht konnte es nur der Muse Hamerlings, die über Gedankenfülle und reinsten Formenreiz mit gleicher Macht gebietet, gelingen, das schwere Metall philosophischer Ideen in so künstlerischen Fluß zu bringen, Widersprechendes so völlig zu verschmelzen.

Den allgemeinen Inhalt des Gedichtes bildet der Kampf der blinden, dunklen Triebe und Leidenschaften mit den reinen Kräften des Bewußtseins, des Willens mit der Idee, das moralische Schicksal also des Menschengeschlechts, der Weltproceß, so fern er sich in der menschlichen Herzensgeschichte vollzieht. Aber der Dichter bleibt beim Dualismus nicht stehen. Ihm ist der „Sänger der Sendling des Lichtes". Hat er erst „der Menschheit ganzen Jammer" in ergreifenden Bildern vorgeführt, der Zeit den schonungslosen Spiegel vor-

Digitized by Google

gehalten, die gräulichen Verwüstungen monströser Leidenschaften geschildert, und die Nachtheile des Daseins in ihrer schauerlichen Tiefe durchspäht; so führt er uns auch wieder den Lichtweg zur sonnigen Höhe empor, verkündet den Sieg der Idee, und gönnt uns den Ausblick auf das verheißene Heil.

Wie einst dem religiösen Mythus, so gestalteten sich auch dem Dichter die hauptsächlichen Leidenschaften der menschlichen Natur zu Dämonen, zu riesigen Geistern der Finsterniß. Es sind realistisch und individuell gezeichnete Gebilde, keine Schemen, und der Dichter zwingt uns an sie zu glauben.

Der dreitheilige Aufbau des Werks mit der ausgedehnten Mitte zwischen Exposition und Schluß dient ebenso dem Interesse der Composition wie er zum dichterischen Zwecke einer angemessenen Gliederung des Stoffes verwendet wird.

Um den Thron des Fürsten der Finsterniß versammelt verkünden die Dämonen die siegreiche Ausbreitung des Reichs der Sünde. Schon haben sie

„Die stolzen Gestirne,
Die, wandelnd und kreisend
Am nächsten umzirken
Die Zonen der Erde"

in ihre Gewalt gebracht, sie haben des Menschen Herz umnachtet, seine Gelüste entzügelt. In ungeschlichtetem Wettstreit rühmt ein Jeder der sieben ersten Dämonen, die Trägheit, die Hoffahrt, die Habsucht, der Neid, die Völlerei, die böse Lust und der Zorn sein Werk vor dem der Brüder. Da beschließt der Fürst der Finsterniß selber nach der Menschenwelt aufzubrechen, um den letzten entscheidenden Streit mit den Geistern des Lichtes zu bestehen und zugleich nach eigenem Maße den Preis dem größten und verdientesten der Seinen darzureichen. — Diese Exposition ist meisterhaft durchgeführt, — alle Keime der kommenden Handlung werden ausgesäet, die Hauptgestalten in drastischen Umrissen sicher und fertig vorgeführt, ein banges Ahnen all der Bilder des Unheils, die uns der Dichter entrollen will, wird geweckt.

Wie befähigt der Dichter ist ins Herz der Zeit zu schauen, lehre die Stelle, wo der Dämon der Trägheit seine Wirkung auf den Zeitgeist beschreibt:

Ich träufle Mohn
Auf die Häupter der Menschen,
Ich mache sie matt. —
Wie sehr sie auch scheinen
Nie müßig zu rasten,
Zu müh'n sich, zu hasten,
Zu haschen und gieren
Nach Gütern, nach Glück,

Digitized by Google

Es liegt tief innen
Im tiefsten Gemüthe
Der Kinder der Zeit
Eine Müdigkeit,
Eine Müdigkeit, maßlos,
Eine Mattheit und Sattheit,
Ein Ueberdruß,
Eine lastende Langweil' —

Eine wechselnde Fülle wahrhaft packender Lebensbilder schauen wir in der 2. Abtheilung. Dabei versagt dem Dichter nie der Ton, der genau den Wechsel der Stimmungen, den Unterschied der Leidenschaften in diesem Gemälde der Menschheit ausdrückt. Er trifft die verdrießliche schwerfällige Weise der Trägheit so gut, wie das stürmische Wüthen des Zornes, und weiß das süße Locken und Werben der Lust so vollendet darzustellen wie die Stimme reiner Liebe. Auch an humoristischen Zügen läßt er's gelegentlich nicht fehlen, und in der Schilderung wüster Trunkenheit erhebt er sich auf die Höhe der Scene in Auerbachs Keller. Dieser Formvollendung entspricht die Bedeutung des Inhalts. Alle Uebel und Leiden der Zeit trifft der psychologische Blick des Dichters, den pessimistischen Hang neben den Ausdrücken maßloser Leidenschaft, den rohen Genuß neben dem Ekel der Sattheit, den verzehrenden Neid der Armuth und die Sucht nach müheloſem Erwerb. Er übersieht nichts, um sein Zeitgemälde zu vervollständigen, und es ist erstaunlich, mit wie wenigen Zügen er so tiefe Perspectiven zu eröffnen versteht. Politische, sociale Empörung und Rassenkampf, Genußsucht und Schopenhauers und Hartmanns Philosophie — es fehlt kein culturhistorisch bedeutendes Moment, kein wirkendes Princip der Gegenwart.

Es sei erlaubt auf Einzelnes in dem bunten Bilderreiche hinzuweisen. Den Dämonen, die zur Erde niederfahren, wallt ein Chor begeisterter Pilger entgegen, die nach „der Vollkommenheit prangendem Port" zu gelangen bestrebt sind. „Schon dämmern die Zinnen, schon funkelt das Thor", da werden sie vom Dämon der Trägheit angefallen und mit thathemmenden Worten des Quietismus berückt:

„Wißt, Täuschung ist Alles!
Ein jegliches Streben,
Ein jegliches Trachten
Ist nutzlos, ist Thorheit —
— — — — — —
Die Welt ist voll Wehe,
Ist nichtig, ist elend,
Es hat sie geschaffen

Digitized by Google

Unendliche Thorheit (der alogische Wille)
Mit weisesten Mitteln (der Idee)
Zu thöricht'stem Zwecke (der Vernichtung)

So faßt Hamerling die Spitzen der Philosophie vom Unbewußten epigrammatisch zusammen und legt sie dem Dämon der Trägheit in den Mund. Die Sinnesveränderung der Pilger, der Umschwung der Begeisterung in träge Entsagung ist meisterlich motivirt. Erst vernehmen sie

Ein Wispern in Wipfeln
Ein Lispeln im Laube
So wundersam —

dann weichen sie der dämonischen Einflüsterung:

Lasset die Mühsal,
Lagern wir müßig!

bis sie selber die Rede des Pessimismus wiederholen:

„Die Welt ist voll Wehe,
Das Leben ist leidvoll,
Wir werden's nicht ändern —"

und zu entweichen beschließen in feiger Flucht

„Dem waltenden Zwange
Des zwecklosen Daseins —".

Der Dämon der Hoffahrt beginnt seine Werke. Erst löst er lachend die Bande der Liebe, reißt den Jüngling von der Jungfrau, lockt die blühende Mutter vom Lager des sterbenden Kindes zu Fest und Tanz, „wo feurige Augen ihr staunend strahlen", dann Größeres vollbringend bethört er den schlichten Sinn des Helden

(Was du kannst, das auch darfst du,
Erlaubt ist, wozu du
Wahrhaftig den Muth hast!);

daß er nach der Krone greife, ein blutiger Tyrann und Selbstling werde.

(„Nun ist er Selbstling,
Nun ist er Tyrann!
Gebt ihm ein Rom,
Er zündet es an! —") —

Digitized by Google

Wie einfach schön ist in diesen Scenen das Wechsellied der Liebenden!

„Ich wallte so einsam
In ödester Stille,
Ins Weite verlor sich
Mein strebender Wille —

„Ich wallte so traurig
Den irdischen Weg" — —

„Ich fröhnte dem stolzen
Ichsüchtigen Triebe —

„Entselbstet nur segn' ich
Und preise die Liebe —" u. s. w.

Wie ergreifend das Klagewort der verlassenen Jungfrau:

„Die Qualen der Trennung,
Wie soll ich sie tragen?
Brich Herz, das am Herzen
Der Liebe geschlagen!
War süßer die Wonne,
Ist herber die Pein?" — —

— In des Marktes Tumult führet der Dämon der Habsucht.

„Die goldene rollende Kugel beflügl' ich
Unter die sterbliche Menge hinein,"

und die Menge haftet und überstürzt sich die Kugel Fortuna's zu erreichen, doch

„rund, rund, rund ist die Kugel,
Schwer zu erhaschen,
Schwer zu behalten —

Die Gier nach Gold zu stillen erfindet der Dämon des Teufels Börse.

„Ein Zauberseckel
Des Teufels Börse —
— — — — —
Werft einen Pfennig
Da in die Börse
Und eh' ihr's denkt
Tanzt ein Ducaten
Draus euch entgegen. —"

Digitized by Google

Mit dem Lockvogel des Millionärs wird die Menge geködert bis sie das ihre, in Kiesel und Kohlen verwandelt, aus der Börse herauszieht. — In die Mitte des Marktes setzt sich darauf der Dämon „als Wanderjude, bescheidener Hausirer", den Sack zur Linken, einen Beutel zur Rechten, um Stück für Stück die ganze Welt zu erschachern. Schönheit und Unschuld, Freiheit und Ehre, Gesinnung, Liebe und Leben, ja selbst der Schatten des Bettlers wandert in den riesig schwellenden Sack.

Humoristisch hat Hamerling dies drollige Treiben, das Markten und Feilschen, das Klingen des Goldes und Zudrängen des Volkes behandelt, und es zählen diese Stellen zu den gelungensten des Gedichts.

Nicht minder wirksam durch die vollendete Realistik der Darstellung sind die Scenen beim Gelage der Festgenossen im Garten des „wirthlichen Gauches" des Dämons der Völlerei. Das Brauen und Mischen des Trankes, der Willkomm des Wirthes, die bacchische Lust der Gäste, die Ausbrüche toller Trunkenheit — dies Alles kann gar nicht besser und packender dargestellt werden! Wir machen besonders auf das derbe höchst charakteristische Trinklied aufmerksam.

— Mit der Metaphysik der Geschlechtsliebe aus der Philos. d. Unbew.

(„Traut verbunden, selige Paare,
Die ihr wallt im Liebeshain —
Selig seid ihr, aber wisset,
Selig seid ihr nur im Wahne —
— — — — — —
Die bethörten Narren seid ihr
Eines unbewußten Zweckes —")

aus der der Teufel freilich die arge Consequenz zieht:

Laßt euch nicht den Sinn verwirren
Von dem Wonnetrug des Wahnes!
Der Genuß liegt nur im Wechsel! —

verführt der Dämon der bösen Lust die reine Liebe, und erobert mit seiner Cohorte „holder und gefälliger Nymphen, blüh'nder Freudenpriesterinnen" den Liebeshain. — Reizend, voll sinnlicher Glut, und rasch pochendem Ungestüm des Begehrens sind die Verse, welche die Verführung der Jünglinge durch das Locken und Werben, das Lächeln und Winken der Bacchantinnen darstellen. — Aber noch grauenhafter ist die Macht der bösen Lust. Sie hat das Weib verwüstet, es zu werben gelehrt statt zu warten. In zwei Bildern, Gegenstücken, zeigt uns der Dichter die Wirkungen dieser dämonischen Leidenschaft im buhlerischen Weibe, das um den Teufel selber wirbt und in dem Jüngling der

Digitized by Google

„Vor Vielen erkoren
Zu bekämpfen geboren
Die Geister des Dünkels."

sich an die tollste Dirne hängt, in schmählicher Qual nach ihr schmachtet, die er doch verachten muß!

Es tritt der Zorn auf — als Volksverführer hetzt er den Pöbel, als Kanzler den König.

„Laß reden zur Menge
Den metallnen Mund
Der Kanonen und lache, lache,
Wenn sie hinsinken,
Wie Mücken die Schwärmer,
Und sterbend rufen nach Rache!"

Er stachelt die Armen und verhärtet die Reichen, gegen die Pfaffen erregt er Sturm, und erhitzt ihren Dünkel zu maßlosen Flüchen — bis endlich das Grollen und Gähren im Volke ausbricht in rasenden Aufruhr — in den grandiosen Gesang der Meuterer:

„Entrollt sie, entrollt sie, die Fahne die rothe,
Die Fahne des blutigen Morgenroth's
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tod's" u. s. w.

Von gleicher Großartigkeit ist die Schilderung des Völkerkriegs, des Aberwitzes, der die Völker treibt sich zu morden.

„Nicht für die Meinung,
Nur weil sie durch Schranken
Des Grenzpfahls geschieden —
— — — — — —
Nur weil sie reden
Verschiedene Zungen. —

— — Noch ist das Werk der Dämonen nicht ganz vollbracht, vereinigen sollen sie die Mühen,

„Verdoppeln die Wirrsal
Im tollen Geschlechte. —"

Erst die Verzweiflung der Menschen vollendet das Unheil. Sie geben sich selbst auf und fluchen offen dem Dasein, fluchen dem Geiste, der sie geschaffen, fluchen sich selbst. Pessimistisch geworden, ist die Menschheit erst völlig, und für

Digitized by Google

immer den finstern Gewalten anheimgefallen. Und so schließt sich der gräßliche Ring des Verderbens, die Trägheit, die die Begeisterung der Pilger verlöschte, behauptet das Feld und erringt den Preis. Das größte Uebel ist die zage Verzweiflung, der Pessimismus, die Thatlosigkeit.

Einer beliebten Vorstellung der Gegenwart, die den Pessimismus ethisch deutet, tritt so der Dichter auf das Schärfste entgegen.

Die dritte Abtheilung wird vom Triumphgesang der Dämonen eingeleitet. Sie verkünden den Sieg über den Erdkreis.

„Zu den Füßen des Fürsten
Der lichtlosen Tiefe
Ruh'n müde die Menschen
Im Staube geschmiegt." —

Und diese heben einen Sang an so schwermuthvoll, so mitleidweckend, einen Sang aus ödestem Haupt und leerstem Herzen, der an die dunkle Muse Byrons gemahnt.

„Ist's nicht wieder Frühling,
Frühling geworden? — — —
Ist dies der Mai?
Die Luft des Lebens
Ist ganz sie verloren?
Die Luft des Lebens,
Von welcher singen
Die alten Lieder
Die alten Sagen." —

Wir vermögen nicht länger bei solchem Elend zu weilen, da befreit uns der Dichter vom bangen Gefühl der Trostlosigkeit. Der Sänger erscheint von der Lichtwelt entsendet, und ob auch der Chor der Dämonen ihn zu steinigen gebietet; siegreich und unwiderstehlich durchdringt sein Lied, der Hymnus des Lichtes, die träge Masse der Finsterniß.

„Auf Gipfeln der Berge
Auf Zinnen der Sterne
Ruht winkend entzündet
Die Lohe des Lichts. —"

Dies Lied in seiner machtvollen Begeisterung, seiner klaren Schönheit bildet die Glanzstelle der tiefsinnigen Dichtung. — Anflehend wenden die Menschen sich zu dem Sänger:

Digitized by Google

„O Sänger, sage
O hab' Erbarmen,
Erneut sich das Leben
Auch uns, uns Armen? —"

Er löst die Fessel ihrer Selbstverdammniß, den Pessimismus, das Verlangen nach Vernichtung und erweckt die Sehnsucht nach dem Verjüngungsstrahl in der schon erstorbenen Brust. Dies unsägliche Sehnen [1]) zieht die hilfreichen Schaaren des Lichtes herbei, der letzte Kampf entbrennt mit den Dämonen der Finsterniß. —

Die Schilderung dieses Kampfes im Munde des Sängers erinnert an die Phantasie eines Milton. Nach errungenem Siege enthüllt die Königin des Lichts das Geheimniß, das die Sterblichen auf ihrem dunklen Leidenswege nich durchdrangen:

„Die Sonne des Geistes
Steht über dem Abgrund.
In finsterer Tiefe
Der Erdnatur,
Da waltet der dunkle,
Der blinde, der Trieb.
Dein Trieb ist dein Wille,
Doch ewig entgegen
Dem Willen der Nacht steht
Im Haupt und im Herzen
Verschwistert die Lichtspur,
Der Wille des Lichts."

Das Gedicht schließt in erhabenen Strophen, die den Schicksalsgang der ewig ringenden Menschheit feiern, bis sie ruht —

wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht,
In der Stille des Allseins
Auf ewig erlöst.

Die quälenden Dissonanzen suchten und fanden Einklang und Versöhnung. So klingt die Dichtung in absolute Harmonie aus.

Der Vers ist, wie die mitgetheilten Proben zeigen können, mit größter Leichtigkeit behandelt. Mannigfaltig und mit maßvoller Freiheit schmiegt er

---

[1]) Man halte dagegen die Vernichtungssehnsucht der greisgewordenen Menschheit bei Hartmann.

Digitized by Google

sich allen Wendungen des Inhaltes an. Bei aller Pracht und Schönheit der Diction bleibt er schlicht, und wirkt eben darum so nachdrücklich und ausdrucksvoll. Vom Stabreim macht der Dichter einen eben so freien Gebrauch wie vom Endreim, er benützt ihn zur Charakterisirung ganzer Stellen, wovon die Beispiele leicht aufzufinden sind. Die feinsinnig vertheilten vocalischen und consonantischen Assonanzen verwandeln die Sprache in Musik, und zeigen, welcher Klangfülle, welches Wohllautes sie fähig ist.

Die Klippe der Reflexion ist überall glücklich umschifft, alles Abstracte wird zu Bild und Handlung verdichtet.

So reiht sich das Werk würdig den besten Schöpfungen des berühmten Dichters an. R i e h l.

Indische Malerei.

Es gibt in europäischen Sammlungen, besonders in Bibliotheken, eine große Anzahl von Kunstwerken, denen unseres Wissens bisher noch nicht die geringste Beachtung von Seiten der Kunstgeschichte zu Theil geworden ist. Es sind nicht etwa die Werke eines fremdländischen Praxiteles oder Michel Angelo, deren Existenz wir dem Leser verrathen wollen, immerhin aber höchst merkwürdige Ueberreste einer vergangenen Zeit, interessante Denkmäler eines nach künstlerischer Verkörperung seiner Ideen ringenden, uns fremdartigen Menschengeschlechts. Wir meinen die Miniaturen indischer Maler, von denen uns ganze Sammlungen in den Bibliotheken der Oxforder Universität, des India Office in London, im Brittischen Museum und im Louvre zu Gesicht gekommen sind. In der Regel findet man sie ganz unbeachtet in besonderen Kästen in den Winkeln der Bibliotheken umherstehen. Man hat noch nirgends den Versuch gemacht, ihren Ursprung zu eruiren, sie zu arrangiren und zu beschreiben — ausgenommen im Louvre, wo ein kleiner Anfang dieser Art gemacht ist.

Die Malerei ist im muhammedanischen Orient — und diesem entstammen die in Rede stehenden Denkmäler — nie besonders beliebt und gesucht gewesen. Abgesehen davon, daß die Muhammedaner ein theologisches Vorurtheil gegen dieselbe und besonders gegen das Portrait-Malen haben, ist durch eine andere Kunst, welche wir nicht als eine solche zu betrachten gewohnt sind, dem Gebiet der Malerei Abbruch gethan: durch die Kalligraphie, welche von dem Muslim unvergleichlich höher geschätzt wird als die Malerei. Ein eben so gelehrter wie geistreicher Orientale, der weiter unten zu erwähnende Abulfazl, gibt dafür den folgenden Grund an: „Obgleich es wahr ist, daß es Malern, besonders den europäischen, gelingt, Figuren zu zeichnen, welche die Ideen darstellen, die

Digitized by Google

der Künstler von irgendeinem geistigen Zustande, (Zorn, Freude u. s. w.) hat, — bis zu dem Grade, daß man ein Bild für eine Realität halten könnte, so stehen dennoch Gemälde weit unter dem geschriebenen Buchstaben, insofern als der Buchstabe die Weisheit vergangener Zeiten in sich verkörpert enthalten und (auf diese Weise) ein Mittel zum intellectuellen Fortschritt werden kann." Demgemäß hat sich die Kunst des Schönschreibens im Orient zu aller Zeit großer Protection erfreut und zahlreiche Schüler gezählt, von denen uns aus allen Jahrhunderten viele Namen überliefert sind. Es hat ferner besondere Kalligraphen-Schulen gegeben, deren Geschichte sich mit den vorhandenen Materialien einigermaßen verfolgen ließe. Diese Kunst konnte auch sehr einträglich sein. Die meisten Fürsten und Großen pflegten kalligraphische Kunstwerke für ihre Bibliotheken zu sammeln, und die künstlerisch ausgeführte Copie irgendeines Dichters, die freilich sehr lange Zeit in Anspruch nehmen konnte, ist oft mit eben so enormen Preisen bezahlt worden, wie ein Gemälde eines berühmten Meisters in Europa.

Mit der Kalligraphie war das Schicksal der Malerei auf das engste verbunden, ja die letztere ist meistens nur die dienende Magd der ersteren gewesen. Hauptsächlich wurden Gemälde nur zur Ornamentation von Handschriften verwandt. Die beliebtesten poetischen und belletristischen Werke, besonders von persischen Autoren, wie Firdausi, Sadi, Nizami, Mir Khusru u. A. sind vielfach mit zahlreichen Miniaturen geschmückt. Außer der Miniature ist nur noch das Portrait und das Genre cultivirt.

Dasselbe Volk, welches in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ganz Ost-Europa in eine mit Ruinen und Leichen bedeckte Einöde verwandelte, die Mongolen unter Cingizkhân und seinen Anverwandten, sollte drei Jahrhunderte später für Ostindien eine ganz entgegengesetzte Rolle spielen. Die größte Blüthe, die Indien unter orientalischen Fürsten erlebt hat, erstand unter dem Schutz eines mongolischen Fürstengeschlechts aus dem Hause Timurs, den in Europa sogenannten Großmoguls. Den beiden ersten Fürsten aus diesem Geschlechte, Baber und Humayun, gelang es nicht, eine dauernde Herrschaft von größerem Umfange in Indien zu gründen; erst dem Sohn des Humayun, dem großen Akbar, wurde ganz Nord-Indien bis zum Nerbadda unterthan. Er konnte seinen dauernden Wohnsitz in Delhi nehmen, wo seine Nachkommen bis in die neueste Zeit hinein residirt haben. Seinen Talenten und seiner Energie war es beschieden, das ganze große Länderconglomerat in ein einheitlich administrirtes Reich zu transformiren, das Wohl seiner Unterthanen großartig zu fördern, den Frieden aufrecht zu erhalten und seinen Künsten Vorschub zu leisten. Es war das goldene Zeitalter Ostindiens. Eine Grundidee der Politik Akbars war die Abschwächung der religiösen Gegensätze, besonders des Islams und des Hinduismus, und allgemeine Religionsfreiheit. Er machte sogar den Versuch, aus

Digitized by Google

Verschmelzung mehrerer Religionen eine neue Religion auf breitester philosophischer Grundlage zu stiften; leider hat dieser Versuch den Tod seines Urhebers nicht lange überlebt. Wie Akbar für Alles gleich viel Interesse wie Verständniß gehabt zu haben scheint, hat er auch den Wissenschaften und Künsten die mächtigste Förderung zu Theil werden lassen. Jeder Künstler und Gelehrte war gewiß, bei ihm mächtigen Schutz und reichliche Anerkennung seines Verdienstes zu finden. Wie die Kalligraphie, erlebte auch die Malerei eine Blüthe-periode am Hofe Akbars. Die Hauptnachrichten über jene Zeit und ihr ganzes Getriebe verdanken wir dem Minister und Freunde Akbars, Abulfazl, dessen großem Werke (Akbar-nâme) wir die folgenden Notizen entnehmen.

Er erzählt, daß es zu jener Zeit mehr als hundert berühmte Meister ihrer Kunst gegeben habe, denen Allen der Weg zum Kaiser und zu seiner Casse offen stand, und von denen viele geradezu besoldete Hofmaler gewesen zu sein scheinen; daß der Kaiser sich allwöchentlich die eingereichten Gemälde von bestimmten Beamten vorzeigen ließ und dann nach Verdienst Belohnungen austheilte. Die meisten Maler waren entweder Perser oder Hindus. Als die bedeutendsten Namen werden angeführt:

Mir Sajjid Ali aus Tabriz, ein Schüler seines Vaters, eingeführt am kaiserlichen Hofe.

Khaja Abdussamad, genannt Shirinkalam (d. i. „Süß-Stift") aus Shiráz; er wurde bei Hofe eingeführt und sogar — was wir nennen würden — in den Adelstand erhoben. Er scheint eine Schule gebildet zu haben.

Daswanth, ein Hindu niedriger Herkunft, dessen Talent der Kaiser entdeckte und den er durch Abdussamad ausbilden ließ. Er soll dann seinen Lehrer bald übertroffen und viele Meisterwerke hinterlassen haben. Er galt für den ersten Maler seiner Zeit. Von Wahnsinn befallen, starb er durch Selbstmord.

Basáwan, ein Hindu, den einige Kritiker in gewissen Dingen, besonders im Portrait-Malen, dem Daswanth noch vorzogen. —

Es wird dann noch eine Anzahl von Namen genannt, die wir weiter nicht anzuführen brauchen. Viele Bücher wurden für die kaiserliche Bibliothek mit zahlreichen Miniaturen versehen. Alle Großen des Reiches wurden auf des Kaisers Anordnung portraitirt und diese Portraits, darunter auch sein eigenes, zu einem Album gesammelt. Ferner bemerkt Abulfazl, daß zu seiner Zeit die Mischung der Farben (Aquarell) besonders verbessert worden sei, und er rühmt an den Bildern der zeitgenössischen Maler besonders „the minuteness in detail, the general finish, the boldness of execution".

Akbar regierte von 1556 bis 1605. Die Blüthezeit indischer Malerei, die bis etwa 1700 dauerte, geht also um ein halbes Jahrhundert derjenigen der niederländischen Schule (Rubens 1577 bis 1640, Vandyck 1599 bis 1641, Rembrandt 1606 bis 1669) voraus.

Digitized by Google

Das Depositar der meisten und besten Gemälde jener Zeit wird die kaiserliche Bibliothek gewesen sein, und aus dieser sind sehr viele Schätze besonders nach der Unterdrückung der Sepoy-Rebellion nach England gekommen. Man erkennt sie an den kaiserlichen Siegeln, die in die Bücher gedruckt zu werden pflegten; sie enthalten in der Regel außer den Namen des Kaisers auch den des jeweiligen Bibliothekars. Es ist somit die Möglichkeit offen, daß viele von den losen Zeichnungen und den illuminirten Handschriften in englischen Bibliotheken unmittelbar aus dem Besitze Akbars herstammen.

Die zahlreichsten aller auf uns gekommener Bilder sind die Miniaturen in Handschriften; sie stellen meistens Kriegs- oder Jagdscenen dar, dann aber auch Bilder aus dem häuslichen Leben, Trinkgelage, Hoffeste, Erotisches aus dem Harems-Leben. Die Mehrzahl derselben ist allerdings flüchtig und roh ausgeführt, aber es giebt auch deren sehr viele, denen ein bedeutender Kunstwerth nicht abzusprechen ist.

Ferner finden wir ganze Albums von Portraits. Von diesen reichen gewiß die meisten nicht in die Blüthezeit unter Akbar hinauf, sondern gehören der Periode des rapiden Verfalls seit 1700 an. Unter den drei Nachfolgern Akbars, Jehângîr, Shâhjehân und Aurangzîb hat die Malerei sich fast immer noch auf derselben Höhe erhalten; aber nach dem Tode Auranzîbs (1707) erfolgte mit dem Verfall des Reiches auch ein jäher Verfall von Kunst und Wissenschaft. Diese spätere Gattung von Portraits ist gänzlich schablonenhaft, ermangelt jeder Originalität in der Auffassung, ist matt in der Farbe und ohne Akribie in der Ausführung. Wir kennen aber auch einzelne Portraits, welche sich durch correcte Zeichnung und künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten als Meisterwerke aus der Blüthezeit der Kunst zu erkennen geben. Als ein Muster dieser Art bezeichnen wir das in der Bodleyana befindliche Portrait der berühmten Kaiserin Nûrjehân, der Frau des Jehânqîr, die unter diesem ganz Indien regierte. In der Bodleyana verdient auch eine skizzirte Federzeichnung, Timur darstellend, besondere Beachtung.

Die dritte, weniger zahlreiche Gattung orientalischer Gemälde in unseren Sammlungen kommt unserem Wandgemälde am nächsten; sie sind in der Regel von sehr geringem Umfang, auf Papier gemalt und auf Pappe aufgeklebt. Es sind Genre-Darstellungen, Bilder aus dem Harem, Trinkgelage, Hoffeste, religiöse Ceremonien, Mythologisches, Kriegs- und Jagdscenen. Wir kennen ziemlich viele Bilder dieser Art, die ganz wohl aus der Zeit Akbars herstammen können. Auf diesem Gebiete haben die indischen Maler das Bedeutendste geleistet. Obgleich ihre Perspective sehr rudimentär, also fast in jedem Gemälde dies oder jenes verzeichnet ist, so tragen wir dennoch kein Bedenken, ihren allgemeinen Kunstwerth ziemlich hoch anzuschlagen, besonders wegen der Originalität in der Contrastirung der (meistens sehr gut erhaltenen) Farben, wegen des glänzenden Colorits und der sorgfältigen Ausführung in jedem Detail; hin und wieder findet sich auch ein Bild mit einer echt künstlerischen Composition.

Digitized by Google

In Oxford existirt ein Bild, ein Mädchen darstellend, wie sie zur Nachtzeit den Harem verläßt, augenscheinlich um sich zu einem Rendezvous einzufinden; die Nacht ist dunkel; in einer Hand hält sie eine Lampe, die sie mit der anderen vor dem Winde schützt; das reflectirte Licht beleuchtet den Körper und läßt durch zwiefaches, durchsichtiges, im Winde flatterndes Gewand die schönen Formen erkennen; hinter ihr der Palast, den sie eben verläßt, vor ihr ein Park, wo sie den Geliebten zu finden hofft. Dies Bild ist so trefflich componirt, so gut gezeichnet, so minutiös ausgeführt und von einer so unwiderstehlichen Farbenpracht, daß es auf jeder Ausstellung Aufsehen erregen würde.

Mitten unter rein orientalischen Bildern finden sich zuweilen Madonnen, überhaupt Darstellungen ausschließlich europäischer Gegenstände evident europäischen Ursprungs. Am Hofe Akbars haben nämlich mehrere Europäer, besonders portugiesische Jesuiten, sich längere Zeit aufgehalten; unter diesen müssen auch Maler gewesen sein. Abulfazl weiß etwas von europäischer Malerei. Wahrscheinlich ist der Aufschwung der Malerei unter Akbar zum Theil wenigstens europäischem Einfluß zu verdanken.

Zum Exterieur der Bilder bemerken wir, daß auf der Rückseite gewöhnlich poetische Citate in persischer Sprache geschrieben sind. Auch findet sich sehr oft in einer Ecke der Rückseite der Name des betreffenden Künstlers.

Im Verlaufe anderweitiger und nichts weniger als kunstgeschichtlicher Studien mit den Denkmälern indischer Malerei in Berührung gekommen, haben wir — nach dem Grundsatz des Ennius: Nihil humani a me alienum est — die Aufmerksamkeit der betreffenden Auctoritäten auf dieselben gelenkt und für sie Interesse zu erregen gesucht, um ihnen dadurch ein würdigeres Los zu bereiten als das, was ihnen jetzt beschcert ist, d. h. unter allem Schund in den Winkeln der Bibliotheken herumzustehen, dem Staub und den Würmern preisgegeben zu sein. Bisher aber sind unsere Bemühungen noch erfolglos geblieben. Allah ist groß und allweise! — Ed. Sachau.

Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs [1]).

I.

Vor einem Jahre ist in Dresden ein Buch erschienen, das gewiß nicht verfehlt hätte, in den weitesten Kreisen der litterarischen Welt Aufsehen zu machen, wenn es nicht in polnischer Sprache herausgegeben wäre. Leider gehört

[1]) Pamiętniki Stanisława Augusta Poniatowskiego. Z autografu franc. przełożone przez Bron. Zaleskiego. Dresno.

Digitized by Google

die polnische Sprache zu denjenigen, welche sich anzueignen selbst die sonst universellen deutschen Gelehrten nicht der Mühe werth halten, wenngleich sie manche litterarische Erfahrung eines Anderen belehren dürfte.

Wenn irgendeine slavische Sprache, so verdient die polnische eine etwas sorgfältigere Beachtung, da sie uns eine gewiß merkwürdige, lebensfrische, in hohem Maße ausgebildete Litteratur zu erschließen im Stande ist. Völlige Unkenntniß der polnischen Litteratur zeigt es, wenn man in Deutschland eine zufällig aus dem Polnischen entlehnte litterarische Erscheinung als etwas höchst Unerwartetes, Ueberraschendes, mit Staunen begrüßt, wie dies unlängst mit Dr. Bratraneks Uebersetzung der polnischen Briefe Odyniec's über Weimar und Goethe geschehen, welche als ein „ungehobener Schatz" durch fast alle Journale Deutschlands Runde machten.

Es liegt wahrlich in der reichhaltigen polnischen Litteratur manch ein „ungehobener Schatz" geborgen, von welchem deutsche Litteraturhistoriker und Schriftsteller, die von der Dichtung dieses Volkes nur mit vornehmer oder, richtiger gesagt, mit leichtfertiger Geringschätzung Notiz nehmen, bisher keine Ahnung haben. Die ungerechten Vorurtheile würden gewiß weichen, wenn sich Schriftsteller fänden, welche einzelne polnische Dichtergestalten der litterarischen Welt Europa's vorführen würden, wie es bereits Dr. Bratranek mit Vincenz Pol und A. E. Odyniec in deutscher, Julian Klaczko mit Sigmund Krasinski, Mickiewicz, K. Szajnocha in französischer Sprache gethan haben.

Was hier von der poetischen Litteratur gesagt wurde, gilt auch von der historischen. Daß dieselbe wirklich Beachtung verdient, haben bereits die so verdienstlichen Arbeiten des Dr. Zeißberg, gegenwärtig Professor an der Hochschule in Wien, und die Kritiken des Prof. Dr. Xaver Lisko in Sybels „Historischer Zeitschrift" theilweise nachgewiesen.

Das Buch, von dem ich hier zu sprechen beabsichtige, zählt auch zu solchen Erscheinungen der polnischen historischen und Memoirenlitteratur, welche auch in deutschen Leserkreisen bekannt zu werden verdienen. Sind es doch Memoiren eines unglücklichen Fürsten, welcher durch das wunderliche Geschick, das ihn bis auf den Thron erhob, und ihm nachher die traurige Rolle beschied, der letzte König eines einst glänzenden und mächtigen Staates zu sein, zu einer wahrhaft tragischen Gestalt wurde.

Stanislaus August galt in den Augen der polnischen Patrioten lange als der alleinige Urheber des Unterganges Polens, als erklärter Verräther und gewissensloser Wütherich, der um die Gunst der Czarin Katharine buhlend und bloß seinen ausschweifenden Vergnügungen nachjagend, mit wahrhaft empörender Niedertracht sein Vaterland zu Grunde gerichtet habe. Die älteren polnischen Historiker haben zur Verbreitung dieser einseitigen Anschauung ihrerseits viel beigetragen; — und erst in der neuesten Zeit hat Valerian Kalinka in seinem vortrefflichen, aus bisher unbekannten authentischen Quellen geschöpften Werke: „Die letzten Regierungsjahre des Königs Stanislaus August" einer

Digitized by Google

etwas gerechteren Auffassung Bahn gebrochen, und durch eine gewissenhafte Vertheilung von Licht und Schatten den letzten König zwar nicht rehabilitirt, aber doch die gegen ihn gerichteten höchst übertriebenen Beschuldigungen auf ihr richtiges Maß zurückgebracht.

Rehabilitirt kann allerdings Stanislaus August niemals werden, sowie es auch einer parteiischen Geschichtsschreibung niemals gelingen wird, die Conföderation von Targoriza rein zu waschen, wenngleich auch andererseits ihrer politischen Gegnerin, der Conförderation von Bar, welche bis in die neueste Zeit als eine im edelsten Sinne patriotische Bewegung geradezu götzenhaft verherrlicht wurde, manch schwerwiegender Antheil an der gemeinsamen Schuld mit vollem Rechte zugeschrieben werden kann.

Wenn Fehler in der Politik Verbrechen, ja nach dem Ausspruche eines bekannten französischen Staatsmannes mehr als solche bedeuten, so war der letzte polnische König ein Verbrecher; wenn Mangel an männlichem Charakter und eine bis zur Feigheit getriebene Schwäche einem offenen Verrathe gleichgestellt werden können, dann, aber nur dann war er auch ein Verräther. Tugendhaft und verderbt zugleich, von edlen Eingebungen beseelt und von der leichtsinnigen Frivolität seines Zeitalters angefressen, ernster Freund der Wissenschaften und reformatorischer Bestrebungen, und ein eitler Nachäffer der Versailer Hofherrlichkeit, aufrichtiger Patriot und Verächter der alten nationalen Sitten, momentanen Regungen der Thatkraft zugänglich und gleichzeitig ein charakterloser Schwächling, unbeständig, willenlos, leichtfertig und zaghaft, bald naiv vertrauend, bald ohne Grund mißtrauisch — blieb er immer ein erbärmliches Spielzeug in den Händen der russischen Diplomatie und der verschiedenen inländischen Parteien, und anstatt die ihm mehrmals gebotene Gelegenheit zu ergreifen und sich an die Spitze der besseren, patriotischen Mehrheit seines Landes zu stellen, trug er durch Mangel an jedweder Energie, durch muthloses Hinundherschwanken zwischen verschiedenen Parteiströmungen nur zur heillosen Zerrüttung der inneren wahrhaft verzweifelten Lage bei, die in der Katastrophe der Theilung ihr tragisches Ende fand.

Es ist hier jedoch nicht der Platz, sich in eine erschöpfendere Charakteristik des unglücklichen Königs einzulassen, und wir gehen deßhalb zu seinen Memoiren selbst über. Seit vielen Jahren war es bekannt, daß Stanislaus August bei seinen Lebzeiten an seinen Memoiren arbeitete und dieselben nach seinem Tode hinterließ. Sie sollen ursprünglich sehr umfangreich und mehrere Bände stark gewesen sein. Leider ging der überaus größere Theil verloren und nur zwei Hefte wurden in der fürstlich Czartoryski'schen Bibliothek in Paris vorgefunden. Sie sind in französischer Sprache und eigenhändig von dem Könige geschrieben.

Im vorigen Jahre wurden diese interessanten Memoiren durch den polnischen Schriftsteller Brenislaus Zaleski ins Polnische übersetzt und in Dresden herausgegeben. Warum es der Herausgeber nicht für gut fand, die Memoiren

Digitized by Google

in ihrer ursprünglichen französischen Fassung zu veröffentlichen, wissen wir wahrlich nicht zu erklären. Polnische Uebersetzer würden sich auch so gefunden haben, und der Originaltext würde manche zarte, individuelle Styleigenthümlichkeit enthalten haben, die in der Uebersetzung schwer wiederzugeben war. Uebrigens ist die Uebersetzung nicht correct, die Ausgabe selbst in kritischer Hinsicht ungenügend — und durch die ausschließlich in polnischer Sprache bewerkstelligte Veröffentlichung ist ganz ungerechtfertigter Weise der Leserkreis des merkwürdigen Buches ungemein geschmälert worden.

Wir übergehen die ganze, übrigens sehr flüchtige Schilderung, welche uns der König von seinen Knabenjahren gibt, und schreiten gleich zu seinem ersten Ausfluge ins Ausland. Mit Empfehlungsschreiben und Geld reich ausgestattet, von den ehemaligen Adjutanten des Marschalls Münich, Major Königfels als Hofmeister begleitet, begibt sich Stanislaus Poniatowski nach Aachen, wo eben (1748) der Friede, welcher den österreichischen Erbfolgekrieg beendete, verhandelt wurde. Eingeführt durch Kauderbach, den sächsischen Bevollmächtigten, macht hier Poniatowski die erste Bekanntschaft Kaunitz', fährt weiter nach Maestricht, wo er mit Marschall Löwendahl, und nach Brüssel, wo er mit dem Marschall Moriz von Sachsen zusammentrifft. Graf de Saxe verfehlte nicht, auf den jungen Polen einen gewaltigen Eindruck zu machen. „Es schien mir" — erzählt Poniatowski — „daß ich hier den ersten Helden Europa's sehe: Moriz v. Sachsen war wirklich eine Heldengestalt. Hoch gewachsen, athletisch gebaut, stark wie Herkules, mit einem Gesicht voller Männlichkeit, hatte er einen sehr sanften Blick und etwas ungemein Edles in seiner Kopfbewegung. Seine Stimme erinnerte an den Klang einer Orgel; er hatte einen langsamen aber weiten Schritt, und ein jedes Wort aus seinem Munde (das selten kam), eine jede seiner Bewegungen machte tiefen Eindruck auf Alle, die ihn umgaben."

Die erste Reise des jungen Poniatowski dauerte nicht lange. Nachdem er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, wo er nach und nach ungeachtet seiner Jugend in das öffentliche Leben eingeführt wurde, verblieb er längere Zeit unter Obhut seines Oheims, des Unterkanzlers von Litthauen, Fürsten Michael Czartoryski. Hier macht er die Bekanntschaft verschiedener hervorragender Persönlichkeiten, deren gelungene Charakteristiken in diesem Theile seiner Memoiren enthalten sind. Wiederholt kleinere Ausflüge über die Grenzen Polens unternehmend, langt Poniatowski im Jahre 1751 in Wien an. „Wien war für mich etwas ganz Neues" — erzählt der König — „etwas bei Weitem Großartigeres als Sachsen, wo ich wie zu Hause war. Ich fand hier einen großen und imposanten Hof, welchen niemand zu bespötteln sich erkühnte, sehr viele Privatpersonen, die sehr reich waren, auf glänzendem Fuße lebten, jedoch kalt und zurückhaltend waren, so daß man bei ihnen nur mit Schwierigkeit eingeführt werden konnte. Fast alle Weiber waren sittsam und zu Verbindungen mit Fremden nicht geneigt, wozu wahrscheinlich die bekannten Grundsätze der Kaiserin das Meiste beigetragen haben mochten. Die Kaiserin erfreute

Digitized by Google

ich einer allgemeinen Achtung, wenngleich man ihr eine fast kleinliche Ueberwachung der Sitten vorwarf. Alles dies erfüllte mich zwar mit Achtung, machte mir aber auch Zwang und Langeweile. Ich faßte es als eine Ehrensache auf, mich in alle hohen Häuser einführen zu lassen, und stieß hiebei fast überall auf die für mich unaussprechlich langweilige Nothwendigkeit, Karten zu spielen oder sich an Gesellschaftsspielen zu betheiligen; auch der Ton der Unterhaltung war zu steif, als daß ich mich ungezwungen fühlen sollte. Endlich brachte ich es dazu, daß ich angenehme Bekanntschaft machte. Man empfing mich höflich und freundlich bei Dietrichstein, und die Gräfin Rosa von Harrach, Gemahlin des Präsidenten der Hofkanzlei, war mir eine liebe Freundin. Man nannte damals die Gräfin „„Königin von England"". Eine angenehme Bekanntschaft war für mich Graf Zinzendorf, der, wenngleich er den Ton und alle Manieren eines alten leichtfertigen französischen Höflings hatte, bei Hofe wohl gelitten war. Die höchsten Damen und die hervorragendsten Männer bewarben sich um die Gunst und Gesellschaft des alten Commandeurs, den ein hartnäckiges Podagra immer an das Canapé fesselte. . . Der zweite Mann, der mich anzog, war Graf Firmian. Er hatte ein sehr ernstes und strenges Aussehen, war aber sehr freundlich, und ich verdanke ihm viel Belehrung. . . Ich sah auch jenen Fürsten Joseph Wenzel Liechtenstein, von dem man erzählt, daß ihm auf seine Bemerkung: „„Die Artillerie Eurer Majestät"" — die Kaiserin Maria Theresia unterbrechend entgegnete: „„Fürst, sagen Sie: meine Artillerie, denn Sie sind nicht nur ihr Meister, sondern ihr Schöpfer."" In der That behauptet man, daß der Fürst einen großen Theil seiner Einkünfte für die Artillerie verwendete. Er galt für den reichsten und großmüthigsten österreichischen Cavalier; man warf ihm aber auch einigen Hang zur Prahlerei vor. Man bemerkte, daß er ungewöhnliche Dinge gern erzählte; man widersprach ihm jedoch niemals, da solche Erzählungen niemand schadeten. Wirklich tapfer und als solcher allgemein anerkannt, ein glücklicher Feldherr, Sieger von Piacenza, hatte er dennoch manchmal das Aussehen eines Großsprechers."

„In dem Hause der Gräfin Harrach" — erzählt weiter der König — „machte ich die Bekanntschaft des Grafen Lucchesi, eines Sicilianers, General der Cavalerie in österreichischen Diensten. Ungeachtet seiner 50 Jahre, seines africanischen Gesichtes und einer ganz bizarren Ausdrucksweise verstand er es dennoch, alle Frauen zu erobern und sich gewisse Vorrechte in der Gesellschaft und selbst bei der Kaiserin zu erwerben. Es war dies zwar mehr eine Auszeichnung als eigentliche Gunst — dies verhinderte aber nicht, daß Lucchesi eine höchst unbequeme Persönlichkeit war, da die schönen Damen, selbst die höchstgestellten und die sittsamsten, welche er in seiner Sprache „„Ungeheuer der Schönheit"" zu nennen pflegte, in seiner Gegenwart einen Mann nicht einmal gnädig anzublicken wagten, wenn Lucchesi demselben zufällig ungewogen war. Mit einem Worte, Lucchesi war ein wahrer gesellschaftlicher Despot, dessen Tyrannei um so unerträglicher war, als sie durch keine wirklichen Rechte, am mindesten aber

Digitized by Google

durch die Kunst, Weibern und Männern zu gefallen, gerechtfertigt war. Seine Renommée in Wien datirte sich seit der Zeit, als er in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's von derselben zum Lohne für seine Kriegsthaten entweder ein Regiment oder eine Cocarde von Bändern verlangte, welche die Kaiserin trug. Eine so ritterlich gestellte Wahl brachte Lucheſi das Commando eines Regiments ein. Der Krieg von 1756 war eine Enttäuschung für Alle, welche auf die militärische Begabung Lucheſi's vertrauten. Uebrigens erzeigte er mir einige Höflichkeiten, und eines Tages bot er mir sogar eine Fähndrichstelle in seinem Küraſſierregimente an, was wahrlich ein nec plus ultra seiner Gunst war. Dieſes Anerbieten war der erste Anlaß, daß mein Bruder [1]) in den österreichiſchen Dienſt trat, wo sein Name sich einen guten Klang erwarb."

„Ich war auch Gast in dem Hauſe der alten Fürstin Victoria von Savoyen, einer Nichte und Erbin des berühmten Eugen, welche sich von ihrem Manne, dem österreichiſchen Feldmarſchall Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen ſchied und ein eigenes Haus führte. Sie hatte zwei Ehrenfräuleins, die Gräfinnen Kutulinsky, aus einer mähriſchen Familie. Die ältere, in die eine höchſte Perſon verliebt geweſen ſein ſollte, ſchien mir ſehr ſchön und höchſt anmuthig zu ſein, zumal als ſie mir den Vorzug vor einem Officier, einem geborenen Schweden, gab. Dieſer Umſtand, und zwei Beſuche, die ich dieſen Damen machte, wobei ſtets die jüngere Schweſter abweſend war, gaben dem mit dieſem Hauſe befreundeten Nuntius Sarbellioni Anlaß zur Vermuthung, daß ich die Gräfin Kotulinski zu ehelichen beabſichtige, was keineswegs der Fall war. Sarbellioni ſchrieb darüber meinen Eltern, die er noch von ſeinem polniſchen Aufenthalt her kannte. Die Folge davon war, daß mir mein Vater einen donnernden Brief ſchrieb, und mir mit der Verſchließung ſeines Hauſes drohte, wenn ſich die Vermuthung des Nuntius verwirklichen ſollte. Die Fürſtin von Savoyen verbat ſich meine Beſuche, und dieſer unangenehme Zwiſchenfall veranlaßte mich, Wien früher zu verlaſſen als es urſprünglich in meiner Abſicht gelegen hatte."

L. v. Lubitſch.

---

* Zur Geſchichte des Humanismus.

So viel auch ſchon für die geſchichtliche Darſtellung des Humanismus und der Humaniſten geſchehen iſt, ſo bleibt doch noch immer manches zu thun übrig. Beweis deſſen die vorliegende ſchöne ſorgfältig gearbeitete Studie über Beatus Rhenanus, in welcher gründliche, zum Theil ſehr mühevolle Forſchung mit geſchmackvoller Form zu einem erfreulichen Eindruck verbunden erſcheint! [2]) Beatus Bild, genannt Rhenanus, gehört zwar nicht zu den Geiſtern erſten Ranges unter den Humaniſten wie Agricola, Erasmus und Reuchlin, er

---

[1]) Der ſpäter ſo berühmte Marſchall Joſeph Poniatowski.

[2]) Beatus Rhenanus. Eine Biographie von Adalbert Harawitz. Wien, 1872.

Digitized by Google

hat die geistige Bewegung nirgends in neue Bahnen gelenkt, auch ist sein Leben nirgends durch hervorragende Momente oder durch einen tragischen Schluß wie etwa das Ulrich von Huttens bezeichnet, aber nennt man die geschultesten, fleißigsten, sittlich ehrenhaftesten Männer des deutschen Humanismus, so nennt man gewiß auch gar bald den Beatus Rhenanus. Er war ein Elsässer, seine Wiege stand in dem weinreichen Schlettstadt, seine Ausbildung erfuhr er in Paris, die eigentliche Richtung aber gab ihm nachher Erasmus in Basel. Erasmus war für ihn jedenfalls der geistig verwandteste von allen Zeitgenossen. An ihn schloß er sich mit innigster Liebe an. Mit ihm theilte er alle die Empfindungen, welche Erasmus und manchen anderen Humanisten bei dem Ausbruche der deutschen Reformation in eine so unangenehme Lage versetzten. Der Humanismus, aus Italien herüberkommend, hatte eben nach langen Kämpfen den Sieg errungen über die alte Geistesrichtung, er hatte begonnen sich auszubreiten über alle deutschen Gaue hin, er fing an alle Lehrstühle zu besetzen, da erhob sich wie mit Sturmeswehen eine neue Bewegung, welche nicht bloß die Oberfläche in Schwingung versetzte, sondern bis zum Grunde fuhr und die ganze Nation aufwühlte in allen ihren Schichten bis zur untersten Tiefe. Diese neue Bewegung, zum Theil angeregt und ermöglicht durch die des Humanismus, drängte diesen überall zurück und hemmte seine eben erst aufblühende Wirksamkeit. Im Geräusche der Tagesfragen, im Streite der religiösen Meinungen gedieh die stillere Wirksamkeit der Humanisten nicht länger. Kurz zuvor noch im Vordergrunde und ein Ziel der öffentlichen Aufmerksamkeit, mußten sie sich nun zufrieden geben, wenn man sie ruhig der Einsamkeit ihrer Studirstuben überließ. Was Wunder, daß dies nicht Allen gefiel, daß die Humanisten fast insgesammt über den Verfall der einst so regen Theilnahme für die classischen Studien Klage führten, daß endlich gar viele die Reformation als ein öffentliches Unglück ansahen, nachdem es klar geworden war, daß es nicht so glatt abgehen würde bei der Verbesserung der Kirche im Reiche, daß Unfriede und Aufruhr aus der neuen Saat emporwachse. Auch konnten wohl die Männer, deren geistige Ausbildung bereits fertig war, als Luther das Banner der Kirchenbefreiung aufrichtete, sich nicht leicht in die neue Zeit, die damit anhob, hineinfinden. Die Männer der alten Richtung sonderten sich naturgemäß von den Männern der neuen Richtung. Die ersteren, kurz zuvor noch die Vertreter des Fortschritts gehören fortan zu den Zurückgebliebenen, wenn nicht gar zu den Vertretern des Rückschritts. Zu den Männern, welche ihre Natur und Bildung zwang stehen zu bleiben, gehörten denn auch Erasmus und sein Freund Beatus. Der Letztere hat anfangs wie die Meisten den Donner, der von Wittenberg aus die schwüle Luft erschütterte, mit Freuden begrüßt, aber, als die Bauern aufgestanden waren und die Wiedertäufer sich rüsteten alles Alte zu zerschlagen, bald gefunden, daß das Unwetter Schöpfungen zerstöre, die ihm theurer waren als Alles, theuerer wenigstens als die Reinigung der Kirche von einigen Mißbräuchen, über die er wie Andere bald getrauert, bald gespottet. Ihm wie Erasmus wurde die Sache auch zu demokratisch, die Hereinziehung des großen Haufens war nicht nach ihrem Sinne. Die Zeit verlangte Männer und sie waren nur Gelehrte. Es galt zu kämpfen und sie wollten nur studiren. Seit 1525 verschwindet Rhenanus mehr und mehr in seiner Studierstube, arbeitete daselbst unabläßig, edirte und commentirte, aber unter den Männern, welche die geistige Zeitgeschichte machten, war ferner von ihm nicht die Rede.

Wenn wir an der mit Liebe ausgeführten Biographie durchaus reines Vergnügen fanden, so sei es uns doch erlaubt zum Schlusse einen Punkt zu berühren, in dem der Verfasser dem Beatus Rhenanus nicht ganz gerecht wird. Der Punkt ist nebensächlich für die Biographie, aber sonst von Wichtigkeit. Der Verfasser citirt eine Bemerkung aus einem Briefe des Rhenanus an Zwingli: „Christus ward in die Welt gesandt um uns die thörichten Neigungen zu den irdischen Dingen zu benehmen, die Liebe zum

Digitized by Google

Vaterlande, zu den Eltern, den Verwandten, der Gesundheit und den übrigen Gütern, und um zu zeigen, daß Armuth und die Unannehmlichkeiten dieses Lebens keine Uebel seien." Der Verfasser findet diese Aeußerung „mönchisch, noch ganz im Sinne des mittelalterlichen Systems geschrieben, man glaube Thomas a Kempis zu lesen". Ich muß gestehen, ich wüßte die Haupttendenzen der Lehrthätigkeit Christi, wie sie uns die Evangelien und besonders Matthäus und Marcus darstellen, nicht präciser zu formuliren, als durch die eben angeführten Worte. Jede Seite der synoptischen Evangelien zeigt, daß das „Gottesreich" nichts anderes anstrebt als die Abschwächung und Ertödtung aller der stärksten Motive des socialen und des politischen Lebens. Es ist eigentlich christliche Gesinnung, jede Neigung zu den irdischen Dingen als Thorheit zu erkennen, die Liebe zum Vaterland, zu Eltern und Verwandten in sich zu ersticken, die Gesundheit und, was ihr so wesentlich dient, das Vergnügen, zu verachten. Unwissenheit und freiwillige Armuth sind wesentlich christliche Tugenden. Auch die Reformatoren hätten keine andere Idee des christlichen Lebens aufstellen können. Als er jene Worte schrieb, war Rhenanus im vollen Rechte, Zwingli hat an ihnen gewiß keinen Anstoß genommen.

Rob. Roesler.

—k. „Statistische Skizze der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie." Von Dr. H. F. Brachelli, k. k. Regierungsrath und o. ö. Prof. in Wien ꝛc. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, 1872. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Die Thatsache, daß auf die erst vor kaum einem Jahre erschienene zweite Auflage dieses Werkchens eine dritte folgt, spricht wohl deutlich dafür, daß es einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entspricht, sowie andererseits der rühmlichst bekannte Name des Verfassers von vornherein für die Gediegenheit der Arbeit bürgt. Die uns vorliegende Schrift bildet gleichzeitig die Ergänzung zu der siebenten Auflage von Stein und Hörschelmann's Handbuch der Geographie und Statistik, welche bereits große Verbreitung und Anerkennung sich erworben und außer Prof. Wappäus in Göttingen, Dr. J. E. Gumprecht, Director Dr. Meinicke, Dr. J. H. Plath in München, J. H. Brauer in Hamburg, Dr. M. Block in Paris u. a. m. auch in Prof. Brachelli einen ihrer tüchtigsten Mitarbeiter gefunden hat. Dieselbe behandelt, wennauch in conciser Form, so doch in eingehender, gründlicher Weise Flächeninhalt und Bevölkerung, Bewegung der letzteren, Hauptstädte und größere Ortschaften, Nationalitäten, Religionsbekenntnisse, Land- und Forstwirthschaft, Bergbau, Hüttenwesen und Salinen, gewerbliche Industrie, Handel und Verkehr, Unterrichtsanstalten, Kirchenwesen, Staatsverfassung, Verwaltung, Finanzen, Kriegswesen und (im Nachtrag) die Provinzialisirung der Banater Militärgrenze. Alle Daten sind officiellen Ursprungs, die Bearbeitung ist eine äußerst sorgfältige, überall auf dem Standpunkt der neuesten Gesetzgebung und mit Rücksichtnahme auf die vielfachen administrativen Veränderungen, und liefert ein lehrreiches Culturbild der Monarchie. Mit einem Wort, Brachelli's „Statistische Skizze" bildet nicht nur ein sehr interessantes, sondern auch nützliches Handbuch, welches wir als ein für jeden Geschäftsmann, Lehrer, Publicisten, Beamten ꝛc. geradezu unentbehrliches Hülfsmittel bezeichnen müssen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Anselm Feuerbach [1]).

I.

Der Versuch, ein übersichtliches Bild von dem Entwicklungsgange eines noch lebenden Künstlers zu geben, hat an sich seine Schwierigkeiten. Dies gilt besonders vom bildenden Künstler. Während die Werke des Dichters zu voller Ueberschau in den Händen eines jeden Gebildeten sind, müssen wir die räumlich zerstreuten Arbeiten des Andern bald in schwer zugänglichem Privatbesitz, bald im Wirrwarr zeitweiser Ausstellungen zusammensuchen, bei der Vergleichung auf die Treue unseres Gedächtnisses angewiesen. Ein Gesammtüberblick ist selten oder nie möglich, und doch könnte ein solcher allein die volle Einsicht in das Wesen und Schaffen des Künstlers gewähren. Je mehr aber die Natur desselben das Gepräge des Ungewöhnlichen an sich trägt, dessen, was wir schöpferisch genial nennen, desto mehr auch wird sie sich durch Vielseitigkeit ihres Wesens, wie durch eine reiche und vielbewegte Entwicklung auszeichnen, muß deßhalb in ihrem inneren Zusammenhang aufgefaßt und verfolgt, muß studirt werden. Wie selten aber gönnt unsere rastlose Zeit sich Muße, den Entwicklungsgang eines begabten Menschen theilnehmend abzuwarten! Kaum daß verheißende Blüthen zu Tage getreten, begehrt sie auch schon die reife Frucht, und ist in der Folge nur zu sehr geneigt, über getäuschte Hoffnungen zu klagen, wenn die Früchte nicht rasch genug oder auch anders gestaltet erscheinen als die Erwartung sie träumte. Knüpft der Anfänger naturgemäß an Vorhandenes, Mustergiltiges an — rasch wird ihm Mangel an Originalität, Nachahmungslust zum Vorwurf gemacht; erhebt er sich zu selbständigem Schaffen — so verfolgt ihn der Ruf falscher Originalitätssucht.

Der Tieferblickende, ernstlich Forschende ist sich wohl bewußt, wie schwer, ja wie unmöglich es in den meisten Fällen ist, dem Unfertigen, noch Ringenden gegenüber jenen ruhigen, objectiven Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus die Nachwelt die vollendeten Thatsachen aufzufassen im Stande ist. Liegt es doch in der Natur der Dinge, daß große, über das Durchschnittsmaß hinausragende Erscheinungen der übersichtlichen Beurtheilung um so mehr sich entziehen, als ihre Thätigkeit eine dem allgemeinen Zeitbewußtsein vorgreifende zu sein pflegt. Dies vielleicht der Grund, weßhalb die Mitwelt so selten versteht, dem oft sich widersprechenden Verlauf eines solchen „Werdeganges" zu folgen, und daß ihr die Pfade als Ab- und Irrwege erscheinen, die das Genie

[1]) Geschrieben vor Feuerbachs Berufung nach Wien. D. Red.

Digitized by Google

mit seiner inneren Leuchte gefahrlos zum Ziele wandelt. Klagt doch selbst Goethe, die klarste Seele des Jahrhunderts, über die Welt und seine Freunde, daß sie ihn selten verstanden und nicht begreifen wollten, wie dem Götz der Tasso und die Iphigenie folgen konnten.

Ohne Frage ist unserer Zeit das rasche Verständniß für außergewöhnliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst besonders erschwert. Die Stellung des Künstlers von heute ist eine wesentlich andere, verglichen mit derjenigen des Künstlers der antiken Welt oder der italienischen Glanzperiode des fünfzehnten Jahrhunderts. Bildet doch die Neuzeit an sich mit ihrem Grundsatze der unumschränkten Geltung des Individuums den schroffsten Gegensatz zu der antiken sowohl als der mittelalterlichen Weltanschauung, die bei aller Grundverschiedenheit ihres Wesens in der Herrschaft des Glaubens und der Autoritäten übereinstimmen.

Es könnte als Widerspruch erscheinen, daß trotzdem die antike Welt gleichwie das Mittelalter der Entwicklung großer Individualitäten günstiger waren als unsere Gegenwart. Die Lösung des Räthsels liegt indeß näher als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Gerade der widerspruchslose Zusammenhang, in welchem der antike Mensch sich mit der Allgemeinheit fühlte, mußte die harmonische Entwicklung seiner Kräfte begünstigen, während der moderne mit seinem entbundenen Einzelbewußtsein sich nur allzu oft im Widerspruch zu Zeit und Umgebung befi det und seine Entwicklung dadurch gehemmt und erschwert sieht. Nur wo die Gesinnung des Einzelnen ganz durchdrungen ist von herrschenden großen Zeitideen, begreifen sich universelle Erscheinungen wie die eines L. da Vinci, Rafael und Michel Angelo, die inmitten ihrer von endlosen Parteikämpfen zerklüfteten Zeit unbeirrt den Weg auf die Höhe ihrer Zeit durchmessen. Hätten sie ihre Kraft in innerlichem Ringen nach Klarheit über ihre Aufgaben und Ziele vergeuden müssen, nie wäre es ihnen möglich gewesen, das Riesengebiet dreier Künste zu bewältigen, Maler, Bildhauer und Architekt zu sein in einer Person und nicht selten Dichter, Musiker und Gelehrter dazu!

Im Gegensatz zu diesen kunstgesegneten Zeiten, in welchen sich der Einzelne, sicher vor Ab- und Irrwegen, reflexionslos der allgemeinen Strömung anvertrauen konnte, sieht sich das moderne Talent den widersprechendsten Antrieben einer schöpferisch eben so unsicher tastenden wie kritisch anspruchs- und widerspruchsvollen Gegenwart preisgegeben.

Die Phantasie des heutigen Künstlers, in der Wahl der zu behandelnden Stoffe weder durch traditionelle Gesetze, noch durch allgemein herrschende Stylart gebunden, bewegt sich in völlig schrankenloser Freiheit auf dem ins Unendliche erweiterten Stoffgebiet realer und idealer Lebens- und Geschichtsmomente. So bieten denn unsere Kunstzustände in der That den Anblick der in Anarchie aufgelösten Herrschaft des persönlichen Gutdünkens und Gefallens, während gleichzeitig eine nicht minder willkürliche individuelle Kritik sich als Autorität an die Stelle sanctionirter Ueberlieferung zu setzen gewöhnt hat. Da jeder

Digitized by Google

herrschen und niemand gehorchen will, giebt es außer den von der Natur selbst gesetzten Schranken nur einen und zwar den verhängnißvollsten Damm gegen die Ausschreitungen der Phantasie, nämlich das Gesetz des Angebots und der Nachfrage, die Bedürfnisse des Kunstmarktes, den Geschmack oder Ungeschmack des Käufers.

Die Kunst Griechenlands und Italiens, durch strenge, im religiösen Bewußtsein wurzelnde Kunstüberlieferungen geistig gebunden, war vor ähnlichen Gefahren behütet. Der Segen des Auftrags, der Bestellung zu großen geheiligten Zwecken ruhte außerdem auf der Arbeit des Künstlers, dem der Begriff des Kunstmarktes im heutigen Sinne vollkommen fremd war. In die ernste Weihe seiner Werkstätte ist spät erst — zur Zeit des Kunstverfalls — der Geist der Speculation eingedrungen, denn was heute als ein ästhetisches Verbrechen oder wenigstens als eine Art Geistesarmuth zählt, die Anlehnung an das überlieferte Gute, heute Nachahmung genannt, war im Alterthum die Seele aller Kunst.

Ist es zu verwundern, wenn bei so wesentlich veränderten Verhältnissen es dem lebenden Künstler selten gelingen will, die Gesammtheit oder auch nur einen ansehnlichen Bruchtheil derselben für sich und sein Werk zu interessiren? Ist es zu verwundern, wenn seine Gesinnung Noth leidet unter den willkürlichen Forderungen des Marktes, bei dem abweichenden Geschmack und Bildungsgrad derer, die von den Interessen der Kunst meist nur flüchtig, als von einer Luxussache berührt werden?

Umgekehrt zwingt sich denen, die der angeborne Adel der Gesinnung vor solchem Verderben bewahrt, am Schlusse einer von Versuchen erfüllten Laufbahn nicht selten das schmerzliche Bewußtsein eines völlig oder halbverfehlten Lebens- und Schulganges auf. Sah doch selbst Cornelius in seinem Alter sich zu dem Geständniß veranlaßt, daß er beklage, die technische Seite seiner Kunst über deren geistiger Pflege vernachlässigt zu haben.

Nicht jede Zeit ist bestimmt, alle Aufgaben des Lebens gleichmäßig und vollständig zu lösen. Die Natur aber treibt in verschwenderischer Fülle stündlich nach allen Richtungen hin neue Keime an das Licht und nährt auf diese Weise jenen ewigen tragischen Gegensatz zwischen sich und dem, was wir das Schicksal nennen; denn die Gegenwart wird nur demjenigen gerecht, der ihren Interessen unmittelbar und greifbar dient; nur für das, was sich ihrer Einsicht aufzwingt, was sie begreift, bezahlt sie den vollen Preis. Jede Epoche hat deßhalb naturgemäß ihre Lieblinge und ihre Stiefkinder, wenn es auch nicht selten die letzteren sind, die der Theilnahmslosigkeit oder Anfeindung der Welt mit Wohlthaten lohnen.

Die Gegenwart, selten eingedenk der Lehren der Geschichte, anstatt der Sicherheit ihres Urtheils zu mißtrauen, ist stets aufs neue geneigt, dieselbe Schuld auf sich zu laden, um derentwillen sie die Vergangenheit so gerne anklagt, und lehrt uns damit, daß die Pflicht der Mäßigung und Schonung

Digitized by Google

gegen die ringenden und strebenden Elemente der Zeit die am schwersten zu übende und am seltensten geübte ist.

Wenn es der olympisch erleuchteten und vom Geschick begünstigten Natur eines Goethe gelungen, inmitten einer widerspruchsvollen Gegenwart das Ideal des antiken Menschen — die Aussöhnung der inneren mit der äußeren Welt — vorbildlich für uns wiederherzustellen, ist es gerecht, sich dabei zu beruhigen und zu vergessen, wie viel selbst diese erlauchte Dichtergestalt unter den Angriffen seiner Zeitgenossen zu leiden hatte? Ist nicht die herrliche Kraft eines H. v. Kleist dem Zwiespalt mit der Außenwelt erlegen? Ist nicht Franz Schuberts lichter Stern, unbeachtet von der Mitwelt, im Meer des Elends versunken, und die neueste Gegenwart, hat sie nicht allzu spät die von Kampf und Alter gebleichten Schläfen Genelli's mit spärlichem Lorbeer geschmückt?—

Verstehen es doch die Inquisitoren der Kunstkritik auch heute noch, ihre Opfer auf die Folter zu spannen; nur daß dieselbe den unverfänglichen Namen „Tagespresse" führt und daß die Folterung je nach Umständen durch Jahrzehnte fortgesetzt wird.

Die überwiegende Rolle, welche der Kritik heutigen Tages im Gegensatz zu früheren Zeiten auf dem Gebiete der Kunst zugefallen ist, scheint uns eine im Ganzen noch zu wenig betonte Eigenthümlichkeit unserer Zustände. Hat einerseits die ungeheure Entwicklung der modernen Presse starken Antheil an dieser Thatsache, erklärt sich dieselbe andererseits doch wohl vorwiegend aus dem mehr wissenschaftlich forschenden als künstlerisch schöpferischen Drang der gesammten Zeitrichtung. Ihr genügt es nicht mehr, das Schöne als holdes Geschenk der Götter und ihrer bevorzugten Lieblinge in Demuth hinzunehmen; auch hier soll Gesetz und Regel erforscht, der geheimnißvolle Schleier, der das Bild zu Sais verhüllt, gelüftet, mit einem Wort, eine Wissenschaft des Schönen begründet werden.

Es ist das unbestrittene Verdienst dieses Forschungstriebes unserer Zeit, die glänzende Kunsterbschaft der Vergangenheit wieder zu unserem geistigen Gemeingut gemacht und uns gelehrt zu haben, neben den praktischen Forderungen des Tages das Schöne, mit anderen Worten die Kunst, als des Lebens begehrenswertheften Schmuck und Inhalt zu achten und zu pflegen. Wenn sicht trotzdem alle Anstrengungen unfruchtbar erwiesen haben, dem Inhalt des modernen Lebens zu einem idealen künstlerischen Ausdruck zu verhelfen, so beweis dies eben nur, wie wenig das dem positiven Gestaltungsvermögen vorgreifende und überlegene Urtheil berufen ist, die schöpferischen Kräfte des Einzelnen zu befruchten, während es die Gesammtheit zu unterrichten und zum Kunstverständniß heranzubilden strebt. Gestehen wir es nur: es wird dadurch gar häufig das schöpferische Talent jener glücklichen unbewußten Zuversicht beraubt, die wir mit dem Worte Naivetät zu bezeichnen pflegen, und die zu jedem gedeihlichen künstlerischen Schaffen erste Vorbedingung ist.

Digitized by Google

In der Kunstentwicklung Griechenlands war eine vergleichende Kritik im heutigen Sinne von vornherein unmöglich. Unbewußt, mit der Zähigkeit eines genialen Instincts, erzeugte und gebar der hellenische Volksgeist sein Kunstideal.

Nun ist es aber ein Anderes, als Zeitgenosse eines Phidias oder Raphael unmittelbar unter demselben Einfluß einer an geistigen Impulsen wie an technischen Ausdrucksmitteln gleich reichen Kunstüberlieferung mitzuschaffen — ein Anderes, inmitten einer neuen, völlig veränderten Weltanschauung und ohne die Vortheile einer langher vererbten Schul- und Kunstfertigkeit den Meisterwerken einer fernliegenden großen Epoche gegenübergestellt zu sein. Während in dem ersten Falle selbst der handwerksmäßige Kunstbetrieb jener Zeiten zu einem bewunderungswürdigen Grade der Vollendung sich erhob, sieht die Gegenwart nur zu oft ihre begabten Talente an unlösbaren Aufgaben sich abmühen.

Dieser häufige Conflict zwischen Wollen und Können ist es, welcher der modernen Kritik das Dasein gegeben; aus den Lücken der künstlerischen Entwicklung fristet sie ihr Leben; so mag es wohl erklärlich erscheinen, daß die Mittelmäßigkeit, in deren Leistungen bei den bescheidenen Grenzen ihrer Ziele und Aufgaben jener Gegensatz zwischen Wollen und Vollbringen in der Regel ausfällt, von der gewöhnlichen Kritik verstanden und häufig gefeiert wird, während das Bedeutende und Große, welches in seinem Streben nach schöpferischer Gestaltung dem gewohnten Maßstab sich entzieht, als unbequem und unbegreiflich dem Tadel und der Verfolgung anheimfällt.

Wenn erbitterter und andauernder Widerstand auf eine außergewöhnliche Bedeutung des Angefeindeten schließen ließe, in der That, kaum ein zweiter Künstler dürfte größeren Anspruch auf die Bezeichnung Genie erheben als Anselm Feuerbach. Von seinem ersten Auftreten an ist ihm zwanzig Jahre hindurch bis zu dieser Stunde die aufgeregte Tageskritik auf Weg und Steg in leidenschaftlicher Controverse gefolgt, gleich unbegrenzt und freigebig in Tadel wie in Lob, wennauch unter Vorwiegen des ersteren.

Dieser aburtheilenden Kritik gegenüber ist es nachgerade Pflicht, einer Erscheinung von der Bedeutung Feuerbachs dadurch gerecht zu werden, daß die verschiedenen entscheidenden Factoren, welche die Entwicklung eines Jeden bedingen und bestimmen, Herkunft, Erziehung, natürliche Anlagen, Schulgang und die wesentlichen Einflüsse der Zeit mit in das Bereich der Untersuchung zugezogen werden, eingedenk der Worte Goethe's in Wilhelm Meisters Lehrjahren:

> „Es läßt sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler thun müssen, und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entschiedensten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unsäglich der Fleiß, der zu seiner Ausbildung nöthig ist."

Digitized by Google

II.

Die Familie Feuerbachs gehört zu jenen seltenen bevorzugten Geschlechtern, in denen die Natur nicht müde wird, durch Generationen ihre Gaben an Geist und Talenten zu verleihen. Der Rechtswissenschaft, der Philosophie, der Archäologie und der bildenden Kunst hat sie innerhalb eines Jahrhunderts je einen hervorragenden Vertreter geliefert.

Anselm Feuerbach, Enkel des berühmten Juristen, ist der Sohn des geistvollen Archäologen Feuerbach. Die großen Erwartungen, welche des Vaters Erstlingswerk, „Der vaticanische Apollo", erregte, sollten leider durch Krankheit und frühes Lebensende des Verfassers unerfüllt bleiben. In die Zeit der Entstehung dieses Werkes fällt die Geburt Anselm Feuerbachs.

Die frühreifen, bereits im siebenten Lebensjahre sich entwickelnden Anlagen des Knaben für die bildende Kunst erhielten durch den in dem elterlichen Hause herrschenden Geist classischer Bildung sorgsame Nahrung und eine bestimmte Richtung. In der Folge sollten sämmtliche Pflegestätten moderner Kunst, die irgendwelchen Anspruch auf selbständige Bedeutung machen können, der Reihe nach ihren Einfluß auf die Entwicklung des Künstlers geltend machen. Düsseldorf, München, Antwerpen, Paris, Venedig, Florenz und Rom bilden in steigender Linie die folgerichtigen Ab- und Einschnitte im äußeren wie im inneren Leben des Künstlers. Feuerbach hat als echter Sohn seiner Zeit der Einwirkung all dieser Einflüsse rückhaltslos und ohne Bedenken sich hingegeben. Er fühlte instinctiv, daß im engen Banne der Heimat heutzutage weder Mensch noch Künstler ganz und voll sich zu entwickeln vermögen. Wie oft auch die Kritik in prophetischen Anwandlungen ihm den Untergang weissagte oder denselben als geschehen constatirte, die Kraft seiner Individualität war stärker als sie alle. Feuerbach begegnete dem Widerspruch der Welt lediglich mit seiner rastlosen unermüdenden Productivität, in welcher nur gänzliche Poesielosigkeit die Fülle jener gesunden Lebensheiterkeit verkennen kann, die den sinnigen Inhalt und Hauptreiz einer Menge seiner Arbeiten bildet. Denn aus der Fülle des Lebens, nicht aus Chroniken, wächst ihm, wie jedem wirklichen Dichter, der nie zu erschöpfende Stoff zu. Wie dem Künstler der Renaissance Leben und Kunst ein im Begriff des Schönen aufgehendes Ganze war, so kennt auch Feuerbach weder Kategorien, noch Specialitäten. Jeder Richtung scheint er anzugehören, jeder treulos zu sein; nichts ist ihm zu gering, nichts zu hoch; seien es spielende Kinder oder hellenische Philosophen, schlichte Vorgänge des Alltagslebens oder eine Scene unter den Bewohnern des Olymps. Was Wunder, daß eine an geistloses Classificiren gewöhnte Kritik in ihrer Verlegenheit ihn bald unter den Historien-, bald unter den Genremalern aufführt, und daß ihr als ruheloses, unsicheres Suchen, Tasten und rathloses Experimentiren erscheint, was nichts ist als der zum Kunstwerk umgebildete Reflex der lebendigen Außen-

Digitized by Google

welt, sowie dieselbe in der Phantasie einer reichen Künstlernatur eigenthümlich sich spiegelt und sichtbar ausprägt.

Ueberblickt man die reiche Summe dieser Thätigkeit, dürfte sich der Entwicklungsproceß Feuerbachs nach Ausschluß der frühesten Lehrjahre in drei Perioden zerlegen lassen.

Die erste, welche die Zeit seines Aufenthalts in Düsseldorf, München, Antwerpen und Paris umfaßt, läßt sich als Sturm- und Drangperiode bezeichnen.

Die zweite beginnt mit Venedig und Florenz und schließt die ersten zehn Jahre seines Aufenthaltes in Rom in sich ein. Wir bezeichnen dieselbe wohl am zutreffendsten als die Periode der inneren Sammlung.

Die dritte umfaßt die letzten Jahre seines römischen Aufenthalts und stehen wir nicht an, dieselbe sowohl nach Inhalt wie nach Form als die classische zu bezeichnen.

Unter den zahlreichen Arbeiten aus der ersten Periode heben wir, als dieselbe besonders charakterisirend, nur zwei Werke hervor: „Hafis in der Schenke“ und „Tod des Pietro Aretino.“

Hafis in der Schenke, 1852 in Paris entstanden, kam in Berlin zum erstenmal zur Ausstellung. Die kritische Welt empfing die Schöpfung des ihr unbekannten Künstlers mit einer, halb von Erstaunen, halb von Entrüstung gemischten Empfindung. Die Keckheit der Conception und eine allem Gewohnten widerstreitende virtuose Vortragsweise riefen unter den Fachgenossen einen Sturm von Opposition hervor, während der Gegenstand an sich unverdienten Anstoß erregte. Die Summe kritischer Weisheit gipfelte übereinstimmend in dem Urtheil, daß aus dem Werke ein unverkennbar großes Talent spreche, dem indeß bei dem eingeschlagenen Wege die Gefahr des Untergangs drohe. Eine vereinzelte Stimme nur wagte aus dem paradiesischen Lächeln des morgenländischen Sängers dem Künstler eine Zukunft zu weissagen.

Ein ähnliches Schicksal traf das 1854 in Karlsruhe entstandene Werk: Tod des Pietro Aretino. Zwar rühmte man den genialen Wurf des Ganzen, die leidenschaftliche Tragik des Moments und den bekannten „Sturm des Feuerbach'schen Faltenwurfs“, aber ein neues Moment der Verurtheilung gesellte sich zu den frühern, der Vorwurf der Nachahmung venetianischen Colorits, ein Vorwurf, der von da ab durch die entschiedensten Wandlungen seiner Technik den nachfolgenden Arbeiten so lange gemacht wurde, bis die graue Färbung des platonischen Gastmahls der Kritik Veranlassung bot ihr Bedauern auszusprechen über die Verirrung eines Künstlers, der bis dahin „seine entschiedensten Triumphe den Vorzügen seines Colorits zu danken gehabt“.

Das zweite Stadium in der Entwicklung Feuerbachs manifestirt am auffälligsten in dem, 1858 auf römischem Boden entstandenen Werke „Ein Spaziergang Dante's“, ein Bild voll ruhigen Seelenadels, in welchem man vergebens nach den charakteristischen Eigenschaften der vorausgegangenen Periode sucht.

Digitized by Google

Auch dieses vielumstrittene Werk trat in Berlin zum erstenmal an die Oeffentlichkeit um diesmal die Kritik entschieden in zwei Lager zu theilen. Bewunderung hier, Bedenken dort; doch wurde der überwiegenden Mehrzahl Angesichts des Werkes klar, daß die Weissagung vom drohenden Untergang des Künstlers zum mindesten verfrüht gewesen.

Die weiteren Arbeiten aus dieser Periode finden ihre glänzendste Vertretung in der v. Schack'schen Galerie zu München. Es sind vorwiegend heitere, idyllische und Liebesscenen: Eine Nymphe, musicirende Knaben belauschend; badende Kinder; Hafis am Brunnen, einer anmuthigen Frauengruppe Märchen erzählend; Petrarca, die betende Laura zum ersten Male erblickend; Francesca da Rimini u. a. m. Nur in einem einzigen Werke schlägt der Künstler einen tiefernsten Ton an, in einer „Pietà". Maria ist in leidenschaftlichem Schmerz über den Leichnam ihres Sohnes hingesunken, während drei Frauen, in Gebet versunken, am Eingang der Gruft knieen.

Ueberblickt man die ganze Reihe dieser Schöpfungen, so tritt aus ihnen mit immer größerer Bestimmtheit das bewußte Streben nach scharf aus- und durchgebildeter Form und einer selbständigen, bis zur Durchsichtigkeit klaren Färbung hervor, während der Künstler offenbar in eben so bewußter Selbstverläugnung die frühere Neigung für leidenschaftlich bewegte Stoffe, wie dieselbe besonders im Aretino hervortritt, zurückdrängt.

Als erste Frucht dieser innern Sammlung und der nun völlig gereiften Kraft ist die in Leipzig befindliche Iphigenie auf Tauris zu bezeichnen, mit welcher nach Vorwurf, Auffassung und Behandlung die Periode in Feuerbachs Entwicklung anhebt, die als die classische bezeichnet wurde. Stofflich begegnen wir in derselben neben einer zweiten Iphigenia, Orpheus und Eurydice, den Gestalten des platonischen Gastmahls, Medea und den Göttinnen im Urtheil des Paris.

Orpheus, die schattenhafte Gestalt Eurydicens zur Seite, schreitet, die Leyer in der Rechten, mächtigen Schrittes dem matten Lichtstrahl entgegen, der aus der Oberwelt in die dunkeln Räume des Schattenreichs dringt, die beiden Gestalten mit fahlem Licht übergießend. Der Gegensatz zwischen der von höchster Lebensenergie erfüllten Gestalt des Orpheus zu der willenlos, wie im Traume dahinwandelnden Eurydice ist von ergreifendster Wirkung. Dagegen scheint in der Farbenscala des breit und kühn hingeworfenen Bildes jede auffällige Steigerung absichtlich vermieden, ähnlich wie in dem bald darauf entstandenen größeren Werke Feuerbachs, dem Gastmahl des Platon.

Dieses jetzt im Privatbesitz zu Hannover befindliche Gemälde war auf der großen internationaleu Kunstausstellung in München zum ersten und einzigen Mal dem Urtheil der Welt zugänglich und standen sich diesmal die mächtige Wirkung des Werkes auf das Publicum, und die mit höchster Bitterkeit geführte verurtheilende Fachkritik schroff entgegen. Indessen endete der Streit

Digitized by Google

mit einem glänzenden Verkauf des Bildes und ist dabei nur zu beklagen, daß es im Privatbesitz ein unzugänglicher Schatz geworden.

Es ist wahr, auch Bewunderer des Gastmahls konnten sich nicht alle in die eigenthümliche Färbung des Bildes finden, wenn dieselbe auch in der Zeit des Vorgangs, der ersten Morgendämmerung, theilweise ihre Erklärung finden mochte. Dem Künstler lag, der Natur eines antiken Stoffes entsprechend, die Betonung der formalen Seite offenbar so vorwiegend am Herzen, daß er fürchten mochte, durch Hinzufügung des modern wirkenden Elements einer entschieden farbigen Behandlung das Wesentliche der Sache zu beeinträchtigen. Die durchaus klare harmonische Grundstimmung des Ganzen hätte dennoch Jeden belehren müssen, daß nur eine coloristisch hochgeschulte Kraft eines solch durchgeführten Localtons Herr zu werden im Stande ist. Die Lösung des Problems, die gewissermaßen gegensätzlichen Elemente antiker Formvollendung und moderner Farbengebung zu verschmelzen, ist an sich eine so gewaltige Aufgabe, daß Jeder, der nicht geradezu an dem Versuch scheitert, heutzutage gerechten Anspruch auf schonendes Urtheil erheben darf. Aus Feuerbachs Symposion spricht aber in der That ein so groß gedachtes und gestaltetes Leben, daß von einem Scheitern an dieser Aufgabe mit nichten die Rede sein kann. Besonders die Gruppe der Philosophen verräth eine so hohe Fähigkeit des Individualisirens im großen Styl, daß ihre Vorzüge wohl entschädigen können für den Mangel an höherem Farbenreiz. Die Verschmelzung des geistigen und sinnlichen Lebens, der Grundzug hellenischer Kunst und Poesie, ist hier in einem glücklichen Geistesmoment zusammengefaßt, der dem Beschauer die philosophisch geschichtliche Idee im Gewande der lebenvollsten Realität vergegenwärtigt und den tiefen Inhalt der platonischen Erzählung in vollem Umfang zur Geltung bringt.

Das Publicum hat mit instinctivem Gefühl dies verstanden und dem Bilde in München seinen Erfolg trotz Kritik und Jury gesichert.

Die letzten Jahre brachten als hervorragendes Zeugniß von Feuerbachs staunenswerther Arbeitskraft, neben einer Anzahl kleinerer Werke, zwei Gemälde von ungewöhnlichen Dimensionen: „Medea's Abschied" und „das Urtheil des Paris".

Der vielgegliederte und vielseitig gestaltete Mythus der Medea ist von Feuerbach nach dessen charakteristischer Weise selbständig in seinem tiefsten menschlichen Inhalt erfaßt worden. Die den spätern Lesarten der Medeen-Sage angehörenden Attribute von Dolch und Drachenwagen bei Seite lassend, stellt er einfach die verbannte Fürstin in dem Augenblick des Abschieds von ihren Kindern dar.

Die furchtbare Tragik des möglichen Mordes ist als „Geahntes", „Kommendes" in die verhüllte Gestalt der Amme verlegt, während im Ausdruck der Medea noch das Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit ankämpft gegen den unheimlich im Grund ihrer Seele lauernden Gedanken an die unnatürliche That. Denn

Digitized by Google

wäre sie eines besseren Gefühles bar, wo läge dann das Tragische der Situation? Medea wäre dann nichts als ein gemeine Verbrecherin, unwürdig der wahren Kunst zum Vorwurf zu dienen.

Den technischen Theil des Bildes anlangend, ist dasselbe von der gewissenhaftesten Durchbildung und Klarheit; das Colorit im Gegensatz zum Symposion voll der kühnsten Steigerungen, wie denn auch bei richtigem Standpunkt des Beschauers, zur Linken des Bildes, die Conception des Ganzen von einleuchtender Einfachheit erscheint und die als allzu rasch getadelte Verjüngung der Nebengestalten durch den idealen Werth der Hauptfiguren ins Gleichgewicht kommt.

Seit Lessing seinen Laokoon geschrieben, ist es ein eben so wenig bestrittener, als viel außer Acht gelassener Satz, daß für ein Werk der darstellenden Kunst derjenige Moment der günstigste ist, welcher zwischen dem Geschehenden und dem zu Erwartenden auf der Grenze stehend, — die Phantasie des Beschauers in Spannung erhält. Feuerbach ist sowohl in der Medea, als in dem „Urtheil des Paris" dieser Regel gefolgt. Wie in der Medea der Ausgang der Tragödie außerhalb des Bildes in das Bewußtsein des Beschauers verlegt wird, so auch „die Wahl" des Paris, welcher seitab im Halbdunkel ruhend seines Amtes harrt, während die Göttinnen in siegesgewisser Gelassenheit ihre Vorbereitungen treffen. Völlig entkleidet, eine Rückenfigur mit sanftem Profilkopf steht im Centrum des Bildes die blondhaarige hellängige Venus. Die Flechten ihres Haares ordnend, blickt sie, ihres Sieges gewiß, in den von Amoretten emporgehaltenen Spiegel. Im strengsten Gegensatz zu dem zierlichen Bau ihrer schlanken Gestalt sitzt zur Linken des Bildes, mit dem Ausdruck der Strenge in den fast herben Zügen, Minerva noch völlig bekleidet, mit ihrer Rechten zögernd die Agraffe ihres Obergewandes lösend, während Juno inmitten der Beiden in der Haltung stolzer Ruhe den Blick zur Erde senkt. Nicht die geringste Communication findet zwischen ihnen und dem durch einen launigen Machtspruch des Olympiers aufgedrungenen Richter statt. Das Bewußtsein göttlicher Existenz hat nichts gemein mit der sterblichen Creatur.

Wenn einzelne Kritiker, scrupulöser als Paris, erklärten, keine der Göttinnen des Bildes in Bezug auf Form oder Farbe des Preises würdig zu finden, so beweist dies zunächst nichts, als daß einem wehrlosen Werke der Kunst überhaupt Alles nachgesagt werden kann, bis und so lang, kraft der stillen Wirkung seines simpeln Daseins, diese Widersprüche sich zum festen dauernden Urtheil abgeklärt haben. Kein Werk Feuerbachs hat die Werkstätte verlassen, welches man nicht anders gewünscht oder erwartet hätte. Immer seine neueste Arbeit ist als die tadelnswertheste erschienen, während die früheren, anfänglich nicht minder angegriffenen, eben so entschieden rasch in der Schätzung steigen.

Ein kurzes Wort noch gebührt dem neuesten — und man darf wohl sagen — dem feinsten und seelenvollsten Bilde Feuerbachs, der zweiten Iphi-

Digitized by Google

genie [1]). Am Meeresufer hinter einer Felsenbrüstung sitzend, blickt sie in Sehnsucht aufgelöst halb abgewandt in die Ferne. Das Bild wirkt wie ein Goethesches Lied, dessen Klang im Herzen bleibt, wenn das Wort verhallt ist.

Wir haben hier nur die Hauptwerke erwähnt und eine Menge kleinerer Arbeiten von mehr oder weniger Bedeutung bei Seite gelassen. Eine Fülle von Handzeichnungen höchsten künstlerischen Werthes geben außerdem Zeugniß von dem gewissenhaften Studium des Meisters. Wenn schöpferische Phantasie, poetische Tiefe, freies Gestaltungsvermögen im Verein mit dem technischen Wissen und Können und einer nie ermüdenden Productionskraft den wahren Künstler bedingen, so wüßten wir nicht, wer diesen Namen mit größerem Rechte verdienen könnte als Anselm Feuerbach. Es liegt nahe zu fragen, warum die Popularität dieses Künstlers trotzdem eine so langsam wachsende ist? Die Erklärung hiefür liegt unstreitig mit in der Wahl der von ihm behandelten Stoffe, die fast ausschließlich dem Süden angehören. Nur Weniges darunter ohne localen Charakter könnte auch der Heimat des Künstlers entstammen. Das Interesse der großen Menge wird aber vorwiegend von dem Stofflichen bedingt und angeregt. Die Vorzüge der Form und dessen, was ein Werk in erster Linie zum Kunstwerk stempelt, ist die Sache der Gebildeten. Die Zahl dieser aber ist auf künstlerischem Gebiete geringer als irgend sonst.

Die bildende Kunst ist mehr als alle andern abhängig von äußern Bedingungen. Der Süden hat ihre schönsten Früchte gezeitigt. In dem jenseits der Alpen liegenden Geheimniß der Form liegt denn auch der, selbst bei Goethe's urgesundem Wesen sich bis zur krankhaften Sehnsucht steigernde Reiz der Anziehung, welcher das nordische Künstlergemüth von altersher mit magnetischer Kraft nach dem Süden, dem gelobten Lande der Kunst lockte. Wie sollte dies bei dem Künstler anders sein, der auf den Reichthum und die Schönheit der Natur einerseits, auf die classische Durchbildung der Ideen und die ewig giltigen Muster andererseits ganz allein angewiesen ist?

Wer die Bedingungen kennt, unter welchen die kategorische Künstlernatur Feuerbachs arbeitet, weiß, wie wenig äußerlich und zufällig er in der Wahl seiner Stoffe sowohl als in deren Auffassung und Behandlung zu verfahren pflegt, daß es nichts als seine streng ausgeprägte Persönlichkeit ist, die seinen Schöpfungen jenes Etwas verleiht, was wir in dem Begriff der Originalität zusammenfassen und welches ihm in so hohem Grade eigen ist, daß er sich dadurch den Vorwurf der Laune, der Willkür, der Caprice zugezogen hat. Ihm schwebt kein unbestimmtes und nebelhaftes, sondern ein völlig klares Ziel unverrückt vor Augen. Dieses, dem Augenblick vorausgreifende Bewußtsein geht so weit, daß er bestimmte Stoffe Jahrzehnte voraus, als Aufgaben der Zukunft und einer erst mit der Zeit zu erlangenden Reife, im Geiste vor- und durchbildend festhält, während er in richtiger Schätzung seiner Kräfte sich mit

[1]) Das Bild befindet sich in der Stuttgarter Galerie.

Digitized by Google

voller Hingabe der Lösung kleinerer Aufgaben zuwendet [1]). In dieser eigenthümlichen, über ihre nächsten und letzten Ziele klaren Grundstimmung des Künstlers liegt auch der Schlüssel für seine Neigung sich in Bezug auf seine künstlerische Thätigkeit nach außen abzuschließen. Was fertig in seiner Seele liegt, verträgt keinen fremden Rath. Nach dem einfachen Wahrspruch, daß nur auf dem Wege des unausgesetzten Studiums das Höchste in der Kunst zu leisten sei, daß die eminenteste Begabung sich nie ohne die große Lehrmeisterin Natur genug dünken dürfe, verfährt er bei seinen Arbeiten mit einer fast pedantischen Genauigkeit. Auf diese Weise drängte ihn sein, unter dem Einflusse Italiens immer stärker erwachendes Natur- und Formgefühl mit aller Macht zur individuellen Darstellung. Wenn Feuerbach auf diesem steilen, mühevollen Wege zuweilen gestrauchelt und über das Maß hinausgeschritten sein sollte, so ist es Angesichts seiner letzten Schöpfungen nicht wohlgethan, wie es geschehen, von seinem Untergang, sondern es ist an der Zeit von seinem Aufgang zu reden, vielmehr Zeit, die alte Untugend abzulegen, unter den Augen des Auslands die edelsten der Unsrigen selbst herunterzusetzen.

Wir sprechen von nationaler Kunst! Sagen wir doch lieber: Jeder Künstler und jedes Kunstwerk, insofern sie beide bedeutend genug sind zur Freude und zum Ruhme der Nation beizutragen, ist national im besten Sinne des Wortes. — Keinem Vernünftigen wird es beikommen die nationale Bedeutung unserer großen Dichter deßhalb geringer anzuschlagen, weil die überwiegende Zahl ihrer Werke andere als vaterländische Stoffe behandelt. — Nicht das Stoffliche, sondern die einer künstlerisch befähigten Nation innewohnende *Seele* ist es, die der Kunst, in weitester Fassung des Wortes, den Stempel des nationalen Gepräges aufdrückt, nach dem ganzen Umfang der Charakter-, Geistes- und Gemüthsanlagen eines Volkes. In diesem Sinne ist Goethe's Iphigenie eines der schönsten Kunstdenkmäler unserer Nation.

Daß wir in Feuerbach einen der glänzendsten Vertreter deutscher Kunst zu erblicken haben, hat Fr. Pecht Angesichts des platonischen Gastmahls mit den Worten ausgesprochen, daß die Hoffnungen und die Zukunft unserer Kunst wesentlich mit auf Feuerbach ruhen, und — hätte derselbe hinzufügen sollen — auf denen, die sie zu schützen und zu fördern die Macht besitzen, denn die Pflicht des Künstlers, sein Bestes zu geben, schließt auch das Recht der Forderung an die Mitwirkung der Welt ein, damit er an einer großen idealen Aufgabe mit seinen höheren *Zwecken zu wachsen* vermöge.

München. *Julius Allgeyer.*

---

[1]) Das Gastmahl des Platon hat den Künstler 12 Jahre lang in der Idee beschäftigt, ehe es zur Ausführung kam. Dasselbe gilt von seiner in der Entstehung begriffenen Amazonenschlacht, deren erster Entwurf den fünfziger Jahren angehört.

Digitized by Google

Karl Freiherr vom Stein in Oesterreich.

Vom Universitätsdocenten Dr. Ferdinand Lentner.

Maluerim veris offendere quam adulando placere.

II.

In Brünn beschäftigte sich Steins reger Geist mit dem Wohle und Wehe Oesterreichs, das für den Moment seine Heimat geworden war und für die Wiederherstellung eines unabhängigen Deutschlands zu waffnen begann. Eifrig studirte er die Heeresverhältnisse des Kaiserstaates, im Stillen den Plan nährend, das stehende Heer durch eine zahlreiche Landwehr zu stützen.

Auf eigene Verantwortung hin bestärkte er Gneisenau in dem Vorhaben, nach Prag zu kommen und dort eine deutsche Legion zu formiren.

Die Dinge entwickelten sich leider langsam und unbeholfen; um so rühriger war Napoleon. Inmitten der Vorbereitungen überrascht, vergaß man ganz von Steins Thatkraft und Erfahrung Nutzen zu ziehen.

Gentz bezeichnet dies in seinem Schreiben vom 17. April 1809 an Baron Stein als einen unersetzlichen Verlust für die österreichische Sache, welche Artigkeit Stein mit der Bemerkung ablehnte, daß jede zudringliche, unberufene Rolle seinerseits zwecklos sein und seine Manneswürde schädigen würde.

So blieb denn Stein obwohl ihm Stadion die Erlaubniß erwirkt hatte, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, in Brünn, Linderung schöpfend aus der Begeisterung und Opferwilligkeit der österreichischen Bevölkerung.

„Ich wünschte" schrieb er an die Prinzessin Wilhelm, „Ew. Köngl. Hoheit wären Zeuge von den Aeußerungen des vortrefflichen Geistes der in dieser Monarchie herrscht; man leistet mit Bereitwilligkeit jedes Opfer, um das kostbare Gut der Nationalunabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten. . . Eben so menschenfreundlich ist die Nation als sie brav ist. Bei der Herkunft von 7000 bei Aspern Blessirter zeigten sich allgemein diese wohlthätigen Gesinnungen."

„In diesem Lande", sprach er sich in einem anderen an Scheffner gerichteten Schreiben aus, „herrscht Gutmüthigkeit, gesunder Menschenverstand, Frömmigkeit; dieses nebst Wohlstand, Reichthum an Naturproducten und ein mildes Klima macht den Aufenthalt angenehm. Die Menschen wollen immerfort und beharrlich die Fortdauer des Kampfes um Selbständigkeit und Unab-

Digitized by Google

hängigkeit und ihre Anstrengungen sind sehr groß und kräftig. Es ist eine Freude, die edlen guten Gesinnungen, die Bereitwilligkeit, die unter diesem braven Volke herrscht, Alles zu dulden und aufzubieten, um sich vor Untergang zu erretten, zu sehen. Bei Ihnen wandelt man den Weg der Unentschlossenheit und des schwankenden Willens der zum ruhmlosen Verderben führt."

In demselben Schreiben gab er auch der Ansicht unverhohlenen Ausdruck, daß durch die dankenswerthen Verordnungen Joseph II. und Franz II. der Zustand der bäuerlichen Bevölkerung in Oesterreich viel glücklicher als jener in Preußen sei.

Es stammen überhaupt aus dieser Zeit seines Aufenthaltes in Brünn höchst beachtenswerthe Betrachtungen über die österreichischen Zustände, insbesondere das Heerwesen, die Justizpflege, das Unterrichts- und Erziehungswesen und die Finanzwirthschaft. Ganz besonders gewähren mehrere intercipirte Correspondenzen Steins klare Einsicht in dessen Denkweise über das Staatswesen überhaupt, wie sie v. Sybel in seiner Denkschrift wohl nicht immer präcise genug angedeutet hat.

Wenn beispielsweise daselbst gesagt wird: „Er erkannte mit vorausschauender Einsicht schon inmitten des 18. Jahrhunderts den wirklichen deutschen Zukunftsstaat", so liegt in dieser Annahme eine kaum zu rechtfertigende Behauptung.

Freiherr vom Stein zählte vielmehr zu jenen, die da meinten, Preußen müsse mit Oesterreich Hand in Hand gehen, um in edlem Wetteifer zu Schutz und Trutz das befreite Deutschland auch von seinen inneren Banden zu lösen. Gegen einen deutschen Zukunftsstaat, der unter Ausschluß Oesterreichs zu Stande kommen sollte, würde er eben so freimüthig Einsprache erhoben haben, wie dies später sein Gesinnungsgenosse Gervinus that.

Es ist richtig, der geniale Staatsmann hat es in seiner während des Feldzuges gegen Rußland abgefaßten „Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung" als eine Vorbedingung des Bestandes Deutschlands hingestellt, daß mit der alten Reichsverfassung entschieden gebrochen werde, mit jenem kläglichen Staatsmechanismus, dessen Bestandtheile fortwährend einander entgegenarbeiteten, dessen bewegende Kraft von jeher eine centrifugale war, genährt von hierarchischen, particularistischen, durchwegs selbstsüchtigen Tendenzen, gewährleistet durch den westphälischen Frieden, welcher der fortwährenden Auflehnung der Glieder gegen das Haupt eine legale Sanction verlieh, auf die Spitze getrieben in den schmachvollen Rheinbundszeiten. Es ist eben so wahr, daß ihn der Wunsch beseelte, an Stelle dieses kläglichen Gebildes eine vollkommen consolidirte, aus einem Gusse hervorgegangene monarchische Verfassung zu setzen, allein abgeneigt jeder unvermittelten abenteuerlichen Unternehmung, befürwortete er die Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen unbeschadet der Selbständigkeit der Mittelstaaten, insofern sie mit den

Digitized by Google

Kastenvorrechten aufräumen, sich auf ein kräftiges freies Bürgerthum stützen und in einen solchen äußeren Verband willigen würden, der es der Fürstenmacht nicht jeden Augenblick ermöglichte, eine Scheidewand zwischen Gesammtreich und Volk aufzurichten.

Die Grundzüge dieser auf dem dualistischen Systeme und der Repräsentativform ruhenden Verfassung hat Stein später in einem Entwurfe vom 10. März 1814 entwickelt, welcher in dem Memorandum vom 16. Juli seine Vervollständigung gefunden hat.

Wer diese beiden Elaborate im Zusammenhalte mit den vielen in Steins Briefen niedergelegten social-ethischen und staatsrechtlichen Ideen einer Aufmerksamkeit würdigt, wird zunächst die Ansicht bestätigt finden, daß der erfahrene Staatspolitiker jenem modernen Axiom: „Conflicte führen zur Machtfrage und wer die Macht erhält, muß dieselbe ausnützen, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stille stehen könne“ entschieden abgeneigt war. Er hatte in diesem Grundsatze jene edelste und weiseste Staatskunst vermißt, welche jeder Aufnöthigung entbehren kann, weil sie es versteht, selbst dissentirende Elemente durch die Rechtsidee dauernd der gemeinsamen Sache unterzuordnen.

Stein konnte sich eben mit jenem formalen Rechtsstaate nicht befreunden, welcher ohne Beziehung auf die Sittlichkeit der Handlungen die Freiheit oder vielmehr die Willkür nur soweit beschränkt, als durch sie nicht jene der andern beeinträchtigt wird. Er faßte den Staat als etwas Positiveres, Inhaltvolleres, als die von den Menschen gegründete Anstalt auf, in welcher die Vernunft und Sittlichkeit des Geschlechtes verwirklicht werden soll, mithin auch die Freiheit, weil diese in der Herrschaft der Vernunft und der Sittlichkeit besteht. Beide aber sind die Postulate der über allem Wechsel der Dinge erhabenen Erkenntniß, welche in der Wissenschaft ihren Ausdruck und in dem Unterrichte ihre Verallgemeinerung findet. Darum bilden Wissenschaft und Unterricht die beiden Angelpunkte im Staatswesen. Beide müssen seiner Sorgfalt und Ueberwachung anvertraut sein auf allen Lebensgebieten, selbst auf dem religiösen.

Nicht etwa als ob Stein, wie von Sybel andeutet, die Kirche durch den sänftigenden Einfluß der in ihr fortlebenden edlen und reinen Formen der Mystik zur Zuchtanstalt für die Volksmassen für ganz besonders qualificirt erachtet hätte, sondern weil sie als die zur Verwirklichung des religiösen Lebens der Menschheit gestiftete Anstalt das Gebiet der Vernunft und Sittlichkeit eben so zu pflegen hat wie der Staat, zumal sie den Anspruch erhebt, im Besitze der höchsten, über alle menschliche Wissenschaft erhabenen Weisheit zu sein. Daraus folgert er ein inniges Zusammengehen des Staates mit der Kirche, freilich nicht mit jener, welche in dem Bekenntnisse dogmatisch-starrer Lehrsätze ein Genüge findet, sondern jener, die aus der geglaubten Theokratie allmälig eine verstandene zu machen sucht, die Allen, welche im Lichte des Gedankens leben wollen, die Erkenntniß vermittelt, daß aller Weisheit Anfang das Göttliche sei.

Digitized by Google

„Das gesammte Erkennen", lautet eine beachtenswerthe Stelle seiner Meditationen, „ist eine zusammenhängende Kette intellectueller Thätigkeiten, in welcher Altes und Neues untrennbar verschlungen sind. Dieses wurzelt in jenem; allein aus der alten Wurzel treiben neue Sprossen, und in der entwickelteren Wiedererzeugung liegt ein Fortschritt, der freilich nicht ein geradliniger, sondern vielmehr einer Spirale vergleichbar ist, die in rotirender Bewegung allmälig aufwärts steigend, immer höhere Berührungspunkte erreicht."

In diesem Bilde liegt Steins conservatives Programm ausgedrückt, dessen praktische Verwerthung innerhalb des Staates ihn zu folgenden Erwägungen führte: Die Bewegung im Staatsleben vollzieht sich nicht nach streng rhythmischen Gesetzen, sondern in einem gewissen ungebundenen, ungeregelten Verlaufe, welcher von zwei Potenzen, jener der Veränderung und jener der Ruhe in gleicher Weise abhängig ist. Keine dieser Potenzen darf ausschließlich die maßgebende sein, sonst wird in dem einen Falle die Umwälzung, im anderen die Stagnation hervorgerufen.

Es liegt nun in der Natur der Sache, daß das Princip der Veränderung das ursprüngliche, active und aggressive, jenes der Ruhe das spätere, passive, jedoch widerstandsfähigere sei. Für jede Auctorität, welche sich nicht aufgibt, erwächst hieraus die Nothwendigkeit, beide Principien derart mit einander zu vereinigen, daß in der Bewegung ein gewisses ruhiges Ebenmaß zum Ausdruck gelangt; das kann aber nur wieder der Fall sein, wenn die bewegenden Factoren, die sog. „herrschenden Ideen", vernunftgemäß und sittlich sind.

Die Staatsgewalt hat daher das höchste Interesse daran, die Natur dieser herrschenden Ideen, welche in Tagen der Spaltungen und Zerwürfnisse, der unermüdlich regen Sophistik und absichtlichen Verdächtigung redlichen Strebens nur zu leicht verkannt wird, vorurtheilsfrei im Hinblick auf deren geschichtliche Entwicklung zu erforschen. Sie muß zu diesem Zwecke die Wissenschaft in ihre Dienste nehmen, die fernab von jeder dämonischen Leidenschaft die Dinge mit richtigem Maße abzumessen bemüht ist, und weil sie nicht auf einen realen Erfolg hinarbeitet, viel leichter den Vorwurf der Halbheit ertragen kann, erhoben von Leuten, welche die Weisheit des askräischen Sängers nicht begreifen, daß die Hälfte oft mehr als das Ganze bedeutet, daß kein Staat nach Theorien aufgebaut worden ist, daß Zweckmäßigkeit und Bedürfniß rathen, von der Strenge des Systems nachzulassen und gleichsam nur die Grundpfeiler und Mauern des Erkenntnißbaues aufzurichten, manche Zuthat und Ausschmückung aber der Einzelarbeit anheimstellend.

Obwohl nun Freiherr v. Stein in einer Zeit diesen Gedanken nachging, in welcher die Idee der rohen Gewalt ausschließlich zur Herrschaft gelangt war, ja sich sogar die Anerkennung der Mehrheit gewonnen hatte, fand er über der rücksichtslosen Bekämpfung dieser Idee doch Sammlung genug, jene momentan verdrängten Ideen, Religion, Vaterlandsliebe, Stammesbewußtsein, bürgerliche

Digitized by Google

Freiheit u. s. w. einer Prüfung zu unterziehen und über die Mittel zu ihrer Wiederbelebung nachzudenken. Jede Kraft erlahmt, meinte er, wenn sie nicht geübt wird; demnach muß der Staat das Uebungsfeld, die fortwährende Schule für den intellectuellen und moralischen Capitalseinsatz sein, über welchen ein Volk verfügt. Es gibt keine Seite des Lebens, wohin dessen bildender und erziehender Einfluß nicht reichen müßte.

Diese Nothwendigkeit, läßt sich die Denkschrift vom März 1810 „Ueber das Unterrichtswesen in Oesterreich" vernehmen, ist lange Zeit außer Acht gelassen worden. Oesterreich hat in doppelter Beziehung Manches nachzuholen.

Was die Erziehung betrifft, so müssen die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, der religiöse Sinn und alle edlen Gefühle geweckt, und es muß dem Hange zum Genußleben entgegengewirkt werden. Die Erziehung soll dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang an Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation verbreitet werde. Es sind daher gymnastische Uebungen in den Schulen, Waffenübungen in höheren Lehranstalten, Einrichtungen im Sinne des Milizsystems u. s. w. dringend zu empfehlen.

Nicht mindere Sorgfalt soll auch dem Unterrichtswesen zugewendet werden, und es ist zunächst sehr zu bedauern, daß man noch immer ansteht, eine größere Gedankenfreiheit zu gewähren, die Ideen aus den vorgeschriebenen Zauberformeln der Macht zu befreien, dem System der Reglements und Förmlichkeiten zu entsagen, welches ohne eigenen Erfolg die Thätigkeit der anderen lähmt. Oesterreich sollte die deutschen Gelehrten mehr benützen, seine Unterrichtsanstalten verbessern und einen tüchtigen Fachmann an die Spitze des gesammten Bildungswesens stellen.

Den Grund des mangelhaften Bildungswesens in Oesterreich sah Freiherr v. Stein in der streng aristokratischen, durch keine Mitwirkung eines anderen Standes gemäßigten Staatsform, welche nothwendig der Heranbildung der Beherrschten abhold sein mußte, damit diese nicht durch ihre Bildung den Schein oder Anspruch der Ebenbürtigkeit gewännen, und da die Bildung eine Macht ist, dem aristokratischen Regime gefährlich würden. Er kam daher zu dem Schlusse, eine gemischte, monarchisch-constitutionelle Staatsform würde auch in Oesterreich den Aufschwung der Wissenschaft und Volksbildung am sichersten begünstigen, weil sie ohne drückende Ueberwachung oder Bevormundung, ohne Begünstigung der Rückschrittsversuche dem freien Gedanken genügenden Spielraum gewährt, und weil es ihr zuträglich ist, daß die Erkenntniß sich durch alle Schichten der Bevölkerung verbreite.

Während sich Freiherr v. Stein mit dieser und ähnlichen Fragen über Oesterreichs innere Lage beschäftigte, nahmen die Dinge auf dem Kriegsschauplatze einen verhängnißvollen Verlauf, die englische Unterstützung blieb aus, Oesterreich wurde nach heldenmüthiger Gegenwehr abermals niedergeworfen.

Digitized by Google

In Folge der Schlacht von Wagram wurde Stein genöthigt, nach Troppau zu flüchten. Dort entwarf er abermals in nimmermüder Hast Insurrectionspläne, Instructionen, ja sogar einen Operationsplan, welcher auf das Eingreifen Großbritanniens berechnet war.

Gentz und der Prinz von Oranien wurden in diese Projecte eingeweiht, welche durch den Abschluß des Wiener Friedens abermals zu nichte wurden.

Freiherr v. Stein war durch diese neue Enttäuschung hart betroffen, aber nicht entmuthigt. Manchmal überkam ihn wohl eine Hinneigung zur Traurigkeit, eine vorübergehende Hoffnungslosigkeit, welche er im Kreise theilnehmender Freunde und im regen geistigen Verkehre mit denselben siegreich niederzukämpfen gedachte. Er beschloß daher, seinen bleibenden Aufenthalt in Prag zu nehmen. Aus diesem Anlasse erhielt Stadions Nachfolger, Fürst Metternich, der Vater des späteren Reichskanzlers Clemens Lothar, welcher damals noch den Grafentitel führte, von dem Freih. v. Hager nachstehenden Bericht vom 28. April 1810:

„Der ehemalige königlich preußische Minister Freiherr v. Stein hat im vorigen Jahre mit Bewilligung Sr. Majestät anfangs unter einem fremden, dann aber unter seinem wahren Namen zu Brünn seinen Aufenthalt genommen. Nun hat derselbe nach Inhalt angeschlossenen Schreibens des mährisch-schlesischen Herrn Landeschefs erklärt, daß er gesonnen sei, nach Prag zu übersiedeln und dort in Zukunft seinen Aufenthalt zu nehmen. Da ich mich sehr wohl erinnere, daß man im vorigen Jahre einigermaßen Bedenken trug, dem Freiherrn v. Stein den Aufenthalt in Prag zu gestatten, so habe ich die Ehre, Eure fürstlichen Gnaden um die gefällige Eröffnung zu ersuchen, ob die gegenwärtigen politischen Verhältnisse hierin kein Hinderniß legen."

Diese Anfrage wurde am 4. Mai von Seite des Fürsten mit nachstehendem Billet erledigt:

„In dem mir von Eurer Excellenz unter dem 28. v. M. mitgetheilten Schreiben des mährisch-schlesischen Herrn Landeschefs wird der bevorstehenden Uebersiedlung des Freiherrn v. Stein bloß im Vorbeigehen und als einer bereits ausgemachten Sache erwähnt, so daß man fast voraussetzen sollte, daß er sich die hiezu erforderliche Bewilligung bereits unmittelbar höheren Orts zu verschaffen besorgt gewesen ist. In hergebrachtem Dienstvertrauen kann ich jedoch Ew. Excellenz nicht bergen, daß die Unterbleibung einer solchen Uebersiedlung in vielerlei Hinsichten wünschenswerther gewesen wäre, nicht als ob gegen die Person des Freiherrn v. Stein das mindeste Bedenken obwaltete, sondern weil in seinen bekannten Verhältnissen ihm nur eine weise Zurückgezogenheit frommen kann und Prag ein zu großer Schauplatz ist, um dort nicht bald bemerkt zu werden und dadurch Discussionen zu veranlassen, die leicht für Herrn v. Stein selbst unangenehme Folgen haben könnten und an deren Beseitigung heutzutage mehr als je gelegen ist."

Diesem Wunsche gemäß wurde der Landeschef von Mähren Graf Lazansky beauftragt, Stein unvermerkt und absichtslos von seinem Vorhaben

Digitized by Google

abzubringen, allein dieser Versuch wurde durch eine schriftliche Erklärung Steins abgeschnitten, welche Baron Hager mit folgendem Begleitschreiben vom 12. Mai dem Fürsten Metternich vorlegte:

„Zu meinem nicht geringen Befremden entnehme ich aus angeschlossenen zwei Zuschriften des Grafen Lazansky, daß Freiherr v. Stein seine Uebersiedlung nach Prag auf eine Bewilligung gründet, die er, wie das in Abschrift angeschlossene Schreiben vom 8. Februar d. J. zeigt, von dem Herrn dirigirenden Minister der auswärtigen Geschäfte über eine Allerhöchste Entschließung erhielt, und worin sogar vorkommt, daß der Herr Graf von Wallis in Prag von dieser auch von Seiner Majestät bewilligten Uebersiedlung nach Prag verständigt worden sei. Es ist zwar richtig, daß ich im April v. J. nach Einvernehmen mit dem Herrn Grafen von Stadion dem Freiherrn v. Stein sogar die Reise und den Aufenthalt in Wien gestattete, allein die damaligen politischen Verhältnisse rechtfertigten in jeder Beziehung eine solche Anordnung. Ob nun in den politischen Verhältnissen vom 8. Februar d. J. an bis gegenwärtig nicht eine Veränderung vorgefallen, muß ich der ferneren Beurtheilung Eurer fürstlichen Gnaden überlassen, jedoch erlaube ich mir, nicht den Wunsch zu bergen, daß es der löblichen geheimen Hof- und Staatskanzley gefällig gewesen sein möchte, mich, sowie den Grafen von Wallis von der am 8. Februar d. J. ertheilten Bewilligung zu verständigen."

Auf diese Zuschrift erfolgte am 17. Mai folgende Erledigung Metternichs:

„Da sich laut der mir von Eu. Excellenz unter dem 12. d. gefällig gemachten Mittheilung, deren Beilagen anschlüssig zurückfolgen, die von mir geäußerte Vermuthung, daß Freiherr v. Stein die Bewilligung zu seiner Uebersiedlung von Brünn nach Prag bereits unmittelbar erhalten haben dürfte, bestätigt, so kommt hierüber nichts Weiteres zu erinnern.

Freiherr v. Stein hat indessen in einem ganz neuerlichen Schreiben an mich die Absicht zu erkennen gegeben, in dem nächstfolgenden Monat Julius zur Herstellung seiner Gesundheit die Bäder von Baden bei Wien zu gebrauchen, was ich meines Ortes nach dem Vorausgegangenen mich nicht befugt zu sein glaubte ihm abzuschlagen, indessen aber unter einem nicht verweile, Eure Excellenz zu verständigen."

In Prag lebte Stein neu auf. Männer von Geist, Charakter und Stellung wie Stadions Bruder Friedrich, die Grafen Sternberg, Oberstburggraf Franz Kolowrat, Graf Czernin u. A. bildeten einen wissenschaftlichen Cirkel, in welchem er sich besonders heimisch fühlte. Mittlerweile hatte die Verwaltungskrise in Preußen unter dem Ministerium Altenstein einen bedenklichen Höhepunkt erreicht. Letzteres sah sich genöthigt, die Leitung der Geschäfte an Freiherrn v. Hardenberg abzutreten.

In arger Verlegenheit wegen der Regelung der Finanzverhältnisse wandte Hardenberg sich an Stein, und dieser war trotz der geringen Sympathien, welche ihm Hardenbergs Charakter einflößte, und ungeachtet des herben Un-

Digitized by Google

dankes, welchen er erfahren hatte, in seinem selbstlosen Edelmuthe unverweilt erbötig, mit Rath und Hilfe zur Hand zu sein. In einer entlegenen Bauernhütte im Riesengebirge trafen sich beide Staatsmänner Mitte September, um die europäische Weltlage zu besprechen, Grundsätze und Pläne für die Zukunft zu verabreden und namentlich ein festes Zusammengehen von Oesterreich und Preußen vorzubereiten. Hardenberg, gewandt, versatil und ziemlich oberflächlich, wie ihn Niebuhr charakterisirt, griff vorsichtig zu halben Maßregeln, Stein, feurig, entschlossen und gründlich, nahm die Sache ernst und strenge wie er selbst war, zumal die Freundschaftskomödie von Erfurt durch die zwischen Frankreich und Rußland im Jänner 1811 eingetretene Spannung sich ihrem Ende zuzuneigen begann. Er knüpfte mit seinen zuverlässigsten Freunden Humboldt, Gneisenau, Schön, Graf Münster und ganz besonders mit dem über die russischen Zustände trefflich informirten Staatsrath Kunth neue Verbindungen an, da sein Scharfblick sofort die Keime neuer Kriegswirren auf Rußlands Steppen sich entwickeln sah.

Von mehreren seiner Weisungen und Entwürfe aus dieser Zeit gelangten Abschriften und Auszüge in den Besitz der österreichischen Polizei-Hofstelle.

Das Intercept einer solchen besonders interessanten Correspondenz dirigirte Freiherr v. Hager an den Minister der auswärtigen Geschäfte, Grafen Metternich, mit nachstehender Bemerkung: „Wie aus diesem Schreiben nebst mehreren mir zugekommenen Daten hervorgeht, bemüht sich Freiherr v. Stein seit einiger Zeit, durch seine Connexionen auf das preußische Cabinet und durch dieses auf Rußland zu wirken, damit letzteres sobald als möglich zum Kriege gegen Frankreich bestimmt werde. Er hält den gegenwärtigen Moment für den einzigen und letzten, in welchem Rußland in Vereinigung mit England und Preußen einen Schlag gegen Frankreich ausführen könne.

Eurer Excellenz dürfte nunmehr nach diesen Umständen der Inhalt des Briefes klar werden. Mit diesen Angaben stimmt zwar anliegender Bericht der Prager Stadthauptmannschaft, den Herr Graf v. Kolowrat mir soeben eingesendet hat, und worin die Beobachtungsresultate über Freiherrn v. Stein zusammengestellt sind, nicht ganz überein; da er jedoch in anderer Beziehung nicht uninteressante Daten enthält, so habe ich die Ehre, solchen Eurer Excellenz zur gefälligen Einsicht mitzutheilen."

Unter Rücksendung der den Freiherrn v. Stein betreffenden Papiere bemerkte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß in denselben die von der Polizei-Hofstelle hervorgehobene Tendenz keineswegs zu verkennen sei, weßhalb es nicht undienlich sein dürfte, der Prager Stadthauptmannschaft hierüber einen vertraulichen Wink zu geben, um ihr die Beobachtungen zu erleichtern.

Diese Beobachtungen wurden denn schlecht und recht fortgesetzt; sie hatten es weniger auf eine Invigilirung Steins, als vielmehr der französischen Agenten abgesehen, welche dessen Befreiungspläne, zumal Oesterreich und Preußen

Digitized by Google

zur Hilfeleistung gegen Rußland erbötig waren, sehr ernst genommen haben würden.

Dieser Besorgniß wurde die österreichische Regierung unvermuthet durch die Anzeige Steins enthoben, daß er nach Rußland abzureisen gedenke, wohin ihn Kaiser Alexander berufen habe.

Auf diese Meldung hin bezeichnete Kaiser Franz eigenhändig unterm 7. Juni 1812 die den Freiherrn v. Stein betreffenden Vorträge als erledigt.

Der Krieg brach aus. Das Glück war anfangs dem französischen Kaiser treu. Nach zwei verlorenen Hauptschlachten und der Einnahme Moskau's drängte die Friedenspartei am russischen Hofe und vor Allen die Kaiserin Mutter und der Großfürst Constantin zum Friedensabschlusse. Nur Freiherr v. Stein und Wenige mit ihm riethen zu fester Ausdauer und äußerster Anspannung aller Kräfte; mit welchem Erfolge, ist bekannt. Einen Augenblick schwankte Alexander auf dem Vormarsche den Niemen zu überschreiten und seine Sache zu jener Deutschlands zu machen, allein Steins patriotischer Eifer besiegte die Hindernisse der national-russischen Partei, und Yorks kühner Schritt rüttelte Preußen aus der verhängnißvollen Lethargie auf. Oesterreich säumte nicht, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen. Stein übernahm während des Feldzuges die Centralverwaltung der befreiten Länder. Er arbeitete, um dem begonnenen Werke Dauer und Festigkeit zu sichern, eine Denkschrift aus, welche eine Theilung des gesammten deutschen Landes zwischen Maas, Mosel, den Vogesen und der Schweiz zwischen Oesterreich und Preußen befürwortete und warnte zugleich eindringlich vor jeder verständnißlosen politischen Assimilation, weil Lage und Verhältniß beider Regierungen ihren Völkern gegenüber wesentlich verschiedene seien. Die halbe Arbeit, welche der Wiener Congreß zu Stande gebracht, die mangelhafte Bundesverfassung, welche der Reaction Thür und Thor öffnete, entsprachen seinen Wünschen und Erwartungen so wenig, daß er sich in das Privatleben zurückzog und fortan der Wissenschaft lebte. Es war ein stilles, gleichmäßiges Dasein, welches er auf seinen Gütern führte.

Sein Lieblingsstudium bildeten auch fernerhin die Staatswissenschaften. Als Landtagsmarschall auf den Provinziallandtagen Westphalens war er im engeren Kreise unablässig für die Bedürfnisse des Bürgerstandes und der unteren Classen thätig, deren Wohlfahrt ihm so sehr am Herzen lag. Ueber die große Politik, ihre persönlichen und realen Factoren, ihre Ziele und Irrwege tauschte er in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem hochbegabten vortrefflichen Freiherrn v. Gagern seine Meinung aus; die Sammlung dieser Briefe, von Letzterem im Jahre 1833 veröffentlicht, bildet eine wahre Fundgrube für das Verständniß dieser ereignißreichen Epoche. Thätig einzugreifen in die politische Entwicklung, welche durch die Schwerter geschaffen und fast gleichzeitig durch die Federn halb verdorben ward, konnte sich Stein nicht mehr entschließen. Er lehnte daher in richtiger Voraussicht der kommenden Dinge das ihm von Oesterreich

Digitized by Google

angetragene Präsidium des Bundestages dankend ab, war aber doch innig erfreut durch diese Kundgebung bedeutsamen Vertrauens, die ihm am Abende seines Lebens von einem Staate zu Theil wurde, zu welchem er sich besonders hingezogen fühlte und für dessen Herrscherhaus er eine unbegrenzte Verehrung hegte. Der sprechendste Beweis hiefür liegt in der Thatsache, daß Stein bei seinem Projecte einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichte des mittleren Zeitalters vor Allen an den Erzherzog Karl von Oesterreich dachte. An ihn sandte er zuerst jenen bekannten von Pertz in seiner Biographie Steins abgedruckten Entwurf mit folgendem bisher noch unveröffentlichten Begleitschreiben vom 30. Juni 1816:

Durchlauchtigster Erzherzog!

Euer kaiserlichen Hoheit als einen Freund und seltenen Kenner der deutschen Geschichte lege ich beikommenden Plan eines Vereins vor zur Sammlung, Aufbewahrung und Benützung der Quellen der deutschen Geschichte. Der Plan ist das Resultat der Berathung mehrerer achtbarer deutscher Gelehrten, und ich erbitte mir für ihn unterthänig höchst dero Aufmerksamkeit und Schutz.

Deutsche Geschichte, die in der Vorzeit hauptsächlich in Beziehung auf die Entwicklung der Kirchen und Staatsverfassung bearbeitet wurde, wird gegenwärtig nach einem größeren vielseitigeren Gesichtspunkt behandelt werden müssen, es ist daher nothwendig sich zu bemühen, den Schatz von Geschichts Quellen jeder Art, der sich in denen Staats Archiven findet, die durch die Verbindung mit denen Secularisirten Archiven vergrößert werden, kennen zu lernen, bekannt zu machen, das Abhanden gekommene wieder auszuforschen und zu sammeln.

Nach Lambecius und Kollar enthält die kaiserliche Bibliothek zu Wien noch große Schätze, seit dem Erscheinen der Arbeit des letzten, also seit 1762, ist von ihnen nichts bekannt worden, und doch müssen sie sich durch Secularisirung der Klöster ungemein vermehrt haben, und durch Verbindung von Salzburg Berchtesgaden und dem Deutschmeisterthum mit der österreichischen Monarchie. Vergleicht man die Beschaffenheit der Quellen Sammlungen so unsere Nation besitzt, mit denen der Engländer, Franzosen, Italiener, so ist ihre Unvollkommenheit fühlbar, und dennoch ist unsere Geschichte vielseitiger, reicher an großen Männern, und an großen Ereignissen, in den Gang der europäischen Geschichte tiefer eingreifend — also von einem viel größeren Interesse, für die Nation und für die europäische Menschheit.

Euer kaiserliche Hoheit haben ihr bereits ihre Aufmerksamkeit gewidmet, daher darf ich hoffen, daß der anliegende Plan zur Bildung einer

Digitized by Google

Gesellschaft die sich ausschließend mit ihr beschäftigt einiges Interesse für Höchstdieselbe haben werde.

Ehrfurchtsvoll verbleibe ich

Euer kaiserlichen Hoheit

unterthäniger Diener

Freiherr v. Stein.

Nassau, den 30. Juni 1816.

Die Beantwortung dieses Briefes behielt sich der Erzherzog persönlich vor. Das Handbillet desselben scheint sich unter dem Nachlasse Steins nicht vorgefunden zu haben; zweifellos hat es die huldreiche Zusage wärmster Förderung des patriotischen Unternehmens enthalten, welches rüstig vorwärts schritt.

Nach beinahe zehnjährigen umsichtsvoll geleiteten Vorarbeiten erschien im Jahre 1826 zu Frankfurt der erste Theil der Sammlung unter dem Titel: Monumenta Germaniæ historica, durch welche sich ihr Gründer ein Denkmal gesetzt hat, dauernder als Erz.

Es mag bei dieser gedrängten Darstellung sein Bewenden haben. Sie durfte die Kenntniß von den Beziehungen Steins zu den größten europäischen Angelegenheiten, zu den denkwürdigsten Begebenheiten unseres Jahrhunderts voraussetzen [1]) und wollte nur das Schicksal des gewaltigen Verfechters deutscher Treue und Sitte in seinem Tiefgange verfolgen, in jenen Jahren, in welchen er geächtet und verbannt Oesterreichs Schutzbefohlener war.

Publicationen des „Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens".

Unter den Provinzialvereinen Deutschlands für Geschichte nimmt unstreitig der oben genannte, welcher seinen Sitz in Breslau hat, eine hervorragende Stellung sowohl in Bezug der Trefflichkeit des von ihm veröffentlichten historischen Materials, als auch hinsichtlich der Gediegenheit der Abhandlungen ein,

---

[1]) Vergl. Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Sechs Bände 1850—1855.
Steins Selbstbiographie, abgedruckt im sechsten Bande. Abtheilung II. des Pertzschen Werkes.
Gagern: Mein Antheil an der Politik. Abtheilung IV. 1833.
Varnhagen: Denkwürdigkeiten.
E. M. Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Anhang. 1840.
v. Hormayr: Taschenbuch für vaterländische Geschichte, 1839.
Wiesmann: Steins Lebensabend, 1331.
Leben des Freiherrn vom und zum Stein (anonym), 1850.
v. Sybel: Am Denkmal Steins. Festrede, 1872.

Digitized by Google

welche in der von dem Vorstande der Gesellschaft, Dr. C. Grünhagen, redigirten Zeitschrift des Vereins zum Abdruck gelangen. Für uns Oesterreicher haben diese Publicationen darum ein weitaus höheres Interesse denn die irgendeines andern historischen Provinzialvereins Deutschlands, weil Schlesien bis zu Maria Theresia's Regierungsantritt ein integrirender Theil der habsburgischen Monarchie und seine Geschichte mit der Böhmens und Mährens auf das innigste verwoben war, und weil die Geschicke Oesterreichisch-Schlesiens bis zum Jahre 1740 ohne genaue Kenntniß der Geschichte des übrigen, jetzt zu Preußen gehörigen Schlesiens unverständlich bleibt. Die Schriften des Vereins, zu denen der Codex diplomaticus Silesiæ (9 Bände), die Scriptores rerum silesiacarum (6. und 7. Bd.), die Acta publica (3 Bde.) und die Zeitschrift (10 Bände) zählen, sind mithin sicher dazu angethan, in erster Reihe die volle Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde Oesterreichisch-Schlesiens, Böhmens und Mährens, sodann aber auch die regste Theilnahme jedes österreichischen Historikers auf sich zu lenken. Aus diesem Grunde ist es gewiß gerechtfertigt, die Arbeiten des Vereins, an dessen Wiege der unvergeßliche Stenzel stand, dem Männer wie Röpell, Wattenbach, Grünhagen und Andere ihre Thätigkeit zuwandten, und von denen Manche ihre erprobte Kraft demselben noch widmen, in einer der Wissenschaft und Kunst gewidmeten österreichischen Wochenschrift einer eingehenden Besprechung zu unterziehen.

Wieder hat der Verein uns mit zwei werthvollen Publicationen beschenkt, er hat in jüngster Zeit das 1. Heft der 2. Abtheilung der „Regesten zur schlesischen Geschichte", die den VII. Band des Codex diplom. Sil bilden und den III. Band der „Acta publica. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände" veröffentlicht.

Die Regesten, von Dr. W. Wattenbach in Anregung gebracht und zuerst in Angriff genommen, wurden vom Professor C. Grünhagen, Vorstand des Staatsarchivs in Breslau, seinem Amtsnachfolger, erweitert, rüstig fortgesetzt und seit 1866 der Oeffentlichkeit übergeben. Sie sind nicht etwa ein chronologisches Register gedruckter Urkunden, auch nicht bloß ein, wennauch erschöpfender, so doch einfacher Auszug bekannter und unbekannter Briefe, sondern es finden auch die annalistischen Aufzeichnungen und die schlesischen Chroniken späterer Zeit ihre Berücksichtigung, und daß auch neuere Werke für die Sammlung durchgearbeitet wurden, davon legt jedes Heft Zeugenschaft ab. Der Herausgeber, mit einer tiefen Kenntniß der Geschichte Schlesiens ausgerüstet, hat manche Urkunden, an deren Echtheit sich kaum ein leiser Zweifel wagte, oder die bisher als unbestritten galten, kritisch beleuchtet und sie mit zutreffenden Beweisen entweder als unecht oder doch als zweifelhaft hingestellt, aber auch manche, wennauch interpretirte Urkunde ihrem Hauptinhalte nach für die Geschichte gerettet; ein nicht unwesentliches Verdienst des Werkes besteht darin, daß die durch verderbte Schreibung oft unkenntlich gemachten Ortsnamen, meist

Digitized by Google

richtig gestellt werden. Grünhagen hat sich, wofür wir ihm zu Danke verpflichtet sind, nicht gescheut, auch sagen- und fabelhafte Elemente, von denen die schlesischen Chronisten, besonders die Stadtchroniken überreich sind, klein gedruckt, mit aufzunehmen und ihre Unbrauchbarkeit darzulegen. Wer die Regsamkeit der letzten zwei Jahrzehnte in Preußisch-Schlesien in Hinsicht auf die Localgeschichte kennt, dem wird gewiß nicht entgangen sein, daß so mancher Verfasser der Geschichte dieser oder jener Stadt aus Mangel an kritischem Blick der Sage, die sich insonderheit bei den Anfängen der Städte breit macht, einen viel zu weiten Spielraum zugesteht. Der mit der Leuchte der Kritik voranschreitende Herausgeber der Regesten, welcher mit scharfem Messer alles Gestrüppe möglichst hinwegräumt, hat späteren Verfassern von Städtechroniken den Weg geebnet, indem er ihnen die so nothwendige kritische Arbeit abnahm, die nicht jedermanns Sache ist, und die ein Anderer, der nicht gleich ihm über ein so reiches Material verfügt, nicht zu bewältigen vermöchte. Selbstverständlich sind in diesem mühevollen, der vollsten Anerkennung aller Fachgenossen würdigen Werke auch sämmtliche, dem Herausgeber zugänglich gewesenen, den österreichischen Antheil Schlesiens betreffenden Briefe und historischen Daten mit aufgenommen, deßgleichen polnische, böhmische und mährische, zu Schlesien in irgendeiner Beziehung stehende Urkunden. — Das uns vorliegende neueste Heft behandelt die Zeit von 1251 bis 1258. In demselben wird unter anderm auch des Einfalls der mit Bela IV. von Ungarn im Bunde stehenden Fürsten, Boleslaws von Krakau, Daniels von Halitsch, Leo's seines Sohnes und Wladislaws von Oppeln, in die damals mährische Provinz Troppau gedacht, den das gediegene Werk unseres O. Lorenz „deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" unberücksichtigt läßt. Die Quelle ist die parteiisch gefärbte Ipatyewskische Chronik, abgedruckt im 2. Bande der russischen Annalisten (Petersburg 1845). Dieser Ueberfall, welchem Troppau wackern Widerstand leistete, ist aber auch durch die Annal. Capit. Cracov. (Monum. Germ. XIX. 600) und cont. Boguph. (Sommersberg II., 67) sichergestellt. Daß jedoch der Herzog von Oppeln noch einmal einen Kriegszug in das Gebiet seines mächtigen Nachbars Ottokar II. von Böhmen gewagt hätte, für welchen die im Codex diplom. Morav. III, 198. 209 befindlichen Briefe einen Anhalt geben könnten, wird von Grünhagen (S. 46) mit Recht zurückgewiesen. Die vom Bischof Bruno von Olmütz seinem Truchsessen, Herbord von Füllenstein, gemachten Schenkungen können ganz gut der Lohn für Dienste sein, die er im Jahre 1253 bereits geleistet hatte, wird doch auch in der russischen Chronik Herbords gedacht, die ihm freilich eine Rolle zuerkennt, für die eine Belohnung, wie sie ihm von Bruno zu Theil ward, nicht am Platze gewesen wäre. Ratibors Einnahme durch den Bischof von Olmütz erwähnen übrigens auch, allerdings schon zum Jahre 1249, die Annal. Siles. super. in Monum. Germ. XIX, 353. —

In eine um vier Jahrhunderte spätere Zeit versetzen uns die Acta

Digitized by Google

publica. Ihre Veröffentlichung ermöglichte, da die beschränkten Geldmittel des Vereins zu diesem Unternehmen nicht ausreichen würden, die preiswürdige Liberalität der Provinzialstände Schlesiens; der Herausgabe dieser Fürstenverhandlungen hat sich der unermüdliche Prof. Hermann Palm in Breslau unterzogen, welcher schon vordem durch mehrere in der Vereinszeitschrift erschienene treffliche Abhandlungen seine Vertrautheit mit dem Material, das uns jetzt gedruckt vorliegt, an den Tag gelegt hat. Obgleich die schlesischen Fürsten schon seit Wenzels des Luxemburgers Regierung zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten wiederholt zusammentraten, so kann doch erst seit dem großen Privilegium, das der Jagellone Wladislaus 1498 den Schlesiern ausstellte, von ihrer Berechtigung, das Oberrecht und die Fürstentage abzuhalten, die Rede sein, sie wurden aber erst seit der von Ferdinand I. jährlich in Anspruch genommenen Türkenhilfe regelmäßige. Das Oberrecht, das sich in der Regel zwei Mal des Jahres als höchstes ständisches Gericht versammelte, hatte die Rechtsstreitigkeiten der Fürsten und Stände unter einander, aber auch die Klagen der Unterthanen gegen jene in letzter Instanz zu entscheiden; die Fürstentage, welche nach Erforderniß öfter oder seltener des Jahres unter des Oberhauptmanns Vorsitz zusammentraten, zogen sämmtliche Landessachen in den Kreis ihrer Besprechung. Hieraus schon wird klar, welche unerschöpfliche Quelle die Aufzeichnungen der Fürstentagsbeschlüsse, die seit Ferdinands I. Regierung regelmäßige werden, für die Landes- und Culturgeschichte Schlesiens sind. Da unter dem Namen der acta publica oder Fürstentagsacten die Abschiede und Schlüsse der einzelnen Versammlungen, die Propositionen des Königs, die Instructionen für seine Commissarien und anderen Gesandtschaften, die darauf bezüglichen Bescheide der schlesischen Fürsten und Stände, deren Instructionen für ihre eigenen Abgeordneten auf fremde Höfe und Behörden, die Relationen derselben, öffentliche Erlässe und Bestimmungen der Fürstentage und ihre Correspondenzen mit auswärtigen Fürsten und deren Vertretern umfaßt werden, so kann man sich leicht die erschreckliche Fülle des Materials und die Schwierigkeit der Frage vorstellen, wo die Hand bei einer etwaigen Veröffentlichung der Acten zuerst anzulegen, in welchem Umfange das Material, das vorwiegend im Staats- und im Stadtarchive in Breslau, im fürstlichen zu Oels und im fürstbischöflichen geheimen Kanzleiarchive aufgespeichert liegt, der Oeffentlichkeit zu übergeben sei? Es war ein glücklicher Griff des Professors Palm, mit dem Jahre 1618 zu beginnen, gewinnen doch die Verhandlungen gerade in dieser Zeit ein weit über die Grenzen Schlesiens hinausreichendes Interesse. Die das Jahr 1618 umfassenden Verhandlungen und Correspondenzen bilden den 1865 erschienenen 1. Band, der 2. vier Jahre später der Oeffentlichkeit übergebene umfaßt den Jahrgang 1619 und nun liegt uns der 3. das Jahr 1620 behandelnde Band eines Werkes vor, das kein Historiker, der diesen Zeitraum zu behandeln gesonnen ist, übersehen darf.

Ein wo möglich größeres Interesse als die beiden vorangehenden erregt

Digitized by Google

der 3. Band, bildet doch das Jahr 1620 in dem großen Kriege einen entschiedenen Wendepunkt, der für sämmtliche Länder der deutsch-habsburgischen Monarchie und somit auch für Schlesien von den einschneidendsten Folgen geworden ist. Die Conföderation sämmtlicher der böhmischen Krone incorporirten Länder war vollzogen (II, 367, die auf Schlesien bezüglichen Specialartikel bringt Bd. III, 315), der Pfälzer zum König von Böhmen gewählt und gekrönt worden. Friedrich V. sucht seinen Thron zu festigen, seine, der unirten, böhmischen Länder und der Stände Ober- und Nieder-Oesterreichs Conförderation mit Gabriel Béthlen, mit Ungarn und Siebenbürgen kommt den 15. Januar 1620 zu Preßburg zu Stande, sie wird von den schlesischen Abgeordneten, unter denen sich der Landeshauptmann von Jägerndorf, Hartwig von Nitten findet, zu Brünn unterzeichnet. Noch waren aber die letzten Töne des in Prag und in den schlesischen Kirchen gesungenen Te deum laudamus nicht verklungen, als Béthlen mit dem Kaiser auch schon seinen Waffenstillstand bis Michaelis abschließt, der einen nicht mehr zu heilenden Riß zwischen den Neuconföderirten schafft, die größte Gefahr für Ferdinand II. beseitigt und ihm freie Hand zum Angriff auf Böhmen und dessen Alliirte gewährt. — Friedrich von der Pfalz war endlich, nachdem sich seine Ankunft verzögert hatte (S. 17), über Mähren, von wo aus er den 8. Februar die Fürsten und Stände Schlesiens zu Zeugen und Gevattern bei der Taufe seines am 22. December geborenen Söhnleins nach Prag bittet [1]), im Februar in Breslau angelangt, um die Huldigung der Fürsten und Stände entgegenzunehmen, die nach hergebrachter Weise den 27. vor sich ging. Unter den huldigenden Fürsten findet sich Johann Georg von Jägerndorf, während Karl von Liechtenstein, Herzog von Troppau, sich fern hält. Die Tags zuvor dem König überreichten Landesgravamina sind die seit vielen Jahrzehnten immer wiederkehrenden Beschwerden, denen endlich abgeholfen, sind Wünsche und Bitten, die erfüllt werden sollten (S. 19); unter jenen nehmen die Klagen über die Absonderungsgelüste der Stände Troppau's eine hervorragende Stelle ein. Der Erbhuldiguug folgte üblicher Weise die Uebergabe der königlichen Propositionen an den Fürstentag (S. 35) und diesen der Fürstentagsbeschluß vom 7. März (S. 41), welcher eine Kriegshilfe von 40.000 und zur Erhaltung des Hofstaates einen Beitrag von 60.000 Thaler bewilligte (S. 43).

Einen Schatten der kommenden Ereignisse warfen die bereits im Februar aus Polen einbrechenden, dem Kaiser zuziehenden Kosaken, welche in den von

---

[1]) S. 19. Die Taufe wurde den 31. März gefeiert. Die Pathen waren Emerich Turzó, Béthlens Gesandter, der Herzog von Würtemberg, vertreten von dem Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, je eine Person aus den drei weltlichen Ständen Böhmens und Mährens, die eben beim Generallandtage anwesenden lausitzischen und die vier schlesischen Abgeordneten. Als Pathengeschenk überreichten die Schlesier eine Verschreibung auf 21.000 fl., die der Markgraf „mit einer schönen Oration in einem rothsammeten Tanisterlein auf ein silbernen vergulten Schalen präsentirt". S. 145.

Digitized by Google

ihnen berührten Gegenden sengten, plünderten, mordeten. Die mährischen Stände beschlossen, das Generalaufgebot des ganzen Landes gegen sie ergehen zu lassen, dasselbe wird für Böhmen angeordnet und auch der Landeshauptmann Schlesiens wird aufgefordert, ähnliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Der Einfall wiederholte sich zu Ostern und ließ offene Theilnahme des polnischen Königs für die Sache des Kaisers befürchten, daher der Fürstentag im Mai ein ausführliches Schreiben an die Senatoren des Königreichs Polen richtet (S. 103), und eine Gesandtschaft an den polnischen Reichstag abordnet, die allerdings viel zu spät, nach der Katastrophe auf dem Weißen Berge, die Grenzen des Nachbarlandes überschreitet und ihren Auftrag erst in der am 3. December bewilligten Audienz vorzubringen im Stande ist. Die interessante Relation Kaspar Dornaricus von Dornau, eines der Abgeordneten, findet sich S. 276 mitgetheilt.

Dem ersten Fürstentage dieses Jahres folgte der böhmische Generallandtag vom 25. März bis 11. Mai, dem die Gesandten Schlesiens mit dem Markgrafen Johann Georg an der Spitze beiwohnten, die in ihrer Rede an den König der alten Landesbeschwerden gedenken, unter denen die nun fast hundertjährige Klage über die Stände des Troppauischen und ihre Agitation, das Ländchen mit Mähren zu vereinigen, nicht fehlen durfte. Von diesem Generallandtage wurden, der königlichen Proposition (S. 142) gemäß, Personen zur Absendung an die hohe Pforte in Vorschlag gebracht, die Conföderation mit Ungarn bestätigt, die Vermittlung Béthlens jedoch zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes zwischen den Ländern der böhmischen Krone und dem Kaiser, obschon von den Mährern befürwortet, aus triftigen Gründen abgelehnt, den Ungarn aber freigestellt, eine solche auf gewisse Bedingungen ohne Zuthun der Conföderirten herbeizuführen und beschlossen, die zum ungarischen Landtage nach Neusohl abzuordnenden Gesandten der böhmischen Länder mit Instructionen zu versehen, „sonderlich wie man die Inducias mit glimpf ableinen konne". Die dem Fürsten Béthlen kraft der zu Preßburg abgeschlossenen Conföderation zugestandenen 50.000 Thl. und die jährlichen Hilfsgelder für die Grenzhäuser und Festungen in Ungarn, wovon auf Schlesien 23.000 Thl. entfielen, wurden ungeachtet der gerechten Bedenken der Schlesier bewilligt. Ueberhaupt geben die hochgespannten Geldforderungen der Ungarn, auf deren Beistand Friedrich die Böhmen und Mährer noch immer zählten, viel zu schaffen, deßgleichen aber auch die Beschaffung der Geldmittel zur Erhaltung des Heeres, das schon um diese Zeit in arger Verfassung sich befand; berichten doch die Böhmen, „daß es im Läger einen sehr vblen Zustand gewinnen wollte, indem man der Soldatesca sehr viel schuldig, welche harte auf außzahlung dringen thäte." Bemerkenswerth ist, daß auf diesem Landtage auch die von den böhmischen Landesofficieren angeregte Frage der Designation des künftigen Königs, falls Friedrich mit Tod abgehen sollte, nicht nur zur Sprache gelangte, sondern daß man sich dahin einigte, den damals in seinem sechsten Lebensjahre stehenden Sohn des

Digitized by Google

Winterkönigs, Friedrich Heinrich, als künftigen Regenten anzunehmen und zu proclamiren.

Der Generallandtag hatte den Schlesiern schwere Lasten aufgebürdet, sie führen zur zweiten Zusammenkunft der Fürsten und Stände im Mai, die über eine neue Anleihe beschließen sollte, und auf welcher Erzherzog Karl, Bischof von Breslau, der damals in Polen weilte, seines Bisthums verlustig erklärt und die bischöflichen Rechte auf das Domcapitel übertragen wurden; Karl von Liechtenstein, Herzog von Troppau, und Karl Hannibal von Dohna, weil sie weder die Conföderation der böhmischen Länder anerkannt hätten, noch ihren Pflichten gegen das Land nachgekommen wären und auch Friedrich V. nicht gehuldigt hätten, sollten ihrer Rechte verlustig gehen und ihre Güter dem Lande anheimfallen (S. 94).

Der kaiserlichen Diplomatie war es inzwischen gelungen, die Conföderirten vollständig zu isoliren. Immer näher rückte jetzt die Entscheidung. Die Oesterreicher waren schon im April in einem Treffen geschlagen worden, an die hundert Edelleute deckten das Wahlfeld (S. 128); der Herzog von Baiern nöthigt die Ober-Oesterreicher zur Huldigung und bereitet sich zum Einfall nach Böhmen vor, der Kurfürst von Sachsen bedroht beide Lausitze und gegen die Pfalz marschirt Spinola. Von allen Seiten dringt der Hilferuf nach Schlesien, die Böhmen, die Mährer, die Lausitzer fordern Truppen, die Zerfahrenheit steigert sich mit jedem Tag, die Cassen sind leer, das ständische Kriegsvolk ist in übler, das Landesaufgebot in ärgerer Verfassung. Die Verwirrung in den leitenden Kreisen Schlesiens, die gegen ihre bessere Ueberzeugung auf die abschüssige Bahn der Revolution gedrängt worden waren, ist maßlos; es fehlt eine Persönlichkeit, die mit scharfem politischen Blicke, mit rücksichtloser Thatkraft, mit glühendem Enthusiasmus für die Sache ausgerüstet zu gleicher Begeisterung die Menge hinzureißen vermocht hätte. Freilich hätte dann auch die Bewegung in den conföderirten Ländern sich ihres beinahe exclusiv ständischen Charakters, denn das religiöse Moment stand erst in zweiter Linie, entäußern müssen, konnte sich doch unmöglich der Handwerker, der Bauer für eine excessive Erweiterung der ständischen Rechte auf Kosten des Königsthums erwärmen, und an eine Erleichterung der Lasten ihrer Unterthanen dachten am wenigsten ihre bisherigen Peiniger.

Im Juli wurde vom Oberamte die dritte Zusammenkunft berufen, um den Ständen „des gemeinen Wesens hohe Angelegenheit, Drangsal und Gefahr persönlich furzuhalten und mit ihnen eine andere gewißere und zuverläßigere Resolution zu nehmen“. Die Berathung der finanziellen und militärischen Angelegenheiten standen natürlich auch diesmal in erster Linie, es wurde beschlossen 3000 Knechte und Reiter sogleich nach Böhmen zu entsenden und die Auswahl der Truppen dem obersten Heerführer (Markgrafen Johann Georg) zu überlassen (S. 169 bis 176). Im September faßten die nächst angesessenen Stände den Beschluß, den 20. Mann auszuheben und im October traten die

Digitized by Google

Fürsten und Stände zum vierten Male zusammen. In Böhmen stehen bereits die Heere der Liga und des Kaisers, in Lausitz die Sachsen, die Bautzen nehmen. Die schlesischen Truppen in Böhmen und an den lausitzischen Marken langen nicht, Schlesien selbst ist bedroht, die Finanznoth auf das höchste gestiegen. Der 10. Mann ist binnen drei Wochen aufzubieten, die Nachbarkreise haben den bedrohten Fürstenthümern und Orten des Landes zu Hilfe zu sein, Oberamtspatente haben anzubefehlen, daß Jedermänniglich im Lande Schlesien in Bereitschaft wäre, damit „sobald der 5. 3. Man oder Man uor Man aufgebothen würde, ein jeder aufs stärkste aufziehe als er sich zur rettung der Kön. May. des algemeinen Vaterlandes, seines selbsten weib, Kind, hab und guttes zue roß und fueß aufzuekomen uermöge" (S. 218); die Noth drängt zu ungewöhnlichen Auflagen, das bewegliche Capital, Prätiosen und Luxusgegenstände, Wein und Brantwein werden hoch besteuert, die Juden mit neuen Abgaben beschwert.

Am achten Tage nach diesen Beschlüssen wird die Schlacht auf dem Weißen Berge geschlagen, in weiteren neun Tagen langt der flüchtige Friedrich von der Pfalz (17. November) in Breslau an und der letzte Fürstentag dieses ereignißvollen Jahres tritt am 2. December zusammen. Die Proposition des Königs, die von Vorwürfen gegen die Stände nicht frei ist, fordert die Versammelten auf, „solche consilia uor die Hand zue nehmen, wodurch sie Ihr. Maj. derogestalt unter die arme greifen möchten, hiemit dieselbige nit allein sie noch ferner defendiren, sondern auch dasienige so in Boheimb uerloren, wieder recuperirt, Ihr. Maj. bey der Cron erhalten und diese gutte sache mit bestand ausgeführet werden möchte" (S. 233). In ihrem Beschlusse vom 13. December erklären sich auch die Fürsten und Stände „sambtlich sonderlich erbötig und einmal für allemal resoluirt, bey Ihre Kgl. Mai. standhaftig, treu und aufrichtig zu verbleiben und bey deroselben und dem lieben Vaterland leib und guet bis auf den äußersten bluetstropfen aufzuewagen und zuzuesetzen" (S. 238), hoffen sie doch noch immer auf Ungarn und ist doch Mähren noch unbezwungen. Sie erhöhen abermals die Abgaben, belasten die Klöster und Stifter, die Münzberechtigten beschränken freiwillig auf eine Zeit ihr Münzrecht, es soll ein Jahr lang einerlei Landesmünze geprägt werden, das Heer sei zu verstärken, das Aufgebot unter Waffen zu bleiben.

Mähren jedoch unterwarf sich dem Kaiser, und die Hoffnung auf Ungarn erwies sich endlich als eine eitle. Als nun Johann Georg von Sachsen in seinem Schreiben an die Fürsten und Stände (S. 256) sie zur Unterwerfung aufforderte, da finden sie es gerathen, mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen, sie suchen des Königs Zustimmung zur Absendung einiger Personen an den Kurfürsten, die ihn bestimmen sollten, daß er „diese Sache wohl beherzigen und wieder diese unschuldige Lande derogestalt mit Kriegs-Expedition und unverdienter Execution sich nicht bewegen lassen wolten, dabey auch Versuch gethan würde, ob nicht gewiße E. K. Maj. und dem Lande annehmbliche er-

Digitized by Google

spriesliche Friedens Mittel ergriffen werden möchten" (S. 265). Friedrich verstand den wahren Sinn dieser Worte, er sah, daß seines Bleibens auch in Schlesien nicht länger wäre, er stimmt (22. December) dem Vorhaben der Stände bei, spricht aber auch gleichzeitig seinen Entschluß, abreisen zu wollen, aus. Sie nehmen diese Nachricht mit kaum zu verkennender Befriedigung auf, ihre Betheuerung, des Königs Person, Dignität und Hoheit in den Verhandlungen mit Sachsen wahrnehmen und die Conföderation mit Ungarn in „geziemende rechtschaffene Obacht halten und haben" zu wollen, ist eben eine Redensart, mit der man das Scheiden weniger herbe zu machen sucht; hatte doch der Kurfürst von Sachsen die Schlesier schon am 19. December ermahnt, ihre Abgeordneten an ihn dahin zu instruiren, daß sie im Namen ihrer Committenten „sich der Römisch Kayserlichen auch in Vngarn vnd Böhmen Königl. Maj. gehorsambst accomodiren, vnd dadurch alles fernere Vnheil von Ewren Lbden vnd Euch vnd dero Fürstenthümbern, landen vnd güttern abwenden mögen. In fernerer Erwägung da die Abordnung vf solche maß nicht erfolgen, alle mühe vnd aufgewandte Vnkosten vergebens vnd alles Vnheil und Vngelegenheiten zu erwarten würde" (S. 269). Ein Schreiben ähnlichen Inhalts schickt er ihnen den 27. December zu, mit demselben schließt das für Schlesien und die gesammte habsburgische Monarchie denkwürdige Jahr.

Teschen. G. B.

Rechts- und staatswissenschaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oesterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 93.: Ein Wort zum Gesetzesentwurf über das Bagatellverfahren. Von Dr. L. Ascher. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes in Civilsachen (II. Spruchrepertorium); Handelssache: Ueber das Verhalten der Spediteurs zum Empfänger des Frachtgutes. — Litterarische Anzeige. — Amtliche Veröffentlichungen. — Nr. 94; Zur Reform der Landadvocatie. Von Dr. Leo Nagel. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes (II. Spruchrepertorium); Civilsache: Abweisung des unbedingten auf eine bedingte Zusage gestützten Klagebegehrens ungeachtet der Erklärung des Klägers, die Bedingung erfüllen zu wollen (§ 936, 1052 a. b. G. B.) — Strafsache betreffend den Thatbestand des Verbrechens des Hochverraths nach § 58 a St. G. Unterschied zwischen dem obigen Verbrechen und der Störung der öffentlichen Ruhe nach § 65 a St. G. — Litterar. Anzeige. — Amtl. Veröffentlichungen.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 93: Haupteid und Parteienzeugniß. — Juristische Gesellschaft. — Handelsrechtsfall zu § 36 H. G. — Civilrechtsfall (zum § 449 a. b. G. B.). — Strafrechtsfall (zu § 270 d 1 St. P. O.). — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes (Forts.) — Personalien. — Concurse. — Handelsgerichtliche Kundmachungen. — Nr. 94: Die Vermittlungsämter. — Civilrechtsfall (zum § 990 a. b. G. B.). — Deßgleichen zu § 525 a. b. G. B.). — Strafrechtsfall (zu § 129 St. G.). — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes (Forts.). — Personalien. — Handelsgerichtliche Kundmachungen.

Juristische Blätter. I. Jahrgang Nr. 38: Die Verjährung der Alimentationsleistungen für außereheliche Kinder. — Wochenschau. — Aus den Advocatenkammern.

Digitized by Google

— Vereinsangelegenheiten. — Correspondenzen (Ausland). — Litteratur. — Kleine Mittheilungen. — Amtliches.

Zeitschrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oesterreich. 1872. Nr. 47: Die Gesetzentwürfe über die Anlegung und innere Einrichtung von Grundbüchern in Vorarlberg und in der Bukowina. — Ueber die Anwendung des § 54 der N. O. auf in Privaturkundenform errichtete Ehepacten. — Zum Unterstützungsvereine für Advocaten, Notare, deren Wittwen und Waisen. — Amtliche Nachrichten.

Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 47: Zur Praxis des Reichsgerichts. — Mittheilungen aus der Praxis: Sittlichkeitspolizeilicher Begriff des Concubinates; Competenz der politischen Behörden in derlei Angelegenheiten. Der Gemeindevorstand ist nicht berechtigt, wegen Nichtbefolgung einer gemeindeämtlichen Vorladung eine Geldstrafe zu verhängen oder gar eine zwangsweise Vorführung zu verfügen. — Veränderungen. — Personalien. — Erledigungen.

Nekrologie.

Dr. Wenzel Treitz, Professor der pathologischen Anatomie an der Universität zu Prag, am 27. August. — Antonio Odelli, berühmter Gemmenschneider in Rom. Aus seinem Atelier kamen Millionen von Abdrücken antiker Steine in die öffentlichen Kunstsammlungen. — Professor Paolo Emiliano Giudici, ehemaliger Secretär der Akademie der schönen Künste in Florenz, zu Turnbridge in England. — Léon Laya, französischer Theaterdichter in Paris. — Dr. Kampmann, Professor in Breslau. — Dr. Finzi, Professor der Archäologie in Florenz. — Dr. August Hlavacsek, städtischer Physicus, Mitglied der k. k. geologischen Gesellschaft in Wien, am 30. August zu Leutschau. — Paul v. Denis, k. Oberbaurath, der Erbauer der ersten Eisenbahn auf dem europäischen Festlande, am 3. September zu Dürkheim in der Pfalz. — Nicolai Grundtvig, dänischer Dichter, Kirchenlehrer und Historiker, am 2. September. — Dr. Georg Phillips, k. k. Hofrath, Professor des Kirchenrechts und der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte an der Wiener Universität, zu Aigen bei Salzburg am 6. — Dr. Fr. Riedel, Professor und geheimer Archivrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Historiograph der brandenburgischen Geschichte, am 7. in Berlin. — Immanuel Nobel, Ingenieur, Erfinder des Nitro-Glycerins, zu Winterwitten bei Stockholm. — Dr. Andreas Oerstedt, Professor der Botanik an der Universität zu Kopenhagen. — Cisterne de Couttiras, Vicomtesse von Saint Mars, als Romanschriftstellerin bekannt unter dem Pseudonym Gräfin Dash, am 10. in Paris. — Dr. Heinrich Sigmund, Professor an der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Mediasch, am 12. — Dr. Ludwig Andreas Feuerbach, einer der bedeutendsten deutschen Philosophen, am 13. in Nürnberg. — Dr. Friedrich August Menkl, Professor in Bremen, am 15. — Massimo Curiel, Redacteur des „Tergesteo" in Triest, am 16. — König Karl XV. von Schweden und Norwegen, Dichter und Schriftsteller, am 18. September zu Malmö. — R. v. Lovatti, Professor an der medicinischen Facultät der Universität zu Pavia. — Prof. Dr. Franz Sieber, politischer und volkswirthschaftlicher Schriftsteller in New-York. — v. Reiff, russischer Schriftsteller, am 27. in Karlsruhe. — Dr. Ferdinand Stolle, bekannter Schriftsteller, am 29. in Dresden. — Jakob Alt, Landschaften- und Portraitmaler, im Alter von 83 Jahren am 30. in Wien. — Wilhelm Bär, bekannter Chemiker und Schriftsteller, am 30. zu Neudnitz.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber die älteſten religiöſen Erregungen des Menſchen.

Von Oscar Peſchel.

1. Die Abgötter.

Wie ſchwarz iſt doch Dein Haus! pflegten die Abiponen ängſtlich auszurufen, ſo oft ſie bei dem Jeſuiten Dobrizhoffer Nachts eintraten und das Innere nicht erhellt fanden. Wie dieſer tapfere und unverdorbene Stamm Süd-America's wagten ſich aus Dunkelfurcht die ausgeſtorbenen Bewohner der Antillen nur ungern aus ihren Hütten in die Finſterniß hinaus. Der Auſtralier ergreift, in die gleiche Nöthigung verſetzt, ſtets einen Feuerbrand, und ebenſo gilt den Leuten der Fidſchi-Gruppe die Nachtluft mit Geſpenſtern erfüllt. Wenn wir unſere Kinder beobachten, begegnen wir den nämlichen Vorgängen wie in den Gemüthern unreifer Menſchenſtämme. Beide, Kinder und ſog. Wilde, durchleben noch jetzt eine Märchenzeit, denn Letzteren wird, wie Waitz mit Berechtigung ausſprechen durfte, die Natur zur Geiſter- wie Geſpenſterwelt. Wo der Verſtand noch nicht geübt iſt in der Auslegung der Erfahrungen, da hat auch das Gebiet des Möglichen keine feſten Grenzen und die Geſchöpfe der Einbildungskraft beſitzen gleiche Macht wie die Wirklichkeiten.

Auf allen Geſittungsſtufen und bei allen Völkern werden religiöſe Empfindungen ſtets von dem nämlichen inneren Drang erregt, nämlich von dem Bedürfniß, für jede Erſcheinung und jede Begebenheit eine Urſache oder einen Urheber zu erſpähen. Am leichteſten befriedigen dieſe Begierde des Denkvermögens Bilder der Einbildungskraft. Was bei ſolchen Stimmungen unter unentwickelten Menſchenſtämmen im Dunkel der Gemüther ſich vollzieht, wird durch eine oft benutzte Mittheilung des africaniſchen Reiſenden Lichtenſtein hell beleuchtet. Der Häuptling einer Kafir-Horde, der Amakoſa, hatte von einem geſtrandeten Anker ein Stück abgebrochen. Bald nachher ſtarb er, und da nun, wie wir beiläufig hinzuſetzen wollen, eine ganze Reihe von Völkern aller Erdtheile, zu denen auch die Kafirn gehören, jeden Tod eines Menſchen übernatürlichen Urſachen zuſchreibt, ſo genoß der verletzte Anker von jener Zeit an ſtets die Ehrfurchtsbezeugung der Amakoſa. Es iſt alſo der Drang nach einem

Digitized by Google

Urheber, der dazu führte, lebloſe Gegenſtände beſeelt zu denken und ihnen eine göttliche Verfügung über die Schickſale der Menſchen beizumeſſen. So erklärt ſich ungezwungen der Urſprung des Fetiſch-Weſens.

Was die geiſterſpähenden Blicke des Wilden feſſelt, kann ihm zum Sitze einer Gottheit werden. Stücke von Pflanzen, Schlangenhäute, Federn, Klauen, Muſcheln, ſteinerne Pfeifen, lebendige Geſchöpfe, ganze Thierarten, kurz was immer den rothhäutigen Indianer als Traumbild zu feſſeln vermag, kann zu einem Gegenſtande religiöſer Verehrung werden.

Die Wahl der angebeteten Dinge iſt jedoch nicht gleichgiltig, weil ſie vom Niedrigen zum Erhabenen fortſchreitend den Fetiſch-Dienſt bis zu dem Glauben an ein höchſtes und ſittlich vollkommenes Weſen zu erklären vermag. Unveredelt bleibt der Menſch nur ſo lange ſich ſeine Anbetung tragbaren Sachen zuwendet, weil dieſe ſammt ihrer vermeintlichen göttlichen Kraft in den Beſitz eines Inhabers übergehen können. Die Dienſtfertigkeit ſolcher Schutzgeiſter genießt dann der Eigenthümer. Laban, der ſeine Hausgötzen vermißt, jagt dem Erzvater Jacob nach, und Rahel, die ſie entwendet hat, weiß auch durch Schlauheit ſie dem Nachſuchenden zu verbergen. Lange nach der moſaiſchen Geſetzgebung, bis zu Davids Zeiten hüteten die Hebräer ihre Seraphim oder Penaten noch im Hauſe. Selbſt wo die reinſten Gottesgedanken ſchon die Gemüther gewonnen haben, hängt das Herz doch immer noch mit Zähigkeit an dem alten Hausrath ſeiner kindiſchen Verehrungsarten feſt, und es ſoll das Volk noch gefunden werden, welches ſich völlig vom Aberglauben, das heißt von den Ueberreſten früherer Religionsſchöpfungen gereinigt hätte.

Gehört der Fetiſch zum beweglichen Eigenthum oder gleichſam zum Geſinde des Hausherrn, ſo wird er für ſeine angebliche Verſtocktheit oder Bosheit beſtraft, ſo oft er die Wünſche der Bittenden nicht erhört. In ſolchen Fällen wird der chineſiſche Pöbel ſeinen Götzen mit einem Seil um den Hals durch die Straßen ſchleifen, wo ſie am unſauberſten ſind. Iſt kein älterer und bewährter Fetiſch vorhanden, ſo ſchreitet nach Bosmans Darſtellung der Neger vor jedem großen Unternehmen zur Wahl eines Fetiſch. Opfergelübde und Schmeichelworte fehlen nicht, begünſtigt aber die erkorene Gottheit die Gläubigen nicht, ſo wird ſie getödtet oder zerbrochen, je nachdem ein Thier oder ein lebloſer Gegenſtand verehrt worden war. So zerſchlagen auch die Oſtjaken ihre Götzen, wenn ſie in Mißgeſchick gerathen.

Zu den lebloſen Dingen, welche menſchliche Andacht auf ſich zogen, gehören allerorten die Steine. Niemand wird überraſcht werden, daß Meteoriten, die beim Herabfallen glühend in den Erdboden einſchlugen, gerne angebetet wurden. Ein Stein, der bei Chicomoztotl oder den Sieben Höhlen, einem wichtigen Ort in der mythiſchen Topographie der Alt-Mexicaner, herabfiel, wurde von dieſen als ein Sohn des Götterpaares Ometeuctli und Omecihuatl verehrt. Der ſchwarze Stein, das größte Heiligthum der Mohammedaner in Mekka, ſoll anfangs hell geleuchtet, wegen der Sündhaftigkeit des Menſchen

Digitized by Google

geschlechts sich aber bald schwarz gefärbt haben. Er ist ganz sicherlich der Rest eines Fetisch-Dienstes der vorislamitischen Araber, wie der Stein, welcher eingemauert in der Omar-Moschee zu Jerusalem vom Himmel gefallen sein soll, als die Propheten erstanden. Aus anderen leicht zu deutenden Vorstellungen werden Steine von Phallusgestalt, vielleicht vereinzelt gebliebene Säulen eines Basaltganges auf den Fidschi-Inseln verehrt. Noch kürzlich wurde Theodor Kirchhoff in Oregon ein Felsblock gezeigt, zu welchem die Umpkwa-Indianer wallfahren. Die Propheten in Israel und die frommen Könige in Juda eiferten unablässig gegen den Dienst der Höhen, worunter ein hoher Steinkegel, das Sinnbild des Heiligsten zu verstehen ist. Schon Jacob salbte den Stein zu Bethel, auf dem er geruht hatte.

Im keltischen Europa begegnen wir den Steinkreisen als Andachtstätten und den trilithischen Cromlech oder Steintischen, die entweder als Opferstätten dienten, oder unter denen der Gläubige hindurchkriechen sollte. Noch im Jahre 567 mußte ein Concil in Tours den Kirchenbann gegen die Fortsetzung des Steindienstes androhen, ja in England ergingen solche Verbote im 7. Jahrhundert von Theodorich, Erzbischof von Canterbury, im 10. von König Edgar, im 11. noch von Cnut.

Verzeihlicher wird in unseren Augen diese Verirrung, wenn die Andacht sich auf Bergspitzen erstreckt. Wir denken dabei weniger an Heiligung gewisser Gipfel, wie des Olymp als Sitz der epischen Götter oder wie des Sinai als den Berg der Gesetzgebung, wollen aber nur in Bezug auf Letzteren erwähnen, daß auf der Höhe des Serbâl ein Steinkreis sich befindet, den die Beduinen nur mit abgelegten Schuhen betreten. Das Gleiche ist der Fall mit dem benachbarten Dschebel Munâgât, den die Araber den Berg des Zwiegesprächs (nämlich Moses' mit Jahve) nennen und in dessen Steinkreis sie Weihgeschenke niederlegen. Auch die Verehrung von Fußabdrücken, wie der des Gottes Tezcatlipoca, den die Alt-Mexicaner bei Quauhtitlan zeigen, oder der des Buddha auf dem Adamspic Ceylons gehören nicht hieher, sondern sind nur Spielarten der Reliquienverehrung.

Wir erwähnen dagegen den Schamanenstein der mongolischen Buráten, einen Felsen auf der Halbinsel Olchon im Baikal-See, sowie den Berg Tyrma oder Tirmak, bei dem die Guanchen oder Urbewohner der canarischen Inseln ihre höchsten Eide schwuren und von dem Begeisterte freiwillig als Opfer sich herabstürzten.

Hat die Verehrung von Steinen für deutsches Verständniß etwas Fremdartiges, so regt sich viel beifälliger in uns das alte Heidenblut, so oft wir vernehmen, daß Bäume oder Haine als Gottheiten oder Sitze von Gottheiten aufgefaßt wurden, denn noch heute verstehen wir die Empfindungen unserer Voreltern, als der heilige Bonifacius die Sachseneiche fällte. Das Flüstern im stillen, das Rauschen im erregten Walde, das Brechen oder Knarren des Holzes, der sichtliche Kampf einer entlaubten Krone mit ihren knorrigen, gelenkreichen Aesten im Sturme

Digitized by Google

erweckt die Täuschung, als stehe man einer belebten Persönlichkeit gegenüber, und nur allzu willig gönnen wir uns den Trug, übersinnlichen Mächten uns physisch nähern zu dürfen. Ehemals war der Baumdienst über die ganze Erde verbreitet. Noch jetzt steht am Loch Siant auf der schottischen Insel Skye ein Eichengehölz, von dem seiner Heiligkeit wegen kein Zweig gebrochen werden darf. Wo eine Ceder im Föhrenwalde vereinzelt aufragt oder wo sieben Lärchen eine Geschwistergruppe bilden, naht sich ihnen der Samojede in ehrfürchtiger Stimmung. In den Hainen der Mundakhol, eines drawidischen Volksstammes Indiens, darf kein Zweig verletzt werden. Noch jetzt trifft man jenseits des Jordans Bäume, von denen Weihgeschenke, vorzüglich Haarflechten, herabwehen. Auf seinem Marsche nach Sardes in Lydien behing Xerxes eine heilige Platane mit Goldschmuck und bestellte zu ihrem Schutze einen Hüter. Im äquatorialen Africa empfangen wiederum die gewaltigen Affenbrodbäume oder Adanhonien fromme Gaben. Adolf Bastian sah den gleichen Gebrauch in Birma, in Mexico wird nach Tylor eine heilige Cypresse auf diese Weise verehrt, am westlichen Colorado nach Möllhausen eine Eiche, und am Ausfluß des oberen See's steht die große Esche, welcher die rothhäutigen Indianer ihre Opfer bringen. Wir erinnern schließlich an den Hain von Dodona, an die heilige Platane zu Aulis, die Pausanias noch sah, an die Verehrung der Pipal (Ficus religiosa) und der indischen Feige (F. indica) von Seiten der brahmanischen Hindu und der Buddhisten, an den letzthin gefällten Birnbaum auf dem Walser-Felde, sowie an die Weltesche Yggdrasil in unsern Mythen. Etwas Anderes ist es, wenn sich die Baumverehrung an das Verweilen geheiligter Personen knüpft, wie etwa der Hain oder Baum bei Mambre, weil Abraham dort rastete oder die Sykomore bei Matarich, unter deren Schatten die Madonna auf der Flucht nach Aegypten geruht haben soll.

Zu dem Baumdienst gesellt sich bisweilen geheimnißvoll die Verehrung von Schlangen, wie Fergusson hauptsächlich nach den Sculpturen der Santschi-Tope, einem der ältesten buddhistischen Bauwerke in Indien, vielleicht begonnen unter König Asoka um 250 vor Chr., es erkannt hat. Die Schlangen haben von allen Thieren am häufigsten Verehrung genossen, nirgends aber war die Schlangenanbetung oder die Naga-Religion so weit verbreitet als in Indien, wovon Ortsnamen wie Nagapur, Widschanagara, Baghanagara Zeugniß ablegen. Noch heutigen Tages empfangen die Cobra oder Brillenschlangen am Nagapanschmi-Feste öffentliche Verehrung von den Brahmanen.

Auch Mose hat in einer schwachen Stunde die eherne Schlange anfertigen lassen, die mit den anderen Heiligthümern nach Jerusalem wanderte, wo sie erst der fromme König Hizqia um 600 v. Chr. aus dem Tempel entfernte. Selbst innerhalb des Christenthums treffen wir auf die Secte der Ophiten, welche den Schlangendienst fortsetzten oder erneuerten. Die Schlangenverehrung erfreut sich noch voller Lebenskraft im Negerreiche Dahomme und hat sich mit der Sclaverei nach der Neuen Welt verbreitet, wo sie neuerlich auf Haiti

Digitized by Google

wieder üppig aus den Wurzeln getrieben haben soll. Das fließende Wasser ist, abgesehen von der weitverbreiteten Verehrung von Quellen und namentlich der Gesundbrunnen, als etwas Göttliches hauptsächlich von den Hindu betrachtet worden. Da wo Ganges und Dschamna aus Gletschern hervorbrechen, also in großartiger Hochgebirgseinsamkeit, oder auch im Flachlande über dem Weiher mit der Narbada-Quelle stehen Heiligthümer und Wallfahrtsorte. Dem Baden in den heiligen Strömen wird eine beseligende Wirkung zugeschrieben, und es fehlt nicht an frommen Hindu, die Ganges-Wasser von Benares bis zu Rameſseram, nahe der Südspitze Indiens, eine Entfernung, um Weniges kürzer als die zwischen Madrid und Berlin, zu den Abwaschungen der heimatlichen Götzenbilder herbeitragen. Auch den Altpersern war das fließende Wasser heilig, aber im Gegensatze zu den Hindu suchten sie jede Verunreinigung von ihm abzuwenden, so daß die Errichtung von Brücken, welche das Durchwaten der Flüsse beseitigte, zu den frommen Werken gehörte.

Wenn selbst die Gottheiten der Meere nicht ganz sicher waren vor den Züchtigungen des rohen Menschen, wie der persische Großkönig den Hellespont mit Ruthen peitschen ließ, so versprach es Besseres als die Menschen den Blick erhoben, um im gestirnten Himmel die unbekannten Urheber zu suchen. Der Cultus von Sonne, Mond und Sternbildern, bei mongolischen Völkern Nord-Asiens vielfach anzutreffen, hat sich von dort über beide Hälften America's verbreitet. Wennauch die religiösen Erregungen viel früher innerhalb der menschlichen Gesellschaften auftreten als die Unterscheidung zwischen dem Guten und Bösen, also durchaus nichts zu schaffen haben mit etwaigen Sittengesetzen, so werden doch, sobald einmal zwischen Gliedern desselben Verbandes der Verkehr durch strenge Gewohnheiten geordnet worden ist, die menschlichen Satzungen aus Geboten der Gottheit abgeleitet und von diesem Wendepunkte an wird die Religion das wirksamste aller Erziehungs- und Veredlungsmittel. Unbewußt, indem er die Gottheit sittlich zu verherrlichen strebt, arbeitet der Religionstrieb an der Läuterung der menschlichen Gesellschaft. Erweitern wir den Begriff des Fetisch auf alle sichtbaren Gegenstände, so verspricht unter allen Fetischen die Sonne, als Sinnbild alles Reinen und Klaren die Würde des menschlichen Verkehrs am kräftigsten zu heben. Wir denken dabei vorzüglich an die Herrschaft der peruanischen Inca, die sich eine Abstammung von dem Tagesgestirn beilegten und durch Eroberungen ihre strengen Staatsgesetze und eine achtungswürdige Halbcultur über dreißig Breitegrade ausgedehnt haben.

Die Sonne ist nicht bloß ein sichtbarer Gegenstand, sondern auch der Sitz von unsichtbaren Naturkräften und daher führt der Sonnendienst hinüber zur Anbetung von Erscheinungen, die nicht mehr unmittelbar wahrgenommen, sondern nur an ihren Wirkungen erkannt werden konnten. Dieses Fortrücken des Causalitätsdranges bezeichnet einen großen und erfreulichen Entwicklungsabschnitt bei jedem Volke, das ihn erreichte. Den Verehrern von Bäumen konnte auf die Dauer nicht die Erfahrung erspart bleiben, daß Altersschöpfung

Digitized by Google

oder vor dieser die Verheerung durch holzzehrende Parasiten oder ein Wetterstrahl den Pflanzengott vernichtete. Im letzteren Falle namentlich mußte man sich eingestehen, daß über geringeren und vergänglichen noch höhere Mächte walteten. Völker, die Naturkräfte verehren, müssen aber schon deßwegen eine größere geistige Reife erlangt haben, weil nur solche Erscheinungen in der Körperwelt auf göttliche Thätigkeiten zurückgeführt werden, deren natürliche Ursachen zu ergründen dem menschlichen Verstande nicht gelungen war. Es mußte also der Versuch einer Erklärung vorausgegangen sein, während gedankenlose Gemüther überhaupt nicht auf solche Untersuchungen sich einlassen. Nur bei ackerbautreibenden Völkern, wennauch nicht bei allen, finden wir eine Verehrung der Naturkräfte. Ihnen waren aber die Vorgänge im Luftkreise die wichtigsten, weil von ihnen Ueberfluß oder Mangel abhing. Die Vergötterung der Kraft, also etwas sinnlich nicht mehr Wahrnehmbaren, konnte sich nur innerhalb einer Priesterkaste oder als Geheimlehre rein erhalten, für die Uneingeweihten aber, welche die sinnige Räthselsprache des Naturdienstes nicht verstanden, und die Allegorien als buchstäbliche Wirklichkeiten auffaßten, mußte die Kraft Fleisch und Blut annehmen. Aus einem Eigenschaftsworte, welches der Kraft beigelegt wurde, entstand ein Eigenname des Göttlichen, aus dem Namen entsprang wieder die Vorstellung eines Wesens, welches sogleich männlich oder weiblich gedacht wurde, je nach dem grammatischen Geschlechte der üblich gewordenen Benennung, und die einmal erregte Phantasie träumte nun den Götterroman weiter. Es zeigt sich dabei sogleich, daß der Typus der Sprache bei diesen Schöpfungen thätig eingriff. Sprachen also, die ein grammatisches Geschlecht unterscheiden, wie die des arischen, semitischen, und hamitischen Völkerkreises, enthalten große Verlockungen zur Mythenbildung. Nur darf man die Leistungen der Sprache selbst nicht überschätzen, denn wir finden Mythen von Göttern und Göttinnen bei Völkern mit geschlechtsloser Grammatik, wie bei den Polynesiern und bei den Bewohnern Mittel-America's. So ist auch der geistvolle Bleek in den Irrthum gerathen, Ahnendienst nur bei Völkern zu suchen, die sich der Präfixpronominal-Sprache bedienen, während er sich doch bei den Chinesen findet, deren Sprache alle grammatischen Formen entbehrt.

Wie aber die Sprache den Mythus gleichsam automatisch ausbildet, hat Delbrück mit großem Scharfsinn an dem Heroenroman Hippolyt und Phädra gezeigt, dem ursprünglich nichts zu Grunde lag als die Erscheinungen am Abendhimmel vom ersten Sichtbarwerden der Sichel bis zum Vollwerden der Mondscheibe. Da manchem Leser noch die Beweisführung fremd sein könnte, wollen wir sie kurz wiederholen. Hippolyt ist, wie auch ein schwacher Hellenist es errathen kann, die Bezeichnung für jemand, der mit gelösten oder ungeschirrten Rossen fährt. In der Welt der Dichtung thut dies allein der Sonnengott. Als Phädra dagegen, als die leuchtende oder glänzende, wird der Mond gepriesen, denn die unendliche Mehrzahl der Völker hat die Sonne

Digitized by Google

immer als männlich, den Mond immer als weiblich gedacht und nur wenig andere, zu denen die Deutschen und Hottentotten gehören, die Geschlechter umgekehrt vertheilt. Es bleibt bekanntlich die Mondsichel jeden späteren Tag hinter der westwärts eilenden Sonne um ein beträchtliches Bogenstück zurück. Nach längstens zwölf Tagen geschieht es dann, daß die Sonne eben sinkt, wenn der Vollmond ihr gegenüber am Gesichtskreise aufsteigt. Der wachsende Mond eilt also der Sonne scheinbar nach, vermag die schnellere aber nicht einzuholen.

In der Sprache des aufkeimenden Mythus lautet aber die Schilderung dieses Vorganges: Hippolyt flieht Phädra. Als nun ein Geschlecht aufwuchs, welches Sonne und Mond mit andern Eigenschaftswörtern bezeichnete, dem die ursprüngliche Bedeutung von Hippolyt und Phädra aus dem Gedächtniß entschwunden war, dem aber vielleicht ein Sprüchwort das Fliehen des Hippolyt vor der nacheilenden Phädra erhalten hatte, dann durfte sich wohl die Frage regen, warum mag wohl Hippolyt Phädra fliehen, wenn sie, wie ihr Name es anpreist, in aller Schönheit ihres Geschlechtes leuchtet? Bei diesem Stande der Vorstellungen war nun, wie Delbrück hinzufügt, nichts weiter nöthig zur Vollendung des Sagengewebes als der Gedanke: sollte vielleicht Phädra die Stiefmutter des Hippolyt gewesen sein? Einmal in diesem Sinne gestaltet, wurde der Mythus dann in die Schicksale von Theseus' Haus verflochten und eignete sich ganz vorzüglich als Stoff für ein Trauerspiel. Euripides, Racine und der Uebersetzer des Letzteren, unser Friedrich Schiller, würden aber wahrscheinlich tief betroffen gewesen sein, wenn ihre Heldenpaare sich vor ihnen als Sonne und Mond entschleiert hätten.

Diese Thätigkeit der Mythenbildung, welche den ursprünglichen Kern eines Naturdienstes, ähnlich den perlenbildenden Austern in undurchsichtige Schalen einhüllte, mußte mit der Zeit, namentlich solange die Schrift noch nicht im Gebrauch war, ihn völlig verdunkeln, so daß es schließlich nöthig wurde, die nämliche Kraft unter einem anderen Namen zur Göttlichkeit zu erheben, um sie abermals in übermenschliche Gestalt einzukleiden. Daher kommt es wohl, daß bei den arischen Völkern so viele Gottheiten für das nämliche Rollenfach vorhanden sind und namentlich die Thätigkeiten des Luftkreises so vielfach vertreten erscheinen. Alle diese Götterkreise aber verrathen ein Streben nach einem höchsten Wesen, dem sich die anderen Mächte früher oder später unterordnen müssen. Es ist beispielsweise nicht möglich, daß ein geistig sich entwickelndes Volk beim Dienste der Sonne verharren könne, weil früher oder später ein Zweifel sich regen muß, den der Inca von Peru Huayna Capac († 1525 n. Chr.) ausgesprochen hat, daß nämlich das Tagesgestirn unmöglich der Schöpfer aller Dinge sein könne, weil ja während der Nachtzeit die Entwicklung des Lebendigen ohne Unterbrechung fortschreite. An diesem Falle bewährt sich auch wieder unser Satz, daß alle religiösen Regungen nur aus dem Drange nach Erkenntniß eines Urhebers hervorgehen und daß jede Verehrung einer Gottheit in dem Augenblicke erlischt, wo sie das Causalitätsbedürfniß nicht

Digitized by Google

mehr befriedigt. Besser als bei der Sonne gelang es an der Göttlichkeit des lückenlosen, beständig sich selbst bewegenden Himmels, des Varuna oder Uranos festzuhalten. Im Lateinischen gab es für Gott und Himmel [1]) dasselbe Wort und daß uns Deutschen in der Vorzeit der Himmel und die höchste Gottheit zusammenfielen, daran mahnen uns noch jetzt die arglos heidnischen Redensarten: der Himmel behüte dich, oder: der Himmel erhalte dir dieses Kind. Erlaubt ist es sogar, daß mancher tiefer denkende Anbeter des Himmels unter seiner Gottheit nicht den irdischen Luftkreis und nicht das Firmament, sondern den Weltraum sich vorgestellt haben möge. Wenigstens wurde etwas dem Raume ebenbürtiges und wie er unbegrenztes, nämlich die Zeit als göttlich gedacht. Daß bei einer Vielheit der Götter eine Rangordnung Bedürfniß wird und dieses Ordnen unwillkürlich für monotheistische Anschauungen empfänglich stimmt, bemerken wir selbst im alten Mexico. In den berühmt gewordenen Ermahnungen einer aztekischen Mutter an ihre Tochter wird auf einen Gott verwiesen „der auch im Verborgenen jeden Fehltritt sieht." Sahagun, der uns dieses sittengeschichtlich so merkwürdige Stück erhalten hat, ist zwar verdächtigt worden, christliche Anschauungen in das altmexicanische Heidenthum hineingeschwärzt zu haben, allein Waitz hat mit Recht die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnung vertreten, weil spanische Geistliche weit eher bestrebt waren, die vorchristlichen Zustände der Amerikaner wie Teufelswerke gehässig darzustellen als sie zu idealisiren.

Würde der Werth einer Religion einzig nach ihren Leistungen als Erziehungsmittel abgeschätzt, so kann auch der Dienst der Naturkräfte die menschliche Gesellschaft auf höhere Stufen heben. Bei sittenstrengen Völkern finden wir auch eine sittenstrenge Götterwelt und die Vorstellung einer gerechten Weltordnung, während im andern Falle Lockerheit und Laster aus den Religionsschöpfungen durchblicken, welche letztere sich stets zum sittlichen Werthe der gesellschaftlichen Zustände genau so verhalten, wie ein spectroskopisches Farbenbild mit dunklen Streifungen zu seinem Lichtquell.

Zur gesellschaftlichen Erziehung der Völker wird aber eine Verehrung der Naturkräfte auf die Dauer nur sehr Weniges leisten. Hat einmal das göttlich Gedachte menschliche Züge in der Vorstellung gewonnen, so setzen sich mit der Mythenbildung fast immer die bildenden Künste in Bewegung und es mag dann der Bildhauer oder Maler noch so sehr in der Gottdarstellung die Menschengestalt verklären, das sinnliche Abbild wird vor der verehrungsgierigen Menge alsbald zum Abgott, der seine Wunder verrichtet, der als bewegliche Sache in das Eigenthum einer Gemeinde übergeht und schließlich durch die Thorheit der Mehrzahl zum Fetisch herabsinkt.

---

[1]) sub dio oder sub divo = unter freiem Himmel.

Digitized by Google

Eine andere Richtung schlägt die religiöse Verehrung ein, wenn sie sich an den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode knüpft. Dieser Glaube ist bei den amerikanischen Urbewohnern fast ausnahmslos, dann auch bei Polynesiern, Papuanen und Australiern, bei der Mehrzahl der Asiaten, bei den Bewohnern Europa's im Alterthume, bei allen Hamiten Nord-Afrika's vom Nil bis zu den Canarien angetroffen worden. Wo unmittelbare Zeugnisse fehlen, kann aus der Bestattungsweise der Todten auf den Unsterblichkeitsglauben geschlossen werden. Wenn wir über die Vorstellungen der Aegypter von einem künftigen Leben nicht besser unterrichtet wären, würden wir doch aus dem Umstande, daß sie ihre Mumien mit Weizen versahen, um sie mit dem Saatkorn nach der Auferstehung auszustatten, deutlich ihre Erwartuugen erkennen. So wird uns auch die Hoffnung auf ein Jenseits bei den Altbabyloniern dadurch bestätigt, daß in ihren Gräbern sich stets Dattelkerne vorfinden und das Gleiche gilt von den Anwohnern des caribischen Golfes, die ihren Todten Maiskörner in die Hand geben. Die Opfer von Menschen an den Gräbern von Häuptlingen oder Königen, wie es die Ada oder „große Sitte" vorschreibt, bezeugt uns den Unsterblichkeitsglauben in Dahomme und das Erdrosseln der Frauen beim Tode eines Fürsten bestätigt uns das Nämliche für die Fidschi-Inselgruppe. Oder wenn wir nichts Näheres über die Ansichten der geistig so hoch begabten, früher so gröblich unterschätzten Hottentotten wüßten, so würde es schon genügen, daß sie den Verstorbenen vor der Beerdigung dieselbe Stellung geben, die sie als reifender Keim im Mutterschooße eingenommen hatten, denn die Bedeutung dieses sinnigen Brauches ist es, daß die Todten einer neuen Geburt im Dunkel der Erde entgegenreifen sollen.

Nur bei Negern und Halbnegern oder Bantuvölkern ist man bisher am häufigsten auf eine Läugnung der Unsterblichkeit gestoßen. Kann ein todter Mensch aus seinem Grabe kommen, wenn man ihn nicht herausscharrt? äußerte der Häuptling Commoro im Latukalande östlich vom weißen Nil, als ihn Sir Samuel Baker vergeblich durch Kreuzfragen zur Anerkennung einer Fortdauer nach dem Tode nöthigen wollte. Traumerscheinungen sind es wohl immer gewesen, welche den ersten Gedanken an eine Unsterblichkeit wachriefen. So lange ein Neger von einem Verstorbenen träumt, flößt ihm sein Andenken Furcht ein, der scheinbar Zurückgekehrte begehrt nach Nahrung und droht den Hinterlassenen Beschädigung an, während das Andenken an den Großvater längst erloschen ist und keine Unruhe mehr einflößt. Fragt man im äquatorialen Westafrika, sagt du Chaillu, nach einem lange Verstorbenen, so lautet die Antwort: es sei aus mit ihm. Mit dem Tode sei alles vorbei, gehört dort zu den geläufigen Redensarten. Weit tiefer, ja unerschüttert war der Unsterblichkeitsgedanke bei den Aliponen westlich vom heutigen Paraguay, über die wir so trefflich unterrichtet worden sind. Das unsterbliche Wesen im Menschen bezeichneten sie mit verschiedenen Ausdrücken, die ursprünglich den Sinn von Abbild, Schatten und Wiederhall besaßen. Bei ihnen wie bei den Polynesiern

Digitized by Google

durfte der Name der Verstorbenen nicht mehr genannt werden, und war der Name zugleich die Bezeichnung irgend eines Gegenstandes, also beispielsweise eines Thieres gewesen, so mußte auch für dieses ein anderes Wort erdacht werden.

Die dauernde Verehrung von Abgeschiedenen ist sehr angemessen als Ahnendienst bezeichnet worden. So erblickten die Cariben der westindischen Inseln in den Sternbildern ihre fortlebenden Helden wieder. Besonders stark entwickelt hat sich der Cultus der Abgeschiedenen bei den Chinesen, die den verstorbenen Kaisern eigene Tempel errichten. Als Confutse, der Moralphilosoph, selig gesprochen worden war, empfing er 194 v. Chr. das erste Opfer aus der Hand eines Kaisers und im Jahre 57 n. Chr. wurden für ihn religiöse Feste eingesetzt und Heiligthümer errichtet. Auch auf Religionsstifter erstreckt sich gern der Heroencultus und so ist ja nach und nach der Buddhismus gänzlich seiner ursprünglichen Reinheit entfremdet worden und zu einer Reliquienverehrung ausgeartet. Auch ist wohl die Vermuthung nicht unstatthaft, daß der toltekische Gott Quetzalcoatl nicht eine Kraft des Luftkreises, sondern eine culturgeschichtliche Person, wenn auch nimmermehr der Apostel Thomas gewesen sein möge, denn im alten Mexico erwartete man fest den Anbruch eines neuen goldenen Weltalles bei seiner Wiederkehr. Solche Hoffnungen knüpften sich aber wohl stets nur an historische Gestalten, welche eine spätere Zeit bis zur Größe der Götter verherrlicht hat.

Stellen wir uns jetzt die Frage, ob irgendwo auf Erden ein Menschenstamm ohne religiöse Anregungen und Vorstellungen jemals angetroffen worden sei, so darf sie entschieden verneint werden. Auf jeder Stufe seiner geistigen Entwickelung fühlt der Mensch den Drang, für jede Erscheinung einer Thätigkeit und für jede Begebenheit einen Urheber zu ermitteln. Bei geringen Verstandeskräften befriedigt schon ein Fetisch das Causalitätsbedürfniß, aber mit der geistigen Schärfe der Völker wächst auch der Gottesgedanke an Würde um zuletzt das edelste und höchste Erzeugniß menschlichen Nachsinnens zu werden. Ebenso führen die ersten rohen Versuche, die unbekannten Urheber zu ermitteln, so lange das Denkvermögen noch erstarkt, immer zur Verwerfung der ersten Nothhilfe und zuletzt zu der Annahme eines höchsten unerfaßlichen Wesens. Allein die Geschichte und die Völkerkunde kennt ungezählte Menschenstämme, die nie sich bis zu einer solchen Höhe aufschwangen, ja viele, die von den errungenen besseren Vorstellungen zurücksanken zu groben Verstandestäuschungen, denen sie sich Jahrhunderte, ja wohl Jahrtausende nicht zu entziehen vermochten. Dies wollen wir im nächsten Abschnitt zu zeigen versuchen.

Digitized by Google

Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs.

II.

Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland beschließt der junge Poniatowski, sich in den Willen seines Vaters fügend, die politische Laufbahn zu betreten, und begibt sich in den Lomza'er Bezirk, um sich dort zu einem Landtagsdeputirten wählen zu lassen. Der zukünftige König hat hier reichliche Gelegenheit gefunden, jene heillose Demoralisirung des großen und kleinen Adels kennen zu lernen, welche später die edelsten patriotischen Bestrebungen zunichte machte und Polen dem unglücklichsten Schicksale preisgab.

Mit Bitterkeit schildert uns Poniatowski die Scenen, die er durchgemacht, ehe er seine Wahl durchsetzte. „Es war mehr traurig als schmeichelhaft, zu einem Landtagsabgeordneten gewählt zu werden" — ruft er in seinem tiefen Unwillen ob der abschreckenden Zuchtlosigkeit des kleinen Adels aus. Bei dieser Gelegenheit besteht er aber auch komische Abenteuer und erlebt Episoden von unübertrefflicher Ergötzlichkeit. Als Hauptagent für die Wahl Poniatowski's trat ein gewisser Glinka auf. Als nun Poniatowski, unanimi voto, gewählt wurde, führt ihn Glinka beim Herrn Starosten von Makow ein. „Das war für mich der allerschwerste Tag" — erzählt der König. „Der alte Starost, von Podagra geplagt, unbeweglich, lebte dem Anschein nach nur zu dem Zwecke, wacker zu trinken; seine Gemahlin war der Gegenstand der wärmsten Verehrung Glinka's, welcher in der Hoffnung lebte, sie zu heiraten, sobald sie einmal zur Witwe geworden sein würde. Unterdessen placirte der Witwer Glinka seine Tochter in dem Hause des Starosten, eine achtzehnjährige, fette, weiße Jungfrau, welche an dem heißen August-Tage in einem schweren sammtenen Kleide auftrat. Glinka trug diesen beiden Damen einen Ball an, und viere an der Zahl brachten wir eine Quadrille zu Stande, während der alte Starost als Publicum figurirte. Der Starost nahm Platz in einem Winkel einer Veranda, ein armseliger Geiger occupirte einen anderen; und ich und Glinka, wir bedienten wechselweise die beiden Damen, von 6 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr früh fortwährend tanzend. Nach jeder vollendeten Tour leerte Glinka einen vollen Humpen, wobei er den letzten Tropfen auf den Fingernagel zu schütten pflegte; dabei trank er immer auf meine Gesundheit, wofür ich mich mit reichlichen

Digitized by Google

Complimenten bedanken mußte. Wäre ich nicht Augenzeuge gewesen, ich hätte niemals so etwas geglaubt! Der Uhrzeiger hatte seine Laufbahn beendet und Glinka trank und tanzte fortwährend, nur daß er drei Mal seine Kleider wechselte, mich ob dieser Unschicklichkeit unterthänigst um Verzeihung bittend. . . . Um 6 Uhr früh bat ich um Pardon, und erhielt ihn mit der größten Schwierigkeit. . . ."

Der junge Landtagsabgeordnete kehrt nun nach Hause zurück, und wird von seinem Vater mit dem etwas unangenehmen Complimente begrüßt, „er würde niemals ein ordentlicher Mensch werden", weil er eines der mitgenommenen Pferde zu Tode gehetzt hatte. Die erlangte Würde hindert den jungen Poniatowski nicht, sich bald zum zweiten Mal ins Ausland zu begeben. Ueber Ungarn, wo ihn das „Husarenlatein" ergötzt, mit welchem man selbst Hunde zum Bratspieß commandirt, langt er in Wien an. Eben damals ward Kaunitz von Paris abberufen, um Reichskanzler zu werden. Poniatowski gibt uns eine kurze Charakteristik dieses berühmten Staatsmannes, welche aber nichts wesentlich Neues enthält. Mit wahrer Begeisterung spricht der König von den Vorzügen der Kaiserin Marie Thereſe. „Wenn ich noch einmal zur Welt kommen sollte, und mir die Wahl gelassen wäre, mir einen Souverän zu bezeichnen, würde ich mich unter allen lebenden Monarchen für Maria Theresia entscheiden. Als sie den Thron bestieg, fand sie die Finanzen und das Heer zerrüttet; und ungeachtet der drei unglücklichen Kriege verstand sie es, diese beiden Hauptzweige der Reichskraft höher zu heben als es je gewesen, ohne ihre Unterthanen zu überbürden. Alle öffentlichen Gebäude in Wien, alle Straßen in ihren Erbländern hat sie neu aufgebaut oder restaurirt, und dennoch ist sie reich, was die Großmuth ihrer Spenden beweist. Sie ist fromm und ihren strengen Grundsätzen stets treu, und doch ist sie sanft und gutmüthig, und weiß den überspannten Forderungen der Geistlichkeit eine gebührende Grenze zu setzen. Ihre Politik war immer geschickt, niemals hinterlistig, und bisher hat sie noch keinen Krieg geführt, der nicht durch die Nothwehr begründet wäre; sie besitzt daher das Glück, von ihren Völkern wahrhaft geliebt zu werden. Ihre dreißigjährige Regierung weist keine einzige Ungerechtigkeit auf. Möge dieses edle Muster der Fürsten- und Frauentugend niemals mit sich selber in Widerspruch gerathen, möge es immer rein bleiben als Beispiel für die Nachwelt! und möge mein Vaterland keinen Grund finden, sich über die Unbeständigkeit menschlicher Tugend zu beklagen!" Bei diesen Worten steht die folgende bedeutungsvolle Anmerkung von des Königs eigener Hand: „Ich schrieb dieß im Februar des Jahres 1772."

Von Wien begibt sich Poniatowski nach Dresden und bekommt hier Händel mit dem jungen Fürsten Liechtenstein, der ihn auf eine höfliche Reclamation im Theater mit einem barschen „Sie langweilen mich!" abgefertigt hatte. Poniatowski schickt den Grafen Brühl zu dem Fürsten und läßt ihm sagen: „Sie haben sich gestern beklagt, daß ich Sie langweile; ich werde Sie

Digitized by Google

morgen um 9 Uhr früh, hinter dem großen Garten zu amüsiren trachten." Der Zweikampf kommt jedoch nicht zu Stande; der Chevalier de Saxe, der General Fontenay und der Oheim des Geforderten legen sich ins Mittel und dem Poniatowski wird von dem Beleidiger Abbitte geleistet. In Dresden trifft Poniatowski auch mit dem englischen Diplomaten Williams zusammen — und zwischen beiden kommt der innigste Freundschaftsbund zu Stande. Von Dresden reist unser Held nach Holland, wo er mit dem Herzog von Braunschweig, Chevalier de York, mit dem Admiral Schyrven, mit Van der Hopp, Kauderbach, Baron Crönig und anderen Celebritäten verkehrt, und begibt sich nachher nach Paris. Die Empfehlungsbriefe, die ihm sein Vater an die Frau de Bezenval (eine geborene Polin, Bielińska, eine Anverwandte der Poniatowskis), an die berühmte Frau Geoffrin, an den englischen Gesandten Lord Albemarle, an die Frau de Brancas und Andere mitgegeben, öffnen im die Thüre der glänzendsten Gesellschaft, und er wird nun mit Allen bekannt, die durch ihre Geburt, Stellung oder Geist zu den Spitzen der damaligen Pariser Societé gehörten. Aber Poniatowski ist noch ein Neuling auf dem schlüpfrigen Boden der Pariser Salons und es werden ihm manche komische Mißgriffe nicht erspart, wenngleich er in der Madame Geoffrin eine eifrige Hofmeisterin gefunden. Der alte Marschall de Noailles, der den Vater Poniatowski's geliebt, empfängt den jungen Polen mit fast zärtlicher Freundlichkeit und befragt ihn eines Tages, was man in den fremden Ländern von den französischen Ministern spreche? „Befehlen Sie mir, Herr Fürst, ganz offen zu sprechen?" — fragt Poniatowski, und als der Fürst es bejaht, begeht der unerfahrene Jüngling den Fehler, den Marquis de Puisieulx in Lobsprüchen gleich neben de Noailles zu erwähnen. Der Fürst nimmt es übel, und die dabei gegenwärtige Gräfin de la Marck schilt den erschrockenen Polen tüchtig aus: „Herr Graf Poniatowski, ich kann mich nicht enthalten Ihnen zu gestehen, daß es mich höchlich befremdet und beleidigt hat, daß Sie den Laquais mit dem Herrn vergleichen; wissen Sie denn nicht, daß Marquis de Puisieulx Alles dem Marschall de Noailles verdankt und mit ihm nicht in eine Reihe gestellt werden kann?" Poniatowski protestirt, entschuldigt sich, fleht um Verzeihung, aber es hilft nichts, und als er drei Tage nachher bei seiner Lehrerin Geoffrin erscheint, geht ihm diese mit zornigem Blicke, die Hände in die Seiten gestemmt, entgegen und ruft: „Was hast du denn, Kleiner, dem Marschall de Noailles gesagt? Lerne doch, grosse bête, daß, wenn dich Jemand fragt, was man über ihn spreche, er allein und ganz allein gelobt zu werden wünscht!"

Bei Madame Geoffrin, die ihm in dem Strudel der Pariser Lebens treu zur Seite steht, sieht Poniatowski den berühmten Montesquieu, der ein von ihm selbst componirtes Lied an die La Valliere singt, und den greisen Fontenelle, neben welchen die Frau Geoffrin stets einen kleinen geheizten eisernen Ofen stellt, und welcher an Poniatowski die curiose Frage stellt, ob er denn so gut polnisch wie französisch spreche? Recht komisch gibt sich die Anekdote, die Ponia-

Digitized by Google

towski weiter von sich erzählt. Er besucht Madame de Brancas, erste Hofdame der damaligen Dauphine, der Tochter August III., Königs von Polen. „Wissen Sie denn, wer der Vater des Prinzen von Aquitanien (des älteren Bruders Ludwig XVI.) ist?" — fragt ihn die besagte Dame. „Man kann sich leicht vorstellen, wie verlegen mich diese Frage machte; aber die Verlegenheit schien Madame de Brancas zu amüsiren, und sie wiederholte die Frage, indem sie auf eine Antwort drang. „„Ich denke der Dauphin"" antwortete ich erröthend. „„Fehlgeschossen rathen sie besser!"" „„Ach, Madame, wollen Sie mich dessen entheben . . . ich weiß es nicht . . ."" „„Nun ich sehe, daß man es Ihnen sagen muß; erfahren Sie denn, daß es der heilige Franz Xaver ist; die Königin von Polen schrieb der Dauphine, sie solle recht artig mit diesem Heiligen verfahren; die Dauphine erfüllte den Rath ihrer Mutter und wir verdanken diesem den Prinzen von Aquitanien.""

Wir übergehen die weiteren Erlebnisse Poniatowski's in Paris und die Schilderungen, die er uns von fast allen berühmten Persönlichkeiten der damaligen französischen Gesellschaft gibt, und erwähnen bloß, daß er mit seinen in Paris gemachten Fortschritten zufrieden war, und es endlich dazu brachte, daß eine hochgestellte Dame, als sie erfuhr, daß Poniatowski ein Fremder und Pole sei, sich verwundert äußerte: „Aber das ist unmöglich; „das" ist gut gekleidet; „das" hat artige Kleider von geschorenem Sammt; und ich habe einige zwanzig Deutsche gesehen, die als Trauerkleid Tuch trugen." Ein jeder der nicht Franzose ist — bemerkt Poniatowski — ist in Paris eo ipso ein Deutscher. Man hat mir übrigens erzählt, daß eine Freundin der eben erwähnten Dame, als sie die Ehrenbezeugungen sah, mit denen man den in Paris anwesenden König von Dänemark überhäufte, mit gewisser mitleidiger Rührung sagte; „Was wird „das" anfangen, wenn „das" in sein Land zurückkehrt, „das" wird sterben vor Langeweile!"

In Gesellschaft des Capitän Lord Stanhope geht Poniatowski über den Canal nach London. Er bewegt sich hier in den höchsten Cirkeln, wird bei Hofe empfangen, von König Georg II. über polnische Angelegenheiten befragt, von dem Großkanzler Lord Hardwick in die Parlamentssitzung geführt, studirt englische Sitten, Politik und Erziehung und notirt seine Eindrücke in ziemlich geistreicher Weise. Interessant und charakteristisch ist seine Begegnung mit dem so hochberühmten Weltmann Lord Chesterfield. „Lord Chesterfield sprach das Französische reiner und eleganter als alle seine Bekannten; und er wollte so damit glänzen, daß er einen besonderen Correspondenten in Paris bestellte, der ihm alle neuen, durch die Mode des Tages in Umlauf gesetzten Ausdrücke und Redensarten sogleich anzeigen mußte. Als er mich sah, hatte Chesterfield nichts Eiligeres zu thun, als zu bemerken, daß ich heute früh im St. James-Parke gewiß nicht nur beaucoup des Poilous, mais aussi beaucoup de gens comme il faut, en habit de coquins gesehen habe. Man wird mir dankbar sein, wenn ich den mythischen Sinn dieser Worte erkläre, sagt

Digitized by Google

Poniatowski. Poilou bedeutet in der Jägersprache einen Hund von röthlicher Farbe und die aristokratischen Witzlinge benannten mit diesem Worte Leute von geringer Herkunft, um sie von den Leuten comme il faut zu unterscheiden. Alle, die comme il faut waren, trugen eine Art von Frack, der aber im Jahre 1754 un habit de coquin genannt wurde, und mit dieser hohen Kenntniß neuester Pariser Sitte und Terminologie wollte mich Lord Chesterfield in Staunen setzen."

Auf der Rückreise nach Polen geräth Poniatowski in Geldverlegenheit und ist genöthigt, gegen Haftung Kauderbachs 300 Ducaten von dem Juden Boas in Haag zu leihen. Nicht ohne Interesse wird vielleicht die Rechnung sein, welche er in der Anmerkung gibt. „Der Vater gab mir auf diese Reise 3500 Ducaten, die Mutter 1000, der Oheim schickte mir nach Paris 500 Ducaten — und mit diesem Gelde bestritt ich die Kosten einer fünfzehnmonatlichen Reise." Dem gegenüber erscheint die Angabe der Marquise de Créquy, Poniatowski wäre in Paris Schulden halber verhaftet und von Frau Geoffrin losgekauft worden, eine Verleumdung zu sein. Uebrigens ist diese Dame überhaupt auf Poniatowski nicht gut zu sprechen und die bezügliche Stelle ihrer Memoiren (IV. 49) lautet: „Mme. Geoffrin vient d'aller à Varsovie pour y faire une visite à ce roi Poniatowski, a qui jadis elle avait prêté quelques milliers de francs pour l'empêcher de rester en prison. Quelle élection derisoire et quelle promotion scandaleuse! Une créature de la Czarine Catherine d'Anhalt, un protegé de Mme. Geoffrin née Rodet! Triste couronne de vieux Jagellons et malheureuse Pologne!"

In Polen angelangt, nimmt Poniatowski Antheil an dem politischen Leben, das eigentlich in Familienstreitigkeiten bestand, bewirbt sich um die Würde eines Stolnik und wird in eine Herzensgeschichte verwickelt, die aber für ihn ungünstig ausläuft. Was uns Poniatowski von diesem Abschnitte seines Lebens erzählt, ist von specifisch polnischem Interesse und kann füglich unerwähnt gelassen werden. Desto merkwürdiger sind seine Petersburger Erlebnisse, bei denen wir länger verweilen werden. Williams, dessen wir bereits als eines innigen Freundes des jungen Poniatowski erwähnten, geht auf den englischen Gesandtschaftsposten nach Petersburg und nimmt Poniatowski mit. Die Erzählung seines Petersburger Aufenthaltes beginnt Poniatowski mit einer interessanten diplomatischen Anekdote. „Die Freundschaft und das Vertrauen, mit denen mich Williams beehrte" — erzählt der König — „waren so groß, daß er mir seine geheimsten Depeschen vorlas oder deren Dechiffrirung anvertraute. Ich war dadurch Zeuge eines Zwischenfalls geworden, der wichtig genug war, um ganz Europa zu interessiren. Williams hatte den Auftrag, mit Rußland ein Bündniß zu verhandeln, kraft dessen England gegen Zahlung gewisser im voraus vereinbarter Summen von Rußland ein Hilfsheer von 50.000 Mann erhalten sollte, um dasselbe gegen den König von Preußen zu versenden, dessen Name in dem Vertrage gar nicht genannt, dessen Land jedoch so genau bezeichnet wurde,

Digitized by Google

daß darüber kein Zweifel obwalten konnte. Kaum zwei Monate waren seit der Ankunft Williams in Petersburg verflossen und der Vertrag war schon unterschrieben. Williams war stolz auf seinen Erfolg und erwartete von seinem Hofe die lobendste Anerkennung; da erhält er unerwartet anstatt der Ratificirung des Tractates einen donnernden Brief des Staatssecretärs. „Sie haben sich die Unzufriedenheit des Königs zugezogen" — schreibt man Williams — „indem Sie Ihren Namen unter die der russischen Minister gesetzt haben, was eine Verletzung der Würde Seiner Majestät ist. So lange dieser Irrthum nicht gut gemacht sein wird, kann der König den Vertrag nicht ratificiren". Nun bemerkte Williams, daß die unterzeichneten Exemplare des Traktactes verwechselt worden waren und daß der englische Hof die für die russische Regierung bestimmte Abschrift erhalten hatte, während der Czarin die für England ausgestellte vorgelegt wurde. Es schien, daß sich dieser unliebsame Irrthum leicht gutmachen lassen werde, doch die Verspätung, welche König Friedrich gut auszubeuten wußte, vernichtete die mit dem Vertrage verbundenen Pläne.

Aus seinem Zusammenleben mit Williams erzählt Poniatowski eine ergreifende Scene. „Williams war von reizbarem Temperament, höchst nervös und voll Eigenliebe. . . Ich habe diesen Menschen Thränen vergießen gesehen, wenn er zwei Mal nach einander eine Partie Karten verspielte. Sehr oft überließ er sich leidenschaftlichen Zornausbrüchen. Eines Abends fiel er in einer Unterredung mit mir, Woodward, Combe und dem Pastor Dumaresque auf das Thema des freien Willens und des Fatums, wobei er behauptete, es gäbe in dem menschlichen Leben kein Ereigniß, das, glücklich oder unglücklich, nicht eine Folge eines Verdienstes oder eines Fehlers wäre. Ich warf dagegen ein, daß z. B. ein Blitz oder ein Erdbeben, die doch kein Mensch vorhersehen kann, dennoch auf das Gelingen unserer Pläne einwirken könne. Alle stimmten mir bei, und dieses erbitterte den reizbaren Williams dermaßen, daß er mich wüthend andonnerte: „Ich kann es nicht dulden, daß man mir im eigenen Hause widerspricht, ich bitte Sie, sich zu entfernen und mich für immer mit Ihrem Anblick zu verschonen!" Und er verschwand in sein Schlafzimmer, die Thür hinter sich zuwerfend. Die Gäste gingen nach Hause und ich blieb allein, von den traurigsten Gefühlen gepeinigt. Ich fragte mich selber: Darf ich eine solche Beleidigung ruhig hinnehmen? und dann: Wie ist denn die Rache der Genugthuung möglich? Williams ist nicht nur Gesandter, er ist noch mehr, er ist mein Wohlthäter, mein Führer, mein Lehrer und Schützer; meine Eltern haben mich ihm anvertraut, er liebte mich so lange und so innig. Mit verschiedenen Gefühlen kämpfend, trat ich an die Thür seines Schlafzimmers; sie blieb mir aber verschlossen. Ich kehrte in das Zimmer zurück, in welchem diese Scene vor sich gegangen war. Ich trat auf den Balcon. Die Nacht war ruhig; ich fiel in tiefes Hinbrüten. Ich fühle mich auf einmal von Verzweiflung überwältigt. Ich hebe den Fuß, um mich kopfüber über das Geländer zu stürzen — und fühle mich plötzlich fest ergriffen und zurückgehalten. Es war Williams.

Digitized by Google

Durch einige Minuten schwiegen wir Beide. Als ich meine Stimme wiederfand, brach ich in die Worte aus: „Tödte mich lieber, als mich von dir zu stoßen!“ Williams antwortete mit Thränen und Umarmung. Ich war überglücklich.“

Die Gefühlsüberspannung, von welcher dieser Zwischenfall zeugt, hatte jedoch einen viel tieferen, viel mächtigeren Grund als die bloße Freundschaft. . . Poniatowski beeilt sich selbst, uns seine damalige Gemüthsstimmung zu schildern. „Die Schrecklichkeit meiner Situation auf dem Balcone“ — erzählt er unmittelbar weiter — „wurde noch durch den Zustand meines Herzens erhöht, welches mit dem innigsten, mächtigsten Gefühle der Liebe erfüllt war. Diese Liebe, mit Anbetung und Verehrung verbunden, erfüllte mein ganzes Sein, bestrickte mir Geist und Sinn. Williams war mein Vertrauter und Rathgeber in dieser Liebe. Der Charakter eines Gesandten öffnete ihm den Zutritt zu der Person, welcher ich öffentlich nicht nahen konnte, und ermöglichte mir tausendfache Communicationsmittel. Sein Haus verlieh mir völlige Sicherheit, die ich sonst vergebens gesucht haben würde. Alles dies würde ich verloren haben, wenn mir Williams seine Freundschaft entzogen hätte. Wer weiß, ob nach einem solchen Bruche mein Geheimniß sicher gewesen wäre, und ob Williams nicht die Person bloßgestellt hätte, die ich über mein Glück liebte und schätzte. . .“

Es braucht dem Leser nicht gesagt zu werden, daß der Gegenstand dieser Liebe keine geringere Frau war, als die Gemahlin des Großfürsten Peter, die nachherige Kaiserin Katharina II. Im zweiten und letzten Abschnitte der auf uns gekommenen Memoiren gibt uns Poniatowski eine sehr interessante, an pikanten Zwischenfällen reiche Geschichte dieser Liebesintrigue. Wir werden sie dem geneigten Leser in dem folgenden Artikel erzählen.

L. v. Lubitsch.

Franz Stelzhamer.

Karl Greistorfer: „Die oberösterreichischen Dialectdichter“. (Im Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums in Linz 1863.) — Heinrich Reitzenbeck: „Franz Stelzhamer“. Pest 1872.

Gebildeten Völkern, die den hohen Werth des begabten Schriftstellers zu schätzen wissen, ist längst der Geburtstag desselben ein Anlaß geworden, ihrer Verehrung des Genius einen Ausdruck zu geben. — Mit steigender Begeisterung feiert die Deutschen seit 1835 den 10. November und in ihm symbolisch die Wiedergeburt des Volkes; Oesterreich hat unlängst noch seinem Grillparzer, seinem Bauernfeld gehuldigt. Darum sei es uns auch heute erlaubt, an einen heimischen Dichter zu erinnern, dessen kernige Erzählungen und urwüchsige Lyrik

Digitized by Google

das österreichische Volksleben mit einer Frische und Treue wiederspiegeln, die sich kaum anderswo zum zweiten Male finden. —

Er selbst sagt von sich:

Ich heiße mit Namen voll und ganz
Peter, Andreas, Xaver Franz.
Stelzhamer schreibe ich mit einem „m",
Das war den Leuten stets unbequem;
Und wie wenig sie geben fürs Leben her,
Im Namen bekam ich immer mehr.

Heute sitzt er, als Siebzigjähriger noch in körperlicher und geistiger Frische, zu Hendorf bei Neumarkt im Salzburgischen, im Kreise seiner Familie, die Gesammtausgabe seiner Werke vorbereitend. Fern von großstädtischen Verhältnissen, von den Centren litterarischen Verkehrs liebt er es, in der Mitte des Volkes zu leben, dem er die geheimsten Herzensregungen abgelauscht, dessen Mundart er mit der Fülle seiner poetischen Begabung geadelt. —

Stelzhamer hat seit seinen Studienjahren ein freies Dichterleben geführt; Pegasus beugte seinen Nacken nie dem Joche eines bürgerlichen Berufes. — „Jede Stunde gehört mir", war immer sein größter Stolz, und mit unverwüstlichem Humor preist er sein Dichterlos:

Auf mein'm Grund steht kai Haus
Und mei Haus hat kein Grund —
aber
Gott sei Lob und sei Dank:
I bi frei, i bi frank!

War dieser leichte, frische Sinn ein Lebenselement seiner Poesie, so brachte er ihn nicht selten in arge, irdische Bedrängniß.

Des Dichters Wiege stand im Dorfe Groß-Piesenham unweit Ried, er stammt aus der Kernschichte der Bevölkerungen, dem Bauernstande. Sein Vater wie seine Mutter waren typische Charaktere im besten Sinne, der eine ernst und streng, treu und fest; die andere heiter und liebreich, emsig und ergeben, Beide frische, rührige Leute, die durch ihr Grundwesen lebhaft an die Charaktere von Hermanns Eltern in Goethe's Dichtung erinnern. Am 29. November 1802 wurde dem Besitzer des „Siebengutes" in Piesenham der dritte Sohn, Franz, geboren. — Der Knabe erwies sich in der Schule bald als „findiger Kopf" und wurde darum seinerzeit ans Gymnasium nach Salzburg gebracht.

Früh regte sich im jungen Gemüthe der dichterische Drang. Als „Waldfräuel" war ihm, wie er in seinem ersten Buche erzählt, die „ländliche Muse" erschienen, als er noch die Gänse und Ziegen seines Vaters hütete. Die Erscheinung hatte die Gestalt seines verstorbenen Schwesterchens „Mariechen" angenommen. — Blieb ihm doch Herz und Sinn stets der Familie, den Bluts-

Digitized by Google

freunden zugewendet! — Unter dem Zauber der Erscheinung belebt sich Wald und Flur, die Riesen des Märchens, die Burgen und Schlösser der Romantik erheben sich vor ihm, und sie weiht ihn zu seinem dichterischen Berufe:

Zwar Geld, das ist mir ferne,
Wie auch die Wissenschaft,
Wie auf dem Erdensterne
Man Wies und Feld beschafft.

Doch andre Dinge viele
Die selten eines kennt,
Die lehr ich Dich im Spiele
Und doch vom Fundament.

Sie verleiht nun seiner Seele den freien Blick in die Welt, in das Wesen der Dinge, dazu die rasche Beweglichkeit, die das Leben allseitig erfaßt. Wohl schwellt sie das junge Gemüth auch mit Träumen der Zukunft.

Wie andrer Leute Schande
Verbreitet sich dein Ruhm —
Bist unbekannt im Lande
Nur Köpfen hart und dumm.

Gar wird zu Stuhl und Thronen
Man tragen es — wohlan!
Und reichlich mit Geld belohnen
Dein Wissen und Wesen dann!

Die Berufsstudien brachten dem jungen Dichter viel Sorge. Gegen der Eltern Willen bezog er die Universität Graz, um Rechte zu studiren. Aber nach den Universitätsjahren ging er statt in die Kanzlei — nach Wien —, um sich zum Maler auszubilden. Mangel an Subsistenzmitteln vereitelte dieses Vorhaben. Die eiserne Noth trieb Stelzhamer nach Linz, um dort an der theologischen Lehranstalt nach dem Wunsche des Vaters sein Brot zu suchen. — Dort erklangen ihm die ersten Lieder in der Mundart seines Volkes. Diese gingen in Abschrift von Hand zu Hand, wurden gelesen und gar bald auch gesungen. Ein Mönch des Stiftes Reichersberg (Zöhrer) setzte einige in Musik. — Aber hier entschied sich auch Stelzhamers Schicksal: aus dem regelrechten Geleise eines bürgerlichen Berufes trieb es ihn auf die wechselvolle Bahn eines freien Dichterlebens. Wie das kam, erzählt Reitzenbeck in seiner Schrift S. 30:

„Bei der Prüfung am Schlusse des zweiten Jahres der theologischen Studien gab Stelzhamer über die Wunder von den Broten und Fischen des Evangeliums eine Erklärung im Sinne eines phantasiebegabten Poeten, wofür er von dem Prüfenden eine

Digitized by Google

scharfe Rüge erhielt. Tief verletzt verließ er den Saal und kam nicht wieder; die Lust zur Theologie war dahin. Er wanderte seiner Heimat zu. Das Vaterhaus zu betreten, wagte er nicht. Er kehrte bei alten Studiengenossen zu, und gelangte endlich nach Passau. Hier saß er, es war Abend, in der Stube eines bekannten Gasthauses und hegte allerlei Gedanken über das, was nun mit ihm werden solle. Da trat in die Stube ein großer Mann, der in seinem Aeußern gar deutlich den Künstler zur Schau trug. Als dieser den sinnenden Stelzhamer erschaute, eilte er auf ihn zu, grüßte auf das freundlichste, reichte die Rechte hin und fragte: „Freund, woher? — woher? — Was ist aus dir geworden?" — „Ein entlaufener Theolog", war die humoristische Antwort. „Und was bist denn du, Bruder Bechtold?" setzte Stelzhamer hinzu. Seit Graz hatten die Universitätsfreunde sich nicht gesehen. „Ich habe vom Jus mich ab- und der Schauspielkunst mich zugewendet; bin Heldenspieler und derzeit Director einer Wandertruppe, die hier in Passau spielt." Die Freude war groß; zwei Künstlernaturen hatten sich gefunden. Und nun ging es an ein Erzählen der Erlebnisse in begeisterten Worten. — „Stelzhamer", rief Bechtold plötzlich aus, „dich sendet mir der Musengott! Ein wahrer Deus ex machina bist du mir. Höre! Mein Intrigant ist vor zwei Tagen „„verduftet"". Der sollte übermorgen in der Johanna von Montfaucon den Lasarra spielen. Es ist das Benefiz der ersten Liebhaberin meiner Bühne. Die hat in allen Häusern der Stadt die Einladung zur Vorstellung schon abgegeben. Du mußt den Lasarra spielen und alle Noth hat ein Ende!" — Aber, Bechtold! welch närrischer Gedanke! — „Du mußt Schauspieler werden, du hast das Zeug dazu, ein biegsames Organ, ein wunderbares Gedächtniß, gewandte Bewegung, du bist ein Genie, und das kann Alles, was es will. Ja, ja du spielst den Lasarra, mir, deinem treuen Freunde zu lieb." — Stelzhammer lächelte. Da kam die junge Schauspielerin zur Gesellschaft; Bechtold stellte ihr den neuen Lasarra in schwungvollen Worten vor. Und Stelzhamer lächelte wieder, und rief jugendlichen Uebermuthes im Pathos aus: „Es sei gewagt!" — Großer Jubel. Stelzhamer spielte den Lasarra unter vielem Beifall, und blieb nun bei der Truppe unter dem Namen Reitzhamer, den er durch einen Druckfehler auf dem Theaterzettel erhielt, und den er als Schauspieler fortan führte. Er spielte größere und kleinere Rollen, ernste und komische, mit wechselndem Glück, sogar den Franz in Schillers „Räuber"; den Gottlieb Kocke in Zieglers „Parteiwuth". In wahrer Begeisterung aber entflammte er für diese Kunst, als er von der berühmten Tragödin Sophie Schröder, die in Passau Gastrollen gab, gar liebevollen Unterricht erhielt, und der Ehre genoß, mit derselben in den erwähnten Stücken spielen zu können.

Noch war der Winter desselben Jahres nicht vorüber, als der Director Bechtold die Zahlungen einstellte, und die Schaubühne geschlossen wurde. Die Truppe zerstreute sich; Stelzhamer aber wurde wegen einer kleinen Schuld von seinem Wirthe festgehalten. In dieser Bedrängniß schrieb er an seine Mutter, die seit längerer Zeit von dem Aufenthalte ihres Sohnes ohne Nachricht war. Nach wenigen Tagen kam die gute Mutter, zwölf Wegstunden weit von Piesenham hergegangen, in Passau an, und erlöste mit ihrem ersparten Gelde den Franz, ohne diesem ein herbes Wort zu sagen. Sie war

Digitized by Google

eben die „lautere Liebe“. Franz war glückselig. In dieser Stimmung sang er eines seiner schönsten Lieder: „Mein Müederl“,

„I mag wiedàwöll sein,
I mag wiedàwöll wern,
Mein Müederl, dös alt,
Had mi denà nu gern!
'N Müedern iehn Herz
Is àn ewigà Brunn
Und so warm gehts davan,
Wie im Mai vo dà Sunn.“

Und nun wiederholt er die lieben Mahnworte, so beim Abschied die gute Mutter zu ihm gesprochen, und schließt den Sang:

„Und wann i mi ände,
Wann i brav wir und frum;
Zwögn dà Mueder is gschehà,
Sist kehrt mi Niemd um.“

Mutter und Sohn verließen nun Passau, und wanderten nach Schärding. Es war ein kalter Märztag; der Schauspieler hatte nichts, als die Gewandung, die er am Leibe trug, und die etwas absonderlich war: einen lichtblauen Frack mit Messingknöpfen, eine gelbe Nankinghose, Niederschuhe, und einen hohen weißen Cylinderhut. In Schärding war die Barschaft zu Ende. Bei einem bekannten Brauherrn kehrte Stelzhamer ein, und saß, weil sein Mütterchen, ermüdet, sich frühzeitig schon zu Bette legte, allein in der Herrenstube, in welcher Abends die Honoratioren des Ortes gewöhnlich sich einfanden. Da kam der erste Gast, und in diesem erkannte Stelzhamer einen Schulkameraden aus Salzburg, der Thanner hieß, und Auscultant beim Pfleggerichte war. Thanner war hocherfreut, den Jugendfreund zu sehen, und erwähnte auch gleich des schönen Gedichtes: „Dà Daubà“, dem der musikgewandte Zöhrer so treffende Melodie und Begleitung gab, und fragte endlich, ob Stelzhamer mehrere Lieder in der Volksmundart gedichtet habe. Und als er hörte von Liedern in losen Blättern, die, gesammelt, wohl ein kleines Bändchen geben würden, da rief er aus: Die müssen gedruckt werden! Stelzhamer staunte, eine lichtfreudige Ahnung durchflog seine Seele. Thanner aber lief fort und nach einer Weile kam er zurück und brachte einen wohlgeordneten Subscriptionsbogen. „Was soll das Druckbändchen kosten? Setzen wir einen Silbergulden!“ Stelzhamer, überrascht, war mit Allem zufrieden. Nun kamen auch die Herrengäste, und jeder derselben schrieb seinen Namen ein und legte den bestimmten Betrag hin, und es waren deren fünfzehn an der Zahl. Stelzhamer war überglücklich.

Und dies war der Anfang von der Geschichte des ersten Bändchens der Lieder des Volksdichters Stelzhamer.

Stelzhamer kam nun auf seiner Dichterfahrt nach Wien. Rasch gewann er sich Freunde. Im Haus zum römischen Kaiser auf der Freiung trug er im Kreise einer größeren Gesellschaft Gedichte in der Volksmundart vor, von welchen „mein Müederl“

Digitized by Google

und „dà Spiellump" die Zuhörer in die freudigste Stimmung versetzten. Der Beifall wollte nicht enden. Viele eilten auf den Dichter zu, ihm Begrüßung und Glückwunsch darzubringen. Unter den Entzückten war auch der k. k. Hofbuchhändler Peter Rohrmann und in diesem hatte Stelzhamer auch schon den ersehnten Verleger seiner Lieder. Schon am andern Tag wurde der Vertrag abgeschlossen, und dem Dichter die eine Hälfte des bestimmten Ehrensoldes alsogleich, die zweite Hälfte desselben nach dem Erscheinen des Büchleins ausbezahlt, das mit einem sinnreichen Gleichniß als Vorwort in der Mundart geschrieben, und mit einer Vorrede, reich an Witz und Humor, im Jahre 1837 ausgegeben wurde."

Diesem ersten Theile von Stelzhamers Liedern in obderensischer Mundart folgte 1844 ein zweiter, 1845 ein dritter (bei Manz in Regensburg) und 1868 ein vierter (Linz im Selbstverlag). — Außerdem brachte 1855 Cotta in Tübingen einen Band mundartlicher und hochdeutscher „Gedichte von Stelzhamer".

Von diesen Liedern sagt Greistorfer, daß sie dem Dichter rasch Thore und Herzen öffneten, der Mutter Freudenthränen entlockten und den lange grollenden Vater versöhnten. — „Zu keinem andern Poeten in die Schule gegangen, von keinem auch nur das geringste Werkzeug entlehnend, hat sich Stelzhamer sein seltsames Bauernhaus selbst gezimmert, es nach uraltem Brauch eingerichtet für die einfache Familie, in der er selbst lebt und dichtet. Er ist die Incarnation des Volksgeistes, wie er in seiner Heimat auftritt, der Repräsentant seines Stammes, dessen ganzes poetisches Leben in seine Verse mündet. Seine Lyrik umfaßt den ganzen Kreis der bäuerlichen Verhältnisse, alle Empfindungsstufen des Landvolkes."

Darum ist Stelzhamer heute auch in Ober-Oesterreich die populärste Persönlichkeit; seine Lieder klingen ihm überall entgegen und bereiten ihm die freundlichste Aufnahme.

Wer aber nur seine mundartlichen Lieder kennt, hat nicht den ganzen Stelzhamer. Unter den „Gedichten" vom Jahre 1855 findet sich eine Reihe unter dem Gesammttitel „Liebe", welche den schönsten Blüthen hochdeutscher Lyrik an die Seite gestellt werden können. Die Jugendliebe, Lust und Leid klingt darin wieder; und sie waren eine Selbstbefreiung und Läuterung für den Dichter. Die Zartheit der Empfindung erinnert an die Minnelieder, die einst in Oesterreich besonders frisch erklangen; die gewandte und kunstvolle Form stellt sie neben Rückerts vielgefeierten „Liebesfrühling". Es sind diese Perlen noch lange nicht gehörig gewürdigt, man hat sie über den mundartlichen Liedern übersehen. In Reitzenbecks Schrift finden sie eingehende Würdigung. Hier nur ein kleines Beispiel zur Andeutung der Grundstimmung:

Freuden hatt ich ganze Heere,
Mehr als rothe Blümlein stehn
Auf der Wiese, als im Meere
Dunkelgrüne Wogen gehn.

Digitized by Google

Leiden hatt ich auch so viele
Mehr als bittre Kräuter stehn,
Mehr als bei des Nachtwinds Spiele
Blättlein an Cypressen wehn.

Und so rinnt das Minneleben
Unter Lust und Leid hinab:
Ach ists aus, dann sind wir eben
Alt und kalt genug fürs Grab. —

In demselben Bande (Gedichte 1855) findet sich eine epische Dichtung, die einzig in ihrer Art genannt werden kann, ein mundartliches Seitenstück zu Goethe's „Hermann und Dorothea", ein idyllisches Epos, wie dieses, in epischer Kunst mit demselben wetteifernd, aber aus ganz anderem Boden entsprossen, kerndeutsch wie dieses, nur nicht bürgerlich sittig, sondern bäuerlich urwüchsig.

Es ist „D' Ahnl", Gedicht in obderennsischer Mundart. — Greistorfer charakterisirt dasselbe folgendermaßen: „Von einem Mittelpunkte aus, dem schönen Verhältniß zweier junger Leute, gewinnen wir die weiteste Umschau in den Culturkreis eines alterthümlichen schlichten Bauernvolkes. Mit Wohlbehagen sehen wir den friedlichen Verlauf des Kleinlebens, das zwar keine Geschichte hat, aber selbst historisch ist, insofern es seit uralten Zeiten als selbstständiges Stück des gemeinsamen Völkerlebens besteht. — Eine besonders scharf abgegrenzte Gestalt ist die Heldin des Gedichts, die „Ahnl". Ein Mannweib, voll des bäuerlichen Selbstbewußtseins, fest und treu in der herkömmlichen Sitte, „eine Bäuerin von echtem Schrot und Korn. Ganz nach ihrem Sinne soll ihre Enkelin Rosine einen Mann wählen und sich nur durch Charakter und Ehre seiner Familie bestimmen lassen. — Nicht minder voll und stramm gegliedert sind die übrigen Gestalten des Gedichts, die in den mannigfaltigsten Charakteren, vom vornehmen Bräuherrn und dem launigen, spruchreichen Festvermittler und Festredner angefangen bis herunter zum schwerfälligen Knechte, dem unglücklichen Gaubettler und dem wohlgelittenen Proseliten, der das ganze Taufbuch und alle Chronik der Pfarre im Kopfe hat, eine reiche Galerie hübsch geschnitzter Bauernbilder darstellen."

Im 4. Theile der „Gedichte in obderennsischer Mundart" (Linz 1868) finden sich zwei von hervorragender Bedeutung: Das Wald-Idyll „Faulenzia" und das Märchen von der „Königin Noth". Das eine heiter und voll prächtigen Humors, das andere tiefernst und voll kerniger Gedanken, Beide viel höherer Beachtung werth als ihnen bisher geworden. — Fände Stelzhamer seinen Palleske wie Fritz Reuter ihn gefunden, der „König Faulenz" und die „Königin Noth" wären bereits allbekannt.

Stelzhamers bedeutendes Erzählertalent hat sich übrigens auch in hochdeutscher Sprache bewährt. Seine Novellenbücher: Sebastian der Spazier-

Digitized by Google

gänger (Regensburg 1845) und „Heimgarten“ (Pest 1846) stehen an poetischer Frische und scharfer Charakteristik dem Besten nicht nach, was die deutsche Litteratur in dieser Form aufzuweisen hat.

Reitzenbeck verzeichnet noch eine Reihe vollendeter Dichtungen von Stelzhamer, welche noch ungedruckt in seinem Pulte liegen, darunter sechs Bände Geschichten a) aus Schule und Hörsaal, b) aus Dorf und Gemeinde, c) aus Wirklichkeit und Wunderwelt, welche die zu erwartende Gesammtausgabe ans Licht bringen soll. Zwei seiner Dorfgeschichten, „Der Kreissteher“ und „Zwei Dorfbrüder“, haben in den letzten Jahren die „Presse“ und die „Deutsche Zeitung“ in die Oeffentlichkeit gebracht.

Seit einigen Jahren bezieht Stelzhamer eine kleine Jahrespension (400 fl.) vom oberösterreichischen Landesausschusse und ein Stipendium (600 fl.) von der kais. Regierung. Wie man hört, ist auch die Schiller-Stiftung Willens, dem verdienten Schriftsteller wenigstens eine Ehrengabe zum 70. Geburtstag zu bewilligen. In Linz, Salzburg und Wien hat man Beiträge zu einer Ehrengabe zum 70. Geburtstag des Dichters gesammelt, um demselben die allgemeine Theilnahme zu beweisen.

A. J. E.

Ueber die Grenzen des Naturerkennens.

Ein Vortrag in der zweiten öffentlichen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig am 14. August 1872 gehalten von Emil Du Bois-Reymond.

(Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1872. 39 S.)

Der wesentliche Inhalt dieses Vortrages wurde bereits von den Tagesblättern berichtet; doch wird sein ganzer Werth erst seit er in Druck erschienen ersichtlich. Es ist kein Vortrag, wie sie, von festlicher Gelegenheit hervorgerufen, zugleich mit dieser verhallen. Die Bedeutung seines Gegenstandes, die gründliche und doch so ansprechende feine Weise der Behandlung desselben sichern ihm eine Stelle in den Annalen der Wissenschaftsgeschichte. Er gehört zu den sich mehrenden Zeichen, welche eine neue principielle Richtung der Forschung, die beginnende philosophische Vertiefung der Wissenschaft ankünden.

Herr E. Du Bois-Reymond, der berühmte Forscher, ist zugleich ein feinsinniger Darsteller; er weiß die abstracten Gedanken der Wissenschaft mit einem Glanz der Rede zu verschönern, mit einer so leuchtenden Politur des Ausdrucks zu versehen, daß sie Juwelen zu gleichen scheinen.

„Naturerkennen ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch deren von der Zeit (und, wie wir

Digitized by Google

nach Zöller hinzusetzen müssen, auch von dem Raume) unabhängige Centralkräfte bewirkt werden, oder Auflösung der Naturvorgänge in Mechanik der Atome“... Es läßt eine Stufe der Naturerkenntniß sich denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch Eine mathematische Formel vorgestellt würde, durch Ein unermeßliches System simultaner Differentialgleichungen.

Was nun auf dieser höchsten denkbaren Stufe des Naturerkennens unerkannt bliebe, das wird unserem in so viel engeren Schranken eingeschlossenen Geiste vollends verborgen bleiben, also die gesuchten Grenzen des Naturerkennens überhaupt bilden. Zwei Stellen sind es aber, wo auch ein auf jene Stufe gelangter Geist vergeblich weiter vorzudringen trachten würde. Die Vorstellung, wonach die Welt aus stets dagewesenen und unvergänglichen kleinsten Theilen besteht, deren Centralkräfte alle Bewegung erzeugen, erweist sich nur als Surrogat einer Erklärung. So brauchbar, ja unentbehrlich für den Zweck unserer physicalisch-mathematischen Ueberlegungen die atomistische Vorstellung ist, als Corpuscular-Philosophie (d. h. consequent zu Ende gedacht) führt sie in unlösliche Widersprüche. Ein physicalisches Atom, eine verschwindend klein gedachte, ihres Namens ungeachtet in der Idee aber doch theilbare Masse ist eine in sich folgerichtige und unter Umständen nützliche Fiction der mathematischen Physik. Ein philosophisches Atom dagegen, d. h. eine angeblich nicht weiter theilbare Masse trägen, wirkungslosen Substrates, von der durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte ausgehen, ist bei näherer Betrachtung ein Unding, das nach zwei Seiten mit Widersprüchen behaftet ist. Denn soll das nicht weiter theilbare träge, an sich unwirksame Substrat wirklichen Bestand haben, so muß es einen gewissen, noch so kleinen Raum erfüllen. Dann ist nicht zu begreifen, warum es nicht weiter theilbar sei. Auch kann es den Raum nur erfüllen, indem es durch eine an seiner Grenze auftretende, aber nicht darüber hinaus wirkende abstoßende Kraft, welche alsbald größer wird als jede gegebene Kraft, gegen Eindringen eines anderen Körperlichen in denselben Raum sich wehrt.

Abgesehen von anderen Schwierigkeiten, welche hieraus entspringen, ist das Substrat alsdann kein wirkungsloses mehr. Denkt man sich umgekehrt mit den Dynamisten als Substrat nur den Mittelpunkt der Centralkräfte, so erfüllt das Substrat den Raum nicht mehr, so ist nichts mehr da, wovon die Centralkräfte ausgehen und was träge sein könnte gleich der Materie. Durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte sind an sich unbegreiflich, ja widersinnig! Denkt man sich dagegen den ganzen Raum erfüllt, so stellen sich neue Schwierigkeiten ein. Unter Anderem ist es bei dieser Vorstellung unmöglich, die verschiedene Dichte der Körper aus verschiedener Zusammenfügung des gleichartigen Urstoffes zu erklären.

Der Verfasser hat uns hiermit an die eine Schranke des Naturerkennens geführt. Wenn derselbe aber anzunehmen geneigt ist, daß diese Schranke von jeder Seite unübersteiglich sei, so entscheidet er ohne weitere Untersuchung, daß die Schranke einer bestimmten Wissenschaft unser Wissen überhaupt begrenze

Digitized by Google

und läßt außer Acht, daß er von seinem Gesichtspunkte aus nicht die Grenzen des Erkennens, sondern nur einer gewissen Art desselben, des Naturerkennens feststellen kann. Vielleicht ist diese Schranke der Naturwissenschaft eine der Grenzen des Bereichs der erkenntnißtheoretischen Untersuchung unserer ontologischen Begriffe. Ist das Atom zunächst eine Fiction, eine Vorstellungsweise, nach der wir die Erscheinungen unserem Verständnisse zurechtlegen, so scheint die Forderung, daß wir wenigstens in widerspruchsfreier Form fingiren sollen, weder überspannt noch unerfüllbar zu sein. Jene Widersprüche entspringen im letzten Grunde sämmtlich aus dem Verhältniß des Atoms zum Raume. Und gerade in dieser Hinsicht eröffnet uns die von Kant begonnene und neuerlich von mathematischer und physicalischer Seite her unterstützte und bereicherte Kritik der Raumesvorstellung alle Aussicht auf eine befriedigende Lösung jener Widersprüche. Ueber den Werth einer derartigen Berichtigung unserer Erfahrungsbegriffe könnte nur derjenige gering denken, der nie die treibende Kraft des Widerspruchs empfunden hat.

Folgen wir dem Verfasser an die andere Schranke des Naturerkennens. Er findet diese keineswegs in den Lebenserscheinungen als solchen, er erklärt es mit Recht für einen Irrthum, im ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden etwas Supranaturalistisches, etwas Anderes zu sehen, als ein überaus schwieriges mechanisches Problem.

Das neue Unbegreifliche, wo der Faden unseres Verständnisses abermals zerreißt, und unser Naturerkennen an eine unübersetzbare Kluft gelangt — ist vielmehr das Bewußtsein.

Wir brauchen dabei nicht an dessen höchste und wunderbarste Leistungen zu denken; gerade an der Unmöglichkeit auch nur die allereinfachsten Phänomene des Bewußtseins zu erklären, werden wir uns des ganzen, schweren Räthsels inne, das seine Existenz birgt. „Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene übersteigliche Kluft gesetzt, und die Welt nunmehr doppelt unbegreiflich geworden."

Unwidersprechlich zeigt der Verf., daß das Bewußtsein aus seinen materiellen Bedingungen nie erklärbar sein wird. Er nennt astronomische Kenntniß eines materiellen Systems „solche Kenntniß aller seiner Theile, ihrer gegenseitigen Lage und ihrer Bewegung, daß ihre Lage und Bewegung zu irgendeiner vergangenen und zukünftigen Zeit mit derselben Sicherheit berechnet werden kann, wie Lage und Bewegung der Himmelskörper". Unter Voraussetzung solcher Kenntniß, der vollkommensten, die überhaupt erreichbar ist, für das Gehirn des Menschen oder auch nur für das Seelenorgan des niedersten Thieres wird zwar in Bezug auf alle darin stattfindenden materiellen Vorgänge unser Erkennen eben so vollkommen sein, wie in Bezug auf Zuckung und Absonderung bei astronomischer Kenntniß von

Digitized by Google

Muskel oder Drüse. Was aber die geistigen Vorgänge selber betrifft, so zeigt sich, daß sie uns ganz eben so unbegreiflich wären wie jetzt.

„Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglich nicht weiter definirbaren, nicht wegzuläugnenden Thatsachen: Ich fühle Schmerz, fühle Lust, ich schmecke süß u. dgl., und der eben so unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: Also bin ich?" Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, „daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne" [1]).

Ist das Bewußtsein demnach in seiner unbedingten Thatsächlichkeit vom Verf. anerkannt, so scheint auch die Folgerung nicht abweisbar zu sein, daß die Erscheinungen, welche ausschließlich in seine Sphäre fallen, in ihrer eigenthümlichen inneren Gesetzmäßigkeit den Gegenstand eines besonderen, selbständigen Forschungsgebietes bilden. Die zweite Schranke des Naturerkennens möchte wohl die andere Grenze sein, an der das philosophische beginnt. Wir erkennen vielleicht das System der Dinge physicalisch nach seiner Form, psychisch nach seinem Wesen, und die Frage, welche der Verfasser zum Schlusse seines Vortrages aufwirft, ob die beiden Grenzen unseres Naturerkennens nicht vielleicht die nämlichen seien, d. h. ob, wenn wir das Wesen von Materie und Kraft begriffen, wir nicht auch verständen, wie die ihnen zu Grunde liegende Substanz unter bestimmten Bedingungen empfinden, begehren und denken könne? dürfte in gewissem Sinne zu bejahen sein.

Unter der Voraussetzung einer Verknüpfung der elementarsten psychischen Vorgänge mit den elementarsten physischen ließe sich der Bau einer psychophysischen Welterkenntniß errichten, der die gemeinsame Leistung der Naturwissenschaft und einer nicht mehr speculirenden, sondern forschenden Philosophie sein, und die Schranken des Erkennens doch weit über die Grenzen des bloßen Naturerkennens hinaus verlegen würde.

Riehl.

---

[1]) Recens. erlaubt sich auf seine gleichlautenden früheren Bemerkungen über das in Rede stehende Verhältniß hinzudeuten „über Begriff und Form d. Philosophie". III. Cap. S. 37.

Digitized by Google

A*r. Heribert v. Salurn.

Schon seit längerer Zeit sind tirolische Forscher fleißig bemüht, den Ausläufern deutschen Geisteslebens in den Alpen nachzuspüren und sie im Zusammenhang mit der Entwicklung der Litteratur des großen deutschen Volkes darzustellen. An verschiedenen Orten wurden die Sagen gesammelt, Schneller entzifferte in Wälsch-Tirol die Reste deutschen Wesens, auch das Drama des Mittelalters fand eine Bearbeitung, Zingerle bereitet neue Ausgaben von Vintler und Oswalt von Wolkenstein vor, nachdem er bereits früher Trümmer mittelalterlicher Dichter in den Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Am spärlichsten ist die Lese im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; das geistige Leben begann dort überhaupt in den katholischen Staaten zu erschlaffen und die Theilnahme an der deutschen Litteratur erlosch, denn sie war ja zumeist protestantisch! So erlitten auch die Oesterreicher ungeheuren Schaden, den die glatten Oden von Jesuiten in gefrorenem Latein nicht ersetzten.

Wir müssen daher aus dieser Zeit jeden Beitrag willkommen heißen; selbst dann, wenn er uns keine hervorragende Erscheinung vermittelt. Einen solchen Beitrag verdanken wie Herrn Adolf Hueber, der im Programm der Realschule zu Innsbruck einen interessanten Aufsatz „Ueber Heribert von Salurn" niederlegte.

Anton Mayr wurde 1637 zu Salurn geboren, sein Vater war Gastwirth. Am 21. Juni 1656 nahm er zu Schärding das Priesterkleid und legte ein Jahr später das Ordensgelübde als Kapuziner ab, wobei er den Namen Heribert erhielt. Bald trug er im Kloster als Lector Theologie vor und wirkte viele Jahre segensreich als Prediger. So 1671 zu Klausen, 1674 und 1675 zu Innsbruck. Am 12. Februar 1700 starb er zu Meran an Stickkatarrh. Wir besitzen von ihm „Dominicale Concionum pastoralium das ist Sonntag-Predigen durch P. F. Heribertum von Salurn Prediger in der tirolischen Provinz. Salzburg 1693" und „Festivale Concionum pastoralium das ist Fest- und Feyrtag Predigen durch Heribertum". Salzburg 1705. Solche Werke können bisweilen größere Beachtung verdienen. Sie enthalten manchmal, wie Hueber mit Recht sagt, eine so reiche Fülle von uns jetzt mitunter ganz fremden Anschauungen von Sprichwörtern, Sitten und Gebräuchen; ferner besonders in der äußeren Gestalt der Sprache so seltsame, oft an die verklungenen Töne des Mittelalters mächtig erinnernde Formen, daß es nicht überflüssig erscheinen kann, manches von ihren Eigenthümlichkeiten, von jenem Wesen und Inhalte wieder an das Tageslicht zu ziehen. In diesem Sinne behandelt Herr Hueber die nachgelassenen Werke Heriberts sprachlich, und sachlich, und wenn der gute Kapuziner den ihm verwandten Pater Abraham a. S. Clara auch nicht erreicht, so verdient er dennoch in jenen Richtungen erneuerte Aufmerksamkeit.

Huebers Aufsatz zeugt von Fleiß und Geschick, wir können uns nicht versagen, ihm den Hippolytus Guarinonius zur Bearbeitung zu empfehlen, wenn auch über diesen bereits ein geistreicher Essay von Georg Obrist, der jetzt zu Czernowicz als Professor an der Realschule „Tristia ex ponto" dichtet, in Nr. 62 und 63 des Tiroler Boten von 1867 vorliegt. Geboren 1571 zu Trient verbrachte er den größten Theil seiner Jugend am Hofe Rudolfs II. zu Prag, einige Zeit lebte er auch im Palaste des heil. Karl Borromäus zu Mailand. Er erbaute diesem später aus Dankbarkeit eine Kirche neben der Brücke von Volders; Knoller schmückte ihren Plafond mit schönen Fresken. Kaiser Ferdinand II. ernannte ihn zum Leibmedicus; als die Erzherzoginnen Maria und Eleonore in das Damenstift zu Hall traten, folgte er ihnen als Leibarzt. Er verheiratete sich, seine Frau beschenkte ihn 1604 mit Drillingen. Im 83. Jahre des Lebens ereilte ihn am 31. Mai 1654 der Tod. Er hinterließ ein für die Culturgeschichte sehr wichtiges Werk: „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes. In sieben unterschiedliche Bücher und unmeidenliche Hauptstucken sammt einem lustigen Vortrab abgetheilt. Ingolstatt 1610." Guarinonius ist ein durch und durch ehrlicher,

Digitized by Google

kräftiger und origineller Mann, im Ausdruck oft derb und cynisch, stets kühn und wahr. Als Polyhistor berührt er die verschiedensten Gegenstände; wenn wir einmal eine umfassende und allseitige Darstellung seines Lebens und Wirkens besitzen, wird die Litteraturgeschichte an ihm nicht stumm vorüber gehen können, ja ihm sogar eine verhältnißmäßig hohe Stellung einräumen müssen.

---

* J. K. F. Knaake: Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation. Band I. Heft 2. Leipzig. T. O. Weigel 1872. 143 SS.

Rasch folgte die zweite Lieferung dieses großen Unternehmens, das ein Einzelner ohne irgendwelche Unterstützung und ohne Mitarbeiter ins Leben zu rufen unternahm, der ersten. Gleich auf den ersten Blättern des zweiten Heftes wird der fehlende Schluß von Scheurls Geschichtsbuch geliefert. Diese Ergänzung kann an dem von mir in diesem Blatte ausgesprochenen Urtheile über den historiographischen Werth der Publication nichts ändern. Im Gegentheile; die Enge des Gesichtskreises und die reactionäre Auffassung, wie sie Scheurl eigen sind, wurden aus diesen Blättern erst recht ersichtlich. Es ist die mittelalterliche Chronik, die uns hier noch entgegentritt: achtungsvollster langer Bericht, wie Kaiser Carolus vierzehn Knaben die Füße gewaschen (109 ff.) — jedesfalls appetitlicher als unser gegenwärtiger Modus der Fußwaschung! — oder Hochzeitsbericht Ferdinands (181) und Aufzählung aller Herrn die am Wormser Reichstag (1521) theilgenommen (165 ff.), recht gründliche und verwendbare Hofmarschallsnotizen, aber nirgends eine Erhebung über den Stoff oder auch nur lebendige Bewegung der Theilnahme oder des Gegensatzes. Dies zeigt sich vor allem in der recht eingehenden Darstellung der Anfänge Luthers (172 ff.), dessen Einfahren zu Worms und sein Benehmen daselbst ausführlich berichtet werden.

Aus der kühl referirenden Weise Scheurls läßt sich durchaus kein Schluß ziehen, welcher Parteiansicht er huldigt, erst in den allerletzten Zeilen seines Buches entlädt sich seine Galle gegen Luther und bricht in die mehrfach charakteristischen Worte aus: (S. 179) „denen allen (seinen Gegnern) und wer sich sunst wider in geregt und seiner mainung nit gewesen ist, hat er (Luther) wider schriftlich geantwurt, sampt seinen anhengern veruolgt, verspottet, geschmecht, gelezert, von fueß auf geholhupelt, unerhorter weis niemant verschont, sunder furgeben, das im solchs, di weil es di er und wort gots belanget gezimet, und dennoch ein solch vertrawen in sich selbst gestelt, daß er offenlich aufgeschrieben hat, wen ein engel von Himel ein anders leret, dann er, solt man im nit glauben, dann er gewis, das sein mundt gots mundt, vnd sein ler gots leer were." —

Den übrigen Theil des zweiten Heftes füllt eine Reihe kleinerer Quellen zur Geschichte des Augsburger Reichstages von 1518 aus, die unter dem Titel Acta Augustana zusammengefaßt sind.

Diese Berichte sind alle schon gedruckt, manche sogar schon mehrfach, unter anderen in der musterhaften Ausgabe von Huttens Werken von Böcking. Bei der großen Wichtigkeit des Augsburger Reichstages, den bisher nur Ranke und Rösler (in seiner trefflichen Schrift: Die Kaiserwahl Karls V. Wien 1868) behandelten, glaubte Knaake gut daran zu thun, wenn er diese Berichte nochmals abdrucken ließ. Ob er sich damit nicht theilweise unnöthige Mühe gemacht? Wenigstens auf das, was man bei Böcking finden kann, hätte sehr gut verwiesen und die Lesarten in denen er abweichen zu müssen glaubte, kurz zusammengestellt werden können. Allerdings werden es ihm Manche Dank wissen, daß er den an verschiedenen Orten zerstreuten Stoff hier gesammelt, doch uns wäre der Abdruck bisher unbekannter oder doch schwer zugänglicher Chroniken und Re-

Digitized by Google

ationen entschieden lieber gewesen. Dagegen gibt Knaake ein kaiserliches Ausschreiben (183), eine Instruction für Cardinal Cajetan (188), die Beschreibung Richards Bartholini vom Augsburger Reichstag (191) (schon gedruckt bei Böcking V. 264 bis 279) Jakob Manlius Geschichte dieses Conventes, (219) Orationes de derimis (235 ff.) auch schon bei Böcking abgedruckt (V. 162 bis 175) eine Rede des Bischofs Vitellius von Plock (265 ff.) eine Stylübung Melanthons Narratio deliberationis Maximiliani Imperatoris Romanorum de bello Turcico (279 ff.) Den Schluß bildet ein unvollständiges Stück. — Im Ganzen gewährt diese Publication aufs Neue Einblick in die gute philosophische Methode des Herausgebers und dessen zutreffende Texteskritik (vgl. zum Beispiel die Emendationen des May'schen Textes S. 183). Wir freuen uns seines Fleißes, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner bibliographischen Genauigkeit und Verläßlichkeit und überhaupt des ganzen so sehr empfehlenswerthen und unterstützungswürdigen Unternehmens — trotz alledem können wir nicht umhin, den Inhalt des zweiten Heftes weniger dankenswerth zu finden, als den des ersten. Gewiß, Beruf, Begabung und Energie besitzt der Herausgeber in seltenem Grade; trotz alledem würde es sich im Interesse des Unternehmens sehr verlohnen, wenn er den guten Rathschlägen Ludwig Geigers (Göttinger gelehrte Anzeigen vom 2. October 1872) bezüglich der Abänderung des Planes und der Heranziehung von Mitarbeitern Gehör schenken wollte.

Wien, October 1872. Adalbert Horawitz.

---

* Buchdruck und Buchhandel in Italien.

Dem von dem Vereine der italienischen Buchhändler und Buchdrucker soeben veröffentlichten Verzeichnisse zufolge zählt das Königreich Italien in 358 Städten und Märkten zusammen 1080 Buchhandlungen (Verleger und Sortimenter) und 896 Buchdruckereien. Davon entfallen auf die zwölf wichtigsten Städte: Buchdruckereien: Neapel 83, Mailand 56, Rom 47, Florenz 43, Palermo 43, Turin 34, Genua 30, Venedig 27, Livorno 17 Bologna 16, Messina 14, Parma 11; Buchhandlungen: Mailand 67, Neapel 51, Turin 36, Florenz 35, Rom 32, Venedig 25, Bologna 16, Genua 12, Parma 12, Palermo 10, Livorno 10, Messina 10.

Rechts- und staatswissenschaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oesterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 95.: Ueber die möglich verschiedene Auslegung des § 233 des Concursgesetzes, vom k. k. Bezirksrichter M. Greinz. — II. Spruchrepertorium. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes, Civilsache: Nur bei Versteigerung einer von ihnen verpfändeten Sache sind Schuldner vom Mitbieten ausgeschlossen (§ 463 a. b. G. B. und Hofdecret vom 27. März 1793 Nr. 95 J. G. S.); Handelssache: Kaufmännischer Antrag, einem Handelsmann auf eine bestimmte Summe Credit zu gewähren, mit beigesetztem Versprechen, bis zur genannten Summe den Creditgeber „zu decken". Sinn und Wirkung dieser Erklärung (Art. 281 H. G. (§ 1357 a. b. G. B.). Strafsache: Verbrechen der Vorschubleistung nach § 217 St. G., begangen durch wechselseitige Fluchtunterstützung von Gefangenen unter einander. — Amtliche Veröffentlichungen. — Nr. 96.: Das Bagatellverfahren in der Praxis. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes: II. Spruchrepertorium; Civilsache: Giltigkeit der aus Anlaß einer außergerichtlichen Scheidung

Digitized by Google

getroffenen vermögensrechtlichen Verabredung (§§ 91, 93, 103, 105 a. b. G. B.); Handelssache: Objectives Handelsgeschäft? (Art. 271/1, 272/1 H. G. §§ 1151, 1158 a. b. G. B.). — Kleine Mittheilungen. Amtliches.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 95: Handelsrechtsfall zum Artikel 37 St. G. B.). — Concursrechtsfall ad § 137 K. O: In einem zur Geltendmachung von Rückforderungsansprüchen gegen die Gläubigerschaft eines Cridatars angestrengten Rechtsstreite kann dem Letzteren der Hauptteid sowohl über eigene als auch über fremde Thatsachen auferlegt werden. — Civilrechtsfall zu den §§ 156 und 163 a. b. G. B.): Ueber die Unzulässigkeit der Paternitätsklage gegen den unehelichen Vater eines Kindes, für welches in Folge des unterlassenen gerichtlichen Widerspruches des Mannes, mit welchem die Mutter dieses Kindes vor dessen Geburt eine Ehe einging, die Vermuthung der Ehelichkeit streitet. — Civilrechtsfall: Ueber die Zulässigkeit des a. o. Revisionsrecurses in dem Nebenstreite eines summarisch verhandelten Rechtsstreites. — Strafrechtsfall zu den §§ 36 und 37 des Preßges. vom 17. December 1862: Das Verbot der Weiterverbreitung und der Vernichtung der mit Beschlag belegten Exemplare einer Druckschrift kann auch abgesondert von dem Erkenntnisse über die Strafbarkeit der Druckschrift ausgesprochen werden. — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes (Forts.). — Amtliches. — Nr. 96: Zum § 84 der Concursordnung. — Zuschrift des Ministers des Innern z. Z. 4443/72 an die Landeschefs von Böhmen, Mähren und Schlesien. — Handelsrechtsfall: Zur Lehre von der Vorlage der Handelsbücher insbes. zu Art. 33 und 145 H. G. B. — Civilrechtsfall zur a. h. Entschl. v. 22. Mai 1847 Nr. 1065 J. G. S.): Ueber ein verspätet überreichtes Eidesanmeldungsgesuch ist, wenn von Seite der Gegenpartei eine Verspätungsklage oder ein Executionsgesuch nicht vorliegt, die Tagsatzung zur Eidesleistung zu bestimmen. — Grundbuchsfall (zu § 20 des Ges. v. 25. Juli 1871): Ueber die Unzulässigkeit der grundbücherlichen Anmerkung bei einer Hypothekarforderung, daß der Hypothekargläubiger mit seiner Klage auf Zahlung dieser Forderung abgewiesen worden ist. — Judicatenbuch (Forts.). — Notizen. — Amtliches.

Juristische Blätter. I. Jahrgang Nr. 39: Der Stand unserer Gesetzgebung über den Versicherungsvertrag. — Wochenschau. — Deutsche Jurisprudenz in Italien. — Correspondenzen aus Wien und Pest. — Feuilleton. — Kleine Mittheilungen. — Amtliche Veröffentlichungen.

Zeitschrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oesterreich. V. Jahrg. Nr. 48: Die jüngste deutsche Notariatsordnung. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes: 1. Der im Sinne des § 126 a. b. G. B. von dem Ehemanne erhobene Ehelichkeitswiderspruch läßt die Vermuthung der unehelichen Geburt des vor dem gesetzlichen Zeitraume geborenen Kindes sofort und ohne Nachweis des Ehemannes, daß er bei seiner Verehelichung von der Schwangerschaft keine Kenntniß hatte, eintreten; es ist dabei für das Kind sofort ein Vormund zu bestellen. Die gerichtliche Berechtigung des Taufbuches hat erst nach gerichtlicher Entscheidung der Statusfrage einzutreten. 2. Der § 126 des kais. Patentes v. 9. Aug. 1854 statuirt keinen Unterschied zwischen der Bestreitung eines Testamentes oder eines Codiciles. Der dem überlebenden Gatten aus dem § 757 a. b. G. B. zustehende lebenslängliche Fruchtgenuß eines aliquoten Theiles des Nachlasses des vorverstorbenen Ehetheiles bestellt einen wirklichen Erbtheil, und der überlebende Ehegatte ist daher verpflichtet, diesfalls eine Erbserklärung abzugeben. — Amtliches.

Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 48: Academica II. Forts. — Mittheilungen aus der Praxis: Berechtigung der Ge

Digitized by Google

burtsmatrikel rücksichtlich eines von einer geschiedenen Gattin geborenen Kindes auf Grundlage der im polit. Verfahren erbrachten Behauptung Seitens der Kindesmutter, daß der Beweis für die Ehelichkeit der Geburt nicht erbracht sei. — Im Falle der von der Behörde im Grunde des § 15 des M. V. v. 15. Dec. 1852 verfügten Relicitationen einer Gemeindejagd kann dem schuldigen Jagdpächter „auf seine Gefahr und Kosten" nicht eine Haftung, bezw. Ersatzpflicht für die Eventualität auferlegt werden als bei der Wiederverpachtung für den Verlauf der ursprünglich stipulirten Pachtdauer ein geringerer Pachtschilling als der dermalige erzielt werde. — Zur Lehre vom Umfange der Gewerberechte. (Eisenwaarenhandel.) — Amtliches.

Nekrologie.

Dr. Adalbert Hron, Generalvicar und Kanzler des Prager Consistoriums, am 26. October in Prag. — Professor Puccinotti, medicinischer Schriftsteller in Florenz. — Dr. Karl Spurzheim, Director der niederösterreichischen Landesirrenanstalt, in Wien. — Dr. Friedrich Welwitsch, bekannter Naturforscher, an der Westküste Africa's. — Theodor Petter, vorzüglicher Blumenmaler, in Wien. — Wladimir Dal, russischer Romanschriftsteller, in Moskau. — Prof. August Hoffmann, Mitglied der königlichen Akademie der Künste, in Berlin. — Albany Fonblanque, Statistiker und Zeitungseigenthümer, in London. — Joseph Schrom, pensionirter Professor der Wiener Handelsakademie. — Dr. Johann Velhardický, a. o. Professor des Bibelstudiums an der Universität in Prag. — Merle d'Aubigni, Geschichtschreiber und Decan der Ecole libre de theologie oratoire in Genf. — Dr. Joseph v. Wessely, pensionirter k. k. Justizministerialrath und bekannter juridischer Schriftsteller, in Wien. — Jacques Babinet, berühmter Physiker in Paris und Mitglied der französischen Akademie. — Dr. Anton Knörlein, Primararzt der oberösterreichischen Landesirrenanstalt in Linz. — Baron Theodor v. Fick, als Schriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Scheda-Ferrotti, kais. russischer Staatsrath, in Dresden. — Theophile Gautier, Dichter und Kunstkritiker, in Paris. — David Mumer, Präsident des Conservatoriums in Genf. — Dr. August Murmann, Assistent am meteorologischen Landesinstitut in Ofen. — Dr. Otto Fock, Redacteur der schleswigholsteinischen Zeitung, in Stralsund. — Frau Sarah Payson Willis Purton, unter dem Pseudonym Fanny Fern bekannte americanische Schriftstellerin. — Pfarrer Seiler, wendischer Dichter in Sossa a. d. Spree. — Georg Zetter, elsässischer Dichter unter dem Schriftstellernamen Friedrich Otte, in Mühlhausen. — E. Kohen, Landschaftsmaler in Hannover. — Georg Mason, Maler und Mitglied der königlichen Kunstakademie in London. — Leopold Amat, Dichter und Musiker, in Nizza. — Graf Solstschikow, Conservator der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg. — Dr. Adolf Ellisen, bekannter Linguist, Bibliothekssecretär in Göttingen. — Dr. Albert Clebsch, Professor der Mathematik, in Göttingen. — Johann Brandeis, Portraitmaler, in Prag. — Dr. Schlotthauber, Naturforscher, in Göttingen. — Dr. Moriz Seyffert, Professor, in Potsdam. — Thomas Reightley, Historiker, in Kent. — Thomas Sully, americanischer Maler, in Philadelphia. — Antonio Aparisi y Guijarro, hervorragender spanischer Schriftsteller, in Madrid. — Pierre Denaur, Archäologe in Georgien.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Von den österreichischen Universitäten.

α. δ. Wer die Schwerkraft der Continuität in staatlichen Dingen kennen lernen will, darf nicht in Oesterreich leben. Seit mehr als zwei Decennien hat sie sich da auf keinem Gebiete erproben können; nicht nach Inhalt oder Methode, nicht in der innern oder äußern, nicht in der Wirthschafts- oder Culturpolitik. So war auch dem österreichischen Universitätswesen bisher keine stetige, gleichmäßig fortschreitende Entwicklung gegönnt; auch *seine* Geschichte vollzog sich ruckweise wie das ganze Staats- und Culturleben, dessen wichtiger Bestandtheil es ist.

Seit drei Vierteljahren wäre es nun wieder auf einem Ruck nach Vorwärts begriffen. Nicht allein, daß der Ausbau und die Reform des Universitätsorganismus endlich durchzuführen, und daß das für die juridischen, namentlich aber für die mediciniſchen und mehr noch für die philosophischen Studien schon seit Jahren als unhaltbar erkannte Prüfungssystem zu reorganisiren versucht wurde, nahm man auch Bedacht auf die Errichtung neuer Lehrstühle und auf die Gewinnung neuer Lehrkräfte, ohne welche selbst die schönste Gliederung der Anstalten ein gesteigertes und bereichertes inneres Leben nicht zu erzielen vermöchte.

Insbesondere scheint die Ausgestaltung der philosophischen Facultäten nach langem Stillstande sich endlich auch auf die Universitäten in den Provinzen erstrecken zu wollen. So werden wir vielleicht doch im dritten Jahrzehnte des Wiederanschlusses Oesterreichs an die wissenschaftliche Bewegung Deutschlands unsere philosophischen Facultäten in Erscheinung und Inhalt denen des Nachbarreiches nahekommen sehen.

Die Hebung gerade dieser Facultät ist eine Lebensfrage für die Wissenschaft in Oesterreich. Denn, wenn es unzweifelhaft ist, daß eben diese Facultät den deutschen Universitäten jenen charakteristischen idealen Zug gibt, durch welchen sie neben den einseitigen Fachschulen, Priester- und Beamtenseminarien anderer Nationen glänzen, so muß auch das österreichische Universitätswesen — äußerlich dem deutschen gleich wie es ist und sein soll — in dieser Facultät seinen Schwerpunkt finden. Ist es doch hauptsächlich *sie*, welche gleichsam den Sauer-

Digitized by Google

stoff erzeugt für das wissenschaftliche Gedeihen der anderen Facultäten, die im Dienste praktischer Zwecke allzu leicht in dumpfe Atmosphären gerathen.

Wenn jedoch unsere Universitäten, schon seit dreiundzwanzig Jahren nach deutschem Muster organisirt, die frische wissenschaftliche Bewegung noch vielfach missen lassen, so liegt ein wesentlicher Grund hievon darin, daß es der Sauerstofferzeugerin selbst an Lebensluft gemangelt hat. Die letzte Schuld daran — die drei Jahrhunderte vor 1848 seien zur Vergessenheit begnadigt — trifft unsere Unterrichtsreformatoren der fünfziger Jahre. Wohl waren sich diese der Ueberflügelung klar bewußt, durch welche in Deutschland die evangelischen freien Corporationen der Wissenschaft die Hochschulen der ganzen romanischen Welt und auch der katholischen deutschen Länder weit hinter sich gelassen hatten, und doch sahen sie mit sympathischen Blicken auf den Versuch zurück, welchen der belgische Episcopat in den dreißiger Jahren mit der Gründung der kirchlichen Universität zu Loeven gemacht hatte, und beneideten München, welches als Staatsuniversität eine Periode aufweisen konnte, in der dort Koryphäen „katholischer Wissenschaft" den Glanz der Anstalt erhöhten. Indem sie nun der Universität in Oesterreich als Aufgabe zuwiesen, die Harmonie der erforschten und der geoffenbarten Wahrheit zu erstreben, benahmen sie ihr die Möglichkeit, zu jener Höhe des reinen Gedankens hinaufzudringen, welche die philosophischen Facultäten Deutschlands mit ihrer fr ien Kritik metaphysischer und historischer Dinge einnehmen.

Solche verworrene Principien pflegen in ihren Nachwirkungen sich leider noch fühlbar zu machen, nachdem deren Träger längst ihren unmittelbaren Einfluß verloren haben. Unser wissenschaftliches Leben ist damals an den Wurzeln untergraben worden und, da in der Folge die Verwaltung des Unterrichtswesens, durch beständigen Wechsel in den Personen desorganisirt, immer nur theilweise und vereinzelt Uebelstände besserte und Lücken ergänzte, sich aber nie in die Tiefe des Urgrundes aller Schwäche wagte, konnten unsere Universitäten niemals zu vollem, freudigem Aufschwunge gelangen. Die eine Hälfte der Wissenschaften, die exacten Fächer, vermochten zwar durch jene Tendenzen nur mittelbar geschädigt zu werden, indem ein Mangel an wissenschaftlicher Regsamkeit im Allgemeinen auch auf sie herabstimmend einwirken mußte; dagegen blieb für Philosophie nahezu kein Raum mehr, und in den historischen Disciplinen, deren neue Basis in Deutschland gerade von protestantischer Seite gelegt worden war, engten bis vor wenigen Jahren mancherlei Schranken kühnere Regungen ein. Zum Heile unserer Culturentwicklung war aber die Kraft des modernen Geistes stark genug, eine wirkliche Allianz von Forschung und Offenbarung zur Unmöglichkeit zu machen.

Vielmehr liefen an unseren Hochschulen beide Richtungen statt in einander zu greifen fremd neben einander her, und, so sehr die Einheit und Kraft unseres wissenschaftlichen Lebens hiedurch litt, wurden doch Elemente be-

Digitized by Google

wahrt und heranerzogen, welche in der glücklicheren Gegenwart zur Geltung gelangen.

Die neue Organisation wird uns endlich wirkliche deutsche Universitäten geben. Die Doctorencollegien, bisher meistens die Vertreter reformfeindlicher Reaction, verlieren allen, die kirchlichen Factoren ihren überwiegenden Einfluß auf die akademischen Angelegenheiten. Die bedeutendste Errungenschaft seit dreiundzwanzig Jahren!

Ein anderes Hinderniß des wissenschaftlichen Gedeihens unserer Universitäten weicht in dem Maße zurück, in welchem die kirchlich exclusiven Tendenzen der fünfziger Jahre verblassen. Der Kreis der Wahl für Berufungen von Lehrkräften erweitert sich.

Allerdings zwang die Macht der Verhältnisse schon jene römisch kirchlich gesinnten Reorganisatoren unseres Unterrichtswesens, für die sowohl in den inductiven als auch noch mehr in den deductiven Wissenschaften neuerrichteten Lehrkanzeln Lehrer aus Deutschland zu berufen, da in bisher in Oesterreich schwach oder gar nicht gepflegten Disciplinen auch Fachgelehrte nicht vorhanden sein konnten. Bei aller Vorsicht brachte man doch Männer ins Land, welche, *selbst* anderer Culturumgebung entstammt, auf anderen Bildungswegen erzogen, auch neue Anschauungsweisen, Forschungsmethoden und Kenntnisse in unsere Hörsäle einführten, mit ihrer ganzen Erscheinung und vorher nie vernommenen Auffassungen die Bewegung der Geister schwellten und oft unwillkürlich weit über das Ziel hinauswirkten, welches eine behutsame Regierung ihnen gesteckt hatte.

Heute liegen die Verhältnisse anders. Die Wissenschaft in Deutsch-Oesterreich hat sich trotz aller Hemmnisse der deutschen bereits so weit genähert, daß in den Berufungen eine erfreuliche, für uns ehrenvolle Reciprocität platzzugreifen beginnt und daß jüngere einheimische Gelehrte von den deutschen Regierungen umworben und an die bedeutendsten Universitäten berufen werden. Wenn uns hiedurch auch so manche Kraft des ohnedies nicht überzahlreichen Nachwuchses entzogen wird, so berechtigt uns anderseits eben dieses Wechselverhältniß, bei Besetzung von Lehrkanzeln stets das gesammte deutsche Culturgebiet wählend ins Auge zu fassen, und, wenn im Inlande ein hervorragender Fachmann nicht zur Verfügung steht, ungescheut über die Reichsgrenzen hinauszugreifen. Nach diesen Grundsätzen ist denn auch die österreichische Unterrichtsverwaltung — gewisse kürzere Perioden abgerechnet — in neuerer Zeit im Allgemeinen vorgegangen. In der Gegenwart scheint man ihnen so viel als möglich treugeblieben zu sein.

So viel als möglich. Denn *ein* Umstand darf hiebei nicht aus den Augen gelassen werden, der nicht nur Oesterreich sondern das ganze Gebiet deutscher Sprache und Cultur betrifft: nämlich die Umkehrung des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Angebote *von* und der Nachfrage *nach* Professoren. Wenn ehedem so mancher anerkannt gediegene Fachmann mit bescheidenen

Digitized by Google

Hoffnungen auf die Eröffnung eines Wirkungskreises warten mußte, so hat in neuester Zeit das Zusammentreffen verschiedener Factoren die Nachfrage nach tüchtigen Gelehrten so sehr gesteigert und die Bedingungen für dieselben so sehr verbessert, daß alle die werbenden Unterrichtsadministrationen sich jetzt gegenseitig ihre Aufgabe naturnothwendig zu erschweren gezwungen sind. Heute wetteifern die deutschen Staaten sowohl unter einander als auch mit Oesterreich und der Schweiz in der Pflege der Hochschulen. Göttingen, Jena, Tübingen, Heidelberg suchen sich in ihrem alten Range zu behaupten, Halle, Greifswald, Kiel, selbst Marburg erheben sich seit mehreren Jahren wieder zu vollerer Blüthe, und in dem geographisch glücklichst situirten Leipzig ist es der Umsicht und Energie der sächsischen Regierung gelungen, alle andern Hochschulen des deutschen Reiches, Berlin mit inbegriffen, an Ruhm der Lehrer, an Güte der Lehrmittel und darum auch an Frequenz der Schüler zu überflügeln. Solche Sachlage fand die deutsche Reichsregierung vor, als sie den Entschluß faßte, die Straßburger Universität wieder vollständig ins Leben zu rufen. Da dies mit einem Glanze geschehen sollte, welcher im Stande wäre, den wichtigsten Punkt eines germanischer Bildung wieder zu erobernden Landes zu einer der ausgezeichnetsten Stätten deutschen Geisteslebens zu gestalten, wurden die größten Mittel aufgewendet, um von Graz bis Oxford die bedeutenden Lehrkräfte zu erwerben, welche heute die langverwaisten Katheder der überrheinischen alma mater zieren.

In derselben Epoche nun, in welcher die Besetzung von Lehrstellen schwieriger und theuerer war, als jemals seit es eine Geschichte deutscher Hochschulen gibt, traf die österreichischen Universitäten in kurzem Zeitraume Schlag auf Schlag der Verlust einer Reihe erprobter Lehrer und hervorragender Gelehrter. Während die einen schmeichelhaften Anträgen des Auslandes folgten, wurden andere zu wichtigen Aufgaben praktischer Politik berufen, und wieder andere durch den Tod ihrem Lehramte entrissen. Endlich mußten einige wegen ihres über die Grenzen der gesetzlichen Bestimmung hinaus vorgeschrittenen Alters in den Ruhestand treten. An einzelnen Facultäten drohte im Betriebe von Hauptfächern völliger Stillstand.

Für den plötzlichen, gleichzeitigen Abgang so zahlreicher und so bedeutender Kräfte Ersatz zu suchen und ihn bei der Ungunst der allgemeinen Lage zu finden, bildete für die österreichische Unterrichtsverwaltung eine Aufgabe, von deren Größe und Schwierigkeit der den Universitätsverhältnissen ferner stehende Laie eine klare Vorstellung sich kaum machen dürfte. Wenn nun bedacht wird, daß in relativ kurzer Zeit nicht nur zu großem Theile Ersatz gewonnen, sondern auch die Errichtung und Besetzung mehrerer ganz neuer Lehrstühle durchgeführt wurde, so kann, selbst abgesehen von jeder Kritik der getroffenen Wahlen, den gegenwärtigen Leitern der Unterrichtsangelegenheiten Eifer und Rührigkeit nicht abgesprochen werden. Inwiefern sie in ihren Wahlen auch

Digitized by Google

eine glückliche Hand bewährten, wird unschwer zu entscheiden sein, nachdem wir die Neuernannten einzeln vorgeführt haben werden [1]).

I.

Prag.

Wir stellen in dieser Besprechung Prag voran. Denn die öffentliche Meinung war in letzter Zeit veranlaßt, sich mit den Schicksalen dieser Universität am theilnahmsvollsten zu beschäftigen. Trafen dieselbe doch nicht bloß jene oben dargestellten allgemeinen Verlegenheiten, und trennt uns ja noch nicht mehr als Jahresfrist von einer Constellation, welche die Verstümmelung dieser ältesten Hochschule der Deutschen auf das Ernsteste befürchten ließ.

Noch im Laufe des letztverflossenen Winters, als die düstersten Gefahren vorübergezogen waren, wurde vielfach die Frage discutirt, ob nicht die völlige Zweitheilung der Prager Universität in eine czechische und eine deutsche sich empfehle, und merkwürdiger Weise von den Vertretern entgegengesetzter, feindlicher Richtungen bejaht. Während einerseits eine nationale Selbstgenügsamkeit, welcher der Begriff der Wissenschaft an sich noch nicht einmal dämmernd aufgegangen ist und welche im Gewühle blinden Parteitreibens das Bewußtsein des Menschenthums an einen brutalen Rasseninstinct verloren hat, die Pflege der höchsten geistigen Aufgaben mittelst eines rusticalen Idioms als gutes Recht forderte, verlangte deutscher Pessimismus die Befriedigung solchen leicht ausgesprochenen Begehrens, um in künftigen bösen Zeitläuften den Deutschen in Böhmen eine von slavischen Elementen gänzlich freigehaltene Stätte deutscher Wissenschaft zu sichern.

Abgesehen davon, daß Oesterreich am allerwenigsten in so üppigem Haushalte schwelgt, um sich den Aufwand so problematischer Experimente erlauben zu dürfen; abgesehen von der immensen praktischen Schwierigkeit, die bisherigen Universitätsinstitute sämmtlich zu theilen, oder eben so verschwenderisch als geduldig eine Reihe neuer Parallelanstalten allmälig in das Leben zu rufen; abgesehen auch von den zahllosen Rechtsfragen und Rechtsstreitigkeiten, welche auf Jahre hinaus schwankende Zustände unterhalten mußten, durfte schon aus bloßer Achtung vor der Idealität der Wissenschaft nicht darauf eingegangen werden, rein geistige Interessen unter Gesichtspunkten böhmischer Localpolitik zu behandeln. Und in der That wurde, seit die vielerprobte nationale Dynamik wieder die Deutschen als Träger des Staatsgedankens bewährt hat, von der Regierung der richtige Weg eingeschlagen, indem sie keine andere Rücksicht als

[1]) Von den medicinischen Facultäten sehen wir hier gänzlich ab, da deren Interessen dem Verständnisse des großen gebildeten Publicums, für welches wir hier schreiben, allzu ferne liegen.

Digitized by Google

die auf die Frage walten ließ, welche wissenschaftlichen Kräfte unter den erlangbaren als die besten zur Ergänzung und Vermehrung der Lehrstellen zur Verfügung stehen. Die Tüchtigkeit der alten Anstalt soll die Neuerungslust stumm oder lächerlich machen; ein Ziel, welches erreicht werden wird, wenn man anders in bisheriger Weise weiterverfährt. (Fortsetzung folgt.)

Alexander von Humboldt.

Am vierzehnten September 1869 waren hundert Jahre seit Humboldts Geburtstag verflossen. Als ein geistiges Denkmal zur Säcularfeier übergibt nun Professor Karl Bruhns eine Biographie Humboldts in drei Bänden, er übergibt sie allen Freunden humaner Geistesbildung, wie der Naturwissenschaften insbesondere. Seit dem Tode des großen Gelehrten sind dreizehn Jahre verflossen; Zeit genug, um sein Bild in objective Ferne zu rücken, jedoch noch fast zu wenig, um endgiltig abzuschließen, denn wer darf läugnen, daß unser Geschlecht noch vielfach seinen unmittelbaren Eindruck fühle, in manchen Anschauungen von ihm geradezu bedingt sei? Dieses hindert aber nicht, das vorliegende Werk als das bedeutendste zu bezeichnen, welches der überthätige deutsche Buchhandel seit Monaten auf den Markt warf. Bedeutend durch den Mann, den es darstellt, bedeutend durch die Gelehrten, welche die Darstellung unternahmen, wenn sie dieselbe auch, was bei den gegebenen Verhältnissen selbstverständlich keiner Entschuldigung bedarf, in Zeichnung und Colorit nicht immer zur Einheit zu stimmen vermochten, welche das vollendete Kunstwerk fordert. Dem gegenwärtigen Geschlecht wird die Gabe geboten, freilich nicht jener Sorte von Gebildeten, deren geistige Bedürfnisse eine Wochenschrift für Actionäre und eine Scheere zum Couponabschneiden völlig befriedigt. Die Zukunft wird aus anderen Gesichtspunkten andere Fragen stellen; sie muß sie stellen, weil man in der Geschichte deutschen Geisteslebens immer auf Humboldt zurückgreifen muß, denn sein Standbild bleibt unerschüttert in der Nähe von Herder, Goethe und Schiller.

Er zählt zu unsern Classikern.

Naturforscher zahlen durch ihre Entdeckungen, eine analytische Formel von wenig Buchstaben kann von unermeßlichem Werth sein, man nennt Keppler nur mit seinen Gesetzen: der Classiker erhebt jedoch durch die Form, durch die Persönlichkeit Anspruch auf den Kranz, wir betrachten ihn und nicht bloß seinen Fund. Es ist an und für sich gleichgiltig, ob Goethe oder Oken den Zwischenkiefer aufspürte. Es beeinträchtigt die Wirkung eines solchen Mannes nicht im Geringsten, wenn er auch noch lebend von Mitstrebenden auf dem Gebiet des

Digitized by Google

Thatsächlichen vielfältig und weit überholt, oder durch schärfere Präcision dessen was er aussprach, corrigirt wird.

Es ist die Pflicht des Biographen, seinen Helden nicht auf den Isolirschemel zu setzen, sondern ihn aus den Vorgängern und im Zusammenhang mit den Zeitgenossen, dessen Einfluß auf die Nachfolger darzustellen. Dieses thut zumeist der dritte Band hinsichtlich der Naturwissenschaften. Hier nahm Humboldt fast die symbolische Stellung eines constitutionellen Königs ein; die Gelehrten, welche sich der Bearbeitung der verschiedenen Fächer unterzogen, möchten wir als Minister mit strenger Verantwortlichkeit bezeichnen, eine Verantwortlichkeit, der sie in hohem Maße genügen; am glänzendsten vielleicht Oscar Peschel.

Professor Karl Bruhns behandelt Mathematik, Astronomie und mathemathische Geographie. In den südamericanischen Republiken, die von rohen Parteikämpfen immer aufs neue zerrissen werden, hat die Wissenschaft bis jetzt nicht festen Fuß fassen können. Humboldts Bestimmungen von Ortslagen werden daher immer noch, nach mehr als siebzig Jahren, als die einzigen oder genauesten in nautischen Büchern sowohl wie in astronomischen Tabellen angegeben. Doctor G. Wiedeman hebt hervor, daß es Humboldt gelang, die wichtige Thatsache zu ermitteln: daß die Intensität des Erdmagnetismus von den magnetischen Polen an bis zu dem magnetischen Aequator nicht, wie früher Malgrave und Cavendiß behauptet hatten, zu-, sondern im Gegentheile abnimmt.

A. Dove schildert die Verdienste um die Meteorologie, wo es unter Anderem galt, von den mittleren Werthen, welche den Charakter des Klima's im großen Ganzen bezeichnen, den Rückweg zur lebenvollen Wirklichkeit athmosphärischer Erscheinungen zu finden. Auf diesem Gebiet hatte Humboldt die festen Grundmauern gelegt. Eine Darstellung der geologischen Leistungen erhalten wir durch J. Ewald. „Diese beziehen sich nicht nur auf die Leistungen allgemeiner Natur. Erwägt man, was Humboldt auf dem Wege specieller Beobachtung für die Kenntniß einzelner Länder gethan hat; daß er namentlich durch seine Forschungen im äquinoctialen America Strecken von ungeheurer Ausdehnung der Geologie eröffnet hat, und daß jene Entdeckungen nicht allein die Anhaltspunkte für alle späteren Forschungen dort abgaben, sondern auch auf die Erforschung europäischer Länder mächtig zurückwirkten; erwägt man ferner, daß er zwei als Quellen für die Geschichte der Geologie wichtige Werke hinterlassen hat, deren eines den Zustand der Formationslehre am Beginn, das andere die um die Mitte dieses Jahrhunderts verbreitete vulcanistische Theorie zur Darstellung bringt: so wird man den Einfluß ermessen, den er auf den Entwicklungsgang der Geologie ausgeübt hat." Unvergeßlich bleibt, was Humboldt für Botanik und Pflanzengeographie gethan. Das Herbar allein, welches er aus America brachte, umfaßt 6000 Species,

Digitized by Google

darunter 3000 neue mit den genauen Angaben über die geographische Verbreitung derselben. Auch hier verband sich, wie Grisebach schön sagt, mit dem Streben, alles, was sich ihm auf dem Gebiet des Kosmos erschlossen, zu einem Gemeingut der Bildung zu gestalten, zugleich das Interesse für die Beziehungen der physischen Welt zu den Aufgaben der Civilisation. Je länger Humboldt in den tropischen Ländern verweilte, desto lebhafter fühlte er sich angeregt, ihre Entwicklungsfähigkeit in der Zukunft nachzuweisen.

Ueber die Beschäftigungen auf dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie theilt uns V. Carus das Nöthige mit; bei dem Aufsatze von W. Wundt über Physiologie darf man daran erinnern, daß Humboldt an seinem eigenen Leibe mit solcher Ausdauer experimentirte, daß seine Nerven eine nachhaltige Zerrüttung erlitten. Er achtete keinen Schmerz; aus den Wunden, die er behufs der elektrischen Leitung durch Blasenpflaster herbeiführte, floß eine seröse Feuchtigkeit von so scharfer Beschaffenheit, daß sie, wohin sie den Rücken herablief, denselben mit Striemen entzündete. „Der Rücken sah", wie er an Blumenbach schreibt, „reingewaschen mehrere Stunden wie der eines Gassenläufers aus." Eine solche Ascese findet man freilich nur bei den Naturforschern im Dienst der Vernunft und Wahrheit. Als Apostel der Humanität wagte er auch sein Leben. War es ihm ein Genuß, die Grenzen des Wissens durch neue Entdeckungen zu erweitern, so hatte er „eine weit menschlichere und größere Freude daran, etwas zu erfinden, das mit der Erhaltung einer arbeitsamen Menschenclasse in Zusammenhang steht." Er construirte Respirationsmaschinen und neue Lampen, um die gefährlichen Grubengase unschädlich zu machen. Jene zu versuchen, stieg er in einen Schacht. Die Wetter waren hier mit Stickluft und Kohlensäure so überladen, daß er Papier und Licht auch nicht eine einzige Secunde an der Lampe entzünden konnte. In größerer Tiefe benahm ihm das gekohlte Wasserstoffgas plötzlich alle Besinnung, so daß er ohnmächtig niedersank. Zum Glück hatte er vorher einen Ruf ausgestoßen. Zwei Bergleute sprangen hinzu und zogen ihn schnell rücklings bei den Füßen heraus. Sonst kein Freund von Citaten, welche unseren Culturphilistern als Faulpolster dienen, auf dem sie sich von der Lectüre eines Buches dispensiren, um hintendrein mit gestohlener Weisheit zu paradiren, können wir es uns zum Schlusse dieses Abschnittes doch nicht versagen, einige schöne Worte Peschels mitzutheilen. „Einer seltenen geistigen Größe bleibt es allein vorbehalten, einer Wissenschaft neue ungeahnte Aufgaben zu stellen, an welche die Vorgänger entweder gar nicht gedacht oder sich ihnen zu nähern nicht gewagt hatten. Zu einer Beobachtung der Gemüthsvorgänge, welche in uns beim Wechsel irdischer Schauplätze, durch erhebende oder bedrückende Reize der äußern Natur erzeugt werden, hatten im Kreise deutscher Bildung zuerst die beiden Forster, dann aber vor Allen Goethe angeregt. Insgesammt übertraf sie Humboldt durch seine großartigen Ansichten der Natur, die trotz mancher Mängel gleichwohl als künstlerische Leistung in ihrer Art noch unübertroffen unsere

Digitized by Google

Litteratur schmücken. Für Alles, was Sinn und Herz bewegte, fand Humboldt stets das schärfste, mächtigste oder innigste Wort. Seine hinreißenden Gemälde sind die Muster geworden, welche alle ihm nachfolgenden Reisenden oder Landbeschreiber nachzuahmen versucht haben. Ihm allein gelang es aber, nicht bloß vor dem lauschenden Zuhörer in vollem Farbenreize Bilder zu erwecken, sondern sie auch durch das Spiel der Naturkräfte zu beleben und an alle Ortserscheinungen wieder sinnige Fragen nach der nächsten Urheberschaft zu knüpfen, um überall eine Verkettung des Wahrgenommenen mit einer höhern Ordnung des Ganzen erkennen zu lassen."

Eine chronologische Skizze von Humboldts Leben aus den drei Bänden auszuziehen, hieße ein Buch über Bücher schreiben; wir begleiten ihn auf seiner Bahn nur mit kurzen Bemerkungen.

Wie jeder edle und große Mensch war auch Humboldt in der Jugend Idealist; das Land der Griechen mit der Seele suchend, um einen tiefempfundenen Vers aus Iphigenie hier anzuwenden. Was er in der Schule versäumt, strebte er später nachzuholen. Neunzehnjährig nahm er eine griechische Grammatik zur Hand: der junge Naturforscher war sich vollkommen klar über die Bedeutung des Alterthumes. Einem Brief an Wegener entnehmen wir folgende Stelle: „Je mehr ich über die griechische Sprache nachdenke, desto mehr werde ich in meiner vorgefaßten Meinung bestätigt, daß sie die Grundlage aller gelehrten Kenntnisse sei. Freilich war es schlimm genug für mich, ein Haus auf bloßem Sande ausgeführt zu sehen. Aber ein so leichtes Haus wie das meinige läßt sich leicht untermauern und darum gereut es mich nicht im neunzehnten Jahre noch ἐχιδνα zu decliniren." Zu Göttingen hörte er 1789 bei Heyne Vorlesungen über Homer. Er gibt seinem Lehrer voll jugendlicher Ueberschwänglichkeit das Zeugniß: „Er ist der Mann, dem unser Jahrhundert gewiß am meisten verdankt: religiöse Aufklärung durch eigene Lehre und Bildung junger Volkslehrer, Liberalität im Denken, Anfang einer gelehrten Archäologie und erste Verbindung des Aesthetischen mit dem Philologischen." Mit Woltmann liest er Plautus und Petron, so daß er in der Philologie eingesponnen sagen konnte: „Ich lebe hier ganz der Philologie. Wenn ich noch ein paar Jahre hier bleibe, denke ich mich, so sauer es mir wird, in die griechische Litteratur hinein zu arbeiten." Mit welchem Ernst er die Sache trieb, ergibt ein Bericht über seinen Aufsatz: „Die Weberei der Griechen", welcher leider verloren ging. Wie zahlreiche Stellen seiner Werke beweisen, ließ er die Classiker nicht auf den Schulbänken verstauben. Noch als Greis von 65 Jahren trat er 1853 unter die Schüler Böckhs und frequentirte dessen Vorlesungen über griechische Alterthümer und Litteraturgeschichte. Auch bei dieser jugendlichen Aufgabe zeigte er den gewohnten Ernst und Eifer. Pünktlich erschien er mit der Studirmappe auf seinem Plätzchen mitten unter den akademischen Jünglingen, denen er mit liebenswürdiger Freundlichkeit begegnete. „Ich zeige noch gern, schreibt er später, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl die Hefte, welche, von den Mit-

Digitized by Google

hörenden verführt, ich nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit habe."

Wir sprechen es unbedenklich aus: seine universelle Bildung verdankt Humboldt zu einem wesentlichen Theile dem classischen Studium, das wir als die Grundlage jeder echt humanen Bildung betrachten, als das einzige Mittel gegen jene banausische Gesinnung, jenen hohlen Dünkel, den stets ausschließliche Beschäftigung mit einem Handwerk, und sei es immerhin ein gelehrtes, hervorbringt. Selbst Naturforscher, sprechen wir es unbedenklich aus, daß die Naturwissenschaften für die höchsten Ziele der Menschheit nicht ausreichen und daß ein Mensch, der sein Lebtag so viel tausend Thiere oder Pflanzen bestimmte, so viel chemische Analysen machte, darauf hin noch nicht als gebildet gelten kann. Das Studium der Classiker ist der kräftigste Damm gegen den cynischen Materialismus, das hochmüthige Protzenthum, die Verwirrung in Sitte und Urtheil wie sie leider zur Signatur der Gegenwart gehören. Das Gymnasium soll die Naturwissenschaften zumeist nur als Mittel betrachten, die Sinne zu üben, was man so lang unterlassen; unbekümmert um das Geschrei der Realisten, würden wir ohne Bedenken dem naturwissenschaftlichen Unterricht einige Stunden entziehen und dafür das Zeichnen einführen, welches dem Aesthetiker eben so zugute käme, wie dem künftigen Naturforscher. Wir betrachten sogar das Studium der classischen Sprachen als eine formal werthvolle Gymnastik für den Naturforscher und zwar aus Gründen der Erfahrung. Reallehrer theilten mir mit, daß Knaben, welche vom Gymnasium zur Realschule übergehen, bei einiger Befähigung ihre besten Mitschüler nach kurzer Zeit an Auffassung und Urtheil überholen. Damit stimmt trefflich, was Professor Scherer jüngst in einer Kritik von Eggers Lesebuch bemerkte.

Humboldts Schule zu vollenden, führte ihn ein günstiges Schicksal mit G. Forster zusammen, den man in einem gewissen Sinne sein Vorbild nennen kann, freilich nur insofern als Humboldt ward und erfüllte, was jener zu werden und zu erfüllen versprach. Forsters schwungvolle Natur, die ihn gewiß eher mit Schiller befreundet hätte, riß ihn wirbelnd in den Abgrund, an dessen Rande Humboldt sicher mit klarem Blicke vorüberschritt. Er schreibt 1798 über die französische Revolution: „Ich selbst fühle mich in allem Thun so gehindert, daß ich täglich um vierzig Jahre früher oder später gelebt zu haben wünsche. Eine traurige, der Menschenbildung nachtheilige Einförmigkeit wird über den ganzen Erdboden verbreitet. Völker, deren physische und moralische Lage gewiß ein Bedürfniß nach sehr verschiedenart'gen Regierungsformen erregen sollte, müssen von einem Directorium und zwei Räthen beherrscht werden, und die republicanischen Dragonaden sind eben so empörend als die religiösen. Nur Eine Wohlthat, die Ausrottung des Feudalsystems und aller aristokratischen Vorurtheile, unter denen die ärmere und edlere Menschenclasse so lang geschmachtet, wird schon gegenwärtig genossen, und dieser Genuß wird

Digitized by Google

bleiben, wenn auch monarchische Verfassungen wieder so allgemein werden als es die republicanischen zu werden scheinen." Wir wissen im Jahre 1872, daß diese Wohlthat noch vielfältiger Ergänzung bedarf, weil die Menschheit eben nicht sprungweise vorrückt.

Am meisten hat Forster auf Humboldts populäre Darstellung von Naturscenen gewirkt, wobei wir zu behaupten wagen, daß wir Vieles aus den „Ansichten am Niederrhein" den besten Schilderungen aus den „Ansichten der Natur" an die Seite, Manches sogar darüber stellen. Mit Forster beginnt auf diesem Gebiete jener Styl, dem in neuerer Zeit auch Fallmerayer seine frischesten Lorbeeren dankt.

Wenig Neues lieferte das Capitel mit der stolzen Aufschrift: „Jena und Weimar". Steffens erzählt: „Goethe's Neigung zu naturhistorischen Studien war denn auch die geistige Wahlverwandtschaft, die starke Attractionskraft, die ihn unwiderstehlich zu Alexander v. Humboldt hinzog." Noch in alten Tagen äußerte sich Goethe zu Eckermann: „Was ich Fichte, Schelling, Hegel, den Gebrüdern Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein, wenn es mir vergönnt wäre, jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen." In den „Maximen und Reflexionen" notirt er: „Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt in unseren Zeiten."

Aber auch Humboldt wußte Goethe's Größe zu würdigen. In jener classischen Rede, die er 1828 in Berlin bei Eröffnung der Naturforscherversammlung hielt, eine Rede, deren erste Hälfte in deutschen Chrestomathien eben so wenig fehlen sollte als Goethe's Einleitung zur Farbenlehre, spricht er von „Goethe, den die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten haben, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen." Seine Anerkennung wird zur Hymne in den herrlichen Schlußworten der Abhandlung über dichterische Naturbeschreibung im Kosmos: „Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen aus Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, des Weltalls heilige Räthsel zu lösen, das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang?" Und doch waren beide Männer, wie Löwenberg richtig hervorhebt, im innersten Wesen ihrer Liebe zur Natur diametral verschieden. Dem Dichter mit dem warmen Herzen, der anfangs ein Feind aller objectiven exacten Forschung, der „physico-mathematischen Gilde" war, trat Humboldt gegenüber: der scrupulöseste Empiriker, der nur Thatsachen beobachtete und zusammenstellte, der sich weder auf gewagte Hypothesen noch sonst auf

Digitized by Google

Dinge einließ, die außerhalb der Erfahrung lagen. Ausführlicheres über das Verhältniß Beider haben wir wohl von der Veröffentlichung des Briefwechsels zu erwarten, der uns in zwei Bänden versprochen ist.

Daß sich mit Schiller, für dessen Horen Humboldt den rhodischen Genius schrieb, kein näheres Verhältniß herstellte, ist eben so bekannt als das schroffe Urtheil in einem Briefe an Körner, welches nur bewies, daß der große Dichter, instinctiv die Grundverschiedenheit seines Wesens von dem des großen Naturforschers ahnend, ohne jeden Zusammenhang mit dem Ideenkreise desselben ihn voll subjectiver Befangenheit nicht erfaßte.

Mit Schelling brachte Humboldt die scheinbare Gleichartigkeit des Strebens in Beziehung; bald aber schieden sich die Bahnen: jener träumte die symbolischen Nebelbilder seiner Naturphilosophie, er stieg Schritt für Schritt zu hellerer Erkenntniß der Dinge.

Gegen Hegel mußte sich Humboldt trotz alles Entgegenkommens ablehnend verhalten, dessen Philosophie der Natur verurtheilt er mit schneidender Schärfe und es wird wohl niemand mehr einfallen, dieses mißlungene Monstrum übermüthiger Speculation anders als ex officio historisch zu betrachten.

Auch auf dem Felde der Geschichte machte Humboldt Streifzüge und brachte nicht bloß einige abgerissene Blumen, sondern reife Früchte mit sich zurück.

Berühmt ist sein Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les XVe et XVIe siècles, welches als Text zu dem bereits 1814 herausgegebenen Atlas géographique et physique 1833 gedruckt wurde.

Abgesehen von der Masse neuen und werthvollen Stoffes verdient hier auch die Methode vollste Anerkennung. Dove sagt: „Humboldt reiht sich durch dieses Werk den ersten kritischen Geschichtsforschern Deutschlands an; die drei Pflichten des Historikers, wie sie Ranke gleichzeitig seiner eben aufblühenden Schule ans Herz legte: Kritik, Präcision, Penetration — haben ihm immerdar vor Augen gestanden."

Daß Humboldt, der Vielgereiste und Vielseitige, in allen wichtigeren modernen Sprachen völlig bewandert war, brauchen wir als selbstverständlich kaum zu erwähnen.

Der Büchertisch schloß jedoch nicht seine ganze Welt ein. Als junger heiterer Mann erfreute er sich an fröhlicher Gesellschaft und auch die Liebe hat ihn, wennauch nicht gefesselt, doch im Innersten berührt. Ein Privatdocent, der etwa nach dem Fasching Vorlesungen für Damen halten will, findet das Bezügliche im ersten Bande S. 166. Löwenberg entschuldigt auf wahrhaft komische Weise den großen Gelehrten: „daß er nicht außerhalb des Naturgesetzes normaler menschlicher Entwicklung stand". Wirklich? Auch Cäsar, Dante, Shakespeare, Goethe und wie sie alle heißen, diese gekrönten Häupter, unterlagen den Naturgesetzen! Den Klatsch über eine americanische Liebschaft und den

Digitized by Google

darauf gepfropften Roman, wo Humboldt bei Lebzeiten für die Leihbibliotheken eingeschlachtet wurde, wies er mit Recht entrüstet zurück.

Nach beendeten Studien treffen wir ihn zunächst in der praktischen Sphäre des Bergmannes, seine Tüchtigkeit fand allgemeine Anerkennung. Der Mensch vertrocknete nicht im Beamten; er war für die Erziehung und Belehrung der jüngeren wie der älteren Bergleute mit Hingebung thätig. Er errichtete und unterhielt mit Hilfe des jungen von ihm besoldeten Steigers Spörl im Winter 1793 zu Steben eine bergmännische Freischule. „Die vielgepriesenen Bestrebungen unserer Tage, die niederen Volksclassen, Handwerker und Arbeiter zu belehren, Humboldt hatte sie schon damals, obwohl in Anspruch genommen von den verschiedensten wissenschaftlichen Forschungen und amtlichen Dienstarbeiten, aus eigenen Mitteln und mit eigener Anstrengung für die Bergleute seines Reviers ins Leben gerufen."

Bald zog er sich jedoch vom Staatsdienste zurück, um sich für seine großen Reisen vorzubereiten. Humboldt und America, wo Flüsse, Städte und Dörfer auf seinen Namen getauft sind, leuchten durch hellen Glanz verbunden vor uns auf. Noch als Greis fand er Gelegenheit, sein Wort bei der Sclavenfrage in die Wagschale zu werfen. Der nordamericanische Litterat Trasher übersetzte 1856 seinen Essai politique, unterdrückte dabei jedoch das 7. Capitel, welches sich auf die Sclavenfrage bezog. Humboldt beklagte sich in der Spener'schen Zeitung, seinem „Moniteur", energisch über diese Verstümmlung. Auf den weggelassenen Theil lege er eine weit größere Wichtigkeit als auf die mühevollen Arbeiten astronomischer Ortsbestimmungen, magnetischer Intensitätsversuche oder statistischer Angaben. Diese Erklärung gewann ihre volle Bedeutung dadurch, daß sie in die Zeit der wildesten Wahlbewegung der Union hineinfiel und die republicanische Partei ermuthigte. Auch in Preußen nahm er sich der Sache an. „Ich habe zu Stande gebracht", schreibt er 1856 jubelnd an Böckh, „was mir am meisten am Herzen lag: das von mir lang geforderte Neger-Gesetz; jeder Schwarze wird frei werden, sobald er preußischen Boden betritt". Der Justizminister Simons schrieb am 24. März 1857 an ihn: „Das heute veröffentlichte Gesetz verdankt Euer Excellenz menschenfreundlichen Absichten sein Entstehen." Die Reise nach Sibirien veranlaßte sein Werk: Asie centrale. Er bewährte dabei vielleicht im höchsten Grade die Kunst, welche er in der Einleitung selbst als die charakteristische des wissenschaftlichen Zeitgeistes bezeichnet: „Die Kunst, die größte Menge von Thatsachen zu sammeln, zu ordnen und sich auf dem Wege der Induction zu allgemeinen Ideen zu erheben."

Hier wollen wir auch seine diplomatischen Ausflüge kurz erwähnen. Wir finden ihn 1794 im Auftrage Hardenbergs bei Feldmarschall Möllendorf, 1796 erhielt er den Auftrag zu diplomatischen Verhandlungen mit Moreau; seine Briefe sind reich an interessanten Schilderungen von Personen und Zuständen. Das Jahr 1831 warf ihn nach Paris, wo sich noch die Strömungen der Juli-

Digitized by Google

revolution nicht beruhigt hatten. Bis zum Januar 1848 wechselte sein Aufenthalt zwischen Berlin und Paris, S. 193, Band II sind seine Missionen aufgezählt.

Ueber die Depeschen Humboldts äußert sich Varnhagen: „Jeder Andere hätte sie auch schreiben können, und was das Schlimmste ist, kein Anderer hätte sie anders schreiben können. So sind die politischen Geschäfte: sie zerfallen in Kleinigkeiten, die gar nicht wichtig sind, aber es doch werden, weil man übereingekommen ist, sie so zu nehmen. Dabei die feststehende Heuchelei von Formen, Voraussetzungen, Uebertreibungen; da muß die Wahrheit beständig untergehen." Die Politik blieb ihm übrigens stets Nebensache. Daß er in der Frage der Göttinger Sieben, die ihn freilich kaum berührte, nicht energisch auftrat, kann man ihm verzeihen; weniger zu entschuldigen ist sein Verhalten bei dem Conflicte Raumer's, der in einer akademischen Rede über Friedrich den Großen den König und die bigotte Camarilla durch die einfache Darstellung der Wahrheit auf das Tiefste gekränkt hatte. Humboldt gerieth da nach oben und unten, nach rechts und links, nach vorn und hinten in eine Ausgleichsmeierei, die ihm gar übel zu Gesicht stand.

Napoleon den Neffen, der sich ihm mit der feinsten Schmeichelei näherte, haßte er stets grimmig und gründlich. Trotz des Kammerherrnschlüssels dürfen wir an seinem Liberalismus nicht zweifeln, wenn er auch nicht auf die landläufigen Phrasen mancher Liberalen einging. Mit dieser Gesinnung und der herzlichsten Friedensliebe verband Humboldt jedoch den klarsten Begriff von der Nothwendigkeit der Machtentfaltung der Staaten und besonders der engeren Heimat. „Wie er Metternich auf die festere Gestaltung Deutschlands hinwies, so benutzte er selbst scheinbar sehr geringe Anlässe, um in Paris dem preußischen Gesammtinteresse zu dienen." Encke warnte ihn, er solle sich durch Mittheilung fremder Arbeiten beim Institut doch nicht dem Tadel deutscher Flugschriften aussetzen. Humboldt entgegnete am 23. December 1831: „In der politisch bewegten Zeit ist es fast politische Pflicht zu zeigen, wo das intellectuelle Leben fortathmet. Die Achtung, die man in wissenschaftlicher Hinsicht für den preußischen Staat im Auslande so allgemein äußert, vermehrt bei geistreichen Nationen die Idee der Macht; sie mildert manchen Tadel, den in anderer Hinsicht ein Staat sich auflädt." Die Juden rechnen es ihm hoch an, daß er sich freimüthig um eine Auszeichnung für Meyerbeer bei dem mittelalterlich gestimmten König bewarb. Später versuchte es ein gewisser Kohut in einer elenden Broschüre, die „unendliche Liebe Humboldts zum Judenthum" nachzuweisen. Dove hat ihn gründlich abgefertigt. Es ist überhaupt etwas Eigenthümliches in der Art und Weise, wie Juden manchmal die Sympathie großer Männer beanspruchen. Gerade dadurch erklären sie sich selbst als eine Rasse, die im großen Ganzen noch nicht aufging. Daß sie das Mittelalter quälte und marterte, geschah im Geiste der Zeit, der ja auch Ketzer und Hexen verbrannte. Was sind alle Judenverfolgungen gegen die Gräuel von Toulouse, die Verjagung der Mauren,

Digitized by Google

die Inquisition und die Bluthochzeit! Soll das neunzehnte Jahrhundert die Juden hätscheln, weil man sie bis in die Mitte des achtzehnten verfolgte und weil ihnen der Pöbel manchmal noch Hepp, hepp! nachruft? Das Gesetz betrachtet sie längst als vollberechtigte Staatsbürger, die Gebildeten achten sie, wo sie Achtung verdienen; wir fürchten aber fast, die Juden setzen die Judenfrage, die social und politisch längst aufgehört hat, eine Frgge zu sein, selbst wieder auf die Tagesordnung und da wünschen wir wahrlich nicht, daß sie mit czechischen und rumänischen Fäusten beseitigt werde.

Einen wichtigen Einschnitt in Humboldts Leben bezeichnet seine Uebersiedlung nach Berlin zu dauerhaftem Aufenthalte. Es beginnt das Alter. „Die geistige Thätigkeit wird dabei von Jahr zu Jahr gesammelter, stiller, beschaulicher. Vom Gipfel gleichsam menschlichen Daseins herab, den er im rastlosen Streben erklommen, läßt der Greis den umfassenden Blick zuletzt befriedigt ausruhen auf der Welt der Forschung. Wohl freut er sich über jeden neuen Lichtstrahl, der in bisher unerhellte Tiefen seiner Wissenschaft hineingeworfen wird, doch er selber vermag nur noch anschauend diese Strahlen zu begleiten; eigenthümlich ist ihm nur der Versuch, die wissenschaftliche Rundsicht über die Natur, wie sie sich einzig auf so hohem Standpunkt darstellt, in ein großes Panorama künstlerisch zusammenzubilden."

Er ruht auf seinen Lorbeern, wie vor einen erhabenen Thron bringen alle Theile der Erde ihre Huldigung. Auf der Höhe erkaltet jedoch sein Herz nicht, das zeigen seine Beziehungen zu dem armen Mathematiker Eisenstein, den er aus seinen mäßigen Mitteln unterstützt, dem er die tröstende Hand eines Vaters reicht. Aber auch das tiefste Leid wußte ihn zu finden. Am 8. April 1835 sehen wir ihn am Krankenbette seines Brudes Wilhelm, mit dem ihn die brüderlichste Freundschaft verknüpfte. „Auf verschiedene Bahnen durch abweichende Begabung gelenkt und doch wiederum beide vom tiefsten Bedürfniß nach Ergänzung ihres individuellen Denkens ergriffen, erblickte keiner im andern je den seitwärts abdrängenden Wettkämpfer, zum Gemeinbesitz warben sie um doppelte Kränze." Alexanders Schmerz war grenzenlos. „Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten!" schreibt er an Varnhagen. „Das Verhältniß zu Wilhelm, bemerkt Dove, ist eine der schönsten Seiten an dem so vielseitigen Wesen Alexanders und wäre für sich allein genügend durch seinen warmen Glanz all die kleinen Flecken seines Charakters verschwinden zu lassen." Wir haben Wilhelm hier nicht zu charakterisiren; er war im größten Style jener großen Zeit geistigen Lebens in Deutschland angelegt; eine antike Natur, daß ihn der berühmte Philolog Böckh einen Staatsman von perikleischer Hoheit nennen durfte. Wer an diesen zwei Brüdern emporblickt, fühlt sich gehoben wie bei der Geistesnähe alter Heroen und so möchten wir ihr Andenken nicht auf kaltem Mamor mit goldenen Lettern festgebannt wissen, sondern im Herzen der Nation, vor allen der Jugend, die nur durch solche

Digitized by Google

Muster sich für die gewaltigen Aufgaben vorbereiten kann, welche Deutschland noch gestellt sind.

Aber auch die Thorheit forderte von ihm er solle auf ihr Schellengeklingel hören und zwang ihn mitanzuschauen, wie 25 Jahre nach den Vorlesungen über den Kosmos die Epidemie des Tischrückens und Geisterklopfens losbrach. Zuerst faßte er die Sache ironisch, dann entrang sich ein grollender Seufzer seiner Brust, in den auch der Mathematiker Gauß einstimmte. „Ich bin seit langer Zeit gewöhnt, von der Gediegenheit der höheren Cultur, welche die sogenannten höheren Stände durch Lesen populärer Schriften und durch Anwohnen populärer Vorlesungen erwerben zu können glauben, wenig zu halten. Ich bin vielmehr der Meinung, daß in wissenschaftlichen Gebieten probehaltige Einsicht nur durch Aufwendung eines gewissen Maßes eigener Anstrengung und eigener Verarbeitung des von Anderen Dargebotenen erlangt werden kann." Das klingt herb; was jedoch 1853 galt, hat leider auch noch für 1872 die gleiche Berechtigung. Ja wir wagen die Ketzerei und schelten den größten Theil unserer populären Vorlesungen Schwindel, Coquetterie mit den Wissenschaften, deren jede ihr eigenes Abc hat, das man zuerst gelernt haben muß, wenn ein Vortrag nicht leere Spielerei, oberflächliche Unterhaltung bleiben soll: Heute das, morgen das! Im Grund ist denn doch nichts neu unter der Sonne; wer erinnert sich nicht der französischen Modedamen des vorigen Jahrhundertes, der galanten Abbé's und Voltaire's; was ist aber damals herausgekommen? Freilich kann man der Mode nicht gebieten und so wird man fortfahren, großen faulen Kindern die Wissenschaft als Bonbons in vergoldeten Düten zu präsentiren und dabei noch wähnen, etwas Rechtes geleistet zu haben. Die Kinder werden sich wieder einmal den Magen verderben; der einzige Gewinn vielleicht ist dabei der, das etliche schwerfällige Forscher sich leichter und verständlicher ausdrücken lernen.

Es ist bekannt, daß Humboldt nur ungern nach Berlin ging, jedoch dem Ruf des Königs folgen mußte, weil er, nachdem er sein Vermögen der Wissenschaft geopfert, ganz von seinem Amte abhing. Er suchte sich möglichst zu wahren, wie man jedoch nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so auch nicht auf dem glatten Parkett der Höfe. Bei Humboldts Verhältniß zum König mag man wohl an Friedrich und Voltaire denken; doch bewahrte die reine Natur des Deutschen ihn vor der tragikomischen Katastrophe, die den gierigen Franzosen auf das Pflaster setzte. Bettina rühmte ihn „als den einzigen Mann in diesen Kreisen, dem es um mehr zu thun sei als eigenen kleinlichen Vortheil, der alles Menschliche treulich hege und sich immer edel und würdig benehme." Ihm war es schon werthvoll, wenn „seine Atmosphäre bisweilen zu ein par Elendigkeiten des Wohlthuns diente, ob auch in dem wichtigeren allgemeineren Verhältnisse alles gegen seine Wünsche ging", wenn er „da thätig sein durfte, wo man das wenigstens immer noch geistige Interesse des Königs benutzen konnte." Die Gewohnheit wirkte auch hier beruhigend. Varnhagen meint: „Seine gehäuften

Digitized by Google

Geschäfte drücken Humboldt, doch möchte er sie nicht missen; und Hof und Gesellschaft sind ihm wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt." Nach einem verzettelten Tag arbeitete er Nachts streng und ernst. Dabei beschränkte sich sein Schlaf schließlich auf wenige Stunden. Die Darstellung jener Verhältnisse, die Charakteristiken hochstehender Personen sind ein schätzenswerther Beitrag zur politischen Geschichte jener öden Tage, eine Ergänzung und Correctur des klatschsüchtigen Varnhagen, für welche man Dove dankbar sein muß.

Humboldts Uneigennützigkeit ist bekannt. Vor seiner Abreise nach Amerika schrieb er an Schuckmann: „In des Ministers Vorschlag wegen Beibehaltung meines Gehaltes werde ich nicht willigen können. Ich befolge sonst gern den Rath meiner Freunde, fühle, daß ich nicht reich genug bin, um auch eine kleinere Zulage gern zu entbehren; fühle, daß Fürsten auch für Menschen meines Schlages etwas thun können, — aber ich denke mich immer in die individuelle Lage, in der ich stehe, hinein. Je mehr man die sittlichen Handlungen Anderer richtet, desto strenger muß man selbst die Gebote der Sittlichkeit befolgen. Das Verdienst, die Freundschaft eines Ministers nicht gemißbraucht zu haben, ist ja das einzige Verdienst, welches ich in diesem Lande zurücklasse." Die Gerüchte über eine Subvention von Seiten der spanischen Regierung weist er als lächerlich zurück. Aber diese Uneigennützigkeit verzehrte sein Vermögen und steckte ihn schließlich in die Uniform des Kammerherrn, welche seine Unabhängigkeit vielseitig beschränkte. Sein Amt erforderte viele Auslagen, noch größere seine wissenschaftliche Thätigkeit, die Freundschaft der Könige beutete er nicht aus, er war daher arm trotz seiner Besoldung. Man fühlt das tiefste Mitleid, wenn er 1859 kurz vor seinem Tode an Frau Seifert schreibt: „Meine liebe, immer so sorgsam hilfreiche Frau Seifert! Ich beklage, Ihnen nur ein so elend kleines Festgeschenk zu bringen für die reiche, anstrengende Sorgfalt, die Sie bei oft schwankender Gesundheit meiner Pflege geschenkt haben. Ich hoffe bald, durch neuen eigenen Fleiß errungen, 500 Thaler darbieten zu können. Mit dankbarer Anhänglichkeit in inniger Hochachtung A. H."

Das Verhältniß Humboldts zu seinem Kammerdiener behandelt Dove ausführlich; Manches läßt sich zwischen den Zeilen lesen: auch hier war der große Mann jener Abhängigkeit verfallen, welche das gewöhnliche Schicksal alter Hagestolze zu sein pflegt.

Ein tirolisches Pfäfflein zeterte gegen Humboldt: „Er hat alle Winkel im Hause Gottes durchkrochen, aber dem Hausherrn nicht einmal die Visitenkarte zurückgelassen!" Nun, wir haben uns bis jetzt mit Humboldt nach verschiedenen Richtungen befaßt, warum hörten wir denn noch nichts über sein Verhältniß zur Religion? Gehören wir auch nicht zu den inquisitorischen Hyänen, die in der Brust edler Todten nach dem Glaubensbekenntniß wühlen, so gilt uns doch das religiöse Element eines Menschen als höchst wichtig für die Charakteristik desselben. Dieses liefert häufig die Farbe für die Zeichnung,

Digitized by Google

für die Linie, welche sein Bild umzieht. Wir können es daher nur bedauern, daß uns die vorliegenden drei Bände so wenig directe Aufschlüsse geben. Wissen wir auch Humboldt frei von den Fesseln einer lähmenden Dogmatik, so ist damit doch nur ein allgemeines, nicht ein individuelles ausgesprochen. Wenn wir uns recht besinnen, enthält der Briefwechsel mit Bunsen manches hieher Bezügliche.

Todten Helden legt man die Ehrenzeichen auf den Sarg.

So haben auch wir es bis zuletzt verspart, vom Kosmos zu reden, der Humboldts Namen in alle Kreise, ja in die Tiefen des Volkes trug. Wie einst Goethen der Faust, beschäftigte ihn dieses Werk fünfzig Jahre, und es ist mit dem Faust nicht bloß äußerlich, sondern innerlich verwandt, aus der gleichen Wurzel entsprungen. Im Gedichte verschwindet der Erdgeist vor Faust, im Kosmos verkörpert er sich durch Humboldt für die Welt. Auch an Dante möchte man denken, der in seiner divina commedia die Weltanschauung des Mittelalters zusammenfaßte und künstlerisch abschloß. Doch wozu die Analogien! So wie er ist, hat der Kosmos keine Vorgänger, wennauch in früherer Zeit Versuche gemacht wurden, die Summe des vorhandenen Wissens zu ziehen. Wir erinnern an den Tesoro des Brunetto Latini; wir nennen die Encyclopädien, denen jedoch bei der Anordnung des Materiales die innere Gliederung, die Composition fehlt.

Die Bedeutung des Kosmos brauchen wir hier nicht zu erörtern. Dove sagt: „Der Kosmos ist in der That ein wichtiges Moment in der Geschichte der deutschen Nationallitteratur geworden, denn er hat — die That der Vorlesungen von 1828 umfassender wiederholend — unserer Naturwissenschaft in den Kreis der die gesammte Nation interessirenden Litteratur den Eintritt eröffnet.“ Davon abgesehen, hat der Kosmos auch unschätzbaren Werth für die Geschichte des Geistes und der Wissenschaft „wie jenes Rechtsbuch des Kaisers Justinian für das Jus.“ Das Vergängliche wird die Zeit ausscheiden, es bleibt genug übrig als Schatz für die Zukunft.

Einen großen Theil vom Erfolg des Kosmos dürfen wir Humboldts Styl zumessen. Selbst manche Gebrechen steigerten damals die Wirkung. Humboldt kennt sie gar wohl; er bezeichnet sie Varnhagen gegenüber als solche: „Eine unglückselige Neigung zu allzu dichterischen Formen, eine lange Participialconstruction und ein zu großes Concentriren vielfacher Ansichten, Gefühle in Einen Periodenbau.“ Es sind die Fehler — weniger seiner Individualität als seiner Zeit. Wir wissen, daß in der weimarischen Epoche die Poesie so mächtig herrschte, daß sie selbst solche, die zu dichterischem Schaffen keinen Beruf hatten, theils zu poetisirender Prosa, theils zu prosaischer Poeterei verlockte. Denken wir an Jakobi, an Herder, der den Kosmos ahnte und am Schlusse des ersten Buches seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ von einem Erforscher der peruanischen Gebirge erwartet, er werde die reichen Aufschlüsse über die physische Beschaffenheit der Erde in einem

Digitized by Google

Ueberblick darzustellen vermögen. Humboldt schrieb Vieles französisch. Dove wirft die Frage auf: „Ob dieser Geist nicht vielmehr in dem Stoffe des französischen Idioms zu vollkommenerem Ausdruck gelangt ist?“ Er möchte sie bejahen. In ähnlichem Sinne äußern sich die Herausgeber des de la Roquetteschen Briefwechsels: „En effet, jamais esprit ne fut plus français, plus mêlé de sentiments genereux, exquis et de fine satire!“

Wer erinnert sich nicht daran, daß auch Goethe einmal französischer Schriftsteller werden wollte? Uns dünkt, Humboldts Größe werde dadurch nicht beeinträchtigt, daß ihn zwei Nationen zu ihren besten Schriftstellern rechnen.

Wir fühlen uns nicht berufen, in den Streit dreinzureden.

Dem Menschen Humboldt möge Dove, der ihn durch vieljährigen Umgang genau kannte, die Schlußrede halten: „Es gibt mancherlei Ruhmestitel auch in der Welt der Erkenntniß; der eigentlichen Geisterwelt, wie Humboldt sie nannte. Wie die ganze Natur von der tiefsinnigen Speculation Spinoza's trotz ihrer Einheit, die niemand kräftiger betont hat als er, in eine natura naturans und naturata zerlegt ward, so scheiden wir auch im Naturschauspiel menschlicher Begabung active und passive Genialität von einander. Die Träger der ersteren dienen durch ihre schöpferische Thätigkeit ihrer eigenen Zeit sowie der folgenden zum Vorbilde, die der letzteren sammeln in aufnehmender Seele das geistige Licht ihrer Gegenwart und bieten so der Zukunft wenigstens ein Abbild dar, aus dem sie betrachtend Genuß und Lehre zugleich gewinnen mag. Empfänglichkeit zur Reproductivität gesteigert, wird so in ihnen zu historischer Repräsentation ihres Zeitalters, und je lebendiger bei vielgetheilter Culturarbeit das Bedürfniß dieses Zeitalters nach ideeller Vereinigung seiner auseinanderstrahlenden Bestrebungen ist, um so dankbarer wird es sich schon bei dessen Lebzeiten dem Vertreter seiner intellectuellen Anschauungen und Interessen bezeugen. Gerade die Naturwissenschaften nun haben, vornehmlich durch ihre polytechnischen Wirkungen, in unserem Jahrhundert eine durchaus internationale, zu humaner Gleichförmigkeit auswachsende Erdcultur hervorgerufen; kein Wunder daher, daß der Ruhm A. v. Humboldts auf viel breiterer Basis emporstieg, als der seiner polyhistorischen Vorgänger in früheren Perioden menschlicher Entwicklung. Wie die politischen Gestaltungen der Neuzeit, haben auch die culturgeschichtlichen unvergleichlich weitere Dimensionen angenommen; die ganze civilisirte Zeitgenossenschaft sah so in unserem Helden gleichsam ihren Abgeordneten, und dankte ihm, als sein Mandat in spätem Tode erloschen war, für die treue Erfüllung desselben, für die unermüdliche Wahrnehmung ihrer theoretischen und praktischen Neigungen und Wünsche mit jener stürmischen Begeisterung, die dem Massendanke eigen zu sein pflegt.

Daß sie dabei auch seine sittliche Persönlichkeit in überheller Verklärung erblickte, kann nicht befremden. Gleichwohl geht ein merkwürdiger Zwiespalt durch sein moralisches Wesen: mit der großartigen Reinheit echt humaner Weltansicht und genereller Lebensweisheit contrastirt in herber Weise die durch

Digitized by Google

tausend enge Rücksichten und kleinliche Berechnungen getrübte Auffassung der Alltagsaufgaben des socialen Daseins.

Auch moralische Entwicklung wird man in A. v. Humboldt kaum wahrnehmen; dieselben Eigenschaften: edle wie geringe, begleiten ihn durch die lange Dauer seines vielbewegten Lebens.

Für die Aufgabe, die der Geist der Geschichte diesem Werkzeuge seiner Arbeit bestimmt hatte, mußte es gerade so beschaffen sein; energisch herausspringende Ecken und Kanten männlichen Charakters durfte der Universalvermittler moderner Geistesbildung nicht an sich tragen; wie ein Linsenglas, das zur Strahlensammlung geschliffen wird, mußte seine allseitige Natur zu glatter Rundung zugekrümmt erscheinen. Was er an Individualität verlor, gewann er an darstellender Bedeutung. Wie man von einem homerischen Zeitalter spricht, ohne dabei das scheinbar subjective Beiwort anders als objectiv zu fassen: mit der nämlichen Einschränkung wird auch die künftige Culturgeschichte reden dürfen von einem Jahrhundert Alexander v. Humboldts.

Adolf Pichler.

Zur socialen Frage.

Die mächtig anschwellende Arbeiterbewegung hat auch auf literarischem Gebiete eine erhöhte Productivität hervorgerufen. Es vergeht keine Woche, die nicht den Büchermarkt mit neuen Schriften, welche bald die „Internationale“ und den Communismus, bald den Socialismus und die Arbeiterfrage unter mannigfachen Titeln zum Gegenstande haben, bereichern würde. Neben obscuren Namen begegnen wir Namen von gutem Klang, neben tollhäuslerischen Forderungen gediegener, bald praktisch-klarer, nüchterner Darlegung, bald philosophisch-kritischer Auffassung und scharfsinniger Durchdringung der Streitfrage, die um so mehr Anspruch auf Beachtung machen darf, als sich mit derselben nicht bloß die unmittelbar Betheiligten (in Vereinen, Corporationen, Congressen u. dgl.), dann die Tagespresse und die Schriftsteller vom Fach beschäftigen, sondern mehr oder weniger auch die Regierungen sie zum Gegenstand der Erwägung gemacht haben. Eine eingehende Würdigung all der litterarischen Leistungen, welche zur Beseitigung des chronischen Uebels unseres Jahrhunderts beitragen möchten, verbietet sich bei dem großen Umfang und der mitunter mindestens zweifelhaften Correctiv-Kraft derselben wohl von selbst. Wir beschränken uns demnach auf die Anzeige derjenigen Schriften, die ihre Existenzberechtigung entweder schon vorweg durch den Namen ihrer Urheber, oder auch durch die Qualität ihres Inhalts legitimiren.

Da ist

Digitized by Google

1. „Der Socialismus und die Arbeiterfrage". Von Dr. Victor Böhmert. Zürich, Schabelitz'sche Buchhandlung (Cäsar Schmidt). 1872. VIII und 180 S. gr. 8. — Professor Böhmert hat mit diesem Buche einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Litteratur über die „sociale Frage" geliefert. Die Schrift ist die weitere Ausführung eines Vortrages über den Socialismus und die Arbeiterfrage, welche der Verfasser (auf Ersuchen der Wessenberg-Stiftung) am 18. März 1872 im Museumssaale zu Constanz gehalten hat. Böhmert bekennt sich zu der sogenannten „britischen volkswirthschaftlichen Schule": er ist vorwiegend Freihändler. Es gilt ihm, diese volkswirthschaftlichen Principien (des Freihandels) nunmehr auch im Volksbewußtsein zu befestigen und die Massen an die mit den neuen Freiheiten verbundenen Pflichten zu gewöhnen, gleichzeitig aber davor zu warnen, „den neuen Staat mit einer directen Lösung der socialen Frage zu behelligen."

Wer von den Aufgaben des Staats und den Wirkungen seiner Zwangsmittel in der socialen Frage bescheiden denkt, müsse nun aber an die freiwillige Privat- und Vereinsthätigkeit der zunächst Betheiligten und der gesammten Gesellschaft um so höhere Anforderungen stellen. Von diesem Standpunkte aus habe sich der Verfasser bemüht, einestheils die theoretischen Angriffe auf die deutsche freihändlerische Schule und auf die moderne Entwicklung der Eigenthums- und Vermögensverhältnisse zurückzuweisen und anderntheils die praktischen Mittel und Versuche zur Lösung der Arbeiterfrage zu erörtern.

Hier müssen wir zur Wahrung unseres Standpunktes einschalten, daß, wie hoch wir auch die Bedeutung des Freihandelsprincips anschlagen, und wie sehr immer wir die mit demselben Hand in Hand gehende radical individualistische Auffassung volkswirthschaftlicher Verhältnisse zu würdigen wissen, wir dem Freihandel den ihm vom Verfasser zuerkannten entscheidenden Einfluß auf die Lösung der socialen Frage nicht vindiciren können. Denn, wie groß immer die Vortheile seien, welche die Entwicklung wirthschaftlichen Lebens dem Freihandel zu verdanken hat, so stehen sie immer nur im Verhältniß zu dem Umfang des Capitals, welches sich an demselben betheiligen kann. Wo ein Capital überhaupt nicht vorhanden ist, da ist der Anspruch, sich an den Vortheilen vorgeschrittener Wirthschaftlichkeit zu betheiligen, nicht nur ungerechtfertigt, sondern auch gegenstandslos. Denn, wie immer man sich gegen den unabänderlichen, weil naturgemäßen Lauf der Dinge auflehne, so kann die Erlösung den Capitallosen nicht anders und nicht eher kommen, als bis sie es dahin gebracht, Vorräthe zu erübrigen, d. h. ein Capital anzusammeln, das eben allein an den Wohlthaten des Freihandels Theil nehmen kann. So lange diese Grundbedingung nicht erfüllt ist, ist aus dem Dilemma, in welchem sich die sociale Frage bewegt, nicht hinauszukommen.

Gegenüber den „Verhandlungen des deutschen Protestantentages über die sociale Frage", zu welchen diese Schrift „als vorbereitender Bericht" dienen

Digitized by Google

sollte, präcisirt Dr. Böhmert als Correferent des Protestantentages seine Auffassung der Sache dahin, daß ihm die Arbeiterfrage als keine specifisch christliche, sondern als eine allgemein humane weltbürgerliche Angelegenheit erscheine, an deren Lösung alle Religionen und Confessionen ohne Unterschied mitwirken müssen, indem sie die Kraft religiöser Ueberzeugungen und überhaupt alle sittlichen Potenzen für die Milderung der socialen Uebelstände in Bewegung setzen.

Stofflich zerfällt die Arbeit in sieben Hauptabschnitte mit folgenden Ueberschriften: I. Der Socialismus in den verschiedenen Zeiten und Ländern. — II. Die Arbeiterfrage und die praktischen Mittel zu ihrer Lösung. — III. bis VII. Die Stellung und Aufgabe des Staates, der Arbeiter, der Unternehmer, der gesammten Bevölkeruug und der Kirche in der Arbeiterfrage. Das Buch trägt eben so sehr das Gepräge wissenschaftlicher Gründlichkeit, wie präciser, den Stoff beherrschender und allgemein verständlicher, überzeugender Darstellung. Es reiht sich würdig an die besten Arbeiten dieser Richtung an und empfiehlt sich allgemeiuer Beachtung.

2. „Die sociale Frage". Von Max Wirth. Berlin, 1872. C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. (Karl Habel). 56 S. gr. 8. — Mit dieser in der von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff herausgegebenen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erscheinenden Schrift tritt nun auch der rühmlich bekannte Volkswirth und Statistiker Max Wirth in die Arena des socialen Kampfes. Wie sich das von dem vortrefflichen Stylisten und scharfsinnigen Dialektiker erwarten läßt, zeichnet sich sein neuestes Opus vor Allem durch einen schwungvollen und gewinnenden Vortrag aus, bei welchem freilich auch manche Banalität und manche Wiederholung mit unterläuft. Bei der ihm eigenen Gründlichkeit fängt Wirth bei der Erschaffung der Welt an, geht aber sofort mit raschen, großen Sprüngen, über die Pfahlbauten, Indianer-Stämme und über Jahrtausende hinweg, zu der „obersten Ursache des Fortschritts der Bildung und ihrer Geistesmacht" über, nämlich zu der „Uebertragung der Gedanken unter den Menschen in Raum und Zeit" (d. i. durch Sprache, Schrift und Verbesserung der Verkehrsmittel); läßt hierauf die modernen Weltverbesserer (Fourier, Louis Blanc, Proudhon, Lassalle und Karl Marx) kritische Revue passiren und kommt damit zu dem etwas frappirenden Ergebniß, „daß es in socialer Hinsicht keine absolute Lösung gibt", weil — die Menschen sowohl hinsichtlich ihrer körperlichen wie geistigen Anlagen von Natur aus ungleich seien und es „außer der Macht der Menschen steht, die von Natur bestehende Ungleichheit aufzuheben, um eine gleichmäßige Vertheilung der Güter und Producte zu erzielen". Der gewandte Buchmacher begnügt sich nicht, diese überraschende große Wahrheit in der hier angedeuteten Weise zu betonen, sondern er wird nicht müde, dieselbe zu wiederholen, um sie seinen Lesern nur ja nachhaltig einzuprägen. Diese merkwürdige Ungleichheit nun möchte er, da sie schon einmal unabwendbar ist, wenigstens

Digitized by Google

„mildern". Und das sei ganz gut „möglich", nur müsse sich der Rechtsstaat dazu verstehen, seine Pflicht zu erfüllen — „unbeschadet seiner übrigen Pflichten, auf eine Milderung der Folgen jener Ungleichheit hinzuwirken". Seine positiven Vorschläge, dieses Ziel zu erreichen, sind folgende:

„1. In erster Reihe würde also der Staat Sorge zu tragen haben, daß die natürliche Ungleichheit nicht durch gesetzliche Vorrechte noch vermehrt werde. Daraus folgt die Gerechtigkeit der Aufhebung aller Privilegien irgend welcher Art, welche einzelne Classen nur kraft des Staatsschutzes genießen, — also Aufhebung der Sclaverei und Hörigkeit (!), vollkommene Befreiung der Arbeiter von allen Fesseln, vollkommene Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz; — 2. unentgeltliche Rechtspflege für die Armen; — 3. Sorge des Staats für die Volksbildung; unentgeltlicher Unterricht für die Armen; — 4. Die Gesundheitspflege; — 5. Die Armenpflege; — 6. Die Besteuerung im Verhältniß zur Steuerkraft, d. h. zum Vermögen und Einkommen der Staatsangehörigen; — 7. überhaupt die gesammte Volkswirthschaftspflege" — womit natürlich am meisten gesagt ist.

Diese Rathschläge sind eben so gute, wie das Uebel ein altes, nur haben sie das Eine gegen sich, daß sie post festum kommen, daß sie namentlich in der Schweiz, England, Nord-America, Frankreich, Belgien u. s. w. seit lange schon angewendet sind, ohne die ihnen zugemuthete Wirkung hervorgebracht zu haben. Darüber scheint auch dem Verfasser im Verlaufe seiner Betrachtungen ein Lichtlein aufgegangen zu sein, denn einige Seiten weiter sagte er: — — „Seitdem nun alle durch den Staat gewährleisteten Vorrechte und Fesseln gefallen und alle Staatsangehörigen vor dem Gesetze gleich sind, seitdem der große Entwicklungsgang der civilisirten Völker von der Knechtschaft und Ungleichheit vor dem Gesetze zur Gleichheit und Freiheit vollzogen" u. s. w. Aber freilich, hier paßt es ihm wieder, die Errungenschaften der Culturarbeit zu constatiren.

Wir müssen hier abbrechen, wollen aber nicht unerwähnt lassen, daß in der im Ganzen nett geschriebenen Abhandlung mancher beherzigenswerthe Wink gegeben ist und daß sie die Lectüre mit mancherlei Anregung belohnt.

3. „Die internationale Arbeiterbewegung," Populäre Betrachtungen v. D. K. Schédo-Ferroti. Berlin, B. Behrs Buchhandl. (E. Bock) 1872. 144 S, kl. 8. — Der (kürzlich verstorbene) Verfasser dieses Buches, der sich durch Veröffentlichung einer Reihe politischer Flugschriften, namentlich über Rußland und Polen, bemerkbar gemacht, hat sich die Aufgabe gestellt, die „Arbeiterfrage" in einer dem eigentlichen Arbeiter, für den sie vorzugsweise bestimmt ist, leicht zugänglichen Form zu behandeln. Denn „dem Manne, der nicht über Tage und Wochen, sondern nur über karg zugemessene Stunden der Muße verfügen kann, muß man keine zeitraubenden philosophischen Erörterungen vor-

Digitized by Google

legen; dem Arbeiter, der alltäglich den „Kampf ums Dasein“ zu bestehen hat, muß man nicht abstracte Lehrsätze hinstellen, sondern rein praktische, aus dem Leben gegriffene Beweisführungen.“ — An gesundem Menschenverstande fehle es übrigens dem Arbeiter nicht; es komme also nur darauf an, ihm recht deutlich zu machen, was möglich und was unmöglich zu erreichen ist, um ihn von dem fruchtlosen Streben nach menschlich unerreichbaren Zielen abzuhalten und seine ganze Thatkraft auf die Verwirklichung der möglichst besten Lebensbedingungen zu lenken. — Das ist in der That ein recht praktisches, ersprießliches Unternehmen, und wir bezeugen gerne, daß der Verfasser mit dieser Schrift eine recht verdienstliche, tüchtige, nicht genug zu würdigende Arbeit geliefert hat. Mit einer äußerst klaren und scharfen Dialektik wirft er das ganze Phantasiegebäude des Arbeiter-Socialismus über den Haufen und weist den verführenden wie den verführten Schwärmern in sehr überzeugender Sprache nach, wie die Welt, die sie träumen, absolut unmöglich zu schaffen ist, und wie sie, falls dies der Fall wäre, eben so absolut unmöglich Bestand haben könnte. Seine Beweisführungen sind praktische Beispiele aus dem wirklichen, leiblichen Leben, und ihre Anwendung trifft jederzeit den Nagel so gut auf den Kopf, daß sie nicht verfehlen werden, auf Jeden, dessen Hirn nicht durch und durch verbohrt ist, nachhaltigen Eindruck zu machen.

Nachdem aber der Verfasser das ganze social-demokratische Truggewebe zerrissen und zerfasert und das Werk der Vernichtung vollendet hat, glaubt er seinerseits auch positive Vorschläge machen zu sollen, und da erweist sich die schöpferische Hand entschieden als so schwach, wie die zerstörende stark war. Auch er ruft endlich den Staat zur Hilfe herbei. Allein „es kann die Lösung der Arbeiterfrage dem einzelnen Staate nicht gelingen. Die Frage berührt alle Staaten, sämmtliche civilisirte Nationen und muß demnach auf internationalem Wege gelöst werden.“ Auch ihm bangt es vor dem drohenden Gespenst des Socialismus, und was ihm vorschwebt, um den Dämon zu bannen, ist ein „Etwas in der Art, wie ein ständiger internationaler Congreß.“ Etwa so:

„Alljährlich, zu genau vorausbestimmter Zeit, würde der Congreß von allen Staaten zu beschicken sein, um über die Maßnahmen zu verhandeln, die im allgemeinen Interesse zu ergreifen wären, und über die Gesetzbestimmungen, Zolltarife, Handelstractate u. s. w. zu debattiren, die dazu beitragen könnten, daß die Arbeitslöhne der Producenten gleichnamiger Waaren in verschiedenen Ländern nicht zu sehr heruntergedrückt werden durch die fremdländische, rücksichtslos vorgehende Concurrenz.“

Darüber, daß die Regierungen der ganzen Erde schwächer sind, als die „rücksichtslos vorgehende Concurrenz“, scheint Herr Schédo-Ferroti noch nicht nachgedacht zu haben. Er verlangt gelassen einen officiellen Kampf gegen Windmühlflügel! Indessen, nach dem vielen Vernünftigen und Tüchtigen, das er uns bietet, möge ihm der verunglückte Excurs nach Utopien verziehen sein.

Digitized by Google

Sein Buch empfehlen wir trotz alledem der aufmerksamsten Beachtung auch außerhalb der Kreise der Arbeiterwelt.

4. „Die Arbeitseinstellungen oder der Kampf zwischen Capital und Arbeit und die Mittel zur Versöhnung.“ Von A. L. Zweite Auflage. Berlin Theobald Grieben. 1872. — Der Urheber dieses in zweiter Auflage erscheinenden Schriftchens ist für uns ein Anonymus, der sich als ein etwas sonderbarer Schwärmer präsentirt. Nach seiner Auffassung ist das Studium der Arbeiterfrage für alle Welt ein Gebot der Selbsterhaltung geworden. Der Weltfriede scheint ihm bedroht, und wer zwischen Feinden Versöhnung stiften will, müsse „Concessionen zulassen und stets die Partei des Schwachen ergreifen, wenn dessen Existenz bedroht ist, — muß auch das Schwert ziehen und sein Leben einsetzen, wenn das Recht des Schwächeren mit Füßen getreten wird.“ Die zu versöhnenden Feinde sind ihm „Capital und Arbeit“, die „Reichen und die Armen“. Getreu der landläufigen Phrase, plaidirt er für die „Unterdrückten“. Er fordert Jeden zur Thatkraft und zur Entscheidung auf. Es gilt der „guten Sache“, es gilt den „Unschuldigen und Unglücklichen, welche in dem entbrannten Kampfe bluten und nach Hilfe rufen, wenn die Ursachen nach Zwietracht aufgedeckt und die Mittel zur Beilegung des Conflictes mit Ruhe aufgesucht und in Vorschlag gebracht werden.“ Den „Armen und Elenden“ kann indeß geholfen werden. „Die Mittel des Friedens, der Aussöhnung zwischen Capital und Arbeit, liegen in der Anerkennung der letzteren als gleichberechtigte Macht mit dem Capital.“ Das sogenannte „eherne ökonomische Lohngesetz“ ist ihm ein Gräuel, denn es bestimmt den Werth der Leistung des Arbeitenden marktgemäß nach Verhältniß von Angebot und Nachfrage; es degradirt die Arbeit zu einer Waare. Das soll nicht so fortdauern. Entgegen der Auffassung des Verfassers der Eingangs angezeigten Schrift, findet unser Anonymus die Ursache aller socialen Uebel der Welt in dem Freihandel der englischen Schule. Dieser ist ihm „ein Princip des bodenlosesten Unsinns, welches England den (deutschen) Stubenhockern und Professoren eingeimpft mit der Lüge: England sei durch dasselbe groß geworden, folglich müssen alle Länder durch dasselbe groß werden.“ Das Feldgeschrei der Streiter: „Mehr Lohn, verkürzte Arbeitszeit“, sei verwerflich. „Nicht im Kampfe wider das Capital, sondern im Kampfe um das Capital liegt das Ziel der Arbeit.“ Darum verlangt unser Verfasser, der das Geheimmittel zur Lösung der socialen Frage in der Tasche hat, „nicht mehr Lohn, weniger Arbeitszeit“, sondern „gemeinsame fleißige Arbeit, gemeinsamen Gewinn“. Mit diesem „tief sittlichen Grundsatz“ als Wahlspruch „muß und wird der Sieg der Arbeit zufallen“; denn es gibt keine Forderung, die gerechter wäre, als dieser der Gewinnbetheiligung“. Jeder Einwand wird zurückgewiesen. In honneter Weise tritt die Betheiligung am Gewinn für die Arbeit erst dann ein, „wenn das Capital seine Zinsen (4 bis 5 pCt.) erhalten hat. Der Verfasser glaubt nicht, „daß diese berechtigte

Digitized by Google

Forderung, wenn dieselbe im Geiste der Liebe und der Versöhnung gestellt und berathen wird, verworfen werden kann". Indessen, wenn alle Stricke reißen, hält er auch, wie bereits gesagt, „die Unterstützung des Staates für geboten, wenn auch in begrenzter Form". Nichtsdestoweniger „bleibt der Staat dabei ganz aus dem Spiele", denn „er muß über den Parteien stehen und namentlich darüber wachen, daß die ökonomische Frage nicht zur politischen verdreht werde". Der Verfasser tritt deßhalb mit seinem Anliegen „hier nicht zum Staat als Staat, sondern zum Staat als Capitalist und Arbeitgeber, zum Staat als erste Finanzgröße Europa's heran". Das geht wohl ausschließlich nur an die Adresse von Berlin mit nicht mißzuverstehender Anspielung auf die eroberten 5 Milliarden. In dem äußersten Falle, wenn nämlich mit dem „unbeugsamen Capital" nichts anzufangen wäre, soll der Staat den Arbeitern thatkräftig zu Hilfe kommen durch Credittheilung. Indeß soll diese Hilfe nicht den Arbeitern direct zukommen, sondern den betreffenden Gemeinden. Dieser Credit soll benutzt werden zur Errichtung von Gemeindefabriken, welche auf dem Princip der Gewinnbetheiligung sämmtlicher Arbeiter gegründet werden müssen. Die Arbeitenden theilen den ihnen öffentlich zuerkannten Gewinn nach Verhältniß der im abgelaufenen Jahre empfangenen Gesammtsummen des Tagelohns.

„Und nun die Frage: welcher urtheilsfähige Mensch darf es wagen, gegen eine solche gerechte Organisation von Capital und Arbeit den Vorwurf zu erheben, daß diese Lösung der Arbeiterfrage nicht eine vollkommene sei?"

Wir gestehen, daß unser Urtheilsvermögen nicht hinreicht, diese Vollständigkeit zu begreifen. Wenn wir von dieser Schrift so weit Notiz genommen, so geschah es nur, um den Ideenkreis, in dem sich eine gewisse doctrinäre Schule mit ihrem Anhange bewegt, des Näheren zu charakterisiren. Sie wird zwar nicht nützen, aber leider nur desto mehr die Begriffsverwirrung in den Kreisen, auf die es mit derselben abgesehen ist, verbreiten.

F. St.

C. v. Vincenti. Die Tempelstürmer Hoch-Arabiens.

Berlin, O. Janke. 1872.

Die Schönheit ist nicht unabhängig vom Stoffe, wie die Aesthetiker uns häufig glauben machen wollen. Aus einem kümmerlich gebauten, fleischarmen Menschen mit philiströsen Gesichtszügen, der Augengläser trägt, wird, wenn er auch zufällig ein großer Mann gewesen sein sollte, ein Bildhauer nie eine gute Statue machen können, und der Maler wird ihn auf das Kunstvollste setzen,

Digitized by Google

kleiden und beleuchten müssen, um ihn dem Beschauer anständig zu präsentiren. Der Dichter allerdings kann uns für das innere Leben nicht nur des häßlichen, auch des geistig unbedeutenden, des kalten, des kleinlich nüchternen Menschen interessiren. Aber wir würden es doch wahrscheinlich ganz aufgeben, Novellen und Romane zu lesen, wenn wir in ihnen vorzugsweise mikroskopische Darstellungen von Seelenvorgängen fänden, welche uns weder durch ihre Stärke imponiren, noch durch ihre Aehnlichkeit mit solchen, die wir im Leben mit Vergnügen betrachten, anziehen und fesseln. Und so sucht der moderne Roman, das moderne Lustspiel wie das alte Volksepos Ideale des Lebens darzustellen, und nicht bloß verschönerte Bilder des Privatlebens, Menschen, welche stärker und feiner empfinden und dabei gewandter und geistreicher zu sprechen wissen als die Mehrzahl unserer Bekannten, sondern auch die Typen der Gesellschaftsclassen werden vergrößert und verschärft: die Diplomaten des Romans sind glattzüngiger, die Jesuiten abgefeimter und die ehrlichen Leute gröber als sie es in Wirklichkeit zu sein pflegen; — ebenso wie es wohl nie einen Jonier gegeben hat, der so schlau, so muthig und so voll findiger Geistesgegenwart gewesen als das Ideal des jonischen Stammes, der göttliche Dulder Odysseus. — Eine ähnliche Idealisirung ist die Auswahl gewisser Gesellschaftsclassen. Ein Roman von Marquis und Marquise gibt ein unwahres Bild der europäischen Gesellschaft: aber die Beschränkung ist begreiflich. Exclusive Gesellschaftsclassen haben manche Schönheit der Form und größere Entschiedenheit des Wollens in persönlichen Dingen vor dem Mittelstande voran. Der Adelige pflegt mehr Werth auf seine Person und sein persönliches Glück zu legen. Daran hängt Vieles. Der Ehebruch des französischen Romans und Drama's ist auch eine beinahe nothwendige Auswahl; was will man denn mit andern gesellschaftlichen Conflicten, auf welche meist Paragraphe der Strafgesetze in Anwendung kommen? — Aber auch die praktischen Ideale des Lebens weiß Drama und Roman in sich aufzunehmen, Bilder ganz bestimmter, politischer und socialer Einrichtungen, welche das Kunstwerk eben so reizvoll und begehrenswerth darstellen soll, wie sie dem Handelnden und Strebenden im Leben erscheinen. Volksvertretung und Republik, allgemeine Menschenrechte und Demokratie, Toleranz und Gewissensfreiheit, und wie vieles andere preisen und verurtheilen die Dichter, welche sich an die große Menge wenden, wenn diese gerade für solche Interessen entzündet ist.

Aber begnügt hat sich die Poesie doch eigentlich nie mit einer solchen übertreibenden Darstellung gegenwärtiger Verhältnisse und Bestrebungen. Denn auch das deutsche und griechische Volksepos z. B. wie es uns vorliegt, wendet sich nach rückwärts, sieht in die Vergangenheit, in eine Zeit, die schöner gewesen als die Gegenwart, in der es kühnere Männer und größere Beute gegeben habe und wunderbarere Schicksale; auch die griechische Tragödie spielt mit wenigen Ausnahmen im fabelhaften Heldenzeitalter, die Epopöen des Mittelalters, so modern das Costüm ist, holen ihre Stoffe aus dem bretonischen und

Digitized by Google

griechisch-römischen Alterthum, — seit der Renaissance aber vor allem sind die echten Formen und Farben des classischen zum Theil auch des jüdischen Alterthums, seit den Romantikern das Mittelalter und die Renaissance selbst, der Orient und manches andere der Poesie zu einem unentbehrlichen Besitze geworden, den sie eben so wenig missen könnte, als der Maler irgendeine Nüance seiner Palette, sobald die Mischung einmal gefunden ist. Und je näher wir den Zielen unserer Civilisation kommen, desto kostbarer wird das Capital an schönen Farben und gewaltigen oder reizvollen Formen, welches uns das Alterthum hinterlassen, — desto erwünschter die Erschließung neuer Quellen der Schönheit aus der räumlich entfernten Gegenwart.

Die bildende Kunst lebt einzig von der Schönheit der Erscheinung, aber auch die Poesie kann sie nicht entbehren, und mit schönen Frauen allein reicht sie nicht aus — zudem sind es im deutschen Roman meist nur hübsche Mädchengesichter; für eine Fülle ferner von Energie und Behendigkeit, deren der Mensch im halb civilisirten Zustande fähig ist, bietet die polizierte Gesellschaft keinen Spielraum mehr. Man mag den deutschen Kaufmannslehrling oder Professor idealisiren wie man will, ein arabischer Pferdedieb, oder sagen wir ein ritterlicher Beduinen-Häuptling, ein griechischer Seeräuber sind für den Maler unbedingt, aber auch für den Poeten, der nicht vorzugsweise gemüthlich und sittlich auf uns wirken will, willkommenere Objecte. Für den Künstler — für die Leser und das Publicum des Kunstvereins gewiß in weit geringerem Grade; das Bedürfniß nach Form und Farbe ist nur in kleinen Kreisen rege, die größte Mehrzahl begnügt sich mit den oben geschilderten Idealisirungen.

Doch es ist Zeit, von dieser Allgemeinheit auf den Anlaß zurückzukommen, der sie hervorgerufen.

Vincenti schildert in seinen Tempelstürmern die letzten Zeiten und den Untergang des Wahhabiten-Reiches, indem er uns die Schicksale der wahhabitischen Königsfamilie vor Augen führt, Abduls Aziz, seines Sohnes Saud und seines Enkels Abdallah, des letzten Wahhabiten-Fürsten, der 1818 von Ibrahim von Aegypten geschlagen wurde. Diese Blätter haben unlängst einen Aufsatz darüber gebracht.

Es ist namentlich die Außenseite des orientalischen Lebens, von der uns hier eine Reihe farbenkräftiger mit sicherer Hand gemalter Bilder geboten wird. Gewiß nicht die einzige Manier, den Orient für die Kunst zu verwerthen. Die Fürstin Belgiojoso hat einmal in der „Revue des deux mondes" reizende kleinasiatische Geschichten erscheinen lassen, unter anderen die Herzenswirrnisse eines jungen Türken, der das Unglück hat, sich in eine fünfundzwanzigjährige Wittwe, also nach türkischem Begriffe in ein altes Weib, zu verlieben, — und ähnliche Probleme, Gemüthsvorgänge, welche aus den von den unseren grundverschiedenen Zuständen der orientalischen Gesellschaft hervorgehen. Aehnlich ist Abouts Fellah, die Berührung des Orientalen mit europäischer Sitte und Denkweise ruft hier den Conflict hervor. Ein Bild patriotischer Moral

Digitized by Google

gibt uns Laboulayes Abdallah. — Aber die bloße reizende Erscheinung hat auch ihr Recht. Byron und Moore haben doch bloß diese entlehnt; das Uebrige ist europäisch genug. Und was haben wir mit dem Seelenleben des unvergleichlichen Hadschi Baba viel gemein? Wie eine bunte Welt von prächtigen Kriegern, zerlumpten Derwischen, schönen Frauen und Pferden, Teppichen und Shawls, silbernen Fußspangen und birnenförmigen Perlen und wer weiß was noch Alles durch heiße Leidenschaften und schlaue Intriguen im tollen Wirbel durch einander gejagt und verschlungen wird, daß, wie bei einem wohleinstudirten Ballet aus der scheinbaren Verwirrung immer neue Gruppen, neue Farbenwirkungen, neue Beleuchtungen entstehen, das alles an sich vorüberspielen zu lassen, ist ein ästhetisches Vergnügen — nicht höchster Art, doch mindestens eben so rein, als sich für die eifersüchtigen Seelenkämpfe eines europäischen Zimmermannes oder Dachdeckers zu interessiren. Natürlich kommt es auf die Mache an. Da sind nun jedenfalls die Beschreibungen aller in die Sinne fallenden Ereignisse und Situationen bei Vincenti mit ungemeinem Talente und einer gewissen unbekümmerten Kühnheit ausgeführt. Es wird wenig deutsche Schriftsteller geben, welche im Stande wären, orientalische Märkte, Barbierstuben, Wallfahrten, Wettrennen, Vorgänge in einem arabischen Hause, auf einem türkischen Schiffe, alles was das orientalische Leben an wunderlichen, abenteuerlichen, phantastischen und komischen Figuren bietet, mit dieser sinnlichen Gewalt und Anschaulichkeit uns Europäern vor die Augen zu stellen. Gleich das erste Capitel gibt Zeugniß davon. Ein Araber hat einen mit Juwelen gefüllten Sarg gestohlen, ihn auf sein Kameel gepackt und ist davongeritten. In höchster Eile, Verfolgung fürchtend, stürmt er so durch die Wüste. Wie er auf dem Sarge kauernd mühsam das Gleichgewicht bewahrt und ohne den Lauf des Kameels zu hemmen die Sargstricke festerzieht, wie dann doch die Last sich verschiebt und Perlen und Gold auf die Erde tröpfeln, sein gieriges Suchen danach — das ist ganz prächtig gezeichnet und gemalt. Die Begabung Vincenti's ist vorwiegend eine malerische. Das zeigt eine Fülle ähnlicher Scenen: so der Tempelschatz in Kerbela und die Erstürmung der Stadt durch die Wahhabiten, die Fahrt Athias auf dem Eufrat, der Tanz der Abyssinierin Ipsa vor dem persischen Legaten, der lustige Esra Siab mit andern Bettelstudenten bei der geizigen Wittwe, die Brautnacht Abrama's, gestört durch den verrückten Mondanbeter, der seinem eisernen Käfig entsprungen, und vieles andere.

Die Sprache auch dieses Prachtstückes ist nicht frei genug von den Gewohnheiten der Tageslitteratur und der Feuilletons, aber man achtet wenig darauf und freut sich lieber der reichen Phantasie, des fast unerschöpflichen Vorraths an orientalischen Motiven und Bildern, über welche der Verfasser gebietet.

Nicht als ob die Personen, welche Vincenti uns vorführt, an sich, ohne ihre brillante Toilette, nicht zu interessiren vermöchten. Wir finden z. B. eine

Digitized by Google

ganz anziehende Frauentype, deren geistige und gemüthliche Eigenschaften ganz hinreichend charakterisirt sind. Es wäre unangemessen, hier in der psychologischen Analyse sehr weit zu gehen. Was braucht man von einer schönen Frau, die in Ryat oder Masquat ihr Haus hat, mehr zu wissen, als daß sie klug und sanftmüthig, oder herrschbegierig und verschwenderisch ist, oder hinterlistig und rachsüchtig. Von einer beliebigen tizianischen Venus verlangen wir sogar noch viel weniger. — Die Zeichnung Abrahels aber gibt noch Einiges mehr, es ist in der That ein anmuthiges und ein liebenswürdiges Frauenbild, deren Geschichte man mit freundlicher Theilnahme folgt. Es hat hier dem Verfasser wohl ein europäisches Modell gesessen.

Im Ganzen möchte ich, um den Roman zu charakterisiren und dem passenden Publicum zu empfehlen, sagen: wem ein guter persischer Teppich oder ein echter arnautischer Yataghan mit incrustirtem Griff lieber ist als eine ganze Kunstausstellung voll betrogener Bräute und gepfändeter Biedermänner, der wird die Tempelstürmer mit Vergnügen lesen.

Graz, 2. December 1872. D. R.

—k. „Bericht über den Handel, die Industrie und die Verkehrsverhältnisse in Nieder-Oesterreich während des Jahres 1871". Erstattet von der Handels- und Gewerbekammer in Wien. Verlag der Handels- und Gewerbekammer. Wien, 1872. gr. 8.

In Erfüllung einer gesetzlichen Pflicht erstattet die Handels- und Gewerbekammer alljährlich an das k. k. Handelsministerium ihren Hauptbericht, welcher die Verhältnisse des Handels und der Industrie in Nieder-Oesterreich, in dem abgelaufenen Betriebsjahr — im vorliegenden Falle des Jahres 1871 — zum Gegenstande hat. Derselbe umfaßt alle Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit und darf insoferne als das behandelte Gebiet den Mittelpunkt der Monarchie bildet und in demselben alle Fäden der productiven Arbeit des Handels und der Verwaltung zusammenlaufen, auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen. Aus dem uns vorliegenden Berichte geht der Hauptsache nach hervor, daß das abgelaufene Betriebsjahr, durch die Beendigung des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland bedeutungsvoll hervortretend, ein für fast alle Industrie- und Handelszweige Oesterreich-Ungarns günstiges war. Allenthalben herrschte Leben und Bewegung und die rege Thätigkeit in Landwirthschaft, Industrie und Handel wurde auch zum größten Theile durch befriedigende Erträgnisse gelohnt. Die Nachfrage nach den verschiedenen Erzeugnissen der Bodenproduction und der Fabrication war eine lebhafte und, wenige Branchen ausgenommen, fanden die Producte, trotz der erhöhten Rohstoffpreise und Arbeitslöhne, lohnenden Absatz nicht nur im Inlande, sondern auch nach außen. Der Werth der Einfuhr nach Oesterreich-Ungarn, wie nicht minder der Ausfuhr nach dem Auslande ist 1871 im Vergleiche mit dem für unsere Industrie gleichfalls nicht ungünstigen Vorjahre gestiegen. — Das umfangreiche Material ist in systematischer, leicht übersichtlicher Weise gruppirt und zerfällt in folgende Hauptabschnitte: I. Erzeugung und Vertrieb von Rohproducten. — II. Maschinen, Werkzeuge, Transportmittel und Instrumente. — III. Metalle und Metallwaaren. — IV. Erzeugnisse aus nichtmetallischen Mineralien. — V. Chemische Producte — VI. Nahrungsmittel und sonstige Verzehrungsgegenstände. — VII. Webematerialien, gewebte, gewirkte und dgl. Stoffe, dann Arbeiten aus denselben. — VIII. Arbeiten aus

Digitized by Google

sonstigen organischen Stoffen. — IX. bis X. Erzeugnisse der Baugewerbe und der Kunstgewerbe. — XI. Marken- und Musterschutz. — XII. Geld- und Creditwesen. — XIII. Versicherungswesen. — XIV. Communicationen und Verkehr. — XV. Unterricht. — XVI. Vereine.

Der Bericht gibt ein getreues Bild der gewerblichen und industriellen Thätigkeit sowie der Handelsbewegung in Nieder-Oesterreich, beziehungsweise in der Gesammtmonarchie, und wird jedermann, dem es darum zu thun ist, sich in den angedeuteten Richtungen zu orientiren, ein in hohem Grade willkommener Führer sein.

Indem wir dieses im allgemeinen Interesse mit Vergnügen hervorheben, können wir es uns nicht versagen, der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer — die hier durch die Herren Joseph Ritter v. Reckenschuß als Präsident, Dr. Karl Holdhaus als Secretär und Dr. Rudolph Panzer als Secretariatsadjunct vertreten ist — für diese gediegene und verdienstliche Leistung unsere volle Anerkennung auszusprechen und dieselbe der aufmerksamsten Beachtung derer, die sich für die wirthschaftlichen Interessen unseres Vaterlandes näher interessiren, auf das wärmste zu empfehlen.

---

* Die Gemeindeverwaltung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien in den Jahren 1867 bis 1870. Bericht des Bürgermeisters Dr. Caj. Felder. Zweite Auflage. Wien, C. Gerolds Sohn.

Der frühere Bürgermeister Dr. Zelinka hatte vor einer Reihe von Jahren den Anfang gemacht, jährliche „Administrationsberichte" an den Gemeinderath zu erstatten. Nach einer Unterbrechung von vier Jahren hat sein Nachfolger im Amte den Plan wieder aufgenommen aber in nach verschiedenen Richtungen hin erweiterter Gestalt zur Ausführung gebracht. Der Rückblick auf einen größeren Zeitraum, vier Jahre, gestattete den Stoff übersichtlicher zu gruppiren, zugleich war man aber auch bemüht, aus einem Rechenschaftsberichte gegenüber der städtischen Vertretung ein Werk zu machen, welches auch weiteren Kreisen einen klaren Einblick in die communalen Verhältnisse der Hauptstadt gewährt. Es ließ sich voraussehen, daß eine solche Darstellung der Verwaltung einer Stadt von der Bedeutung Wiens in der That in den weitesten Kreisen Interesse erregen werde; und da in den behandelten Zeitabschnitt die großartigsten Unternehmungen fallen, wie — neben der Fortführung der Stadterweiterung und der Vervollständigung der Verkehrsgelegenheiten — die Donauregulierung, die Wasserleitung, der Beginn des Rathhausbaues, da auf dem Gebiete des Unterrichts, der Gesundheitspflege, der öffentlichen Sicherheit u. s. w. so viel und so wichtiges geschehen ist, kann es nicht überraschen, daß in kurzer Frist eine zweite Auflage nothwendig geworden ist. Dieselbe ist unverändert. Druck und sonstige Ausstattung sind durchaus würdig, die Pläne des Stadterweiterungsrayons, des Paradeplatzes, der Donau-Regulirung und der Donaustadt, der Wasserleitung und der Grundriß des Rathhauses dienen ebenso zum Verständniß wie zur Zierde des Buches.

Rechts- und staatswissenschaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oesterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 97.: Das Bagatellverfahren in der Praxis (Schluß). — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes. — Rechtsfälle: Civilsache. Verhängung des Curatels wegen Verschwendung (§ 273 a. b. G. B.). Strafsache: Die Zusendung eines die Betheiligung an der Wahl mit einer ungünstigen Kritik der Verfassungseinrichtungen ablehnenden Stimmzettels an den Gemeindevorsteher begründet wegen mangelnder „Oeffentlich-

Digitized by Google

keit" nicht das Verbrechen nach § 65 St. G. — Amtliches. — Nr. 98: Ueber die Untersuchungshaft vom Standpunkte der neuen Strafproceßordnung, von Dr. A. Jücken. — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes. — Rechtsfälle: Handelssache. Wirkungslosigkeit der Verbürgung eines Dritten für das vom Gemeinschuldner außerhalb des Ausgleiches einem Gläubiger geleistete Versprechen einer größeren Zahlung. — Strafsache, die Nichtabfuhr von Insertionsgebühren von Seiten der Zeitungseigenthümer betreffend. — Amtliches.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 97: Handelsrechtsfall: Durch briefliche Zusicherung die Forderung an einem bestimmten Orte zu berichtigen, wird die Zuständigkeit des Gerichtes an demselben begründet, ad 324 und 325 H. G. B. — Civilrechtsfall: Zur Lehre von den Inhaberpieren. — Strafrechtsfall ad § 82 St. G. B.: Concurrenz des Verbrechens der öffentl. Gewaltthätigkeit durch gewaltsame Handanlegung oder gefährl. Bedrohung gegen obrigkeitl. Pers. in Amtssachen mit jenem des Verbr. d. schweren körperl. Beschädigung nach § 152 St. G. — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes. — Litterarisches. — Amtliches. — Nr. 98: Bericht des vom n. ö. Landtage betreffs Aufhebung des Legalisirungszwanges eingesetzten Ausschusses. — Welche Rechtswirkungen entstehen, wenn der Streittheil, welcher nach Artikel 37 des Handelsgesetzes die Vorlegung der gegnerischen Handelsbücher verlangte von der bezüglichen Tagfahrt ausbleibt? — Wechselrechtsfall ad § 81 W. O. und § 937 a b. G. B.: Die Einwendung, daß zwischen dem geklagten Giranten und dem klagenden Wechselinhaber vereinbart wurde, daß der Letztere auch wegen der fragl. Wechselforderung auch an den Acceptanten halten und der Erstere nicht klagen werde, ist zulässig. — Strafrechtsfall ad § 487 St. G. B.: Die bloße Mittheilung eines bestehenden jemanden einer unsittlichen Handlung beschuldigenden Gerüchtes bildet nicht den Thatbestand der Uebertretung gegen die Sicherheit der Ehre. — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes (Forts.). — Amtliches.

Juristische Blätter. I. Jahrgang Nr. 40: Das Bezugsrecht Pflegebefohlener auf junge Actien. — Wochenschau. — Zur Tabularpraxis bei Grundtrennungen. — Correspondenzen: Teschen: Erschlichener Stafaufschub, Pest: Die Grundsätze des zu codificirenden ung. Handelsrechtes. — Die Grenzen des Rechtes zum Gebrauche der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel. — Kleine Mittheilungen. Amtliches. — Beilage: Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes. — Nichtamtlich veröffentlichte Rechtssprüche: Mieth- oder Kaufcontract? zu § 1063 a. b. G. B. — Bemängelung des Kaufgegenstandes nach der Uebergabe zu § 347 H. G. — Voraussetzung zur Einleitung des Executionsverfahrens — Straffall zu § 21 P. G.

Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 49: Academica III. — Mittheilungen aus der Praxis: Ueber die Frage der Zuerkennung des (in Tirol sog.) Vicinatrechtes an einzelne Personen (oder Gemeindefractionen) und die Gerichte, die zur Entscheidung competenten Behörden. — Amtliches.

Zeitschrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oesterreich. V. Jahrg. Nr. 49: Die Vereinigung der n. ö. Notarcollegien zur Bildung einer gemeinsamen Notariatskammer. — Petition der Notar.-Kammer für Ober-Oesterreich. — Gebührenfall: Gesuche um Eintragnug einer Gesellschaftsfirma in das Handelsregister unterliegen einen 20 fl.-Stempel. — 14. Generalversammlung der Wittwen- und Waisen-Societät der Notare in Böhmen. — Litterarische Anzeigen. — Currende der Wiener Notariatskammer. — Amtliches.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zwei Gothaer.

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens, von Gustav Freytag. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel. — Friedrich Christoph Dahlmann, von Anton Springer. Zweiter Theil. Ebend.

„Es ist eine traurige Geschichte, die späteren Zeitaltern schwer zu glauben sein wird —" schrieb Dahlmann 1838 an Johann Jacoby in Königsberg mit Beziehung auf die Verfolgungen und Bedrängnisse, denen die Göttinger Sieben ausgesetzt waren, einzig und allein weil sie ihre Stimme gegen die einseitige Aufhebung der hannoverschen Verfassung erhoben hatten. Wir möchten diese Worte als Motto dem ganzen Abschnitt deutscher Geschichte vorsetzen, in welchen das Wirken der obengenannten Männer fällt. Insbesondere das Buch Freytags erscheint ganz geeignet, kommenden Geschlechtern glaubwürdige Kunde von Zuständen zu übermitteln, von welchen sie sich sonst schwerlich eine Vorstellung machen würden. Will doch uns selbst fast wie ein Traum erscheinen, was wir miterlebt haben. Der Geschichtschreiber kann wohl in großen Zügen jene merkwürdigen Jahrzehnte schildern, in welchen es abwechselnd patriotische Pflicht und Hochverrath war, von einem Deutschland zu singen und zu sagen und die sogenannte Staatskunst sich unerschöpflich zeigte im Ersinnen neuer Mittel um das nationale Bewußtsein zu ersticken, an welches in Tagen der Noth doch immer wieder appellirt werden mußte. Aber um Kindern einer freieren Zeit einen Begriff von der ganzen Trostlosigkeit jener Zustände zu verschaffen, ihnen verständlich zu machen, weßhalb die ersten Versuche der Nation, sich selbst zu helfen, mißlingen mußten, und ihnen Achtung einzuflößen vor der Ausdauer und der selbstlosen Hingebung der geistigen Führer, welche trotz aller Bitterkeit der allgemeinen und persönlichen Schicksale nicht ermüdeten im gesetzlichen Widerstande: dazu gehört die Detailmalerei des Culturhistorikers. Ein Meister in dieser Kunst hat sich Freytag einen Helden gewählt, dessen Lebensgang so recht das Streben, Ringen und Dulden des deutschen Volkes von den Befreiungskriegen bis auf die Gegenwart abspiegelt. Und daraus dürfte sich

Digitized by Google

auch der nicht gewöhnliche Erfolg der Biographie eines Mannes erklären, der doch nur sehr vorübergehend für das Allgemeine Bedeutung erlangt hat, — der Beifall, welchen das Buch selbst denen abgewinnt, die nicht überall mit dem Schilderer und dem Geschilderten zu gehen vermögen.

Der Anfang der politischen Laufbahn Mathy's fällt fast zusammen mit dem Zeitpunkte, mit welchem der zweite Theil der Biographie Dahlmanns anhebt. Beide Männer scheinen einander niemals näher getreten zu sein, aber, Differenzen in einzelnen Fragen abgerechnet, gehörten sie zu derselben Partei, wirkten in einer wichtigen Periode gemeinschaftlich, so daß sich die beiden Bücher sehr wohl mit einander behandeln lassen.

Karl Mathy, 1807 in Mannheim geboren, stand auf der ersten Sprosse der Beamtenleiter, als die Julirevolution auch in Deutschland das politische Leben in Fluß brachte und Großherzog Leopold von Baden die Presse seines Landes entfesselte. Mathy wurde Journalist, Kammerreporter, mußte, als bald wieder die Zügel straffer angezogen wurden, den Staatsdienst aufgeben, und flüchtete sich 1835 in die Schweiz, um ernsten Unannehmlichkeiten wegen der Unterstützung politisch Verfolgter zu entgehen.

Die Erzählung seiner Erlebnisse in der Schweiz ist in hohem Grade anziehend und lehrreich. So wenig er sich an dem Bündlerwesen der damals in der Schweiz hausenden Emigration betheiligte, so wenig entging er der scandalösen „Flüchtlingshatz", welche die Bundesbehörde auf Antrieb der deutschen Regierungen 1836 in Scene setzte; daß er den Eigenthümlichkeiten in der Verfassung und dem Leben der Schweiz nicht wie die meisten Flüchtlinge oberflächlich absprechend, sondern mit dem Wunsche zu verstehen und zu lernen entgegenkam, schützte ihn nicht gegen die Abneigung der Eingebornen. Als Gehilfe Mazzini's (von dem wir eine vorzügliche Lebensbeschreibung und Charakteristik erhalten) bei der Herausgabe des zweisprachigen Blattes „La jeune Suisse", wie als Schulmeister des kleinen Badeortes Grenchen im Canton Solothurn erwarb er unter Mühseligkeiten und Fährlichkeiten aller Art das spärliche Brot für sich und die Seinen, bis das Jahr 1840 ihm die Rückkehr in die Heimat ermöglichte. Zunächst wurde er wieder Journalist und Kammerreporter, doch bald erkannte man, daß ein Mann von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen besser einen Platz in den Reihen der Abgeordneten als auf der Tribüne der Berichterstatter ausfüllen werde.

Während Mathy so dem Vaterlande wiedergewonnen war und an den Arbeiten der badischen Opposition hervorragenden Antheil nahm, erlangte auch Dahlmann nach mehrjähriger Pause wieder einen akademischen Lehrstuhl. Lange waren alle Bemühungen, ihm eine neue Stellung zu verschaffen, gescheitert. Wo man nicht den Mann selbst fürchtete, welcher als eigentlicher Urheber des Protestes der Göttinger Professoren gegen die Ordonnanzen des Königs Ernst August galt, da scheute man doch das Mißfallen Hannovers. Seiner Berufung nach Heidelberg z. B. stand ausdrücklich die Sorge entgegen, daß

Digitized by Google

dann den Hannoveranern der Besuch dieser Universität werde untersagt werden. Friedrich Wilhelm IV. entschloß sich endlich, ihm die Lehrkanzel für Staatswissenschaften in Bonn anzuvertrauen. Aber das preußische Unterrichtsministerium wußte sich auch nicht wenig zugute auf diesen kühnen Schritt, und als Dahlmann sich unterfing, die Lehrfreiheit gegen den Minister Eichhorn zu vertreten, ließ der Letztere es nicht an hofmeisternden Rügen und Verwarnungen fehlen, welche das naive Bekenntniß enthielten, man habe gehofft, daß Dahlmann das ihm bewiesene „hochherzige Vertrauen" durch Aufgeben seiner unabhängigen Gesinnung lohnen werde.

Seine Kämpfe für das Recht der Elbeherzogthümer und für die hannoversche Verfassung, dann seine Vorträge über Politik, über die englische und die französische Revolution hatten Dahlmann zu einem der populärsten Männer in Deutschland gemacht. Mathy, der zuerst dem Namen nach Weinhändler geworden war, um den zur Wählbarkeit erforderlichen Steuerbetrag ausweisen zu können, dann in Gemeinschaft mit Bassermann eine Buchhandlung etablirt hatte, stand in der ersten Reihe der Redner in der badischen Kammer, welche in jenen Jahren sozusagen die Tribüne für ganz Deutschland war. Es konnte daher nicht fehlen, daß beide Männer unter denjenigen waren, welchen das deutsche Volk die Aufgabe anvertraute, aus dem Deutschland der sechsunddreißig Staaten einen Staat zu machen. Allein der Ernst, mit welchem sie an die Lösung dieser Aufgabe gingen, brachte sie rasch um ihre Popularität. Mathy vor allem sollte den jähesten Wechsel der Volksgunst erfahren.

Der März des Jahres 1848 hatte im Princip wenigstens die Erfüllung aller bisherigen Forderungen der deutschen Ständeversammlungen gebracht. Die Censur war „für immer" aufgehoben, der Vereins- und Versammlungsfreiheit wurden nicht die geringsten Schranken gesetzt, das Wahlrecht so weit als irgend möglich ausgedehnt, die Zeughäuser öffneten sich, um „das Volk" zu bewaffnen, die Einführung von Schwurgerichten war zugesagt, überall nahmen auf den Ministerbänken diejenigen Männer Platz, welche kurz vorher noch sich der speciellsten Aufmerksamkeit der Polizei erfreut hatten, und sie waren bereit, alle die provisorisch schon bewilligten Rechte und Freiheiten gesetzlich zu sichern; ja der verwegenste aller ständischen Wünsche, eine Volksvertretung neben dem Bundestage, war durch den Zusammentritt des Vorparlaments, ohne Vollmacht der Regierungen, weit überholt. Mehr hatten auch die Radicalsten bisher nicht verlangt, und bei naturgemäßer Entwicklung der Dinge würden sie sich damit auch gern zufriedengegeben haben. Allein die „Revolution" mußte sich als Ziel setzen, womit man sonst nur in Gedanken gespielt hatte und was jenseits des Rheins zur Wahrheit geworden war: die Republik. Vornehmlich von badischen Theilnehmern am Vorparlament wurde die Abschaffung der erblichen Monarchie gefordert, die große Mehrheit verwarf diesen Satz, die republicanische Linke trat aus der Versammlung aus und versuchte den ersten Aufstand in Baden.

Digitized by Google

Kaum vom Vorparlament heimgekehrt, traf Mathy (7. April) auf dem Bahnhofe in Karlsruhe seinen alten Freund Fickler, welcher zu den Radicalen gehörte und nach Constanz wollte, um die Theilnahme des Seekreises an der Erhebung zu bewerkstelligen. Mathy ordnete auf eigene Verantwortung die Verhaftung des Agitators an und versetzte damit der Sache des Aufruhrs einen empfindlichen Stoß.

Diese rasche That entsprach freilich nur den Worten, welche er Tags zuvor in der Kammer gesprochen hatte, welche auf Brentano's Antrag die Herbeirufung „fremder", nämlich hessischer und nassauischer Truppen zum Schutz gegen den drohenden Einfall der Herwegh'schen Freischaaren tadeln sollte: „Unfug zu verhüten ist in einem freien Lande doppelt nöthig". Auch würde er sicherlich gepriesen worden sein, wäre Fickler etwa ein Emissär der Contrerevolution gewesen. Aber der vieljährige Polizeidruck hatte den Begriff der Polizei überhaupt so verhaßt gemacht, daß auch viele Gegner des republicanischen Putsches der Ansicht waren, Mathy habe sich durch solchen „Schergendienst" entehrt; was Wunder, daß die Anhänger Heckers ihm mit dem Tode drohten. Brachten auch seine persönliche Entschlossenheit und die ruhige Besinnung der Bürger, welche den Aufruhr an ihre Thür pochen hörten, die Stimmung in Baden selbst bald wieder zum Umschlage, so ist es doch Thatsache, daß in den Augen Fernerstehender die That vom 7. April ein Makel blieb, welcher durch die guten Dienste, die Mathy vorher und nachher der Sache der Freiheit geleistet hat, nicht ausgelöscht werden konnte.

Während dessen war Dahlmann eine der angesehensten und einflußreichsten Persönlichkeiten in ganz Deutschland. Er arbeitete im Siebzehner-Ausschuß den Entwurf einer Reichsverfassung aus, er war, da er nicht Bundestagsgesandter werden mochte, sog. „Vertrauensmann" der preußischen Regierung und in der That Vertrauensmann des Königs Friedrich Wilhelm IV. Die Briefe des Königs an Dahlmann über die künftige Verfassung Deutschlands sind wohl das Allerinteressanteste in Springers an interessantem Material so außerordentlich reichen Werk. Sie vervollständigen das Bild dieses Fürsten in nichts weniger als ungünstiger Weise, während sie dem Ansehen des Verfassers der „auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführten Politik" als Politiker erheblich Abbruch thun.

Seit den großen Ereignissen von 1866 und 1870/71 ist das Autorrecht für den nun zum praktischen Ausdruck gekommenen politischen Gedanken von verschiedenen Seiten reclamirt worden; und wenn Arnold Ruge seinerzeit den deutschen Reichskanzler als den Vollstrecker seines (Ruge's) schon im Jahre 1843 über den deutschen Bund (wegen des Verbots der Jahrbücher) gefällten Urtheilsspruches bezeichnete, so kann man es den „Gothaern" nicht verargen, daß sie auch ihrerseits die Priorität beanspruchen. Das geschieht auch in den beiden hier angezeigten Büchern, aber Freytag kann es mit besserem Rechte thun als Springer. Mathy erwies sich in Wahrheit als ein klarer Kopf, als

Digitized by Google

ein Mann von staatsmännischem Blick und Consequenz des Denkens. Er allein besaß die Besonnenheit und den Muth, am 24. Juni 1848, in der großen Debatte über die Einsetzung einer provisorischen Centralgewalt [1]), dafür einzutreten, daß die Nationalversammlung an das Bestehende, also die Bundesversammlung, anknüpfen, daß sie mit den Regierungen, nicht ohne und gegen dieselben die neue Verfassung geben solle. Er wagte — so darf man mit Rücksicht auf die in der Paulskirche und ihrer Umgebung herrschende Stimmung im Sommer 1848 wohl sagen — Worte wie die folgenden: „Ich kann nicht sagen, daß wir zu Allem berechtigt sind, da uns doch der Kreis unserer Rechte vorgezeichnet ist und da außer uns in Deutschland noch Staaten bestehen, welche auch ihre Rechtssphäre haben, die unnöthiger Weise zu verletzen weder die Selbstherrlichkeit noch die Freiheit, noch die gewöhnliche Klugheit erlaubt. Ich kann auch nicht sagen, daß wir keinen Auftrag hätten, die einstweilige Einrichtung der Reichsgewalt mit Zustimmung aller einzelnen Staaten zu beschließen, daß wir dagegen den Auftrag hätten, sie selbst und allein mit zermalmender Machtvollkommenheit auszuüben." Nur wenn die Regierungen einzelner Staaten es unterlassen sollten, „dem Beispiel treuer Pflichterfüllung gegen das gesammte Vaterland, das die Versammlung, wie ich nicht zweifle, geben wird", zu folgen, nur dann wäre „ein kühner Griff nach der Allgewalt nicht nur erlaubt, sondern durch die Noth geboten."

Dieser Rede Mathy's entlehnte Heinrich v. Gagern die so berühmt gewordene Wendung: „Ich thue einen kühnen Griff und ich sage Ihnen: wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen!" Darum soll nun er allein die Verantwortlichkeit für den Beschluß und dessen Folgen tragen, was uns nicht billig scheint, weder gegen ihn noch gegen die Versammlung, die als willenlos in den Händen ihres Präsidenten erscheint. Um namentlich Dahlmann als Berichterstatter zu entschuldigen, versteigt sich Springer zu der seltsamen Behauptung: „Unvorbereitet wie er war, konnte er freilich in seiner folgenden Rede Gagern nicht entgegentreten. Vielleicht that aber sein völliges Schweigen über Gagerns Vorschlag eine größere Wirkung, als wenn er sich mit der Widerlegung desselben abgemüht hätte." Ein parlamentarischer Berichterstatter, der auf alle Einwürfe und Gegenanträge vorbereitet sein muß, ist etwas Neues, und hätte nicht Mathy ihm die Gründe wie Gagern die eine Phrase liefern können? Uebrigens zeigt die Geschichte, welche große Wirkung Dahlmanns völliges Schweigen thatsächlich ausübte!

Größere Noth macht Dahlmann seinem Biographen mit seiner Haltung in der Frage des Waffenstillstandes von Malmö, und Springer hilft sich auf Kosten der Linken der Paulskirche. Daß Vielen die Sache Schleswig-Holsteins

---

[1]) Daß in eben dieser Debatte ein sonst namenloser Abgeordneter aus Preußen die Uebertragung der Centralgewalt an die Krone Preußen forderte, aber durch das schallende Gelächter des Hauses verhindert wurde seinen Antrag zu begründen, finden wir nirgends erwähnt.

Digitized by Google

nur ein Vorwand war, ihren revolutionären Gelüsten freien Lauf zu lassen, steht allerdings fest, allein es ist doch nicht gerecht, Dahlmann die reine patriotische Absicht, mit „den schleswig-holsteinischen" zugleich „den allgemeinen deutschen Dingen" zu helfen, die großartige Selbsttäuschung über die Macht des Parlaments und der Centralgewalt, zugutezuhalten, aber auch nur ihm allein, allen Anderen dagegen eben dasselbe als Verbrechen anzurechnen. Springer bemerkt verächtlich, die „Mordbuben" vom 18. September seien das Heer gewesen, „mit welchem die Linke über ganz Europa sich zu siegen vermaß"; aber auf welche Heere hatte denn Dahlmann gezählt, als er die Verwerfung des von Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstandes beantragte? Freilich heißt es weiter, seine Schuld treffe „nur den praktischen Politiker, nach welchem Ruhme er ohnehin nicht strebte" — wieder eine seltsame Entschuldigung für ein hervorragendes Mitglied verfassung- und gesetzgebender Versammlungen!

Daß Dahlmann ein praktischer Politiker nicht war, das freilich geht aus dem erwähnten Briefwechsel mit dem Könige von Preußen nur zu deutlich hervor.

Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, hatte einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, demzufolge an die Spitze des deutschen Reiches ein vom Fürstentage aus seiner Mitte auf lebenslang oder auf zehn Jahre gewählter Kaiser treten sollte. Darüber schrieb Friedrich Wilhelm IV. am 24. April 1848 an Dahlmann:

„Als actives Bundeshaupt mundet mir der „Kaiser" nicht. Ein Kaiser auf Zeit gewählt ist eine Monstruosität, gegen die ich geradezu protestire. Sollte das Bundesoberhaupt wirklich nur auf Zeit gewählt sein (was ich vom Uebel halte), so darf der Kaisername nicht an ihm verschwendet und geschändet werden. Aber auch dem lebenslänglichen Oberhaupte kann man — um Oesterreichs willen — nicht den Kaisertitel geben. Teutsche Nation hat ein tausendjähriges Recht, daß sein (sic) Haupt das unbestrittene erste Haupt der Christenheit sei. Es ist aber nicht denkbar, daß der Erbe von dreißig römischen Kaisern, der österreichische Erbkaiser nämlich, diesem gekürten Oberhaupt den Rang cedirt. Ja es ist gar nicht einmal zu fordern. . . . . Trägt Oesterreich die höchste Krone nicht, so ist an ein Beugen desselben vor dem teutschen Wahloberhaupte nicht zu denken, wenn es jemals wieder einigermaßen zu sich kommt. Und wer wollte daran verzweifeln?"

Dahlmann beantwortet diesen Brief bei Gelegenheit der Uebersendung des Siebzehnerentwurfs, in welchem der Kaiserwürde die Erblichkeit zugestanden war, und drückt dabei den Wunsch aus, „die Reichsoberhauptschaft, wie sie denn heiße, müsse in dem mächtigsten reindeutschen Hause Deutschlands mit erblichem Rechte gegründet werden." „Oesterreich", fährt er fort, „kann dieses Haus nicht sein, der König von Ungarn und unglücklicher Weise vielleicht auch der König von Böhmen macht das unmöglich; Preußen ist dazu durch eine

Digitized by Google

höhere Waltung berufen, als die erste deutsche und nach den neuesten Erklärungen vollends rein deutsche Macht. Von der Nothwendigkeit, daß die preußische Dynastie mit erblichem Rechte an die Spitze Deutschlands trete, wenn eine bessere Zukunft uns erblühen soll, bin ich in dem Grade durchdrungen, daß ich selbst den einstweiligen Zurücktritt Oesterreichs von Deutschland (denn nur an einen einstweiligen würde ich glauben), so schmerzlich er wäre, dennoch für ein untergeordnetes Mißgeschick ansehen würde."

Darauf der König (3. Mai) nach einigen Dankesworten:

„Halten Sie mich weder für einen Heuchler noch für einen alte breitgetretene Wege wandelnden Dummkopf, wenn ich Ihnen rund heraus erkläre, daß ich die höchste Krone nicht annehmen werde, wenn sie mir überhaupt angeboten würde, wozu aber keine Gefahr von fürstlicher Seite besteht. Das Anbieten von Seite des Volks (das auch nicht stattfinden wird) wäre aber mehr als Gefahr. Es wäre der Beweis der vollendeten Auflösung Teutschlands, wenn es gegen der Fürsten Meinung und Willen geschieht, und wäre wahrscheinlich mit Kanonen zu beantworten."

Und am 4. Mai:

„Die Alt Preußische Gloriole und die Neu Preußische Freiheit werden nun sehen, ob Preußen die teutsche Krone angetragen werden wird!?!?! daß es die ersten Könige des Bundes nicht thun, weiß ich, und die Herren haben bei Gott Recht. Sollte es das Volk, die kleinen Fürsten zwingend, durchsetzen (woran ich noch mehr als an der Fürsten Wahl für Preußen zweifle), mit andern Worten setzt es von Gagern mit dem Könige von Würtemberg und dem Reste der Fürsten durch, so wird Teutschland meine Antwort kennen lernen. So lange die Hoffnung noch vorhanden ist, das ganze Teutschland zusammenzuhalten, ihm Oesterreichs 37 Millionen zu erhalten, dadurch, daß das Haupt des Erzhauses wieder das unbestrittene Erste Haupt der Christenheit und als solches Teutschlands Haupt werde, nehme ich die Reichskrone nicht an." Erst wenn gar keine Hoffnung mehr sei, Oesterreich („das doch einmal wieder erstarken wird") für Deutschland wieder zu gewinnen, würde er annehmen „aber mit gebrochenem Herzen".

Wir verschweigen nicht, daß die positiven Ideen des Königs, die Theilung der Macht und Ehre zwischen dem erblichen Kaiserthum (Oesterreich) und dem gewählten deutschen Könige und Reichsfeldherrn, die vierzehn militärischen Reichsherzogthümer u. s. w. u. s. w. durchaus den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" verrathen. Unstreitig aber war sich Friedrich Wilhelm IV. über die wirklichen Verhältnisse, die Machtfragen, die Bedingungen, unter welchen eine neue Ordnung in Deutschland auf friedlichem Wege einzuführen möglich gewesen, viel klarer, als die „Gelehrten-Staatsmänner" welche für den Augenblick das Heft in Händen hatten. Denn auf friedlichem Wege sollte ja alles vor sich gehen — wer hätte damals den Gedanken an einen deutschen Krieg zu fassen gewagt? Selbst 1849, als Gervinus Krieg für die Reichsverfassung predigte,

Digitized by Google

blieb dessen Stimme vereinzelt. Und über diesen doch sehr wesentlichen Differenzpunkt gehen die gothaischen Geschichtsschreiber mit Schweigen hinweg, wenn sie die Ergebnisse von 1866 und 1870 als die Früchte der Aussaat der 48er „Casinopartei“ in Anspruch nehmen. „Nicht der Prophet, sondern der Staatsmann, nicht ein Verbannter, sondern der Beamte, nicht Mazzini sondern Cavour hat den Staat Italien geschaffen“, sagt Freytag in der Biographie Mazzinis, und dieser Satz ließe sich mit den nöthigen Veränderungen auch auf Deutschland anwenden.

Nun mag man aber denken wie man will über den Standpunkt, welchen Friedrich Wilhelm IV. gegenüber den Bestrebungen, Deutschland neu zu constituiren, einnahm: der Empfänger jener Briefe mußte wenigstens über diesen Standpunkt selbst im Reinen sein. Man hat dem Parlament zum Vorwurf gemacht, daß es dem Könige von Preußen die Kaiserkrone antrug ohne sich der Annahme versichert zu haben. Dahlmann wußte ganz genau, wie Jener in diesem Stücke dachte, und derselbe Dahlmann zog am 1. April 1849 mit nach Berlin, um die Krone zu überbringen, welche durch eine Mehrheit von 42 Stimmen (290 gegen 248) und ohne die Fürsten dem Könige von Preußen zuerkannt war, und auch Dahlmann war erfüllt von Schmerz und Zorn über die Ablehnung!

Fast noch trostloser als die Zeit der hannoverischen Verfassungswirren erscheinen die nächsten Jahre nach dem Scheitern des Verfassungswerkes. Zu dem bittern Gefühl, daß all die schöne Begeisterung, all die uneigennützige Hingebung, all die ernste Arbeit umsonst gewesen, daß endlich als einzige Rettung erschien die Rückkehr zu einer Bundesverfassung, welche im Jahre 1848 von jedermann für ganz unerträglich und unwürdig erklärt worden war — zu diesem Gefühle kam noch die Erfahrung, daß mit der alten Form auch der alte Geist wiederhergestellt war. Jahr und Tag hindurch waren die Mitglieder des Parlaments weit über die Alltäglichkeit erhoben gewesen, es gehörte ein nicht geringer Entschluß dazu, plötzlich wieder in die engen Bahnen sich zu fügen als wäre nichts vorgefallen. Mathy that den Schritt, seinem Naturell gemäß, frisch, rüstig, ohne die Hoffnung auf die Zukunft aufzugeben oder sich durch die Gegenwart entmuthigen zu lassen; der ehemalige Minister arbeitete wieder im Comptoir der Mannheimer Buchhandlung und schrieb wieder Artikel für das Mannheimer Journal. Dahlmann brachte mehr Verbitterung aus dem öffentlichen Leben in seine Professorenwirksamkeit zurück. Kränkungen aller Art wurden Beiden nicht erspart. So erhielt Dahlmann, der ein Jahr früher von Fürsten und Volk umworbene, dafür, daß er nicht sofort nach der Abberufung aus der Nationalversammlung Frankfurt verlassen hatte, einen groben, ihn der Unwahrheit zeihenden Verweis des Ministers Ladenberg, desselben, welcher dem früheren Abgeordneten D'Ester auf das Ansuchen einer Bestätigung der in Preußen abgelegten Prüfungen die Antwort geben ließ, die Regierung sei nicht gesonnen, flüchtigen Hochverräthern die Mittel zur Existenz zu liefern.

Digitized by Google

Dahlmann führte fortan ein zurückgezogenes Leben, in seinem akademischen Berufe, dem persönlichen und brieflichen Verkehr mit wenigen Freunden. Seine Vorlesungen über die neuere und neueste Geschichte Deutschlands wurden, wo sie die Jahre 1848 und 1849 behandeln, zu einem Rechenschaftsberichte über sein eigenes politisches Wirken. Außerdem hielt er Vorlesungen über Friedrich II. von Preußen und über russische Geschichte. Am 5. December 1860 starb er, fünfundsiebzigjährig.

Mathy war es beschieden, wieder andere Zeiten zu sehen und wieder thätig in die Geschicke seines Vaterlandes einzugreifen, nachdem auch er den grellsten Undank erfahren hatte. Er war im Sommer 1849 seiner Stelle als Finanzminister „unter Vorbehalt weiterer Verfügung" enthoben worden, 1853 aber erklärte das badische Ministerium diese Enthebung für eine Entlassung aus dem Staatsdienste, so daß er der Pension verlustig wurde, jedoch einen Ruhegehalt für — einen Monat (Juni 1849) nachträglich erhielt! Seine bedeutenden Kenntnisse und Erfahrungen in finanziellen Dingen hatten seine Berufung in das Directorium des Hanse'mannschen Bankvereins in Berlin zur Folge, von wo er später nach Gotha, dann nach Leipzig in gleicher Stellung übersiedelte. Ohne sich bereichert zu haben, kehrte er 1862 in seine Heimat zurück, die das ihm neun Jahre früher zugefügte Unrecht sühnte. Er wurde abermals Finanzminister (mit Roggenbach) und bildete nach dem Kriege von 1866 ein neues Ministerium. Thätig bis zum letzten Augenblicke wurde er am 3. Febr. 1868 abberufen. B.

Von den österreichischen Universitäten.

(Fortsetzung.)

Vor allem ist in Prag als Fortschritt zu verzeichnen, daß an derjenigen Facultät, deren Bedeutung bereits in dem Artikel der vorigen Nummer dieser Zeitschrift mit warmem Nachdruck hervorgehoben wurde, zwei neue selbständige Lehrkanzeln errichtet worden sind: die Lehrkanzeln für Archäologie und für Geographie.

Mit der Begründung der ersteren erhalten nun auch in Prag die humanistischen Studien jene nothwendige Ergänzung, welche um einige Jahre früher denselben Disciplinen in dem erforderlichen Maße an der Wiener philosophischen Facultät durch die Berufung Professor Conze's zu Theil geworden ist. (Die früher in Prag von Erasmus Wocel, welcher nur slavische Archäologie betrieb, bekleidete Lehrstelle kann hier nicht in Betracht kommen.) Seitdem die zwitterhafte Institution, welche im Vormärz philosophische Facultät genannt worden ist, zu einem wirklichen, ebenbürtigen Theile der Universität emporgehoben und seit auch in Oesterreich das Studium der classischen Völker zur Wissenschaft

Digitized by Google

veredelt wurde, mußte es als störende Lücke empfunden werden, daß neben der sprachlichen Erforschung der großen litterarischen Monumente des Alterthums nicht auch das zum vollen Verständnisse der Cultur jener Periode unerläßliche Studium der classischen Archäologie im Lehrplane seinen Platz fand.

Wenn man erwägt, in welchem Maße bei Hellenen und Römern die bildende Kunst das ganze Leben beherrschte, wie sie gerade unter der Pflege dieser Völker eine seither nie mehr gesehene Blüthe erreichte, und wie in ihren Strahlen das staatliche und private Dasein von den monumentalen Schöpfungen bis herab zu den Erzeugnissen des Handwerks seine Verklärung empfing, so erscheint es als unzweifelhaft, daß ein Ignoriren dieser Seite des antiken Geisteslebens von Seite der Philologen dem Verzicht auf jedes tiefere Eindringen in das Wesen hellenisch-römischer Cultur gleichkäme. In Würdigung dieser Wahrheit hat man denn auch in Deutschland selbst an Universitäten dritten Ranges Lehrkanzeln für Archäologie und Kunstgeschichte errichtet. In Oesterreich ist dies bis jetzt nur in Wien und neuestens in Prag geschehen; doch hoffen wir, daß auch Innsbruck, wo gegenwärtig einem Professor der Philosophie, und Graz, wo einem Philologen archäologische und kunstgeschichtliche Vorträge anvertraut sind, baldigst mit selbständigen Lehrkanzeln für diese als „philologische Realien" eminent bedeutenden Fächer werden bedacht werden. Die eifrige Hebung dieser Studien muß um so mehr gewünscht werden, in je erfreulicherem Aufschwunge gegenwärtig in Oesterreich das Kunstleben begriffen ist. Denn eine feste und dauerhafte Basis für unsere künstlerische Entwicklung kann doch nur die gründliche Kenntniß jener großartigen antiken Ideenwelt abgeben, aus welcher auch die moderne Kunst ihre gesündeste Kraft saugt. Da nun in neuerer Zeit bei uns ungleich mehr für Popularisirung als für wissenschaftlich vertiefte Behandlung kunsthistorischer und ästhetischer Disciplinen gethan wurde, so wird ein baldiges Nachholen des in letzterer Beziehung Versäumten desto gebotener, je näher die Gefahr liegt, daß Verflachung, Dilettantismus und Zügellosigkeit vielversprechende Anfänge schädigen.

Zu der großen Aufgabe, an der Prager Universität die Jugend in die geheimnißvollen Beziehungen der Wissenschaft und der Kunst einzuführen und sie mit der Methode archäologischen Forschens vertraut zu machen, wurde der Honorarprofessor an der Münchener Universität, Dr. Otto Benndorf, berufen. Hervorgegangen aus der trefflichen, durch Welcker und Jahn begründeten Bonner Schule, in die Wissenschaft eingeführt von Jahn, Döderlin, Nägelsbach und Ritschl, weiter ausgebildet als Stipendist des preuß. archäologischen Instituts in Rom durch Studienreisen in Italien und Griechenland, bietet Benndorf die beste Gewähr für ein erfolgreiches Wirken auf brachgelegenem Gebiete, und zwar um so mehr als er sich als Gelehrter durch mehrere geschätzte Publicationen, als Lehrer durch seine Thätigkeit als Professor der classischen Archäologie in Zürich und München bereits erprobt hat. Von kleineren theils im Bolletino des archäologischen Instituts veröffentlichten oder in ande-

Digitized by Google

ren philologischen und archäologischen Fachblättern zerstreuten Arbeiten abgesehen, hat er durch seine im Vereine mit Professor Richard Schöne herausgegebenen „antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums", durch seine mit Prof. Max Büdinger verfaßte Erklärung der durch Wattenbach edirten „passio sanctorum quatuor coronatorum" und durch seine „griechischen und sicilischen Vasenbilder" sich einen geachteten Namen gemacht. Sein neuestes, umfangreiches Werk über die Metopen von Selinunt dürfte demnächst erscheinen. Das mittlere Mannesalter, in welchem Benndorf gegenwärtig steht, verbürgt seine Thatkraft bei Bewältigung mancher zu überwindenden Schwierigkeiten, deren eine in der von vielen unserer Gymnasien unzureichend gebotenen philologischen Vorbildung der Studirenden liegen dürfte. Auch muß am Clementinum ein Antikencabinet erst allmälig gebildet werden; eine Aufgabe, zu welcher sich Benndorf um so besser eignet, als er in Zürich bereits die Direction der archäologischen Sammlung geführt hat. Glücklicher Weise kargt der Staat in diesem Falle nicht mit den Mitteln für dieses unentbehrliche Museum! Diese Thatsache muß freudig begrüßt werden, denn einerseits kann nur Hand in Hand mit reichlich ermöglichter Anschauung der Vortrag Ersprießliches leisten, anderseits muß ja doch einmal der Armuth Oesterreichs an öffentlichen archäologischen Collectionen — von Originaliensammlungen ganz zu schweigen, steht es mit den Sammlungen von Nachbildungen kläglich genug im Vergleiche z. B. mit Dresden oder Berlin — in irgendeiner Weise endlich Abhilfe zu Theil werden. Es steht zu hoffen, daß, wenn erst einmal mehrere tüchtige Fachgelehrte an unseren Hochschulen wirken, der Einfluß der von diesen hervorgerufenen geistigen Bewegung auch im Musealwesen sich geltend machen werde. In Erhoffung dessen beglückwünschen wir einstweilen die alte Carolo-Ferdinandea wegen der neugewonnenen Kraft und die Regierung wegen der gut getroffenen Wahl.

Ein fernerer Schritt zur Vervollständigung der Prager philosophischen Facultät ist durch die Gründung einer regelmäßigen, selbständigen Lehrkanzel für Geographie geschehen. Daß eine solche bisher nicht bestand, war eine merkwürdige Anomalie, da doch nicht nur Wien sondern auch Graz — die letztere Universität allerdings erst seit kurzer Zeit — einen derartigen Lehrstuhl besitzt. Schon das rein praktische Bedürfniß, die Candidaten des Lehramtes an Mittelschulen in dem genannten Fache gründlich auszubilden, hätte längst durch eine solche Errichtung befriedigt werden sollen. Aber auch an sich erheischt diese umfangreiche Disciplin, welche einerseits mit dem Studium der Geschichte und Anthropologie, anderseits mit jenem der Mathematik, Geologie und Geognosie im innigsten Zusammenhange steht, eine in sich abgeschlossene, wissenschaftliche Behandlung.

Zum außerordentlichen Professor dieses Gegenstandes wurde Dionys Wilhelm Grün, bisher Professor am akademischen Gymnasium in Wien, ernannt. Derselbe hat erst im vorigen Jahre das Resultat seiner Studien in einem

Digitized by Google

größeren Handbuche der Geographie niedergelegt, welches in Fachkreisen theilweise Anerkennung gefunden haben soll. Im Laufe des verflossenen Jahres hat Grün einige deutsche Universitäten zu dem Zwecke besucht, um die dort herrschende Art der didaktischen Behandlung der Geographie zu studiren, und sich besonders in Leipzig längere Zeit aufgehalten, da die geistvolle Methode des scharf beobachtenden und glücklich combinirenden Peschel zu besonderer Beachtung aufforderte.

Grün, welchem von einer freilich nicht ohne Widerspruch gebliebenen Seite eine mehr als gewöhnliche Gabe des Vortrages und eine gute Lehrmethode nachgerühmt wird, dürfte in seiner jetzigen Stellung möglicher Weise auf dem richtigeren Platze sein. Schade, daß er diesen Wirkungskreis erst zu einer Zeit gewinnt, wo er nach dem Lauf menschlicher Dinge bald über die Jahre voller Manneskraft hinausschreitet.

Theilweise erscheint als Neugründung auch die Besetzung der Lehrkanzel für Pädagogik, an welche Dr. Otto Willmann vom städtischen Pädagogium in Wien berufen wurde. Diese Lehrkanzel wurde bis 1867 von Professor Padlesak, dann nebenher von dem a. o. Professor der Philosophie Dr. Dastich versehen, so wie auch in Innsbruck und Graz der zweite Professor der Philosophie verpflichtet ist, ein mehrstündiges Collegium über Pädagogik zu lesen.

Bedauerliche Mißstände, welche sich an unseren Mittelschulen seit Längerem herausgestellt haben, führten zu dem Gedanken, an den Hochschulen eigene Lehrkanzeln für Pädagogik in Verbindung mit pädagogischen Seminarien zu errichten. Es führte zu weit, sollte hier in Berücksichtigung jener von sehr gewiegten Fachmännern vertretenen Richtung, welche die Pädagogik mehr als Kunst denn als Wissenschaft aufgefaßt wissen will, erschöpfend erörtert werden, ob und inwieferne von solchen Maßnahmen eine Abhilfe der bestehenden Uebelstände gehofft werden darf. Als Thatsache muß aber anerkannt werden, daß, während Erziehen und Unterrichten unzählige Kräfte beschäftigt, die Wissenschaft von Erziehung und Unterricht nur von Wenigen betrieben wird; und wenn es auch als natürlich erscheint, daß hier wie in allen Culturgebieten das Thun dem Betrachten vorangeht, so darf es doch bei der trockenen Feststellung solchen Factums nicht sein Bewenden haben, und so muß doch die Hochschule, aus welcher Leiter und Lehrer der Mittelschulen und der Lehrerseminarien, so wie die Inspectoren der Volks- und Bürgerschulen hervorgehen, jenem Fache eine geräumige Stätte gewähren.

Zwar hat die außerordentliche Entfaltung der exacten Wissenschaften — eine der gewaltigsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts — nicht bloß den Einfluß philosophischer Disciplinen vielfach beschränkt, sondern auch in vielen Gelehrten die Meinung erzeugt, als sei die Erforschung der allgemeinen Gesetze des Denkens und überhaupt jede Behandlung der Wissenschaft ohne directe Beziehung zu greifbaren Ergebnissen theils überflüssig, theils unbe-

Digitized by Google

friedigend, wo nicht gar unwissenschaftlich, ja gauklerisch. Der also — wohl gar zu unbedingt — ausgesprochene Bann hat sich auch der Methodik und Didaktik zugewendet und höchstens noch eine Fachmethodik und Fachdidaktik dulden wollen, während ja doch alle Wissenschaften auf eine gemeinsame Grundlage und höhere Einheit angewiesen sind. Daher war es wohl nicht zu wundern, wenn die eigentliche Erziehungslehre von manchen, ja von vielen Universitäten aufgegeben wurde. Als nächste Folge stellte sich ein, daß während die zuhöchst Berufenen verabsäumten, sich mit der Erforschung und Bestimmung des Zweckes, des Umfanges und der Grenzen einer Disciplin zu beschäftigen, welche doch für das praktische Leben, für die Familie, die Schule und jeden öffentlichen Unterricht so sehr maßgebend ist, sich niedere Ordnungen derselben bemächtigten und eine Mediokratie schlimmster Art ans Ruder kam, welche mit der menschlichen Natur eine Probewirthschaft begann, bei der der Schule nur mehr die Rolle einer Versuchsstation zufiel. Weit entfernt, daß die Universitäten solch experimentirendem Treiben gegenüber in der Lage gewesen wären, einen corrigirenden Einfluß auszuüben, standen sie vielmehr selbst in Gefahr, von jenem neuerungslustigen Wesen beherrscht zu werden. Bereits handelt es sich darum, einen Boden zurückzuerobern, der in böser Stunde preisgegeben wurde, mannigfache Tendenzen und Ansprüche vor ein wissenschaftliches Gericht zu ziehen und der Universität zu ihrem legitimen Einflusse auf die Schule und ihre Vertreter zu verhelfen. Von der allgemeinen Frage, ob Pädagogik mehr Kunst oder mehr Wissenschaft sei, abgesehen, erscheint es im gegenwärtigen Momente aus Rücksicht auf die temporären Umstände erwünscht, daß die Universitäten die Klärung des pädagogischen Wustes in die Hand nehmen.

Das aber kann dem Wesen nach nur möglich sein durch Begründung einer eigenen Professur für Pädagogik und Didaktik, ein Weg, welcher schon längst an anderen Hochschulen, z. B. in Leipzig und Göttingen, eingeschlagen worden ist. Diese Neugründung ist allerdings ein bloßer Versuch, aber ein Versuch, welchen der Zustand unseres Mittelschulwesens rechtfertigt.

Willmann, ein Anhänger der Herbart'schen Schule, hat in Leipzig an dem bekannten akademischen Seminare Zillers als Instructor und am Wiener Pädagogium als Ordinarius und Leiter der Uebungsschule gewirkt. Seit Jahren Mitarbeiter der weit verbreiteten Zeischrift „Monatsblätter für wissenschaftliche Pädagogik", hat er auch sonst durch zahlreiche Publicationen sich als strebsamer Kenner der Fachlitteratur gezeigt. Wir führen von diesen insbesondere an: die „pädagogischen Vorlesungen über die Hebung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht", „die Odyssee im erziehenden Unterricht", das „Lesebuch aus Herodot", den „elementaren Geschichtsunterricht" und das „Lesebuch aus Homer". Wie wir erfahren, befinden sich unter seiner Feder eine commentirende Ausgabe der Schriften Herbarts über Pädagogik und eine Bearbeitung der Pädagogik und Psychologie Kants.

Digitized by Google

Da Willmann erst im dreiunddreißigsten Lebensjahre steht und außer guter philosophischer, philologischer und mathematischer Vorbildung auch für sich anführen kann, daß er die Bedürfnisse der pädagogischen Praxis kennen gelernt hat, darf man einem gemeinnützigen Wirken desselben mit wohlwollender Erwartung entgegensehen. Ob er auch dem Lehrerberufe an einer Hochschule gewachsen sein werde, kann allerdings erst die Erfahrung entscheiden.

Außer den drei aufgezählten Professuren war ferner in Prag eine Lehrkanzel der Geschichte zu besetzen, welche durch die Pensionirung des Professors der allgemeinen und der österreichischen Geschichte, Dr. J. C. Vinz, erledigt war. In richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse war man bedacht, bei dieser Gelegenheit das seit Längerem als dringlich erkannte Bedürfniß nach einer besonderen Lehrkraft für alte Geschichte zu befriedigen.

Als solche Kraft wurde ein noch junger Gelehrter, Dr. Heinrich Otto Hirschfeld, Privatdocent in Göttingen, berufen. Demselben steht die maßgebende Anerkennung von Männern wie Mommsen, Waitz und Sauppe zur Seite und seine Kritiken in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften, sowie seine Arbeiten über die africanischen Priesterthümer (I Sacerdozi dei municipi romani. Roma 1866) und über die römische Getreideverwaltung (das ærarium militare in der römischen Kaiserzeit) lassen hoffen, daß er die Wissenschaft noch durch quantitativ und qualitativ bedeutende Leistungen bereichern werde; eine um so berechtigtere Erwartung, als er gegenwärtig ein großes, auf mehrjährigen Studien fußendes Werk über die Verwaltung des römischen Kaiserreiches zum Abschlusse gebracht hat. Seine Vorträge in Göttingen, welche theils einzelne Partien der griechischen und römischen Geschichte behandelten, theils in Erklärung classischer Quellenschriftsteller bestanden, erfreuten sich trotz des Umstandes, daß vier ordentliche Professoren und mehrere Privatdocenten neben ihm Geschichte tradirten, bedeutenden Anklanges bei den Studirenden. Jedenfalls wurde in Hirschfeld ein frisches, aufstrebendes Talent gefunden, dessen Erwählung mit freundlichster Anerkennung begrüßt werden darf. Denn bei seiner Jugend erscheint kein Blick in die Zukunft zu weit.

Als Gewinn auf dem Gebiete der exacten Fächer muß verzeichnet werden, daß von nun an die Vorlesungen über mathematische Physik nicht mehr aushilfsweise gehalten werden, sondern daß für diese Disciplin eine ordentliche Lehrkanzel systemisirt und mit dem Professor des Grazer Joanneums, Ferdinand Lippich, besetzt wurde.

Dieser gleichfalls noch jugendliche Lehrer hat eine Reihe von Arbeiten publicirt, welche theils der experimentellen Physik angehören, wie z. B. seine „Studien über den Phonautographen von Scott und König", seine Abhandlung „über einen neuen Fallapparat", theils auch mit tieferen Fragen der mathematischen Physik sich beschäftigen, wie seine Untersuchungen „über die Natur der Aetherschwingungen im unpolarisirten Licht", seine Erweiterung des Saint Vénant'schen Theorems der Mechanik u. m. a. Eine seiner Arbeiten

Digitized by Google

ist auch für die Geschichte der Optik von Bedeutung geworden, indem durch dieselbe eine wichtige, aber halb schon der Vergessenheit verfallene und unentschiedene Frage neu angeregt und ihrer endlichen Lösung zugeführt worden ist. Im verflossenen Jahre veröffentlichte er in Poppendorfs Annalen eine Abhandlung „über die Verbreiterung der Spectrallinien der Gase". Da Lippich noch kaum die Mitte der dreißiger Jahre erreicht hat, liegt noch ein Leben vor ihm, das manche schöne Leistung bringen kann.

Als erfreulich mag ferner bezeichnet werden, daß fortan in Prag das Fach der Botanik dauernd durch zwei ordentliche Professoren vertreten sein wird. Denn die Erfordernisse der Wissenschaft und des Unterrichts, sowie die Rücksicht auf die Qualitäten der gerade hier als Lehrer in Betracht kommenden Persönlichkeiten lassen es als geboten erscheinen, daß die allgemeine Botanik, nämlich die Anatomie, Physiologie und Morphologie der Pflanzen, ihre selbstständige Vertretung finde neben der speciellen Botanik, welche Terminologie und Systemkunde umfaßt. Die erstere wird von Professor Dr. Adolf Weiß gelehrt, während zur Vertretung der letzteren Professor Dr. Anton Kerner von Innsbruck berufen wurde. Diese Vertheilung des Lehrstoffs auf zwei Kräfte erscheint um so wünschenswerther als die Direction des botanischen Gartens und des Herbariums so viel Zeit absorbirt, daß der mit ihr betraute Professor der systematischen Botanik einer Entlastung bezüglich der Vorlesungen bedarf.

Gerade Kerner erscheint in letzterer Beziehung als besonders befähigt, da er in Innsbruck — sozusagen — den botanischen Garten erst geschaffen und zu einem der geschätztesten gemacht hat. Von dem richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß keineswegs die Zahl der cultivirten Species die wissenschaftliche Bedeutung eines botanischen Gartens ausmacht, sondern daß jeder derselben je nach Lage, Klima und besonderen Bedingungen ein bestimmtes Gebiet pflegen sollte, aber dieses auch auf die volle Höhe der Zeit zu bringen bestrebt sein müsse, hat Kerner die Cultur der Alpenpflanzen in einer Ausdehnung in Angriff genommen, wie vor ihm niemand, und auf solche Art mit beschränkten Mitteln für Wissenschaft und Praxis wahrhaft Gediegenes und Dauerndes geleistet. Seine schriftstellerische Laufbahn begann Kerner mit der Publication seiner „Flora des Donau-Thales". Seither hat er sich durch sehr zahlreiche Werke und Abhandlungen in ehrenvoller Weise bekannt gemacht. In diesen, theils die systematische Botanik, theils Pflanzengeographie und Biologie behandelnden Veröffentlichungen hat er eben so viel scharfen Blick als Ideenreichthum entwickelt und stets höhere Gesichtspunkte aufzugreifen und zu verfolgen verstanden. Innsbruck hat an ihm einen beliebten Lehrer eingebüßt. Möge er, der in voller Manneskraft stehende Gelehrte, in seiner erweiterten Wirkungssphäre in Prag die Anregung zu erhöhter Arbeitslust finden.

Weniger als von der philosophischen haben wir von der juristischen Facultät in Prag zu berichten. Diese hatte in den letzten Jahren Verluste er-

Digitized by Google

litten, deren Einer fast nicht ersetzbar ist. Für Heinrich Brunner, den Professor der deutschen Rechtsgeschichte, der sowohl durch seinen eben so jugendfrischen wie strengen wissenschaftlichen Sinn als auch durch seinen sittlichen Ernst und durch seinen festen und dabei liebenswürdigen Charakter zum Verkehre mit einer begeisterungsfähigen Universitätsjugend so recht geschaffen ist, für Heinrich Brunner kann nach seinem Abgange nach Straßburg, beziehentlich Berlin, ein vollwichtiger Nachmann kaum gefunden werden.

In einigen anderen Fächern war die Unterrichtsverwaltung jedoch bemüht, die Zahl der Lehrkräfte zu completiren. So wurde die Lehrkanzel der Rechtsphilosophie und des Strafrechtes mit dem durch mehrere litterarische Arbeiten strafrechtlichen Inhalts und durch einen Commentar der Strafproceßordnung in österreichischen Juristenkreisen bekannt gewordenen Lemberger Professor Dr. Friedrich Rulf besetzt, und zum a. o. Professor des Strafrechtes und Strafprocesses der Privatdocent Dr. Emanuel Ullmann, Verfasser einer von der Kritik günstig aufgenommenen Schrift „über den dolus beim Diebstahle" ernannt. Der Letztere hat unterdessen seine Prager a. o. mit einer Innsbrucker ordentlichen Professur vertauscht.

Wenn wir hier noch hinzufügen, daß der a. o. Professor des österreichischen civilgerichtlichen Verfahrens und des Handels- und Wechselrechtes, Dr. Dominik Ullman zum ordentlichen Professor dieser Fächer ernannt wurde, so haben wir die in neuester Zeit an der Prager juristischen Facultät vorgekommenen Personalveränderungen erschöpft. Um dieselben gerecht zu beurtheilen, muß einerseits die Enge der Wahl bei Besetzung österreichischer Fächer in Anschlag gebracht, andererseits aber auch bedacht werden, wie sehr unsere seit Jahren in Fluß befindliche Legislation gerade solide Naturen von schriftstellerischen Arbeiten auf Grundlage positiven österreichischen Rechts abschrecken muß.

Indem wir auf die hier dargestellten Berufungen an die Prager philosophische und juristische Facultät zurückblicken, wird vor allem das noch jugendliche Alter der überwiegenden Zahl der Ernannten auffallen. Offenbar waltet hier nicht der Zufall, sondern ein Princip. Und dieses Princip ist im Allgemeinen ein richtiges.

Es gibt nämlich zwei Wege des Vorgehens bei solchen Ernennungen. Entweder legt man den hauptsächlichen Werth auf den äußeren Glanz einer Universität und schmückt die Lehrstühle mit berühmten Namen. Dann wird man in der Regel Männer berufen müssen, welche ein langes Leben voll Arbeit bereits hinter sich haben. Oder man wünscht vor allem tüchtige Lehrer zu besitzen, welche eine Schule heranbilden und reges wissenschaftliches Leben unter die Studentenschaft bringen. Dann müssen Männer ausgewählt werden, welche, im aufsteigenden Lebenslaufe, noch an der Begründung oder Festigung ihres eigenen wissenschaftlichen Namens arbeiten. Die letztere Methode stellt grundsätzlich das Wesen über den Schein; und darum heißen wir sie gut. Selbst-

Digitized by Google

verständlich kömmt in der Praxis Alles darauf an, daß man in der Entwicklung befindlichen Kräften gegenüber sich auf die Prognose verstehe.

Ein zweites auffälliges Moment bildet die erfreuliche Thatsache, daß durch die neuen Ernennungen der deutsche Charakter der Prager Universität ein ausgesprochenerer geworden ist. Wie wenig Absichtlichkeit übrigens hiebei vorgewaltet zu haben braucht, wird Jeder würdigen können, der da weiß, daß das Sprüchwort von der Ueberproduction eines gewissen Stammes rein wissenschaftliche Gebiete keineswegs im Auge hat.

Die Offenkundigkeit dieses Umstandes wird wohl stets dem Experiment der Begründung einer czechischen Universität hinderlich sein. Denn eine Nationallitteratur, welche ihr Leben überhaupt erst nach Decennien zählt, kann wissenschaftliche Fachlitteraturen naturgemäß noch nicht besitzen. Was aber vermöchte eine „Hochschule" zu leisten, deren Lehre sich nicht auf eine wissenschaftliche Litteratur stützt?

Zwar ist auch von deutscher Seite darauf hingewiesen worden, daß gegenwärtig die czechischen Gymnasien ihren Schülern die Kenntniß der deutschen Sprache in so geringem Grade vermitteln, daß dieselben aus den Universitätsvorträgen den wünschenswerthen Nutzen nicht zu ziehen vermögen [1]). Unlogisch ist jedoch der Schluß, daß deßhalb eine czechische Hochschule errichtet werden müsse. Vielmehr folgt aus jener Thatsache, daß diejenigen, welche als Hochschüler gelehrte Fachvorträge hören und eine Fachlitteratur lesen sollen, in Hinkunft an den Gelehrten-Mittelschulen jene Sprache besser erlernen müssen, welche allein ihnen eine Fachlitteratur und Fachvorlesungen bieten kann. Denn es wäre ein müßiges Abwägen, wollte man untersuchen, auf welche Weise der Staat für seine gelehrten Stände schlechtere Mitglieder erhalte, ob auf dem Wege halbverstandener wissenschaftlicher Vorträge und halbverstandener Lectüre oder auf dem Wege ganz verstandener banaler Vorträge und gar keiner Lectüre.

Die Regierung hat sich bestrebt, der Prager Universität tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen, möge sie auch dafür sorgen, daß die Mittelschulen dieser Universität lernfähige Schüler zuführen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) S. den „Bericht über die nationalen Verhältnisse an der Prager Universität. Erstattet in der Plenarversammlung des Verfassungsvereines der Deutschen in Böhmen am 27. März 1871 von Dr. Ph. Knoll." Der Verfasser weist in demselben an der Hand des czechischen Parteischriftstellers Tomek schlagend den historischen Charakter der Prager Universität als einer deutschen nach, kömmt jedoch im Hinblicke auf den gegenwärtigen Zustand der czechischen Mittelschulen zu der von uns aus inneren Gründen bekämpften Folgerung, daß die Errichtung einer czechischen Parallelanstalt zu erstreben sei.

Digitized by Google

Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs.

III.

In der Petersburger Liebesgeschichte erscheint Poniatowski nicht als Eroberer der jungen und schönen Großfürstin; im Gegentheil ist er der Eroberte, der Herangezogene, der Angeworbene. . . In strengen Grundsätzen erzogen, sittsam und zu abenteuerlichen Don-Juan-Unternehmungen gar nicht geneigt, geht er nur mit Widerstreben in die lockende Falle. Poniatowski, der von sich selbst freimüthig erzählt, daß er sich gegen Frauen linkisch benahm, der so schüchtern war, daß er die offen zur Schau getragenen Sympathien einer ihm ebenbürtigen polnischen Dame nicht auszubeuten verstand, würde sich niemals zu der Verwegenheit erhoben haben, auf die Eroberung einer Frau abzusehen, die so nahe dem Throne stand. Ein Hofmann aus der Umgebung der Großfürstin fädelt die ganze Intrigue ein, wahrscheinlich nicht ohne eine besondere Zustimmung, ja einen förmlichen Auftrag von seiner üppigen Herrin dazu erhalten zu haben, wenngleich Poniatowski, vom Zartgefühl geleitet, dieser Vermuthung in seinen Memoiren nicht Raum gibt. Der frühere Günstling der Großfürstin, Soltykow, wurde nach Hamburg gesendet, der Platz war frei. Poniatowski wird der Großfürstin gleichzeitig mit einem Grafen Lehndorff vorgestellt, und sie läßt das Wort fallen: „der Pole gefalle ihr mehr als der Deutsche". Dem Vertrauten der Großfürstin, dem Höfling Naryschkin, ist dieser Wink nicht entgangen, und er hinterbringt das vielbedeutende Wörtchen dem also Vorgezogenen. Naryschkin bietet Alles auf, um Poniatowski zu ermuntern. „Lange wollte ich ihm kein Gehör geben" — erzählt der König — „die schauerlichen Gefahren des russischen Hoflebens schreckten mich ab. Mit Grauen erfüllten mich die Vorgänge während der Regierung Anna Iwanowna's, deren bloße Erinnerung die Russen zittern machte. Durch drei Monate wich ich den Lockungen Naryschkins aus, in dessen Einflüsterungen ich Hinterlist und Verrath voraussetzte." Endlich wird Poniatowski mit einigen Worten von der Großfürstin selbst ermuthigt, und er bringt es über sich, ihr einen Brief zu schreiben. „Gleich am andern Tage brachte mir Naryschkin eine huldvolle Antwort. Ich habe damals vergessen, daß es ein Sibirien gibt. Einige Tage nachher führte mich Naryschkin zu der Großfürstin, ohne sie davon früher zu

Digitized by Google

benachrichtigen, so daß sie mich, da ich zur Abendzeit in einem Zimmer mich einfand, welches der Großfürst jeden Augenblick passiren konnte, in ihrem eigenen Cabinet verbergen mußte."

Die Großfürstin macht auf den jungen Polen einen mächtigen, unvergeßlichen Eindruck. „Sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt, eben nach ihrer ersten Niederkunft, und befand sich in der höchsten Fülle, in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit. Sie hatte schwarze Haare, einen blendend weißen Teint, frisch geröthete Wangen, große blaue und ausdrucksvolle Augen, schwarz und lang bewimpert, eine griechische Nase, Lippen, die zu Küssen lockten, Hände und Nacken von edelster Form, eine schlanke Taille, einen hohen Wuchs, einen leichten und doch imponirenden Schritt und eine Stimme von anmuthigem Klang. Ihr Lachen war heiter und herzig, ihr Humor immer gleich. . . . . So beschaffen war das Weib, welches zur Herrin meiner Geschicke ward; ich opferte ihr mein ganzes Wesen und zwar in der volleren Bedeutung dieses Wortes als es gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Und merkwürdiger Weise, wenngleich ich bereits 22 Jahre zählte, konnte ich ihr das opfern, was wohl Wenige in meinem Alter noch besaßen. . . ."

Allmälig wird auch der Großkanzler Bestuschew in das Geheimniß eingeweiht, und die Liebesintrigue nimmt ihren Fortgang. Sehr originell und komisch ist das Bild, welches uns Poniatowski von dem Gemahl seiner Geliebten, dem Großfürsten Peter (Prinzen von Holstein), gibt. „Seine Großmutter war die Schwester Karls XII., seine Mutter die Tochter Peters I." — erzählt der König — „und doch war er feig, gefräßig und so possierlich, daß man bei seinem Anblicke unwillkürlich sagen mußte: das ist ein arlechino finto principe. Man könnte meinen, seine Amme und seine Lehrer müßten Preußen gewesen oder vom König von Preußen bestochen worden sein — denn von Kindesbeinen an hegte er Verehrung und grenzenlose, aber zugleich lächerliche Liebe zu diesem Monarchen, welcher selbst darüber spottete, indem er einmal sagte: „„Ich bin seine Dulcinea; er hat mich niemals gesehen und hat sich in mich verliebt wie Don Quixote.““ Er hatte 12 oder 13 Jahre, als ihn die Czarin Elisabeth nach Rußland bringen, zur orthodoxen Kirche übergehen und zu ihrem Nachfolger ausrufen ließ. Er bewahrte jedoch stets protestantische Begriffe und eine sehr hohe Meinung von seinem holsteinischen Reich und dessen Armee, die er viel höher als die russische anschlug und an deren Spitze er Gott weiß wie viel Mal gekämpft und gesiegt zu haben wähnte. Er sagte einmal zum österreichischen Gesandten Esterhazy: „„Wie könnet ihr denn hoffen, den König von Preußen zu besiegen, da ihr doch eine schlechtere Armee als die holsteinische besitzt, und die holsteinische, ich muß es gestehen, der preußischen um Vieles nachsteht?““ Und in einer Anwandlung herzlichen Vertrauens, mit dem er mich beehrte, rief er einmal aus: „„Sieh' wie unglücklich ich bin! Ich wollte in preußische Dienste treten und würde jetzt vielleicht Oberst, Generalmajor, ja Generallieutenant sein — und es ist nichts daraus geworden! Man

Digitized by Google

hat mich hieher gebracht, um mich zum Großfürsten dieses verfluchten Landes zu machen!“ — und nun erging er sich in gemeinen Schmähungen über Rußland, und zwar manchmal in sehr ergötzlicher Weise, da es ihm an einer Art von Witz nicht gebrach. Er war nicht dumm, aber toll und dem Trunke ergeben. Ein leidenschaftlicher Raucher, klein und schmächtig, gewöhnlich in einer holsteinischen Uniform von komischem Schnitt steckend, sah er aus wie ein kleines Garnisons-Officierchen oder wie ein Narr des italienischen Theaters.“

Poniatowski schmeichelt den preußischen Sympathien des Großfürsten und wird von ihm dafür nach Oranienbaum geladen, wo er nun mit der Großfürstin verliebte Zusammenkünfte hatte. Er schwelgt in der witzigen Unterhaltung der Großfürstin, welche einmal bei Gelegenheit der Lectüre der Grande Mademoiselle ihm ein selbstverfaßtes Portrait nach damaliger Mode abverlangt. Poniatowski gibt nun eine Schilderung seiner Person und seines Charakters, aus der wir Einiges mittheilen: „Ich wäre zufrieden mit meiner Gestalt, wenn ich um einen Zoll höher wäre, einen netteren Fuß besäße, wenn meine Nase weniger gekrümmt, mein Blick schärfer und meine Zähne sichtbar wären. Ich würde dadurch vielleicht nicht vollkommen schön werden, aber ich würde dann nichts mehr zu wünschen haben, da ich ein edles Gesicht, gute und ausdrucksvolle Manieren besitze und mich dadurch unter Anderen bemerkbar machen kann. . . . Ich erfasse leicht die Lächerlichkeiten Anderer, lausche fremde Gebrechen ab und lasse dies manchmal voreilig fühlen. Ich habe unwiderstehlichen Abscheu gegen schlechte Gesellschaft. Angeborene Trägheit ließ mich nicht meine Fähigkeiten und Anlagen entwickeln. Wenn ich arbeite, geschieht dies gleichsam aus Begeisterung. Ich arbeite viel oder gar nicht. . . . Höchst empfänglich und zartfühlend, der Traurigkeit mehr als der Freude zugänglich, könnte ich leicht ein Opfer des Kummers werden, wenn ich nicht im Innersten meines Herzens das Vorgefühl eines unermeßlichen Glückes trüge. . . . Von Geburt aus mit einer mächtigen und brennenden Ehrsucht ausgestattet, suchte ich in Reformideen, in der Begierde, meinem Vaterlande Ruhm und Nutzen zu bringen, die Seele meines ganzen Lebens und meines ganzen Trachtens. . . . Ich verlange so geliebt und gelobt zu werden, daß nur Furcht vor Lächerlichkeit und Weltkenntniß mich vor Eitelkeit schützen. . . . Ich vergebe gern und oft, aber mehr aus träger Schwäche als aus Großmuth u. s. w.“

Poniatowski wird bald in seinem Liebesglück gestört, da ihn sein Vater nach Polen beruft und ihm an den Sitzungen des Landtages Theil zu nehmen befiehlt. Unterdessen macht Bestuschew im Einverständniß mit der Großfürstin Schritte, um dem jungen Grafen zum polnischen Gesandtschaftsposten am Petersburger Hofe zu verhelfen und ihm auf diese Art eine sichere Stellung und eine größere Leichtigkeit, der Großfürstin zu nahen, zu verschaffen. Es gelang Poniatowski nicht, als polnischer Botschafter nach Rußland abgesandt zu werden, dafür aber wurde er durch Brühls Unterstützung zum sächsischen Bevollmächtigten in Petersburg ernannt. Es war dies ein Posten von zweifelhaftem

Digitized by Google

Werth, da Poniatowski gar keine Besoldung erhielt und seinen Aufenthalt in Petersburg aus eigenen Mitteln bestreiten mußte, doch verschaffte ihm eine solche diplomatische Scheinanstellung die erwünschte Gelegenheit, nach der nordischen Hauptstadt in einem gewissermaßen unantastbaren Charakter zurückzukehren und sich seines Liebesglückes ungestörter und bequemer erfreuen zu können. Um die Zufriedenheit des jungen verliebten Polen noch vollkommener zu machen, verschaffte ihm der Einfluß seiner Familie das blaue Band des weißen Adlerordens. Er führt sich bei der Czarin mit einer schwungvollen Rede ein, empfängt die Honneurs eines Gesandten, macht und empfängt diplomatische Besuche, nimmt auch gewissen Antheil an den politischen Intriguen, die sich am russischen Hofe abspielen, gerirt sich allen Ernstes als Gesandter und schreibt viele Depeschen an den Grafen Brühl, die er auch in seine Memoiren mit sichtlicher Vorliebe einschaltet. Es war dies gerade eine hinreichende Beschäftigung, um damit die freien Stunden auszufüllen, welche ihm das Liebesverhältniß zur Großfürstin übrig ließ. Er hat mit seiner hohen Geliebten häufige Zusammenkünfte und besteht hiebei manche Abenteuer. „Ich begab mich gewöhnlich" — erzählt der König — „in einem Schlitten auf einen gewissen verabredeten Ort und schlich nachher in den Palast. Manchmal erschien die Großfürstin selbst zu bestimmter Stunde auf dem Rendezvous-Platz in männlicher Kleidung, setzte sich in meinen Schlitten und fuhr in meine Wohnung."

Der plötzliche Fall und die Verhaftung Bestuschews, welcher von dem sträflichen Verhältnisse der Großfürstin Kenntniß hatte und dasselbe begünstigte, macht die Lage Poniatowski's gefährlich. Er befürchtet die Entdeckung der geheimen Liebesintrigue und sinnt darauf, Rußland wenigstens auf einige Zeit zu verlassen. Diese bevorstehende Scheidung wird zur Ursache, daß die Zusammenkünfte mit der Großfürstin häufiger werden, und nun besteht Poniatowski ein Abenteuer, welches ihn zwar in argen Schrecken versetzt, jedoch einen unerwarteten, höchst erfreulichen Ausgang nimmt. Lassen wir diesen ganzen Vorgang den König selbst erzählen.

„Der glückliche Erfolg meiner verliebten Ausflüge hatte mir das Gefühl der drohenden Gefahr so fremd gemacht, daß ich am 6. Juli der Großfürstin einen Besuch zu machen wagte, ohne sie einmal davon vorher zu benachrichtigen. Ich miethete wie gewöhnlich einen kleinen Wagen, auf dessen Hintersitze mein Bedienter Platz nahm. In dieser Nacht (die eigentlich in Rußland keine Nacht ist) begegneten wir nun zu unserem Unglücke in dem an Oranienbaum grenzenden Wäldchen dem Großfürsten und seiner ganzen Begleitung, Alle in einem stark angeheiterten Zustande. Man fragt meinen Swotschik (Kutscher), wen er führe? Der Kutscher antwortet, er wisse es nicht, mein Bedienter hingegen sagt, es sei ein Schneider. Man läßt uns weiterfahren, aber Elisabeth Woronzow, Ehrenfräulein der Großfürstin und Geliebte des Großfürsten, die zugegen war, läßt über den vermeintlichen Schneider ironische Anspielungen

Digitized by Google

fallen und macht den Großfürsten zornig und eifersüchtig. Als ich nun einige Stunden mit der Großfürstin verbracht hatte und den Pavillon, wo die Zusammenkunft stattfand, verlassen wollte, wurde ich von drei Reitern mit gezückten Säbeln angegriffen, beim Kragen gefaßt und vor den Großfürsten gebracht. Als mich der Großfürst erkannt hatte, ließ er mich unter Escorte einiger Wächter mit sich gehen. Man führte mich den Weg zum Meere und ich glaubte, meine letzte Stunde habe geschlagen, als der Fürst, am Meeresufer angekommen, nach rechts einlenkte und zu einem zweiten Pavillon des Palastes gelangte. Hier fragte er mich in klaren und festen Worten, ob ich zu seiner Frau in sträflichem Verhältnisse stehe? Ich antworte: Nein!

Er: Sagen Sie mir die Wahrheit, denn in diesem Falle läßt sich noch Alles arrangiren; anders hoffen Sie nichts Gutes.

Ich: Ich kann doch nicht das eingestehen, was ich nicht gethan habe.

Nach diesen Worten ging der Großfürst in ein zweites Zimmer, wo er mit jemandem zu berathschlagen schien; zurückgekehrt, sagte er:

„„Gut also; da Sie nicht die Wahrheit eingestehen wollen, bleiben Sie hier bis auf weitere Befehle.““

Er verließ mich wieder und ich blieb im Zimmer mit dem General Bruckdorff. Durch zwei Stunden wechselte ich kein Wort mit dem General, als plötzlich Graf Alexander Schuwalow eintrat. Er war Großinquisitor, Chef jenes furchtbaren Departements, welches man in Rußland „„geheime Kanzlei““ nennt. Gleichsam zur Vermehrung des Schreckens, welchen schon der Name seines Amtes einflößte, war sein häßliches Gesicht durch gräßliche nervöse Zuckungen entstellt, die sich immer einfanden, so oft Schuwalow über Etwas ernst nachdachte. Sein Erscheinen sagte mir, daß die Czarin von Allem unterrichtet war. Er stammelte verlegen einige Worte, deren Sinn ich errathen mußte, und forderte von mir Rechtfertigung. Ich sagte ihm kurz: „„Ich hoffe, daß sie einsehen werden, daß Ihrem Hofe ebenso wie mir viel daran gelegen ist, diese ganze Affaire in Stille abzumachen, und deßhalb fordere ich Sie auf, mich freizulassen.““

Er: (Immer stotternd, denn um das Maß seiner Anmuth voll zu machen, stotterte er.) Sie haben recht, und ich werde trachten, dies abzumachen.

Er entfernte sich und kam nach einer Stunde zurück, um mir zu sagen, daß mich ein Wagen erwarte und daß ich nach Peterhof zurückkehren könne. Der Wagen war unbequem und klein, aber fast ganz aus Glas gemacht, wie eine Laterne. In diesem Vehikel wurde ich um 6 Uhr früh, also bei lichtem Tage, durch tiefen Sand fortgeschleppt, was meine Fahrt bis zur Unendlichkeit verlängerte. In der Nähe von Peterhof stieg ich ab und ging den Rest des Weges zu Fuß, in meinen Mantel gehüllt und die graue Mütze tief über die Ohren gedrückt. Ich sah wie ein Räuber aus, war aber dennoch weniger auffallend als in jener abscheulichen gläsernen Kutsche.

Digitized by Google

In dem Holzgebäude, wo ich mit einigen Hofleuten des Prinzen Karl von Kurland wohnte, angelangt, wollte ich unbemerkt in mein Zimmer kommen, und wählte dazu den Weg durch das offene Fenster. Ich irrte mich jedoch, und als ich hineinsprang, fand ich mich im Zimmer des Generals Roniker, der sich eben rasirte. Einen Augenblick schien er mich für ein Gespenst zu halten, bald aber brachen wir in ein heftiges Gelächter aus. „„Frage mich nicht, woher ich komme"", sagte ich, „„und weßhalb ich diesen ungewöhnlichen Weg genommen und gib mir als guter Landsmann dein Ehrenwort, daß du schweigen wirst."" Er versprach es, und ich begab mich auf mein Zimmer, um zu schlafen, konnte aber kein Auge zudrücken.

Zwei folgende Tage verbrachte ich in der schrecklichsten Ungewißheit; ich merkte es Allen an, daß sie von meinem nächtlichen Abenteuer unterrichtet waren. Endlich fand die Großfürstin Mittel, mir einige Zeilen zu senden, in welchen sie mir schrieb, daß sie die Geliebte ihres Gatten für unsere Sache zu gewinnen suche. Am nachfolgenden Tage kam der Großfürst mit seinem ganzen Trosse nach Peterhof, um den St. Peterstag feierlich zu begehen.

Des Abends war Hofball. Ich tanzte Menuet mit Elisabeth Woronzow und sagte ihr: „„Sie könnten zwei Personen glücklich machen"". „„Es ist schon geschehen"", antwortete sie, „„kommen Sie um 1 Uhr nach Mitternacht mit Naryschkin in den Pavillon Mon-Plaisir, wo der Großfürst mit seiner Frau wohnt."" Ich drückte ihr dankbar die Hand und theilte das Gespräch dem Naryschkin mit."

Poniatowski begibt sich an den verabredeten Ort mit dem Polen Branicki. „In der Nähe des Salons fand ich Elisabeth Woronzow, die mir sagte: „„Warten Sie noch einige Zeit hier, der Großfürst raucht jetzt in Gesellschaft einiger Personen, die er los sein will, ehe er mit Ihnen sprechen wird."" Wir warteten einige Zeit, als auf einmal der Großfürst erscheint und mich mit heiterer Miene anredet: „„Bist Du nicht ein Kind gewesen, daß du mir nicht Alles vertrauen wolltest? Hättest du es gethan, würde sich der ganze Auftritt nicht ereignet haben."" Ich gab es zu und fing nun gleich an, die Weisheit der von dem Großfürsten angeordneten militärischen Reformen zu preisen. Dies schmeichelte ihm ungemein und brachte ihn in einen so trefflichen Humor, daß er ausrief: „„Da wir uns nun so befreundet haben, so fehlt noch jemand dabei!"" Und mit diesen Worten eilte er in das Schlafcabinet seiner Frau, riß sie aus dem Bette, ohne ihr Zeit zu lassen sich anzukleiden. Die Großfürstin erschien ohne Schuhe, bloß in Strümpfen und in einen leichten Ueberwurf gehüllt. Ihr Gemahl zeigt auf mich und sagt zu ihr; „„Da hast du ihn; ich hoffe, ihr werdet nun mit mir zufrieden sein!"" Die Großfürstin benützt nun mit Blitzesschnelle die Gelegenheit und sagt: „„Es fehlt uns bloß noch ein Wort Euerer kaiserlichen Hoheit an den Vicecanzler Woronzow, daß er in Warschau die baldige Rückkehr unseres Freundes bewirke."" (Poniatowski war nämlich abberufen worden.)

Digitized by Google

Der Großfürst ließ sich einen Schreibtisch bringen, und als sich bloß ein einfaches Brett fand, legte er es auf sein Knie und schrieb einen sehr dringenden Brief an Woronzow; einen zweiten ähnlichen, mit Bleistift geschrieben und mit einer Nachschrift seiner Geliebten Elisabeth Woronzow versehen, gab er mir. Ich besitze noch das Original dieses Schreibens, welches lautet:

„„Du kannst sicher sein, daß ich Alles aufbieten werde, damit du früher zurückkommst; ich werde Allen von dir sprechen und dir beweisen, daß ich deiner gedenke.““

Nun fingen wir an, alle Sechse, wie wir zusammen waren, uns zu unterhalten und mit der kleinen Fontaine, die im Zimmer spielte, tausend Possen zu treiben, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Um 4 Uhr früh gingen wir aus einander. Dieser ganze Vorgang kann höchst unglaublich scheinen, doch ist er vollkommen wahr.

Der Großfürst ließ mich oft nach Oranienbaum kommen. Ich kam immer des Abends an, begab mich in die Wohnung der Großfürstin und traf dort den Großfürsten und seine Geliebte. Wir speisten zusammen, worauf der Großfürst sich mit seiner Geliebten entfernte, uns mit folgenden Worten verabschiedend: „Es scheint mir, Kinder, daß ich nun überflüssig bin. . . .“

Hier brechen die Memoiren ab. L. v. Lubitsch.

Der neueste Rebenfeind.

Von Georg R. v. Frauenfeld.

Der unbefriedigende Standpunkt der gegenwärtigen Kenntniß von Phylloxera vastatrix, der Rebenwurzellaus, die seit fünf Jahren der Schrecken der Winzer Frankreichs ist, wird am besten gekennzeichnet durch eine Mittheilung von Georg Pouchet im „Siècle“ vom 29. September d. J. Allerdings fällt innerhalb jener Zeit der für Frankreich so nachtheilige Krieg, ein Zustand in dessen Gefolge stets der geistige Fortschritt stockt, der als die unselige Ursache roher Verwilderung auf lange Zeit das Bessere, Edlere zu Grunde richtet. War auch hier der Fortschritt gehemmt, die volle Thätigkeit durch die traurigen Ereignisse gelähmt, so bleibt es dennoch immerhin auffallend, daß eine Menge Fragen, die der wahre, aufmerksame Naturbeobachter stets unmittelbar ins Auge fassen soll, bisher daselbst noch gar nicht angeregt worden zu sein scheinen. Es ist daher die nachstehend mitgetheilte glückliche Auffindung eines bedeutenden Vorganges im Leben dieses Insects von größter Wichtigkeit.

Digitized by Google

Unter der Aufschrift „Phylloxera vastatrix“ heißt es in jener Mittheilung:

„Unsere Weingärten, besonders im mittägigen Frankreich, vor allem das Rhone-Thal, beherrscht ein furchtbarer vor fünf Jahren noch unbekannter Feind, der heute die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt fesselt. Regierung und Akademie haben eine Commission ernannt, die Verwüstungen der Phylloxera an Ort und Stelle zu studiren und zu versuchen, ob es wahrhaft praktische Mittel gibt, diese schreckliche Blattlaus zu bekämpfen. Wir haben über dieselbe schon gesprochen und werden gewiß Gelegenheit haben wiederholt davon zu sprechen. Dieses obwohl von den Gelehrten seit fünf Jahren beobachtete, doch noch so wenig bekannte Thier ist eine Blattlaus von gelber Farbe, kleiner als die grünen oder schwarzen Blattläuse, welche man an Rosen und Nesseln findet. Es wäre leicht zu studiren, wenn es nicht fast sein ganzes Leben unter der Erde verborgen, hinter den Spalten der Rinde der Rebenwurzeln verbliebe, wo es seinen Rüssel in die Pflanze bohrt um zu saugen.

Die Phylloxera vermehrt sich wahrscheinlich eben so ungeheuer als die gewöhnlichen Blattläuse. Im Herbst z. B. sieht man an der Rose grüne Blattläuse beider Geschlechter. Die Weibchen legen zu dieser Zeit ihre Eier an die Zweige. Aus diesen entwickeln sich im Frühjahr nur Weibchen. Nach 10 bis 12 Tagen erwachsen, gebären sie lebende weibliche Junge, die gleichfalls wieder nach jener Zeit täglich 3 bis 7 Junge bringen. Es ist bei dieser Fruchtbarkeit keineswegs erstaunlich, wenn ein Blattlausweibchen in einem Sommer eine Nachkommenschaft weit über eine Million zählte, würden nicht Naturereignisse diese ungeheure Vermehrung beschränken.

Merkwürdiger Weise findet diese Vermehrung ohne Einfluß der Männchen statt, die den ganzen Sommer hindurch fehlen. Erst nach der 10., 11. Generation erscheinen Männchen und Weibchen, und legen letztere die zu überwinternden Eier. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dasselbe auch bei Phylloxera geschieht, und deren Weibchen unter der Erde während eines Theiles des Jahres ohne Männchen sich in gleicher Weise vermehren; die jüngste Entdeckung geflügelter Phylloxeren (ohne Zweifel Männchen) gibt dieser Vermuthung noch größere Wahrscheinlichkeit. Wir wissen nämlich, dank dem unermüdlichen Beobachter Louis Faucon, der sich die Aufgabe gestellt hat, sie gründlich zu bekämpfen, daß gegen Anfang September mitten in den kranken Weingärten auf der Erde eine Menge geflügelter Individuen erscheinen.

Den 31. August hatte Hr. Faucon an Herrn Gaston Bazille, Präsident der Central-Gartenbaugesellschaft zu Herault, zwölf geflügelte Phylloxeren gesendet. Die Entdeckung war zu interessant, um nicht die Neugier des Letztern auf das lebhafteste zu erregen, der sich sogleich nach Graveron begab um mit Faucon das neue Thier zu beobachten. Hier lagen unsere beiden Agronomen in brennender Sonnenhitze platt auf dem Bauche hingestreckt mit der Lupe in der Hand, ihrem Feinde aufzulauern. Sie sahen die geflügelten Thierchen auf dem

Digitized by Google

Boden lebhaft nach allen Richtungen laufend, mehr von ihren Beinen als von den Flügeln Gebrauch machen. Sie verfolgten wohl an 30, die nicht die mindeste Luft zu fliegen zeigten. An der Spitze eines Grashälmchens plagten sie sich, hielten still, kehrten um, das Hinderniß zu überwinden, bewegten manchmal die Flügel, allein entflohen nicht. Einige Tage später konnte Faucon jedoch bemerken, daß die unverhältnißmäßigen Flügel des Insects, nicht wie er anfangs glaubte, denselben ganz unnütz seien, er sah sie unter lebhaftem Erzittern nicht sehr hoch auffliegen, um jedoch sogleich wieder zur Erde zu fallen. Dies ist aber nicht das Einzige, was man wahrnimmt, wenn man wie unsere beiden Beobachter unserem fast mikroskopischen Thierchen zusieht. Sie bemerkten unter den geflügelten Individuen eine Menge flügelloser Jungen eben so lebhaft herumlaufend und mit ihren Antennen fühlend, gleichsam um das Terrain zu untersuchen und ihren Weg zu sichern.

Man glaubte bisher allgemein, daß die Weinlaus ausschließlich eine unterirdische Lebensweise habe, und den Tag, ohne je an die Oberfläche zu kommen, fliehe. Nachdem es nunmehr festgestellt ist, daß sie wenigstens zu einer gewissen Zeit des Jahres auf die Oberfläche kommt, ist es viel leichter sie zu beobachten. Die Entdeckung Faucons ist ein wichtiger Dienst für den Ackerbau, und sie bestätigt, daß die Kenntniß und Beobachtung der Natur, kurz mit einem Wort die Wissenschaft das beste Mittel für praktische Verbesserungen ist.

Anfangs September findet also die Auswanderung statt; am selben Tage verläßt das Insect die Wurzeln wo es bisher gelebt, um etwas weiter davon (einige Centimeter) an weniger kranken Stöcken frische Nahrung zu suchen. Man sieht sie gegen 2 bis 3 Uhr Nachmittags, die Tageszeit wo man ihnen am häufigsten begegnet, ihre Schlupfwinkel verlassen. Angelangt bei weniger kranken Stöcken, dringen sie wieder in die Erde. Sie kriechen wahrscheinlich in den Ritzen der Rinde der Reben entlang, um die Würzelchen zu erreichen, wo sie dann ihren Saugrüssel wieder einsenken. Die Schwäche und außerordentliche Zartheit dieser Thiere gestattet ihnen durchaus nicht, quer durch die Erde oder den lockersten Sand zu dringen. Wenn man also voraussetzt, daß sie sich unter der Erde vermehren, muß man auch annehmen, daß sie über die lockere Erde wandern. Das würde nach Faucon eine sehr interessante Beobachtung erklären. Es ist dies die Behauptung, daß wo die Blattlaus eine neue Region angriff, es lehmigen Boden der Weingärten bezeichnete, wo aus Mangel an Feuchtigkeit Sprünge im Boden entstanden, die dem Insect leichter zu den Wurzeln zu dringen erlaubten. Andererseits erklärt die Gegenwart geflügelter Individuen, welche höchst wahrscheinlich Männchen sind, und der ungeflügelten Weibchen an der Oberfläche, da der Wind die Thierchen eben so leicht wie den feinsten Staub fortwirbelt, die Verbreitung dieser verderblichen Blattlaus in weiterer Entfernung plötzlich mitten in gesunden Weingärten, wo sie sich dann wie ein Tropfen Oel rings ausbreitet.

Digitized by Google

Man hat auch schon im Thal der Rhone bemerkt, daß diese Landplage der Richtung der herrschenden Winde folgte. Gewährt diese Entdeckung Mittel zur Bekämpfung der Phylloxera? Noch nicht vollständig, allein man sieht, daß wir Schritt für Schritt mehr erkennen, in welcher Richtung die Heilmittel zu suchen sind. Das einzige bisher bekannte wahrhaft wirksame Mittel ist unglücklicherweise in den meisten Fällen nicht anwendbar. Man rettete mehrere tiefliegende Weingärten, indem man sie unter Wasser setzte, allein die wenigsten Pflanzungen kann man derart behandeln, da in der Ebene nur wenig Weincultur besteht. In Gegenden mit fruchtbarem Boden und wo das Uebel eine gewisse Höhe erreicht hat, ist es das Einfachste, die erkrankten Gärten auszurotten und andere Culturen einzuführen, allein es gibt viele sterile Gegenden, wo es absolut unmöglich ist, etwas anders als Wein zu ziehen und die heute furchtbar bedroht sind.

Einige Winzer haben ein, wie es scheint nicht übles Mittel versucht, rings um jede Pflanze in gewisser Tiefe 2 bis 3 handvoll Ruß zu geben und mit Erde zu bedecken. Wir wissen nicht, welchen Erfolg dieses ziemlich rationelle Mittel hatte. Der Ruß enthält analoge Eigenschaften wie Phenylsäure, welche tödtlich für Insecten sind. Wenn es wahr ist, daß die Phylloxera in der Nähe der Stöcke in den Boden dringt, den Rauhheiten und Rissen der Rinde folgend, so dürfte der Ruß sie wohl zurückhalten. Er wird auch auf jene wirken, welche unterhalb schon thätig sind, denn das Regenwasser dringt, mit den tödtlichen Wirkungen des Rußes gesättigt ebenfalls in die Tiefe.

Wir können den Gegenstand nicht verlassen, ohne eine Ansicht kennen zu lernen, die soeben mehrere Vertheidiger erhält, und welcher der Name dessen, der sie aussprach, Guerin Meneville, hohen Werth verleiht. Dieser ist ein eben so ausgezeichneter Agronom als Naturforscher, der sich namentlich viel mit Insecten, wie den Seidenwürmern und Bienen beschäftigt. Er glaube überzeugt zu sein, sagte er uns, daß die Entwicklung der Phylloxera in einer eigenthümlichen Krankheit des Weinstockes ihre Ursache habe, die das Auftreten der Blattlaus begünstigt. Man müsse sich daher vor allem bemühen, diese Krankheit kennen und heilen zu lernen, wonach das Insect von selbst verschwinden werde.

Es ist dies in der That eine ernste Frage, welche die Pathologie der lebenden Wesen im Allgemeinen berührt, sowohl Thiere wie Pflanzen. Man weiß, daß viele Krankheiten von der Erscheinung gewisser Parasiten begleitet sind, eben so gut als man häufig in Verlegenheit ist zu sagen, ob das Uebel die Parasiten, oder die Parasiten das Uebel verursachen. Es ließen sich viele Beispiele geben; hier nur ein sehr sprechendes. Alle Welt kennt den sogenannten Mehlhund (muguet) der Kinder, diese weißen Flecken auf der Zunge und im ganzen Munde. Sie kommen von der Anwesenheit eines mikroskopischen vegetabilischen Parasiten, einer Art Moos oder Pilz, welcher da wuchert wie der

Digitized by Google

Schimmel im sauren Wein. Erscheint der Schimmel weil der Wein sauer geworden, oder macht der Schimmel den Wein sauer? Ist das Kind krank weil es den Mehlhund hat, oder bekommt es den Mehlhund weil es krank ist? Die Chemiker vereinigen sich nicht über das Erste, die Aerzte aber noch weniger über das Zweite.

Es genüge zu sagen, daß Guerin Meneville sich keine Unfehlbarkeit anmaßt. Allein seine Meinung verdient geprüft zu werden. Schon ein anderer Agronom, dessen Kenntnisse zweifellos sind, Baron Thenard, schien sich in einer frühern Sitzung der Akademie gleichfalls der Idee zuzuneigen, welche die Gegenwart und Vermehrung der Phylloxera von einem eigenthümlich krankhaften Zustand des Weinstocks abhängig macht. Gelegentlich der Mittheilung der Untersuchungen über die Art der Verwüstung sagte er, daß sehr geschickte und praktische Weinbauer behaupten, man müsse die Ausbreitung des Uebels der seit lange bestehenden Gewohnheit zuschreiben, den Weinstock in guten wie schlechten Grund zu pflanzen ohne alle Rücksicht auf die Varietäten mit derbem oder zartem Holz und der Wahl des Bodens, in welchem die einen oder andern besser gedeihen. Daselbst kränkeln die Pflanzen, vorzüglich die zärtlicheren, und in Folge dieses Zustandes die Ueberhandnahme des Ungeziefers an den geschwächten Stöcken.

Guerin Meneville verlangt einfach von den Cultivatoren zu versuchen ihre Erde zu verbessern, ihre Cultur in möglichster Weise zu vervollkommnen, die Verwendung besonders guten Düngers. Er empfiehlt überhaupt nicht zurückzuschrecken und einige Jahre auszuharren. Es wird wohl viel brauchen, die gute Beschaffenheit der stark erkrankten Weingärten wiederherzustellen, allein dann wird man auch Meister dieser Geißel sein.

Wir glaubten diese Meinung Guerin Meneville's mittheilen zu sollen. Wir Städter wüßten keine bestimmte Ansicht über die Ursachen eines noch so wenig gekannten Uebels zu geben. Unsere Aufgabe beschränkt sich darauf, die Aufmerksamkeit auf die Meinungen competenter Männer zu lenken, welche in Akademien und gelehrten Gesellschaften auftauchen. Die Weingartenbesitzer müssen untersuchen, beobachten, wahrnehmen, an ihnen ist es den Vortheil wie die Nachtheile, vor allem den Werth der vorgeschlagenen Mittel zu schätzen, und das zu wählen, was ihren Verhältnissen am besten entspricht. Für die Rebenkrankheit gibt es so wenig ein Universalmittel wie für menschliche Krankheiten, der beste Arzt ist nicht immer der Unterrichtetste, sondern sehr oft der aufmerksamste Beobachter.

Georg Pouchet."

Die vorstehende Mittheilung zeigt uns noch dieselbe Ungewißheit, dieselbe Unkenntniß der Lebensweise dieses verderblichen Gastes wie am Anfang seines Auftretens. Die Entdeckung der Wanderung des Insects an die Oberfläche ist der erste und wohl folgenreichste Schritt zur Bekämpfung dieser Pest. Es ist unbegreiflich, daß man zwei Momente bisher ganz unbeachtet ließ, nämlich Zeit und Quelle der Einschleppung zu erforschen, um von diesem Ausgangs-

Digitized by Google

punkte den Fortschritt der Krankheit zu prüfen und die Dauer kennen zu lernen, die zum Absterben des Stockes erforderlich war. In Klosterneuburg, wo dieser Nachweis mit statistischer Genauigkeit festzustellen war, konnte auch, wie ich in meiner frühern Mittheilung über die Phylloxera [1]) zeigte, mit voller Gewißheit angegeben werden, daß nach dem 3. Jahre erst das Erkranken der Reben sich bemerklich machte. Hieraus dürfte der sichere Schluß zu ziehen sein, daß das Insect die Pflanze dem Untergange zuführt, obwohl immerhin die Schwächlichkeit derselben befördernd wirkt. Alle unsere Culturen sind ja Krankenanstalten, alle Culturgewächse sind ja schon hypertrophische ihrer kräftigen Natürlichkeit beraubte in gewisser Beziehung kränkliche Objecte. Wo immer ein Insect feindlich auftritt, findet es in dem durch die Zucht ihrem natürlichen Zustande entfremdeten Gewächs einen zum Angriff geeigneten und für rasch um sich greifende Verheerung höchst günstig vorbereiteten Boden.

Eine weitere namhafte Lücke ist, daß man noch bis jetzt nicht weiß, in welchem Stande das Insect den Winter überdauert, was doch durch Untersuchung der Wurzeln der kranken Stöcke gar leicht zu ermitteln sein dürfte. Eine Menge von Ausgangspunkten für weitere Folgerungen knüpfen sich an solche Erhebungen. Concentrirt sich durch die Entdeckung der Auswanderung der Phylloxera aus der Tiefe an die Oberfläche die Möglichkeit der Verbreitung des Insects entgegenzuwirken auf den Zeitraum von vier Wochen, so ist ja unberechenbar viel schon gewonnen. Kann noch ein weiterer für den Angriff auf dasselbe günstige Moment zu einer eben so bestimmten und beschränkten Zeit aufgefunden werden, so muß die Hoffnung, vollkommen Herr des Uebels zu werden, zur immer größern Gewißheit erwachsen.

Einige in meinem obenerwähnten Aufsatze über die Phylloxera nicht ermittelte Erscheinungen finden nun schon ihre natürliche Erklärung. Weder in Spinngeweben noch in des Nachts brennend aufgestellten Laternen konnten geflügelte Thiere, die doch in Klosterneuburg ebenfalls schon nachgewiesen waren, aufgefunden werden, wenn diese von ihren Flügeln keinen Gebrauch machten, während ihre räthselhafte Verbreitung an einer ganz entfernten Stelle nunmehr wohl begreiflich ist, wenn sie an die Oberfläche kommen, wo sie vom Winde leicht entführt werden können. Auch in der in Gardners Chronicle angeregten Frage, wie denn die Phylloxera nach Portugal kam, muß nun die Entscheidung durch Einschleppung mit Rebstöcken, wie ich es auch als höchst wahrscheinlich in dem erwähnten Aufsatze voraussetzte, die richtigere sein. Findet aber das plötzliche Auftreten an weit entlegenen Districten nur allein in dieser Weise statt, so muß der Nachweis über Zeit und Herkunft der neuverpflanzten Stöcke den vollen Beweis für die Richtigkeit dieser Voraussetzung liefern. Das Mißlichste dabei ist wohl, daß

[1]) Verhandlungen der k. k. zoolog. botan. Gesellschaft, Band XXII.

Digitized by Google

die Anwesenheit des Insects spät erst sich bemerkar macht, wenn es sich überall so wie in Klosterneuburg verhält.

Vor allem ist die zwar vermuthete, aber noch ganz offene Voraussetzung, daß bloß die Männchen geflügelt seien, als von der größten Wichtigkeit zur Entscheidung zu bringen.

Unerläßliche Aufgabe bleibt es aber, die Krankheitserscheinungen genau zu verfolgen und zu prüfen, die Lebensweise des Insects noch ferner in allen Stadien so wie zu allen Jahreszeiten gründlich zu studiren, um durch die vereinigten Ergebnisse ein günstiges Resultat zu erzielen.

---

* Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von R. Eitelberger von Edelberg. Wien, Braumüller.

Von diesem Sammelwerke hat soeben der vierte Band unter dem Titel: Heraclius, von den Farben und Künsten der Römer, die Presse verlassen. Diese Quelle für zum Theil frühmittelalterliche Kunsttechnik ist nach den in London und Paris befindlichen Manuscripten herausgegeben von Albert Ilg. Dem Originaltexte wurde die (erste) deutsche Uebersetzung gegenübergestellt, eine Einleitung verbreitet sich über den kunsthistorischen Werth der alten Schrift, versucht den Titel und die Angabe des Autornamens kritisch zu beleuchten und gibt Andeutungen über die Gesichtspunkte, von welchen aus die Mittheilungen des Buches auch für die moderne Kunst und Kunstindustrie von Bedeutung sind.

Wir heben die faktischen Resultate dieser Untersuchung im Folgenden besonders heraus. Heraclius wurde zuerst 1781 durch den in London lebenden Gelehrten Raspe, jedoch in einem sehr fehlerhaften Abdrucke des Londoner Manuscriptes bekannt gemacht. Diese Publication enthält nur den älteren Theil, also denjenigen, welcher allein den Titel Heraclius hat, während die übrigen Handschriften, vorzugsweise die Compilation des französischen Greffier Jean Le Beyuc in Paris von 1431 diesen alten eigentlichen Grundstock durch zahlreiche, viel spätere Zusätze, allerdings verwandten Inhaltes, vermehrten. Der ältere Theil, in zwei nicht umfangreiche Bücher eingetheilt, ist in lateinischen Hexametern abgefaßt und zeigt in denselben diejenige äußere Form, welche sich durch Reim-Anklänge (noch nicht vollständige, wirkliche Reime) den sogenannten Leoninen nähert, der im 11. und 12. Jahrhundert üblichen Versform. Den Inhalt bilden im ganzen Heraclius, mit Ausnahme einiger über Miniaturmalerei handelnden Vorschriften, durchweg Regeln und Recepte für das Kunsthandwerk.

Jene eigenthümliche Form des Verses und der Sprache im Verein mit manchen historischen Notizen und Anspielungen weisen darauf hin, daß wir den Verfasser des Heraclius in Italien und zwar um die Zeit des 10. Jahrhunderts zu suchen haben. Eine eigenthümliche Bewandtniß hat es mit dem Namen dieses angeblichen Zusammenstellers der beiden ersten Bücher. Ilg will nachweisen, daß wir es keineswegs mit dem Namen desjenigen zu thun haben, von dem die Abfassung der Schrift in der That herrührt, sondern daß in der späteren Zeit des Mittelalters, damals nämlich, als man, wahrscheinlich in Frankreich, die zwei ersten im Metrum abgefaßten Bücher durch ein drittes aus den verschiedensten Quellen compilirtes vermehrte, ein durch zahlreiche Dichtungen und romanartige Erzählungen im Abendlande bekannter fictiver Name eines

Digitized by Google

wunderſamen Kenners edler Steine und magiſcher Kräfte der Natur zum angeblichen Autornamen dieſes Werkes erwählt wurde, weil ähnliche Mittheilungen eben einen Hauptgegenſtand des „Heraclius“ ausmachen.

Sehr intereſſant ſind die Nachrichten, welche der Tractat über das Vorhandenſein einer älteſten italieniſchen Poterie mittheilt. Sie bilden eine willkommene Ergänzung der Lücke, welche in unſerer Kenntniß von der Töpferkunſt dieſes Landes zwiſchen der römiſchen und der durch die Mauren veranlaßten mittelalterlichen Uebung dieſes kunſtinduſtriellen Faches bisher beſtand.

Der Ueberſetzer hat ausführliche Noten und mehrere eingehendere Excurſe beigefügt, von welchen der eine die Verwendung vegetabiliſcher Farben in der Miniaturmalerei, ein zweiter eine Unterſuchung über alt-einheimiſche Töpferei in Italien zur Zeit des Autors und ein längerer dritter eine Ueberſicht der Geſchichte der Oelmalerei bis zu den Gebrüdern van Eyck zum Gegenſtande hat. Der letztere iſt keineswegs in der Abſicht geſchrieben, neue wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über dieſe vielventilirte Frage anzuſtellen, ſondern hat lediglich den Zweck, ein Reſumé der bisherigen Forſchungen hierüber zu bieten, zum beſſeren Verſtändniß der betreffenden, von Oelmalerei handelnden Vorſchriften im dritten Buche.

Rechts- und ſtaatswiſſenſchaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oeſterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 99.: Ueber Zeitberechnung, von Leo Geller. — Amtliches Spruchrepertorium des k. k. oberſten Gerichtshofes. — Nichtamtl. veröffentl. Entſch. des k. k. oberſten Gerichtshofes. 1. Uebernahme der Zahlung einer Schuld auf den Kaufpreis für eine Liegenſchaft? 2. Umfang der Anwendbarkeit des Patentes vom 16. Nov. 1858 über Verfahren in Beſtandſtreitigkeiten. 3. Vorlage von Handelsbüchern. Sie kann wegen unordentlicher Führung der Bücher nur zur Conſtatirung dieſer in den einzelnen Punkten angegebenen Ordnungswidrigkeit nicht nach Art. 37 H. G., ſondern nur nach § 123 a G. O. und Hfd. v. 20. März 1794 begehrt werden. — Amtliches. — Nr. 100: Ueber Zeitberechnung, von Leo Geller (Forſ.). — (II. Spruchrepertorium.) — Nichtamtl. veröffentl. Entſch. des k. k. oberſten Gerichtshofes. Civilſachen. 1. Aufforderungsklage wegen eines vorzunehmenden Baues: Einrede der Unſtatthaftigkeit der Aufforderung. (§§ 324, 340 a. b. G. B.; § 72 a. G. O.) 2. Telegramme, welche die Stelle von gerichtl. Eingaben vertreten ſollen, müſſen den vollen Inhalt der letzteren haben. (Zur M. V. v. 9. Jänner 1869.) 3. Gegenbeweis bezüglich der im § 1052 a. b. G. B. als Uebergabsbedingung erwähnten „Verbindlichkeitserfüllung“ im Falle als letztere durch eine ſeit drei Jahren intabulirte Urkunde nachgewieſen erſcheint. Analoge Anwendung des Pat. v. 1. März 1787. Strafſache. Die Fälſchung einer in einem öffentl. Gewerbe gebrauchten Waage begründet das Verbrechen des Betruges nach § 199 lit. c St. G. — Amtliches.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 99: Sind protokoll. Firmen zur Leiſtung der ſog. actoriſchen Caution zu verhalten? — Handelsrechtsfall zu den Art. 37 und 38 H. G. B.: Die Prüfung der ordnungsmäß. Führung der gegenth. Handelsbücher iſt im Laufe des Rechtsſtreites nur nach Maßgabe der Beſtimmungen des

Digitized by Google

§ 123 a. G. O. und des Hfd. v. 20. März 1794 zuläſſig. — Civilrechtsfälle: Zu §§ 139, 141 und 142 a. b. G. B.: Das von einem ausländ. Gerichte um die Vornahme einer Zwangsmaßregel bezügl. Abnahme eines Kindes requirirte öſt. Gericht hat ſich gegenwärtig zu halten, ob die begehrte Amtshandlung auch den in Oeſterr. geltenden Rechtsgrundſ. entſpricht. — Zu § 915 a. b. G. B.: Einwendung unrichtiger Angaben in der vom Verſicherten ausgeſtellten der Verſich.-Polizze zu Grunde liegenden Declaration Seitens der Aſſecurranz-Geſellſchaft. — Ueber Zuläſſigkeit der Execut.-Führung nach § 314 a. G. O. auf bei dem Executen gepfändete Caſſaſcheine. — Gebührenfall: Geſuche um Eintragung einer Geſellſchaftsfirma in das Handelsregiſter unterliegen dem Stempel von 20 fl. — Strafrechtsfall zu § 488. Uebertret. der Ehrenbeleidigung durch Beſchuld. einer abſichtl. Lüge. — Judicatenbuch des k. k. oberſten Gerichtshofes. (Fortſ.). — Amtliches. — Nr. 100: Handelsrechtsfall zu Art. 34 bis 38 H. G. B. — Concursrechtsfall zu § 127 C. O. — Civilrechtsfälle: 1. Bei der Exceptio rei non sic, sed aliter gestae hat der Kläger über das Klagefaktum den Beweis zu führen; 2. ad § 14 lit. b und 72 Jur. N.; 3. Der Nachweis, daß die Firma eines Kaufmannes protokollirt iſt, kann unter allen Umſtänden nur durch eine amtliche Beſtätigung des betreffenden Handelsgerichtes geführt werden. — Grundbuchsfall zu §§ 61 und 66 G. B. B. — Strafrechtsfall zu § 490 St. G. — Judicatenbuch des k. k. oberſten Gerichtshofes (Fortſetzung). — Amtliches.

Juriſtiſche Blätter. I. Jahrgang Nr. 41: Die Kreisordnung für die 6 öſtlichen Provinzen Preußens. — Wochenſchau. — Correſpondenzen aus Wien und Peſt: Wien. Die Elementarverſicherungs-Actienbank und das k. k. Handelsgericht. — Wien: Vorſchlag eines Preßproviſoriums. — Peſt: Proceß gegen einen Heiratsausſtattungsverein. — Kleine Mittheilungen. — Beilage: Judicatenbuch. — Nichtamtl. veröffentl. Judicate: Verpflichtung zur Verzinſung eines Vermächtniſſes nach 1 Jahre vom Todestage d. Erblaſſers auch ohne Einmahnung (ad §§ 685, 1333, 1334 a. b. G. B.); Wechſelrecht: Vorausſetzung der Beſtellung eines Curator absentis. Wirkung der an ihn geſch. Klagebehändigung. — Handelsrecht: Klagen wider d. öffentl. Geſellſchafter einer protokoll. Firma aus mit demſelben als Privatmanne geſchloſſenen Geſchäften ſind der Handelsgerichtsbarkeit nicht zugewieſen. — Zum § 45 des Grundbuchsgeſetzes.

Oeſterreichiſche Zeitſchrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 50: Academica IV. — Mittheilungen aus der Praxis: Unter welchen Vorausſetzungen die Heimatsgemeinde zur Zahlung von Medicamentenkoſten für einen in fremder Gemeinde lebenden Gemeindeangehörigen im politiſchen Wege verhalten werden kann. — Die Nachweiſung des Beſitzes eines nach § 5 Jagdp. zur ſelbſt. Jagdausübung berechtigenden Grundcomplexes kann nicht von der Auszeichnung im Grundbuche abhängig gemacht werden. — Muſterſtatut für Gemeinde- und Bezirks-Sparcaſſen. — Amtliches.

Zeitſchrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oeſterreich. V. Jahrg. Nr. 50: Bericht über die am 20. Sept. 1872 in Prag abgehaltene 5. ordentl. Generalverſammlung des Vereins der k. k. Notare in Böhmen. — Zur Illuſtrirung unſerer Zuſtände in Vertrags- und Grundbuchsſachen. — Gebührenfälle. — Zum Tabularweſen. — Amtliches.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

König Ludwig I. von Baiern.

Ludwig I. König von Baiern von Karl Theodor Heigel.

Leipzig, Duncker und Humblot 1871.

„Ein Artikel des Testaments König Ludwigs I. verfügt, daß seine in sieben Koffern verwahrten Privatpapiere 50 Jahre lang im Hausarchive verschlossen bleiben, mithin erst im Jahre 1918 der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen; nur eine ebenfalls mit Documenten gefüllte Kiste darf schon nach 25 Jahren geöffnet werden." Heigel, der mit diesen Worten seinen Bericht über die Quellen und Hilfsschriften der Geschichte König Ludwigs beginnt, mußte mit Recht die Frage aufwerfen, ob diesem verborgenen Material gegenüber eine Biographie möglich sei oder nicht. 246 eigenhändig geschriebene Tagebücher, die ganze Familiencorrespondenz, die Briefe mit hervorragenden Fürsten und Staatsmännern, die intimeren Schreiben zwischen dem König, den nächststehenden Künstlern und andern Privatpersonen — alle diese vorhandenen und laut redenden Zeugen eines langen und thätigen Lebens muß Ludwigs heutiger Biograph vermissen und mit Bewußtsein entbehren. Je lockender die einstige Aufgabe sich gestaltet, das vom König selbst gesammelte Material zu einer Darstellung seines Lebens zu benutzen, desto empfindlicher muß der Mangel der Gegenwart berühren, und der Biograph ist in der Lage eines Hungernden bei verschlossenem Brotkorb. Zwar ein immerhin reiches Feld der Forschung hat sich Heigel eröffnet, indem ihm der unversiegelte Nachlaß, der freilich nur amtliche und öffentliche Angelegenheiten berührt, zur Benützung überlassen worden, und auch die Ministerien bereitwillig Einsicht in die Archive gewährten. Es ist daher eine nicht unerhebliche Zahl von neuen Thatsachen durch Heigel bekannt geworden. Auch viele interessante Briefe besonders von Eynard, Hormayr, dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein, Hans v. Gagern, Sulpiz Boisserée, Thorwaldsen, Friedrich Halm, Friedrich von Raumer, Closen, Rückert Meyerbeer, Platen, Frd. Schlegel, Rohmer, Görres u. A. sind zum ersten

Digitized by Google

Mal veröffentlicht worden. Es ist ein reicher und sehr dankenswerther Apparat, den sich Heigel zu verschaffen wußte, um mit Ehren die Concurrenz seines Vorgängers auf diesem Gebiete, des Dr. Sepp bestehen zu können, der schon im Jahr 1869, kaum ein Jahr nach dem Tode Ludwigs I., mit einem ansehnlichen Bande vor der Oeffentlichkeit erschienen war. Das Werk von Sepp, wobei wir zunächst von dem politischen und kirchlichen Standpunkte des Verfassers absehen, wollte etwas mehr leisten als eine Biographie des Königs. Schon der Titel kündigt es als eine Darstellung „des Zeitalters der Wiedergeburt der Künste" an. Aber nicht nur auf diesem Gebiete, sondern eben so sehr in Bezug auf das politische, kirchliche und wissenschaftliche Leben entrollt es weit ausgreifende Bilder. Es ist in gewissem Sinne eine Geschichte Baierns im Zeitalter Ludwigs I. — Indem Sepp die Lebensgeschichte Ludwigs auf dem breiten Hintergrunde des gesammten Culturlebens zu geben sich bemühte, vermochte er die specielleren Quellen für die persönliche Stellung des Königs entbehrlicher erscheinen zu lassen. Die vollendete Individualisirung des darzustellenden Helden, wie man sie von der Biographie erwarten darf, konnte jedoch der Darstellung Sepps nicht gelingen, und auch Heigels ausgedehntere Studien und dessen umfangreicheres Material waren noch keineswegs genügend um die Biographie voraussetzungslos auf die kritische Arbeit des Historikers zu bauen. Durch Anordnung des Stoffes, durch geschmackvollere Auswahl, durch strengeres Festhalten des biographischen Standpunktes erscheint uns das Bild des Königs nach Heigels Zeichnung um Vieles bestimmter, innerlicher und charakteristischer, aber im Ganzen und Großen haben wir es auch hier noch vorherrschend mit der volksthümlichen Ueberlieferung zu thun, welche den zeitgenössischen Schriftsteller auf jedem Blatte erkennen läßt. Ueberall findet man den Darsteller von dem unmittelbar persönlichen Eindruck beeinflußt, welchen der König lebend auf ihn gemacht hatte. Daher kommt es, daß, von dem specifischen kirchlich politischen Standpunkt Sepps abgesehen, der Totaleindruck der beiden genannten Biographien nicht sehr verschieden ist; und wenn die Uebereinstimmung zweier Porträts für die Richtigkeit, Aehnlichkeit und Treue des Originals zu sprechen vermag, so müßte man annehmen, daß von König Ludwig niemals ein anderes Bild, nie eine andere Auffassung in der geschichtlichen Litteratur entstehen könnte, als in den beiden genannten Werken im Ganzen übereinstimmend vorliegt. Aber diese durch das Leben und aus dem Leben genommene Porträtähnlichkeit hat die Vorzüge und Nachtheile einer Photographie an sich und es kann recht wohl sein, daß der einstige Historiker gleich dem Maler genöthigt sein wird da und dort Striche hinzuzufügen, welche dem Gesichte des darzustellenden Helden sehr veränderten Ausdruck verleihen werden. So sicher wie die Verfasser der bis jetzt vorliegenden Biographien König Ludwigs sind wir darüber keineswegs, daß an den Grundzügen ihrer Darstellung die geschichtliche Litteratur immer festhalten werde.

Auch Gervinus hat bekanntlich in seiner Geschichte des XIX. Jahrhun-

Digitized by Google

derts von König Ludwig gesprochen. Man kann nun mit den Anklagen über die Einseitigkeit, ja Unfeinheit dieser Zeichnung vollkommen einverstanden sein ohne deßhalb doch im Mindesten den Gedanken von sich weisen zu müssen, daß es mit der völligen Selbstverständlichkeit der Auffassung, wie sie in den erwähnten Biographien entgegentritt, seine Bedenklichkeit haben dürfte. Man mag wenig oder gar nichts in dem Gervinusschen Gemälde zutreffend finden, ein so felsenfestes Vertrauen auf die Richtigkeit der von den andern überlieferten Photographie werden doch Wenige haben, daß sie sich dem Glauben hinzugeben vermöchten, die Historie werde hier nicht noch ein gewaltiges Stück kritischer Arbeit vor sich haben. Die Biographen des Königs, — der eine in mehr objectiver Haltung, der andere mit sichtlicher persönlicher Theilnahme für die politischen und kirchlichen Grundsätze, welche das Zeitalter König Ludwigs in ihm selbst gleichsam zum Ausdruck gebracht, — diese Biographen sind im Ganzen von einer patriarchalischen Gemüthsstimmung dem Gegenstande gegenüber nicht frei zu sprechen. Es soll damit kein Tadel erhoben werden, welcher das Verdienst dieser Werke schmälert; man hat vielmehr zunächst allen Grund vollkommen dankbar für das Gegebene zu sein. Eine große Vermehrung individueller Züge gegenüber dem, was ohnehin als Anekdote im Volksmunde lebte, war in der Zeit von wenigen Jahren und bei der Hauptsache nach verschlossenem Nachlasse nicht zu erwarten. Wenn man die kleine Sammlung von anmuthigen Charakterzügen und Anekdoten, welche Sepp gesammelt hatte, betrachtet, so ist auch für Heigel das gegebene Material in dieser Richtung so ziemlich erschöpft. Alle diese Anekdoten, in demselben Geiste aufgefaßt, werden dem Leser des einen und des andern Buches am bestimmtesten die Gestalt des Königs einprägen, wie sie schon beim Leben desselben die Grundlage populärer Auffassung waren. Es ist angenehm, daß dieses populäre Bild in Büchern fixirt worden ist, und doppelt verdienstlich, daß es Heigel von den Zuthaten und Parteibemerkungen des Vorgängers gleichsam gereinigt und säuberlich dargestellt hat, aber die Geschichtswissenschaft als solche wird nicht den Kampf mit der volksthümlichen Ueberlieferung scheuen können, und die Kritik, das mag man sich nur gegenwärtig halten, wird sich durch sie nicht beengen und beeinträchtigen lassen. Man wird auf ein verständnißvolles Eingehen in die Persönlichkeit des Königs Ludwig nicht zu verzichten brauchen, wenn man die Frage nach seinen Wirkungen und Erfolgen stellt, man wird den großen Seiten seines Thuns nicht nahe treten, wenn man die Unterlassungssünden nicht beschönigt, man wird die Münchener Kunst nicht schlechter machen, wenn man Halbheit, wo sie sich auf anderem Gebiete findet, als Halbheit bezeichnet. Auch ist es ganz gewiß eine nur zu häufig vorkommende Verwechslung von geistigem und politischem Leben, wenn man Rühmliches zu erzählen auf dem Gebiete der Culturinteressen für unvereinbar hält mit herbem Tadel staatlicher und politischer Verhältnisse. Gar Vieles in Auffassung und Darstellung von König Ludwigs Leben wird selbst in persönlicher Hinsicht als hinfällig erscheinen,

Digitized by Google

wenn reichere Quellen fließen, wenn der Darsteller nicht mehr von persönlichen Eindrücken beirrt sein wird.

Die Persönlichkeit Ludwigs gehört nicht zu den einfachsten Problemen der historischen Kritik und Kunst. Man vermag ihn keineswegs nach einmaligem Sitzen — um in der Sprache des Malers zu bleiben — zu portraitiren. Er hat ein sehr wechselndes Aussehen und kann sehr heiter und sehr finster erscheinen. Ein Uebermaß von Vorsicht und Einschränkung wird man weder dem ersten noch dem zweiten Biographen des Königs zuschreiben können und die Unbescheidenheit, welche an Gervinus im Urtheil über König Ludwig mit Recht getadelt sein mag, muß in gewissem Sinne auch als ein Erbtheil der Lobredner angesehen werden. Man mag die Darstellung Gervinus eine Sünde seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts nennen, gewiß ist, daß der übereifrige Sepp nicht sehr geeignet war Bekehrung zu bewirken. Dem gegenüber hat sich Heigel bemüht in aller Ruhe und Objectivität die Verdienste und die edle Persönlichkeit des Königs ohne Seitenblicke und Ausfälle gegen Andersdenkende in ansprechender Form zu schildern. Man könnte sein Buch als vorzugsweise höflich nicht nur gegen den König selbst, sondern gegen jedermann nennen, gegen alle, selbst gegen die Feinde, die König Ludwig zu Zeiten gehabt hat. Jedermann kann Heigels Buch ohne Aufregung lesen, was bei Sepp überhaupt und im besondern nicht zu erwarten stand. So sehr der König Ludwig in den letzten Jahren seines Lebens die politischen Wundmale jeder Art zu heilen gewußt und gleichsam gelebt hat, um alles in Wohlgefallen aufzulösen, so wenig kann der Geschichtschreiber doch die dunkeln Stellen seiner Geschichte ganz umgehen. Aber es scheint auch in diesem Punkte ein gewisser kindlicher Standpunkt heute noch als Erforderniß einer Biographie in den Augen zahlreicher Leser zu gelten. Man weiß es ja, gar manche fromme Freundin des Königs ließ Messe lesen, als er so sehr gestrauchelt war; wenn aber der Dr. Sepp mit der Miene eines sanften und milden Beichtvaters die ganze Affaire von 1846 bis 1848 mittheilt, und von moralischen Prüfungen und im biblischen Ton von der neuen Esther erzählt, so wird man nicht behaupten, daß die Geschichte König Ludwigs, in diesem Sinne geschrieben, Gegenstand rein wissenschaftlicher Betrachtung wäre. Sicherlich hat die Verleumdung, wie Heigel zeigt, bei der Geschichte der neuen Esther ihre Rolle gespielt, aber dem Gegenstande heißt es doch nach seiner historischen Seite nicht auf den Grund gegangen sein, wenn man eine Untersuchung anstellt, ob Freundschaft oder Liebe die schreckliche Ursache der noch schrecklicheren Folgen war. Auch ist bekanntlich nicht viel damit gewonnen, denn die böse Welt hat dafür gesorgt, daß in beiden Fällen Uebles genug auf den König zurückfiel. Heigel hat mit großem Takt und sinnigem Anstand das heikle Thema abgehandelt. Den Beweis des bloßen Freundschaftsverhältnisses hat er mit Recht nicht sowohl auf die späteren Aussprüche der Tänzerin, als vielmehr auf des Königs eigenes Wort begründet. Im Ganzen kann man nur sagen: in dieser persönlichen Seite der Frage liegt gar nicht

Digitized by Google

das historische Interesse; viel schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn man in Erwägung zieht, wie es allerdings des schlimmen Weibes bedurft zu haben scheint, um die Regierung Baierns aus Bahnen herauszuleiten, welche Ludwig vielleicht selbst nicht billigte. Die Eigenthümlichkeit der Münchener Tannhäuser-Episode liegt offenbar darin, daß König Ludwig im Venusberg keineswegs von Sinnen gekommen ist, wie Leser von Sepps Werk glauben könnten, sondern daß er im Gegentheile einige gesunde Ideen gefunden, wie man sie nicht alle Zeit seiner Regierung nachsagen konnte. Der verhängnißvolle Conflict in dem Drama lag darin, daß in gewöhnlichem Lauf der Dinge viele Nebel die bairischen Berge umflorten und daß es absolut einer spanischen Tänzerin zu bedürfen schien, um etwas Klarheit und Helligkeit in die oberste Staatsregierung zu bringen. Hierin liegt die böse Seite des Capitels, nicht in der Frage ob Freundschaft oder Liebe. Ueber das Eine oder das Andere wird die Muse der Geschichte in weniger schwere Bekümmerniß verfallen dürfen, als darüber, daß durchaus kein edlerer und wohlgesitteterer Zauberer in bairischen Landen sich finden wollte, der etwas besseres Wetter zu machen gewußt hätte, und daß der bairische Abel keinen rüstigen Kain fand, sondern durch eine Tänzerin ausgetrieben werden mußte.

Von dieser Seite betrachtet, dürfte schon heute doch wohl zugestanden werden, daß Mehrfaches im Staate Baiern faul gewesen sein mußte, und daß man denn doch nicht in geschichtlicher Darstellung über die Gründe dieser Fäulniß ganz im Unklaren blieben dürfte. Man darf den Leser von Geschichten des 19. Jahrhunderts doch nicht durch wunderbare Ueberraschungen erfreuen wollen, man darf nicht auf zweihundert Seiten nur Lichtbilder bairischer Geschichte zeichnen, wenn man zu zeigen hat, daß das ganze morsche Gerümpel nachher durch eine Laune des Schicksals umgetanzt worden ist. Um diese guten altbairischen Zeiten zu rechtfertigen, hat Sepp einen consequenten und klaren Standpunkt eingenommen, er hält sie überhaupt für die einzig befriedigenden, die zu schaffen seien, er hält sie für die Musterjahre Baierns in der ganzen Zeit, seit welcher es sich seines königlichen Namens erfreut. Vor König Ludwig wurde in Baiern nach Sepps Geschichte schlecht regiert, denn man regierte unchristlich und unkirchlich, nach Ludwig wurde es noch schlechter, selbverständlich also ist das Zeitalter Ludwigs bis zum Jahre 1846 der Höhepunkt bairischer Geschichte. Wer in diesem Sinne der Darstellung Sepps zu folgen weiß, der muß gestehen, daß hier alles Hand und Fuß hat. Nicht undeutlich läßt Sepp am Schlusse durchblicken, daß die Fabeln von der freimaurerischen Mission der Lola Montez doch nicht ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, was ist also natürlicher als der Schluß: Baiern war glücklich, so lange der Böse in Gestalt einer Tänzerin sich ihm nicht genähert hatte, seither haben es die Freimaurer immer tiefer herunter gebracht.

Nicht so einfach und leicht ist die Aufgabe Heigels gewesen. Er theilt die Meinungen Sepps weder in Bezug auf die Freimaurerei, noch auf den Ver-

Digitized by Google

fall Baierns, noch auf die unbedingte Vortrefflichkeit der Regierung Ludwigs. Sein Standpunkt ist vielmehr in vielen politischen Dingen der, den König zu rechtfertigen und zu entschuldigen; für die gewaltige Reaction nach dem Jahre 1830 will Heigel mehr die Zeit im allgemeinen, Oesterreich, Preußen, auch den Bundestag, die Revolution im Westen, die Reaction im Osten und was dergleichen mehr, verantwortlich gemacht sehen; das kleine Baiern und der in schwieriger Lage befindliche König eines Mittelstaates mußte vorsichtig und nachgiebig sein; bei den besten Intentionen galt es damals sich zu bücken und vorsichtig sich zu schmiegen. So soll nach Heigels Darstellung der König entlastet werden, und in der That persönliche Umstände, persönliche Bemerkungen und Erklärungen des Königs scheinen für die Richtigkeit dieser Auffassung zu sprechen. Was objectiv nicht gerechtfertigt werden kann, soll wenigstens subjectiv keinen Schatten auf des Königs Haupt werfen; in einer idealen Höhe stehend, läßt Heigel die bösen Wetter der Jahre 1830 bis 1848 gewissermaßen unter den Füßen des Königs vorüber ziehen. Und wirklich hat König Ludwig gar manchen hier zu verwerthenden Ausspruch gethan. Wenn man ihm von der katholischen Reaction, von Verfolgung der Protestanten sprach, so wies er wohl stolz auf die gemischte Ehe, in der er selbst lebte oder auf die Beweise seiner Toleranz in der Walhalla. Es lag etwas über das politische Tagesgezänk hoch Erhabenes darin, wie er zuweilen die gewöhnlichsten Dinge aus den höchsten Gesichtspunkten heraus beurtheilte — wobei freilich die Sache selbst — beim Alten blieb.

Und hier ist der Punkt wo sich die Frage aufdrängt, welches die Elemente seien, aus denen sich der Charakter König Ludwigs zusammensetzte. Seine Jugendzeit fällt in die große Epoche der Umwälzungen, welche im Gefolge der französischen Revolution über Europa kam. In Straßburg war Ludwig geboren worden, und im französischen Militärdienst war sein Vater aufgewachsen. Das ganze Erbe der Wittelsbacher mußte in nicht allzuferner Zeit auf die Linie dieses Herzogs Maximilian übergehen, der schon nach wenigen Jahren durch Napoleon zum König von Baiern erhoben worden ist. Der Sohn und Kronprinz Ludwig war aber von anderer Natur. In ihm war bereits der nationale Geist erwacht, der das 19. Jahrhundert bezeichnet. Unklar über die Gegenwart und noch ungewisser über die Zukunft, war der Haß gegen den Imperator das Einzige, was für die deutsche Jugend werth und würdig schien. Aber der Imperator war der Herr, Schöpfer und Wohlthäter des wittelsbachischen Königshauses. In welche Widersprüche verwickelte sich nun die Charakterbildung des jungen geistvollen Prinzen! Politische Wünsche, Straßburg den Franzosen wegzunehmen und napoleonische Rheinbundsherrlichkeit, glühende Verse gegen den Tyrannen, gegen den Zertreter der deutschen Nation und französischer Söldnerdienst, bairischer Großmachtsdurst neben Bewunderung der Tiroler Freiheitskämpfer, hochverrätherische Reden gegen den corsischen Kaiser neben nothgedrungener Submission, — all das stand gleichsam unver-

Digitized by Google

mittelt in Geist und Herzen des jungen Mannes nebeneinander. Die fürstliche Jugend Deutschlands war in eine unheilvolle Doppelstellung gerathen und befand sich in einem endlosen Widerspruch von Wollen und Können, von heimlichen Wünschen und äußerer Zwangslage. Auch der militärische Ehrgeiz des deutschen Fürstensohnes mußte mithelfen diesen Zwiespalt zu vergrößern. Die tapfern Thaten, ja die Feldherrntalente des jungen Prinzen von Baiern mußten — schon wegen der guten Unterthanen — in gehöriges Licht gestellt werden, und auch persönlich gewährte es ein schmeichelhaftes Gefühl, wenn die „bairische Armee" in den französisch-polnischen Schlachten Entscheidungen erfocht. Das Lob des größten Feldherrn aller Zeiten zu erlangen blieb doch immerhin eine schöne Sache, wenngleich die Faust im Sack gegen den Imperator an der Seine sich recht „teutsch" daneben ballte. In diesen unglückseligen Gegensätzen entwickelte sich eine Generation, die zwischen Gedanken und wirklichem Leben unübersteigliche Hindernisse zu sehen sich gewöhnte; eine Generation, die in dem verderblichen Wahn heranwuchs, daß in jedem Menschen zwei Seelen wohnen, die eine für den Haus- und Privatgebrauch, die andere für den öffentlichen Bedarf.

Die Privatseele war frei, hochgesinnt, voll Schwung und geistiger Vertiefung, die öffentliche Seele dagegen hatte nichts als Respect vor den Staatsnothwendigkeiten, einen sehr ausgebildeten Instinct für die Gefahren, von denen der politische Mensch überall und überall bald von der rohen Masse des Pöbels und der bluttriefenden Revolution, bald von den Gewalthabern und Vergewaltigern der Menschheit bedroht war. Die nothwendige Aufmerksamkeit und Bewachung seiner selbst und anderer erweckte dann einen virtuosen Polizeisinn und Polizeigeschmack auch in solchen, welche ihrer Natur nach gar nicht darnach angethan waren.

Am schlimmsten fast wirkte das Zeitalter auf jene, die sich in dem Widerspruch ihrer politischen Stellung auch noch des besonderen Glückes bewußt waren, aus der argen Wirklichkeit in eine bessere Welt der Träume, der Ideale, der Poesie sich retten zu können. Was noch an gesunder Kraft sich hätte durch ruhiges Abwarten conserviren lassen, das verdarb bei solchen Politikern der prickelnde Genuß des Versemachens vollends. Man darf es heute, wo man die politische Poesie ihre mannigfaltigsten Häutungen hat durchmachen gesehen, wohl aussprechen, daß es in schlechten politischen Zeiten in der That nicht leicht ein demoralisirenderes Vergnügen gibt, als die Lyrik. Dieses entnervende Ergießen politischer Schwachheit in hochstrebenden Worten, die leuchtenden großen Thaten in Terzinen und Stanzen, diese verhaltenen Parlamentsreden mögen bezeichnend und interessant sein für eine mehr lange als große Epoche unserer Litteratur, aber sie haben manchen Mann um seine Mannheit gebracht.

Man pflegt unter der Hinweisung auf unsere heutigen, ähnlichen Gefühle und Bestrebungen besondern Werth auf die patriotisch klingenden Lieder König Ludwigs, insbesondere aus der napoleonischen Zeit zu legen. Es sollte aber dabei

Digitized by Google

nicht unausgesprochen bleiben, daß ein reiner Eindruck derselben nur für den möglich sein wird, der die Geschichte Deutschlands nicht kennt, oder nicht zu Rathe zieht. Wer sich der Gabe einer so durchgreifenden historischen Abstraction nicht erfreut, der muß sich sagen: ein bairischer Königssohn durfte nicht so dichten. Wie man es auch wenden mag, darin liegt bei allem Deutschthume ein unerträglicher Zug — eine Verletzung der Lehnstreue, der Wahrheit und des Charakters. Wer den Ruedeger von Pechlarn spielen wollte, der konnte auch schon zu Napoleons Zeiten wissen, daß dies ein blutiger und furchtbarer Gesang von der Nibelungennoth sein müßte. Aber wer für Frankreich Siegesbulletins in München proclamiren ließ, — nicht allzu fremd dem Style des „corsischen" Protectors und Oberherrn, wird der sich wundern dürfen, wenn es Leute gibt, die nun, nachdem in sechzig Jahren Gras genug gewachsen ist, zu den Versen die Köpfe schütteln, und höchstens sagen können: viel Täuschung und Romantik?

Der Kronprinz von Baiern war kein Freund von Montgelas; vielleicht werden die uneröffneten Kisten mehr Licht über dieses Verhältniß verbreiten, Heigel weiß nur anzugeben, daß der Sturz des gewaltigen Ministers, welcher für die Concordats- und andere Pläne der römischen Curie ein unüberstreigliches Hinderniß war, durch Ludwig und Wrede im Vereine mit der Wiener Staatskanzlei zu Wege gebracht wurde. Der nächste Schritt auf dieser Bahn war das Concordat von 1817, der Anfang der Eroberungen Roms im Europa des 19. Jahrhunderts.

Das Vertragsverhältniß, das geschaffen wurde, war gerade nicht beschämend, nicht erniedrigend für die Staatsgewalt, wie spätere Vorgänge ähnlicher Art in anderen Staaten, aber ein Princip war damit aufgestellt, und für Deutschland eine Gasse gemacht, durch welche die römische Hierarchie einziehen konnte und eingezogen ist. Wir vergegenwärtigen uns an dieser Stelle die Haltung und Wirksamkeit Ludwigs überhaupt in den hoch angeschwellten kirchlichen Fragen seiner Zeit. Mit vollem Rechte weist Heigel die Vorwürfe zurück, die man gegen Ludwigs angebliche Intoleranz erhob. Die Anlässe dazu lagen wie häufig in solchen Angelegenheiten in kleinen und unbedeutenden Dingen. Gemischte Ehen, Volksschulen und Gymnasien, vollends die kirchlichen Gebräuche bei der Armee gaben wie überall so auch in Baiern Anlaß zu den mannigfachsten Streitigkeiten. In seltener Uebereinstimmung liegen uns die Nachrichten darüber vor, wie verständig, gemäßigt und meist ohne jede Nebenabsicht der König in diesen Dingen sprach und Entscheidungen traf. Man wird daher nicht behaupten können, daß es Ludwig an Verständniß für solche Dinge fehlte. Aber wie soll man sich daneben erklären, daß er doch ausdrücklich den Ruhm suchte vorzüglichster Förderer der Kirche zu sein und daß sein Biograph Sepp in der That das große Wort aussprechen konnte: „Seit Karl dem Großen hat wohl kein deutscher König, seit Tassilo II. dem Agilolfinger kein bairischer Fürst mehr für Kirchen und Klöster gethan als König Ludwig I."

Digitized by Google

Es ist in der That erstaunlich was die römische Kirche dem König Ludwig bieten durfte, und wie wenig ihn das in seinen Lieblingsneigungen für Kirchen und Klöster störte. Wir holen die Beispiele hiefür nicht aus den Staatsacten der bairischen Verwaltung, nicht aus der furchtbaren Höhe des Einflusses, welchen die Klerisei bei der bairischen Bevölkerung gerade unter König Ludwig gewann, selbst die Privat- und Familienverhältnisse des bairischen Hauses fanden keine Gnade vor den Richtersprüchen Gregors XVI. Als des Königs Stiefmutter Königin Caroline starb, erließ der Papst ein Breve an den Bischof von Augsburg, welches aufs strengste rügt, daß „öffentliche Gebete gesprochen werden für eine Fürstin die in der Ketzerei wie aufs Offenbarste gelebt und so ihr Leben beschlossen hatte." „Ja du hast dich nicht gescheut von ihrem Tod also zu sprechen, als wenn sie von Gott aus dieser Zeit zum ewigen Leben berufen worden sei. Du wirst das Aergerniß wieder gut machen und deine treuen Schafe je nach Ort und Zeit auf geeignete Weise zu schützen nicht unterlassen gegen den eitlen Trug jener Ohrenschmeichler, welche lügnerisch ausbreiten, ein dem katholischen Glauben und der katholischen Gemeinschaft fremder Mensch könne, wenn auch so gestorben, zum ewigen Leben gelangen". Solche dem König bekannte Aeußerungen der römischen Hierarchie vermochten ihn zwar zu verstimmen, aber daß er über das ganze System bedenklich geworden wäre, welches er fortwährend zu unterstützen und auszubreiten im Begriffe war, wird man nicht behaupten können. Mit Enthusiasmus gefiel er sich in der Restauration von aufgehobenen Klöstern und es schien ihm nicht wohl zu sein so lange er nicht die mannigfaltigen mittelalterlichen Gewänder der verschiedensten Orden in seinem Baiern umhergehen sah. Schon 1825 lud er alle Exconventualen der Erzdiöcese München-Freising zur Erklärung ein, ob sie in den Ordensverband zurücktreten würden. Dann erneuerte er von Benectiner-Stiftern: Metten, Wellenburg, St. Stephan in Augsburg, Ottobeuern, Scheiern, Andechs auf dem heiligen Berge. Capuziner, Franziscaner, Carmeliter lebten wieder in fröhlicher Thätigkeit auf, gleich als könnte sich der königliche Gemäldefreund die schönen bairischen Gebirgslandschaften ohne die Staffage brauner, schwarzer und weißer Kutten nicht gut denken. Auch die Liguorianer erhielten in Baiern Heimatsberechtigung. Unter der trügerischen Phrase der nothwendigen Vertiefung des christlichen Gemüths hatte er sich zum unbewußten Werkzeug einer planmäßig vorgehenden Hierarchie gemacht. Während er sich und Andere damit betrog, daß er der katholischen Kirche nichts als Gerechtigkeit zu Theil werden lasse, streute er einen Samen aus, der bis heute nicht wieder ausgejätet werden konnte, und zu dessen Einschränkung selbst die ungeheuren Ereignisse der letzten Jahre nur erst leise Versuche zu machen beginnen.

Persönliche Neigungen, Kindheitserinnerungen, historische Reminiscenzen und Altertümelei waren meist maßgebend für die Beschlüsse des Königs; er faßte die ganze Sache vom Standpunkt der gemüthvollen Seite, der subjectiven religiösen Werthschätzung auf; eine kirchlich politische Betrachtung wäre

Digitized by Google

ihm vollständig ferne gelegen. Man überschätzt und unterschätzt seine Absichten in einem Athem, wenn man ihm etwa irgend eine Planmäßigkeit in der Hebung der hierarchischen Zustände oder gar ultramontane Neigungen zuschreiben will. Das Bezeichnendste, was für diese rein subjective Behandlung der kirchlichen Frage angeführt werden kann, ist das, was Sepp darüber mittheilt, warum Ludwig sich niemals entschlossen habe, die Jesuiten in Baiern aufzunehmen. Die Ursache ihrer Zurücksetzung wäre in einer kleinen Gewissensärgerlichkeit zu suchen, die dem König i. J. 1823 zur österlichen Zeit durch einen Jesuiten bereitet wurde. Wir sind um so weniger in der Lage über die Echtheit der Anekdote etwas zu bemerken, da Heigel die Sache nicht weiter berührt, aber sicherlich vermag man im Allgemeinen zu bestätigen, daß alle Maßregeln Ludwigs auf kirchlichem Gebiete mehr Aehnlichkeit haben mit dem Verfahren einer Künstlernatur bei Entscheidung ästhetischer Fragen, als mit dem eines Staatsmannes und Königs bei Erledigung politischer und kirchlicher Geschäfte. Auch hier das volle Recht der Individualität, des persönlichen Geschmacks, der subjectiven Intuition in Anspruch zu nehmen, erschien dem König Ludwig wie so vielen seiner Zeitgenossen als eine Art von Religion. Unbeschränkte Entwickelung des „schönen Innern" galt gleichsam als Sittenpflicht für jedes Individuum, war es nicht natürlich, daß der König seine königliche Individualität entwickelte und geltend machte? Er hat es zur Zeit seiner Abdankung und später noch selbst ausgesprochen: „Ich bin der letzte König gewesen", und an Wagner in Rom schrieb er: „Habe immer gesagt: wirklich König sein oder die Krone niederlegen und so habe ich nun gethan. Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht. Nicht Sclave zu werden wurde ich Freiherr."

Es lag in König Ludwig eine Art von idealistischem Absolutismus, welcher eben so verschieden ist von dem L'état c'est moi Ludwig des XIV., wie von dem starren System der spanischen Monarchie. Diese „Königskunst" war weder aus einer einseitigen kirchlichen Doctrin noch aus den reactionären Gelüsten der Diplomatie abstrahirt, sie hatte nichts mit dem unbedingten Königsgehorsam eines Jakob II. und nichts mit dem gedankenleeren Erhaltungsprincip der Congresse zu thun. Die Vorstellung von der völlig eigenartigen Macht und dem freien Gestaltungsrecht des Königthums, wie sie sich bei Ludwig und in ähnlicher Weise nur noch bei einem zweiten deutschen König fand, war ein Kind der Zeit, ein schwaches, hinfälliges, kränkliches Geschöpf einer Epoche, wo die Flucht aus der wirklichen Welt, die Einkehr in sich selbst und der Kunstgenuß viele Jünglinge zu schwachen Männern entwickelte. Dieser künstlerische Absolutismus ist eine Species der Monarchie, welche die Welt nicht kennen würde, wenn nicht Deutschland in zwei so feinen Exemplaren unseres Jahrhunderts ihn hervorgebracht hätte. Wir verdanken diesen Königen eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß von der Naturgeschichte des Staates, aber wir vermögen den Biographen nicht auf die Bahn einer Bewunderung

Digitized by Google

zu folgen, welche etwas höchst Specifisches zum allgemein Giltigen machen möchte.

Wo immer zwischen König Ludwig und den politischen Verhältnissen seiner Zeit ein Conflict entstanden war, da lag der Grund nicht sowohl in einer Abneigung gegen constitutionelle Einrichtungen oder gar in dem Hasse gegen das, was man im politischen Leben Freiheit zu nennen sich gewöhnte, sondern vielmehr in der Ueberschätzung der individuellen Thätigkeit und des persönlichen Wollens. König Ludwig empfand die ihn umgebenden Verhältnisse als einen fortwährenden Zwang und Druck, er betrachtete die Eingriffe der Stände als eine Gewaltsamkeit, als eine Tyrannei, und wenn man sich einmal auf seinen Standpunkt stellte, so hatte er darin nicht ganz unrecht; es war doch nicht zu läugnen, daß in einer Zeit, wo jeder Stand, jede Classe, jeder einzelne Mensch nach mehr Freiheit schmachtete, es wie eine Beleidigung aussah, daß nur der erste Mann im Staate in aller und jeder Beziehung beschränkt werden sollte. War sich Ludwig doch bewußt, daß es seine schönsten und edelsten Bestrebungen waren, die man ihm verleidete oder gar vereitelte.

Der Bau der Pinakothek, der Freskenschmuck der Arkaden selbst waren dem Tadel der Opposition anheimgefallen; das Geld zu diesen Unternehmungen wurde verweigert, der Staatshaushalt wurde einer kleinlichen, nergelnden Kritik unterzogen, welche die constitutionellen Verfassungen unseres Jahrhunderts in ihren Kinderschuhen charakterisirt. Auf eine despotische Natur würden die Erscheinungen in den Landtagen, welche der französischen Julirevolution folgten, eine nüchterne reactionäre Stimmung hervorgebracht haben. König Ludwig dagegen empfand die Richtung der Zeit als eine persönliche Kränkung, als eine Enttäuschung, als ein Symptom der Undankbarkeit. In solchen Kämpfen mit einer unbilligen, unbotmäßigen und gehässigen Opposition weiß die Geschichte Beispiele zu nennen, wo Könige nach dem Schwerte gegriffen haben, sie nennt Männer, welche mit kluger Ueberlegung aller Umstände neue und immer neue Wege versucht und eine productive Politik zu verfolgen nicht müde wurden, oder aber mit gewisser Seelengröße das ungern Zugestandene doch gewährten. König Ludwig dagegen schüttete sein Herz in Gedichten aus und zeigte in den unmittelbar praktischen Fragen weder die Macht des Willens noch den Entschluß der Nachgiebigkeit; gegen einzelne Personen konnte er in solchen Verstimmungen recht hart werden, und manchmal lief das Töpfchen so über, daß der König nach Bestrafung von politischen Uebelthätern verlangte, wo schon die rechtlichen Mittel dazu als erschöpft oder als unzulässig erklärt worden waren.

Für Ludwigs Persönlichkeit war das Eingreifen des Bundestages, wie im Jahre 1833 u. ff. wie geschaffen. Es war ihm eine wahre Herzenserleichterung, daß er nicht selbst zum rächenden Zeus zu werden brauchte, und doch war es so erfreulich, daß die göttliche Hand der Gerechtigkeit Organe wie den Bundestag fand. Dabei hatte er gleichsam seine Principien retten können; die

Digitized by Google

theoretische Vorliebe für constitutionelle Zustände konnte bei der Frage der kurhessischen, später der hannoverischen Verfassung das eine Mal sogar officiell zur Geltung gebracht werden.

Ludwigs größte, wichtigste und zugleich ihm eigenthümlichste Schöpfung auf dem Gebiete der allgemeinen Politik war der griechische Königsthron seines Sohnes Otto. Das Bild des Königs wäre nur ein halbes, wenn man ihn nicht mitten in die große philhellenische Bewegung der Zeit gestellt dächte. Die geschichtliche Betrachtung dieser merkwürdigen Erscheinung des 19. Jahrhunderts im Ganzen und Großen kann heute nach allen Seiten hin als eine wohlverstandene und durchaus gereifte bezeichnet werden. Wer die heutigen deutschen Werke über die Griechen-Bewegung würdigt, der ist nicht in Gefahr, daß er den Philhellenismus in Fallmerayer'scher Weise unterschätzt. Auch wer nur der allgemein psychologischen Seite des Ereignisses seine Aufmerksamkeit zuwendet, kann nicht verkennen, daß die Abspannung des öffentlichen Geistes in Europa in dem großen und starken Gefühle, welches alle europäischen Nationen durchdrang, eine Art Correctur erhielt, welche in ihrer Wirkung auf die häuslichen und inneren Verhältnisse des Staatslebens nicht ohne glückliche Folgen geblieben ist; denn man darf es dem Philhellenismus zu nicht geringem Dank nachsagen, daß ohne ihn in England kein Canning sich behauptet hätte, und in Europa das Interventionsprincip Metternichs in schönster Blüthe geblieben wäre. Daß der Kronprinz Ludwig von Baiern, sowie er den Thron bestiegen, seiner Begeisterung keinen Halt gebot, sondern daß er den Griechen mit vollen Zügen seine königliche Hilfe zu Theil werden ließ, gereichte ihm eben so sehr zur Ehre in den Augen des ganzen freisinnigen Europa, als es die Besorgnisse Metternichs in Betreff der neuen bairischen Aera vermehrte. Die Summen, welche König Ludwig aufwendete, die Sorgfalt, die er den nach München zur Ausbildung gekommenen jungen Griechen angedeihen ließ, die völlig uneigennützige und reine Hingebung an eine große Idee bezeichnen ihn im besten Sinne. Hier war eine Richtung gefunden, wo die ideale Betrachtung der Dinge und die praktische Politik einmal Hand in Hand zu gehen vermochten. Heigel bringt in dieser Partie seines Buches eine ganze Reihe der interessantesten Schreiben des Königs besonders an Eynard und den General Heideck. Wann zuerst der Gedanke aufgekommen, die neu zu schaffende Krone Griechenlands auf das Haupt Otto's zu setzen, darüber vermißt man ungern bestimmtere und detaillirtere Mittheilungen. Schätzbares ist uns bereits in dem trefflichen Leben Thiersch's von dessen Sohn bekannt geworden, aber die Verhandlungen, welche der Londoner Conferenz (1830) folgten, nachdem Leopold von Coburg die neue Krone ausgeschlagen, sind entweder noch nicht zugänglich oder von Heigel für die Charakteristik Ludwigs nicht wichtig genug erachtet worden. Auffallend ist nur der Brief H. v. Gagerns, welcher Hinweisung auf Ludwigs zweiten Sohn Otto als König von Griechenland schon am 1. November 1829 enthält, von welcher Zeit an bis zur wirklichen Bestimmung Otto's als König

Digitized by Google

von Griechenland durch die Londoner Conferenz nicht weniger als sieben Candidaturen von Prinzen regierender Familien nach Prokeschs Zählung aufgestellt worden waren. Man möchte darnach vermuthen, daß die wie es scheint von Gagern zuerst ausgesprochene und dann von Thiersch auch in Griechenland eben nicht glücklich verwerthete Idee, Otto wäre gerade wegen seiner Minderjährigkeit besonders gut für den griechischen Thron geeignet, nicht sehr viel Anklang gefunden hat. Die Briefe Ludwigs an Thiersch freilich könnten beweisen, daß es ihm vollkommen fern gelegen hätte, auf die Wahl des künftigen Königs von Griechenland irgendeinen Einfluß zu nehmen, aber wer vermöchte anzunehmen, daß der König hier seine Herzensmeinung eröffnete, wo eine Nothwendigkeit der Aneiferung gegenüber dem Münchener trefflichen Professor wahrlich nicht erst nöthig war. Wie dem auch sei, viel trübe Erfahrungen waren aus der griechischen Episode dem König Ludwig entsprungen, und schon im Jahre 1843 hatte er viel zu klagen, doch damals tröstete er sich noch mit den Worten: „Der Irrthum des Augenblicks verschwindet mit den Menschen und nur die Wahrheit bleibt schließlich siegreich". Wie tief aber dem alten König Ludwig 20 Jahre nachher der Zusammensturz dieses philhellenistischen Jugendtraumes in die Seele schnitt, davon erzählt Heigel einen merkwürdigen Zug: „Das Mißgeschick des Sohnes war für Ludwig ein schwerer Schlag. Wie er selbst später seinem vertrauten Secretär erzählte, lenkte am Abend jenes Tages, welcher die trübe Nachricht brachte, bei der gewöhnlichen Spaziertour sein Kutscher absichtslos zu den Propyläen, — da zuckte der König zusammen und schloß die Augen. Tags darauf wurde Staatsrath Maurer, der mit den griechischen Verhältnissen so wohl vertraut war, zur Tafel des Königs geladen mit der Bemerkung, er solle eine halbe Stunde vor Tischzeit beim Könige vorsprechen. Sowie er in das Gemach trat, fuhr der König von seinem Stuhl in die Höhe und ergoß sich in einer Flut von Vorwürfen gegen diesen und jenen, und von bittersten Selbstanklagen. Sobald Maurer anheben wollte, ihm Trost zuzusprechen, eilte der König ganz verstört im Zimmer umher, kehrte dann wieder zu ihm zurück und begann mit neuen Klagen."

In der That die einzige politische Action, welche eine gewisse Energie und großen Styl verrieth und zu gleicher Zeit so ganz aus der eigensten Herzensmeinung des hellenisch begeisterten Königs gekommen war, hatte ein unrühmliches Ende genommen, und Ludwig mag wohl berechnet haben, wie viele Millionen das verhängnißvolle Unternehmen verschlungen.

Wenn man des Königs eigenes und das Schicksal des Sohnes, den Verlust der ererbten und der für den Sohn erworbenen Krone betrachtet und dann noch in Erwägung zieht, daß der König auch noch am Ende seines Lebens den politischen Bankerott der deutschen Bundesacte und den Zusammenbruch von alledem ansehen mußte, was er als „Teutscher" politisch träumte, so begreift man seinen Ausspruch: „Ich habe umsonst gelebt".

Digitized by Google

Allein diese Phrase, so vollkommen richtig sie ist in Bezug auf das politische Leben und Streben des Königs, wird glücklicher Weise von niemandem bestätigt, der den Menschen und seine Werke als Ganzes nimmt und der mehr auf den geistigen Gehalt blickt in dem, was ein Einzelner für die Cultur seiner Zeit leistete als auf das vorübergehende gleichsam wandelbare Interesse der Tagespolitik.

Noch lange wird Ludwig der Kunstfreund im gesegneten Andenken der spätesten Generationen leben, wenn der Politiker und König vergessen ist. Ja es gibt Persönlichkeiten in der Geschichte, welche um so berühmter zu werden pflegen, je weniger man von ihren Regierungen erzählt und je mehr man von ihren Thaten sieht. Wenn Goethe sagt, daß das schlechte Gedächtniß der Menschen Ursache ihrer Undankbarkeit sei, so gilt auch das Umgekehrte, daß das schlechte Gedächtniß zuweilen die Dankbarkeit der Nachwelt stärkt. Dem König Ludwig ging es eigentlich schon bei seinem Leben so, daß Popularität und Dankbarkeit in dem Maße stiegen, je mehr und weiter er von der Zeit seiner Regierung und Politik sich entfernte. Heute verehrt und liebt man ihn, als den großen Schöpfer und Erbauer der kunstreichen Stadt München, als den größten Kunstfreund und Amateur unseres Jahrhunderts, als den Erbauer herrlicher Kirchen und Tempel, als den Erwecker jeglicher Kunstthätigkeit, als den Bewunderer der Antike, als den geistreichen und witzigen Gast und Bundesgenossen der römischen Kunstwelt, als den edlen deutschen Mann, der den Stolz der Engländer zu dem Geständniß gebeugt: „Der einzige König Ludwig habe für Kunst und Wissenschaft mehr gethan als England in einem halben Jahrhundert."

Heigel hat ein Verzeichniß aus den Cassajournalen zusammengestellt, nach welchem sich als Hauptsumme der von dem König bestrittenen Kosten für Bauten und Kunstanschaffungen 17,889.988 fl. ergeben. Fürwahr, dieses eine arithmetisch festgestellte Exempel der königlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst besagt mehr als ein ganzes Buch seiner Regierungsgeschichte, wenn es auch noch so pietätsvoll geschrieben wäre. Und hier ist der Punkt, wo man ganz und voll die Anerkennung aussprechen soll, die dem Verdienste gebührt. Die kleinliche und nergelnde Art und Weise, welche sich Gervinus auch dieser Seite der Thätigkeit des Königs gegenüber zu Schulden kommen ließ, hat besonders jenen verletzenden Eindruck hervorgebracht, der seine ganze Darstellung als ein Zerrbild erscheinen läßt. Auch die Behauptung, daß der König in Kunstsachen eigentlich nicht einmal ein volles selbständiges Verständniß gehabt, und all die übeln Nachreden, welche auch befreundete Künstler sich unter einander heimlich in die Ohren geraunt haben sollen, hätten niemals in einem ernsten Geschichtswerke Platz finden sollen, denn wo käme man mit der Kritik hin, wenn man den launenhaften Urtheilen einzelner zeitgenössischer Menschen und vollends eifersüchtiger Künstler, Poeten und Gelehrter einen maßgebenden Einfluß auf die geschichtliche Ueberlieferung gestattete. Vielmehr wird es immer

Digitized by Google

dabei bleiben, daß das Königthum Ludwigs von Baiern einen Culturfortschritt ohne Gleichen bezeichnet, zu dem vielleicht die eigenthümlich geartete Natur dieses Wittelsbachers gerade nöthig gewesen sein mag. Staat und Cultur sind nicht jene identischen Begriffe, welche eine verfehlte Geschichtsauffassung so gern verwechselt. Die schlechtesten Staatsmänner können die besten Culturträger sein, und es wäre zu wünschen, daß sich die Biographie des in der menschlichen Naturliegenden Princips der Arbeitstheilung entschiedener bemächtigte. Das Nebeneinanderbestehen und der verschiedene Werth ungleicher Kräfte und Fähigkeiten ist von den Biographen Ludwigs nicht genugsam beachtet. Alle bisherigen Schilderungen dieses Königs sind viel zu sehr unter dem Gesichtspunkte eines einheitlichen Drama abgefaßt. Aber zu niemandem weniger als zu den Personen und Menschen, welche die ersten Decennien unseres Jahrhunderts geistig hervorgebracht haben, paßt diese monistische Vorstellung der menschlichen Seele. Es waren Leute von gewaltigen Antrieben, von innerlich gährenden idealen Richtungen, von religiöser und künstlerischer Vertiefung, aber von unsicherer Ethik und schwacher Staatsweisheit.

Wenn unter unseren heutigen Gelehrten die Astrologie nicht in einem so harten Verruf stände und unsere heutigen Kepplers sich das anmuthige und geistreiche Vergnügen machen wollten, den Menschen das Horoskop zu stellen, eine Sache, die eigentlich viel hübscher war, als die modernen Trivialitäten der Phrenologie oder der Handschriften-Beurtheilungskunde u. s. w., so könnte man sich über die himmlischen Mächte, welche die Stunde von Ludwigs Geburt beherrschten, gewiß einigen. Denn der von allen Weisen der Astrologie als besonders gährend bezeichnete titanisch unberechenbare Uranus muß gewaltig dominirt, die liebebedürftige Venus, auch Pallas und andere kleine Sternchen ihm nahegestanden haben, aber der tapfere männliche Mars und der regierungsgewaltige Jupiter waren in Wolken gehüllt, oder zur Zeit von Ludwigs Geburt am Himmel gar nicht vorhanden.

Die Herkunft der Sekler

und

die atlantidisch-indische oder die Zigeuner-Race.

I.

(Keine Grenzhüter.)

Zu den Fables convenues, wie ihrer Hunderte durch die Weltgeschichte laufen, gehört ohne Zweifel auch die Sage, daß die Sekler in Siebenbürgen „nichts weiter seien, als ein magyarischer Stamm, den die arpadischen Könige als Grenzhüter gegen die Bissenen und Kumanen in ihre heutigen Sitze verpflanzten."

Digitized by Google

Mit diesen Worten drückte sich Herr Paul Hunfalvy mir gegenüber aus, als ich die Abstammung der Sekler bei ihm zur Sprache brachte.

Herr Hunfalvy ist Bibliothekar bei der ungarischen Akademie zu Pest, ich mußte also voraussetzen, daß er für seine Auffassung historische Belege zur Hand habe; auf mein Andringen jedoch, mir solche zur Kenntniß zu geben, räumte er ein, daß solche nicht zu finden wären.

Damit charakterisirt sich die Annahme, daß die Sekler „von den Magyaren angesetzte Grenzhüter" seien, als Hypothese, und hoffe ich im Nachstehenden zeigen zu können, daß sie ohne alle Begründung aufgestellt wurde, bloß hervorgerufen durch die allerdings zweifellose Thatsache, daß durch König Andreas II. im Jahre 1211 die deutschen Ordensritter unter ihrem Großmeister Hermann von Salza das Burzenland zugewiesen bekamen, um von dort aus Siebenbürgen gegen die Kumanen zu schützen, welche damals von der Moldau her Einfälle über den Tömöscher Paß in das Land machten. In ähnlicher Weise waren 100 Jahre vorher, nämlich zur Zeit Kaiser Konrads III. und Friedrichs I., von König Geisa die Sachsen in das Land gerufen und allmälig, erst an der Marosch in den Thälern des Erzgebirges in Chrapundorf und Krako, dann an der Aluta und den beiden Kugelflüssen, in Hermanstadt, Leschkirch und Schenk, endlich weiter im Unterwald und im Nösnerlande, in Bistritz und Rodna angesetzt worden. Diese Colonien haben aber mit der Entstehung der Sekler nicht das Mindeste zu schaffen; letztere sind weit ältere Ansiedler, ja sie kamen, selbst nach der Angabe ungarischer Historiographen, lange vor den Magyaren in ihre heutigen Sitze. Ehe ich jedoch den hier einschlagenden historischen Theil behandle, einige sprachliche Bemerkungen:

Das Wort Sekler, latinisirt Siculi, ungarisch Székely, bedeutet im Ungarischen nicht Grenzhüter, sondern etwa Fuhrmänner, wenigstens ist Szekér der Wagen, Szekeres der Fuhrmann, Szék der Sessel, Szek-biró der Gerichts-baron oder Beisaß; und dürfte sonach der Ausdruck Székely wohl damit combinirt werden; nun waren aber die Vorfahren der Sekler, als welche zweifelsohne Herodots Sigynnen in Ungarns Ebenen angesehen werden dürfen, vorzugsweise Fuhrleute, denn er sagt von ihnen: „ihre Pferde sind rauhharig (lasios) am ganzen Körper, und tragen kleine, stumpfnäsige (simos) [1]) und schwache Männer, aber vor ihre Wagen gespannt, sind sie sehr schnell."

Wir haben also hier schon zu Herodots Zeiten ein Fuhrmännergeschlecht, und wohl wird es erlaubt sein, den ungarischen Ausdruck Szekér, Wagen, als von den Sigynnen in das Magyarische übergegangen zu betrachten, denn an und für sich scheint er nicht magyarisch zu sein.

Diese Sigynnen oder Sigynner hausten aber nicht bloß in Ungarns Ebenen, aus denen sie später durch die Pannonier vertrieben wurden, sondern Stra-

[1]) Dieses simos wird von anderen Uebersetzern indeß auf die Pferde bezogen.

Digitized by Google

ben nennt sie auch in der Nähe des Kaspischen Meeres, Orpheus beim Schwarzen Meere in Asien, und Apollonius endlich an der unteren Donau.

Sie kamen sonach gleich den Zigeunern an mehreren Orten in einzelnen Haufen vor, waren nach Apollonius durchaus verschieden von den Thraken oder Daken, wie von den Kaukasus-Skythen, obwohl sie wie diese medische Kleidung, d. h. Hosen trugen. Dies thaten aber alle Nordvölker der Kälte wegen, wenn sie auch ursprünglich wie die Griechen und Römer sich mit der heute noch bei den Albanesen üblichen Fustanelle begnügt hatten.

Den Grenzhüter bezeichnen die Ungarn mit dem Worte Hatar-ör (nach dem Keltischen wörtlich Hut-land-mann); hat-ár ist Grenze, Hut-land, und határok Grenzsoldat; nirgends aber habe ich entdecken können, daß die Sekler irgendwann mit einem dieser Ausdrücke bezeichnet worden wären.

Sie sind in der That auch keine Grenzer, denn da, wo ihre Sitze seit urältester Zeit angegeben werden, im Hochgebirge an der Aluta nämlich, befinden sich keine practicabeln Uebergänge nach oder von der Moldau her; sie wären also, wenn man trotz alledem an der Idee der Grenzwache festhalten wollte, an einer Stelle angesetzt worden, wo es nichts zu bewachen gibt. In das Burzenland, den militärisch wichtigsten Strich Siebenbürgens, wurden aber die Deutsch-Ordens-Ritter berufen, was offenbar nicht nöthig geworden wäre, wenn der Tömöscher Paß bereits durch die Sekler gedeckt gewesen.

II.

(Keine Hunnen.)

Die Sekler sprechen heutzutage ungarisch; sie sind oder waren dem Stamme nach aber darum doch keine Ungarn, so wenig als die Wallachen Römer, obwohl diese jetzt ein Bauernlateinisch reden; auch die Nachkommen der alten Gallier haben sich zu Anfang des Mittelalters allmälig an das Lateinische gewöhnt, wie die Spanier und die italischen Stämme, aber nicht deßhalb, weil sie überwiegend Römer gewesen, sondern darum, weil bei dem Völker- und Sprachengewirre nach dem Sturz des römischen Reiches es schließlich nur die ohnehin höher gebildete lateinische Sprache war, mittelst deren sich Alle verständigen konnten, namentlich da auch die christliche Geistlichkeit als Bewahrerin der Schrift zu allen Zeiten an der Sprache Roms festhielt.

Ein ähnliches Sprachgewirre liegt auch heute noch in Ungarn vor, darum bis in die neuere Zeit daselbst das Husarenlatein als gemeinsames Idiom, und jetzt, wo das Magyarische ausschließlich in Gebrauch kommen soll, der Sprach- und Nationalitätsstreit mit den Slaven, Wallachen und Deutschen. Die Sekler nahmen im Laufe des Mittelalters das Ungarische als die Sprache der herrschenden Kaste an, weil sie mit ihrem Ur-Seklerischen, um mich so auszudrücken, nach allen Seiten isolirt und noch dazu mit Petschenegen oder Bissenen gemischt, sich nicht halten konnten, auch an Zahl zu gering waren, um etwa eine Rolle spielen zu können, wie die Basken in den Pyrenäen, die Cymraig in Wales

Digitized by Google

oder die vielfach gemischten Völker des Kaukasus. Daß die Sekler aber von Haus aus ein anderes Volk waren als die Magyaren, dies bezeugen schon ungarische Chronisten, indem sie angeben, daß die Sekler: in moribus seveiores seien als die Ungarn, und in divisione agri ceteris Hungaris multum differre videantur (Thwrocz ap. Schwandtn. pag. 78.)

In ihren Sitten wie in der Art, den Acker zu bestellen, waren sie sonach von den Ungarn weit verschieden, können also unmöglich bloß eine ungarische Abzweigung behufs der Grenzbewachung gewesen sein.

Dazu kommt, daß der Notarius (c. 50) mit dürren Worten erklärt: „Siculi, qui primo erant populi Athilae regis", also ein Volk, das mit Attila gekommen oder wenigstens demselben unterworfen war. Sie seien, heißt es weiter: Hunnorum prima fronte in Pannoniam intrantium etiam hac nostra tempestate residui esse dubitantur per neminem. Danach kamen sie gleich mit den ersten Hunnen nach Pannonien, gleichsam als deren Vortrab, blieben aber schließlich in ihren heutigen Sitzen als Residuum, als Ueberrest, weit verschieden von den andern ungarischen Völkern, und dies sowohl „in ipsorum generatione, extraneo nondum permixta sanguine", d. h. in ihrer noch nicht durch fremdes Blut gemischten Herkunft, als, wie schon angeführt, durch rauhere Sitten und anderweite Art den Acker zu bestellen.

Aus dieser hier wörtlich angeführten Notiz geht nun zunächst positiv hervor, daß die Sekler von einem andern Geschlechte stammen als dem der Magyaren, und zweitens, daß sie schon zu Attila's Zeit, also volle fünfhundert Jahre früher als die Magyaren in Pannonien erschienen und den Vortrab der Hunnen bildeten; denn Attila brach um das Jahr 400 nach Chr. in Ungarn ein, die Magyaren kamen aber erst um 900 nach Chr.; keinenfalls können also die Sekler erst von den Magyaren an der Aluta als Grenzwächter angesetzt worden sein, da sie schon Jahrhunderte vorher sich im Lande befunden hatten; und zwar sicher nur da, wo sie, von den Hauptpässen über das Gebirge entfernt, sich in ihrer Nationalität und ihrem ungemischten Blute, trotz aller Völkerstürme, die von den Zeiten der Daken und Römer über Siebenbürgen hereinbrachen, in ihren Hochthälern und Wald-Einöden erhalten konnten.

Den Vortrab der Hunnen bei deren Einbruch in Ungarn können die Sekler indeß nicht wohl gebildet haben, wenigstens dürfte diese Angabe nicht wörtlich aufzufassen sein, denn der Zug der Hunnen nach der Theiß ging sicher nicht über die unwegsamen Gebirge Transsylvaniens, sondern an der Donau aufwärts; denn nur hier fand sich für eine so gewaltige Heermasse der nöthige Bedarf an Lebensmitteln, so namentlich an Fischen, von denen die Hunnen vorzugsweise lebten, insoweit ihr Pferdefleisch nicht ausreichte.

Die Hunnen kamen vom Ural und zogen, wie Jornandes erzählt, längs des Nordrandes des Schwarzen Meeres in die sarmatischen Ebenen an der unteren Donau, also zunächst nach Bessarabien. Dies geschah im Jahre 375 nach Christus; sie verdrängten oder unterwarfen unter Balamir oder Balamber die

Digitized by Google

Ostgothen, welche vor ihnen, aus Ost-Asien her, zwischen dem Ural und Kaspischen Meere in Europa eingerückt waren; denn vor ihrer Ankunft im Skythen-Lande hatten die Gothen, nach demselben Jornandes, der selbst ein Gothe war, auf der Ostseite des Kaspischen Meeres gehaust, dahingeschoben durch die Hiungnu-Türken, welche später als Avaren hinter den Hunnen her in Europa erschienen. Diese Avaren waren ihrerseits von den Chinesen und dann von den ebenfalls türkischen Uiguren (in Europa Kumanen genannt) westwärts getrieben worden, saßen erst lange am Obi, daher ihr Name Obern oder abh-air, Flußleute, und zeigten sich um 557 nach Christus zuerst in Europa, nachdem sie, wie bemerkt, die Hunnen aus dem Ural vertrieben hatten. Die Ostgothen, oder wie sie von den Chinesen genannt werden, die Huten oder Chuten, standen 30 Jahre vor Christus noch am oberen Jaxartes, wie die chinesischen Jahrbücher, die obige Meldung des Jornandes bestätigend, bezeugen. Balamir, der Hunne, unterwarf sie, verheerte dann gemeinschaftlich mit ihnen um 380 nach Chr. Mösien am Südufer der untern Donau, und zerstörte die dort gelegenen rumänisch-griechischen Städte. Sodann zogen die Hunnen unter Uldis, Aptars, Donat, Karaton, Ruas (Rogilas oder Roilas) an der Donau weiter aufwärts und erschienen schließlich unter den Brüdern Bleda und Attila an der Theiß, von wo aus sie Thrazien und Illyrien verwüsteten.

Ihr Zug ging also nicht über die Hochgebirge des Kauka-Landes, wie die Westgothen Siebenbürgen während ihres dortigen Verweilens benannten, sondern entsprechend der Route, welche 500 Jahre nach ihnen auch die Magyaren einschlugen, an der Donau aufwärts: die Sekler an der obern Aluta wurden also nicht von ihnen berührt, wenn schon zugegeben werden kann, daß bei dem allgemeinen Völkersturm gegen das westliche Europa auch Sekler-Schaaren mit fortgerissen und vielleicht in vorderster Linie, prima fronte, an der Spitze einer Abtheilung Hunnen als Wegweiser durch das Alt- und Marosch-Thal Dienste geleistet haben.

Im Jahre 461 nach Chr. wurden die Hunnen durch die Gepiden und Ostgothen zersprengt und wieder völlig aus Ungarn vertrieben; möglich, daß einzelne Schaaren von ihnen sich damals nach dem östlichen Siebenbürgen retteten und hinter dem Sebus-Walde in den Hochthälern des Alt-Flusses bei den Siculern Schutz fanden; die große Masse der Hunnen floh aber viel weiter zurück bis hinter den Dnieper und den Don, von wo sie 500 nach Chr. unter dem Namen Bulgaren (buailc-air Flußleute) wieder gegen die Donau und nach Mösien vordrangen.

Wären die Sekler Hunnen, so müßten sie von den Zeiten Attila's an auch diesen Namen führen, und es wäre nicht abzusehen, wie sie zu der Bezeichnung Siculi, Sekely oder Sekler gekommen sein sollten, wenn dieser Name nicht schon vor den Hunnen im Lande vorhanden gewesen. Die Geschichte kennt die einzelnen hunnischen Stämme und ihre Namen, sie nennt Kutriguren, Unuguren, Saraguren, aber nirgends werden sie, so wenig als ihre Nachkom-

Digitized by Google

men, die Bulgaren, und die noch später auftauchenden Petschenegen (Bissenen, Patzinaken, Piscatir oder Baschkyren), jemals Siculi genannt, weder im Ganzen, noch in irgendeiner ihrer einzelnen Abtheilungen.

Es ergibt sich sonach die Angabe der ungarischen Chroniſten, daß die Sekler Hunnen seien, als Fabel, wobei indeß, wie gesagt, nicht bestritten werden soll, daß einzelne hunnische Abtheilungen als Flüchtlinge bei denselben Aufnahme gefunden haben. (Schluß folgt.)

Allerlei Verse.

Um die Weihnachtszeit wagen sich alljährlich noch Bände und Bändchen mit Gedichten ans Licht. Sie glauben selbst nicht recht daran, daß die der Poesie abholde Gegenwart für sie Muße finden werde um ihrer selbst willen: ihre Hoffnung beruht zumeist auf dem frommen Brauche, einige goldgeränderte Bücher mit zum Schmucke des Gabentisches zu wählen. Zwischen schweren Steinen und leichtem Putz und den tausend Ueberflüssigkeiten, welche die Luxusinduſtrie auf den Markt bringt, wird auch der Poesie noch ein Plätzchen gegönnt, vorausgesetzt, daß sie im Salongewande erscheint, noch besser wenn sie nur als bescheidene Begleiterin „prachtvoller“ Holzschnitte, Stahlstiche und Farbendrucke Zulaß begehrt.

Von den poetischen Erscheinungen, welche sich in den letzten Tagen auf unserem Tische versammelt haben, gehört nicht eigentlich in diese Kategorie „Friedrich Rückerts Kindertodtenlieder“ (Frankfurt, Sauerländer); der Gegenstand läßt doch nur in Ausnahmsfällen die gedachte Verwendung für diese Gedichte zu, und der Name, den sie an der Stirn tragen, sichert ihnen ohnehin die allgemeine Aufmerksamkeit. Gewiß ist Rückert keiner von den Dichtern, in deren Büchern man anhaltend lesen möchte, und auch in den Kindertodtenliedern stört uns nicht selten sein bekanntes Spielen mit Formen und Reimen, stört uns doppelt im Ausdruck eines so unverkennbar wahren und tiefen Schmerzes. Doch eben hier gewinnen wir auch die Ueberzeugung, daß das, was uns häufig gesucht, manierirt vorkommen will, es bei Rückert in der That nicht war. Diese mehr als vierhundert Gedichte schrieb er in einer Periode herber Prüfungen (1833 und 1834) nur für sich selbst und seine Gattin nieder, nur vertraute Freunde erhielten später Einblick in das Heft, erst aus seinem Nachlasse gelangen sie jetzt an die Oeffentlichkeit. Fast alle Kinder erkrankten, die beiden jüngsten starben, und was in der schweren Zeit in seinem Gemüth sich regte an Sorge, Hoffnung, Enttäuschung, Jammer, was ihm Trost gewährte und ihm tröstlich erschien für die Mutter, das nahm Gestalt an in der nur ihm eigenthümlichen Weise. Er stak damals schon tief in dem Studium der orientalischen Poesie, deren gewaltiger Einfluß sich in den Gedanken sowohl

Digitized by Google

wie in der Form verräth. Für die Herausgabe sind wir zu herzlichem Danke verpflichtet. Der Cyklus bildet ein würdiges Gegenstück zu dem Liebesfrühling, wo man aufschlägt fällt der Blick auf Tiefempfundenes oder Tiefgedachtes, echte Herzenstöne, die wunderbar rühren und erheben. Wie ergreifend z. B. ist das Geständniß, daß er sich immer gescheut habe, die halb scherzende halb stolze Frage der Mutter: Gebar ich dir nicht ein schönes Paar? zu bejahen, „denn nichts Schönes bleibt am Leben;“ nun könne er gefahrlos zugeben, daß das Paar zu schön der Erde war. Oder wenn die Geschwister nach dem Tode des kleinen Mädchens immer wiederholen: „Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr“, und der Vater endlich einstimmt:

„So bleibe sie mit euch im Bunde
Und werde schöner jedes Jahr
Und werd' euch lieber jede Stunde!
Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr.“

Und so könnten wir unzählige hervorheben.

Einer Empfehlung bedürfen nicht mehr die Elegien Stephan Milow's „Auf der Scholle“, welche bei G. Weiß in Heidelberg in zweiter Auflage erschienen sind. Das Büchlein hat vor fünf Jahren seinem Verfasser rasch einen Namen gemacht, und so wenig es Aussicht hat mit seinen sinnigen Betrachtungen über die Wechselbeziehungen zwischen der Welt und dem Gemüth, zwischen dem All und dem Dasein des Einzelnen jemals populär zu werden, so fest bürgert es sich in dem einmal erworbenen Freundeskreise ein.

Aus dem gleichen Verlage ging uns eine dritte Sammlung von Gedichten der Gräfin Wickenburg-Almasy zu: „Erlebtes und Erdachtes“. In diesen Versen waltet derselbe kräftige und klare Geist, dieselbe Neigung zu ernster Betrachtung, welche ihre früheren Gedichte so anziehend machten. Doch der Kreis der Anschauungen der Dichterin hat sich erweitert wie der Interessen, welche sie an das Leben ketten. Auch dieses Bändchen bietet neben dem Eigenen wieder sehr gelungene Uebertragungen aus neuern, namentlich englischen Dichtern.

Dieselbe Dichterin hat in Gemeinschaft mit ihrem Gatten Grafen Albrecht Wickenburg ein Werk von Michael Drayton in das Deutsche übertragen. Wenn von dessen einst hochgeschätzten Dichtungen, die auch in England schon zu den vergessenen gehören, eine geeignet ist, unserer Zeit in Erinnerung gebracht zu werden, so ist dies allerdings die anmuthige Elfenballade „Nymphidia“. Die Personen und — um uns ganz theatermäßig auszudrücken — die Decorationen und Requisiten sind die aus Mercutio's Erzählung von der Königin Mab und aus dem Sommernachtstraum wohlbekannten; die Nachdichtung ist eine sorgfältige und bewegt sich in so fließenden Versen, daß auch dieses Gedicht neben Spensers Feenkönigin (in Gustav Schwetschke's Uebersetzung) bei den Freunden englischer Poesie seinen Platz finden wird. Schade,

Digitized by Google

daß die Verlagshandlung (ebenfalls G. Weiß in Heidelberg), welche das Buch in glänzendem Gewande auftreten lassen wollte, keinen geeigneteren Illustrator zu finden wußte als Ed. Ille, dessen Zeichnungen keine Spur von der Grazie und der Schalkhaftigkeit des Gedichtes haben, und auch unter dem Gesichtspunkte der bloßen Mache sehr viel zu wünschen lassen.

In „Krieg und Hütte" (Hamburg, Hoffmann und Campe) frischt Joh. Hinrich Fehrs die Erinnerung an die ersten Kämpfe um Schleswig-Holstein auf, wohl nicht ohne Absicht für die Gegenwart den Streit der Meinungen betonend, welcher neben dem blutigen Streite einherging. Ein Idyll mit ernstem Hintergrunde und ein Zeichen, daß dortzulande auch nach Voß und Hebbel das Idyll immer vorzüglich günstigen Boden findet.

Wiewohl angehende Kunstliebhaber vor einem großen figurenreichen Gemälde ihre Bewunderung und Verwunderung darüber äußern, „wie viel Zeit" der Künstler auf sein Werk verwendet haben möge, so füllen wir uns nach der Lectüre des „Salomon, König von Ungarn" von Julius v. d. Traun (Wien, Faesy u. Frick) zu dem neidischen Ausrufe versucht: Wie viel Zeit muß der Dichter übrig haben! Vierzig Gesänge, schlecht gerechnet 2000 vierzeilige Strophen in Blankversen — und wer begeisterte ihn zu einem so umfangreichen Werke? Ein Königssohn, der in schon sehr grauen Zeiten mit seinen Vettern um den Besitz der Krone Ungarns stritt, bald glücklich bald unglücklich, bald mit Nonnen bald mit Heidinnen im Bunde, aber immer eine höchst gleichgiltige Person bleibt. Daß der Verfasser wohlklingende Verse zu bauen versteht, war uns schon früher bekannt, die neue Arbeit gibt Zeugniß von eingehenden historischen, archäologischen und ethnographischen Studien, manches einzelne Bild ist ihm recht wohl gelungen, allein wir fürchten, daß nur wenige Leser dem Stoffe das gleiche Interesse abgewinnen werden wie der Dichter.

Scheinbar im Widerspruche mit den Bemerkungen zu Anfang dieser Umschau steht die Thatsache, daß ein unter dem Titel „Der neue Tanhäuser" (Wien, Rosner) erschienener Cyklus von Gedichten eines Ungenannten rasch fünf Auflagen erlebt hat; aber auch nur scheinbar. Seinen Erfolg verdankt dieses zierliche Buch ganz sicherlich nicht den vielen wirklich vortrefflichen Gedichten darin, sondern denjenigen, welche Liebesabenteuer mit einem Realismus schildern, der auch vor Rohheit nicht zurückschrickt. Dieser Vorwurf trifft allerdings nur Ausnahmen, und wir sind weit entfernt, der glühenden Sinnlichkeit, welche sich so meisterhaft gebauter Verse bedient, das Recht der Existenz bestreiten zu wollen. Andererseits können wir in die Begeisterung, welche „der neue Tanhäuser" mehrfach hervorgerufen hat, nicht einstimmen. Herr Gottschall hat, wie wir durch den beigegebenen Prospect erfahren, in dem Dichter den Verkündiger „modernster Liebesphilosophie" entdeckt. Nun scheinen uns Rausch und Katzenjammer keineswegs „modernste" Erfindungen zu sein, und der Katzenjammer bleibt unter allen Umständen ein trauriger Geselle, ob er sein Morali-

Digitized by Google

siren „aus eigenem" bestreitet oder bei Schopenhauer Anleihen macht. Ueberdies haben die neuigen Reflexionen etwas innerlich Unwahres. Wir könnten dem Dichter mit seinem Meister Heine sagen: Man macht nicht so viel Worte, wenn man den Abschied gibt. Aber auch abgesehen davon wird er wenig Glauben verdienen, wenn er die Trunkenheit der Liebe, die er mit so blühenden Farben malt, gelegentlich als Jugendverirrung behandelt und ihr die wahre „Minne" entgegenstellt. Hafis behält denn doch Recht mit seinem Satze

Daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn,

und das Vorgeben, Tanhäuser gebe sich selbst nur als abschreckendes Beispiel, schmeckt gar zu sehr nach dem Schiller'schen Recept:

Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Um aufzuräumen reihen wir hier endlich noch Alfred v. Wurzbachs „Novelle in Versen: Laura" (Wien, Rosner) an — Lesefrüchte aus Byron und Wieland, vielleicht auch aus dem „Hans v. Katzenfingen", nur leider ohne irgendeine von den Eigenschaften, welche den Vorbildern Werth geben. R.

Oesterreichs Waffenfabrication im Mittelalter.

(H. M.) Bogen und Pfeile, wie schon im Alterthume so auch während des ganzen Mittelalters zur Jagd und zum Kampfe gebraucht, machten frühzeitig eigene Gewerbe zu ihrer Herstellung nöthig. Schon auf dem ältesten Stadtplane Wiens aus dem 12. Jahrhunderte werden die „Bogner" (arcatores) die Verfertiger von Bogen und Armbrusten, angeführt. Wegen ihrer genauen Bekanntschaft mit einer der üblichsten Waffen spielten sie nebst den „Pfeilschnitzern" eine hervorragende Rolle unter den bürgerlichen Stadtwehren. Kaiser Karl IV. wies den Bognern zu Prag in einem Privilegium vom 15. Juni 1360 ihre Wohnung auf den Thürmen an, um von dort aus die Stadt zu vertheidigen, und in ähnlicher Weise sind, wie aus der Stadtordnung des Herzogs Rudolfs IV. vom 20. Juli 1361 hervorgeht, die Bogner und Pfeilschnitzer vordem ausschließlich zum Waffendienste auf den Ringmauern Wiens verwendet worden. Auf den Ort der einstigen Arbeits- und Verkaufsstätten der ersteren weist noch jetzt der Name der „Bognergasse" hin.

Die Pfeilschnitzer, obgleich mit der Zunft der Bogner vereinigt, machten ein von diesen getrenntes Gewerbe aus und theilten sich häufig wieder in solche, welche die eiserne Pfeilspitze, und solche, welche den Schaft verfertigten. Die bloßen Pfeilspitzen oder „Pfeileisen" wurden „ungeschiffte", ungeschäftete Pfeile, die Verfertiger des Schaftes insbesondere „Pfeilschifter" genannt. Zu dem

Digitized by Google

Schafte bediente man sich am liebsten des Eschenholzes; Kaiser Maximilian I. gab am 9. Mai 1498 dem Pfeilmacher Louis de Lange die Weisung: er solle „das Eybin und lanng geschlacht eschin holtz" allenthalben fleissig aufsuchen und wo er es finde, bewirken, daß dasselbe nicht mehr gehauen und abgeschlagen werde. Von den 5000 Pfeilen, welche die Stadt Wien im Jahre 1445 für ihre Söldner anschaffte, kostete das Tausend sechs Gulden; überhaupt scheint der Preis für das Tausend zwischen fünf und sechs Gulden geschwankt zu haben.

Die Güte der Waffe pflegt man einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, und noch in einer späteren Handwerksordnung für Wien vom Jahre 1527 wurde in Bezug auf die Bogner und Pfeilschnitzer anbefohlen, „daß hiefür keine neue Armbrust zu Wien verkauft werden soll sie sei da gemacht oder dargebracht, noch ein Werkzeug, dem Handwerk dienstlich, es haben es denn zuvor die Geschworenen beschaut."

Als Bogen, Armbrust und Pfeile durch die Ausbreitung der Feuerwaffen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden, machten sich manche Bogner auch an die Anfertigung von Gewehren. Zwar traten schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Büchsenmacher zu Wien als eigene Innung auf, gaben sich aber doch nur als eine Gattung von Schlossern oder Schmieden und erhielten daher am 28. Juli 1451 mit den Schlossern und Uhrmachern sowie 1497 die Büchsenmacher in Krain mit den Schmieden, Schlossern, Messerern und Sporern, eine gemeinsame Handwerksordnung.

Aus dem ersterwähnten Documente wird ersichtlich, daß Bogner und Büchsenschäfter in Wien sich Anfangs mehr auf Herrichtung ausländischer Waare als auf eigene Erzeugung verlegten, welcher Mißbrauch ihnen ausdrücklich verboten wurde: „weil auch firkombt, das die Tischler, Pogner vnd Püxenschiffter unserer Stat Wien bißhero von den auslendern oder anderer arten vilerlei vnnutze arbeit auffkauffen, an die Truhen, Caßten, Stahel (Armbruste) vnd Püxenschafft zuschlagen, dardurch menigelich (der solche vnbeschaute arbeit kaufft) großer schaden entstanden, vnd den Bürgerlichen Schlossern abbruch vnd nachred geschechen ist, soll Inen hinfüro Zuerhaltung gueter ordnung soliche arbait bei straff nidergelegt sein, vnd sich ain Jeder mit seinem handtwerkh, das er gelernet hat, ernöhren."

Schon unter Maximilian I. wurde an einigen Orten die Erzeugung von Handbüchsen in ziemlichem Umfange betrieben, denn im Jahre 1518 bewilligte dieser Kaiser dem Büchsenmeister Hans Sarles, bei seinem Hause im Kerschenthal in Tirol eine Mühle sammt Hammerwerk zu erbauen, um seine Büchsen darin zu schmieden. Nach dem Ablaufe des Mittelalters nahm die Gewehrfabrication einen noch merklicheren Aufschwung besonders in einigen Gegenden Ober-Oesterreichs, Tirols und Steiermarks. Im Jahre 1538 wurden Haken und andere Büchsen vom steirischen Erzberge, von den Hämmern und insbesondere von dem Hammergewerken Peter Hofkircher zu Mürzzuschlag geliefert.

Digitized by Google

Auch die Verbesserungen, welche anderwärts in der Construction der Gewehre vorgenommen wurden, eignete man sich in Oesterreich schnell genug an, und die Erzeugung wurde allmälig eine so ausgiebige, daß man sich bewogen fand, der zu großen Verbreitung gewisser verbesserter Handbüchsen aus polizeilichen Gründen ein Ziel zu setzen. Durch ein Mandat vom 2. Februar 1528 wurden für Oesterreich ob der Enns, durch ein ähnliches Mandat vom 20. Februar 1532 für Tirol die „selbstzündenden" oder „selbstschlagenden" Handbüchsen verboten; die Schlosser und Schmiede im Lande, die „solich selbschlagend vnd ander Püchsen" machten, sollten verwarnt und mit Strafe bedroht werden, „weil mordts, entleybungen, rawberey vnd annder vnrat vnd beschedigung" daraus erfolgt wären.

Unter den selbstzündenden Büchsen wurden wahrscheinlich solche verstanden, die, statt mit dem gewöhnlichen alten Luntenschlosse, mit dem 1515 erfundenen Radschlosse versehen waren und bei welchen daher die Zündung durch Schwefelkies geschah.

Neben den Kleingewehren wurden in Oesterreich auch Geschütze erzeugt, und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bereits aus Kanonenmetall gegossen, während man sie früher aus Eisen geschmiedet hatte. Schon 1472 besaß die Stadt Wien eine Gießhütte im Tiefen Graben. Kaiser Maximilian I. nahm mehrere Büchsengießer in seine Dienste, so 1500 den Hans Apotzeller, 1509 den Hans Schnee u. s. w. Auch später gab es eigene königliche Büchsengießer, z. B. Georg Perger in Graz, auf dessen Drängen dort 1535 schleunigst ein Gießhaus hergestellt werden mußte.

Spieße, als die Hauptangriffswaffe des Fußvolks wurden in hinreichender Menge angefertigt; unter den Wiener Handwerksinnungen vom Jahre 1405 treten auch „Speerschnitzer" auf. Noch größer wurde der Bedarf seit der Aufstellung der Lanzknechte. In den Zeughäusern verwahrte man die „Lanzknechtspieße", die „geschiften spies Landsknechtisch" in Bündeln oder sogenannten „Buschen" zu sieben Stück. Im Preise standen sie ziemlich niedrig; sechzig lange Spieße, welche im August 1537 dem Hauptmanne der Stadt Wien, Lorenz Iglshofer, für seine Lanzknechte gegeben wurden, kosteten 20 Gulden.

Das Schwert, früher die ausschließliche Ehrenwaffe des reitenden Kriegsadels, beschäftigte doppelt viele Hände, seit es mehr und mehr auch bei dem Fußvolke Eingang fand. Die „Schwertschmiede", „Schwertfeger", häufig auch „Schwertfürber" genannt, was die nämliche Bedeutung hatte, geriethen in manche geschäftliche Reibung mit den „Messerern" oder Messerschmieden. In Wien durften sie nach den Handwerksordnungen von 1470 und 1502 nicht bloß bereits gebrauchte Klingen putzen, sondern auch neu angefertigte poliren und Scheiden dazu machen, letztere jedoch nicht in ihren Läden feilbieten. Gleich den Messerern konnten sie lange Degen mit was immer für Knöpfen verfertigen, nicht aber Schalen von bloßem Holze, sondern nur überzogene Hefte. Den Messerern war untersagt, ungarische Schwertklingen anzunehmen und zu

Digitized by Google

langen zweischneidigen Degen zu verarbeiten. Im Jahre 1502 wurde den Bürgern zu Bruck an der Mur gestattet, nebst anderen Schmieden auch Klingenschmieden zu errichten und neben ihrem besonderen Zeichen das Stadtwappen auf ihre Fabricate zu schlagen, denn die Klingenschmiede hatten, gleich den Steinmetzen, ihre Zeichen, die sie den von ihnen gelieferten Schwertern einschlugen und dann mit Silber oder Messing auslegten. Solingen, der berühmte Sitz der deutschen Klingenfabrication, soll seine ersten Klingenschmiede aus der Steiermark erhalten haben.

Noch geschicktere Hände, als die Anfertigung der bisher angeführten Trutzwaffen, erforderte die der großen Schutzwaffen, der Panzer und Harnische, deren Last sich die Träger gleichsam dadurch zu erleichtern glaubten, daß sie möglichst viele Pracht und Kunstfertigkeit daran verschwendet wissen wollten.

Der gemeine Schuppenharnisch wurde bei der vornehmen Ritterschaft niemals heimisch; vielmehr bestanden in den Abendländern die besseren Harnische frühzeitig, noch vor den Kreuzzügen, aus Ringgeflecht. Wir begegnen daher in Oesterreich zunächst den „Ringlern", wie man jene Waffenschmiede nannte, welche dergleichen Ring- oder Kettenpanzer erzeugten. Ihre beispiellos mühsame Arbeit wurde ihnen seit dem 14. Jahrhunderte durch die Erfindung des Drahtziehens erleichtert, worauf dann in Wien und anderwärts neben den Ringlern die „Eisenzieher", d. i. die Drahtzieher, auftreten.

Indeß beschränkte sich seit dem 15. Jahrhunderte jenes Ringgeflechte lediglich auf Panzerhemden und Helmgehänge, denn an die Stelle des Kettenpanzers war allmälig der besser schützende Plattenharnisch getreten. Die Panzerschmiede wurden von da an gewöhnlich „Plattner" genannt. Weil aber die Benennung „Brünne", die Anfangs bloß für den Brustharnisch gedient hatte, später häufig für den ganzen Harnisch gebraucht wurde, hießen sie auch „Brünner" oder „Brunner". Eine andere ältere Bezeichnung für sie war das Wort „Sarwürcher" (Sarwerker) von dem alten sar oder sarc: Panzer, sarwerc: Rüstung. Wohl gab es ursprünglich gewisse Unterschiede in den Geschäftszweigen der Plattner, Brunner und Sarwürcher, die noch bei der großen Fürstenzusammenkunft in Wien 1515 als gesonderte Innungen dem Einzuge beiwohnten; doch waren diese Unterschiede nicht von Belang, konnten daher auch in den Handwerksordnungen, die wir aus jener Zeit besitzen, nie genau festgestellt werden und mögen sich nach und nach ausgeglichen haben.

In Prag bildeten um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Plattner den eigentlichen Mittelpunkt der Waffengewerke; an ihre grüne Zunftfahne, welche einen Mann im vollen Küraß mit Schwert und Sporn als Inbild hatte, schlossen sich zugleich die Innungen der Helmschmiede, Panzermacher, Schwertfeger u. s. w. an. Die „Plattnerstraße" erinnert dort noch heutzutage an jene berühmte Zunft. — In Wien erhielten sie umständliche Handwerksordnungen, aus welchen hervorgeht, daß man nicht geringe Anforderungen an ihre Kunstfertigkeit stellte. Das Plattnerrecht vom 31. October 1469 bestimmte, daß

Digitized by Google

es unter ihnen keine Meister geben dürfe, „die nicht und (zwar) mit der Hand künnen machen aknen gantzen manns harnisch.“ Item, so heißt es in einer anderen Verordnung, die Meister sollen gedenken, daß sie mit gutem Zeug arbeiten und die Härte recht geben, auch die „Klumbsen“ (Risse) verschlagen und vermachen. Und in der Beschau soll gutes Aufsehen geschehen, damit die Polirer dem Harnisch die rechte „Prein“ (Politur) geben, und wenn das gethan ist, sollen die Plattner ihre „March“ (Fabrikzeichen) darauf schlagen.

Zur Zeit des Kaisers Maximilian I. und auch wohl schon vor seinem Regierungsantritte lieferte besonders Tirol vorzügliche Plattner- und Harnischarbeit, worüber sich im „Weißkunig“ folgende interessante Nachweisung findet: „Dieser Jung Weißkunig hat in seiner Städte einen, genannt Innsbruck, eine große Plattnerei aufgericht, darinnen hat er machen lassen mancherlei Renn- und Stechzeug. Es sein auch etlich Personen aus dem Geschlecht Treizsaurweyn gewesen, die haben mit dem harnasch dermassen ein hert kundt, daß man mit keinem Armbrust dadurch schießen hat mügen, dieselb Kunst ist eines theils durch der obgemeldten Personen Absterben verloren gewest. Aber es ist ein Meister zu Muleyn gesessen, mit Namen Caspar Riederer, der der obgemeldten Personen Knecht gewesen ist, derselb hat dem jungen Weißkunig von dieser Kunst gesagt, darauf hat der kunig derselben Kunst mit großem Fleiß nachgedacht und die aus seinem eigen verstand erfunden, und die seinem Hofplatner in der obgemeldten Platnerei, mit Namen Conrad Seysenhofer, gelernt und unterwiesen. Und der gedachte Weißkunig hat in der bemeldten seiner Platnerei mit dieser künstlichen hert, die allen andern verborgen was (war), viel kunigen, fürsten und mächtigen Herren kiriß machen laßen und verehrt. Weiter so hat der Weißkunig in der obgedachten Platnerei wunderlich harnisch für sein Kriegsvolk zu den Streiten und Kriegen machen lassen. Und nemlichen so hat dieser kunig in dem kriegsharnasch eine neue Kunst erdacht, daß man in seiner Platnerei auf einmal dreißig Vordertheil, desgleichen Hintertheil aufgeformt hat, dardurch in seiner Platnerei in einem Jahr ein große Anzahl Harnisch für die Landsknecht, die zu Fuß gefochten und gestritten haben, gemacht worden ist.“

Diese Erzählung ist, beiläufig gesagt, auch deßhalb bemerkenswerth, weil sie die Personen, um welche es sich handelt, mit ihren wirklichen Namen nennt, während die übrigen Abschnitte des „Weißkunig“ bloß erdichtete und symbolische Namen anzuführen pflegen. Offenbar hat Maximilians Geheimschreiber, Marcus Treitzsauerwein, als er den Stoff des „Weißkunig“ ordnete, bei diesem Anlasse der Eitelkeit nicht widerstehen können, seinen Vorfahren ein kleines Denkmal zu setzen.

Wenn man von dem Umstande, daß Maximilian alle Erfindungen und Verbesserungen gewöhntermaßen selbst gemacht haben will, absieht, so ist der Kern der Sache der: daß vormals Angehörige der Familie Treitzsauerwein in Innsbruck gute und besonders durch die Härte des Stahls ausgezeichnete Harnische geliefert haben, daß nach ihrem Tode diese Kunst des Härtens beinahe ins

Digitized by Google

Vergessen gekommen wäre, wenn nicht einer ihrer vormaligen Gesellen sie im Gedächtniß behalten und dem Kaiser Maximilian mitgetheilt hätte, welcher dann seinen Hofplattner Konrad Seusenhofer nach dieser Methode arbeiten ließ. Die Angabe, daß man auf einmal dreißig Panzervordertheile und eben so viele Hintertheile zu fertigen im Stande war, läßt schließen, daß die Erzeugung schon ganz fabrikmäßig betrieben wurde.

In der Familie Seusenhofer zu Innsbruck erbte seitdem das Kunstgewerbe der Plattnerei durch geraume Zeit fort, und der Wiener Hof scheint nur bei ihr seine Hauptbestellungen gemacht zu haben. In einem vor uns liegenden Berichte des Vicestatthalters und der Kammerräthe der oberösterreichischen Lande, dd. Innsbruck 22. November 1526, melden dieselben dem Erzherzog Ferdinand, daß sie seinem Befehle gemäß sich zu seinem Harnischmeister zu Innsbruck, Hans Seusenhofer, verfügt haben, damit derselbe die bei ihm bestellten Panzerärmel und die vergoldete Decke zum „Hengstgeliger" (Pferderüstung) nebst dem Küraß, den der genannte Harnischmeister habe schlagen sollen, und einem Harnisch zum „welschen Gestech" — so wurde eine besondere Turniergattung genannt — schleunigst nach Wien schicke.

Auf den Konrad und den Hans folgten dann noch ein Wilhelm und ein Georg Seusenhofer im Plattnergewerbe. Letzterer wurde vom König Ferdinand I. mit der Ausführung einer prachtvollen Rüstung beauftragt, welche dem Könige Franz I. von Frankreich als Geschenk zugedacht war, durch Zufall aber erst in weit späterer Zeit nach Paris gelangte und dort für eine italienische Arbeit angesehen worden sein soll. Zwei andere Harnische des nämlichen Meisters wurden den Söhnen Franz I. übersendet. Da der Grund dieser Harnische, der eigentlich aus Gold hätte bestehen sollen, nicht zur rechten Zeit beendigt werden konnte, so wurden die Ornamente auf schwarzem Grunde ausgeführt. Außerdem soll Georg Seusenhofer sechs andere Harnische für den französischen Hof und eine beträchtliche Anzahl Rüstungen für die Könige von England und Portugal angefertigt haben.

Solchergestalt wetteiferte Innsbruck zu Ende des 5. bis um die Mitte des 16. Jahrh. erfolgreich mit den berühmten Waffenwerkstätten von Augsburg und München.

Mittlerweile hatten jedoch die Veränderungen im Heerwesen und das Ueberhandnehmen der Feuerwaffen die praktische Anwendung der Panzertracht sehr verringert und demgemäß auch die Vorliebe für Luxusrüstungen geschwächt. Die Plattnerei nahm allmälig auch in Oesterreich ein Ende, und die Waffenschmiede scheinen dann eine Zeitlang sich mehr auf Reparatur und Handel, als auf Erzeugung verlegt zu haben indem sie die in ihrer ursprünglichen Form jetzt nicht mehr verwendbaren alten Waffenstücke um geringes Geld aufkauften, mit unbedeutender Mühe zurichteten und dann um hohen Preis als neu in den Handel brachten. Als daher im Jahre 1596 die Wiener Schlosser, Uhr- und Büchsenmacher um Erneuerung ihrer erwähnten Handwerksordnung von 1451 ansuchten, wies der Erzherzog Mathias in seinem dieserhalb an den

Digitized by Google

Kaiser Rudolf II. erstatteten Vortrage auf den eingerissenen Mißbrauch hin, „das die Burgerliche Khriegshandlßleuth, so die Harnisch, Pixen vnnd Spieß von Knechten (Soldaten) schandwohlfeil kaufften vnd nur wider seubern vnd vmb achtfach gelt wekhgeben".

---

*Aus Moscheles' Leben. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von seiner Frau. 1. Band. Leipzig 1872.

Das Leben eines Künstlers, eines in seiner Zeit zur Anerkennung gelangten Künstlers, bietet des Anregenden und Belehrenden für diejenigen, welche verwandten Zielen entgegenstreben, des Interessanten für die allgemeine Lesewelt so viel, daß wir jede Bereicherung dieses Zweiges deutscher Litteratur mit Freuden begrüßen. Ein solches Künstlerleben ist — richtig aufgefaßt — ein Kaleidoskop, in dem ein ganzes Zeitalter in mannigfachen und eigenthümlichen Reflexen sich uns darstellt. Freilich hat es eine Zeit gegeben, wo die Beziehungen zwischen Kunst und Leben sehr unbedeutend erschienen, wo Fürstengunst das hauptsächlichste, ja das einzige Substrat künstlerischer Größe bildete. Das gilt aber nicht vom modernen Künstlerleben. Seitdem der Geist der Neuzeit die Tiefen des Volksbewußtseins aufgewühlt, fürstlichen Einfluß zurückgedrängt und das Urtheil des gebildeten Theiles der Nationen zum Hauptfactor der Entwicklung erhoben, ist die Rennbahn der Kunst erweitert; sie steht in innigerem Zusammenhang nicht allein mit verwandten Künsten, sondern mit den verschiedensten Zweigen des Lebens und der Wissenschaft. Je mehr dies der Fall ist, um so höher wird sie stehen, um so deutlicher wird sie den geistigen Gehalt ihrer Zeit ausprägen und um so eher wird es ihr gelingen über die Gegenwart hinaus die Grundsteine zu einer besseren, vollkommeneren Zukunft legen zu helfen.

Ein modernes Künstlerleben im schönsten Sinne des Wortes war das Leben des vor zwei Jahren verstorbenen Ignaz Moscheles, auf das wir in diesen Blättern mit um so mehr Grund hinweisen, als Moscheles, ein geborner Oesterreicher, zu der schönsten Periode des künstlerischen Lebens in Wien in engster Beziehung stand. 1794 in Prag geboren kam er 1808 nach Wien, wo er (eingeführt und gefördert besonders durch die Familien Lewinger, Eskeles und Artaria) unter Albrechtsberger und Salieri studirte und sich bald in doppelter Eigenschaft als Pianist und Componist einen geachteten und glänzenden Namen erwarb. 1815 entstanden als eine Gelegenheitscomposition seine Alexander-Variationen, die seinen Namen durch die ganze musicalische Welt tragen sollten. In Wien, wo er bis 1818 blieb, führte er ein reich bewegtes Leben in regem Verkehr mit den meisten bedeutenden Männern jener Zeit, unter anderen mit Beethoven und Grillparzer (als Mitglied der „Ludlamshöhle"). 1818 zog er in die große Welt hinaus, ein Apostel classischer und speciell Beethoven'scher Musik, die er in allen bedeutenderen Städten des mittleren und nordwestlichen Europa's mit nie fehlendem Beifall vorperlte, unterstützt außerdem durch eine glückliche Gabe der Improvisation. 1820 kam er nach Paris, 1821 nach London, wo er sich, nachdem er 1825 in Hamburg geheiratet, bleibend niederließ. Erst nach vielen Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, wo er als Professor am Conservatorium in Leipzig allgemein verehrt bis an sein Ende rührigst im Dienst seiner Kunst wirkte und wo sein Name die Schüler aus allen Weltgegenden anlockte.

Von 1814 bis an sein Ende hat Moscheles ein Tagebuch geführt, und ein aus diesem Tagebuch wie aus Briefen geschöpftes Werk über sein Leben verdanken wir der Feder seiner Frau. Der jetzt vorliegende erste Band führt uns von der Geburt bis

Digitized by Google

zum Jahre 1835. Bei den zahllosen Beziehungen zu den bedeutendsten Männern der Kunst, der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, welche Moscheles besonders während seiner Wanderjahre, wo er auch z. B. an den meisten Höfen eingeführt wurde, angeknüpft und späterhin fortgeführt und erweitert hatte, war von vornherein manche interessante Notiz, manches eigenthümliche Streiflicht über gleichzeitige Verhältnisse zu erwarten und wir gestehen gern, daß wir in dieser unserer Erwartung nicht getäuscht worden sind. Hochinteressant ist z. B. die auf Beethovens Tod bezügliche Correspondenz (S. 139), Moscheles' Bericht über Webers Tod in London 1826 (S. 139); ferner die Beziehungen zu Mendelssohn, zu Heine (S. 179), zu Thomas Moore (S. 274), zu Walter Scott (S. 188). Wir können uns nicht enthalten auf ein köstliches kleines Gedicht aufmerksam zu machen, welches Grillparzer in Moscheles' Album geschrieben und Walter Scott eben so genial englisch nachgedichtet (S. 189, 190).

„Tonkunst, dich preis' ich vor Allen,
Höchstes Loos ist dir gefallen,
Aus der Schwesterkünste drei,
Du die Frei'ste, einzig frei

Denn das Wort, es läßt sich fangen,
Deuten läßt sich die Gestalt;
Unter Ketten, Riegeln, Stangen
Hält sie menschliche Gewalt.

Aber du sprichst höh're Sprachen,
Die kein Häscherchor versteht,
Ungreifbar durch ihre Wachen
Gehst du, wie ein Cherub geht.

Darum preis' ich dich vor Allen
In so ängstlich schwerer Zeit;
Höchstes Loos ist dir gefallen,
Dir, und wer sich dir geweiht."

Of the nine the loveliest three
Are painting, music, poetry,
But thou art freest of the free,
Matchless muse of harmony.

Gags can stop the poets tongue,
Chains on painters arms are flung,
Fetter bolts and dungeon tower
O'er pen and pencil have they power.

But music speaks a loftier tone
To tyrant and to spy unknown
And free as angels walk with men
Can pass unscathed the gaoler's ken.

Then hail thee freest of the free
'Mid times of wrong and tyranny,
Music, the proudest lot is thine
And those who bend at music's shrine.

Besonders werthvoll, geradezu eine Quelle ersten Ranges sind diese Memoiren für die Geschichte der Musik. Wer in London in der großen Welt lebt, sieht fast alle bedeutenden Geister Europa's und der ganzen Welt im Laufe einiger Jahre an sich vorüberziehen. Besonders großartig und sonst unerreicht ist das Musikleben der Vier-Millionen-Stadt, das fast ausschließlich von deutschen und italienischen Künstlern dirigirt wird. Alle größten Musiker jener Jahrzehnte kamen nach London, alle standen zu Moscheles in Beziehung und fast aller ist in diesen Memoiren mehr oder minder ausführlich gedacht. Wir nennen Clementi, Cramer, Paganini, Kalkbrenner, Field, Hummel, Spohr, Spontini, de Bériot, Litolff, Thalberg, Henriette Sonntag, Maria Garcia (die spätere Malibran), die Schröder-Devrient, Clara Wiek (Frau Schumann) und viele andere.

Mit der Form dieser Publication wird vermuthlich mancher Leser nicht übereinstimmen. Die Auszüge aus dem Tagebuch und aus Briefen sind nur durch möglichst kurze Bindeglieder zusammengefügt; überall tritt deutlich das Bestreben hervor, möglichst viel den Verstorbenen reden zu lassen, und möglichst wenig Eigenes zu geben. Auf diese Weise ist das Werk weniger eine Biographie als vielmehr eine Sammlung von Materalien für eine solche, eine Quelle für die Geschichte der Musik, weniger zum Lesen als zum Nachschlagen, und als solches erkennen wir es dankbar an und empfehlen es allen Künstlern und Kunstfreunden. Es ist ein Werk der Pietät, verfaßt auf Wunsch des Verstorbenen und in seinem Geiste, und für diese Aufgabe war niemand so befähigt als die Herausgeberin, die Gefährtin auf seiner langen ruhmvollen Laufbahn,

Digitized by Google

ein so integrirender Bestandtheil der ganzen Moscheles'schen Existenz, daß es schlechterdings unmöglich war sich ihn ohne sie vorzustellen.

Der Styl der Herausgeberin ist klar und präcis, musterhaft in jeder Beziehung. Auf eine Beleuchtung von Moscheles' Verdiensten als Virtuos einzugehen müssen wir Fachschriften überlassen. Bevor wir aber von diesem Werke Abschied nehmen, können wir nicht umhin einen Wunsch zu äußern. Frau Prof. Moscheles hat so viele und so günstige Gelegenheit gehabt historische Persönlichkeiten, für die man in den weiteren Kreisen sich interessirt, aus nächster Nähe zu studiren, daß, wenn sie ihre Ansichten und Erfahrungen — sammt denen ihres Mannes — in einer Sammlung von Skizzen z. B. über Paganini, über die Malibran, Heine u. A. zusammenstellte, sie mit Sicherheit darauf zählen könnte einen großen Leserkreis zu interessiren und zu verpflichten; ihrer Feder gelingt es nicht allein ein „lesbares" Buch, sondern auch ein Werk von bleibendem Interesse zu schreiben, und wir würden uns sehr freuen, wenn diese unsere Ueberzeugung sie in dieser Richtung ermuntern und ermuthigen könnte. E.

---

* J. Großmann, Die Geschäftsordnung in Sachen der äußeren Politik am Wiener Hofe zu Kaiser Leopolds und Lobkowitz' Zeiten. Separatabdruck aus dem 12. Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte. Göttingen 1872.

Bei der Bearbeitung eines reichhaltigen Materials zur Geschichte des 17. Jahrh. im Wiener Staatsarchive hat der Verfasser dieser Schrift in weiterer Verfolgung seiner Zwecke Veranlassung genommen, auch die Acten als solche zum Gegenstande eingehender Untersuchung zu machen, wozu er sich durch die häufigen Kanzleibemerkungen angeregt fühlte. Diese enthalten nämlich mancherlei Winke über das Zustandekommen der betreffenden Schriftstücke, und lieferten dem Verfasser nach einer umsichtigen Zusammenstellung die nöthigen Anhaltspunkte, um die am kaiserlichen Hofe bestehende Geschäftsordnung zu reconstruiren, auf welchem Wege sich wieder so mancher Aufschluß über die damalige österreichische Politik ergab.

Auch unter Kaiser Leopold gab es noch keine nach Geschäften geschiedene Ministerien, sondern der Kaiser war von einer Anzahl sog. Geheimer Räthe umgeben, die er je nach Erforderniß der Umstände in verschiedene Commissionen eintheilte. In den Sitzungen derselben, den geheimen Conferenzen, wickelten sich die Geschäfte ab, u. z. mehr in Form vertraulicher Unterredung als Debatte, wobei die abweichenden Meinungen sich ausglichen. Sitzungsprotokolle gab es nicht, wohl aber wurde das Resultat der Verhandlung nach Schluß der Sitzung von einem der Secretäre niedergeschrieben. Der in eine bestimmte Fassung gebrachte Conferenzbeschluß wurde dem Kaiser vorgetragen, worauf die kais. Resolution erfolgte. Indem es über den Commissionen keine weitere Instanz mehr gab, so löste sich nach der treffenden Bemerkung des Verfassers die Gesammtregierung in einzelne Commissionsregierungen auf, die eines kräftigen Impulses von Seite des Kaisers ermangelten und auf sich allein angewiesen waren Daraus erklärt sich denn auch die ganze Leopoldinische Politik, welche — weil in den Händen der Räthe gelegen — einen streng conservativen Charakter bewahren mußte, darum auch zu keinem kühnen Eingreifen in die jeweilige Lage der Verhältnisse sich aufraffen, am wenigsten aber ein großartiges politisches System entwickeln konnte, zumal in gewissen Dingen die Wirksamkeit des ersten Ministers an Stelle der commissionellen Behandlung trat und die Dinge oft in eine ganz andere Richtung drängte — Beweis dessen Lobkowitz' Politik und Sturz. Aus dieser Darstellung des Geschäftsganges ergibt sich, daß ein dauernder

Digitized by Google

Einfluß von Einer Seite auf den Kaiser nicht vorhanden war, daß somit auch die vielberufenen Uebergriffe der Jesuiten und einer Hofcamarilla sich von selbst um ein Bedeutendes reduciren. — Dies der kurze Inhalt der interessanten Schrift, welche sich auch durch eine klare Darstellung empfiehlt. K.

---

* Prof. Dr. C. Rokitansky; gestochen von Louis Jacoby.

Der Portraitstich gehört zu allen Zeiten zu den vornehmen Arten künstlerischer Darstellungsweise, die ein Anrecht haben nicht bloß auf eingehendere Würdigung, sondern auch auf historische Lebensdauer. Sie verschwinden nicht mit dem Tage, an dem sie erscheinen, wie die Photographien; sie nehmen in den Portefeuilles der Kunstfreunde, in den Mappen der Kupferstichsammlungen eine ehrenvolle Stelle ein, wenn sie das sind, was sie sein sollen — eine treue Wiedergabe einer Persönlichkeit in gediegener, kunstvoller Darstellung.

Prof. Louis Jacoby hat diese Art von Portraitstichen um einen neuen vermehrt, um das Bildniß des Prof. Dr. Rokitansky. Derselbe gehört zu den glänzendsten Leistungen des tüchtigen Kupferstechers, dem wir bereits eine Reihe von ihm selbst nach der Natur gezeichneter Portraitstiche verdanken, — die Portraits des verstorbenen Kunsthistorikers Dr. Guhl, der Archäologen Mommsen und Henzen, des Physiologen Brücke. Bei allen diesen Bildnissen ist Jacoby zugleich Kupferstecher und Portraitkünstler; die Portraitfiguren des Kaisers und der Kaiserin in ganzer Gestalt sind nach den Gemälden Winterhalters gestochen.

Nicht wie die Menschen sein sollen, — wie sie sind, stellt Jacoby dar; einfach, schlicht, wahr, ohne jene oft aufdringliche Art, die Menschen, wie man sagt, schöner zu machen als sie sind. Und so hat uns L. Jacoby den hochverdienten Nestor der pathologischen Anatomen Deutschlands, der seit Jahrzehnten eine Zierde der Wiener Hochschule ist, so dargestellt, wie wir ihn kennen; mit den ernsten Zügen, die mit Wohlwollen und Bonhommie gepaart, uns den Mann erkennen lassen, welcher einer jungen Wissenschaft neue Bahnen vorgezeichnet hat. Und fast scheint es, als hätte das Interesse für die Person auch den Künstler gelockt, sein Bestes zu leisten. Das Portrait Rokitansky's erscheint in der Weise umrahmt, wie es bei den besten Portraits aus der Glanzperiode der Zeit um und nach Edelink vorkommt. Diese abgeschlossene Form gibt dem Ganzen eine malerische Haltung, eine Bildwirkung in eminentem Sinne. Licht und Schatten, Halbdunkel und Helldunkel wirken durch die Strichlagen des Kupferstechers, wie die Pinselstriche des Malers; die Gestalt zerfließt nicht, wie bei vielen modernen Portraitstichen in ihren Ausgängen; fest abgeschlossen und lebendig tritt sie mit dem Bilde hervor. Die Führung des Grabstichels, erinnernd an die treffliche Schule Mandels und Henriquel-Duponts, aus der Jacoby hervorgegangen, vereinigt Sicherheit mit Eleganz und Kraft, so daß wir uns an diesem Portraitbilde als an einem echten Kunstwerke erfreuen können.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Druck, bei Käser ausgeführt, ganz vorzüglich gelungen ist. Eine wirkliche Kunstkupferdruckerei haben wir also nach vielen hier von verschiedenen Seiten vergeblich gemachten Versuchen. Das Papier aber ist französisches; trotz aller Behauptungen von Fabricanten und Handelskammern bleibt immer noch das französische Papier für Kunstkupferdruck dem österreichischen und deutschen vorzuziehen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Der alte und der neue Glaube.

Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß.

Leipzig, S. Hirzel. 1872.

Hervorragende geistige Werke, Werke, die zum Ausgangspunkt einer reichen Gedankenbewegung werden, Werke, die nur leidenschaftlich gelobt oder leidenschaftlich getadelt werden, nennt man auch wohl geistige Thaten. Man will damit ausdrücken, daß, wenn auch viele andere Bücher vom Loose der Vergessenheit ergriffen werden, ein solches noch weiter lebe, weil seine Anregungen mächtiger sind, als daß sie so bald vergehen könnten. Zwei Mal in einem ungemein thätigen litterarischen Leben ist solche geistige That von David Strauß ausgegangen, jetzt in diesem Bekenntniß eines freien und starken Geistes, und damals am nunmehr fernen Anfang seines Wirkens als der junge Gelehrte mit einem Aufsehen ohne Gleichen hervortrat.

Damals hat das größere Publicum nur durch die heftigen Anfeindungen der Schule und der Glaubenseiferer in die Nebel des Mythus Einblick bekommen, Andere mußten ihm sagen, was der kühne Forscher meine, denn das Leben Jesu war eine gelehrte Burg, in die kein Laie Eingang fand. Jetzt hingegen bedarf es keines Auslegers, der erste Theologe seiner Zeit hat die schwere Rüstung der Gelehrsamkeit abgelegt und das Visier gelüftet, welches er einst niederließ, als er vor Uneingeweihten zu sprechen kam.

Die absichtliche Dunkelheit, welche das Erstlingswerk bezeichnete, die ermüdende Umständlichkeit, welche verhinderte, daß die Erneuerung desselben an allgemeiner Wirkung dem viel schwächeren Werke von Renan gleichkam, sind durchaus gemieden; die Ueberzeugung des Verfassers äußert sich in unübertrefflicher Klarheit und Anschaulichkeit, die Glätte des Styls übertrifft selbst die mit Recht hoch gerühmten Darstellungen des Lebens von Hutten und Voltaire.

Was ist nun der Inhalt des Buches? Was gibt ihm den Werth, daß es allerorten mit fast fieberhaftem Eifer gelesen wird? Ist es die Neuheit der

Digitized by Google

Anschauungen? Doch wohl nicht allein das. Das Ueberraschende für alle Welt liegt hauptsächlich darin, daß Strauß aussprach, was manche Andere bei sich dachten, daß er den Muth hatte, den so viele nicht haben, es sei für sie und alle Ihresgleichen die Zeit des Glaubens dahin, und daß sie trotzdem die Ueberzeugung hegen dürfen, nicht schlechter und ärmer geworden zu sein. Strauß führt das Wort im Namen einer großen Gemeinde, die weit verstreut ist über aller Herren Lande, am dichtesten aber in Deutschland wohnt, einer Gemeinde, die kein Band der Vereinigung besitzt, weil sie keines Bandes bedarf, der Gemeinde der Freien, der von jedem Kirchenthurm und Glauben Gelösten. Diese Gemeinde hätte keinen beredteren Mund finden können zur Verkündigung der Ueberzeugungen, welche sie durchdringen. Wenn so der Inhalt zum großen Theil Eigenthum der Vielen ist, so gehört die vollendete Form Strauß allein an, und mehr als diese Form gilt uns noch der Muth, mit dem er sprechen darf: Ich hab's gewagt.

So wenig als die Gemeinde, für welche Strauß das Wort ergriffen hat, will auch er dem Glauben irgendeine Seele, die ihm wahrhaft angehört, entreißen. Das Buch stellt sich in dieser Hinsicht als ein esoterisches hin, es hat mit den überzeugungstreuen Gläubigen nichts zu thun, wenn kein odi, doch ein arceo ruft es allem Volke zu, das noch des Tempels bedarf. Wer nicht schon zuvor der Gemeinde zugehört hat, soll nicht geärgert werden. Wen aber die Schrift überzeugt, der gehörte schon längst zu den vom Glauben unbefriedigten der war schon halben Wegs zum Abfall; ihm ist die Schrift zur Beruhigung und zum Troste geschrieben. Das ist auch ein Theil jener „Wir", von denen Strauß in der Einleitung behauptet: „Wenn ich Wir sage, so weiß ich, daß ich ein Recht dazu habe. Meine Wir zählen nicht mehr bloß nach Tausenden, eine Kirche, eine Gemeinde, selbst einen Verein bilden wir nicht, aber wir wissen auch warum", und er charakterisirt dieselbe mit den Worten: „Sie ist der Meinung, wer einmal den Unterschied von Klerus und Laien, das Bedürfniß der Menschheit, in Fragen der Religion und Sitte sich jederzeit bei einer von Gott durch Christus eingesetzten Behörde untrügliche Belehrung holen zu können, zugestehe, der könne auch einem unfehlbaren Papste, als von jenem Bedürfniß gefordert, seine Anerkennung nicht versagen. Und ebenso wenn man einmal Jesus nicht mehr für den Sohn Gottes, sondern für einen Menschen, wenn auch noch so vortrefflichen ansehe, so habe man kein Recht mehr, zu ihm zu beten, ihn als Mittelpunkt eines Cultus festzuhalten, Jahr aus, Jahr ein über ihn, seine Thaten, Schicksale und Aussprüche zu predigen; zumal wenn man unter jenen Thaten und Schicksalen die wichtigsten als fabelhaft, diese Aussprüche und Lehren aber zum guten Theil als unvereinbar mit dem jetzigen Stande unserer Welt- und Lebensansichten erkenne. Sieht aber so diese Minderheit den geschlossenen Kreis des kirchlichen Cultus sich lösen, so bekennt sie nicht zu wissen, wozu überhaupt ein Cultus vorerst noch dienen soll; wozu ferner ein besonderer Verein wie die Kirche neben dem Staate, der Schule, der

Digitized by Google

Wissenschaft, der Kunst, an denen wir Alle Theil haben, noch dienen soll." Die Unvereinbarkeit der durch naturwissenschaftliche wie durch geschichtliche Forschung auf gleiche Weise begründeten Weltanschauung der modernen mit der früheren noch im Kindesalter willkürlicher Voraussetzungen stehenden, wie sie jeder Kirchenglaube repräsentirt, ist also der Fundamentalsatz, den die „Wir" bekennen. Aber auf diesem gemeinschaftlichen Boden erhebt sich eine Reihe von Fragen, über welche nicht alle, die die Grundansicht theilen, gleich klar denken. Eine Verständigung kann da von großem Nutzen sein. Strauß, der bisher nur in einzelnen Andeutungen, niemals ausführlich seine Gesammtansicht entwickelte, hat nun zum ersten Male den Versuch gemacht, die moderne Weltanschauung im Einzelnen in Rücksicht auf ihre „sichere Tragfähigkeit, Einheit und Zusammenhang" zu prüfen, denn „man denkt sich Manches halb träumerisch im Innern zusammen, was, wenn man es einmal in der festen Gestalt von Worten und Sätzen aus sich herausstellen will, nicht zusammengeht."

Die Schrift gliedert sich nach den Hauptfragen, deren erste lautet: „Sind wir noch Christen?" Sie kann nicht anders als mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden, denn keiner der Glaubensartikel, wie ihn irgendeine der mancherlei christlichen Confessionen lehrt, wird von irgendeinem der „Wir" mehr anerkannt, sie alle verfallen der Verurtheilung, welche Geschichte und Naturforschung gegen sie aussprechen. Sind wir aber nicht mehr Christen, so ist sogleich die andere Frage aufzuwerfen, „haben wir noch Religion?", also eine Religion, welche über die überlebte Form des Christenthums hinausstrebte und zu der schon Manche die lebensfähigen Ansätze wollen sprossen gesehen haben. Aber da kann die Antwort kaum positiver ausfallen. Was hilft es, sich religiös zu bekennen, wenn die Sätze, auf denen die Religion zumeist ruht, kein Zutrauen finden, wenn der persönliche Gottesbegriff sowohl der Kirchen, als der Philosophen, die ihn retten wollten, an inneren logischen Gebrechen krankt, wenn der Unsterblichkeitsglaube an den Errungenschaften der Wissenschaft zerschellt, wenn das Gebet seine Wirkung verloren hat, da die, welche beten möchten, ihm keine Wirkung mehr zutrauen können.

Dennoch glaubt Strauß hier zu einem Abschlusse kommen zu sollen, bei dem das Wort gerettet wird, obgleich die Sache längst verloren ist. „Die Religion", sagt er, „ist in uns nicht mehr was sie in unsern Vätern war, daraus folgt aber nicht, daß sie in uns erloschen ist. Geblieben ist uns in jedem Falle der Grundbestandtheil aller Religion, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit. Ob wir Gott oder Universum sagen: schlechthin abhängig fühlen wir uns von dem einen wie von dem andern."

Ist das aber nicht Sophistik aus Eifer den Namen zu retten, an dem alte, liebe Erinnerungen haften? Ist Religion denn wirklich nur Abhängigkeitsgefühl, hat jemals eine Religion, außer etwa dem Buddhismus, und dieser nur in seinen Anfängen, es unterlassen, diejenige Macht, von welcher sich die Creatur abhängig fühlt, zu dieser in ein persönliches Verhältniß zu stellen, in ein Ver-

Digitized by Google

hältniß, welches dieser eine bestimmte Hoffnung gestattete auf die Macht, von der wir uns abhängig wissen, Einfluß zu nehmen. Ist das, was uns abhängig macht, nicht persönlich, gebricht uns jede Möglichkeit, zu unsern Gunsten darauf Einfluß zu üben, müssen wir auch den Gedanken an solche Einwirkung als thöricht verwerfen, dann müssen wir auch den Namen Religion fallen lassen, der seine bestimmte Ausprägung in dem angedeuteten Sinne durch eine mehrtausendjährige Geschichte besitzt.

Auch muß ich wohl gestehen, daß ich den Gedanken der Kindschaft gegenüber dem Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde und die zuversichtliche Hoffnung auf den Genuß der Unsterblichkeit zu den Füßen seines Thrones weitaus trostreicher finde als die Einsamkeit und das Gefühl derselben inmitten jenes Alls, in dem nichts besteht und Alles eine unendliche Kühle der Gleichgiltigkeit gegen Werden und Vergehen athmet. Wer den Vaterglauben, die schönste Idee, die eine Religion aufgestellt hat, fallen läßt und der Hoffnung auf ein jenseitiges Dasein entsagt, muß fürwahr seine zwingenden Gründe dazu haben, leichten Kaufes mag man darauf nicht verzichten; aber daß die Wissenschaft, welche uns die Nothwendigkeit solchen Verzichtes klar und unerbittlich demonstrirt, einen Trost gewähren könnte, völlig gleich demjenigen, mit dem der Glaube uns erfüllt, meine ich nicht, und kann darum die folgenden schönen Aeußerungen unserer Schrift von meinem Standpunkte nur schwärmerisch nennen. „Es ist dasjenige, wovon wir uns schlechthin abhängig fühlen, mit nichten bloß eine rohe Uebermacht, der wir mit stummer Resignation uns beugen, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen ergeben. Und noch mehr: da wir die Anlage zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in der Welt zu erkennen glauben, in uns selbst wahrnehmen, uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich frei, in unserem Gefühl für das Universum mischt sich Stolz mit Demuth, Freudigkeit mit Ergebung."

Doch so oder so, ob wir noch Religion bekennen oder nicht, das was die Gläubigen Religion nennen, besitzen die „Wir" nicht. Wie werden dieselben, erhebt sich als dritte Frage ihr „Leben ordnen?" Läßt sich ein Leben ohne Religion führen, was bekanntlich die Gläubigen läugnen, soll etwas an die Stelle treten und was soll dieses sein? wird die Gemeinde nicht doch einen neuen Cultus errichten? Darauf läßt sich kurz antworten. Die Möglichkeit eines Lebens ohne Religion, oder sagen wir genauer, ohne Confession, ist bereits Thatsache und braucht nicht erst bewiesen zu werden, die Gemeinde der „Wir" gibt dafür Zeugniß. Mit der Ausdehnung einer intensiveren Bildung und der von ihr unzertrennlichen naturwissenschaftlichen Weltanschauung über weitere Kreise wird auch die Confessionslosigkeit einen größeren Umfang gewinnen. Es ist heute nicht möglich, was vor 1800 Jahren geschehen, daß die Gemeinde

Digitized by Google

der Freidenker von einer neuen Glaubensinvasion erdrückt werde. Männer, die wie Lucretius dachten, waren in Rom und Athen zu selten, als daß sie vor St. Peter und St. Paul nicht hätten weichen müssen. — Ein Cultus aber ist unmöglich, weil, und hier lenke ich wieder in die Gedanken unseres Buches ein, wir des andern, aber des unwahren und neben dem Abhängigkeitsgefühl unedleren Bestandtheils der Religion, nämlich des Wunsches und der Meinung, durch unseren Cultus etwas bei unserem Gott auswirken zu können, uns entschlagen haben. Wir brauchen nur den Ausdruck „Gottesdienst" zu nehmen und uns des niedrigen Anthropopathismus bewußt zu werden, der darin liegt, um einzusehen, daß und warum etwas der Art auf unserem Standpunkte nicht mehr möglich ist.

Wird aber damit nicht die Sittlichkeit gefährdet? Wenigstens wird solche Gefahr für die Gesellschaft gar heftig von jenen behauptet, die am meisten dabei verlieren würden, wenn ein Leben aufkäme, das keinen Kirchendienst zuläßt und keinen Pfründengenuß darbietet. Aber auch solche, welche keine Furcht für ihre Stellen unfrei macht, meinen doch, daß die Sittlichkeit ein Ausfluß, eine Frucht der Religion ist, ja mit ihr stehe und falle, während man das Verhältniß Beider zu einander viel mehr eine jeden Augenblick lösliche Ehe nennen könnte. Der jeweilige Culturstand erschafft sich seine besondere Moral und die Religionen, welche neben dem Verhältniß des Menschen zu Gott, ihrer eigentlichen Domäne, gern auch die Verhältnisse zu einander in ihre Sphäre zogen, und es in dem Maße mehr thaten als sie hierarchischer wurden, haben nur zu oft, wenn sie stabil geworden sind, und dogmatisch verknöcherten, eine Moral gelehrt, die einem von der Gesellschaft längst überwundenen Culturstande entsprach. Und so ist denn auch die berühmte christliche Moral trotz mancher philosophischer Bemühungen sie zeitgemäß zu verfeinern, in den Theilen, die sich auf das Verhältniß von Mensch zu Mensch beziehen, vielfach unhaltbar geworden. Es wird darum einer Gemeinde wohl angemessen sein in dem Augenblicke, wo sie sich jenes Theiles der Moral entschlagen muß, welcher das Verhältniß zu Gott bestimmt, wohl zu prüfen, auf welchen Grundsätzen ihr Verhalten gegen die Menschen sich bewegen solle. Strauß geht darum in eine neue Untersuchung sittlicher Principien ein. Wir entnehmen ihm einige der Hauptbestimmungen: „Alles sittliche Handeln des Menschen, möchte ich sagen, ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung. Diese fürs Erste in sich selbst zu verwirklichen, sich, den Einzelnen, dem Begriff und der Bestimmung der Menschheit gemäß zu machen und zu erhalten, ist der Inbegriff der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in sich gleiche Gattung aber fürs Zweite auch in allen andern thatsächlich anzuerkennen und zu fördern, ist der Innbegriff unserer Pflichten gegen Andere; wobei das Negative, Keinen in seiner Gleichberechtigung zu beeinträchtigen, und das Positive, jedem nach Möglichkeit hilfreich zu sein, oder Rechts- und Liebespflichten zu unterscheiden sind." — „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein

Digitized by Google

bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblick, daß alle Andern gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit dasselbe, was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind, — das ist der Inbegriff aller Moral." — „Nur durch Zusammenwirkung von Menschen wird der Mensch zum Menschen, die Menschengattung bildet in ganz anderem Sinn als irgendeine Thiergattung eine solidarisch verbundene Gemeinschaft. Nur mit Hilfe des Menschen hat sich der Mensch über die Natur erhoben; nur so weit er die Andern als ihm gleiche Wesen anerkennt und behandelt, kann er sich auf seiner Höhe erhalten und weiter fördern. Wer in dieser Art den Gattungsbegriff des Menschen denkt, ihn nach seinem vollen Inhalte begreift, der hat einen festen Grund für sein sittliches Verhalten."

Im Zusammenhange mit der Darlegung und Begründung dieser moralischen Grundsätze bespricht Strauß auch viele andere Erscheinungen des geselligen Weltlebens, so die Ehe und deren Lösbarkeit, die Idee vom ewigen Frieden und die Nothwendigkeit des Krieges, das Nationalitätsprincip und die Schwärmerei derjenigen, welche die Unterschiede der Nationen und die Nationalstaaten hinweggetilgt sehen möchten, erwägt die Vortheile monarchischer und republicanischer Regierung, wobei die Entscheidung zu Gunsten der ersteren fällt, erörtert das Verhältniß von Adel, Bürgerstand und viertem Stand, erhebt sich gegen die Socialdemokratie und die Bewunderer des allgemeinen Stimmrechts, dessen Gefahren er ausmalt, mißbilligt die Bewegung für Abschaffung der Todesstrafe, und bespricht endlich die Ersatzmittel, welche der Nichtgläubige anstatt der Kirche und ihrer Anregungen besitzt oder sich verschaffen kann.

Mit diesem letzten Abschnitt lenkt er wieder in den Kreis derjenigen Gedanken ein, denen das Buch hauptsächlich gewidmet erscheint und die er in der Besprechung socialer Fragen aus dem Auge zu verlieren schien, um sich sogleich einem neuen, letzten episodischen Excurse zuzuwenden, einer ästhetischen Würdigung unserer großen Dichter und Musiker. Ueber der Fülle geistreicher und treffender Gedanken, der anmuthenden Frische der Empfindung, dem Adel der Gesinnung vergessen wir leicht, daß dieser Theil gegenüber dem Uebrigen zu viel Raum in Anspruch nimmt und sich dem Ganzen, das man wohl ein Kunstwerk nennen darf, mehr zufällig anschließt als organisch einfügt. Streng genommen ist dies auch von der Behandlung des politisch-socialen Gebietes zu sagen, doch nicht von jenem schönen Abschnitte „Wie begreifen wir die Welt", welcher eine der prägnantesten und anziehendsten Entwicklungen der Resultate der Wissenschaft von Kant und Laplace bis Darwin und Helmholtz bietet und gegenüber dem Acte der kritischen Auflösung der Welt des Glaubens den Aufbau des Kosmos zeigt, welchen die Wissenschaft vollführt.

Noch eins, ehe wir von dem genußreichen Werke, dem Bekenntnisse eines großen Geistes scheiden. Man hat den politischen Theil des Buches einen Abfall von der Höhe des Uebrigen nennen wollen, es haben Viele hier den freien Denker nicht wieder erkannt, der sonst so mächtig aus den Blättern des Buches

Digitized by Google

redet, mit einem Worte, D. Strauß ist ihnen darin zu wenig liberal. D. Strauß hat aber bereits im Jahre 1848, als die Wogen unklarer Begeisterung hoch gingen, bewiesen, daß er zwischen den Forderungen schrankenloser Freiheit, deren die Wissenschaft bedarf, und den Grenzen, welche die realen Verhältnisse in allen Macht-, Besitz- und Rechtsfragen setzen, scharf zu unterscheiden weiß. Der freie Denker ist eben auch noch Politiker und erscheint eben darum Allen jenen zu conservativ, die nichts als das Banner von 1789 respectiren. Nach seinem Vorleben aber durfte niemand erwarten, daß Strauß sich anders äußern werde. Wir aber meinen, daß ihm diese Sprache wohl ansteht und er hierin nicht weniger Muth beweist, als wenn er auf dem theologischen Felde den Dunkelmännern nicht zu Dank redet.

Graz, 17. December 1872. Robert Roesler.

Von den österreichischen Universitäten.

(Fortsetzung.)

II.

Graz.

Das Ländergebiet, welches von der Grazer Universität geographisch beherrscht wird, leidet wie das nach Prag gravitirende an einem keineswegs einfach gegliederten ethnographischen Zustand. Hier wie dort walten Mißstände, die einander ähnlich aber dem Grade nach verschieden sind; hier wie dort erschwert die Mehrsprachigkeit der Bevölkerung die Erzielung harmonischer, von der Volks- bis zur Hochschule hinaufreichender Bildung, und hier wie dort verlangen in frühen Entwicklungsstufen verbliebene Volkstheile als Culturnationen behandelt zu werden. Doch macht sich der Gradunterschied zwischen den beiderseits vorhandenen mißlichen Umständen nach guter und nach schlimmer Richtung hin bemerkbar. Nach schlimmer, indem die auf die Grazer Universität angewiesene Bevölkerung, von der polyglotten Hafenstadt Triest ganz abgesehen, sich nach drei Hauptsprachen theilt und in eine deutsche, slovenisch-serbische und italienische Gruppe zerfällt, während in Prag nur zwei, in ihrer civilisatorischen Richtung und Kraft zwar weit, aber doch nicht in solchem Maße von einander abweichende Nationalitäten in Betracht kommen. Nach guter, weil die Grazer Universität wenigstens unmittelbar unter sich unbestritten deutschen Boden hat, und weil das slovenische Element, welches bisher allein Ansprüche auf die deutsche Hochschule erhebt, mit seinem Schriftwesen in einem Stadium befangen ist, welches die Ungeheuerlichkeit solcher Ansprüche noch klarer hervortreten läßt als dies bei den analogen Forderungen der Czechen der Fall ist.

Digitized by Google

Mit Befriedigung verzeichnen wir, daß die Regierung in diesem Jahre keinerlei Geneigtheit zu gewissen Zugeständnissen zu erkennen gegeben hat, zu welchen sie durch die vor zwei Jahren in schwacher Stunde halb und halb schon gewährte Einführung slovenischer Vorträge an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät zu Graz sich hatte drängen lassen. Klares Bewußtsein der Ziele des Universitätsunterrichtes sollte derlei Concessionen in aller Zukunft zur Unmöglichkeit machen. Denn man muß kein Deutscher sein, um ein Inslebentreten derselben beklagenswerth zu finden. Würde ja doch hiedurch das Princip, auf welchem unsere Universität aufgebaut ist, verleugnet, indem an Stelle wissenschaftlicher Lehre und Forschung die gemeine Fachdressur träte. Denn was könnte der Unterricht in einer Sprache anderes sein, welche es noch nicht zu belletristischer, geschweige denn zu wissenschaftlicher Litteratur gebracht hat?

Sollte Jemand daran zweifeln, daß es in dieser Sache auf die Wissenschaft selbst feindlich abgesehen ist, so möge er sich die Motive betrachten, welche slovenische Parteigänger ihren Forderungen unterlegen. Die Studirenden der Rechte aus slovenischen Landestheilen sollen nämlich deßhalb Universitätsvorträge in ihrem heimatlichen Idiom hören, damit sie für den Gebrauch der slovenischen Sprache in ihrem künftigen, praktischen Berufe in Amt und Gericht geschult werden. Damit wird also eingestandenermaßen statt der Hochschule eine Abrichtungsanstalt für Beamte angestrebt.

Solche Drillung müßte aber dem Juristen slovenischer Zunge weit verderblicher werden, als einem etwa nach gleicher Methode unterrichteten deutschen, welcher doch noch immer für das karge Brod der Schule an einer großen und reichen Litteratur Ersatz fände. Jener hingegen tauschte für den sehr zweifelhaften Gewinn in slovenischen Vorlesungen einige soeben erfundene, halb passende termini technici erlernt zu haben, den gar nicht zweifelhaften Nachtheil ein, mit der Entfremdung von Wissenschaft und Forschung und mit der Ausschließung des Verständnisses für andere an der Hochschule betriebene Disciplinen jene Fühlung mit dem Gesammtgebiete des Wissens zu verlieren, auf welcher der unersetzliche Werth unserer universitas litterarum beruht.

Solche von dem principiellen Charakter der Universitätslehre ausgehende Erwägung ist so fragentscheidend, daß ihr gegenüber selbst die sonstigen allgemeinen Nachtheile einer Mischung der Unterrichtssprachen an Einer Anstalt, obwohl an sich schwer wiegend genug und seit Jahren an den Hochschulen von Lemberg, Prag und Innsbruck und in hundert anderen Fällen erprobt, erst in zweite Reihe zu stehen kommen.

Uebrigens bildet eine solche Herabdrückung der Grazer juristischen Facultät nur das Eine Wahlobject in einer von slovenischen Wortführern aufgestellten Alternative. Der andere, in einem Beschlusse des Krainer Landtages vom Jahre 1870 formulirte Vorschlag zielt nach der Errichtung einer Rechtsaka-

Digitized by Google

demie, eventuell einer — Universität mit slovenischer Unterrichtssprache in Laibach.

Diesen Beschlüssen liegt eine jener unseligen Selbstbelügungen zu Grunde, welche bei Vergleichung primitiver eigener und reicher Nachbarcivilisation Ursache und Folge, Zweck und Mittel vertauscht und von der Einführung von Institutionen, welche Producte höchster Cultur sind, die Erzeugung eben jener höchsten Cultur erwartet. Aber mitten in dem wetteifernden Getriebe des heutigen Europa versäumt man nicht ungestraft Zeit mit solchen Versuchen, und leistungsunfähige Lehranstalten schädigen die Interessen des ohnehin zurückgebliebenen Volkes stets mehr und mehr, indem sie Jahr für Jahr exclusiv „national" erzogene Schüler, ohne sie mit der nothwendigen Concurrenzkraft ausgestattet zu haben, in das harte Leben hinaussenden und so immer größere und größere Volkskreise von vorneherein von den socialen und geistigen Höhen des Jahrhunderts ausschließen. Nie aber haben Völker in Perioden der gesellschaftlichen Inferiorität, geistigen Abschließung und materiellen Verarmung ihre Culturthaten ausgeführt. Solche Consequenzen müßten aber von Maßnahmen erwartet werden, welche die Pflanzstätten der Volksbildung und die Pflegestätten der Wissenschaft mit der Didaktik fremden Bestandtheilen verwachsen, von der Didaktik fremden Bestandtheilen überwachsen lassen, so daß Lehre, Erziehung und Forschung nicht als Selbstzwecke betrieben, sondern in gänzlicher Umkehrung von Zweck und Mittel nur als Werkzeuge benützt werden, um andere außerhalb der Schule liegende Absichten zu fördern; Absichten, welche selbst wenn sie den Staat politisch nicht bedrohten, ihn doch civilisatorisch auf Generationen schädigten bis in das Mark hinein. Ihn und die in ihrer Bildung vernachlässigte Nationalität.

Die Einwendungen gegen solche abderitische Projecte drängen sich wohl jedem Unbefangenen ungerufen genug auf, um nicht nur eine weitere aprioristische Beweisführung sondern ebenso einen Hinweis auf die bereits im Jahre 1848 in Laibach und 1849/50 in Graz bei derlei Versuchen gewonnenen Erfahrungen überflüssig zu machen.

Solchen unabweisbaren Erwägungen gegenüber scheint denn auch die Unterrichtsverwaltung alle die Träume von Rechtsakademie und Universität von jeder Erörterung ausgeschlossen zu haben und bezüglich der Frage der Errichtung slovenischer Lehrkanzeln in Graz auf Mittel bedacht gewesen zu sein, um noch nicht realisirten Zugeständnissen, welche schwer geradezu zurückgenommen werden konnten, die Spitze abzubrechen. So deuten wir es wenigstens, wenn man als unverrückbaren Grundsatz aufstellte, daß die wissenschaftliche Lehrfähigkeit von Candidaten für slovenische Lehrstühle nach dem allgemeinen Maßstabe zu messen sind und daß die Habilitation in der vorgeschriebenen Weise durch Habilitationsschrift und Colloquium in deutscher Sprache stattzufinden hat. Begründen läßt sich diese Bestimmung damit, daß nur unter solchen Voraussetzungen ein Urtheil des Professorencolle-

Digitized by Google

giums über den Habilitationsact möglich ist. Damit wurde der Schwerpunkt der Angelegenheit in das Professorencollegium gelegt. Dieses wird wohl in concreten Fällen seine Competenz verständnißvoll zu gebrauchen wissen.

So wird man hoffentlich dem Zwange ausweichen, Experimente in Scene setzen zu müssen, an welche nur unklare Geister für ihre concurrenzunfähige nationale Litteratur ähnliche Hoffnungen knüpfen wie eine volkswirthschaftliche Schule an das Schutzzollsystem. Die Regierung, welche ein vom Krainer Landtag in den Sessionen von 1869 und 1870 beschlossenes, das Volksschul- und Lehrerbildungswesen Krains völlig slovenisirendes Sprachengesetz in diesem Jahre definitiv verwarf, konnte auch unmöglich im selben Jahre auf die unbedingte Verwirklichung jener früheren Pläne zurückkommen und die slovenische Unterrichtssprache, wenn auch nur durch ein Hinterpförtchen, in die deutsche Universität Graz einschlüpfen lassen. Möchte sie doch auch in Zukunft standhaft bleiben und sich gegenwärtig halten, daß durch matte Zugeständnisse die Forderungen einer Partei politisirender Etymologen naturgemäß nicht erfüllt, sondern gesteigert werden!

Wenn wir bisher billigend erwähnt haben, was die Unterrichtsadministration im Jahr 1872 in Graz nicht gethan hat so haben wir noch Wichtigeres zu berichten von dem, was in diesem Zeitraume für das zukünftige Gedeihen der dortigen Universität und ihrer einzelnen Institute gethan worden ist. Zwar ist an der rechts- und staatswissenschaftlichen und an der philosophischen Facultät nur je eine Eine Personalveränderung vor sich gegangen, dafür aber Arbeit und Vorarbeit für die Universitätsbauten theils zum Abschlusse, theils dem Abschlusse nahe gebracht worden.

Was die Personalveränderungen betrifft, so ist an der juristischen Facultät nur die Enthebung des zum Syndicus und Kanzleidirector an der Wiener Universität erwählten a. o. Professors des österreichischen Civilrechtes, Dr. Prokop Heller zu erwähnen.

An der philosophischen Facultät war der empfindliche Verlust eines weithin genannten Forschers und von seinen Schülern verehrten Lehrers zu decken, indem für Prof. Oskar Schmidt, welcher einem Rufe an die Straßburger Hochschule gefolgt war, ein Nachmann auf dem Lehrstuhle der Zoologie und vergleichenden Anatomie bestellt werden mußte. Als solcher wurde der ordentliche Professor an der Universität in Rostock Dr. Franz Eilhart Schulze ernannt.

Schulze's Stärke beruht auf seinen mikroskopisch-anatomischen Kenntnissen, beherrscht also gerade jene Gebiete, auf welchen die wissenschaftliche Zoologie der Gegenwart hauptsächlich sich aufbaut und reiche Entwicklung verspricht. Schon in seiner ersten, im Jahre 1862 erschienenen Abhandlung „Ueber die Endigungen der Hörnerven bei Amphibien und Fischen" offenbart er den mit allen Methoden der Beobachtung thierischer Gewebe vertrauten Forscher und in seinen folgenden Arbeiten unterzog er sich der Lösung höherer histologischer

Digitized by Google

und physiologischer Probleme mit großem Erfolge. Eine meisterhaft geschriebene Arbeit nach der comparativ-anatomischen Richtung lieferte er für Strickers „Handbuch der Gewebelehre" (Leipzig 1871) in dem Artikel über „die Lungen". In jüngster Zeit publicirte er eine längere Abhandlung „Ueber den Bau und die Entwicklung der Cordylophera lacustris", welche die Fachkritik als musterhafte Monographie bezeichnet hat.

Da die ersten deutschen Meister auf dem Gebiete der Zoologie, wie Häckel in Jena und Schulze in Bonn auf eine vom Grazer philosophischen Professorencollegium auf eine an sie ergangene Anfrage mit wärmster Anerkennung sich über diesen jungen Gelehrten ausgesprochen haben, kann nicht gezweifelt werden, daß die Universität Graz an ihm eine der glücklichsten Acquisitionen gemacht hat.

Eine der Bedingungen, unter welchen Schulze den an ihn ergangenen Ruf annahm, bildete die Errichtung eines zoologisch-zootomischen Instituts und die Gewährung einer entsprechenden Jahresdotation für dasselbe. Es wurde bereitwillig auf sie eingegangen. Auch knüpft sich an Schulze's Berufung die Aussicht auf ein baldiges Inslebentreten der zoologischen Station in Triest, welche Anstalt seinerzeit auf Anregung Karl Vogts und Oskar Schmidts von der Regierung zu errichten und mit der Grazer Universität in Verbindung zu setzen beschlossen wurde.

Wenn über Personalveränderung an den beiden genannten Facultäten nicht mehr zu berichten ist, so liegt der Grund hievon zunächst darin, daß glücklicher Weise auf den Lehrstühlen derselben keine weiteren Vacanzen vorgekommen sind. Doch bliebe noch immer ein Uebrigens zu thun und gehörte namentlich an der philosophischen Facultät eine ausreichende der vergleichenden Sprachforschung, der alten Geschichte (namentlich auch der Epigraphik), der orientalischen Sprachen, der Archäologie und Kunstgeschichte auf die Liste frommer Wünsche für die Zukunft. Insbesondere die vergleichende Sprachforschung ist in neuerer Zeit fast an allen deutschen Universitäten mit besondern Lehrkanzeln bedacht worden, und gerade in Gratz böte die in anderer Hinsicht so mißliche Vereinigung deutscher, slavischer und italienischer Studirender für den Vortrag dieser Disciplin eine Fülle von Anknüpfungspunkten und Anregungen. Die Belebung des Studiums der orientalischen Sprachen aber erscheint aus dem Grunde wichtig, weil ohne sie jede Hoffnung schwindet, jemals eine wissenschaftlichere Richtung an unseren theologischen Facultäten anzubahnen.

Erfreuliche Kunde kann von der Angelegenheit des Universitätsbaues gegeben werden, welche nach mannigfachen, in localen Verhältnissen gelegenen und von localen Factoren bereiteten Schwierigkeiteu nunmehr in sicheres Geleise gebracht ist. Von jetzt ab hat man nur mehr mit in der Natur der Sache liegenden Umständen, mit der zur detaillirteren Ausarbeitung der Pläne und zur Bauführung selbst erforderlichen Zeitdauer zu rechnen.

Digitized by Google

Nachdem mit der Gemeinde Graz bezüglich der Platzfrage resultatlos geführte Verhandlungen den Beginn des Baues um mehr denn ein Jahr verzögert hatten, wurde von der Regierung ein Grundcomplex erworben, welcher eine viel zweckmäßigere Entfaltung der Bauten gestattet als der früher in Aussicht genommene, und welcher dadurch, daß er sich an das neue anatomisch-physiologische Institut unmittelbar anschließt, die bleibende Vereinigung aller Fächer und Anstalten (außer den an die Krankenhäuser gebundenen und daher wie allerwärts von den übrigen Universitätslocalitäten getrennten Kliniken) ermöglicht.

Der künftige Universitätsplatz wird auf der einen Seite vom physicalischen Institute, auf der anderen, entgegengesetzten vom chemischen Laboratorium begrenzt sein während das Hauptgebäude, in den Hintergrund des Platzes geschoben, die so entstehende hufeisenförmige Anlage abschließen wird.

Zuerst ist der Bau des physicalischen Institutes in Angriff genommen worden, da dieses gegenwärtig am ungünstigsten untergebracht ist und der Verlegung in andere Räume am dringendsten bedarf. Die als sehr zweckmäßig gerühmten Pläne der Architekten Horky und Stattler, welche den von dem Professor der Physik Dr. Töpler und anderen Sachverständigen gestellten Anforderungen genau entsprechen, wurden bereits im verflossenen Frühjahre von der Regierung genehmigt. Nach diesen Plänen sind in dem Kellerräumen die erforderlichen Depots, eine große Werkstätte und Localitäten für chemische Arbeiten mit Gasen und Dämpfen, wie für Arbeiten, zu welchen eine constante Temperatur erforderlich ist, untergebracht. In das Parterre ist der große Hörsaal nebst einem Vorbereitungslaboratorium, das physicalische Museum, die camera obscura, das Wagzimmer und der Raum für optische Untersuchungen verlegt. Im ersten Stock befindet sich das kleine Auditorium, das Meridianzimmer und ein Raum für die Sammlung der mathematischen Geographie. Ein an das Gebäude angeschlossener Thurm ist für meteorologische und astronomische Beobachtungen bestimmt. Dieser Bau, dessen Façaden in ihrer würdigen Einfachheit dem Charakter eines wissenschaftlichen Institutes ziemlich entsprechen, dürfte einen Aufwand von etwa 220.000 Gulden erfordern.

Nachdem in dieser Anstalt und in dem gleichfalls in Bälde in Angriff zu nehmenden chemischen Laboratorium der Naturwissenschaft eine geräumige und würdige Stätte bereitet sein wird, soll an den Bau des eigentlichen Universitätspalastes, welcher Hörsäle, Festräume und Administrationslocalitäten in sich schließen wird, gegangen werden. Doch dürfte dies kaum vor drei bis vier Jahren möglich sein.

Hoffentlich wird seinerzeit nicht aus den Augen gelassen werden, daß die eben geschilderte Anordnung der Baugruppen die Gestaltung der Hauptfronte des Universitätsgebäudes mit den Façaden der beiden Institute zu einem einheitlichen architektonischen Ganzen fordert. Nur dann wird der erhabene Zweck

Digitized by Google

dieser Gebäude in jener edlen Form in die Erscheinung treten, welche er sicherlich beanspruchen darf.

In naher Nachbarschaft der hier erwähnten Baupläße erhebt sich umgeben von Gartenanlagen der stattliche Neubau des Institutes für descriptive Anatomie und Physiologie welcher in dem laufenden Wintersemester seiner Bestimmung zugeführt worden ist. Wiewohl in dieser Darstellung grundsäßlich die medicinischen Facultäten von der Besprechung ausgeschlossen wurden, können wir doch nicht umhin, in diesem Falle eine Ausnahme zu machen und hervorzuheben, daß die Grazer Universität nunmehr das schönste und zweckmäßigst eingerichtete derartige Institut Oesterreichs besitzt. Und vielleicht nicht bloß Oesterreichs; denn, auf den Laien wenigstens, macht es einen bedeutenderen Eindruck als selbst das vielgenannte physiologische Institut in Leipzig.

Aus dem in diesem Abschnitte gegebenen Bilde, so skizzenhaft es auch sein mag, wird man doch jedenfalls den Eindruck gewinnen, daß der Universität zu Graz gegenwärtig jene Aufmerksamkeit gewidmet wird, welche die Wichtigkeit ihrer weitreichenden Interessen in hohem Maße fordert. Ist sie doch berufen, deutsche Wissenschaft leuchten zu lassen von den Alpen der Steiermark bis an die adriatischen Ufer.

Die Herkunft der Sekler

und

die atlantidisch-indische oder die Zigeuner-Race.

(Schluß.)

III.

(Petschenegen zum Theil.)

Als solche Flüchtlinge werden hunnische Petschenegen sogar ganz bestimmt bezeichnet, und zwar in einer Stelle des Not. 50, die also lautet: „Tria millia virorum, eadem de natione (Hunnorum), metuentes ad Erdewelwe confinia videlicet Panonicæ regionis se transtulere, et non Hunnos sive Hungaros, sed ne illorum agnoscerentur esse residui, Siculos ipsorum autem vocabulo, Zekel, se denominasse perhibentur.

(Ein Haufe von 3000 Männern begab sich an die Grenzen von Erdöly [Siebenbürgen] und nahm um nicht als Hunnen oder Hungarn erkannt zu werden, den Namen Siculer an.)

An dieser Notiz ist zunächst zu bemerken, daß sie von Hungarn spricht, also unmöglich auf eine andere Zeit gedeutet werden kann, als auf eine solche, wo

Digitized by Google

die Hungarn schon in Pannonien aufgetreten waren; es können also unmöglich Attila's Hunnen gemeint sein, die schon ein halbes Jahrtausend vorher aus Ungarn vertrieben worden waren. Die Petschenegen waren hunnischen Stammes, sie hatten zu derselben Zeit, als die Ungarn die Lande an der Theiß besetzten, Siebenbürgen erobert, auf sie allein kann sonach diese Angabe bezogen werden. Die Petschenegen oder Bissenen wurden nun von den arpadisch-ungarischen Königen besiegt und zersprengt und ein Theil von ihnen, 3000 Männer, flüchtete zu den Siculern, wo er seinen Namen verlor, und unter diesen Siculern aufging. Dies der natürliche und der geschichtlichen Entwicklung entsprechende Sinn der sonst etwas naiv lautenden Notiz; denn wie sollten Hunnen beziehungsweise Bissenen, dazu kommen, um von den Magyaren nicht mehr erkannt zu werden, sich Sekler zu tituliren, wenn dieser Name, oder das denselben tragende Volk nicht schon vorher im Lande vorhanden gewesen wäre? Durch die Siculer gedeckt, entgingen die Bissenen den weitern Verfolgungen durch die Magyaren.

Sie sollten nämlich gezwungen werden, zum Christenthume überzutreten und entzogen sich dem durch die Flucht, theils zu den Seklern, theils zu den Wallachen, wie aus der ungarischen Geschichte jener Periode klar hervorgeht.

Doch vorher ein kurzes Bild der Stellung der uralischen Hunnenvölker zu den kaukasischen Kelto-Iberen, oder den Massageten Jazygen, Sarmaten, Bastarnen, Alanen, Chazaren, Magyaren und hentischen kabardinischen Tscherkessen.

Von dem ersten Erscheinen des Gaal von Ibh-er oder der Chaldäer am und im Norden des Kaukasus, unter ihrem Führer Og (jung), 2000 Jahre vor Christus entstand Fehde mit den Ural-Hunnen, oder wie Max Müller sie nennt, den Turaniern.

Das nächste Object ihrer Kämpfe war die Herrschaft über die Kimmerier, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk, das sich entweder aus Thracien von der Donau her, oder über das schwarze Meer nach der Krim und den anderweiten Ebenen an der Mäotis verbreitet hatte und den nomadischen Raubvölkern des Kaukasus wie Urals Steuern zu zahlen gezwungen war. Von diesen Kimmeriern stammt der Hauptmasse nach der östliche Theil der heutigen „Wenden oder Slaven", es lohnt also schon der Mühe, hier Einiges über sie mitzutheilen, auch deßhalb, weil sie später, nach der Ostsee vertrieben, als Kymbern dort im Verein mit den Tuath-Danan oder Teutonen, und den aus Britannien herübergekommenen Ambronen oder Umbern eine gewaltige Rolle spielten.

Strabon bemerkt von diesen Kymmeriern daß sie bei den Griechen Georgen hießen, Ackerbau trieben, und theilweis unter den bosporanischen Fürsten standen, deren Herrschaft sich längs der Küsten der tauriſchen Halbinsel östlich bis hinüber zum Kaukasus erstreckte, aber durch beständige Kriege gegen die Nomaden-Völker bald zu Grunde gerichtet wurden. Diese Fürsten stammten mit ihren

Digitized by Google

angesetzten Colonisten wohl meist aus Teukrien, oder dem Gebiete von Troja, wie der bei ihnen vorherrschende Cultus der Venus bezeugt, welche trojanische Landesgöttin war. Aeneas erbaute ihr auf seiner langen Irrfahrt von Troja über den Hellespont nach Thrazien und von da nach Epyrus, Süd-Italien, und Sicilien bis zu den Ufern der Tiber auf allen Vorgebirgen, wo er eine Zeitlang rastete, Tempel, die sich bis auf Strabon und Dionys von Halikarnaß erhalten hatten. In ähnlicher Weise entstanden Venus- oder Vanadis-Tempel an den Küsten der Krim, wohin die Teukrer, als ihrem bestgelegenen Rückzugspunkte in großer Menge geflüchtet waren. Der Tempel in Phanagoria, der Venusstadt, war in Kymmerien weit und breit berühmt, und nahmen von da die Georgen oder Ackerleute, die bei den dortigen Nomaden Wanen oder Wenden (tr. wain grüne Saat) genannt wurden, deren Cultus an. Nach der nordischen Edda vereinigten sich aber die kaukasischen Asen, oder Ossethen mit diesen Wanen, und nahm Odin, der Ase, den aus dem Volke der Wanen stammenden Freyr, nebst dessen Gemahlin der Freya, (Apoll und Venus) in den Bund seiner Götter auf, wie später noch den aus Nuatun (Neustadt, Neapolis, ebenfalls auf der Krim gelegen) als Geißel in seine Gewalt gerathenen Niördr (Neidhard), der gleich dem Uller aus Byzanz in der Edda als Teukrer-König, mißverständlich als Tyrkiakonungr bezeichnet wird.

Die kymmerischen Bauern waren Suberithroi, etwas röthlich gefärbt, was wohl aus einer Kreuzung mit sigynnischen oder siculischen Rothhäuten erklärt werden darf, denn diese Kymmerier waren die vordersten Aren, Meder oder Thraker, welche an der Mäotis und auf der Krimm mit den Sigynnen zusammentrafen, und sich mit ihnen mischten, daher denn wohl auch die heut noch bemerkbare, etwas dunklere Hautfärbung der ostslavischen Völker, im Gegensatz zu den reindeutschen oder vielmehr deutsch-keltischen.

Die pontischen Sigynnen hatten nach Orpheus dieselbe Sitte, wie die Hunnen, sich durch Brennen mit glühendem Eisen die Gesichter häßlich, oder nach ihrer Ansicht schreckenerregend zu machen, eine Thatsache, welche den Rückschluß erlaubt, daß die Ural-Hunnen, mit Hülfe deren Attila das römische Reich dem Untergange nahe brachte, schließlich selbst nichts anderes als Sigynnen oder atlantidisch-zigeunerische Rothhäute waren; daß sonach die Petschenegen, die Abkömmlinge der Hunnen, als sie zu den Seklern an der Aluta flüchteten, zu alten Stammesgenossen geriethen, und sich daher leicht mit mit ihnen vereinigen konnten.

Die Petschenegen führen bei den verschiedenen alten Schriftstellern des Abendlandes folgende Namen: Pecinaci, Picenaci, Pecennatici, Pincenates, Pecinei, Petinei, Postinagi; bei den Griechen Patzinakitai; bei den Slaven Peczenjezi; bei den Arabern Behnakije und bei den Ungarn Bissseni und Bessi; sie selbst nannten sich Kangar, oder Kangli wohl so viel als Hungar, wilder Hunnenmann. Die andern Formen beziehen sich alle auf bois Wald, Busch

Digitized by Google

und aighe hoch; daher auch die mittelalterlichen Pisk-aith-ir, Wald-hoch-leute, und die heutigen Baschkiren.

Ihr erster Anfall auf die Gaue der Ost-Slaven oder kymmerischen Wanen erfolgte nach Nestor, dem slavischen Chronisten, im Jahr 915; damals griffen sie zum zweiten Male Kiew an. Sie kamen hinter den Ungarn her, und lagerten sich auf beiden Seiten des Dnieper bis zur Donaumündung.

Hinter ihnen drängten die Usen und Kumanen, beides türkische Völker; vor diesen waren sie schon um 839 von der Wolga und dem Ural bis zum Don zurückgewichen und standen 867 zum ersten Mal vor Kiew. Abermals von dem Kumanen und dem am Kaukasus zurückgebliebenen Reste der (magyarischen) Chasaren angegriffen, fielen sie auf die westlich vor ihnen stehenden Ungarn, und schoben diese an der Donau aufwärts, während sie selbst in Siebenbürgen um sich griffen; schließlich standen sie zwischen Ungarn und Kumanen im Gebirgslande eingeengt. So war die gegenseitige Stellung der drei Völker bis auf Geisa, den dritten ungarischen Heerführer nach Arpad; dieser hatte die Sarolta, die Tochter Gyula's, des Petschenegen-Fürsten, zur Frau; sie wurde Christin, und veranlaßte sowohl ihren Mann wie ihren Vater ebenfalls zum Uebertritt. Geisa's Sohn Stephan hatte dafür harte Kämpfe mit den heidnisch gebliebenen Ungarn wie Petschenegen zu bestehen, er besiegte zwar die erstern etwa 1000 nach Chr. und zwang sie sämmtlich zum Christenthum, die Petschenegen dagegen leisteten unter Gyula dem Jüngern, der wieder abgefallen war, heftigen Widerstand, bis sie endlich 1002 ebenfalls besiegt und zersprengt wurden; es geschah dies mit Hilfe deutscher Ordensritter.

Siebenbürgen bis zur Maroſch kam damals an Ungarn, hinter derselben weideten indeß die Petschenegen noch immer ihre Heerden, bis sie allmälig immer weiter in die Gebirge gedrängt wurden.

Zur Zeit als die Sachsen von Andreas II. ihren goldenen Freibrief erhielten (1224), waren die Bissenen noch im Lande, gemischt mit Walachen oder Wlachen, denn in Satz VII des Freibriefes erhielten die Sachsen den „Wald der Wlachen nnd Bissenen mit den Wassern zum gemeinschaftlichen Gebrauch". Es war dies der Fogaraſcher District, wegen dessen „gemeinschaftlichen" Besitzes die Sachsen bis heute mit den Wlachen in Fehde liegen. Die Sachsen interpretirten den Satz VIII nämlich in der Weise, (Teutsch in seiner Geschichte von Siebenbürgen thut es heute noch), daß nicht nur der Wald, sondern auch die darin hausenden Wlachen und Bissenen ihnen „gemeinsam" zu eigen gegeben wären; die Wlachen wollten aber von dieser Leibeigenschaft selbstverständlich nichts wissen, und vertheidigten sich und ihren Waldantheil mehrmals in blutigen Kämpfen.

Was die Sekler betrifft, so wird ihr Name in den Urkunden der Sachsen erst um 1210 genannt, daß sie aber längst vorher im Lande saßen, beweist ihr Name, der nicht zufällig auf eine Abtheilung Bissenen herabgefallen

Digitized by Google

sein kann, wie nach der oben wörtlich angeführten Stelle aus dem Notarius gefolgert werden müßte. Die Geschichte mit den 3000 Männern, die an die Aluta flohen, und dort, um nicht erkannt zu werden, sich Siculer benannt hätten, löst sich nun einfach dahin auf, daß eine vor Geisa oder Stephan flüchtende Schaar von heidnisch gebliebenen Petschenegen zu den Seklern floh und unter denselben, als von Haus aus mit ihnen stammverwandt, leicht aufging.

Eine andere Abtheilung derselben Bissenen war schon vorher von den ersten ungarischen Königen im Wieselburger Comitate, hier in der That als Grenzhüter, gegen die Deutschen angesetzt werden.

Aus dem hier Entwickelten dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß 1. die Sekler keine Ungarn sind, wenigstens dem Stamme nach nicht, da sie selbst nach den ungarischen Chronisten ein halbes Jahrtausend vor den Ungarn prima fronte der Hunnen im Lande aufgeführt werden.

2. Eigentliche Hunnen waren sie aber auch nicht, sonst würden sie deren Namen führen oder wenigstens sonst einen bei den Hunnen genannten. Siculi kommt aber bei den Hunnen nicht vor.

3. Grenzwächter sind sie erst recht nicht, am wenigsten von den Ungarn angesetzte, weil das Wort Siculi nicht Grenzwächter bedeutet, und die Hunnen, mit denen sie zuerst genannt werden, keine Grenzwächter im Osten des Landes etwa gegen sich selbst, d. h. gegen die Hunnen, anzusetzen veranlaßt sein konnten.

4. Gegen die Bissenen waren sie auch nicht aufgestellt, da diese erst hinter den Ungarn her, also ebenfalls ein halbes Jahrtausend später als die Siculer, in Siebenbürgen erschienen, und wie die Geschichte mit den 3000 Männern zeigt, mit den Seklern auf gutem Fuße standen.

5. Eben so wenig gegen die Kumanen, die erst nach den Petschenegen in der Moldau auftraten, und gegen welche allerdings die Deutschordensritter als Grenzwache angesetzt wurden, nicht aber die Sekler.

IV.

(Siculi in West-Europa.)

Wenn aber die Sekler all das nicht sind, wofür sie bis Dato gehalten wurden, so frägt sich, weß Stammes denn dieses räthselhafte Volk sei, woher es kam, und wo seine etwaigen Brüder und Schicksalsgenossen zu suchen sind.

Der Name der Siculer kommt nicht bloß in Transsylvanien, oder in der Form Sigynnen in Pannonien und am Pontus vor, sondern auch in Italien und Frankreich, hier in den Formen Siculi und Sicani, dann in Spanien als Cegail, Cetgueli, und in Britannien als Gwydhelians.

Digitized by Google

In der Edda ist Sigyn die Frau des Loki, des Lykiers oder Liguren, wenn man diesen Mephisto der nordischen Mythe nicht als Gott oder Teufel, sondern historisch-ethnologisch als bestimmte Person auffaßt. Die Liguren, Ligyer, Lugier oder in Polen Lächen, stehen überall in der Urgeschichte Europa's den Sigynnen gleich, als ein kleineres, dunkelhautiges, schwarzhaariges und schwarzaugiges Geschlecht, flink auf den Beinen, ausdauernd, von den größern, blondhaarigen und hellhautigen Kelten verfolgt, unterjocht und, wenigstens was die Männer betrifft, großentheils vertilgt. Daß Ligyer und Sigynnen identisch waren, geht überzeugend noch aus der Thatsache hervor, daß die Massalioten (die alten phokäischen Marseiller) die Ligyer an der untern Rhone, mit welchen sie in Handelsverbindung standen, nach Herodots Zeugniß, Sigynnen nannten.

In Sicilien, das einen kleinen, dunkelhautigen und lebhaften Menschenschlag beherbergt, scheinen sie sich indeß bis heute als Volk erhalten zu haben, wenn auch ihre Sprache romanisch. Dahin kamen sie lange vor der Erbauung Roms in zwei Schwärmen, durch die Pelasger und Umbern oder Sabiner aus Mittel- und Ober-Italien vertrieben, erst als Sicaner, die im westlichen Theile und dann etwa 80 Jahre später als Siculer, die im Osten der Insel sich festsetzten. Es geschah dies noch vor dem trojanischen Kriege. Die Sicaner sollen nach Silius Italicus aus Pyrene (den Pyrenäen) gekommen sein, waren also spanische Ureinwohner, von da durch die aus Africa einwandernden Gätulo-Basken verscheucht; denn die große Ligustike ist bei Eratosthenes Spanien; den Sicanern folgte dann, nach demselben Julius Italicus, mox Ligurum pubes, Siculo ductore, die Jugend der Liguren unter ihrem Führer Siculus. Der Syrakusaner Philistos nennt statt der Siculer den Namen Ligyer, und läßt sie unter ihrem König Sikelos, Sohn des Italos, des Stammvaters der Italer, 80 Jahre vor dem trojanischen Kriege aus Italien nach Sicilien gelangen.

Dionys von Halicarnaß erklärt die Liguren oder Ligyer als die Ureinwohner Italiens. Ihre erste Herkunft sei unklar, und nichts liege darüber historisch vor. Sie kamen wohl aus Spanien, wo sie von den keltischen Sagen oft genannt werden, nach Ligurien, oder hingen durch Lygtonien, oder Lektonien mit Africa zusammen, wo sie als Libyer aufgeführt werden. Denn Libyer und Ligyer ist dasselbe Wort, und bedeutet nach dem Keltischen kleine Leute, Lappen, li-bi, oder luigh-ui, luigh-air, luigh-ur.

Lygtonien, das nach ihnen seinen Namen führte, ist die in neuerer Zeit von Admiral Smith wieder entdeckte submarine Hochebene, welche von Sicilien, mit einer schmalen flußbettartigen Unterbrechung bis zur Küste von Tripolis und Tunis hinzieht, die Inseln Pantellaria, Malta, Gozzo, Kerkeni und Gerbi in sich faßt, und auf den Seekarten als Banco Avventura und Banko di Medina bezeichnet wird. Es bedürfte nur einer Hebung von etwa 100 Metern um durch diese Hochebene Sicilien wieder mit Africa zu verbinden. Daß diese

Digitized by Google

Verbindung existirte, beweisen die auf Sicilien und Malta vorgefundenen Reste landbewohnender africanischer Thiere, die nur auf Landwegen herübergewandert sein können, wie die neuere Geologie festgestellt hat.

Ob über Spanien, ob über Africa und Lygtonien, gleichviel, die Lygier oder Sicaler waren die Urbevölkerung Europa's, herübergekommen von der Atlantis, die im Meere versank gleich Lygtonien, vorher aber einen Theil seiner Bewohner sowohl nach dem alten wie neuen Continente abgab. Die americanischen Rothhäute stehen den Ligyern oder Siculern Europa's, den Libyern Africa's, den Zigeunern unserer Tage gleich; einst groß und mächtig und in den Aegyptern und Phöniken Träger der ältesten menschlichen Cultur, sind sie jetzt eine verkommene Race, in alle Welt versprengt, wie die ihnen blutsverwandten Juden.

Sie hatten freilich ein hartes Schicksal, denn sie unterlagen überall der Stärke und dem Kriegsmuthe der medisch-arischen oder keltisch-chaldäischen Völker, wie diese später der Tapferkeit und Kriegskunst der Römer (die freilich selbst ein pelasgisch-ligysch-keltisch-tuskisches Mischvolk waren.) Schließlich aber behielt die Ausdauer der von Hoch-Asien eingewanderten Deutschen überall die Oberhand, die der Sachsen nämlich, der Sueven und der Gothen, oder wie die Edda sie nennt der Alfen (wohl zu unterscheiden von den mythischen Elfen oder den ungetauften Kinderseelen).

Ueber die Atlantis habe ich im Anhang zu meiner Schrift „die Abstammung der Magyaren", nach Platon und Solon das Nöthige beigebracht, und habe ich bis jetzt nicht die geringste Veranlassung gefunden, von den dort aufgestellten Ansichten auch nur theilweise wieder abzugehen; im Gegentheil, ich finde, daß es absolut unmöglich ist, ohne die Annahme einer autochthonen atlantidischen Race, die von Westen her Europa und Nord-Africa bevölkerte und unter ihrem schlangenumgürteten Dzohak in allererster Zeit, Jahrtausende v. Chr. von Aegypten aus, bis Medien vordrang, dort aber schließlich geschlagen wurde, Klarheit und Verständniß in die Urgeschichte des alten Continents zu bringen. Daß Lorenz Diefenbach in seinen Origines Europää von der Möglichkeit einer West-Ost-Richtung der Völkerflut sowohl bezüglich der Atlantiden, die er als solche ganz ignorirt, als auch der west-keltischen Völker, (diese über Africa und Spanien), daß, sage ich, eine solche Möglichkeit für ihn undenkbar ist, trotzdem er die Sagen der Iren hierüber kennen und verwerthen sollte, dies ist ein wesentlicher Mangel seines sonst vortrefflichen Werkes, und hindert ihn, zu einem richtigen Bilde über die Völkergestaltung Europa's zu gelangen.

Die spanischen Zigeuner oder Atlantiden führen bei den Iren folgende Namen:

Fir-gneat, von „Männern" geboren, weil wie ich in meiner Abhandlung über die Zigeuner zeigte, alle oder wohl alle dieser Race angehörigen Völker auf dem alten wie neuen Continente die sonderbare Gewohnheit hatten, daß der Mann

Digitized by Google

sich in das Bett legte, und die Wochen abhielt, wenn die Frau ein Kind geboren hatte.

Es geschah dies, um das Recht des Mannes beziehungsweise Vaters auf das Kind festzustellen, weil bei der unter den Atlantiden üblichen Vielmännerei sonst nicht entschieden werden konnte, welcher der Väter für das Kind zu sorgen hatte. Denn aus Mangel an Nahrung heirateten gewöhnlich sämmtliche Brüder und Vettern ein und dieselbe Frau. In Arabien erzählt Strabon von einer sogenannten Königstochter, die sehr schön gewesen, daß sie ihre 15 Brüder zu Männern gehabt; es war dies im Hadramaut oder dem Reiche Gypizirunt (Weihrauchberg), wie die irischen Sagen berichten, im Land Uz, von wo aus die Aditen oder Aufeis nach Africa (Gätulien) und von da nach Spanien zogen, um als Basken in den Pyrenäen ihr Hauptquartier aufzuschlagen. Von da rückten sie auch in Gallien vor, vertrieben die Sicaner, Siculer oder Ligurен aus den Rhone-Gegenden, wodurch diese veranlaßt wurden, durch Italien bis Sicilien zu wandern; zogen dann auch zur See nach der Bretagne und nach Irland, das sie als Fogh-mor (Seefalken, See-Räuber) eroberten, schließlich aber wieder an die Catag (Katten) und Tuath-Danan, Nord-Seeleute, Teutonen, verloren, bis auf die kleine felsige Strecke im äußersten Südwesten, wo sie sich auf der Küste von Kerry als Clan der Bhasgoin erhielten. Später kamen nach Irland noch Belgen oder Firbolg (um 1718 vor Chr.), welche vom Pontus Euxinus oder von Kymmerien aus bis hieher durch die Kaukasus-Völker gedrängt wurden, indeß in Belgien und in Holstein ihre Hauptsitze hatten, endlich um 1000 vor Chr. die milesischen Gälen oder eigentlichen Iren, zunächst aus Galizien in Spanien, wohin sie durch die Sidonier gebracht worden waren.

Die Cantabrer, die Vorfahren der Basken, dann die Gorsen und Sarden, sodann die Siluren (silly klein, ur Leute) in England und im südlichen Wales und schließlich die Caledonier oder Galedin (fremde Leute) im nordöstlichen Schottland hatten ganz gleiche Männergemeinschaft wie die Firgnead und das daraus sich ergebende Männer-Kindbett. Eben so die Tibarener am Kaukasus, und eine Reihe libyscher Völker.

Der zweite Ausdruck, den die Gälen für die Zigeuner gebrauchten, war Gintir, Geschlecht der Erde, entweder so viel als eingeboren, oder weil sie, wie die Liguren noch zu Römerzeiten, in Erdhöhlen wohnten (gin, ein ist Geschlecht, genus; tir Erde terra).

In solchen Behausungen konnten sie natürlich nicht sehr propre aussehen, darum der dritte Ausdruck für sie: Cet-gueli; so bezeichnet sie der alte Nennius; dem gleich steht Cegail in den irischen Jahrbüchern und Gwydhelian bei Lhwyd; daraus, d. h. aus Cegail wurde Sikeli, Siculi, Sekler, während sig-ean, Sigyn, eine gleichbedeutende Form ist; geill, guel, gail bedeutet unterthäniges Volk, und ean, an, on, Mann; ceo, ceach, die Anfangssylbe, ist ein

Digitized by Google

Ausruf des Ekels, ceotha, ceathach, ceothach ist Mist. Sonach war das Wort Zigeuner schon vor 4000 Jahren, gleich dem der Siculer und Sigynnen ein Ausdruck der Verachtung, und so ist er es bis heute geblieben.

Die unterjochten und wie wilde Thiere gehetzten Urbewohner suchten sich so weit es ging in Wäldern und Erdlöchern zu verbergen, daher ihr vierter Name Ceultih, die Verborgenen, von ceal, keal Keller, Zelle, Schlupfwinkel. Aus diesem ceultih ist bei den Römern der Ausdruck Celten entstanden, und da diese Celten schließlich mit den aus Chaldaea oder vom Kaucasus durch die Fenier herübergeführten Galegos oder Iberen (Bergvolk) zusammen wuchsen, bildete sich der Name der Celtiberen der tapfersten unter den Spaniern, welche am oberen Duero in Numantia, ihrer heiligen Stadt, (numh, numa ist heilig) den Römern lange Jahre Trotz boten.

V.

(Alte Cultur der Zigeuner-Völker.)

Die Atlantiden oder Zigeuner waren indeß einst hochgebildet, und hatten lange Jahrtausende vor den Kelten oder gar vor den Deutschen Schrift und Cultur; Tarteſſus in Andaluſien nahe bei Gades war eine volkreiche, blühende Stadt, ehe die Fenier unter ihren Anführern, immer Herkules genannt (eorgal, iorcul, Jörgel, indisch urg, St. Georg, starker, arger, auch kluger Mann), dort ihre Colonien gründeten und Tarteſſus ruinirten. Die Gesetzbücher und anderweiten Schriften von Tarteſſus waren zu Christi Zeiten schon 6000 Jahre alt. Noch älter und gewaltiger war die Cultur Ober-Aegyptens, dessen colossale Tempel in Theben nicht von arischen, sondern von atlantischen Baumeistern herrühren; bloß die Pyramiden in Unter-Aegypten wurden von den arabisch-amalekitischen oder chaldäischen Hykſos-Königen aufgethürmt, um dadurch die Tempel von Theben, wo ihre Gegner, die Atlantiden (oder Aethiopen), die Oberhand behielten, in Schatten zu stellen.

Im Uebrigen hatten diese oberägyptischen Aethiopen indeß doch einiges Chaldäer- oder Kelten-Blut in sich aufgenommen, durch das aus Arabien herübergekommene Riesengeschlecht der Aditen nämlich (aitheadh bedeutet Riese), sonst würden die Ober-Aegypter wohl nicht im Stande gewesen sein, die Hykſos nach langhundertjähriger Herrschaft wieder aus dem Nil-Delta zu vertreiben.

Diese Hykſos stöben nun nach allen Richtungen auseinander; ein Theil floh nach Palästina und baute Jerusalem, ein anderer gerieth nach Numidien, wo er als Feind (nuimhid) der Karthager sich gefährlich machte; schon im Delta hatten die Hykſos nach der Septuaginta die Namen Enemetieim, Feinde, Krieger, dann Ludim, Lydier, Lleyddiad, Schläger, geführt, und merkwürdig vor allem ist nun die irische Sage, nach welcher die Nemedier am Rhein wie

Digitized by Google

die Katten an der Edder von diesen Enemetieim, bezw. den Kas-luchen im Nil-Delta stammen sollen. (Doch hievon in einer anderen Abhandlung.)

Die Phönizier oder nach keltischer Schreibweise die Fenier (auch Punier, Karthager, von buinne Wasser) waren noch mehr als die Aegypter das treibende Element der Urgeschichte im westlichen Theile des alten Continents; sie waren die Holländer oder Engländer unserer Tage, aber ganz anderer Race, schwarzhaarig und braunroth, so daß sie von den Griechen Phoinikes genannt wurden, purpurfarbene, also schlechthin Rothhäute, wie unsere echten Zigeuner. Sie colonisirten erst die griechischen Inseln und den Peloponnes, wie die Gestade Klein-Asiens, vor allem Cypern und Creta, dann die ganze africanische Küste, wo sie Utica und Karthago anlegten, und in den Mauren, den heutigen Kaufleuten der Nordküste eigentlich noch vorhanden sind, wenn diese jetzt auch arabisch sprechen. Spanien wurde so ziemlich ganz von ihnen unterjocht und durch chaldäische Kriegsknechte, die aus Aramäa oder Galiläa herübergeschifft wurden, im Zaume gehalten; diese Chaldäer machten sich indeß bald unabhängig, schlugen die Fenier in einer großen Schlacht bei Zamora, etwa 1017 vor Chr., und bildeten ein eigenes Reich im Norden des Duero; die Iren nennen es das Milesische, weil Soldat im Keltischen mileadh, lat. miles lautet. Dermalen nennt man sie Gallegos oder Galizier, sie reden indeß wie alle Spanier mit Ausnahme der Basken romanisch.

Auch Irland wurde durch die Fenier besetzt, Bergwerke und Hochöfen wurden angelegt, um Silber und Zinn zu schmelzen, von Britannien dagegen nur mehr der südliche Theil, da der Weg nach der Ostküste der Insel noch durch die Landbrücke (casan tir eider) gesperrt war, welche sich von Calais hinüber nach Dovre zog. Dieser Landweg wurde erst um das Jahr 1030 vor Chr. durch die Wogen des atlantischen Oceans, der mit Gewalt in den damals noch geschlossenen Austerbusen (oestrymnos) eindrang, gesprengt, wie sowohl die irischen Jahrbücher als die wälschen Triaden melden. Da vor diesem Durchbruch England mit Belgien zusammenhing, so hatte sich auch ein brittisch-belgisches Reich gebildet, das in der Zeit seiner Blüthe, d. h. vor diesem Ereigniß, sich von Irland bis an den Ober-Rhein und nach Hessen zog, ganz Nord-Frankreich umfaßte, und in den Umbrern oder Sabinern bis vor die Thore von Rom reichte, denn die Umbrer gehörten diesem, wie oben bemerkt, von den Hyksos in Aegypten stammenden Katten-Geschlechte an; seine Herrlichkeit wurde indeß durch die Kymbern und Teutonen von der Elbe her gebrochen.

Auch in der Ostsee erschienen die Fenier und legten namentlich in Esthland Colonien an, um den Bernstein zu sammeln. Alle Großthaten dieser Fenier werden in den griechischen und römischen Sagen dem Herkules zugeschrieben, es war dies aber nur ein Titel, den jeder fenische Schiffscapitän führte, daher die Griechen, welche die Herkules-Sagen in ihrer Weise ausschmückten, nach Strabon nicht weniger als 43 verschiedene Herkulesse oder Jörgel, irisch orc-al, große Fürsten, zählten.

Digitized by Google

Die erste Eroberung Irlands und Albions durch diese Jörgel wird in der Mythe als Besiegung der Riesen Albion und Bergion (Hibernia) dargestellt.

Die gewaltigste und zugleich urälteste That der Zigeuner-Völker war aber die Eroberung ganz Vorder-Asiens wohl bis zum Indus und Ganges durch Dzohak, der aus Ober-Aegypten kam; sein Reich wurde aber nach mehrhundertjähriger Dauer von dem Meder Feridun [1]), dem Bergmann aus dem Albruz zertrümmert, und von da drehte sich der Gang der Ereignisse um, denn die Meder oder Arier eroberten jetzt die Westhälfte der alten Welt, während Hoch-Asien seine eigene Entwicklung nahm, schließlich aber durch die Deutschen, Türken und Mongolen mächtig und entscheidend in die Geschicke des Abendlandes eingriff.

VI.

(Schluß. — Schwarze Germanen.)

Die Fenier sollen bald vom Rothen Meere, bald vom persischen Meerbusen nach dem Libanon oder dem aoi-mag, Bergland am syrischen Meere, gekommen sein, vielleicht stammen sie aus Indien, auf dessen uralte Cultur hier nicht näher hingewiesen zu werden braucht. Indra, der arische Eroberer Indiens, wird in den Veden der Hindus Purandara genannt, Burgen-Zerstörer; er muß also Burgen im Lande vorgefunden haben, die er erobern mußte. Vor den Aren hatten die Drawidas die Herrschaft im Lande, ein dunkelhautiges Geschlecht, das noch in großer Zahl vorhanden ist, ja die Unterlage fast der ganzen heutigen Bevölkerung bildet. Drawid, indisch druh, bedeutet Feinde, irisch droch übel, lat. trux, trotzig. Von diesen mag eine zersprengte Schaar zur See von der Mündung des Indus in den persischen Golf gerathen und von da über das Rothe Meer nach dem Mittelländischen sich gezogen haben. Am Rothen Meere bis herauf an das Todte saßen im Thale Siddim in Felsenklüften die rothen Themuditen, zu denen auch die Bewohner von Sodom und Gomorrha gehörten, die ihres „lasterhaften Lebenswandels“ wegen durch Feuer und Schwefel vertilgt wurden. Ihr Laster bestand wohl in derselben Knabenliebe, deren sich auch die Griechen schuldig machten, einer Unsitte, die heute noch bei den Gegen im nördlichen Albanien in schönstem Flore steht, und sogar von den dortigen Dichtern besungen wird.

Die Gegen sind die ältesten Ueberreste der Bevölkerung des epyrotischen Gebirgslandes, und ihre Sprache, bis jetzt noch kaum untersucht, ist nichts weniger als rein arisch; die Gegen sind etwas dunkelhautig und schwarzhaarig, indeß nicht klein, wie die Syginnen, sondern ein starker, kriegerischer Menschen-

---

[1]) Vgl. Geschichte der Pichdadier in meinem deutsch-keltischen Wörterbuch.

Digitized by Google

schlag. Der Name Gege wird ihnen indeß bloß von den Süd-Albanesen, den Tosken (Tusken), gegeben, er ist ein Spottname und benennen damit die Nord-Albaner, die sich nicht als Gegen, sondern als Skipetar (Bergbewohner) bezeichnen, damit die Walachen, und zwar in der Form Gogen. Im Irischen bedeutet geocach einen Vielfraß oder gefräßigen Menschen, den gewöhnlichen Titel, den auch in America die dort eingewanderten Weißhäute den Rothen gaben; auch in Schwaben ist Koge ein Schimpfwort gleich Tölpel.

In der Nähe dieser Gegen hat nun Hofrath v. Miklosich aus sprachlichen Gründen einen der Heerde oder der Verstecke des Zigeunerthums nachgewiesen, einen Winkel, in welchem unberührt von fremden Ueberflutungen das Urvolk der Rothhäute sich in einzelnen Familien durch alle Stürme der Zeit erhalten und von da wieder über Europa verbreitet hat.

Solcher Verstecke dürften indeß noch manche aufgefunden werden, namentlich im Atlas, in den Einöden Mittel-Asiens, und wo sonst die atlantische Race stark verbreitet war; vergebliches Mühen aber möchte es sein, für die Zigeuner eine einzige bestimmte Heimat ausfindig machen zu wollen, denn sie hausten überall, von der Atlantis bis zum Ganges, und überall hat sich ihr Blut, ihre Race und ihr dunkler Teint erhalten in allen Individuen, welchem Volke diese auch sonst angehören mögen, die schwarzes, schlichtes Haar, schwarze Augen, ins Braune oder Graue gehende Hautfarbe, einen mehr schmalen als runden Kopf und ein mehr oder weniger cholerisches, zu raschen Aufwallungen und Abenteuern geneigtes Temperament haben.

Aus solchen atlantidisch-arischen Mischlingen besteht mindestens die Hälfte der heutigen europäischen Menschheit, wenn auch schon der alte Name der Sigynnen, Zigeuner, oder der gleichbedeutende der Siculer oder Sekler nur an einzelnen Geschlechtern oder besonderen Gegenden haften blieb.

Sogar die alt-atlantidische Tracht, die albanesische Fustanelle, hat sich im Gegensatz zur medischen Hose noch bis in den hohen Norden erhalten, bei den caledonischen Hochländern nämlich, die trotz des Klimas noch keine Hosen tragen, wohl aber bunt carrirte, meist blaue Tücher, die an Stelle der blauen Farbe traten, womit sie einst sich den Körper und die Haare bemalten. Diese caledonischen Hochschotten waren in den Aga-Thyrsen einst Nachbarn der Gegen, sie hausten in Siebenbürgen, und wurden durch die medischen Thraken nach dem Norden geschoben, fielen an der Ostsee den Kymbern in die Hand, und flüchteten theils nach Schottland, wo sie mit den Iren zusammenstießen, theils nach Scandinavien, wo sie als Thursen wieder zu bedeutender Macht anwuchsen; tuirse bedeutet keltisch braunroth, die Thursen waren sonach Atlantiden und nicht durstige Riesen, wie mitunter gedeutet wurde. Aus der Mischung dieser Tursen mit Kymmeriern oder Wenden einerseits, und Belgen oder Bri-

Digitized by Google

kannen andererseits entstand das meist schwarzhaarige Geschlecht der Joten oder Gothen in Scandinavien, das von dort durch die Asen, bezw. Schweden vertrieben, in Deutschland zur Zeit der Völkerwanderung als Burgunder auftrat, und mit den alemannischen Deutschen in steter Fehde lebte, sich sodann mit den Römern verband, ja sogar sich selbst für römischem Stamme entsprossen hielt, und schließlich an der Saone und dem Jura in den romanischen Galliern aufging.

Diese Burgunder werden in der Edda Giukungen oder Niflungen genannt, ihnen gehörte das Fürstengeschlecht an, welches im Nibelungen-Liede in Worms saß, Gunther und Hagen und Chriemhild, oder wie sie in der Edda heißt, die Gudrun. Von den Kindern dieser Gudrun mit König Jonakur von Dänemark, ihrem dritten Gemahl, wird in der Skalda von den Niflungen und Giukungen-(39—42) Folgendes berichtet:

„Sie waren alle rabenschwarz von Farbe des Haars, wie Gunnar und Högni (Hagen) und die andern Niflungen."

Um mich nun keines Hochverraths am „Germanenthum" schuldig zu machen, wie mir mitunter schon vorgeworfen wurde, so werde ich mich wohl hüten, trotz der rabenschwarzen Haare, an der Reinheit germanischer Race bei einem Gunther, Hagen oder gar bei der Chriemhild und Gudrun dem geringsten Zweifel Raum zu geben, aber da denn doch die Edda ihre Leute besser kennen mußte als Richard Wagner, so muß man wohl oder übel neben der blonden und rothen auch noch eine schwarze Species von Germanen statuiren, die nun freilich unserer bisherigen poetischen Auffassung über das Aussehen unserer Altvordern wenig entspricht. Zum Trost will ich indeß und als Schluß dieser Abhandlung die Bemerkung beifügen, daß Siegfried oder Sigurd, der Fafnis-bana, (Drachentödter) ein blonder Däne war, denn er stammte aus dem Geschlechte der Wölsungen von der Insel Hlesey im Kattegat.

Wien, im December 1872. Wilhelm Obermüller.

Digitized by Google

Zwei Rectorsreden.

1. Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf andere Wissenschaften. Rede, gehalten zur Jahresfeier der Karl-Franzens-Universität in Graz am 15. November 1872 von Prof. Dr. Alexander Rollett, d. Z. Rector der Universität [1]). 2. Rede des neu antretenden Rectors der k. k. technischen Hochschule in Wien, Dr. Heinrich Hlasiwetz, o. ö. Professor der Chemie, gehalten am 8. October 1872 [2]).

Die Worte, welche kurz nach einander bei ähnlicher Gelegenheit von gleich hervorragender Stelle aus gesprochen worden sind, stellen sich wie von selbst zu einer Vergleichung zusammen, weil sie im Allgemeinen denselben Gegenstand behandeln.

In beiden Fällen ist es die Bedeutung der Naturwissenschaft, die von namhaften Fachmännern erörtert wurde. Wenn aber der eine Redner diese Bedeutung in dem Einfluß der Naturwissenschaft auf andere Wissenschaften findet, und daher auf die Fülle und den Segen geistiger Güter hinweist, welche die naturwissenschaftliche Erkenntniß schon angehäuft hat, die naturwissenschaftliche Methode noch ins Unabsehbare zu vermehren verheißt —; so blickt der Andere auf den materiellen Nutzen, auf die Schöpfung und ökonomische Verwendung stofflicher Werthe, und zeichnet mit Vorliebe das Bild der naturwissenschaftlichen Technik, welche die Außenwelt dem menschlichen Zwecke gehorchen gelehrt, die einen neuen „Kreislauf der Materie in den Werken der wissenschaftlichen Industrie und Kunst“ hervorgebracht hat.

Der Unterschied der Behandlung des Gegenstandes versteht sich von selbst, so weit er mit dem Unterschied des Ortes und der Versammlung, an welche beide Reden zu richten waren, zusammenhängt. Wir finden es begreiflich und natürlich, wenn der Vorstand einer Universität einzig das wissenschaftliche In-

---

[1]) Graz, im Verlag des Rectorats der Karl-Franzens-Universität. (Der Reinertrag ist dem Freitischinstitute der Universität gewidmet.)

[2]) „Reden, gehalten bei der feierlichen Inauguration des für das Schuljahr 1872/73 gewählten Rectors der k. k. technischen Hochschule. Wien, im Verlag der technischen Hochschule.“

Digitized by Google

teresse kennt und verfolgt, wogegen der Leiter der technischen Hochschule wie billig auch das Praktische zur Geltung bringen mag. Allein in unserem Falle ist der Letztere von dem Vorwurf doch nicht frei zu sprechen, daß er, vielleicht unbewußt, dem stillen aber überwältigenden Einfluß einer nicht rein geistigen Umgebung nachgebend, den selbständigen Werth des Wissens nicht bloß in den Hintergrund stellte, sondern bestritt und verneinte.

Dadurch gewinnen beide Reden statt eines ergänzenden, ein ausschließendes, ja fast gegensätzliches Verhältniß.

Herr A. Rollet findet „den innigen, wesenhaften Connex der Wissenschaften als das hervorragendste Moment für die gegenwärtige Phase der Civilisation" zu bezeichnen; er schreibt der Naturwissenschaft das Verdienst zu, diese Thatsache zu allermeist herbeigeführt zu haben. Darauf gründet sich die Stellung, welche die Naturwissenschaft unserer Zeit zu den übrigen Erfahrungswissenschaften annimmt und behauptet. Zwei Dinge sind es nun, welche die heutige Naturwissenschaft charakterisiren: die principielle Zurückführung aller und jeder Naturerscheinung auf die Mechanik der Atome, welche ihrerseits wieder auf einer unveränderlichen Summe von Kraft, die einer unveränderlichen Menge von Materie anhaftet, beruht, d. i. vom Principe der Erhaltung von Stoff und Energie beherrscht wird; und zweitens die große Lehre Darwins „von der Continuität alles lebendigen Seins auf der Erde". So weit also die Grenzen des Naturerkennens gesteckt sind, dennoch ist dasselbe nicht unbeschränkt; wie Du Bois Reymond zeigte, begreifen wir nämlich weder das Wesen der Materie, noch vermögen wir das Bewußtsein aus mechanischen Principien zu erklären. Die Objectivität der Dinge geht uns gegenüber in Anschauung auf.... Nur mit Erscheinungen des erkennenden Subjectes haben wir es zu thun, hinter welchen das eigentlich Reale, das Metaphysische als ein uns Unfaßbares sich verbirgt." Die Erscheinungsform der Dinge ist nothwendiger Weise Bewußtseinsform. — Von den Naturwissenschaften wendet der Redner sich zu den Geisteswissenschaften, welche „angelockt vom Beispiel jener voraneilenden Wissenschaften die langen Wege des Forschens . . . immer eifrigier auch zu den ihrigen gemacht, „nichtige constructive Zauberformeln über Bord geworfen haben."

Mit der Naturwissenschaft tritt die Geschichte in engsten Zusammenhang verbunden durch das gemeinsame Gesetz aller Entwicklung, sei sie physisch oder geistig. Es gibt aber überhaupt nur wenige Geisteswissenschaften (wie Redner einsichtsvoll hervorhebt), welche sich nicht schließlich in die feinste geschichtliche Analyse zuspitzen. . . Von allen Seiten erwägt der Verfasser die Folgen des organischen Entwicklungsgesetzes, das von unscheinbaren Anfängen durch nützliche Anpassung und Vererbung des Erworbenen zu derjenigen relativen Vollkommenheit geführt habe, die wir an dem Herrn der Schöpfung heute bewundern.

Digitized by Google

Was der Mensch ist, ist er geschichtlich, seine geistigen Eigenschaften, seine Begriffsbildung und Sprache sind „die Resultate vorausgegangener elementarer psychischer Processe, die abermals einer Zergliederung nach ihren Bedingungen fähig sind . . .“ „Ganz dasselbe gilt aber auch von den fundamentalen Sätzen der Moral. Daß Darwin und Wallace weit zurückgreifende Untersuchungen über den Ursprung sittlicher Empfindungen und Vorstellungen anstellen . . ist nur die muthvolle Fortsetzung des begonnenen Weges, das furchtlose Betreten neuer Pfade.“ Deßgleichen darf die Religion als Object der Wissenschaft die historische Kritik nicht scheuen. — — Ueberall tritt als Ergebniß dieses Zusammenhangs der physischen und psychischen Entwicklungsgeschichte „die Coincidenz und der Parallelismus“ beider Erscheinungsseiten der Dinge hervor, „als eine der wichtigsten und weittragendsten Thatsachen“.

Der Verfasser unterläßt es daher auch nicht, die neuesten Versuche zu berühren, die Empfindung als allgemeine Eigenschaft den Atomen beizulegen und verneint, daß man mit dieser Annahme auf dem Boden des Materialismus stände . . . „behaupten wir auch, daß Körperliches und Geistiges functionell verknüpft ist, so ist damit doch nicht ausgesprochen, daß der Geist das Product des Körperlichen ist, eben so wenig als das Umgekehrte . . .“ Die Rede gipfelt in den bezeichnenden Sätzen: „Frei und ungebunden waltet die Wissenschaft in unserer, in der Welt der Anschauungen und Vorstellungen, und sammelt unablässig mit dem Wahren auch das ewig Gute und das ewig Schöne ein. In dieser Freiheit des erkennenden Subjectes im Finden, Entdecken und Fördern, in dieser Krönung ihres Strebens treffen alle die mannigfaltigen Wissenschaften wie in einem Angelpunkte zusammen!“ — Gedankenklarheit und Bündigkeit der Form zeichnen diese Rede aus, welche einen neuen Beleg dazu bildet, daß die philosophischeste der Naturwissenschaften, wie Du Bois Reymond die Physiologie nannte, vielleicht wider Willen zu ganz philosophischen Gesichtspunkten gelangt ist.

Auch Herr H. Hlasiwetz verkennt nicht die theoretische Bedeutung der Naturwissenschaften. Im Eingange seiner Rede zergliedert und beleuchtet er mit tiefem Verständniß das Wesen der naturwissenschaftlichen Methode. Er tritt der Meinung entgegen, daß ihre Fortschritte nur an zufällige Aufspeicherung des Beobachtungsmaterials geknüpft seien. „Alles was die neuere und neueste Zeit an großen und maßgebenden Entdeckungen zu Tage gefördert hat, war immer das Resultat einer richtigen Combination von Versuchen, mit geläuterten Ideen. . . .“ Und so sehr ist er von dem deductiven Momente in aller inductiven Forschung überzeugt, daß er geradezu erklärt: „Das Naturgesetz ist zugleich das Gesetz der Vernunft, und daraus folgt dann, daß die ganze Natur eine Vernunfteinrichtung, und daß es die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, die Vernunft in der Natur aufzuweisen.“

Um so mehr muß es aber auffallen, daß der Ton seiner Rede sofort zu dem bloßen Nützlichkeitsstandpunkt herabsinkt. Statt das Wissen in seinem

Digitized by Google

Eigenwerth und Selbstzweck als Erfüllung und Verwirklichung einer idealen Anlage unserer Natur zu schätzen, mißt er dasselbe mit dem äußerlichen Maße materieller Vortheile, der besseren Gestaltung des Lebens, der Verfeinerung und Vermehrung der Genußfähigkeit. Kein Wunder, wenn damit eine ganze Provinz unseres Wissens abgeschnitten wird, in welcher jene unablässigen Nachforschungen liegen über die Normen des Wahren, die Gesetze des Sittlichguten und die Formen des Schönen, wie sie in ewiger Gesetzmäßigkeit allein aus dem Wesen des Bewußtseins herfließen, Nachforschungen, für welche der menschliche Geist mindestens einen gleich lebhaften Trieb empfindet, wie zur Erforschung der äußeren Natur. Aus dem Nützlichkeitsstandpunkt bekämpft der Redner die Unterscheidung zwischen Technik und reiner Wissenschaft, zwischen freier und selbstgenugsamer Theorie und nutzbarer Praxis, wie sie neuerlich Zöllner nachdrücklich betont hat, dessen Buch Herr Hlasiwetz übrigens irrthümlich als bloß kritisch-polemisch hinstellt, während die Polemik in demselben dem positiv-wissenschaftlichen Interesse durchaus untergeordnet erscheint.

Aber wollten wir selbst den Standpunkt des Redners gelten lassen, so scheint es nicht, daß er von demselben herab zu einer vollständig unparteiischen Würdigung der verschiedenen Wissenskreise gelangt sei, wenn er emphatisch verkündet, nur „die Naturwissenschaft ist Macht“. Der Zustand eines Volkes, seine innere Verfassung und äußere politische Macht hängt keineswegs einzig oder auch nur zunächst von der Summe der naturwissenschaftlichen Kenntnisse ab, die in demselben im Umlaufe sind, sondern wesentlich von der Tiefe und der Lebendigkeit der Begriffe, die es sich über die höchsten sittlichen Zwecke und Aufgaben des Daseins bildet. Oder war es vielleicht die Ueberlegenheit, die naturwissenschaftliche Einsicht und Technik, welche das deutsche Volk jüngst zum herrlichsten Siege geführt hat, und nicht vielmehr das rege Pflichtgefühl, das seine bewunderungswürdige Heeresorganisation allererst durchführbar machte, der „kategorische Imperativ“, der wie ein unsichtbarer General die Herzen aller Einzelnen befehligte?!

Dem Redner ist es nicht gelungen, seine Nützlichkeitsrücksicht vollkommen durchzusetzen, und es kommt fast einem Selbstwiderspruche gleich, wenn er seine Hörer schließlich vor der unvermeidlichen Einseitigkeit einer bloß technisch-wissenschaftlichen Beschäftigung warnt und auffordert, das Geistesleben auch von seiner schönsten idealsten Seite kennen zu lernen.

Die Ueberschätzung der materiellen Lebensgüter, die Behauptung, daß das Wissen dem Nutzen dienstbar sei, sie müssen um so eifriger bekämpft werden, in je anziehendere, feinere und geistreichere Form verkleidet sie auftreten.

Riehl.

Digitized by Google

* Pharus am Meere des Lebens. Illustrirt von Adolf Schmitz. Iserlohn, Bädeker.

Ob Lebensweisheit aus Büchern gelernt werden könne, darüber mag Jeder seine eigenen Gedanken haben, aber daß die Bücher, welche Lebensweisheit in Form von Sprüchen und Maximen vortragen, mit Vorliebe gelesen werden, scheint eine lange Litteratur zu beweisen von Salomo, Jesus Sirach, Marc Anton u. v. a. bis auf Larochefoucauld, Rückert, Schefer, Auerbach und Coutelle's „Pharus", der in zwanzig Jahren elf Auflagen erlebt hat. Oder würden vielleicht auch diese Bücher nicht gelesen? Hielte man sich dieselben nur als Präservativ vorräthig, das anzuwenden natürlich eben dann vergessen wird, wenn es am Nöthigsten wäre? Wie der „Pharus" eigentlich verwendet wird, ob als Erbauungsbuch oder als moralischer Hausarzt, von welchem man sich bei irgend einer Störung des Gleichgewichts im Geiste sagen läßt, wie alte und neue Weise über den Fall gedacht und welche Exercitien sie vorgeschrieben haben: das verräth uns die Ankündigung nicht, auch nicht, welchen Einfluß der Besitz des Buches auf Denkart und Handlungsweise der vielleicht elftausend Abnehmer der bisherigen Auflagen ausgeübt habe — was einen schätzbaren Beitrag zur Beantwortung der oben berührten Frage abgeben würde. Genug, die Verlagshandlung bietet uns nunmehr eine zwölfte Auflage, verringert und zugleich (durch Aussprüche neuerer Dichter) vermehrt, in stattlichem Lexiconformat, splendid gedruckt und mit allegorischen Bildern, Vignetten, Initialen u. s. w. von der Hand eines namhaften Künstlers geziert. Wir finden da unter etwa 150 Schlagwörtern von „Aberglaube, Achtung, Alter" angefangen bis „Zufriedenheit, Zukunft und Zweifel" Sentenzen so ziemlich aus der ganzen Weltlitteratur zusammengetragen. Die Hauptsache haben begreiflicherweise die deutschen Klassiker geliefert, aber auch der Sprüchwörterschatz unseres Volkes, die Bibel, die Edda, orientalische Dichtungen haben beigesteuert, neben unseren großen Dichtern und Philosophen fehlen Kotzebue, Langbein und Saphir nicht, Bacon, Shakespeare, Young und Carlyle, Cervantes und Calderon, Rousseau und Voltaire ꝛc. ꝛc. sind in Contribution gesetzt. Daß es da nur Goldkörner gebe, läßt sich wohl nicht behaupten, Einseitigkeiten, Aeußerungen augenblicklicher Stimmung oder Verstimmung, Worte, die auf den Charakter der Person, welcher sie in den Mund gelegt worden sind, bezogen werden müssen, erhalten für sich und außer dem Zusammenhange hingestellt, leicht eine ungehörige Bedeutung; indessen bleibt selten das Correctiv von anderer Seite aus. Auf jeden Fall haben ungewöhnliche Belesenheit und Sammelfleiß einen ganz schätzbaren „Citatenschatz" aufgespeichert, welcher durch ein Autorenverzeichniß (anstatt des durch die alphabetische Anordnung des Ganzen überflüssig gemachten Materien-Registers) noch verwendbarer gemacht werden könnte. Die Zeichnungen sind sehr zahlreich und, wie unter solchem Verhältniß kaum zu vermeiden, von verschiedenem Werthe, doch gehören sie im Durchschnitte entschieden zu den besseren „Illustrationen".

---

* Saggio delle opere di Leonardo da Vinci. Milano 1872.

Die Enthüllung des Monuments für Leonardo da Vinci in Mailand hat einige Gelegenheitsschriften hervorgerufen; keine aber ist wichtiger als jene, welche in Mailand bei Giov. Ricordi (Fol.) erschienen auf 24 Tafeln photolithographischer Abbildungen von Blättern aus dem Codice Atlantico der Ambrosianischen Bibliothek mit treuer Uebersetzung der betreffenden Originalstellen durch Prof. G. Colombo gibt. Man erhält durch dieselben Einsicht in die eminenten Leistungen dieses Künstlers als Mechaniker und Technologe Nach dieser Seite hin wurden die Blätter aus dem genannten Codex ge-

Digitized by Google

wählt; und wir sind für diese Gabe dankbar, hoffend, daß an der Hand des Textes und der Interpretation uns gelehrte Mechaniker und Technologen die Bedeutung der Zeichnungen und Entwürfe Leonardo's erklären werden.

Aber so erwünscht auch diese Publication, so trefflich die Reproductionen, so glänzend die Ausstattung ist, so gestehen wir offen, würdiger würde Italien gehandelt haben, wenn es, statt ein Monument von zweifelhaftem Werthe zu schaffen, es dadurch ein Monument von unzweifelhaftem Gewinn für die ganze Welt hervorgerufen haben würde, wenn es die Summen, welche das Monument gekostet hat, dazu benützt hätte, alle Manuscripte des Leonardo in photolithographischem Wege zu veröffentlichen, die in Mailand in der Ambrosiana und bei Trivulzi, in Paris und an anderen Orten sich befinden und ihrer Auferstehung harren. Das wäre ein Monument geworden aere perennius; und das wird, da dieser Anlaß versäumt wurde, noch gemacht werden müssen, wenn man den Genius Leonardo's vollkommen zu würdigen in die Lage versetzt sein soll. Eine große Publication über Leonardo erwarten wir seit Jahren von England aus — was aber sonst seit Amoretti, Vallardi, Gerli, Bossi Venturi veröffentlicht worden, ist nicht viel. Insbesondere Italien hat, wenn wir Martini's Arbeiten ausnehmen, in den letzten Jahrzehnten wenig geleistet, um dem Andenken nicht bloß eines seiner größten Maler, sondern auch seiner größten Naturforscher und Mechaniker gerecht zu werden.

Kleinere Beiträge zur Würdigung Leonardo's sind mehrere publicirt, die auf streng wissenschaftlichen Werth Anspruch machen, — einige von diesen sind den Herausgebern des Mailänder Saggio unbekannt geblieben, insbesondere die deutschen — aber die Hauptarbeit ist erst zu machen, nicht bloß in Beziehung auf seinen Trattato della pittura, sondern auf eine Gesammtausgabe der Inedita und der Handzeichnungen.

Wie wichtig eine solche wäre, zeigt mehr als Ein Fall. Es gehen unrichtige Daten fast durch alle Bücher über Leonardo. So wird erzählt, daß Leonardo ein Perpetuum mobile herzustellen versucht habe. Diese Erzählung fußte auf der Zeichnung eines solchen Instruments in einem Codex. Aber siehe da — die Zeichnung des Leonardo gehört zu einem anderswo befindlichen Texte, worin Leonardo nachweist, daß ein solches Perpetuum mobile eine Unmöglichkeit sei. Jetzt, wo Text und Zeichnung sich gefunden haben, klärt sich die Sache in einer ganz erfreulichen Weise.

Darum sind wir dankbar auch für diese Gabe, die uns in glänzender Form geboten ist. Sie leitet die Aufmerksamkeit wieder auf die wissenschaftliche Bedeutung Leonardo's, und wird schon deßwegen von der kleinen, aber über ganz Europa verbreiteten Gemeinde, welche den Cultus des Leonardo treibt, mit Freude begrüßt werden.

Der einleitende Text zu den prachtvollen photolithographischen Publicationen „Il Genio di Leonardo" überschrieben, behandelt Leonardo als litterato e scienziato und als scultore e pittore. Die letztere Abhandlung ist die schwächste. Werthvolle Stellen finden sich in allen Partien; die ganze Einleitung überragt an wissenschaftlichem Werthe die beiden Broschüren, welche außer dieser Publication aus dem erwähnten Anlasse in Mailand veröffentlicht wurden, die Schrift von G. Riccardi „Intora a Leonardo da Vinci" und von Carlo Blasis „Studi intorno all' arte e al genio di Leonardo da Vinci".

KAISERLICHE KÖNIGLICHE HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Rechts- und staatswissenschaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oesterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 101.: Ueber Zeitberechnung. Von Leo Geller (Schluß). — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes. — Amtliches.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 101: Ein gemischtes Verfahren. — Die Aufhebung des Legalisirungszwanges. — Fälle aus der Gerichtspraxis. — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes. — Notizen. — Amtliches. — Nr. 102: Ueber einige Entscheidungen des Judicatenbuches. — Die Erhöhung der Beamtengehalte. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes. — Notizen. — Amtliches.

Juristische Blätter. I. Jahrgang Nr. 42: Die faktische Insolvenz und der § 486 St. G. — Wochenschau. — Aus den Vereinen. — Kleine Mittheilungen. — Amtliches. — Beilage: Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes. — Fälle aus der Praxis.

Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 51: Academica. — Mittheilungen aus der Praxis. — Geschichte der Bienenzucht in rechtlicher und administrativer Beziehung. — Personalien.

Zeitschrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oesterreich. 1872. Nr. 51: Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes. — Gebührenfälle. — Zur Illustrirung unserer Zustände in Vertrags- und Grundbuchssachen. — Besetzungsvorschlag. — Amtliches.

Die vor einem Jahre ins Leben gerufene „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst“ nimmt hiermit Abschied von ihren Lesern.

Der Redaction erübrigt nur noch für die thätige Unterstützung höchst ausgezeichneter Schriftsteller und für die zahlreichen Zeichen der Anerkennung aus Nähe und Ferne ihren aufrichtigen Dank auszusprechen.

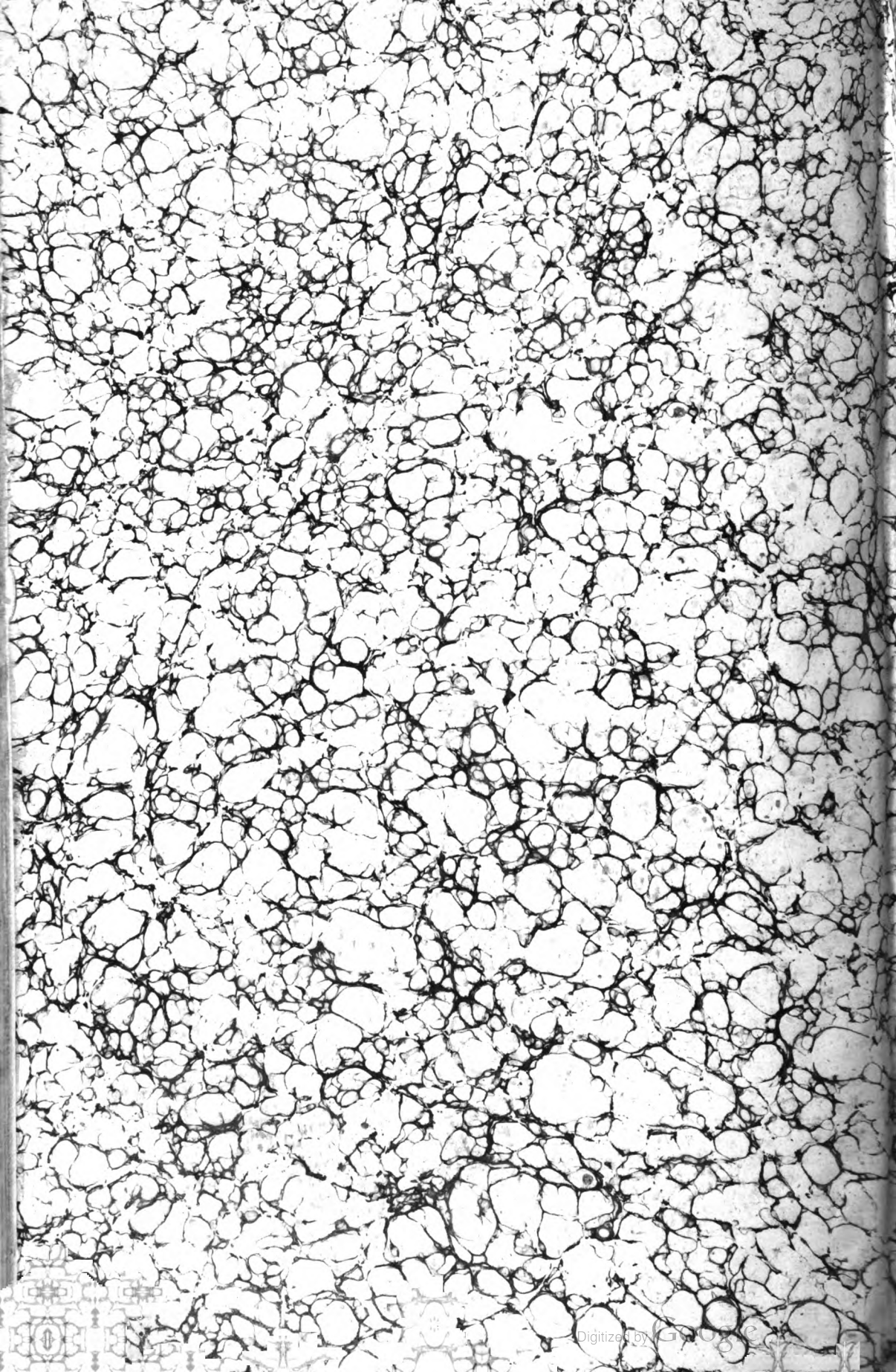
Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Fr. Hallstein
k.k. Hof-Buchbin
in
WIEN